UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band XXXVII.

(October — November — December.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

315297
2. 5. 35

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchh. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Reval**, Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchh. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 37-38

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenunddreißigsten Bande (October — December 1883).

		Seite
I.	Siechentrost. Novelle von **Paul Heyse**	1
II.	Wissenschaft und Militärwesen. Von **C. Freiherrn von der Goltz**	40
III.	Der Adams-Pik auf Ceylon. Von **Ernst Haeckel**	53
IV.	Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität. Rede von **E. du Bois-Reymond**	71
V.	Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg**	96
VI.	Baron Nothomb. Von **F. H. Geffcken.** I.	117
VII.	Friedhofsblume. Novelle von **Wilhelmine von Hillern,** geb. **Birch.** I.	129
VIII.	Politische Rundschau	151
IX.	Altes und Neues von Jacob Grimm. Von **W. Scherer**	157
X.	Literarische Notizen	159
XI.	Bibliographie	160
XII.	Lutherlied zur Feier des 10. Wintermonats 1883. Von **Conrad Ferdinand Meyer**	161
XIII.	Martin Luther. Von Prof. **Heinrich Holtzmann** in Straßburg i/E.	164
XIV.	Zur neuesten Lutherliteratur	194
XV.	Friedhofsblume. Novelle von **Wilhelmine von Hillern,** geb. **Birch.** II. (Schluß.)	208
XVI.	Ueber die Erhaltung der Gesundheit. Von Professor **W. Preyer** in Jena	237
XVII.	Baron Nothomb. Von **F. H. Geffcken.** II. (Schluß.)	263
XVIII.	Die Geschichte eines Genies. Von **Ossip Schubin.** I/XII.	282
XIX.	Politische Rundschau	311
XX.	Literarische Notizen	318
XXI.	Bibliographie	319

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Die Hochzeit des Mönchs. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer.** I. 321

XXIII. August Böckh und Karl Otfried Müller. Von **Ernst Curtius** 355

XXIV. Von den europäischen Colonien. Von **F. X. von Neumann-Spallart** 368

XXV. Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen. I/II. 393

XXVI. Die Umwälzung in der Atomlehre. Von Prof. **Victor Meyer** in Zürich 419

XXVII. Die Geschichte eines Genies. Von **Ossip Schubin.** XIII/XIX. (Schluß.) 436

XXVIII. Politische Rundschau 461

XXIX. Gottfried Keller's Gedichte. Von **Otto Brahm** . . . 469

XXX. Weihnachtliche Rundschau 474

XXXI. Weihnachtsbücher für die Jugend 478

XXXII. Bibliographie 480

Siechentrost.

Novelle

von

Paul Heyse.

An einem hellen Frühlingstage des Jahres 1375 ritt ein junger Mensch, dessen Aufzug und Geberde schon von Weitem verrieth, daß er guter Leute Kind war, das Lahnthal entlang, immer dem Fluß entgegen, der seine olivengrünen Wellen, vom schmelzenden Schnee geschwellt, hastig, aber lautlos dem Rhein zuwälzte. Die Wälder, die hier im Hochsommer als eine dunkle Wildniß die Straße am Ufer einsäumten, trugen noch das erste junge Grün und waren von überlautem Gesang nistender Vögel erfüllt, den dann und wann das Schellengeklirr und Peitschenknallen vorbeiziehender Kärrner übertönten. Denn Handel und Wandel, die über den Winter geruht, hatten sich dieses Pfades seit Wochen wieder bemächtigt und führten die Güter und Waaren aus dem inneren Lande der großen Wasserstraße zu, die Ladungen der Rheinschiffe dagegen eintauschend.

So ging es in diesen schattigen Gründen und Waldschluchten vor einem halben Jahrtausend lustiger zu, als heutzutage, wo aller Menschen- und Waarenverkehr sich in die langen dumpfen Eisenbahnzüge zusammendrängt. Auch auf dem Gesicht des einsamen Reiters, obwohl er der Umgebung wenig achtete und den Zuruf der Begegnenden nur mit einem stummen Kopfnicken erwiderte, lag während der langen Stunden immer der gleiche Ausdruck einer fröhlichen Hoffnung, den nur zuweilen ein Schatten von Ungeduld trübte, wenn sein starkes flandrisches Pferdchen in ein gar zu lässiges Schlendern verfiel, oder gar am Rande des Weges stehen blieb, um ein Maulvoll frischer Maikräuter abzurupfen. Es war ihm aber nicht zu verargen, da sein Herr, seit sie die Brücke von Diez überschritten, ihm nicht die kleinste Rast erlaubt hatte. Als sie nun aber an die Stelle kamen, wo das hochumschlossene enge Thal sich plötzlich aufthut und der Blick über das sanftgewellte, von Aeckern und Wiesen durchgrünte Gebiet der schönen Stadt Limburg schweifen darf, hielt auch der Reiter unwillkürlich die Zügel an, stand wie eine Bildsäule kerzengrade in den Steigbügeln auf und staunte nach der fernen Wundererscheinung hinüber. Denn im glühendsten Abendlicht hob die herrliche Stiftskirche zum heiligen Georg ihre sieben Thürme in

die reinen Lüfte empor, und da es ein Samstag war, klang das abendliche Geläute so vollstimmig ihm entgegen, daß das Innerste seiner Brust davon erschüttert wurde.

Zwei Jahre lang hatte er diese Klänge nicht mehr vernommen, außer im Traum des Heimwehs, und in mancher kleinmüthigen und einsamen Stunde daran verzweifelt, daß er sie jemals wieder hören würde. Nun überwältigte ihn die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche, daß er der Thränen sich nicht erwehren konnte.

Wenn die Seinigen, zumal sein strenger Herr Vater, ihn so gesehen hätten, würden sie wohl den Kopf geschüttelt und gesagt haben, daß der junge Gänserich, der über den Rhein geflogen, als Gigak wieder heimgekehrt sei. Er war von Kind auf wegen seiner nachdenklichen und absonderlichen Gemüthsart oft und hart gescholten worden, und der Vater, ein stattlicher und harter Mann, seines Gewerbes ein Tuchhändler und „Wantschneider", hatte sich so manches Mal bitter darüber beklagt, daß man seinen Buben in der Wiege vertauscht und einen mondsüchtigen Prinzen statt des derben Kaufmannssohnes untergeschoben haben müsse. Statt sich mit den andern Knaben in Feld und Wald und auf den Wällen der alten Veste zu tummeln, liebte er es schon als kleines Kind, sich in einen verborgenen Winkel zu verkriechen, dort seinen Träumen nachzuhängen, oder, als er eben einige Schulweisheit eingesogen, sich in irgend ein altes Sagen- oder Liederbuch zu vertiefen, das ihm ein freundlicher Pfaffe aus der Stiftsbücherei geliehen hatte. Da er nun eines Tages das Geschäft des Vaters erben und mit seinem einzigen Bruder, der etliche Jahre jünger war, den Credit des Hauses Eschenauer erhalten und mehren sollte, bekümmerte sein weltabgewandtes Wesen, die geringe Freude an Geld und Gut und der Hang zu ganz unfruchtbarem Sinnen und Brüten den wackeren Kaufherrn je länger, je mehr, zumal er sich sonst über seinen Gerhard nicht zu beklagen hatte. Denn dieser versah in dem väterlichen Geschäft jeden Dienst, der ihm aufgetragen ward, auf das Pünktlichste, freilich ohne jeden eigenen Trieb und Ehrgeiz, und war auch in allem Uebrigen ein musterhafter Jüngling und liebevoller Sohn, der mit seinen sanften Sitten und dem ernsten Blick seiner braunen Augen bei allen Freunden und Nachbarn des Hauses wohlgelitten war.

Auch unter seinen Altersgenossen hatte er keinen Feind und Viele, die ihm herzlich zugethan waren. Denn er war kein Spielverderber oder Moralist, drängte seine Weisheit oder die heimliche Geringschätzung so mancher Jugendlustbarkeit Niemand auf und hielt sich, wo es darauf ankam, in Schimpf und Ernst seinen Mann zu stehen, so tapfer und unerschrocken, daß man seine beschaulichen Neigungen nicht aus einem Mangel an Muth oder Männlichkeit erklären konnte; sondern, nachdem man sich müde gespottet und gemerkt hatte, wie wenig Eindruck das Höhnen wegen seiner Möncherei und Büchernarrheit auf ihn machte, ließ man ihm diese seine Schwäche hingehen und betrachtete ihn sogar mit heimlichem Respect ihretwegen. Es kam damals in der Stadt, die von trefflichen Grafen aus dem Isenburg-Limburg'schen Hause bevogtet wurde und die ritterlichen Herren aus den benachbarten Burgen und Schlössern oft zu Gast hatte, auch unter der jungen Bürgerschaft ein streitbarer und hochstrebender Sinn

in Schwang, also daß die jungen Kaufleute nicht nur ihre Pferde mit silberbeschlagenem Zeug versehen ließen, sondern in zierlicher ritterlicher Kleidung und schönen Waffen viel Aufwand machten, dies Alles nicht bloß zum Schein, sondern um in eigenen Turnieren, Ringstechen und Lanzenrennen ihre Kraft und Gewandtheit zu zeigen. Auch hierin stand der junge Gerhard Eschenauer hinter Niemand zurück, immerhin mit einer nachlässigen und zerstreuten Manier, so daß ihn keiner der Preise, die er gewonnen, sonderlich zu freuen schien. Und niemals im Getümmel dieser fröhlichen Feste leuchteten seine Augen so hell, als wenn er im Wald unten am buschigen Stromufer lag, ein pergamentenes Büchlein in der Hand, in welchem Lieder der Minnesinger oder Sprüche weiser Meister verzeichnet waren.

Daß diese Gleichgültigkeit gegen alle Weltlust durchaus nicht einer verstohlenen Blödigkeit entsprang, wurde nun eines Tages noch viel deutlicher offenbar, als der wunderliche Geselle sich in das schönste Mädchengesicht der Stadt vergaffte und unverzüglich zuerst bei ihr selbst, dann aber auch bei ihrer Familie um sie warb. Es war dies die sechzehnjährige Tochter eines der angesehensten Bürger, Anselm Rode genannt, in dessen Geschlecht seit Menschengedenken das Schöffenamt erblich war, zu neuen Ehren gebracht durch den jetzigen Träger desselben, der in einem wichtigen Rechtsstreit der adligen Herren mit der Stadtgemeinde einen unangefochtenen Schiedsspruch gethan und insbesondere auch bei dem Grafen Johann, dem gegenwärtigen Herrn und Hüter der Stadt, das größte Ansehen genoß. Da ihm seine eigene Gattin im Wochenbett gestorben war, nach dem Ausspruch der Aerzte nur darum, weil sie zu jung in die Ehe getreten, hatte er sich gelobt, sein Töchterchen Imagina vor gleichem Schicksal zu bewahren und vor ihrem vollendeten achtzehnten Jahre sie keinem Gatten zu verbinden. Das Jüngferchen, obwohl es schon zu sechzehn Jahren die Kinderschuhe längst vertreten hatte und mit seiner voll aufgeblühten Gestalt es mancher jungen Frau hätte zuvorthun können, war dennoch über den väterlichen Entschluß nicht ungehalten, selbst nachdem sie dem sehr verliebten jungen Gerhard Eschenauer ihr Herz und ihre Treue verlobt hatte. Denn dieses ihr Herz war von etwas kühlem Blut durchströmt, und nichts auf der weiten Welt schien ihr vorläufig wichtiger und erfreulicher, als das Bewußtsein, daß sie um ihres feinen Madonnengesichtes, ihrer schönen Haare von einer goldenen Bernsteinfarbe, ihrer zierlichen Hände und Füße willen von Alt und Jung als ein Wunderbild angegafft wurde und, wo sie erschien, mit einem Lächeln, bei dem sie sich nicht das Geringste dachte, die ernsthaftesten Männer wie die windigsten Gecken bezauberte.

Ihr Vater merkte wohl, wie sein Kind eine gefährliche Straße wandelte, und nichts war ihm erwünschter, als daß gerade der sinnige, ernste Gerhard sich leidenschaftlich um sie bewarb. In seiner Zucht, hoffte er, werde aus dem rings umschmeichelten und umkos'ten Püppchen eine wackere und pflichttreue Hausfrau werden, abgesehen von dem Wohlstande des Hauses, in welches das junge Weib eintreten sollte. Er gab also auch seinerseits mit Freuden seinen Segen zu dieser Verlobung, nur bestand er auf einem Aufschub der Hochzeit um volle zwei Jahre. Und da es nicht wohlgethan schien, daß die beiden Liebesleute die lange Frist in so großer Nähe durchharren sollten, war Vater Eschen-

auer auf den Ausweg verfallen, seinen Sohn auf Reisen zu schicken, da er sich für dessen Weltläufigkeit, Erwerbs- und Geschäftssinn viel davon versprach, wenn er in den flandrischen, englischen und nordfranzösischen Handelsplätzen bei den Geschäftsfreunden des Hauses einkehrte und die Macht und den Glanz weitverzweigter Handelsverbindungen würdigen lernte.

Diesem väterlichen Willen hatte der gehorsame Sohn sich ohne alle Einrede gefügt, obwohl es ihn hart ankam, sich von seiner schönen jungen Braut auf so lange Zeit zu trennen. Die bitterliche Entbehrung konnte ihm nicht einmal durch häufige Briefe erleichtert werden, da das junge Kind keine geschickte Schreiberin war, überhaupt keinerlei Künste verstand, als die sich auf den Schmuck und Aufputz ihrer zierlichen Person bezogen. Er selbst schrieb ihr, so oft sich eine sichere Gelegenheit ergab, berichtete ihr von den fremden Städten und Ländern, die er durchzog, ihren Sitten und Trachten, den wechselnden Abenteuern, die er bestand, und dem immer unwandelbaren Zustande seines eigenen Herzens. Daß er auch im Uebrigen Derselbe blieb und für alle anderen Dinge in der Fremde offnere Augen hatte, als für sein eigenes Gewerb, so daß ihm die großen Teppichwirkereien in Gent und Brügge so wenig ein Wort der Bewunderung ablockten, wie die Magazine der Londoner Tuchhändler, konnte sich Herr Hinrich Eschenauer, wenn er die Briefe des Sohnes seiner guten Frau vorlas, nicht verhehlen. Sie aber, die diesen Sohn immer besonders geliebt hatte, nahm ihn mit seiner Jugend in Schutz und tröstete den Vater, daß es wohl anders kommen werde, wenn er erst ein angesessener Bürger sein und selbst für Weib und Kind zu sorgen haben würde.

Nun war endlich die Wartezeit verstrichen, und der junge Weltwanderer hatte den Tag seiner Heimkehr in einem letzten Briefe den Seinigen angezeigt. Aber von Ungeduld gespornt, war er um eine ganze Tagereise früher an das Ziel seiner Sehnsucht gelangt, und da nun auf einmal das Bild des hohen Münsters und die Dächer und Thurmzinnen der daneben aufragenden Burg, die er tausendmal in seinen Träumen geschaut, ihn so friedlich in der Abendsonne ansahen, löste sich die lange Spannung seines Gemüthes in einem jähen Thränenstrom, dem er eine Weile den Lauf ließ. Als der Nebel vor seinen Augen gewichen war, standen auch die hohen Thürme grau und unfestlich in der silbernen Abendluft, und auf einmal überfiel ihn ein wunderliches Bangen, als ob ihn zu Hause nicht Alles so glückselig anlachen würde, wie es in der Fremde ihm beständig vorgeschwebt. Mit einem leichten Ruck der Zügel setzte er sein Pferd wieder in Bewegung und legte die letzte Strecke des Weges so zögernd zurück, daß er an dem alten Stadtthor erst anlangte, als es eben geschlossen und die schwere Zugbrücke emporgewunden werden sollte.

* * *

Doch wurde er als ein wohlbekanntes Stadtkind von der Thorwacht freundlich begrüßt und ohne Weiteres eingelassen. Auch hatte er allen Grund mit der Aufnahme, die er im Elternhause fand, zufrieden zu sein. Selbst sein gestrenger Herr Vater, der kein Freund von äußerem Bezeigen seiner Zärtlichkeit war, schloß den wackeren Jüngling, unverständliche Freudenworte murmelnd, in die Arme und

weidete seine Augen mit unverhohlenem Stolz an seiner stattlichen Figur und dem offnen, männlichen Antlitz. Die Mutter vollends konnte sich an schüchternen Liebkosungen aller Art nicht ersättigen, während der jüngere Bruder, der den älteren stets mehr beneidet, als geliebt hatte, stumm und blaß, da er gerade von einem Fieber genesen war, am Fenster saß und dem Heimgekehrten nur eine welke Hand und einen flüchtigen Blick gönnte.

Nun hätte ihn die Mutter gern sogleich an ihrem Tische behalten und mit einem reichlichen Nachtmahl gelabt. Er aber, bis über die Stirn erröthend, wehrte ihr ab und sagte, daß er keinen Bissen zu genießen vermöge, ehe er seine Braut begrüßt, ja nicht einmal den Reisestaub abzuschütteln könne er übers Herz bringen. Er achtete auch nicht darauf, daß die Mutter dies mit einem seltsamen Schweigen hinnahm, tauchte nur Gesicht und Hände in das fließende Brünnlein hinter dem Hause und stürmte dann in die dunkle Stadt hinaus, wo es um diese Zeit noch lebendig war von allerlei Bürgervolk, das vor den Häusern sitzend den Feierabend genoß oder zu seinem Abendtrunk in eine der vielen Weinschenken schlenderte.

Die Stadt Limburg ist, wie man weiß, auf einem sanft ansteigenden Felsgrunde erbaut, auf dessen oberstem Gipfel sich der Dom und das Herrenschloß erhebt, hoch über dem Abhang schwebend, der in senkrecht steilem Niedergang bis an den Strom hinabfällt. Oben aber, dem Friedhof gegenüber, dessen rosenüberblühte Gräber den grauen Sockel des Gotteshauses umgeben, breitete sich schon damals ein freier gepflasterter Platz von dem Portal des Münsters aus, nach zwei Seiten von den ansehnlichsten Bürgerhäusern eingeschränkt, unter denen der Giebel des Rode'schen Hauses sich am höchsten erhob. Ein breiter Erker, mit kleinen Fensterchen verschlossen, sprang gleich im Erdgeschosse vor und reichte bis in den ersten Stock hinauf, mit seltsamem steinernem Bildwerk verziert, Meerjungfrauen und allerlei Lindwürmern und reißenden Thieren, die einen phantastischen Rahmen bildeten, wenn das schöne Mädchenbild in seinem hellen Haar und sonntäglichem Geschmeide hier am offenen Fenster saß und den vorüberwandelnden Kirchgängern den Anblick seiner lächelnden Schönheit gönnte. So hatte auch Gerhard sie zum ersten Male gesehen, da sie aus dem Kloster, wo sie bei einer Muhme ihrer verstorbenen Mutter bis dahin aufgewachsen war, fast eine Fremde in das väterliche Haus zurückkehrte. Heute stand, der kühlen Abendluft wegen, kein Fenster offen; doch sah man einen hellen Lichtschein durch das schmale Stabwerk des Erkers hervorglänzen, und Gerhard konnte der Versuchung nicht widerstehen, leise wie ein Dieb sich heranzuschleichen und sich auf den Zehen reckend durch die bleigefaßten runden Gläser hineinzuspähen.

Da sah er auf einem Ruhebänkchen am Ofen, auf das ein rothes Kissen gelegt war, seine Liebste sitzen, den schlanken, jungen Leib nachlässig gegen die grüne Ofenwand zurückgelehnt, so daß die Haare, die in freien Locken hingen, wie ein weicher Schleier ihre Schultern umgaben. Obwohl es ein Werkeltag war, trug sie ein reichverziertes Kleid und eine feine goldene Kette um den blanken Hals, dazu nach der Unsitte, die eben erst aufzukommen begann, die milchweiße junge Brust bis zur Hälfte entblößt, wie es ihr Verlobter früher nie an ihr gesehen. Sie war noch blühender und völliger geworden in jenen zwei Jahren

und die Grübchen in ihren Wangen noch reizender, so oft sie die etwas zu feinen Lippen in Rede oder Lächeln bewegte. Und ein besonderes Wunder erschienen bei ihrem goldhellen Haar die langen, dunklen Augenwimpern, die ihren Blick mit einem geheimnißvollen Helldunkel umschleierten, jetzt zumal, wo von einem schwebenden, weitausgreifenden Leuchter das Licht dreier Kerzen von oben herniederfloß, ihr kleines Ohr durchleuchtete, wie ein Rosenblatt, und ein liebliches Spiel wankender Lichter und Schatten über Gesicht und Gestalt des üppigen und stolzen Menschenbildes warf. Auf ihrem Schoß hatte sie ein winzig kleines, mit zottigen Haaren dicht überhangenes Hündchen ruhen, dem sie mit den weißen Fingerchen leise das Fell kraute. Vor ihr aber, auf einem niederen Schemel, saß ein junger Gesell mit langem, braunem Haarschopf, der ihm bei jeder Bewegung über die niedere Stirn fiel. Sein Gesicht war nicht häßlich, aber durch einen Zug von verwegener Tücke entstellt, den selbst sein galantestes Lächeln nicht ganz zu verwischen vermochte. Auch er liebkos'te das Hündchen, doch war es ihm offenbar nur darum zu thun, auf diese Weise mit dem schönen Mädchen handgemein zu werden. Denn so oft er dem Thiere über den Rücken strich, mußte er die weißen Finger streifen, die es sich eine Weile gefallen ließen, plötzlich aber sich erhoben, um den Uebermüthigen zu strafen auf irgend eine gelinde Art, die einer Ermuthigung ähnlicher sah, als einer Buße. Während dieses Spiels redete der junge Fant beständig mit halblauter Stimme, wie es schien, von sehr lustigen Sachen, denn das zurückgelehnte Gesicht des Fräuleins funkelte beständig von heller Lustigkeit, und nur zuweilen wollten die zarten Brauen sich wie im Unwillen über eine allzudreiste Rede zusammenziehen, wozu es aber der lachende Mund, der zuweilen all seine blanken Zähne zeigte, nicht kommen ließ.

Sie waren in diese Unterhaltung so vertieft, daß sie es völlig überhörten, wie draußen am Hausthor der Klopfer erklang und ein rascher Schritt sich der Erkerstube näherte. Als dann die Thür hastig aufgerissen wurde und plötzlich der dunkle Schatten des Bräutigams auf der Schwelle erschien, machte die unerwartete Störung durchaus nicht eine so lebhafte Wirkung, wie man hätte denken sollen. Der langhaarige junge Mensch blieb sogar ruhig sitzen, während Imagina sich gelassen erhob und das Hündchen sorglich in den linken Arm nahm. Sie war kaum ein wenig röther geworden, trat ihrem Verlobten ohne große Hast entgegen, und während sie ihm das rechte Händchen darreichte, nicht viel anders, als hätte ihre Trennung nur Tag und Nacht gedauert, sagte sie lächelnd: Seid Ihr's wirklich, Gerhard? Ich hatte Euch morgen erst erwartet. Aber es ist hübsch von Euch, daß Ihr Eure Ungeduld nicht länger habt zügeln können. Seht, da ist mein Vetter Reinhart Tilemann, des Stadtschreibers Sohn, der ist vor acht Tagen von der hohen Schule zurückgekehrt. Und hier ist Pilgram, mein Hündchen, das mir der Vater geschenkt, damit ich nicht ganz allein wäre, indessen Ihr die halbe Welt durchstreiftet. Ist es nicht eine herzige Creatur? Euch macht es noch eine feindselige Miene und knurrt Euch an. Aber wenn Ihr artig mit ihm seid, wird es Euch bald so zutraulich anschauen, wie den Vetter Reinhart. Nun? Sagt Ihr mir kein Wort, daß ich inzwischen schöner geworden sei, wie doch die allgemeine Rede geht? Oder seid Ihr gar ungehalten, daß ich mich nicht bleich und mager gehärmt habe, aus schmerzlicher Sehnsucht? Damit

hätte ich eine rechte Thorheit gethan. Nicht wahr, Vetter Reinhart? Kommt, und setzt Euch zu uns, und bis der Vater nach Hause kommt, erzählt mir, wie es in Flandern aussieht, was die schönen Frauen dort für Gewänder tragen, und ob Ihr mir auch etwas Hübsches und Feines mitgebracht habt.

Während dies neckische Geplauder dem schönen Wesen in heiterem Gleichmuth von den Lippen floß, stand Gerhard wie zur Salzsäule erstarrt ihr gegenüber. Ihr Händchen lag so kühl und glatt in seiner Hand, ihre dunkelblauen Augen waren mit so neugieriger Munterkeit auf die seinigen gerichtet, — er fragte sich, während er keines Wortes mächtig war, mit tödtlicher Angst, ob dies dasselbe Menschenkind sei, nach welchem er zwei lange Jahre im Wachen und Träumen heimverlangt hatte. Als er so seltsam stumm blieb, glitt plötzlich die kleine Hand mit einer unmuthigen Geberde aus der seinigen, die sie nicht festzuhalten strebte, und begann den Kopf des Hündchens zu streicheln, das den Fremden immer noch mit feindlichem Zähnefletschen anknurrte. Der Vetter hatte sich langsam von seinem Sitz erhoben, doch ohne den Gast anders als mit einem schier hochmüthigen Kopfnicken zu grüßen. Auch machte er keine Miene, als ob er gehen und dem Bräutigam das Feld räumen wolle, und der Braut schien es ebensowenig darum zu thun, mit ihrem langentbehrten Liebsten allein zu sein. Vielmehr lud sie die beiden jungen Leute ein, nun gemeinsam zu ihren Füßen Platz zu nehmen, und ließ sich selbst, immer das kläffende Thier im Arm, wieder auf ihrem erhöhten Sitze nieder, Gerhard auf einen zweiten Schemel hinweisend, der in der Erkernische stand. Da schüttelte dieser die Erstarrung ab, die ihn befangen hatte, und erwiderte: es sei ihm leider nicht vergönnt, seinen Herrn Schwiegervater abzuwarten, seine Mutter habe ihm nur kurzen Urlaub gegeben, um sich der Braut als heimgekehrt zu zeigen. Da er sie nun wohlauf und in so trefflicher Laune gefunden, auch in der besten Gesellschaft, die ihr die Zeit wohl verkürzen werde, wolle er für heut die Mutter, die er nur flüchtig umarmt, nicht länger warten lassen und werde sich morgen bei schicklicher Zeit wieder einfinden, wo er dann auch die Andenken von seiner Reise, die er seiner Liebsten zugedacht, nicht wie heut im Mantelsack stecken lassen werde.

Hiermit verneigte er sich steif und förmlich vor dem sehr erstaunten Fräulein, das eines solchen Tones von ihrem zärtlichen Liebhaber sich nicht versehen hatte, und verließ, ohne den Vetter eines Blickes zu würdigen, mit hastigen Schritten das Gemach.

Draußen aber, als er in die nächste dunkle Gasse eingebogen war, mußte er stille stehen und sich an die Mauer lehnen, da er am ganzen Leibe so heftig zitterte, als ob er einen Stoß mit stumpfer Lanze gerade gegen das Herz erhalten hätte. Zudem schien es ihm immer noch unmöglich, daß sie ihm nicht nachstürzen, den kaltherzigen Empfang entschuldigen und ihn mit zärtlicher Gewalt ins Haus zurückführen sollte. In der That hatte sie dergleichen im Sinn; aber der Spott des Vetters über den hölzernen Bräutigam und sein Rath, ihn kurz zu halten, um wenigstens einen gehorsamen Ehemann aus ihm zu erziehen, hielt sie im Zimmer zurück, obwohl ihr bei dem Handel nicht ganz geheuer war. Indessen dachte sie, morgen am hellen Tage den Spuk zu bannen, und vertraute auf ihre Macht, mit einigen Liebkosungen wie vor Zeiten jede trübsinnige An-

wandlung aus der Seele ihres Bräutigams zu verscheuchen. Als daher Gerhard noch einmal, obwohl heimlich knirschend über seine Schwäche, zu dem Erkerfenster zurückschlich, sah er das junge weiße Gesicht wieder von derselben Heiterkeit glänzen wie zuvor, nur daß der Vetter jetzt neben ihr stand und eine Strähne ihres Haares spielend durch seine Finger gleiten ließ.

Bei diesem Anblick verstummte die Stimme in seinem Innern, die das schöne Geschöpf hatte entschuldigen wollen: die Gegenwart eines Dritten habe ihr Zwang angethan, und was als leichtherzige Gleichgültigkeit erschienen, sei nichts gewesen als jungfräuliche Scheu, ihrem Verlobten vor fremden Augen sich an den Hals zu werfen. Alle die eitlen Worte, mit denen sie ihn empfangen, rief er sich wieder zurück und mußte sich mit bitterem Kummer gestehen, daß kein Herz daraus gesprochen, nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. So floh er, da er Schritte vernahm, mit einem dumpfen Seufzer von ihrem Hause hinweg, konnte es aber nicht über sich gewinnen, schon jetzt zu den Eltern heimzukehren, sondern strich, den Hut tief in die Stirn gedrückt, durch die ödesten Gäßchen ruhelos auf und ab, nach dem Fluß hinunter, an der steinernen Brücke vorbei und wieder in die Stadt hinauf, bis er nach einer Stunde ziellosen Schweifens ruhig genug zu sein glaubte, um den Seinigen unter die Augen treten zu können.

Er fand sie noch beisammen und mußte sich Gewalt anthun, nachdem er sich entschuldigt, daß er so lang im Hause des Schöffen verweilt, an dem Mahle theilzunehmen, das die Mutter mit sorgender Liebe reichlicher als sonst gerüstet hatte. Daß er nur wenig genoß, schob er auf die Uebermüdung durch den langen Ritt, und begehrte bald zu Bett zu gehen. Auch hatte sein Vater kein Arg an seinem zerstreuten, hastigen Wesen. Die Mutter aber, da er sich gute Nacht wünschend zurückgezogen hatte, schlich ihm auf seine Kammer nach und wußte ihm ein halbes Geständniß zu entlocken, daß das Wiedersehen mit seiner Liebsten nicht, wie er sich's geträumt, von Statten gegangen sei. Sie tröstete ihn aber, so gut sie konnte. Das junge Kind sei ohne mütterliche Zucht und Hut aufgewachsen und durch ein schmeichlerisches Gesinde und thörichte Verwandte, die ihrem Vater damit zu gefallen dächten, verhätschelt und verwöhnt worden. Doch vertraue sie, daß ein rechter Mann noch ein frommes und demüthiges Weib an ihr gewinnen könne, zumal sie selbst, wenn sie als Schwiegerin erst einige Macht besäße, redlich dazu mithelfen wolle.

Als sie so eine Weile in ihn hineingeredet und ihn ein wenig beschwichtigt zu haben glaubte, ließ sie ihn allein und hörte auch wirklich, da sie nach einer Stunde zu seiner Kammerthür zurückschlich, an seinen friedlichen Athemzügen, daß der Streit in seinem Busen zur Ruhe gekommen war. Hierzu hatte am meisten ein hingeworfenes Wort geholfen: daß sie damals, da sie sich ihm verlobt, noch schwerlich gewußt, was Liebe sei, und es nun erst lernen werde, wenn er selbst die Mühe, ihr Herz zu erwecken, sich nicht verdrießen lasse.

Mit diesem Entschlusse und zugleich das reizende Bild vor Augen, das ihm trotz all seines Unmuths begehrenswerther als je erschienen war, schlief er zeitig ein und erwachte am späten Morgen in leidlicher Stimmung, die freilich nicht lange vorhielt. Denn es erging ihm wie so Manchem, der nach langer Abwesen-

heit eine geliebte Heimath mit verwandelten Augen betrachtet. Nicht nur das eigene Haus schien ihm eng und düster, auch die Gesichter der Nachbarn, die sich einfanden, um ihn zu begrüßen, musterte er mit schärferem Blick und fand einen engen, zahmen und krämerhaften Zug, der ihm früher entgangen war. Zwei seiner vertrautesten Jugendgefährten stürmten in seine Thür und schüttelten ihm in alter Zuthulichkeit die Hände. Doch in Kurzem, da die erste Freude des Wiedersehens verflogen war und das Gespräch über Stadtgeschichten und Tagesneuigkeiten erging, fühlte der Heimgekehrte, daß er dieser kleinen Welt durch seinen Ausblick in eine größere und freiere entfremdet war. Die Abenteuer, die seine alten Genossen wichtig nahmen, erschienen ihm herzlich schal und unersprießlich, ihre Ansichten vom Glück des Lebens, die ihn schon früher wenig erbaut, fand er jetzt so kümmerlich, ihre Wünsche und Ziele so armselig, daß er bald nur mit einsilbigen Lauten ihre Reden begleitete und sich erleichtert fühlte; als sie ihn endlich verließen, um ihren eignen Angelegenheiten nachzugehen.

Diese Erkenntniß hatte ihn traurig gemacht, und er war froh, mit den Seinigen zum Gottesdienst zu gehen, wo er ein paar Stunden in dem feierlichen Raum der alten Stiftskirche sein vielbewegtes Gemüth sammeln durfte. Er erblickte da, wo die Frauen saßen, auch seine Braut, deren andächtige Miene sie ihm fast so kindlich unverfälscht wieder erscheinen ließ, wie sie ihm vor zwei Jahren das Herz gewonnen hatte. Als sie dann vor dem Portal zusammentrafen, begrüßte ihn ihr Vater, der Herr Rode, mit würdiger Zurückhaltung, doch unverstellter Herzlichkeit und lud ihn ein, am Nachmittag ihn und seine Tochter nach einem nahen Dorf oberhalb am Flusse zu begleiten, wo heute Kirchweih gehalten werde. Er selbst sei fast verpflichtet, daran Theil zu nehmen, da er dort einen kleinen Hof und Aecker und Weinberge besitze. Gerhard, von einem freundlichen Blick seiner Liebsten ermuntert, sagte mit Freuden zu, konnte aber doch, als er sich am Hausthor von dem schönen Kinde verabschiedete, sich nicht erwehren, ihr zuzuraunen: er hoffe, der Vetter werde nicht auch von der Partie sein, da er nach so langer Trennung wohl verlangen könne, daß kein unberufener Dritter sich zwischen sie dränge. — Nicht einmal das Hündchen soll zwischen uns stehen, hatte sie mit einem halb schalkhaften, halb verlegenen Lächeln erwidert, obwohl Pilgram es sehr übel nimmt, wenn er Sonntags allein zu Hause bleiben soll. Ihr aber, wie ich sehe, fangt zeitig an, den Herrn und Gebieter zu spielen. Da muß ein armes Weib beizeiten sich ergeben lernen.

Er wußte nicht, ob er diese Worte für einen stillen Hohn oder den Beginn einer besseren Erkenntniß nehmen sollte. Doch hatte ihn ihre Schönheit wieder so ganz bezaubert, daß er die festgesetzte Stunde kaum erwarten konnte. Wirklich fand er sie allein, ohne den Verhaßten, über den er am Morgen von seinen Freunden genug Unliebsames vernommen, um ihm auch ohne den besonderen Anlaß nicht eben grün zu sein. Sie kam ihm immer noch mit einiger Kühle entgegen, doch liebreicher, als am Abend vorher, und als er die schönen Kleinodien, die er in Flandern und England für sie gekauft, eins nach dem andern aus dem Schächtelchen nahm und ihr in den Schoß legte, sah er mit Vergnügen die kindische Freudengluth, die ihr im Gesicht entbrannte, und fühlte plötzlich mit

seligem Schauer ihre weichen Arme um seinen Hals und die zarten jungen Lippen auf seinem Munde.

Das Glück dieses herzlichen Wiederfindens wurde aber bald gestört, indem Herr Anselm Rode, der Vater Imagina's, an die Thür pochte und hereinrief, ob das junge Paar zum Spaziergange bereit sei. Er stand draußen mit einem seiner Freunde vom Rath, den er sich zugesellt hatte, da er wohl dachte, daß seine eigene Unterhaltung gering sein würde, wenn er allein mit den beiden Verlobten den langen Nachmittag verbringen sollte. So gingen die beiden stattlichen alten Herren vorauf, und in ziemlicher Entfernung folgten ihnen die zwei Liebesleute, nicht Arm in Arm oder Hand in Hand verschlingend, was zu jener Zeit nicht der Brauch war, sondern als sie, vor die Stadt gelangt, nun an dem einsameren Flußufer hinwandelten, nur gelegentlich einmal mit den Ellenbogen sich anrührend oder Schulter an Schulter lehnend. Doch auch dies vermied der Bräutigam, nachdem sie nur eine mäßige Strecke zurückgelegt hatten. Denn er glaubte wahrzunehmen, daß seine Liebste, selbst wenn sie sich mit einer zärtlichen Geberde an ihn schmiegte, nicht versäumte, nach den Leuten zu schielen, die an ihnen vorübergingen, ob sie ihr auch den gebührenden Zoll der Bewunderung entrichteten und, wenn es junge Gesellen waren, Den beneideten, dem ihre schöne Gestalt sich so traulich zuneigte. Wieder überkam ihn ein unseliges Gefühl, und die ihm die Nächste und Liebste sein sollte, wurde ihm plötzlich entfremdet und entrückt, so daß ihm war, als gingen sie durch einen tiefen Abgrund geschieden neben einander her und ein kalter Nebel steige aus der Tiefe herauf und mache ihm das Blut gefrieren. Sie bemerkte es wohl, daß er plötzlich ernst und schweigsam wurde, und suchte mit Scherzreden ihn aufzumuntern, fragte ihn, ob er in London die neuen englischen Tänze gelernt habe und ob er heut auf der Kirchweih mit ihr tanzen werde. — Er habe alles Tanzen verschworen, entgegnete er mit düsterem Gesicht, seit er im vorigen Sommer zu Köln am Rhein die entsetzliche Heimsuchung der Menschheit durch den Teufel miterlebt, die man die Tanzwuth genannt habe. Zwei gegen Einen hätten da die armen Besessenen auf einer und derselben Stelle getanzt und in wilden Verzerrungen gerast, oft einen halben Tag lang ohne Aufhören, bis sie wie unsinnig niedergefallen seien. Dann aber hätten sie begehrt, daß man sie mit Füßen treten solle, und seien jählings wieder aufgesprungen, das Tanzen fortzusetzen; oder sie hätten geschrieen, daß sie nun genesen seien, und Geld von den Umstehenden erbettelt. Die ganze Stadt und viele andere Städte und Flecken den Rhein und die Mosel hinab seien voll gewesen von diesem gotteslästerlichen Unfug, und die Laster und Greuel, die damit Hand in Hand gegangen, könne kein ehrbarer Mund wiedererzählen. Seitdem, so oft er an Tanzen gedenke, ständen ihm jene Gespenster vor Augen und sträube sich ihm das Haar.

Hierauf lachte Imagina und sagte, sie könne nicht glauben, daß bei einer so lustigen Kunst, die selbst König David nicht verachtet, da er vor der Bundeslade tanzend dahingeschritten, der Teufel mit im Spiel sein könne, und sie wenigstens werde diesem Vergnügen, das ihr über Alles gehe, nicht darum entsagen, weil einige thörichte Menschen Mißbrauch damit getrieben. Hierauf erwiderte Gerhard nichts, seufzte nur heimlich in schweren Gedanken, da er sich

dessen erinnerte, was seine Mutter ihm zum Trost gesagt, und sich wohl fragte, ob es ihm gelingen werde, in diesen leichtsinnigen Mädchenkopf so viel ernsthafte Gedanken zu pflanzen, wie die Frau haben müsse, mit der er sein Leben theilen solle. Sie aber plauderte unbekümmert fort, und da sie an die Stätten kamen, wo vor zwei Jahren, bald nachdem er seine Reise angetreten, die große Fluth gewesen, da die Lahn nach einem Schneefall, der wochenlang gewährt, mit wüthender Gewalt über ihre Ufer gebrauf't war, zeigte sie ihm die Spuren jener Verwüstung und nannte ihm die Namen all der Leute, denen das reißende Wasser ihre Mühlen zertrümmert, ihre Gärten zerwühlt, Hütten und Ställe mit all ihrer todten und lebenden Habe an Geräth und Vieh hinweggeführt hatte. Dies Alles mit so gleichmüthiger Stimme und Miene, wie wenn Einer nach einem lustigen Gelage berichtet, wie viel Teller und Krüge im Getümmel des Rausches in Scherben gegangen seien. Sie selbst hatte das Unheil, das fünf Tage und Nächte gewüthet, aus einem sicheren Fenster der Burg wie ein Schauspiel betrachtet, und während ihr eigener Vater nebst den andern Bürgern oft mit Lebensgefahr der Noth zu steuern sich bemüht hatte, kaum eine Regung des Mitgefühls empfunden. Ja, sie konnte mit lachendem Munde erzählen, wie ein langer spinnenbeiniger Mensch, der nichts am Leibe gehabt als ein Paar grüner Hosen, völlig wie ein Laubfrosch von Balken zu Balken, von Kahn zu Kahn gesprungen sei, um dies oder jenes Hausgeräth zu bergen, und wie er zuletzt, da er eine im Strudel hintreibende Wiege erfaßt und schwimmend habe ans Ufer retten wollen, mitsammt dem umschlagenden Schaukelbettchen in den eisigen Wellen verschwunden sei.

Ob die Wiege leer gewesen? fragte Gerhard. Sie wisse es nicht, erwiderte die Braut mit gleichmüthiger Stimme. Doch seien freilich auch etliche Kinder in der Hochfluth umgekommen. Der Müller selbst, der am Fuß des Burgberges gewohnt, habe zwei verloren und sich deshalb nicht ein Herz fassen können, sein zerschelltes Haus wieder aufzubauen. Auch ein ganzer Stall mit Hühnern und Gänsen sei auf einer Erdscholle den Fluß herabgeschwommen, und man habe vor dem Geschrei und Geschnatter des ängstlichen Gevögels selbst oben auf der Burg sein eigen Wort nicht verstehen können.

Hierauf schwiegen sie Beide, und wie der Bräutigam seine Augen über das sonnige Gelände schweifen ließ, durch welches der Fluß jetzt so glatt und blank dahin strömte, als ob er niemals Unheil gestiftet hätte, konnte er sich nicht enthalten daran zu denken, daß auch der Lebensstrom, der die jungen Glieder des schönen Mädchens an seiner Seite durchfluthete, von dem gleichen kühlen Wesen sei, das in Freud und Leid nur vom Hauch des Windes regiert und nur im Sonnenlicht fröhlicher erwärmt werde, im Grunde aber ein kaltes und unseliges Element bleibe.

Auch hätte er vielleicht schon heute ihr zu erkennen gegeben, wie gottverlassen und traurig ihm ihre Sinnesart erschien, wenn nicht die alten Herren sich zu ihnen gewendet und sie in ein scherzendes Gespräch verwickelt hätten. Sie waren überdies ganz nahe an das Dorf herangekommen, das hinter einem Hügel versteckt erst sichtbar wurde, wenn man die Krümmung der Straße hinter sich hatte. Wenige Hütten lagen da im Buschwerk zerstreut um ein geringes Kirchlein herum, das, dem heil. Florian geweiht, an diesem Maitage das Fest seines Patronus

feierte. Weil nun diese Kirchweih eine der frühesten im Jahre war und einem Heiligen galt, den in Ehren und bei guter Laune zu halten schon damals allen frommen Christen am Herzen lag, so fand sich in diesem unansehnlichen Dorf alljährlich ein großer Menschenschwarm zusammen, und da die Bänke und Schemel, die der Schenkwirth vorsorglich herbeigeschafft, bald völlig besetzt waren, schwoll das Festgewimmel an den Rasenabhängen der nahen Hügel hinan, daß man weit und breit die Flur von bunten Gewändern, wehenden Federbüschen und rothglühenden Gesichtern schimmern sah.

Herr Anselm Rode mit seiner Gesellschaft, wie er auf dem Platz vor dem Wirthshäuschen erschien, erregte sofort das Aufsehen, das seiner Stellung in der Stadt und beim Grafen selbst gebührte. Heute machte man ihm um so ehrerbietiger Platz, da er mit seiner vielbewunderten jungen Tochter und deren Verlobtem daherkam, und er hatte nur immer nach rechts und links abzuwehren, da man von allen Seiten an den Tischen zusammenrückte und ihm die kühlsten und behaglichsten Plätze antrug. Auch Gerhard wurde von seinen alten Gesellen viel umdrängt und mußte aus manchem Kruge Bescheid thun, so daß es ihm leichter ward, die tiefe bange Verstimmung, die in ihm aufgegohren, zu unterdrücken. Er hatte sich etwas abseits von seinen Leuten zu einem seiner liebsten Jugendfreunde gesetzt, horchte aber auf dessen halblaute Rede in völliger Geistesabwesenheit, wie ihm auch die tollen Späße des Narren und die halsbrechenden Kunststücke des Gauklers, die auf einem niederen Gerüst die Menge erlustigten, nicht das leiseste Lächeln ablockten. Seine Braut saß, von einigen jungen Gecken umgeben, in ihrer strahlenden Schönheit seelenvergnügt neben dem Vater und schien fast vergessen zu haben, daß sie Einem in dieser Menge vor Allem angehören sollte.

Da erklang plötzlich eine wundersame Musik, ein gedämpftes Saitenspiel, das von einer Geige herzurühren schien, aber sanfter und glockenheller war, als jemals eine Fiedel auf einer Dorfkirchweih getönt hatte. Der Ton schien aus der hohen Luft herüberzuwehen, und seine überirdische Lieblichkeit ergriff alle Hörer so unwiderstehlich, daß auf einmal der Lärm der vielen hundert Stimmen, ja selbst das Summen der leiseren Gespräche verstummte und aller Augen sich dahin richteten, wo die Quelle dieses Wohllauts entsprang. Nun gewahrte man auch, daß der Geigende im Wipfel einer Linde saß, deren eben aufgebrochenes hellgrünes Laub seine Gestalt noch nicht völlig verbergen konnte. Was er spielte, war ein Reigentanz von mäßig bewegtem Gang und Tact, die einzelnen Töne leicht ineinandergeschleift, wie wenn der Wind einen fernen Gesang an das Ohr des Lauschenden trägt. Niemand hatte diese Weise je vernommen; doch schien sie Allen so vertraut und mit der eigenen Seele in stillem Einverständniß, als wache ein Ammenlied aus längst verschollener Zeit wieder auf und durchklinge Ohr und Gemüth mit dem süßesten Zauber. Auch währte es nicht lange, so hörte man hie und da ein Echo jener Melodie aus der horchenden Menge auftauchen, dann erhoben sich Einige paarweis, faßten sich an den Händen und begannen nach dem schwebenden Tact der Musik sich hin und her zu schwingen, ohne Verabredung oder sichtbare Mühe einen neuen Reigen durchführend, der wie das verkörperte Bild jener Töne von Jedem verstanden wurde. Als dies

eine Weile gewährt hatte unter lautloser Stille, bis auf das heimliche Mitsummen der Tanzweise, hörte man plötzlich aus dem Lindenwipfel herab eine tiefe und doch klare Mannesstimme, die nach der Melodie des Reigens, während die Geige mit gedämpften Saiten sie begleitete, folgende Strophe sang:

Wie mochte je mir wohler sein?
In Lieb' ergrünt das Herze mein,
Mein Muth sich thut erneuen.
Mein holdes Lieb, deß habe Dank
Und nimmer wank
Von herzelicher Treuen!

Hierauf erklang das Geigenspiel mit stärkerem Ton wieder eine Weile allein, die einfache Melodie mit allerlei krausen Figuren und fast übermüthig jauchzenden Trillern und Läufen umrankend, bis sie sich wieder ihrer eigenen Tanzlust ersättigt zu haben schien und die Menschenstimme in ihrer stilleren Kraft und Innigkeit zu Worte kommen ließ:

Ach ich, ich will dir allezeit
In Frühlingslust und Winterleid
In ganzer Treue leben.
Mein holdes Lieb, so nimm mich hin!
Mein Herz und Sinn
Ist einig dir ergeben.

Dieser Wechsel von Saitenspiel und Gesang wiederholte sich noch zwei oder drei Mal, doch sind die weiteren Strophen nicht aufbewahrt worden. Alle aber, die damals um die Linde geschart hinaufhorchten, geriethen nach und nach in eine Art seliger Verzückung, daß sie wie gebannt die ganze Nacht hindurch hätten lauschen mögen, und da es endlich mit einigen sanften Geigenstrichen zu Ende ging, Allen zu Muth war, wie wenn über den Mond, der eine freundliche Gegend beschienen hat, plötzlich eine schwarze Wolke zieht. Geschah dies nun selbst an den gröber Genaturten unter der Menge, so daß sie eine Weile wie sich selbst entfremdet vor sich hinstarrten und, da die Schnurren und Schwänke der Possenreißer wieder anhoben, kaum mit halbem Auge nach ihnen blicken mochten, so war Gerhard Eschenauer vollends wie verzaubert und wurde aus seinem Sinnen und Träumen erst aufgeweckt, als der Schenkwirth mit einer frischen Kanne Weins an den Tisch der Herren trat und Herrn Anselm Rode fragte, ob es das erste Mal sei, daß er den Bruder Siechentrost habe spielen und singen hören. Da horchte Gerhard hoch auf, winkte den Wirth zu sich heran und befragte ihn, wer der Spielmann sei und woher er den seltsamen Namen erhalten. Auch Imagina hatte sich neben ihn gesetzt und wunderte sich im Stillen, daß ihr Liebster ihre Hand, die sie dicht neben die seine auf die Bank gelegt, nicht eifrig ergriff und heimlich liebkos'te. Sie empfand eine Art Eifersucht auf den Musikanten, über dessen Kunst sie selbst gänzlich vergessen wurde. Ein merkwürdiger Gesell sei es, erzählte der Wirth, von dem man nur so viel wisse, daß er im Jahre 1356, als zum zweiten Male das große Sterben die deutschen Lande überfallen, in ein Barfüßerkloster am Rhein eingetreten und dort neun Jahre lang verblieben sei. Wie dann aber die schreckliche Heimsuchung zum dritten Male zurückgekehrt, habe er plötzlich das Kloster verlassen und sich

dem Dienst der armen Pestkranken gewidmet, die ja, wie bekannt, von Jedermann verlassen, in enge Siechenhäuser zusammengepfercht oder in öde Hütten auf unfruchtbarem Felde verbannt an allem Trost des Leibes und der Seele Mangel gelitten und jämmerlich zu Grunde gegangen seien. Denen habe er nun, so gut er konnte, Beistand geleistet in ihrer Schwäche und Qual, die Verschmachtenden gelabt, die Sterbenden mit geistlicher Wegzehrung versehen, und wenn Einer oder der Andere genas, ihre Gemüther mit freundlichem Gespräch aufgerichtet, so daß sie an das Leben wieder glauben lernten. Schon damals habe er seine Geige mit sich geführt und mitten in allem Elende der entsetzlichen Krankheit sie so lieblich ertönen lassen, daß die Gemarterten schier eine Himmelsstimme zu hören glaubten, die ihnen zurief, auszuharren und auf die ewigen Freuden zu hoffen, die der Gottgläubigen warteten. Er selbst sei von der Seuche nicht ergriffen worden, obwohl er die niedrigsten Dienste nicht gescheut und nachdem er den Lebenden beigestanden, die Todten habe in die Erde betten helfen. Dennoch, weil er die vielen Wochen hindurch einzig unter den Unreinen und „Ausgezählten" gelebt, habe auch er für unrein gegolten, und nachdem die Pestilenz endlich gewichen und die Wenigen, die ihr entronnen, in ihr Haus und zu ihrem Gewerbe zurückgekehrt seien, habe nur er selbst keine Stätte mehr gefunden, wo man ihn hätte aufnehmen und dulden wollen. Wo er sich nur von fern gezeigt, sei ein Geschrei erhoben worden, als ob ein Scheuel und Greuel sich am hellen Tage blicken lasse. Man habe ihm ganz wie einem Aussätzigen die nothdürftige Nahrung nur an einem Stecken gereicht oder über den Zaun geworfen, auch nicht gelitten, daß er — selbst in harter Winterszeit — unter einem warmen Dache an einem wirthlichen Herde Rast mache; sondern auf freiem Felde in verlassenen Vogelhütten oder Holzschuppen habe er nächtigen müssen und nicht einmal ferner in der Kutte bleiben dürfen, in der er so vielen seiner Mitbrüder Hilfe gespendet, sondern er habe die Kleidung anlegen müssen, die damals für alle Leprosen vorgeschrieben war: den langen grauen Kittel mit Glöckchen behängt, damit auch ein Blinder schon von Weitem erkennen möchte, daß ein Unreiner sich ihm nähere, das Tuch ums Haupt, welches „Sorgentüchlein" genannt wurde, und den langen Stab mit dem Lederbeutel, in welchen die milden Gaben gelegt werden konnten, ohne die Hand des Gemiedenen zu berühren. Hierzu habe er sich wohl entschließen müssen, da auch die Pforten seines Klosters ihm nicht wieder aufgethan wurden. Aber wundersam sei es gewesen, daß dieser Lohn der Welt, den er so bitter zu schmecken bekam, sein Gemüth nicht vergällt habe. Vielmehr habe er sich nun erst recht hervorgethan als ein trefflicher Sänger und Geiger und habe die besten Lieder und Reigen von der Welt gemacht, als ob er das vergnüglichste Leben führe und sich über Nichts zu beklagen hätte. Vor Allem sei er lange an den schönen Ufern des Mainstroms auf und ab gezogen, von den Leuten zugleich gemieden und gesucht, da alle Lustbarkeit, wenn er aus der Ferne seine Weisen hineinmischte, feiner und anmuthiger wurden und weit seltener als sonst selbst die Feste des geringen Volks und der Bauernschaft mit blutigen Köpfen und zerschlagenen Gliedern endeten. Was er aber sang, das sangen alsbald alle anderen Leute, und alles fahrende Volk merkte auf die Melodien, die er erfunden hatte, und pfiff und geigte sie ihm nach, so daß ihm Niemand am

ganzen Main und Rhein in der fröhlichen Kunst gleichen mochte. Nun habe er den letzten Winter auf einer unfruchtbaren, versandeten Insel in der Lahn dicht am Stadtringe und doch in großer Verlassenheit zugebracht, und erst seit das junge Jahr angebrochen, sei er wieder hervorgekrochen, um auf den Dörfern rings umher sich ein kümmerliches Geldlein zu ersingen. Die Leute hier in der Gegend seien nicht arm, aber die Ueberschwemmung habe so arg gehaus't, daß Jeder das Seinige zu Rathe halte und fahrenden Spielleuten nur die schäbigsten Pfennige gönne.

Der Wirth hatte eben ausgeredet, da begann der Lindenwipfel wieder zu klingen und zu singen, diesmal aus einem wehmüthigeren Ton, und die Worte lauteten folgendermaßen:

Mai, Mai, Mai,
Die wonnigliche Zeit,
Gibt Freuden weit und breit.
Nur ich allein, wer meinte das?
Für Treu' muß ernten Haß,
Für Liebe Leid.
O weh, wie ist mir aller Trost so weit!

Diesmal war der Gesang nicht so hell und deutlich, daß ein jedes Wort weit umher verstanden werden konnte. Es klang vielmehr wie ein Selbstgespräch, das der Einsame in den Zweigen droben nur zu seiner eigenen Erleichterung laut werden ließ. Da stand Gerhard Eschenauer auf und machte Miene, sich der Linde zu nähern, um dem Liede besser folgen zu können, und zugleich hatte sich seine Verlobte erhoben und seine Hand gefaßt. Es war ihr nicht sowohl an dem Gesang gelegen, als daß sie es unwillig ertrug, daß ihr Bräutigam vor allem Volk sich von ihr wegwandte, um einem Spielmann nachzugehen. Also schritten sie mit einander durch die Reihen der horchenden Kirchweihgäste und näherten sich dem Baume, um den herum sich ein festgeschlossener Kreis gebildet hatte, weit genug von Stamm und Zweigen entfernt, daß die Nähe des Gemiedenen keinen Schaden stiften konnte. Gerhard aber trat ohne sich zu besinnen in die leere Mitte hinein und hätte sich dicht an den Stamm gestellt, wenn Imagina's Hände ihn nicht flehend zurückgehalten hätten. Nun erst konnte er ganz inne werden, mit wie herzlich rührendem Klang jene Stimme aus der Höhe sich herabschwang. Er sah droben auf einem breiten Ast, der sich mit dem Hauptstamm gabelte, eine graue Mannesgestalt, deren Füße auf einem vorstehenden Zweige ruhten. Vom Gesicht war nichts zu erkennen, außer daß ein grauer Bart bis über die Brust herabhing und der Kopf mit dem Sorgentüchlein umwunden leicht zur Seite geneigt auf dem Ende eines kleinen schwarzen Saitenspiels ruhte, das die lautersten Klagetöne von sich gab. Zum Schluß aber ging der Gesang in eine hellere Tonart über und, man konnte förmlich hören, wie die Brust leichter athmete, als ihr die letzten Worte entströmten:

Mai, Mai, Mai,
Die wonnigliche Zeit
Hat mir auch Trost bereit,
Und trag' ich selbst an Sorgen schwer,

Ich schaue rings umher,
Wie's Blüthen schneit,
Und preise Gott, der Andern Wonne beut.

Hierauf fing die Geige einen neuen, gar lustigen Tanzreigen an, so daß die Zuhörer im Kreise nicht lange auf einem Flecke blieben, sondern Jeder die Seine bei der Hand fassend sie frisch herumzuschwingen begann. Auch in Imagina's Händchen zuckte es, und sie schien mit einem leisen Wink ihrer schönen Augen Gerhard aufzufordern, daß er dem Beispiel der Uebrigen folgen möchte. Seine Augen und Gedanken aber hingen fest an dem grauen Manne droben im Wipfel, und er merkte es nicht einmal, als sie seine Hand unmuthig fahren ließ und sich mit einem Seufzer von ihm abwandte. Da hörte die Musik plötzlich auf. Eine lange Stange, an welcher ein ledernes Säckchen befestigt war, schob sich sacht zwischen den lichten Zweigen herab und gerade zwischen das Paar, das dem Stamme zunächst stand. Doch als ob eine giftige Schlange aus dem Baumwipfel nach ihr gezüngelt hätte, fuhr die Braut mit einem lauten Schrei zusammen, stieß mit dem Ellenbogen die schwanke Gerte fort, daß das Säckchen sich umschwang und seinen dürftigen Inhalt an Kupfermünzen klirrend im Grase zerstreute, und drängte sich, ohne auf Gerhard's Bitten und Ermahnen zu achten, mit todtenblassen Wangen durch das Gewühl hindurch nach dem Platz, wo sie ihren Vater mit seinem Freunde verlassen hatten.

Der junge Mann stand unbeweglich und sah ihr mit tieferglühtem Gesichte nach, heimlich die Faust ballend und ein bitteres Wort zwischen den Zähnen murmelnd. Dann bückte er sich, um das entrollte Geld wieder zu sammeln, besann sich aber eines Besseren und zog den Beutel aus seinem Wams, aus dem er zwei blanke Goldstücke nahm, die legte er in das Säcklein, sah zu dem Spielmann hinauf, zog mit einer ehrerbietigen Geberde den Hut, und ihn freundlich nach oben schwenkend und mit dem Haupte dazu nickend, wandte er sich nun seinerseits ab und verlor sich unter dem erstaunt ihn umgaffenden Volk.

* * *

Es war ihm aber so wunderlich zu Muth, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, zu seiner Gesellschaft zurückzukehren und gleichgültige Worte zu wechseln, auch nicht den Weg nach der Stadt einzuschlagen, da er die forschenden Augen seiner Mutter und ihre Frage, wo er denn die Braut gelassen, nicht ertragen hätte. Als ihm daher jener Freund in den Weg kam, der über sein Fernbleiben stutzig geworden war, trug er ihm seine Entschuldigung an den Schwiegervater auf, daß er sich wegen eines plötzlichen Unwohlseins ihnen auf dem Heimweg nicht anschließen könne, und indem er seinen alten Gesellen mit so eigenen Augen anblickte, daß der im Ernst glaubte, ein Fieber sei bei dem Freund im Anzuge, machte er sich hastig von ihm los und eilte von der belebten Stätte hinweg in die einsameren Busch- und Heckenwege, die zwischen den niederen Anhöhen sich hinzogen.

Sobald er allein war, begann es in seinem Innern zu singen und zu klingen, und die Worte und Weisen, die er kürzlich vernommen, wachten in ihm auf und durchwogten ihn wie ein starker Strom, der allen Werkeltagsstaub und -Kehricht mit fortspülte und ihn so rein und festlich stimmte, daß er selbst die

Scham und den Kummer über seine getäuschte Liebeshoffnung vergaß. An der heimlichsten Stelle mitten in einem jungen Hainbuchenwäldchen hatte er sich ins Gras geworfen, die Arme unter dem Kopf verschränkt, die Augen geschlossen. Da lag er ganz still, von den Vogelstimmen ringsum in seinem Sinnen nicht gestört, und dachte beständig daran, welch eine Macht es doch sein müsse, die dem ausgestoßenen und von allen Menschen gemiedenen Manne gleichwohl zu so tiefem Frieden verhelfe, daß seine einsame Seele in lauter Wohllaut sich auflöse und er zu den Festen der Glücklichen, die sich weit über ihn erhaben dünkten, das Beste und Erquicklichste beisteuern könne, unbeirrt von dem Undank und der Verachtung, die trotz alledem sein Theil bleibe. Wenn er damit sein eigenes Loos verglich, wie er Alles besaß, was für begehrens- und beneidenswerth galt, und dennoch ein heftiges Ungenügen, ja einen tödtlichen Schmerz an seinem Herzen nagen fühlte, gerieth er in ein tiefes Staunen über die Räthsel dieses Menschenlebens, und wie wenn er eherne Reifen um seine Brust hätte sprengen wollen, athmete er gewaltsam auf und biß die Zähne zusammen, daß es Jeden erbarmt hätte, der zufällig des Weges gekommen und des blühenden Jünglings, der sich in geheimer Qual verzehrte, gewahr worden wäre.

Auf einmal aber tauchte ein Gedanke in ihm auf, der den wühlenden Streit seiner Gefühle wie mit einem Zaubersegen beschwichtigte. Er lag nun noch wohl eine Stunde lang, mit ganz stiller Miene, die Augen nach den Zweigen über sich gekehrt, durch welche nach und nach die Sterne immer leuchtender hervortraten. Der Vogelgesang war längst verstummt, von der Straße am Flusse drunten hörte er dann und wann ein Lachen heimkehrender Kirchweihgäste heraufschallen, und die Lieder, die der Spielmann gesungen, gingen drunten von Mund zu Mund, in mancherlei Entstellungen, zuweilen aber ganz echt und unverfälscht, und jedesmal klopfte dem Lauscher im Walde droben das Herz wie einem Liebenden, der das Lob seiner Geliebten von Fremden verkünden hört. Mit der Zeit verstummten auch diese Töne, und nur das stille Sausen des Nachtwinds in dem jungen Laube umher blieb rege. Da erhob er sich endlich und schritt langsam zum Fluß hinab.

Er begegnete drunten auf der Uferstraße keiner Menschenseele, und auch im Dorfe, wo das Kirchlein des heil. Florian stand, lag Alles in tiefem Schlaf. Als er um die Krümme des Weges bog, sah er in der Ferne das Wahrzeichen der Stadt Limburg, den siebenthürmigen Dom, in den Sternenhimmel ragen, und eine zarte Mondsichel hing wie ein zerbrochener silberner Ring am Wetterhahn der höchsten Thurmspitze. Ihm aber wurde immer leichter und fröhlicher ums Herz, je mehr er sich der Stadt näherte, und erst als er dicht an den Fuß des Felsens herangekommen war, der nun wie eine ungeheure schwarze Wand vor ihm aufstieg, so daß die drohend aufgethürmten Mauern der Burg und die Pfeiler und Streben, die den Chor des Münsters umgeben, sich vornüber zu neigen und den kleinen Menschen drunten zurückzuschrecken schienen, schlug ihm das Herz vor geheimem Grauen, und er lüftete den Hut, um die kalten Tropfen an seiner Stirne wegzuwischen.

Da, wo der Fluß am Fuß des Felsens sich zurückbäumt und sich zu einem Umweg bequemen muß, so daß er nach Mitternacht strömend die sanft herab-

steigende Höhe umfängt, hatte die Mühle gestanden, die bei dem Eisgang vorm Jahr weggerissen worden und seitdem nicht wieder aufgebaut war. Nur die Insel mit ihren hohen Bäumen, in deren Schatten er als Knabe oft gespielt, fand er wieder, zwischen ihr aber und dem Ufer war eine kahle Sandbank aus den Wellen aufgetaucht, durch angespültes Geröll und Ziegeltrümmer der zerstörten Häuser angewachsen, so daß sie jetzt etliche Fuß über dem Stromspiegel lag, hie und da schon von dürftigem Gras und wilden Kräutern übergrünt. In der Mitte dieses unfruchtbaren Eilands erhob sich ein dunkles Hüttchen, den Schuppen ähnlich, in denen die Vogelsteller auf ihren Fang zu lauern pflegen, mit schief nach hinten abfallendem Dach, das mit Rasenstücken beschwert und gegen die Winterstürme gesichert war. Rings um dieses elende Bretterhaus war eine Art Zaun aufgeführt, aus unregelmäßigen Pfählen und Planken, die nicht allzu dicht an einander in den Kiesgrund eingerammt waren. Der Ort sah so trostlos nackt und unfruchtbar aus, daß Niemand ihn für eine menschliche Wohnstätte gehalten haben würde. Auch führte keine Brücke auf dies steinige Eiland hinüber. Nur ein Weidenstamm, den der tosende Fluß unterwühlt und aus seinem Grunde herausgerissen, war quer über die schmale Wasserstraße gefallen, am Ufer seine alten zerrissenen Wurzeln in die Höhe streckend und drüben das knorrige Haupt mit den dürren Zweigen in den Kiesgrund bettend. So hatte er einen natürlichen Steg gebildet, den nun Gerhard, nachdem er sich sorglich umgesehen und keinen anderen Zugang hatte erspähen können, mit behenden Füßen erklomm und in wenigen Schritten bis zu Ende ging.

Erst wie er drüben war und auf die dunkle Hütte hinter dem Zaun zuschreiten wollte, fiel es ihm aufs Herz, ob es auch recht und wohlgethan sei, den Schlummer des Einsamen, der sein einziges Labsal sein mochte, zu stören, und mit welchem Gesicht er ihn anstarren möchte, wenn er plötzlich als ein Wildfremder bei ihm einbräche, da er doch selbst nicht klar wußte, was er hier zu suchen kam. So blieb er plötzlich stehen und wagte es nicht, an die kleine, aus rohen Stäben gefügte Pforte zu pochen, mit welcher der Zaun verschlossen war. Nur ein hölzerner Riegel, von außen leicht zu öffnen, war innen vorgeschoben. Ueber die Planke aber ragte der lange Siechenstecken hervor, an welchem der Lederbeutel hing, zum warnenden Zeichen, daß hier ein Unreiner und Verbannter hause, über dessen Schwelle kein glücklicher und geselliger Mensch den Fuß setzen dürfe.

Der verwegene Gast aber, der sich hiervon nicht schrecken ließ, war noch nicht mit sich eins geworden, was er zu thun habe, als die Thür des Hüttleins plötzlich aufging und der Einsiedler heraustrat. Er hatte wie alle Solche, die allein und oft im Freien zu nächtigen pflegen, einen leisen Schlaf, und schon Gerhard's Schritte auf dem Weidensteg hatten ihn aufgeweckt. Nun sah er mit Erstaunen den jungen Bürgerssohn, der am Abend unter der Linde sich so milde und menschlich gegen ihn bewiesen, an dem Zaunpförtchen stehen und fand nicht sogleich ein Wort, ihn zu begrüßen, da er vergebens darüber sann, was ihn zu dieser Nachtstunde hergeführt haben möchte. Auch Gerhard schwieg, weil er ganz von seinem Anblick befangen war. Er trug jetzt nicht mehr den grauen Siechenkittel und das Sorgentüchlein, sondern einen Rock aus Lammsfellen

kunstlos zusammengenäht und mit einem schmalen Lederriemen über den Hüften gegürtet, die hageren Beine unbekleidet, an den Füßen Sandalen, wie die Barfüßermönche zu tragen pflegen, mit groben Schnüren um die Knöchel befestigt. Jetzt erst konnte der Jüngling sehen, welch eine mächtige Stirn unter dem Tuch verborgen gewesen war. Darunter brannten zwei sanfte, sehr ernsthafte graue Augen, und das Gesicht, das ein weicher Bart umfing, hätte keinem Apostel oder Heiligen Schande gemacht.

Was sucht Ihr hier so spät? fragte er mit einer tiefen, gedämpften Stimme. Wißt Ihr auch, wo Ihr seid und daß Ihr keinen Schritt weiter thun dürft, ohne Euch zu verunreinen? Wenn Ihr Euch bei dieser nächtlichen Dämmerung verirrt habt, will ich Euch den Weg weisen, obwohl die Kirche droben nahe genug herabschaut, daß man sich leicht zu den Häusern, die sie behütet, zurückfinden sollte. Wer seid Ihr aber und warum habt Ihr mich heut unter der Linde — denn ich erkenne Euch wohl wieder — so reich beschenkt, wie es mir von keinem Fürsten oder Bischof je zu Theil geworden? Das sagt mir noch, und dann laßt uns scheiden, denn es bringt keinen Segen, mir nahe zu kommen, obwohl es nur eine thörichte Einbildung ist, daß der Hauch des Todes noch immer von mir ausgehe.

Nein, wahrlich, erwiderte Gerhard, von einer seltsamen Rührung ergriffen, vielmehr ein Lebenshauch strömt aus Eurem Gesang und den Saiten Eurer Geige, und nicht verirrt habe ich mich, sondern den rechten Weg gefunden, da ich zu Euch kam. Denn ich war unfroh und in mir selbst entzweit, und seitdem ich Euch gehört, ist es still und friedlich in mir geworden, und nun meine ich: wer solche Wunder wirken kann, müsse eine besondere himmlische Gnade empfangen haben, wenn auch die kurzsichtigen Menschen es nicht wissen und ahnen, und die Kraft, die ihm geholfen hat, sich selbst über seinen elenden Stand emporzuschwingen, könne er nun auch Andern mittheilen, denen nicht wohl ist in ihrer Haut, und die umsonst an den Stricken und Banden zerren, mit denen ihr Schicksal sie umschnürt hat.

Während dieser Rede hatte der Bärtige den jungen Mann unverwandt betrachtet, als wollte er im Grunde seiner Seele lesen, ob dies Alles ernstlich gemeint sei, oder nur eine künstliche Veranstaltung der Neugier, in einem müßigen Gehirn ersonnen, um seinen Lebensgeheimnissen auf die Spur zu kommen. Der Widerschein des gestirnten Himmels aus dem leise ziehenden Flusse war so hell und der Kiesgrund so weiß gewaschen, daß sie einander jedes Fältchen im Gesicht erspähen konnten. Also sagte der Einsame nach einem nachdenklichen Schweigen:

Es ist lange her, daß ich im Beichtstuhl gesessen, und die Weihen hab' ich verscherzt, indem ich dem Kloster entlief und das Leben eines fahrenden Mannes führte. Wenn Ihr aber ein beladenes und ungewisses Herz habt und mir vertrauen wollt, junger Herr, so schüttet Eure Sorgen und Nöthe vor mir aus, und glaubt, daß ich es ernstlich damit nehmen werde, Euch Trost und Rath zu spenden, so viel ein Mensch dem andern mit dem Beistande unseres Herrn und Heilandes spenden kann. Wer seid Ihr und was sind das für Stricke und Banden, von denen Ihr Euch gefesselt fühlt?

Nun begann Gerhard ihm Alles zu sagen; welches Leben er bisher geführt,

wie und warum er in die Welt hinausgezogen und wie er es daheim gefunden, als er endlich zurückgekehrt. Er verschwieg ihm nicht, daß ihm die Luft in der Heimath den Athem beklemme, sein Herz den alten Freunden entfremdet, vor Allem aber die Augen ihm darüber aufgegangen seien, daß diese so herzlich ersehnte Liebste nichts Besseres sei als ein gleißendes Bild ohne Gnade, eine seelenlose Puppe, in deren Armen ihn ein tödtlicher Frost befallen und sein junges Leben hinwelken machen werde. Es habe ihn seit gestern Abend ein heimliches Fieberfrösteln überfallen und sei nur von ihm gewichen, als er unter der Linde seinem Spiel gelauscht. Wie er das kindische Geschöpf dort so ungerührt an seiner Seite gesehen, und wie sie dann vollends mit unmenschlicher Härte gegen das unverdiente Unglück ihm den Rücken gewandt, da habe er gefühlt, daß das Band, das ihn an sie geknüpft, zerrissen und jeder Funke der alten Minne in ihm erstickt worden sei.

Hierauf schwieg der Jüngling, von der Erinnerung an jene Stunde aufs Neue erbittert und empört, und auch sein Beichtiger verfiel in ein tiefes Sinnen. Er war an den Eingang seiner Hütte zurückgetreten und lehnte am Pfosten der Thür, die eine Hand in den langen Bart vergraben, die andere um den Ledergurt geballt. So standen sie eine geraume Zeit einander gegenüber, durch das Zaunpförtchen geschieden.

Nehmt es mir nicht übel auf, sagte der Einsame endlich, daß ich Euch nicht unter mein Dach führe. Es ist eng und dumpfig darinnen und reicht nur eben für die Nothdurft eines einzelnen Mannes. Ich habe mir's selbst im vorigen Herbst aus den angeschwemmten Brettern und Pfählen zurechtgezimmert, weil mir diese Stätte gefiel. Ihr wißt ja wohl, daß ein Verbannter und Unreiner, wie ich nun einmal bis an mein Lebensende bleiben werde, nicht einmal der Zuflucht zu den Altären des Herrn theilhaftig werden darf, mit der Gemeinde seiner Brüder und Schwestern die ewige Barmherzigkeit anzurufen. Ja, das allerheiligste Sacrament hat mir in diesen neun Jahren nur zweimal ein mitleidiger Priester gespendet, an einem Stäbchen mir die geweihte Hostie herüberreichend und den Segen über mich sprechend. So schien es mir lieblich, hier unten im Schatten des heiligen Münsters zu wohnen, wo ich an Sonn- und Festtagen den Gesang und das Orgelspiel vernehmen kann und, wenn zur Vesper die Lichter angezündet werden, sie durch die Fenster des Chors zu mir herabschimmern sehe. Aber wenn ich auch mit meinem armen Loose ausgesöhnt und darüber getröstet bin, daß die Menschen nicht mehr für mich leben, nur ich noch hin und wieder ihnen etwas zu erweisen vermag, so weiß ich doch, daß dies nicht die gemeine Ordnung der Welt und der Wille Gottes für Alle ist, daß vielmehr Jeder, den nicht ein gleiches Unglück betroffen hat, aus allen Kräften danach streben soll, menschlich unter den Menschen sein Leben zu führen, sie zu ertragen und milde über ihre Menschlichkeiten zu denken. Was Ihr mir anvertraut habt, mein junger Freund, ist mir gar wohl zu Herzen gegangen. Ich meine aber, daß Ihr Unrecht thut an Euch und den Anderen, nach der kurzen Erfahrung eines einzigen Tages daran zu verzweifeln, daß es je anders und besser werden möchte. Ihr habt die Welt draußen immer nur mit den Augen eines Gastes betrachtet, der, weil er flüchtig vorüberzieht und die Schwere des

Tagewerks nicht empfindet, die jeden Angesessenen drückt, überall nur die Feiertagsmiene der Dinge und Menschen gewahrt. Glaubt mir, der ich weit herumgekommen: wo Ihr auch Euer Haus bauen wolltet, würdet Ihr bald genug ein Hauskreuz auf Eurer Schulter fühlen. Denn die Mehrzahl der Menschen ist sich allerorten gleich, eine dumpfe dem Staube zugekehrte Heerde mühseliger Arbeiter, die nur dann die Köpfe aufrichten, wenn ein Strahl oder Klang von oben an ihre Seelen rührt. Wenn Ihr nun ein Solcher seid, der nach etwas Höherem und Göttlicherem trachtet, so ist es Eures Amtes, unter den niedriger Gearteten geduldig auszuharren und nach Eurem besten Vermögen sie aus dem Staube emporzuziehen. Wem aber wäret Ihr diesen Liebesdienst eher schuldig, als dem Weibe, mit dem Ihr Euch für das Leben verbinden sollt? Ich habe dies junge Kind nur von fern und durch kurze Augenblicke gesehen und glaube Eurem Wort, daß Viel an ihr versäumt worden ist. Doch ist sie noch so jung und ihre Seele kann nicht völlig erstarrt sein im kalten Hauch des Leichtsinns und der Weltlust. Müßtet Ihr es Euch nicht dereinst zum Vorwurf machen, wenn Ihr ohne jeden Versuch, sie umzuschaffen, von Ihr ginget und überließet sie dem Ersten Besten, in dessen Händen ihre Seele vollends dem Ewigen abstürbe und in lauter Gedanken der Eitelkeit zu Grunde ginge?

Sehet, fuhr er nach einer Pause fort, da Gerhard trübsinnig vor sich hin starrte, ich habe es an mir selbst erfahren, daß es einem redlichen Gemüthe kein Heil bringt, sich den Menschen zu entziehen, weil man sich über sie erhaben dünkt. Ich meinte, ich hätte guten Grund, die Welt zu verachten, in der mir übel mitgespielt worden war, und die ich in Wahn und feiger Thorheit befangen sah. Denn Ihr müßt wissen, daß ich vor zwanzig Jahren ein glücklicher Mann war, meines Zeichens ein Seidenwirker, gar kunstreich in meinem Gewerbe, so daß ich Arbeit und Ehre vollauf hatte und dazu eine junge Hausfrau, die ich über Alles liebte, wie sie es auch werth war, und sie hatte mir einen Knaben geschenkt, der unser Glück vollkommen machte. Da kam das große Sterben ins Land, das zweite seit Menschengedenken, sieben Jahre nach dem ersten, das ich nicht miterlebt, weil ich gerade auf der Wanderschaft war und in den Städten des mittägigen Frankreichs meiner Kunst nachging. Ich wußte also nicht, wie grausam man den armen Siechen mitgespielt, daß man sie von aller menschlichen Hilfe und Gemeinschaft alsbald abgesondert, in dumpfe Leprosenhäuser eingesperrt hatte, oder aufs freie Feld verbannt, wo ihnen keine milde Hand in ihren Leiden und kein Trosteswort in ihrer letzten bangen Stunde nahen konnte. Nun sah ich mit Entsetzen, daß die Seuche alle menschlichen Bande löst'te, daß beim geringsten Anzeichen, wo vielleicht noch Hilfe gewesen wäre, das Kind von der Mutter, der Mann vom Weibe gerissen und bei lebendigem Leibe das Kreuz über sie geschlagen wurde, wie über Todte. Also hütete ich Weib und Kind, wie der Geizige seine Schätze, und hielt sie sorglich im Hause eingeschlossen. Doch konnte ich es nicht wehren, daß der oder jener von meinen Kunden zu mir ins Haus kam, und da es nun der Zaghaften und Gespensterſichtigen nicht Wenige gibt, trat ein solcher auch einmal über meine Schwelle und nachdem er einen Blick auf mein Weib geworfen, das von der ungewohnten Zimmerhaft ein wenig bleich und matt erschien, fragte er mich, indem er eilig an einem mit Essig ge-

tränkten Tüchlein roch, ob es auch noch geheuer bei uns sei. Ich lachte dieser unzeitigen Furcht, meine Liebste aber, die Tag und Nacht nur das Eine Gebet hatte, daß Gott diese Plage in Gnaden an uns wolle vorübergehen lassen, erschrak so heftig, daß sie an ein Spiegelein lief und sich das Gesicht beschaute. Denselbigen Nachmittag fühlte sie eine Schwäche in den Gliedern, daß sie sich niederlegen mußte. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, gab ihr einen kühlenden Trank und hoffte, sie werde es verschlafen. Auch wurde sie ruhiger und schlief wirklich ein, und das Kind neben ihr. Da nahm ich ein fertig Stück Brocat, das ich abliefern sollte, womit es freilich nicht gar geeilt hätte. Aber Gott verblendete mich, daß ich die abendliche Ruhezeit dazu nutzen und die Arbeit dem Kaufmann überbringen wollte. Wie ich eine Stunde später nach meinem Hause zurückkehrte, fand ich einen Haufen Weiber und Kinder vor der Thür und erschrak alsbald heftig und fragte, wem der Auflauf gelte. Und eine der Nachbarinnen, die mich erkannte, schrie laut auf und wehrte mir ab, daß ich nicht weiter gehen solle: der Stadtvogt habe so eben die Leprosenknechte geschickt; es sei ruchbar geworden, daß ich mein Weib, so von der Krankheit befallen, wider die strenge Verordnung im Hause gehalten, und nun sei sie in der Sänfte abgeholt und bereits zu den anderen in jene Mauern eingeschlossen worden, aus denen von Hunderten kaum Zwei oder Drei wieder ans Tageslicht hervorkamen.

Und das Kind, schrie ich, das Kind?

Der Knabe sei, als der Ansteckung verdächtig, und weil die Mutter sich wie eine Besessene gewehrt, es aus ihren Armen zu lassen, mit ihr hinweggetragen worden und ohne Zweifel bei ihr verblieben.

Noch jetzt, wenn ich an jene Stunde zurückdenke, ist es mir, als fühlte ich den Schwindel wieder mir ums Haupt kreisen, der mich damals packte, so daß ich bewußtlos zu Boden sank. Doch kam ich alsbald wieder zu meinen Sinnen, stürzte ohne auf irgend einen Zuspruch zu achten nach dem furchtbaren Kerker, der mein Liebstes verschlungen hatte, und pochte wie ein Rasender mit den Fäusten ans Thor. Als dies erfolglos blieb, die Wächter vielmehr mich ergriffen und mit Gewalt hinwegführten, stürmte ich aufs Rathhaus, wo gerade der Bürgermeister und Ein Ehrbarer Rath versammelt waren, um für die Noth der Zeit nach ihrem kurzsichtigen Ermessen Fürsorge zu treffen. Ich verlangte dort, entweder solle Weib und Kind mir ausgeliefert, oder ich selbst zu ihnen hineingelassen werden. Was ich dann für unehrerbietige Schmähungen ausgestoßen haben mag, als mir Beides verweigert wurde, weiß ich nicht. Die wohledlen Herren mochten besorgen, daß ich in meiner Wuth das geringe Volk, das solche Nothzeit gern zu allerlei Unfug mißbraucht, gegen die Väter der Stadt aufwiegeln möchte. Genug, ich wurde dem Frohnvogt überliefert und in den Thurm geschlossen. Aus diesem kam ich bereits am siebenten Tage wieder heraus. Es war nun keine Gefahr mehr. In der großen Grube, die so viel arme Opfer aufgenommen, war auch mein blühendes junges Weib und mein holder Knabe zur ewigen Ruhe gebettet worden. —

Da versagte dem Graubärtigen das Wort, er drückte die Augen zu und lehnte den Kopf zurück gegen den Thürpfosten, um von der Qual der Erinnerung ein wenig zu rasten. Plötzlich fühlte er eine Hand an der seinigen, die sie mit

sanftem Druck umschloß, und wie er die Augen aufschlug, sah er den jungen Freund vor sich stehn, der es draußen am Gitterpförtchen nicht ausgehalten, sondern sacht den Riegel geöffnet und sich hereingeschlichen hatte. Der Andere trat unwillkürlich zurück, aus alter Gewohnheit, hielt aber dann die Hand des jungen Mannes fest und erwiderte ihren Druck. Ich dank' Euch, sagte er still vor sich hin. Es ist lange her, daß ich keine Menschenhand in der meinigen gefühlt. Auch könnt Ihr sie dreist berühren. Es ist eines redlichen Mannes Hand, die mehr Gutes als Unnützes verrichtet hat und an der kein Flecken haftet. Aber daß ich mit meinem Bericht zu Ende komme: damals, als mir das widerfahren, war das Blut, das diese Hand durchströmte, nicht so zahm wie heut. Wer mir damals einen Feuerbrand in die Faust gegeben hätte, die Welt damit in Brand zu stecken, dem hätte ich meine Seele dafür verschrieben. Ich hatte aber zum Glück einen entfernten Vetter unter den Barfüßermönchen des dortigen Klosters. Der erbarmte sich meines wahnwitzigen Zustandes und nahm mich in seinen Gewahrsam, bis der Sturm in mir vertobt haben würde. Wie dann die klaffende Wunde ein wenig verharscht war, brauchte es nicht viel Zuredens, daß ich selbst Profeß that, und da ich die Welt haßte und verachtete, den Rest meines Lebens ihr abgekehrt in müßigem Brüten und Beten zu verbringen gedachte. Doch lebte etwas in mir fort, das murrte gegen den öden Klosterzwang und schrie nach Wirken und Schaffen. Und wie dann neun Jahre später die dritte göttliche Heimsuchung kam, da wußte ich, was ich zu thun hatte.

Sehet, fuhr er fort, obwohl es Euch die göttliche Barmherzigkeit erspart hat, Aehnliches zu erleben, so habt Ihr doch ein ahnungsvolles Herz und könnt Euch vorstellen, wie es der schärfste Stachel in all meinen Qualen gewesen, daß mein liebstes Leben in jenem furchtbaren Hause hatte sterben und verderben müssen und ich war fern gewesen und hatte ihre erkaltende Hand nicht fassen und in ihre verzagende Seele kein Wort des Trostes träufeln dürfen. Was ich an dieser Geliebtesten so jammervoll versäumt, das wollte ich nun anderen armen Verdammten zu Gute kommen lassen, da sonst Niemand in ihrer letzten Noth sich ihrer erbarmte. Und glaubt nicht, daß ich mir dies Werk der Barmherzigkeit zu einem besonderen Verdienste rechne. Es war viel Trotz und Ingrimm dabei im Spiel, und daß ich auf die Häupter der Menschen, die ich insgemein für eine Heerde wilder Thiere ansah, feurige Kohlen sammelte, geschah nicht in christlicher Liebe und Milde, wenigstens zu Anfang, sondern als eine Art Rache, an der ich meinen eigenen wilden Gram sättigte. Es ward aber anders mit der Zeit, da ich das ganze unsägliche Elend betrachtete, unter welchem das schwache Menschengeschlecht seufzt, und wie viel heimliche Tugend und Heldenstärke zwischen dem Unkraut der eitlen Lüste und blinden Leidenschaften erblüht. Da hat mich ein tiefes Mitleid mit meinen Brüdern überkommen, und auch hernach, da ich Undank aller Art erfuhr, von Solchen, denen ich in bitteren Nöthen der einzige Helfer gewesen, von ihren Thüren weggescholten wie ein räudiger Hund, — nie wieder hat sich mein Herz zu Haß und Wuth verhärtet, sondern je böser und gottunähnlicher ich sie fand, je lauter rief es in mir: das sind die am härtesten mit Siechthum Geschlagenen, und daß sie sich für gesund halten, ist ihr schlimmstes Gebrechen. Denn so nun wehren sie dem

Arzt, der sie noch retten möchte, und machen ihr Leiden unheilbar und taumeln einem Tode zu, der nicht ins ewige Heil führt, sondern in die Stätten der Verdammniß.

Während er dies sprach, leuchteten seine Augen, wie Gerhard nie ein Augenpaar hatte leuchten sehen, und wenig fehlte, so wäre er vor diesem starken und guten Menschen in die Kniee gesunken, wie vor einem der heiligen Märtyrer, deren Bilder in den Kirchen verehrt werden. Auf einmal aber fühlte er sich am Arm ergriffen und sah den Blick des Einsamen mit verwandeltem Ausdruck auf eine Stelle am Ufer gerichtet, wo ein schlanker Schatten sich näherte und jetzt hinter dem Wurzelgestrüpp des Weidenbaumes verschwand.

Wenn Ihr keinen Abscheu dagegen empfindet, so tretet einen Augenblick in die Hütte, hörte er den Bärtigen raunen. Ich sehe drüben eine Gestalt, die nach uns herüberspäht. Sie haben mir von Raths wegen hier zu wohnen gestattet nur unter der Bedingung, daß ich mit Niemand einen Verkehr unterhielte. Nicht minder aber als mir selbst möchte es Euch Nachtheil bringen, wenn es herumkäme, daß Ihr bei nächtlicher Zeit den Verbannten und Ausgezählten heimgesucht habt. Bergt Euch also hier innen, bis der Spürer und Späher seiner Wege gegangen.

Er zog ihn in die Hütte hinein, in der es wohnlicher war, als man dem äußeren Anschein hätte zutrauen mögen. Der Raum war nicht größer als eine Manneslänge im Geviert, und nach der Rückseite senkte sich das Dach, daß man dort nicht aufrecht stehen konnte. Nach der Morgenseite aber ließ ein viereckiger Ausschnitt in der Bretterwand hinlängliche Helle herein, daß man das Lager von dürrem Schilf darunter erkennen mochte, über welches eine wollene Decke gebreitet war. An der Wand gegenüber war ein Sitz aus Steinen aufgeschichtet, mit einem Schaffell überdeckt. Darüber hing an der Wand an einem rostigen Nagel die kleine schwarze Geige, und ein Krug und eine Schüssel standen im Winkel. Von einer Feuerstätte keine Spur.

Ihr müßt Euch dort niedersetzen, sagte der Wirth dieses engen Hauses, und wenn Ihr es nicht verschmäht, aus Einem Kruge mit mir zu trinken, — in der Schenke heut Abend haben sie mir einen Nachttrunk mitgegeben, den ich noch zur Hälfte gespart habe. Denn ich muß sehr auf der Hut sein vor dem Wein, der ein gefährlicher Freund des Einsamen ist und ihn leicht um Sinn und Verstand bringt. Wenn Euch etwa hungern sollte, ich hab' auch noch ein wenig Brot und gedörrtes Fleisch im Vorrath, denn die Bauern lassen mich nicht darben, und wenn ich Abends vor ihren Häusern geige, bringen sie mir, was ich bedarf, theils aus gutem Herzen und umsonst, theils für ein geringes Geld, das sie sich freilich scheuen aus meiner Hand zu empfangen. Sie stellen dann ein Schüsselein mit Wasser an den Weg, und die Münzen, die ich da hineingleiten lasse, nehmen sie ohne Sorge, sich zu beflecken. Auch lassen sie es geschehen, daß ich mir dann und wann — zumal an Fasttagen — ein Gericht Fische angle aus dem Fluß und in einem Pfännlein draußen vor der Hütte brate. Im Uebrigen bin ich hart gewöhnt und habe auch den Winter überstanden ohne anderes Ungemach, als daß ich eine und die andere Nacht auf meinem kalten

Lager nicht schlafen durfte, wenn ich am andern Morgen wieder aufwachen wollte.

Gebt mir einen Trunk, bat Gerhard, mehr um zu zeigen, daß er keine Gemeinschaft mit diesem Gemiedenen scheute, als weil ihn gedürstet hätte. Als er dann seine Lippen genetzt und auf dem Steinsitz sich niedergelassen hatte, sah er über sich nach der seltsam geformten Geige und fragte, seit wann sein Gastfreund diese Kunst betrieben und wer sie ihn gelehrt habe.

Da lächelte der ernsthafte Mann zum ersten Mal. Er wisse von keiner Kunst und keiner Lehre, sagte er. Schon da er noch ein weltliches Gewerbe ausgeübt, habe er an Feierabenden sich damit vergnügt, dies uralte Saitenspiel erklingen zu lassen, daß sein Weib sich oft die Ohren mit ihren kleinen Händen zugehalten und gefleht habe, er solle ihrer schonen. Doch habe er nicht nachgelassen, bis er dem schwarzen Holz eine Seele abgelockt und aller Griffe und Striche Meister geworden sei. Im Kloster dann habe er fleißig Acht gegeben auf die geistlichen Gesänge und die Hymnen, die an den hohen Festen mit allerlei Instrumenten begleitet wurden. Und wie er dann in das Siechenhaus eingetreten, habe er nichts mitgenommen, als diese Geige. Da sei es ihm erst aufgegangen, welch ein Labsal in den Tönen verborgen sei. Denn mitten in der ärgsten Leibesnoth und Verzweiflung, wenn er zu spielen begonnen und sein Bestes gethan, Wohllaut und Einklang aus dem armen Holz hervorzulocken, habe er wahrgenommen, wie die verzerrten, angstbeklommenen Mienen sich besänftigt, das Aechzen stiller geworden und manch Einer unter seinen Weisen sanft hinübergeschlummert sei, wie ein Kind, das die Mutter in Schlaf singt.

Wenn sie mich daher Bruder Siechentrost nannten, fuhr er mit stillem Lächeln fort, so wußte ich wohl, wem dieser Name gebührt: dem schwarzen Gesellen da, der mächtiger und heilkundiger ist, als ich. Hat er doch auch mich selbst getröstet und geheilt, da ich an Menschenfeindschaft und Weltverachtung krankte und ein Herz voll mißtönender Wünsche und Begierden in mir trug. Wie manches Mal in der ersten Zeit, wenn ich Untreu und Undank erfuhr und schwer unter der Thorheit der feigen Menschen seufzte, war ich nahe daran, dies armselige Leben wegzuwerfen wie ein zerrissenes Gewand, das mich gegen Frost und Unwetter nicht mehr schützte. Dann brauchte nur mein Finger unbewußt eine der Saiten zu berühren, und ich schämte mich meines Kleinmuths und wandelte gelassen meine Straße, bis ich zu milderen Menschen kam.

Er trat an die Wand, wo die kleine Geige hing, und fuhr sanft mit der Hand über die Saiten, wie man einem schlafenden Kinde über die Locken streicht, und ein leiser schwirrender Ton ward wach, als tönte die Seele des Instruments aus dem Traum. Gerhard wagte nicht ihn zu bitten, daß er sie herabnehmen und ihn ein Lied hören lasse. Doch hätte er viel darum gegeben, jene Strophen vom Mai noch einmal zu hören. Statt dessen wandte der Bruder sich plötzlich zu ihm und sagte:

Ihr müßt nun heimkehren, mein junger Freund. Der Laurer draußen wird längst seinen Posten verlassen haben. Euch aber möchte man zu Hause vermissen, und Ihr kämet in Ungelegenheit. Daß Ihr mich aufgesucht habt, dank' ich Euch von Herzen. Doch muß es nicht wiedergeschehen, schon um meinet-

willen nicht. Denn ich soll einsam bleiben und darf mich nicht wieder an freundliche Menschennähe gewöhnen, nachdem ich sie mit manchem Kampf und Schmerz entbehren gelernt. Ihr aber kehrt in die Welt und zu den Euren zurück, und wenn Ihr Euer Herz je wieder siech fühlet und des Trostes bedürft, der in diesen Saiten schläft, so findet Euch an den Feiertagen ein, wo die Leute zusammenströmen, den schönen Frühling beim Becher zu genießen. Da werdet Ihr auch meine Stimme aus irgend einem Versteck heraus erschallen hören, und wenn ich denke, daß ich zu Euch rede, werden mir meine besten Lieder einfallen. Nur dürft Ihr hinfort nicht mehr mit Golde aufwiegen wollen, was leicht ist, wie die Luft, und doch unschätzbar. Ihr wisset nun, wie wenig ich bedarf, und der Herr, der die Sperlinge nährt, die doch keinen Gesang haben, wird auch den grauen Singvogel mit dem Schellenkleide nicht verderben lassen.

Er schritt aus der Hütte, und Gerhard folgte ihm. Das Herz war ihm so voll, daß er keines Wortes mächtig war. Daußen am Rande der Sandbank drückte er noch einmal die Hand des wundersamen Mannes, von dem er so schwer sich trennte, wie von dem ältesten Freunde. Dann schwang er sich auf den ungefügen Brückensteg und schritt eilig hinüber. Die Luft hatte sich verdunkelt, ein grauer Flor, der ein Frühlingsgewitter ankündigte, überzog das gestirnte Firmament, die Straße war völlig einsam. Nur wie er schon die Stadt erreicht und mit Hilfe eines ansehnlichen Schweiggeldes sich bei der Wache den Einlaß erkauft hatte, glaubte er in dem dunklen Winkel hinter dem Thorthurm eine Gestalt zu erblicken, die hier einen freiwilligen Wachtdienst versah. Einen Augenblick war es ihm sogar, als ob er jenen Vetter erkennte, den er am ersten Abend bei seiner Braut angetroffen. Er rief leise den Namen des Wichts, doch blieb Alles still, und er selbst schlug sich das unheimliche Begegnen wieder aus dem Sinn. Die Worte, die er auf dem unfruchtbaren Eiland vernommen, begleiteten ihn auf dem nächtlichen Schleichwege in seiner Eltern Haus und hielten ihn noch lange wach, nachdem er durch ein Hinterpförtchen sich glücklich in seine Kammer gestohlen hatte.

* * *

Nachts war das Gewitter über der Stadt niedergegangen und die Luft am Morgen wieder hell und klar. Doch in zwei Häusern schlich noch eine stockende Schwüle durch die stillen Zimmer, die sich nicht in starken Schlägen, nur in zuckendem Wetterleuchten und verhaltenem Grollen entlud. Herr Hinrich Eschenauer begrüßte den Sohn mit einem finsteren Kopfnicken und wies ihm einsilbig seine Arbeit an. Die Mutter machte sich stumm mit rothgeweinten Augen in seiner Nähe zu schaffen, und mehr als einmal schien es, als wollte sie den Bann des Schweigens brechen, den eine fremde Macht ihr auferlegt, immer aber bezwang sie sich und zog sich mit Seufzen und Kopfschütteln, wie ein Mensch, der etwas Schweres und Schreckliches nicht zu fassen vermag, wieder zurück. Gleich nach Mittag war Gerhard, nicht weil es ihn zog, sondern wie um eine unliebe Schuldigkeit zu thun, nach dem Hause am Münsterplatz hinaufgegangen, hatte seine Braut auch allein angetroffen, aber trotz des weitoffenen Brusttüchleins wie in einen Panzer geschnürt, der sie dem Freunde so unnahbar

machte, wie wenn über Nacht eine Mauer zwischen ihnen aufgerichtet worden wäre. Als er sie liebreich um den Grund dieser starren Kälte befragte, erwiderte sie, mit halb zugedrückten Augen an ihm vorbeisehend und mit den seidenen Ohren ihres Hündchens spielend: wie man in den Wald rufe, so schalle es heraus, und man erkenne die Menschen daran, welche Gesellschaft sie sich suchten. Und da er ernstlicher in sie drang, diese tiefsinnigen Sprüche zu deuten und auf ihn und sie selbst anzuwenden, versetzte sie mit einer plötzlich ausbrechenden Leidenschaftlichkeit, in der das ganze enge, eitle und ungütige Herz des verzogenen Kindes zu Tage kam: sie habe keine Lust, mit aussätzigem Volk und unehrlichen fahrenden Leuten sich einzulassen, und wenn ihm ein solcher Umgang lieber sei, als der ihre, möge er's beizeiten sagen, sie wisse dann, woran sie sei und könne darnach thun.

Nun setzte er sich neben sie und begann, so sehr er sich bezwingen mußte, nicht wild herauszufahren und ihr mit zornigen Worten ihre Herzenshärtigkeit vorzuwerfen, ihr Alles zu erzählen, was er von den Schicksalen des Bruder Siechentrost wußte. Er hoffte, ihren liebloſen Starrsinn dadurch zu schmelzen, da er noch immer nicht glauben konnte, daß in dieser weichen weißen Hülle kein zartempfindendes Herz verschlossen sei. Als er aber geendet hatte, stand sie mit gleichmüthiger Miene auf, holte aus einem Wandschränkchen einen Teller mit süßem Backwerk und fing an, ihr Hündchen zu füttern. Darauf nahm sie ein kleines beinernes Kämmchen und strählte und glättete damit das weiche Fell ihres Lieblings. Nicht wahr, Pilgram, sagte sie zu ihm hinabgebückt und drückte ihre Lippen gegen sein glänzendes Ohr, wir Beide sind ein paar reinliche Leute, und von etwas Unsäuberlichem wollen wir nicht einmal reden hören, geschweige uns davon anrühren lassen. Du hättest dich auch bedankt, Bürschlein, wenn man dir zugemuthet hätte, dem armen Lazarus vor dem Hause des reichen Mannes die Schwären zu lecken. Pfui der Schmach! Wen Gott gezeichnet hat, den sollen die Menschen meiden!

Gerhard stand auf. Er hörte den Vater, Herrn Anselm Rode, draußen über den Flur gehen und traute sich nicht Besonnenheit genug zu, in dieser Stimmung ihm gegenüber jedes herbe Wort zu unterdrücken. Lebt wohl, Imagina! sagte er. Ich wünsche Euch, daß Ihr mit der Gesellschaft, die Ihr der meinigen vorziehet, zeitlebens zufrieden sein möget. Grüßt den Vater. Mich ruft ein Geschäft nach Hause.

Hiermit ging er von ihr, und sie fühlte nicht, daß es ein Abschied war für alle Zeit. Sie war von den kühlen und klugen Weibern, die es sich zum Gesetz machen, ihre Herrschaft über den Mann frühzeitig zu beginnen und die Zügel immer fest in der Hand zu halten, da doch ein rechter Mann nur durch freie und reine Hingebung eines rechten Weibes bezwungen wird. So saß sie mit höhnischem Lächeln und hörte seine Schritte draußen verhallen.

Gerhard aber ging seines Weges, als wären ihm Flügel gewachsen und ein schwerer Stein vom Herzen gerollt. Er sagte sich, daß alle Hoffnung vergebens sei, hier ein Glück zu finden oder zu schaffen, und daß der Schnitt, der das lose Band zertheile, je rascher je milder sein würde. Einer seiner alten Gesellen kreuzte ihm den Weg. Ob er von der Braut komme? fragte er ihn lachend.

Es sei hohe Zeit gewesen, daß er heimgekehrt, um nach dem Rechten zu sehen. Ein loser Vogel von einem Federfuchser habe sich eingefunden und nicht übel Lust gezeigt, an dem blanken süßen Träublein zu picken. Er werde dem Fant wohl schon begegnet sein und ihm nach Gebühr heimgeleuchtet haben. Der Herr Vetter sei übrigens kein Kostverächter und nasche herum, wo er gedeckten Tisch finde. Nacht für Nacht sehe man ihn in das Haus einer übelberufenen Wittwe schleichen, die draußen im letzten Häuschen des Dorfs, wo gestern St. Florian gefeiert wurde, ihr stilles Wesen treibe. Daneben würde er sich nicht lange bitten lassen, der Eidam des Herrn Schöffen zu werden, zumal er in Mainz kahlgerupft wie eine Martinsgans aus einem Spielhaus entronnen sei. Nun, damit habe es jetzt gute Wege.

Gerhard antwortete nur mit einem hastigen Händewink und flog seinem väterlichen Hause zu. Er wußte nun, wer gestern den Späher gemacht und hernach den Zuträger bei den Seinen. Als er in das Schreibstübchen seines Vaters trat, fand er den alten Herrn eben im Begriff, einem Knecht aufzutragen, daß er ein Pferd satteln und nach Diez hinüberreiten solle mit einem Auftrage an einen dortigen Geschäftsfreund. Erröthend, da er fürchtete, seine Bitte möchte nicht gewährt werden, erbot er selbst sich zu diesem Ritt; er sei des Stillesitzens nach der langen Reise noch nicht wieder gewohnt. Der Vater sah ihn kalt und prüfend an, nickte dann aber und erklärte ihm, um was sich's handle. Als sie unter vier Augen waren, setzte er noch hinzu: Mir ist hinterbracht worden, daß du dir seltsame Gesellschaft suchst, wie sie ehrbaren Bürgerssöhnen nicht geziemt. Ich will glauben, daß dein langes Herumstreifen auf den Heerwegen dich daran gewöhnt hat, mit zweifelhaftem Volke dich einzulassen und niedrige Kameradschaft zu dulden. Doch warn' ich dich hiermit ernstlich, von nun an strenger auf deinen Wandel zu achten. Ich will nicht, daß Gerhard Eschenauer's Namen in Einem Athem mit Unreinen und Unehrlichen genannt werde. Hiernach hast du dich zu richten, bei meinem väterlichen Zorn.

Der Sohn neigte stumm sein Haupt und ging dann hinab, sein flandrisches Pferdchen zu satteln und zu zäumen. Eh er es aber bestieg, machte er sich noch eine Weile in seiner Kammer zu schaffen und trug endlich einen leichten Mantelsack in welchem allerlei Kleidervorrath zusammengelegt war, in den Stall hinab. Die Mutter trat aus der Thür, da er eben forttraben wollte. O Kind, sagte sie, wohin reitest du nun wieder? Thu mir nur das nicht an, daß du auf böse Wege geräthst! — Mutter, sagte er, indem er ihr eine Hand entgegenstreckte, seid unbesorgt. Ich gehe immer den Weg, den mein Gewissen mich weis't; so werden es wohl Gottes Wege sein, ob sie uns armen Menschen auch dunkel scheinen.

* * *

Der Tag war hingegangen und eine milde Nacht hatte sich über Thal und Hügel herabgesenkt. In der Hütte auf der Sandbank lag der einsame Siedler im ersten Schlaf, der ihn nicht vor Mitternacht heimzusuchen pflegte. Da hörte er plötzlich ein ungewohntes Geräusch draußen im Flusse, ein Rauschen und Plätschern und wunderliches Schnaufen, und fuhr alsbald in die Höhe und an den Eingang seines Schuppens, um durch das Loch zu spähen, das in die Bretter-

thür geschnitten war. Er sah einen Reiter auf einem dunklen Pferd die Wellen durchstapfen, die dem Thier nur eben bis an die Flanken gingen, und gleich darauf setzte der kleine Braune die beiden Vorderhufe auf den Kiesgrund, stand so einen Augenblick, sich schüttelnd und hell in die Nacht hinauswiehernd, bis er auch seine Hinterbeine aus dem frischen Bade zog und nun frei und fröhlich auf dem festen Eiland stand.

Sein Reiter schwang sich sofort herab und ging, ohne das geduldige Thier anzubinden, auf die Umzäunung los. Da trat ihm der Herr der Insel entgegen.

Er hatte die Stirne gefurcht und ein unwilliges Wort auf den Lippen. Aber der Jüngling kam ihm zuvor.

Ich wußte, daß Ihr mich schelten würdet, rief er, da ich Euer Gebot nicht achtete und doch wieder zu Euch kam. Doch sollte und mußte es noch ein letztes Mal sein, und wenn ich gelobe, mich von jetzt an Eurem Willen zu fügen, dürft Ihr mir Eure Hand nicht entziehen. Es soll ein Abschied sein, wer weiß auf wie lange Zeit. Denn es duldet mich nicht drüben in der Stadt, wo ich geboren bin und mich fremder fühle, als in der ersten besten Herberge an der Landstraße. Höret mich erst an, lieber Freund, und dann urtheilt, ob ich bleiben kann, wenn ich mein Verlöbniß gelöst, und damit zwei Familien schwer gekränkt habe. Das aber muß ich thun, oder die Lüge eines ganzen Lebens zerfrißt mir das Herz im Leibe.

Der Andere erwiderte kein Wort. Er hörte mit traurig stiller Miene, was sein junger Freund ihm vom heutigen Tage zu berichten hatte. Und nun, schloß Gerhard, nun versucht nicht weiter mich irre zu machen in dem, was wie der Wille einer höheren Macht in meinem Innersten lebt. Zu Euch aber drängte mich's nicht allein, Euch dies kund zu thun, denn was bin ich Euch, daß Ihr Euch kümmern solltet, was aus mir würde, sondern weil ich es nicht ertragen kann, Euch fernerhin in diesem ungewissen und dürftigen Stande hinleben zu sehen. Zumal es mir schwant, daß man meine Entschlüsse zum Theil Euch Schuld geben wird, als hätte das Begegnen mit Euch mir die Lust erweckt, gleichfalls ein Vagant zu werden und ein seßhaftes Tagewerk zu verschmähen. Hiervon bin ich soweit entfernt, daß ich nicht nur in der nächsten besten Stadt eine Stelle suchen will, wo ich genügliche Arbeit und Erwerb finde, sondern auch Euch zureden möchte, es noch einmal mit einem ruhigen Wohnen an Einem Ort und regelmäßigem Thun und Schaffen zu versuchen. Dies ist nun freilich in den Landen am Rhein und Main, da man Euch allerorten kennt, nicht möglich. Doch hab' ich gedacht, wenn Ihr an den Rhonefluß hinabzöget, wo Euer Name und Schicksal unbekannt sind, würdet Ihr leicht in einer der großen blühenden Städte dort Unterkunft finden und lohnende Arbeit in Eurer alten Weberzunft. Und darum habe ich eine vollständige Gewandung bis auf die Schuhe und das Barett im Mantelsack mitgebracht und hinlängliches Geld, daß Ihr Eure dürftige Hütte noch in dieser Nacht verlassen und den Rückweg in ein bürgerliches Leben antreten könntet. Versagt es mir nicht, Euch diesen geringen Dienst zu leisten, und bedenkt, daß auch Euch die Tage kommen werden, die uns nicht gefallen, da Ihr alt und gebrechlich sein werdet, Eure Stimme rauh und Eure zitternde Hand nicht mehr des Bogens mächtig. Dann werdet Ihr um

ein friedliches Dach und eine freundliche Nachbarschaft froh sein, unter denen Ihr Eure letzten Tage nicht mehr als ein Ausgestoßener dahinleben könnt.

Er blickte, nachdem er seine hastige Rede geendet hatte, dem einsamen Manne mit scheuer Spannung ins Gesicht und harrte der Antwort. Der aber sah von ihm weg gegen die hohe dunkle Felsenwand, die den Dom und die Schloßgebäude trug, als stünde das Bild eines friedlichen, wohlbehauf'ten Alters, das Gerhard ihm gezeigt, auf diesem nächtigen Grunde in sanften Farben gemalt und er wollte seine Augen daran weiden. Dann strich er sich plötzlich mit der Hand über die Stirn, schüttelte leise den Kopf und sagte: Ihr habt als ein Freund zu mir gesprochen, und dafür dank' ich Euch wahrlich von Herzen. Das Gut aber, das Ihr mir zugedacht, kann ich nicht annehmen, da es kein Gut für mich wäre, sondern ein trüglicher Besitz, der mich um all meinen Frieden brächte. Wäre dies Anerbieten vor Jahren mir gemacht worden, da ich eben erst aus dem Siechenhaus wieder in die Welt trat und fand sie voll Untreue und Undank, so hätte die Hoffnung, wieder als ein stiller Arbeiter unbeschrieen meine Tage hinzuspinnen, mich gewiß angelacht, und wer weiß, ich hätte mir wieder ein Weib genommen und schaffte jetzt rüstig für sie und ein Häuflein Kinder. Nun aber ist's damit zu spät. Ich kann nicht mehr in engen steinernen Häusern und Gassen athmen und ein eintöniges Handwerk treiben, des Gelderwerbs wegen, der mir nicht frommt und geziemt, da ich nur für mich allein zu sorgen habe und wenig bedarf. Rings um mich her würde ich mühselige und beladene Menschen sehen, die in ihrer Tagesfrohne hinkeuchen und sich glücklich dünken, wenn sie den Heller zum Heller legen und den Gulden zum Gulden, und sie würden mir der wahren Gesundheit trauriger zu entbehren scheinen, als meine Miselsüchtigen in der Zeit des großen Sterbens. Ich aber, anstatt ihnen hilfreich und tröstlich zu sein, würde im selben Spittel darniederlegen, da jeder Gewerbsmann endlich auch von der Seuche der Geldsucht angesteckt wird. Nein, mein theurer junger Freund, lasset mich die noch übrige Lebenszeit als ein freier Vagant hinbringen, einzig und allein darauf bedacht, mein Amt zu üben als ein echter und rechter Siechentrost für die kranke Menschheit, die, wär' es nur an seltenen Feiertagen, sich die Brust gelüftet und das Herzblut erfrischt fühlt, wenn eine reingestimmte Menschenseele erklingt, deren Melodie sich wie ein leichtbeflügelter Waldvogel über den Staub der niederen Erde aufschwingt und das zerdrückte, verschüchterte Volk, das im Schweiß des Angesichts sein Brot ißt, mit hinaufhebt in reinere Lüfte. Wie es dann um mein Alter stehen mag, und wo der greise Heimathlose dereinst sein Haupt zum letzten Schlummer bettet, das wollen wir Dem anheimstellen, ohne dessen Willen kein Vogel aus den Lüften fällt. Ihr aber, wenn Ihr wirklich entschlossen seid, Eurer Heimath den Rücken zu kehren —

Er stockte plötzlich mitten in der Rede und horchte über die Insel weg nach der Felswand, an deren Fuß ein Rauschen im Flusse hörbar ward. Es kommt ein Kahn den Strom heraufgefahren, sagte er leise. Lassen wir den späten Schiffer erst vorbei. Es soll kein Gerücht ergehen, wenn Ihr die Stadt verlasset, als ob ich Euch dazu gerathen hätte. — So traten sie in die Hütte, deren Thür sie offen ließen, und hörten, wie das Fahrzeug den anderen Flußarm hinaufruderte und jetzt mit einem mächtigen Stoß auf den Kiesgrund auffuhr.

Gleich darauf kamen schwere Schritte um die hintere Wand des Zaunes herum, und draußen an der Gitterpforte, die nicht verriegelt worden war, erschien die hohe und breite Gestalt des Herrn Hinrich Eschenauer.

Der alte Kaufherr blieb an der Schwelle der Umzäunung stehen, lüftete den Hut und fuhr sich über die kahle Stirn, auf der, trotz der Frische der Mainacht, große Tropfen standen. Es war ersichtlich, daß er Mühe hatte vor innerer Bewegung, Athem zu schöpfen, und das erste Wort, das von seinen Lippen kam, hatte einen heiseren, pfeifenden Ton. Bist du drinnen, Gerhard? rief er. Doch brauche ich deine Stimme nicht erst zu vernehmen, um zu erfahren, daß du lieber bei nachtschlafender Zeit mit Gesindel und unreinem Volk zusammenhockst, als unter dem ehrlichen Dache deines Vaters den Schlaf des Gerechten schläfst. Du hast dich ja nicht gescheut, deine nächtlichen Schliche zu Pferde zu machen, so daß Jedermann sehen kann, wohin es mit Hinrich Eschenauer's Sohn gekommen ist. Statt die Aufträge seines Vaters zu vollziehen, die ihn in das Haus ehrbarer Bürger und rechtschaffener Gewerbsleute führen, zieht er es vor, zu fahrenden Spielleuten und gemiedenen Tagedieben zu reiten und in ihrer sauberen Gesellschaft, wer weiß welche gottlosen Künste zu erlernen. Aber so wahr ich meinen unbescholtenen Namen mit ins Grab nehmen will —

Nein, Herr Vater, unterbrach Gerhard die jähe Fluth eifernder Worte, indem er aus der Thür der Hütte heraustrat, — bei Gott, Ihr thut mir zu nah. Euern Auftrag an den Mann in Diez hab' ich pünktlich ausgerichtet. Als ich aber heimkehrte, gedachte ich auch hier noch etwas zu verrichten, was mir am Herzen lag, und so lenkte ich mein Pferd nach der Hütte dieses einsamen Mannes, dem Ihr ein schweres Unrecht thut, wenn Ihr ihn für nichts Besseres achtet, als einen verkommenen Landfahrer und von Gott gezeichneten Strolchen. Wenn Ihr ihn kenntet, Herr Vater, wie ich ihn kennen gelernt —

Genug! fiel ihm der Alte ins Wort. Ich begehre nicht mehr von ihm zu wissen, als was ich und alle Welt von ihm weiß. Hätte ich je vermuthen können, daß seine Nähe einem Stadtkinde, geschweige einem leiblichen Sohne von mir selbst lieblicher dünken möchte, als der ehrbare Verkehr mit seinen Nächsten, so hätte ich schon damals im Rath mich dagegen gestemmt, daß man ihn so nahe bei der Stadt geduldet und sein Gauklergewerbe hat ausüben lassen. Hiermit wird es nun wohl die längste Zeit gedauert haben. Du aber kehrst sofort und zwar nicht in dem Kahn, der mich hergeführt, denn ich scheue die Berührung eines Menschen, der unter des Unreinen Dach gerastet, sondern zu Pferde nach der Stadt zurück und wirst dich morgen vom Arzt untersuchen lassen, ob noch kein Flecken dir anhaftet. Das Weitere wirst du alsdann vernehmen und magst meiner väterlichen Milde danken, wenn ich auch beim Vater deiner Braut, der mit Recht schwer erzürnt ist, ein Fürwort für den verlorenen Sohn einlegen will.

Er wandte sich, als ob er nicht den geringsten Zweifel hege, daß der Sohn sich reumüthig dem ausgesprochenen väterlichen Willen beugen werde. Der Jüngling aber, das Gesicht glühend vor Scham und Unmuth, war mit raschen Schritten aus der Umzäunung herausgestürmt und faßte den Vater an dem weiten Aermel seines Gewandes. Vater, rief er, gehet nicht so fort! Um Gott, laßt Euch erflehen, diesen Mann nicht zu richten, eh' Ihr ihn gehört, was dem

todeswürdigsten armen Sünder nicht geweigert wird. Am jüngsten Tage, wenn unser Schuldbuch vor dem höchsten Richter wird aufgeschlagen und das Guthaben dieses Verkannten und Verbannten ihm als ein reicher Gnadenschatz angerechnet werden, dann werdet Ihr mit Reue und Beschämung erkennen, wie verblendet Ihr diesen Gerechten ausgestoßen und dem Elend überliefert habt. Und thut Ihr's nicht um seinetwillen, so seid milde gegen Euren eigenen Sohn, dem Ihr das Herz zerspaltet durch Eure Ungerechtigkeit. Ich aber, ich würde mich selbst auf ewig verachten, wenn ich Diesen, der so viel Untreu erfahren, verleugnete in seiner Noth und Gefahr. Gönnt ihm nur ein Wort mit Euch zu reden und sein Schicksal zu hören, und Ihr müßtet nicht der redliche und ehrenfeste Mann und fromme Christ sein —

Was ich bin und zu bleiben gedenke, rief der Kaufherr überlaut, das verlange ich nicht von einem zuchtlosen Milchbart zu erfahren, noch weniger, was ich von einem fahrenden Spielmann zu denken habe. Du aber höre mein letztes unumstößliches Wort. Entweder du trennst dich sofort und auf immer von dieser Gemeinschaft, die dich entehrt, oder du betrittst nie mehr die Schwelle deines väterlichen Hauses und magst als ein erb- und heimathloser Mann hinfort auf der Landstraße dir deine Sippe suchen. Ihn aber, der dich dahin gebracht, ihn wird man mit der scharfen Frage wohl noch zu dem Bekenntniß bringen, durch welche geheime Kunst und magische Mittel es ihm geglückt ist, sich der unerfahrenen Seele eines wohlerzogenen Muttersohnes zu bemächtigen.

Er that bei diesen Worten einen Ruck mit dem Arm, so daß er den Aermel aus der Hand seines Sohnes löf'te; dann rannte er, als ob ein böser Zauber ihm selbst auf den Fersen sei, nach der Uferstelle, wo er gelandet war, sprang in den Nachen und stieß, selbst ein Ruder ergreifend, in solcher Hast vom Lande ab, daß der Strom schon in wenigen Augenblicken ihn dem nachstarrenden Sohn entzogen hatte.

* * *

Am folgenden Tag schon in aller Frühe lief in der Stadt Limburg das Gerücht von Haus zu Haus, der Siedler auf der Sandbank, Bruder Siechentrost, habe sich über Nacht davongemacht, und mit ihm sei des Herrn Hinrich Eschenauer's Sohn, der eben erst aus der Fremde heimgekehrt, spurlos verschwunden. Als man erfuhr, wie ernstlich der Vater den Sohn verwarnt, und welche Drohung er ihm vorgehalten, um ihn von seinem wahnwitzigen Bündniß mit dem Ausgestoßenen zu trennen, wuchs das Erstaunen schier bis zur Betäubung. Seine eigenen Jugendgefährten wagten nicht, ihm das Wort zu reden, ja sie mußten stumm die Ohren hängen lassen, wenn Diejenigen, denen der junge Gerhard als Verlobter des schönsten Limburger Kindes verhaßt gewesen, ihn jetzt als einen vom Teufel Umstrickten verhöhnten und vollends unter den adligen Jungherren sein Verzicht auf Ehe und Erbe, eines schäbigen Spielmanns wegen, als ein tolles Märchen herumgetragen wurde.

Da man aber von den beiden Verschwundenen Woche auf Woche nicht das Geringste vernahm, auch Gerhard's Vater, so sehr die tiefbetrübte Mutter ihm anlag, keinen Fuß rührte und keine Feder in Bewegung setzte, um zu erforschen, wohin der Enterbte sich etwa gewendet habe, verstummte und verscholl mit der

Zeit das Gerede, und das Angedenken dieser beiden seltsamen Wandergefährten versank so tief unter neuen Zeitungen, wie die Bretter, die jene Siedlerhütte gebildet hatten, und die einige fanatische Frömmlinge aus dem Kiesgrunde rissen und in den Strom warfen, um jede Spur der unheimlichen Teufelsstätte zu tilgen.

Erst im Hochsommer drang wieder ein Laut von den Ufern des Unterrheins ins Thal der Lahn herauf, der von dem Leben der beiden Verschollenen Kunde gab.

Sie hatten sich lange Zeit ganz still verhalten und auf entlegenen Pfaden die Wälder durchzogen, die damals die hohen Ufer des Rheins noch dichter und abenteuerreicher beschatteten. Da erschienen sie eines Nachmittags in einem kleinen Winzernest in der Nähe von St. Goar, vor einem Hause, aus dem man am Morgen eine junge Todte hinausgetragen hatte, das einzige Kind wackerer Eltern, denen all ihr reiches Gut werthlos geworden und der Zuspruch ihrer Nachbarn und Gefreundeten geringen Trost geben konnte. Da die guten Leute eben bei einem kümmerlichen Trauermahl saßen, hörten sie plötzlich über den Garten daher ein wehmüthig süßes Geigenspiel, das sich nach und nach zu ermannen schien, bis es ganz fest und stark an die verstörten Herzen rührte. Sie eilten an die hintere Thür und sahen draußen jenseit des Gartenzauns einen graubärtigen Mann im langen Siechenkittel, das Sorgentüchlein ums Haupt gewunden, der auf einer kleinen schwarzen Fiedel jene unter Schmerzen triumphirende Weise spielte. Neben ihm stand ein junger Gesell in schlichter Bauerntracht, etwas bleichen Gesichts, aber mit guten, zufriedenen Zügen, das Haupt ganz von unbeschorenen braunen Locken umflossen, den Hut wie in der Kirche in der Hand. Als die Beiden der Trauernden ansichtig wurden, strich der Spieler die Saiten leiser und fing an zu singen, und sein Gefährte sang mit weicherer und höherer Stimme die Worte mit:

Gott woll', daß ich daheime wär'
Und all der Welte Trost entbehr'.

Ich mein', daheim im Himmelreich,
Da ich Gott schauet' ewiglich.

Gott segne dich, Sonne, Gott segne dich, Mond!
Will hingehn, wo mein Schöpfer thront.

Wohlauf, mein' Seel, und fleug empor,
Wo deiner harrt der himmlische Chor!

Wohlauf, mein Herz und all mein Muth,
Und such das Gut ob allem Gut!

Da stürzten der verwais'ten Mutter, die mit heißen, trockenen Augen vom Begräbniß heimgekehrt war, reichliche Thränen über die Wangen, die ersten, die ihre gepreßte Seele erleichterten. Sie behauptete hernach, ihr sei gewesen, als habe sie die Stimme ihres abgeschiedenen Kindes aus dem Liede ertönen hören, und die getrostete Stille in diesen Worten sei ihr eine Bürgschaft gewesen, daß es an einem guten Orte wohl aufgehoben und allen Leiden entrückt sei.

Die beiden Spielleute aber, da man sich ihnen dankbar beweisen wollte, waren im nahen Wäldchen verschwunden.

Sie kamen nun aber hie und da wieder zum Vorschein, und Bruder Siechentrost hielt es dabei ganz wie sonst, daß er an einem abseits gelegenen

Ort neben den fröhlich versammelten Menschen sich niederließ, spielte und sang und auch das Lederſäckchen an dem langen Stecken darbot, um freiwillige Heller und Kreuzer einzusammeln. Dies diente indessen nicht mehr zu seiner eigenen Nothdurft, da der Beutel des Kaufmannssohnes sie Beide wohl auf Jahr und Tag speisen und tränken konnte. Aber es lief ihnen viel dürftiges Volk über den Weg, das sich nicht scheute, den Mann im Siechenkittel um eine Gabe zu bitten. Diesen Armseligen gab er hin, was er sich ersungen hatte. Er selbst trug kein Bedenken, seinen Unterhalt durch den jüngeren Gefährten bestreiten zu lassen. Denn, sagte er, wo Freundschaft ist, da ist aller Erdengüter Gemeinschaft. Denn wer einwilligt, das Köstlichste von einem Andern anzunehmen, seine Seele mit dem ganzen Schatz von Liebe und Vertrauen und jedem Blutstropfen, den ein Freund für den andern zu opfern bereit wäre, wie sollte der so niedrig denken, daß er das gemeine Hab' und Gut zu theilen sich besänne, das von Allem, was Menschen besitzen, das allgemeinste und liebloseste ist! Nun hast du mir dein ganzes Leben hingegeben, wie ich dir das meine, und wir sind Eins in Zweien geworden, und ich danke Gott, so oft ich zu ihm rede, daß mir eine so überschwängliche Lebensfreude an all meinen Tagen zu Theil worden ist. Nun kann nur Eines uns betrüben: wenn wir je geschieden würden. Ich aber denke hinwiederum nicht gering von dem, was auch ich dir zur Gegengabe bieten kann. Ich habe deine Seele frei gemacht aus den Ketten und Banden des alltäglichen Mühens um Gewinn und verächtliche Ehren und habe dir den Liederstrom ins Blut geflößt, daß aller Staub und Unrath aus deinem Wesen hinausgespült und du gänzlich genesen bist von dem, woran die Welt krankt, ohne es zu wissen. So sind wir quitt gegen einander und uns nichts mehr schuldig geblieben, als Alles, nämlich uns selbst, was ein köstliches Geben und Nehmen ist und Jeden täglich bereichert, je mehr er verschwendet. —

Gleich in der ersten Zeit, in der Furcht, man möchte ihnen nachsetzen, vor Allem, es sei auf ein peinliches Gericht an dem Verbannten wegen zauberischer Künste abgesehen, da sie oft Tage lang aus einem Versteck sich nicht hervorgetraut hatten, war der Aeltere beflissen gewesen, seinen jungen Gefährten die Griffe auf der Geige zu lehren, wozu dieser großes Geschick bewies. Auch hatte er ein feines Ohr und merkte sich die Melodieen leicht, so daß er in kurzer Zeit die Oberstimme singen konnte, während der Bruder mit seinen tieferen Tönen einen Baß dazu erfand. Hiermit vertrieben sie sich manche Stunde, außerdem aber auch mit Gesprächen, die kein Ende nehmen wollten, da sie Beide die Welt aus verschiedenen Augen und doch mit einverständigem Urtheil betrachtet hatten. Niemals wurde ihnen die Weile lang, und selbst das Schachspiel, das der Bruder sich früher einmal geschnitzt, um mit sich selbst den Kampf aufzunehmen, blieb wochenlang unangerührt. Wenn sie aber unter die Menschen gingen, überließ Gerhard dem Freunde Spiel und Gesang, da er sich nicht würdig hielt, neben dem Meister sich vernehmen zu lassen. Er saß dann an irgend einem verstohlenen Platz in seiner Nähe und weidete sein Herz an der Macht, die der Freund über die stumpfesten und rohsten Menschenherzen hatte, und fragte sich oft, ob es denn Wahrheit und kein flüchtiger Traum sei, daß er diesen Menschen gefunden und sein Leben mit ihm verbunden habe.

So trieben sie es über den ganzen Sommer und Herbst, völlig unbekümmert um die Zukunft und zu ihrer eigenen Verwunderung von Denen, die sie in Limburg sich feindlich wußten, unbehelligt. Doch brauchten sie noch immer die Vorsicht, ihren Zufluchtsort häufig zu wechseln, den sie in verfallenen Jägerhütten, verlassenen Burgtrümmern und düsteren Wäldern suchten. Sie beluden sich dann beide mit dem geringen Hausrath, der ihnen genügte, und durchzogen bei Nacht weite Straßen, bis sie am Morgen wieder Rast machten. Sie hatten ein Lied, das ihnen auf solcher Wanderschaft zur Herzstärkung diente, das lautete so:

Wer weiß, woher das Brünnlein quillt,
Daraus wir trinken werden?
Wer weiß, wo noch das Schäflein geht,
Das für uns Wolle träget?
Wer weiß, wer uns den Tisch noch deckt,
Der unsern Körper weidet?
Wer weiß, wer uns den Weg noch zeigt,
Darauf wir wandern müssen?
Wer weiß, wo wohl das Bettlein steht,
Darin mich Gott einleget?
Ach, treuer Vater, das weißt du,
Dir ist ja Nichts verborgen.
Ihr Sorgen weicht, laßt uns in Ruh,
Denn Gott wird für uns sorgen!

* * *

Nun aber war es Winter geworden, die letzte Traube längst in die Kelter gewandert, der letzte Geigenstrich auf einer ländlichen Kirchweih verhallt. Die beiden treuen Gesellen hatten sich gegen die Novemberstürme, die über das Land hereingebrochen, und die schweren Regenschauer, von denen die Wälder troffen, in den dunklen Kellermauern einer hochgelegenen, vor etlichen Jahren niedergebrannten Burg nothdürftig verborgen und durften nicht daran denken, einen wirthlicheren Unterschlupf zu suchen, da der Jüngere, der doch weicher gewöhnt und gegen rauhes Wetter allzeit durch ein warmes Dach verwahrt gewesen war, in einem bösen Fieber lag und nicht im Stande gewesen wäre, eine nächtliche Wanderung zu unternehmen. Auch schien es nach seinem heiteren Gesicht, als sei ihm auf seiner Moosschütte und unter der Decke aus Schaffellen so wohl zu Muthe, wie keinem Fiebernden im weichsten Bett, und er verlange sich nichts Besseres, als daß sein Freund und Pfleger, wenn er wach und bei Besinnung war, an seinem Lager sitze und ihm zuweilen die Hand auf die Stirn lege. Da das Siechthum nicht sonderlich schwer, nur eine Folge der Erschöpfung zu sein schien, war auch der Bruder getrost und in allerlei Erfindungen, den Kranken zu laben und zu erfreuen, unerschöpflich. Er hatte, nach seiner kunstreichen Gewohnheit, das geräumige Verließ, worin sie hauf'ten, so wohnlich hergerichtet, daß es kaum einem Kerker mehr zu vergleichen war, und ein Lämpchen, das er fleißig mit Oel tränkte, verbreitete einen milden rothen Schein noch etliche Schuh über das niedere Lager hinaus. Auch verstand er sich auf die

Bereitung gewisser kühlender Kräutersäfte, noch von der Zeit her, da er viel schwerer Darniederliegenden Arzeneien gereicht hatte, und so hofften sie mit Gottes Hilfe auch diese Heimsuchung treu und tapfer zu bestehen.

Da nun wirklich eine Besserung eintrat und der Jüngling eines Abends in einen Schlaf verfallen war, der sein bester Arzt zu werden versprach, machte sein Wärter sich auf, um in dem Dorfe unten am Fuß des Burghügels neuen Vorrath an Oel, Brot und Wein und etlichen anderen Dingen, deren sie bedurften, einzukaufen. Er schlug die Decke sorgfältig um den ruhig Athmenden, und nachdem er den Rest seines Oels auf das Lämpchen geträufelt, stahl er sich sacht die verfallenen Stufen hinauf und ging durch die sternlose Nacht eilig die verwilderten Pfade hinab, die ihn zu den Häusern der mildthätigen Bauern führten.

Noch aber war er keine Viertelstunde gegangen, da schlichen von der anderen Seite des Berges dunkle Gestalten zu dem Trümmerhaufen heran, eine Handvoll bewaffneter Knechte, geführt von einem Laienbruder aus einem nahegelegenen Kloster, der hier alle Wege und Winkel zu kennen schien. Lautlos, so viel es ihre klirrenden Waffen zuließen, näherten sie sich dem Steintreppchen, das zwischen wucherndem Gerank und wilden Hollunderbüschen versteckt war, stiegen in den Keller hinab und fielen alsbald über den Schlafenden her, den sie an Händen und Füßen, eh' er sich besinnen konnte, mit festen Stricken fesselten und durch einen Knebel am Schreien verhinderten. Dann wieder hinauf, den Ueberwältigten sorgsam in ihrer Mitte tragend, und mit manchem Fluch, daß sie nur den einen Fang gethan, und sich berathend, ob sie seinem Gefährten hier auflauern sollten, schlüpften sie auf der unwegsamen Seite wieder hinab, der Straße am Ufer zu, wo sie einen ihrer Gesellen bei den Pferden harrend zurückgelassen hatten. Den fanden sie nun auch an der bestimmten Stelle, nicht aber die vier oder fünf Rosse, die er hatte behüten sollen. Denn da er auf der letzten Rast zu tief in den Krug gesehen, hatte ihn auf seinem Wachtposten der Schlaf übermannt, und irgend ein vorüberziehender Gauner, der ihn liegen sah und schnarchen hörte, hatte ihm den lockeren Zügel seines Handpferdes sacht aus der Hand gewunden, sich in den Sattel geschwungen und die ganze Koppel nachziehend in scharfem Trabe das Weite gesucht.

Nun blieb nichts übrig, als einen starken Nachen aufzutreiben und in diesem den Gefangenen rheinabwärts zu schaffen, bis wo die Lahn aus ihren Waldschluchten heraustritt und sich in den großen Strom ergießt. Dort konnten sie sich frischer Pferde bemächtigen. In dem Dörflein unter der Burg aber durften sie sich um ein Schiff nicht umsehen. Denn dort waren die Bauern den beiden Verbannten zugethan, und die Klosterleute, die den Verrath ins Werk gesetzt, wollten doch die üble Nachrede vermeiden, als ob sie es gewesen seien, die den beiden Ausgestoßenen ihre Zuflucht nicht gegönnt, obwohl sie Niemand etwas zu Leide thaten, vielmehr allen Menschen Gutes erwiesen. Also mußten sich die Häscher bequemen, den nächsten Ort stromaufwärts zu suchen und bis dorthin den Gefesselten abwechselnd auf ihren Schultern zu tragen, nachdem der Laienbruder sich von ihnen entfernt. Das war ein saurer Weg, wohl eine Stunde lang durch die stürmische Nacht, während der Fluß mit hochgeschwellten

Wogen murrend und schäumend an ihnen vorbeizog, als ob er über die menschliche Gewaltthat ergrimmt sei. Zuletzt erreichten sie ihr Ziel, mietheten ohne viel zu dingen einen großen Fischerkahn mit sechs Rudern, trugen den hilflosen Mann hinein und fuhren mißgelaunt und Jeder den Andern anklagend die dunkle Wasserstraße hinab.

Sie waren aber kaum eingeschifft, so näherte sich der Aelteste der Schar, der ihren Führer machte, dem Gefangenen, hob ihm den Kopf in die Höhe und löst'e den Knebel aus seinem Munde. Dann, nachdem er auch die Schnüre an Händen und Füßen gelockert hatte, kauerte er neben ihm nieder und raunte ihm zu, daß er gutes Muths sein möge. Ob er ihn nicht wiedererkenne? Er sei ja der alte Wenzel, der Packknecht, der nun dreißig Jahr im Hause seines Vaters gedient. Gerade ihm habe der alte Herr Eschenauer die Ausführung des Handstreichs übertragen, weil er damit sich versichert gehalten, daß nichts Unsanftes geschehen und das Nothwendige schonend ins Werk gesetzt werden würde. Sie seien zu Hause tief betrübt durch den Tod des jüngeren Sohnes. Nun sei es nicht mehr thunlich erschienen, den einzig überlebenden älteren als einen lebendig Todten zu betrachten, oder etwa zu warten, bis er selbst zur Besinnung kommen und reumüthig zu seiner kindlichen Pflicht zurückkehren werde. Der alte Herr habe wohl einen schweren Strauß zu bestehen gehabt mit seinem Trotz und Stolz und dem Worte, das er sich selbst gegeben, von dem entarteten und abtrünnigen Sohne für ewig die Hand abzuziehen. Doch habe der Jammer und das fußfällige Flehen der Mutter endlich seine Halsstarrigkeit gebrochen. Nun solle der junge Herr sich keine schwarzen Gedanken machen. Er dürfe sich des glimpflichsten Empfanges und sehr gelinder Buße versehen, falls er hinfort sich verständig aufführe und nach der Schnur zu leben gelobe. Die ganze Schuld werde man der Behexung durch jenen gottlosen Menschen zuschreiben, die den jungen Herrn wider sein Wissen und Wollen befallen wie eine Krankheit; und wie man Niemand zur Verantwortung zieht um das, was er im Fieber gesprochen und gethan, so solle ihm auch seine Flucht und sein Landstreichen während dieses Jahres nicht zur Unehre gerechnet werden. Ja, die Tochter des Herrn Schöffen, von Gerhard's Mutter befragt, habe zu verstehen gegeben, sie werde, wenn er sich auf Gnad' oder Ungnade ergebe, nicht die Unversöhnliche spielen, da er ihr mit all' seiner Thorheit noch immer besser gefalle, als die ehrbaren jungen Maulaffen, die gehofft, an seine Stelle zu treten.

Dies Alles hörte der Gefangene, der auf dem flachen Bretterverdeck am Hinterbord des Schiffes saß und nach und nach sich aller Bande entledigt hatte, düsteren Blickes mit an, ohne ein Wort zu erwidern. Das Fieber war, wie es schien, durch die stärkere Erschütterung des Schreckens und Ingrimms plötzlich gebändigt worden, so daß er mit ganz hellen Sinnen in die dunkle Stromlandschaft hinausblickte und seine Lage übersann. Der Fluß ging hoch und ungestüm, die Knechte an den Rudern hatten alle Mühe, das Fahrzeug durch die wilden Strudel hindurchzulenken, so daß ihnen die Lust zum Schwatzen verging. Rechts und links von seinem erhöhten Sitz konnte Gerhard in die weißen Schaumwellen blicken, die neben dem Kiel mit Rauschen in die Höhe sprangen. Seine Stirn brannte ihm trotz der scharfen Nachtluft, sein Mund lechzte nach einem Trunk

aus der Schale, die ihm der Freund mit seinen Kräutersäften zu füllen pflegte. Da bogen sie um eine Krümme des Ufers, und Gerhard sah zur Linken den schwarzen Mauerzahn in den Himmel ragen, der allein noch von ihrer Burg sich über dem Berggipfel erhob. In demselben Augenblick hörte er am Ufer drüben eine tiefe Mannesstimme, die er nur allzuwohl kannte. Sie kam dem Schiff entgegen, da Der, dem sie gehörte, auf der Uferstraße heranwandelte. Und jetzt hörte er deutlich die Worte:

Wer weiß, wer uns den Weg noch zeigt,
Darauf wir wandern müssen?
Wer weiß, wo wohl das Bettlein steht,
Darin mich Gott einleget?
Ach, treuer Vater, das weißt du;
Dir ist ja Nichts verborgen.
Ihr Sorgen, weicht, laßt uns in Ruh',
Denn Gott wird für uns sorgen!

Wie aber der Freund im Schiffe das Lied erkannte, schwoll ihm das Herz so gewaltig, daß er auf einmal die Oberstimme mitsingen mußte, so laut und freudig, wie nie zuvor. Die Ruderer erstaunten, hielten mit der Arbeit inne, wagten aber nicht ihm Stille zu gebieten, da es so feierlich klang, daß ihre harten Seelen davon angerührt wurden, als hörten sie Chorgesang in der Weihnacht. Doch als der letzte Ton verklungen war, rauschte plötzlich der Fluß dicht neben dem Schiffe gewaltig auf; der Sänger auf dem Verdeck war verschwunden, er tauchte aus dem strudelnden Gewoge zur Seite des Kahns einen Augenblick auf, und man sah ihn eifrig nach dem Ufer hin rudern, wo die dunkle Gestalt des anderen Sängers mit einer Geberde des Entsetzens stehen geblieben war. Die im Kahn riefen sich zu, dem Entfliehenden nachzufahren, und wendeten hastig den Kiel. Es schien aber, als solle die zweite Flucht gelingen, der Schwimmer gewann einen immer wachsenden Vorsprung, ein wildes drohendes Geschrei der Rudernden scholl hinter ihm drein, da wurde es auf einmal still über dem Wasser: der Nachen trieb allein die Strömung hinab; Der, dem er nachsetzte, war in die Tiefe gesunken, um nicht wieder aufzutauchen.

* * *

Erst zwei Tage später, weit unten am Siebengebirge, wurde der kalte Leib ans Land gespült. Da die Kunde von diesem Abenteuer wie ein Lauffeuer sich an beiden Ufern des Rheins verbreitet hatte, erkannte man den Todten sofort und sorgte, daß ein Eilbote es den Seinigen hinterbrachte, die sich trostlos geberdeten und dem Unglücklichen ein Begräbniß anordneten, als wäre über die alte Liebe und Vertraulichkeit nie ein Schatten gefallen. Herr Eschenauer aber, nachdem er die drei Schaufeln Erde auf den Sarg seines Sohnes geworfen, schritt eilig zum Stadtvogt, und mit diesem zu dem Grafen selbst, um ihn anzugehen, daß er aus allen Kräften dazu mitwirken wolle, den Anstifter all dieses Unheils zu greifen und zur Verantwortung zu ziehen. Auch wurde Alles, was in der Macht dieser vereinigten Menschen stand, zu solchem Zwecke aufgeboten, die Ufer des Rheins bis nach Köln hinab durchstreift, jeder Trümmerwinkel durchsucht, ja sogar ein hoher Preis auf das Haupt des Verfehmten ausgesetzt,

der als ein Erzzauberer und Seelenverderber verschrieen ward. Alles aber umsonst. Der Bruder Siechentrost mußte entweder wirklich mit den höllischen Mächten im Bunde sein, oder unter den Armen und Niedrigen so gute Freunde haben, daß ihn die Feindschaft der Mächtigen nicht ereilen konnte.

Endlich im neuen Frühjahr, als das erste maigrüne Laub an den Bäumen sproßte, zog einmal eines sonnigen Abends eine Hochzeit durch eines der Seitenthäler der Mosel, und der junge Ehemann, da die Welt so schön und lachend vor ihm lag und seine eben ihm angetraute Liebste mit blühenden Wangen und zärtlich funkelnden Augen zu ihm aufsah, konnte sich in seinem Glück nicht länger stumm verhalten, sondern fing an zu singen, eines jener Lieder des Bruders Siechentrost, die längst im Volksmunde heimisch geworden waren:

Wie mochte je mir wohler sein?
In Lieb' ergrünt das Herze mein,
Mein Muth sich thut erneuen.
Mein holdes Lieb, deß habe Dank,
Und nimmer wank
Von herzlicher Treuen!

Er hatte aber mit dem Singen kaum begonnen, da ertönte vom Waldrande daher über einen grünen Anger hinweg, den die Straße durchschnitt, ein ganz leises Geigenspiel, das ein wenig zitternd aber völlig rein die Melodie des Liedes wie ein zartes Echo wiederholte. Alsbald stand der ganze Zug still, und sie blickten nach dem Ort, von wo die Musik ertönte. Da sahen sie, von den leichten Schatten der jungen Buchen überweht, an einem uralten hohlen Baum eine graue Figur sitzen, und wie sie sich, immer weitersingend, näherten, um den Spielmann in ihrem Hochzeitsglück nicht unbeschenkt zu lassen, hörte der Saitenklang plötzlich auf, der Spieler ließ das Haupt gegen den Stamm zurücksinken und kehrte die Augen gegen den klaren Frühlingshimmel. Der Bräutigam trat an ihn heran und berührte staunend mit einem Zweige, den er vom Wege aufhob, die Hand, die das kleine schwarze Instrument noch umspannt hielt. Die Hand fiel herab, die Augen sahen nichts Irdisches mehr, der fröhliche Liedermund war für immer verstummt.

Wissenschaft und Militärwesen.

Von

C. Freiherrn von der Goltz.

Das Verhältniß der Wissenschaften zum militärischen Leben unterliegt gemeinhin den verschiedenartigsten Auffassungen.

Wir denken von einer gründlichen, wissenschaftlichen Bildung zu hoch, um sie für den Militär entbehrlich zu halten. Andererseits haben die gelehrten Militärs unter den Soldaten von Alters her weder in besonderer Gunst, noch in besonderem Ansehen gestanden.

„Im kriegerischen Leben steht die That höher als der Gedanke, die Handlung höher als das Wort, die Praxis höher als die Theorie."

Dieser Ausspruch eines erfahrenen Generals, welcher zugleich einer der gelehrtesten war, die unsere Armee jemals besessen hat, stellt die Theorie, also das wissenschaftliche Element, auf die unterste Stufe.

Um festzustellen, ob ihr dieselbe gebühre, ist es nothwendig, die Natur des Krieges ein wenig näher zu betrachten. —

Der Krieg stellt sich uns in seinem Zusammenhange dar als eine unabsehbare Kette von Einzelhandlungen. Zwar wird der Feldherr seine großen Ziele unverwandt im Auge behalten und, soweit die Macht seines Willens reicht, den Gang der Dinge derart wenden, daß er diesen Zielen entgegenstrebt. Allein die Fülle der Einflüsse, welche seinen Wünschen widerstehen, ist so groß, daß er in jedem Augenblick ein Hemmniß überwinden, einer Klippe geschickt ausweichen, in anderer Richtung als der beabsichtigten den gewaltsamen Durchbruch führen muß. Der im Voraus bedachte Plan reicht nicht weit. Er wird vorübergehend losgelassen, wenn die widerstrebenden Umstände zu mächtig sind. Treten günstigere Verhältnisse ein, so nimmt man ihn von Neuem auf; aber es geschieht in anderer Gestalt. Tausend Wechsel ändern das Bild, wie im Kaleidoskop. Das Unvorhergesehene beherrscht die Tagesordnung. Es ist also ein sicheres, auf festen Widerlagern ruhendes System für das Handeln im Kriege nicht möglich.

Jeder Entschluß, der dort gefaßt wird, beruht in erster Linie auf den vom Feinde eingehenden Nachrichten. Sie erscheinen aber in sehr unsicherer Form.

Widersprüche aller Art liegen darin; Täuschungen müssen stets als möglich vorausgesetzt werden. Dies allein hält den Zweifel fortwährend rege. Das Wahre birgt sich unter dem Falschen, und es ist schwer, das Eine vom Andern zu sondern.

Wenn nun aber auch der Feldherr in glücklicher Diagnose aus übereinstimmenden Anzeichen die Lage und die Absichten des Feindes erkannt zu haben glaubt, wenn er die durch Theorie und Erfahrung ihm als richtig bezeichneten Maßregeln danach trifft, so ist er dennoch seines Erfolges noch keineswegs sicher. Dieselbe Anzahl Truppen und Geschütze, unter gleichen Umständen verwendet, thut nicht immer dieselbe Wirkung. Vielmehr sind ihre Leistungen höchst abhängig von Größen, welche sich jeder Berechnung, jeder menschlichen Einwirkung entziehen. Vielfach bestimmen Zufälligkeiten das Schicksal der Parteien.

Elementare Hindernisse aller Art bringt der Krieg mit sich und sie haben schon oft den besten Plan wider Erwarten verunglücken lassen.

Wesentlich hängt sodann der Ausgang jedes Unternehmens von der augenblicklichen Stimmung ab, welche bei Führern und Soldaten herrscht. Zwar mühen wir uns, durch die Disciplin die Gewalt plötzlicher Eindrücke abzuschwächen, die Truppen zu einem gleichmäßig wirkenden Werkzeuge zu machen. Aber trotz Allem bleiben Soldaten immer doch Menschen mit den Schwächen der menschlichen Natur. Wie moralische Einflüsse ihre Leistungsfähigkeit zu Zeiten ins Unglaubliche steigern, so stimmen sie dieselbe ein anderes Mal herab. Die nämlichen Regimenter, welche in der einen Schlacht Wunder der Tapferkeit verrichteten, verließen in der anderen, vom panischen Schrecken ergriffen, den Kampfplatz. Vergeblich fragt man nach der Ursache; selten sind die geheimen Beweggründe genau festzustellen. Erfolg und Mißlingen müssen gar oft als Entscheidung der Götter hingenommen werden und das veränderliche Glück der Schlachten entzieht sich genauer kritischer Untersuchung. Im Falle eines Unglücks hat ein jeder Betheiligte andere Erklärungen für dasselbe. Selten nur, wo es sich um sehr grobe, sichtbare Verstöße gegen die Zweckmäßigkeit handelt, kann ein bestimmtes Urtheil gesprochen werden. Oft müssen wir sogar mit der Thatsache rechnen, daß hier eine an sich falsch gedachte Maßregel zum Siege führte, während dort die richtige gänzlich fehlschlug. Man vergleicht den Krieg zu Unrecht mit dem Schachspiel und spricht von Schachzügen des Feldherrn. Das wäre nur zutreffend, wenn im Kriege dieselben Züge, mit den nämlichen Figuren ausgeführt, stets die gleichen Folgen hätten. Dann ließe sich freilich durch sorgsame Berechnung ein System für die Heerführung finden und ein Regelnschatz erwerben, mit welchem ausgerüstet, man seiner Sache sicher entgegenginge. Dann ständen auch die Theoretiker oben an und die gelehrtesten Militärs würden zugleich die größten Feldherren sein. Aber dem ist nicht so. Die Armee bleibt ein sehr empfindsames Ganze, das allen äußeren und seelischen Einflüssen zugänglich ist und dessen Action nichts automatenhaftes an sich hat. Der Krieg gibt Dem, der ihn beherrschen will, ununterbrochen neue Räthsel auf, nicht in der consequenten Befolgung von Lehrsätzen, sondern in der glücklichen Behandlung jedes einzelnen Falles liegt daher die Bürgschaft für den Erfolg. Die Kriegführung ist keine Wissenschaft, sondern sie ist eine Kunst.

Als Element des Krieges ist aber nicht allein die Ungewißheit, sondern auch die Gefahr zu bezeichnen. Alle Handlungen geschehen unter dem unmittelbaren Einfluß einer großen Erregung. Wir müssen sie uns vorstellen wie diejenigen, welche im gewöhnlichen Leben geschehen, wenn ein Ereigniß eintritt, das stärker ist als der Mensch, eine Feuersbrunst, Erdbeben, Wassersnoth oder ein ähnliches Unheil. Da läßt uns nicht nur Wissen und Theorie, sondern oft auch die Ueberlegung im Stich. Selten weiß Jemand hinterdrein genau zu berichten, warum er Dieses oder Jenes im ersten Augenblick gethan oder unterlassen habe. Mehr instinctiv geschah, was überhaupt geschehen ist, und läßt sich füglich nicht im Zusammenhange erläutern. Gründliche Bildung leistet vielleicht nur geringe, die Geistesgegenwart irgend eines Ungebildeten aber die größte Hilfe. So geht es auch in den Gefechten und Schlachten her, und wir erkennen dort dem militärischen Blick die Palme zu, welcher das Richtige trifft, ohne sich des Weges dahin recht bewußt zu werden, — nicht dem militärischen Wissen.

„Begleiten wir den Neuling auf das Schlachtfeld", lautet eine Aufforderung, welche Clausewitz an uns richtet. „Wenn wir uns demselben nähern, so wechselt der immer deutlicher werdende Donner des Geschützes endlich mit dem Heulen der Kugeln, welches nun die Aufmerksamkeit des Unerfahrenen auf sich zieht. Kugeln fangen an nahe vor und hinter uns einzuschlagen. Wir eilen zu dem Hügel, auf welchem der commandirende General mit seinem zahlreichen Gefolge hält. Hier wird das nahe Einschlagen der Kanonenkugeln, das Zerspringen der Granaten schon so häufig, daß der Ernst des Lebens sich durch das jugendliche Phantasiebild hindurchdrängt. Plötzlich stürzt ein Bekannter — es schlägt eine Granate in den Haufen und bringt einige unwillkürliche Bewegungen hervor — man fängt an zu fühlen, daß man nicht mehr völlig ruhig und gesammelt ist; auch der Bravste wird wenigstens etwas zerstreut. — Jetzt einen Schritt in die Schlacht hinein, die vor uns tobt, fast noch wie ein Schauspiel, — zum nächsten Divisionsgeneral; hier folgt Kugel auf Kugel und der Lärm des eigenen Geschützes mehrt die Zerstreuung. — Vom Divisions- zum Brigadegeneral. — Dieser, von anerkannter Tapferkeit, hält vorsichtig hinter einem Hügel, einem Hause oder hinter Bäumen; ein sicherer Exponent der steigenden Gefahr — Kartätschen rasseln in Dächern und Feldern, Kanonenkugeln sausen in allen Richtungen an und über uns weg, und schon stellt sich ein häufiges Pfeifen der Flintenkugeln ein; — noch ein Schritt zu den Truppen, zu der im stundenlangen Feuergefecht mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit ausharrenden Infanterie; — hier ist die Luft erfüllt von zischenden Kugeln, die ihre Nähe bald durch einen kurzen, scharfen Laut verkünden, mit welchem sie zollweit an Ohr, Kopf und Seele vorüberfliegen. Zum Ueberfluß schlägt das Mitleiden über den Anblick der Verstümmelten und Hinstürzenden mit Jammertönen an unser klopfendes Herz."

„Keine dieser verschiedenen Dichtigkeitsschichten wird ein Neuling berühren, ohne zu fühlen, daß das Licht der Gedanken sich hier durch andere Mittel bewege und in anderen Strahlen gebrochen werde, als bei der speculativen Thätigkeit; ja es müßte der ein sehr außerordentlicher Mensch sein, der bei diesen ersten Eindrücken nicht die Fähigkeit zu einem augenblicklichen Entschluß verlöre."

Dieser Schilderung haben wir nur hinzuzufügen, daß die Gefechtserscheinungen in Folge der erhöhten Waffenwirkung uns heute in noch furchtbarerer Gestalt gegenüber treten, als zu der Zeit, da Clausewitz schrieb. Sind auch die Schlachten seitdem unblutiger geworden, so geschah dies doch nur, weil der größere Schrecken die entscheidenden Perioden des Kampfes, in welchen die Opfer fallen, abkürzte. Was für den Neuling gesagt ist, wird sich, wenn auch allmälig vermindert, doch immer noch auf den Erfahrenen anwenden lassen.

So erklärt sich aus der Natur des Krieges selbst, daß uns die praktischen, thatkräftigen, unerschrockenen Soldaten von großer Geistesgegenwart lieber sind, als die gebildeten von bedeutendem Wissen. Das Gefecht gewährt diesen nur wenig Spielraum, ihre besonderen Gaben zu üben.

Es ist ferner zu beachten, daß speculative geistige Thätigkeit leicht die Neigung zur Kritik erzeugt. Sie lehrt alle Möglichkeiten in den Kreis der Betrachtung ziehen, die Gefahren objectiv erwägen. Sie läßt erkennen, auf wie unsicheren Füßen unsere Hoffnung auf Erfolg steht, nährt den Zweifel und befeindet somit den Entschluß. Gar oft ist im Kriege eine frische Einseitigkeit nothwendig, um einen Ausweg aus dem Labyrinth der sich aufdrängenden Bedenken zu finden. Wieder also kommen wir zu der Folgerung, daß die wissenschaftliche Erkenntniß unter die praktische gestellt werden muß.

Das Vorurtheil gegen die gelehrten Soldaten hat in unserer Armee übrigens auch eine Art geschichtlicher Begründung erfahren.

Es gab keine Zeit, in welcher so viel Gelehrsamkeit in der Armee herrschte, als in derjenigen, die dem einzigen unglücklichen Kriege Preußens von 1806 voranging.

König Friedrich der Große hatte durch Wort und Schrift die erste Anregung für wissenschaftliches Streben im Heere gegeben. Er unterrichtete in den letzten Jahren seines Lebens persönlich begabte junge Officiere, um sie für den Dienst des Generalstabes vorzubereiten. Während bis dahin Kenntniß der ritterlichen Sitten, die allgemeine gesellschaftliche Bildung, wie sie ein Cavalier des ancien régime bedurfte, Bekanntschaft mit den Reglements und den Hauptlehrsätzen der Erfahrung, die sich vielfach nur auf die Beobachtung militärischer Etiquette beschränkten, als vollkommen ausreichend erachtet wurde, begann man von nun eine förmliche fachwissenschaftliche Vorbildung für den Beruf als etwas Nothwendiges anzusehen. Die Bewegung verbreitete sich schnell. Sie stand in engster Beziehung zu der allgemeinen geistigen Revolution, welche sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog, und der die politische Revolution auf dem Fuße folgte. Zu derselben Zeit, als der Philosoph von Sanssouci die Theorie des Krieges zu lehren begann, nachdem er zuvor durch seine Thaten für die Praxis unvergängliche Vorbilder aufgestellt, förderte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe die Militärwissenschaft in seiner Musterlehranstalt auf dem Wilhelmstein. In Stuttgart blühte die Carlsschule. Damals begann auch in Hannover der jugendliche Militärschriftsteller Scharnhorst sein Wirken. Er schrieb im Jahre 1782 eine Abhandlung: „Von dem Nutzen wissenschaftlicher Kenntnisse, den Vorurtheilen gegen dieselben und dem gewöhnlichen Studiren", in welcher er sehr umständlich nachwies, daß es dem Soldaten

durchaus nicht schade, wenn er etwas gelernt habe. Er stützte sich dabei auf Folard's Wort: „Der Krieg ist dem Geschickten eine Wissenschaft, dem Ignoranten ein Handwerk."

„Was für Vertrauen und Hochachtung können die Truppen" — sagt er unter Anderem — „zu einem Chef haben, der es nothwendig oft verrathen muß, daß er sie blindlings führt — welcher sie verwegener Weise der Gefahr aussetzen kann, und welcher nicht im Stande ist, die Arbeit derer zu beurtheilen, welche unter seinem Befehl stehen? — Dieses sieht man beständig zur Schande des Militärs ....." „Die Bildung des Officiers verfeinert das Militär nach und nach." — „Der Landmann wird durch den Soldaten aufgeklärt und lernt Gehorsam, statt daß ein unthätiges Militär eine Landplage ist, und Müßiggang, Corruption der Sitten, Weichlichkeit u. s. w. einführt." Sodann stellte Scharnhorst bestimmte Anforderungen an die Officiersbildung und gar bald machte man sich von dieser allgemein ein hohes Ideal. Ein sehr thätiger Förderer der Bildungs- und Unterrichtszwecke im preußischen Heere war König Friedrich Wilhelm II. Es ist wohl nur wenig bekannt, daß er an der Académie militaire von Berlin vor allen Dingen die „Aufklärung" zu verbreiten befahl. Neben den Werken zahlreicher Philosophen alter und neuer Zeit mußte Kant's „Kritik der reinen Vernunft", selbst Rousseau's „Contrat Social" den jungen Edelleuten ex officio zugänglich gemacht werden. Auch die übrigen militärwissenschaftlichen Institute wurden in gleicher Weise gehoben, neue Akademien für Artillerie und Ingenieure gegründet, die Aufnahme der militärischen Wissenschaften an den Universitäten begünstigt.

Die herrschende Meinung schwankte damals, ob man die Lehre vom Kriege als einen Theil der Philosophie oder der mathematischen Wissenschaften behandeln solle. Die Ueberzeugung von dem hohen Werthe der Mathematik für den Soldaten brach sich siegreich Bahn. Eine neue Wissenschaft, die Militärmathematik, entstand und wurde fleißig cultivirt. Officiere und Professoren wetteiferten in Versuchen, das System derselben festzustellen.

An der Karlsschule zu Stuttgart hielt im Jahre 1787 der württembergische Hauptmann Roesch eine Festrede, in welcher er die Römer und Griechen mit einander verglich. Er nannte die Griechen das erste Kriegervolk der Welt und stellte ihnen die Römer bei Weitem nach, obschon er diesen die größte Kriegserfahrung zusprechen mußte. „Nach fünf verflossenen Jahrhunderten sah man zu Rom die Kunst noch auf eben der niedrigen Stufe, auf der sie anfangs gestanden hatte." Bitter tadelt er, daß die Römer ganz nur Soldaten gewesen seien, daß sie sich bei allen ihren Siegen hartnäckig „ohne Meßkunst, Philosophie und schöne Wissenschaften beholfen hätten." Wie anders die Griechen! Mochten sie immerhin von den Römern besiegt und unterworfen worden sein — die Palme der Kriegskunst gebührte ihnen doch! Die Meßkunst, die Philosophie, die Beredsamkeit, die Geschichte und die Dichtkunst waren bei diesem Volke zu Hause ..... Daher sahen die durch die Wissenschaft gebildeten Officiere den Krieg mit eben dem philosophischen Auge an, als ein Newton die Natur ..... Im Kampfe für Vaterland und Freiheit maßen sie die Wirksamkeit der Kräfte,

wo der gemeine Haufe an nichts denkt, als zu tödten und den Tod zu vermeiden."

Roesch zählt den Archimedes zu den größten Feldherrn.

Diese Aussagen sind charakteristisch für das geistige Leben der deutschen Heere jener Zeit. Der unselige Massenbach, der durch die Tage von Jena und Prenzlau zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, war Roesch's Schüler gewesen — und von ihm für das Studium der militärischen Mathematik begeistert worden. Massenbach trug viel dazu bei, die neue Richtung nach Preußen zu verpflanzen. An der Académie militaire wurde durch Königliche Verordnung von 1790 der Mathematik ein ganz hervorragender Platz eingeräumt, „weil sie auf alle kriegerischen Operationen den wesentlichsten Einfluß übe."

Roesch und anfangs auch Massenbach ließen noch des großen Königs Kriegführung als Muster gelten. Nicht so die übrigen Anhänger der in Mode gekommenen Lehrmethode. Zuerst, 1790, erhob sich als Tadler Lindenau, ein ehemaliger Adjutant Friedrich's. Er schrieb über „die Mängel der höheren preußischen Taktik", und warf derselben vor, daß sie nicht auf Geometrie, als auf den eigentlichen Maßstab aller Taktik, gegründet sei. Dieses Beispiel wirkte. Die Kritiken mehrten sich. Man glaubte am Ende nicht an des Königs Verfahren während des siebenjährigen Krieges, sondern an demjenigen des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig lernen zu müssen. Beide hatten bekanntlich auf Nebenkriegsschauplätzen gefochten, wo es nicht so sehr auf Entscheidung, als auf ein Hinhalten des Feindes, auf Zeitgewinn ankam, und mehr in Märschen, Stellungen und drohenden Manövern als in Gefechten und Schlachten geleistet wurde. Hier schien sich ein größerer Aufwand von Nachdenken, Vorausberechnung und Scharfsinn zu documentiren, wie in der schlichten Art Friedrich's, der, wo er nur irgend die Kraft dazu besaß, seinem Feinde auf den Leib ging und ihn angriff. Der Naturalismus in einer solchen Kriegführung schreckte die feinen Köpfe ab; sie wollten das Einfache nicht, sondern suchten in der Künstelei die echte Kunst und in dem Grübeln den edelsten Gebrauch der Geisteskräfte. Zu Beginn dieses Jahrhunderts hielt Massenbach in der Berliner militärischen Gesellschaft Lobreden auf Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand, in denen sich seine Bekehrung zu diesen Koryphäen deutlich ausspricht. „Wenig Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs." So ist in der Rede auf Ferdinand gesagt. Vom Prinzen Heinrich gilt es dem Redner als ausgemacht, daß er in seiner Jugend viel Philosophie, vor allen Dingen aber Mathematik getrieben habe. „Nichts ist dem Feldherrn nöthiger, als der Geist der Combination und des Kalküls." „Alle Stellungen und Märsche des Prinzen" — heißt es dann weiter — „erhalten nach und nach das Gepräge der vollendeten Kunst ....." „Durch kühne Märsche schmeichelt er dem Glück" und „glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi erfocht er ohne Schlacht den Sieg."

In diesen Worten ist ausgesprochen, wo der Kern der wissenschaftlichen Lehre vom Kriege gesucht wurde — nämlich nicht mehr in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, sondern in fein ersonnenen Bewegungen,

durch die man den Gegner aus dem Lande hinausmanövrirte und bei denen vor allen Dingen die geometrischen Verhältnisse die peinlichste Beachtung fanden. Lehrte doch der in vieler Hinsicht so geniale Heinrich Dietrich von Bülow, daß man den Feind nur angreifen dürfe, wenn die Marschlinien der beiden äußersten Flügel des Heeres am Ziele — der gegnerischen Stellung — wenigstens noch unter einem Winkel von 60 Grad zusammen liefen. Auf die lebendige Kraft, die im Kriege Alles entscheidet, wurde immer weniger Werth gelegt, in der Combination das Wesen der Kriegführung gesucht. Selten ist in Schriften aus jener Zeit von der Streiterzahl und dem Zustande der Heere die Rede, stets von ihren Stellungen, ihrer Basis, ihren Verbindungslinien und ähnlichen Beziehungen. Derselben Periode entstammt auch die Lehre, daß eine Armee nur eine bestimmte Normalstärke haben dürfe, und daß jede Vermehrung ihrer Zahl einer inneren Schwächung ihrer Kraft gleich käme.

Hand in Hand mit der Neigung, den geometrischen Verhältnissen in der Kriegführung zuviel Werth beizumessen, ging das Bestreben, der Rücksicht auf die Bodengestaltung gleichen Einfluß zu erringen. — Der anfangs dieses Jahrhunderts neugestaltete Generalstab excellirte in Recognoscirungen. Die Truppen wurden als mit dem Boden, auf dem sie fochten, unauflöslich verknüpft angesehen. Daß Soldaten aus dem Gebirge in der Ebene hilflos seien und umgekehrt die aus ebenem Lande stammenden in den Bergen, stand den gelehrten Militärs außer Zweifel. Daher schlug denn auch ein feiner Kopf vor, die Preußen sollten im Kriege mit den Franzosen sich immer auf den Vorbergen des Thüringer Waldes hin und her bewegen, doch niemals in das Gebirge hineingehen. Zwischen Massenbach und dem Ettersberge bei Weimar entspann sich ein wahrhaft leidenschaftliches Verhältniß. Er setzte Alles daran, die Armee auf diese Höhe zu bringen und sah darin, Napoleon gegenüber, die einzige Rettung des Staates. Er rühmt sich, vor Jena und Auerstädt prophezeit zu haben: daß die Armee, wenn sie in einer anderen Stellung, als der auf dem Ettersberge, stände, geschlagen werden müßte.

Die Grübelei fand in solchen Terrainrücksichten tausend willkommene Gelegenheiten, ihre Haken einzuschlagen. Nicht anders erging es mit dem in der Armee noch üblichen steifen System der Verpflegung durch Magazine, und ein bestimmt geregeltes Mehl- und Brodfuhrwesen. Daran ließ sich wieder trefflich combiniren, construiren und ersinnen. So wurde z. B. ein bestimmtes Netz für die Lage der Grenzfestungen zurecht gehäkelt, das zum Glück für die Finanzen des Staates aber niemals zur praktischen Ausführung kam.

Schließlich gelangten die gelehrten Militärs jener Periode, welche wir als die Blüthe der Zopfzeit in der Kriegskunst bezeichnen können, zu der festen Ueberzeugung, daß im Kriege selbst die einfachsten Bewegungen nicht ohne großen Aufwand von Scharfsinn möglich seien. Sie thürmten die Schwierigkeiten erst rings um sich her auf, um sie dann zu besiegen, und vergaßen darüber den Zweck aller kriegerischen Handlungen, die Zerstörung der feindlichen Streitmacht.

In der Entfaltung von Kunst, nicht von Kraft suchte man das arcanum künftiger Siege. Die laue Kriegführung der Rheinfeldzüge illustrirt genugsam diese Methode.

Nicht zu vergessen ist übrigens, daß zum Triumph derselben auch die humane Richtung der Aufklärungsperiode Manches beitrug. Man träumte von der Möglichkeit, ohne Verluste zu erreichen, was man einst durch schwere Opfer vollbracht habe. So entstand die Auffassung vom Wesen des Krieges, welche Clausewitz mit den Worten geißelt: „Wir mögen nichts hören von Feldherrn, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder Einer dazwischenkommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weghaut."

Treffend spottete über jene Verirrung im Jahre 1807 auch ein satirischer Dichter in seiner Knittelverspoſſe: „Der König in der Einbildung". Er läßt den Feldherrn nach der Gefangennahme des Heeres zu dem Herrscher sprechen:

„Sonst freilich war, für's Land und für die Majestät,
In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren
Des Helden höchster Ruhm; doch seit Humanität,
Philosophie die Welt, die Menschen cultiviren,
Heißt Fechten auf den Tod, „den Mord organisiren".
So schont die Aufklärung sogar des Feindes Blut!"

„Was kann humaner sein und größer traun! Der Muth
Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.
Des größern Muthes voll ergab sich die Armee!"

Carl von Nostiz, Prinz Louis Ferdinand's Adjutant, vergleicht die gelehrten Strategen mit dem Molière'schen bourgeois gentilhomme, der zur Magd, d. h. zur Einfachheit sagt, als sie ihm mit dem Besen auf den Leib rückt: „Du greifst mich nicht nach den Regeln der Kunst an; il faut, que tu m'attaques ou de tiers ou de quart."

Wie hilflos gegenüber dem einfachen Naturalismus eines Napoleon die verworrene Vielwisserei war, die das Natürliche mied, eben weil es natürlich war, hat das Vaterland zu seinem Schaden erfahren müssen. Aber bis zur Katastrophe stand sie in hohem Ansehen. Die militärische Menge glaubte ihre Vertreter im Besitz geheimnißvoller Zauberkünste, die den Sieg im Voraus sicher stellten.

Freilich war dann, als das klägliche Fiasco folgte, der Rückschlag um so größer, und wie sieben Jahre später die preußischen Naturalisten, wie Blücher und York, als siegreiche Feldherren auftraten, da geriethen die gelehrten Herren sammt ihrer Gelehrsamkeit in argen Mißcredit. —

Die Erfahrungen aus jener geschichtlichen Periode sind nützlich, um das Verhältniß, welches die Wissenschaft im militärischen Leben einzunehmen hat, gehörig aufzuklären.

Die Natur des Krieges läßt die Anwendung exacter Theorieen und consequenter wissenschaftlicher Systeme nicht zu. Wo der Versuch dazu gemacht wird, führt er unausbleiblich zu Willkürlichkeiten, welche sich ein Jeder nach seiner Liebhaberei erlaubt. Die philosophischen Naturen zwingen ihre Lehre vom Kriege in die Philosophie hinein, die Mathematiker in geometrische Lehrsätze oder

arithmetische Formeln, die Freunde der Terrainlehre in ihre Betrachtungen über die Bodengestaltung. Ja es ist nicht ausgeblieben, daß die Geognosie für Keuper und Thonschiefer verschiedene Theorien des Krieges hat aufstellen wollen. Alle besitzen ein gleiches Recht; denn die Möglichkeit strenger Beweise und Gegenbeweise fehlt, und in den ewigen Wechseln des Kriegsglücks mangelt es nicht an zufälligen Ereignissen, die sich statt eines Beweises der zu bestätigenden Lehre vortrefflich anpassen lassen. Durch seine Willkürlichkeit erhält jedes Streben, die Kriegführung nach einem wissenschaftlichen Systeme regeln zu wollen, den Stempel der Halbheit, den Charakter eines unfruchtbaren Dilettantismus. Wie nun Dilettanten meist am stolzesten auf ihre Leistungen sind, so ergeht es auch den gelehrten Kriegsleuten. Sie verfallen, verrannt in ihr System, der Verblendung, so daß sie die Fingerzeige übersehen, mit denen der praktische Verlauf der Dinge sie auf den rechten Weg zurückweisen könnte. Das war das Unglück der Männer, die vor 1806 als Lichter der Militärwissenschaft eine so große Rolle spielten. Wir können sie nur als mehr oder minder geistvolle Dilettanten gelten lassen, mit allen Untugenden, die dieser Species anhaften.

So gelangen wir dazu, die Bedeutung der Wissenschaften für den Militär dahin zu beschränken, daß wir ihnen eine directe Einmischung in die Lösung der im Kriege gestellten Aufgaben nur in sehr untergeordnetem Maße gestatten — nämlich bei Beurtheilung rein technischer Fragen. Auch erlauben wir der historischen Wissenschaft durch reichliche Ausstattung des Gedächtnisses, der Erfindungsgabe des Feldherrn zu Hilfe zu kommen.

Weiter aber soll das wissenschaftliche Element hier nicht gehen dürfen. Dafür wollen wir ihm ein anderes Gebiet zuweisen.

Zunächst ist es unbestritten, daß heute wissenschaftliche Kenntnisse für sichere Beurtheilung der Waffenwirkung, der Communications-Mittel, der geographischen und Cultur-Verhältnisse nothwendig sind. Der Truppenführer bedarf in dieser Hinsicht wenigstens eines *solchen* Maßes von technischer Vorbildung, daß er von den Technikern und Specialisten nicht abhängig ist, also in seinen Entschlüssen nicht beirrt werden kann durch Einwände, welche sich seiner Beurtheilung entziehen.

Auch Sprachkenntnisse sind nützlich, um sich auf dem weiten Gebiete des Heerwesens international orientiren zu können.

Vor allen Dingen aber schlagen wir die *ethische* Wirkung wissenschaftlichen Lebens für den Soldaten hoch an.

Eine der nothwendigsten Eigenschaften für den Truppenführer ist *Sicherheit*. Nur wer Selbstvertrauen besitzt, findet auch Vertrauen bei seinen Soldaten. Die Sicherheit krystallirt sich zu klaren Entschlüssen, die sich wieder in der Bestimmtheit und Deutlichkeit der Befehle kund geben. Diese aber sind es allein, welche der Menge imponiren und eine gute Ausführung gewährleisten.

Nun sind im Kriege alle Verhältnisse sehr einfach, dem natürlichen Verstande und einem bescheidenen Maße von formalen Kenntnissen durchaus zugänglich. Psychologisches Verständniß nebst richtiger Beurtheilung von Zeit und Raumverhältnissen reichen im Grunde genommen hin, um die *theoretische* Lösung der schwierigsten Aufgaben möglich zu machen. Aber um sich sicher zu

fühlen, bedarf es auch einer wohl gegründeten Ueberzeugung, daß eben diese Einfachheit wirklich vorherrscht, und daß nirgends dunkle Gebiete liegen, welche der schlichten Erkenntniß unzugänglich sind. Nichts erschwert dem Uneingeweihten so sehr die Leistungen in der Kriegführung, als die Vermuthung, daß hinter der strategischen und taktischen Weisheit sich mehr verberge, als thatsächlich darin liegt. Dies Gefühl benimmt alle Klarheit und Sicherheit. Wer seinen Platz im Kriege ausfüllen will, muß also wenigstens zuvor über die möglichen Aufgaben reiflich nachgedacht und die schwierigsten Lagen am sorgfältigsten erwogen haben.

Das Beispiel von Männern, wie Zieten und Blücher verführt leicht zu falschen Schlüssen. Diese Helden, die in ihrem Auftreten eine gewisse Geringschätzung des wissenschaftlichen und theoretischen Elements zu documentiren scheinen, waren trotzdem treffliche Theoretiker des Krieges. Freilich sind sie keine Büchergelehrte gewesen; wohl aber hatten sie ihren Geist durch unausgesetztes Nachdenken geschärft. Sie widmeten ein thatenreiches Leben ausschließlich den Angelegenheiten des Krieges, beobachteten fortwährend dessen Erscheinungen, prüften und stählten durch Lösung selbst gestellter Aufgaben ihren Charakter und vertieften sich ganz in das Leben des Soldaten. So kamen sie am Ende dazu, daß sie mit einem Blick hunderte von Umständen übersahen und richtig würdigten, während der Anfänger mühsam und analytisch zu Werke gehen muß. Es waren eben Genies, welche für ihre Bildung sich einen anderen Weg als den gewöhnlichen suchten. Es ist ein trügerischer Schein, welcher uns glauben macht, daß ihre Handlungen einer sicheren geistigen Unterlage entbehrten; zumeist ist nur die ungewöhnliche nicht zunftmäßige Form, in welcher ihr Wissen zum Ausdruck gelangt, die dieses unterschätzen läßt. Der innere Zusammenhang, die Zweckmäßigkeit ihres Handelns belehrt uns bei näherem Eingehen auf ihre Thaten eines Besseren. Wir stoßen da auf tiefe Ueberlegung, weit vorausblickendes Verständniß und eine Umsicht, welche nur das Resultat voraufgegangener Geistesarbeit sein können. Niemals wird auch eine gute Praxis möglich werden ohne gesunde Theorie. Mag diese im kriegerischen Leben immerhin die unterste Stufe bilden, so ist sie darum doch eine unentbehrliche.

Eine wissenschaftliche Durcharbeitung des Stoffes, welche sich fortwährend in der Anwendung auf die Forderungen des praktischen Lebens versucht, um sich der Kenntnisse nicht als Zweck, sondern als Mittel zum Zweck zu bedienen, erhöht am schnellsten die Sicherheit. Es wird dadurch nicht allein die Lust gemehrt, sich im wirklichen Kriegsleben zu versuchen, sondern auch die für alle kriegerischen Zwecke so wichtige Willenskraft gestählt. „Das Gefühl wissenschaftlicher Sicherheit, die Fähigkeit, sich selbst in außergewöhnlichen Lagen mit der erforderlichen Umsicht und Schnelligkeit zu orientiren, befähigt auch schwache Charaktere, sogar unter verwickelten Umständen einen klaren Entschluß zu fassen und denselben praktisch zur Ausführung zu bringen."

Der Mangel an theoretischer Erkenntniß der Dinge läßt stets eine Lücke empfinden, unbekannte Gefahren ahnen, traut dem Gegner Mittel zu, welche man nicht kennt und gegen die eine Abwehr unmöglich ist, und untergräbt so in letzter Folge die Hoffnung auf den Sieg. Das Bewußtsein innerer Rath-

losigkeit schwächt die Kraft des Entschlusses und ist bereits der Anfang moralischer Auflösung. Niemals werden die äußeren Anzeichen dieses Zustandes sich ganz verbergen lassen. Dann aber überträgt sich sofort eine ungünstige Wirkung auf die Umgebung, von dem Führer auf die Soldaten, und der Erfolg wird nicht allein durch eine zaghafte Anlage aller Unternehmungen, sondern auch durch eine mangelhafte Ausführung beeinträchtigt werden.

Ernste wissenschaftliche Beschäftigung ist dem Soldaten überhaupt nothwendig, um ihm die intellectuelle Leistungsfähigkeit bis in das Alter hinein zu erhalten, in welchem er berufen wird, an hervorragender Stelle zu handeln. Die geistigen Fähigkeiten gleichen dem Magnet und stärken sich durch den Gebrauch. Sie schlummern allmälig ein, wenn ihnen keine Arbeit gewährt wird und versinken am Ende in eine Trägheit, welche nicht mehr zu besiegen ist, wenn plötzlich der Entschluß, sie aufzurufen, wieder erwacht. Das Beispiel so vieler Leute, welche in jungen Jahren durch glänzende Gaben zu großen Hoffnungen berechtigten, aber, wie reiche Erben, es verabsäumen, auf neuen Erwerb zu sinnen, und die daher in dem regen Wetteifer, den das militärische Leben mit sich bringt, nach und nach gegen anfangs bescheidenere Größen zurücktreten, beweist dies. Die Natur des Kampfes hat uns erkennen lassen, wie der Truppenführer eines sehr raschen Blicks, schneller Orientirung und geschwinder, zugleich aber correcter Ueberlegung bedarf. Wer geistige Kräfte mit solchen Eigenschaften besitzen will, der muß bis zur Stunde ein arbeitsames Leben geführt haben, mag immerhin das formale Wissen, welches er dabei erwarb, im Augenblicke völlig unanwendbar sein.

Wir können uns auch nicht denken, daß das psychologische Verständniß, dessen der Officier, der Feldherr für sein schweres Amt im Kriege so sehr bedürfen, möglich sei ohne ein vorangegangenes wissenschaftliches Leben. Nur, wer sich beobachtend oft mit den Zuständen der eigenen Seele beschäftigt, wird in diejenige seiner Mitmenschen zu blicken vermögen. Nur, wer in gründlichen historischen Studien das menschliche Geschlecht in seinen Entwickelungsphasen, namentlich auch in seinen nationalen Eigenthümlichkeiten erforscht hat, wird die schwere Kenntniß des menschlichen Herzens erwerben können, welche im Kriege über so vieles entscheidet. Man kann kaum ein tüchtiger Soldat im höheren Sinne des Wortes sein, ohne die Geschichte seines Volkes in sich aufgenommen zu haben.

Auch die Phantasie, die dem Soldaten bei jeder Orientirung, bei der Vorstellung von den eigenen Verhältnissen und denen des Feindes hilft, bedarf einer Uebung durch wissenschaftliche Thätigkeit. Die ungeregelte Phantasie erblickt Gefahren, wo keine vorhanden sind, läßt Mittel außer Acht, deren man sich bedienen kann, erschwert das Verständniß für jeden *erhaltenen* und den klaren Ausdruck für jeden zu *ertheilenden* Befehl.

Nicht minder bedarf das Gedächtniß für Personen, Thatsachen, für geographische und geschichtliche Daten der andauernden Uebung, wie sie nur durch Studien gewonnen wird. Ein gutes Gedächtniß aber ist dem Truppenführer ein unentbehrlicher Gehilfe.

Am Ende — und dies ist das Wichtigste — scheint uns für den Soldaten

die wissenschaftliche Beschäftigung, die geistige Arbeit nothwendig, weil sie die Seele adelt. Je höher in seiner Laufbahn der Krieger steigt, desto härter sind die Proben, welche an seine Seelengröße gestellt werden. Rings um sich her erblickt er Unglück, Elend und Noth und doch darf er nicht erweicht werden. Ihm fällt die Verantwortung dafür zu. Er muß es wohl verstehen, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß man ihm, der doch auch nur ein Mensch ist, die Schuld an allem Unheil aufbürde. Er muß gering denken vom irdischen Glücke und vom Werth des Lebens. Unerschüttert soll er über dem Leiden stehen, welches seine eigene Anordnungen erzeugen, und doch darf dies nicht angeborene Gefühllosigkeit oder Herzenshärte sein, sondern eine bewußte Hoheit der Empfindung, welche das Wohl und Wehe des Einzelnen nur darum für nichts achtet, weil es hier größeren Zwecken geopfert wird. Auf eine solche Stufe kann sich aber nur emporschwingen, wer gewohnt ist, sich vom alltäglichen Boden des irdischen Lebens loszulösen und in edleren Regionen zu leben. Je umfangreicher, wichtiger und verantwortungsvoller der militärische Berufskreis wird, desto mehr muß der Geist vorherrschen; desto regerer Pflege bedarf er. Ein deutscher Schriftsteller und Philosoph hat die Gelehrten als die Einzigen bezeichnet, welche die Last der Jahre und die Beschwerden des Alters ohne Verdruß zu tragen verstehen, und das Beispiel vieler auf dem Boden der Wissenschaft rüstig thätiger Greise gibt ihm Recht. Wir nehmen die erhaltende Kraft geistiger Arbeit aber auch für den Militär in Anspruch, der seinen Beruf im höheren Sinne auffaßt. Auch er soll als ergrauter Streiter noch mit voller Frische an der Spitze seiner Scharen stehen.

Die erhebende und verjüngende Kraft geistiger Arbeit macht wissenschaftliches Leben für den Soldaten unentbehrlich.

So räumen wir der Wissenschaft einen ehrenvollen Platz ein, obwohl wir den Versuch für falsch erklärten, den kriegerischen Aufgaben mit wissenschaftlichen Waffen *direct* zu Leibe zu gehen. Wir verlangen wissenschaftliche Bildung bei dem Militär vor allen Dingen als Grundlage für die Erziehung seines Charakters.

Bei unseren Forderungen stellen wir übrigens eine *allgemeine* Bildung obenan. Sie muß die Basis für die besondere Fachbildung gewähren. Sie gibt den speciellen Kenntnissen technischer Natur die richtige Stelle für Bethätigung und läßt ihren Werth angemessen beurtheilen. Sie sichert vor deren Ueberschätzung und lehrt, sie glücklich in einen größeren Rahmen einfügen. Sie macht bescheiden, verhütet die falschen Vorstellungen von der Macht seichter wissenschaftlich oder philosophisch erscheinender Theorien und erwirbt Freunde, statt durch Prahlerei abzustoßen. Wir müssen anerkennen, daß sich das Vorurtheil der praktischen gegen die gelehrten Soldaten immer nur auf eine anspruchsvolle *Halbgelehrsamkeit* und den sich um seiner selbst willen verdrängenden Dilettantismus bezieht. Dieser versteht es niemals, seine Errungenschaften im Leben wahrhaft nützlich werden zu lassen. Ihn treffen die Vorwürfe mit Recht.

Nur auf dem Boden einer tüchtigen allgemeinen Bildung kann wahrhaft brauchbare militärische Bildung erstehen.

Wir dürfen endlich die *Culturaufgabe* des Militärstandes und besonders des Officiercorps nicht vergessen. Das Heer ist eine Schule für das ganze Volk,

eine große nationale Erziehungsanstalt, welche Pflichttreue, Vaterlandsliebe, Gehorsam und Arbeitslust heranbilden soll. Keine ähnliche Institution hat so weit verbreiteten Einfluß. In keiner anderen kann sich die Tradition so mächtig entwickeln und auf kommende Geschlechter fortpflanzen. Die Officiere der Armee, die einzigen Berufssoldaten, welche wir nach unserer heutigen Wehrverfassung besitzen, werden dadurch zu Erziehern und Bildnern der großen Volksmassen. Ihr Einfluß soll nicht lediglich — ja nicht einmal vorwiegend — ein äußerlicher sein, sondern in die Tiefe des Herzens dringen. Er muß sich gründen auf die Kraft des guten Beispiels und überzeugende Lehre. Das alles ist nur bei tüchtiger wissenschaftlicher Bildung möglich. Es ist eine der besten Eigenheiten der menschlichen Natur, daß sie geistige Ueberlegenheit, so lange sie nicht durch häßliche Charakterzuthaten verdunkelt wird, gern und freiwillig anerkennt. Niemals könnte unser Officiercorps die große Gewalt über die nach Hunderttausenden zählenden Massen besitzen, stände es nicht in seiner geistigen und gesellschaftlichen Bildung hoch über deren allgemeinem Niveau. Für den Eintritt in das Officiercorps ist daher ein bestimmter Grad solcher Bildung die einzige Bedingung; sie ist unentbehrlich als Unterlage für die später nothwendige Autorität.

Was einst der Ritterschlag war, ist heute die Aufnahme in den Officierstand. Dieser soll in der modernen Gesellschaft das Ritterthum repräsentiren, nicht ein Ritterthum des Schwerts allein, sondern auch ein Ritterthum des Geistes, einen Hort edler Sitte und männlicher Tugenden. Für solche Aufgaben sind wissenschaftliche Bestrebungen unentbehrlich. Sie sollen nicht derartig prävaliren, daß sie einen zur Ueberhebung führenden Bildungsstolz erzeugen, wohl aber, nachdem sie den Geist geklärt haben, auf Herz, Seele und Charakter wirken. Ohne sich geräuschvoll an die Oberfläche zu drängen, sollen sie den ganzen Menschen durchwehen, sein Wesen läutern und erheben.

So kann also das militärische Leben des geistigen nicht mehr entbehren. Ohne Wissenschaft ist heute ein Militärwesen in der ethischen Bedeutung, die wir ihm beilegen, undenkbar geworden.

Der Adams-Pik auf Ceylon.

Von

Ernst Haeckel.

Unter den hervorragenden Berghöhen, welche seit grauem Alterthum besondere Gegenstände der Bewunderung und Verehrung für die Menschen gewesen sind, nimmt der weltberühmte Adams-Pik auf Ceylon eine der ersten Stellen ein. Denn seit mehr als zwei Jahrtausenden verherrlicht ihn die Sage bei den größten Cultur-Nationen Asiens als Schauplatz der ältesten und wunderbarsten Ereignisse. Wie schon der Name sagt, ist seine Geschichte mit dem Schicksale des Mannes verknüpft, der nach dem Mythus der mosaischen Schöpfungsgeschichte als erster Mensch erschaffen und gemeinsamer Stammvater der ganzen Menschheit wurde. Aber nicht allein der Adam der mosaischen Legende, der von hier sowohl in das Christenthum als in den Islam als erster Mensch herübergenommen wurde, spielt auf dem sagenumwobenen Adams-Pik eine hervorragende Rolle; sondern auch Buddha, der Gründer der weitestverbreiteten Weltreligion, und Siva, sein mächtiger brahmanischer Rivale. Wie Ceylon selbst lange Zeit als das eigentliche Paradies galt, und wie es hinsichtlich seiner wunderbaren Naturpracht wirklich den Namen eines irdischen Paradieses verdient, so ist auch die Geschichte von Adam und Eva, den ersten Paradiesbewohnern, mit derjenigen seiner merkwürdigsten Bergspitze verwebt; und wie die mannigfaltigsten Schling- und Kletter-Pflanzen in unübertroffener Schönheit und Fülle die gewaltigen Baumriesen von Ceylon mit phantastischem Schmuck umranken, so hat die erfindungsreiche religiöse Dichtung die kegelförmige Spitze des Adams-Pik oder des Samanala mit einem Kranze von wunderbaren Legenden umsponnen.

In erster Linie verdankt der Adams-Pik diese hervorragende Rolle offenbar seiner ausgezeichneten Lage und Gestalt. Spitz wie ein schlanker Zuckerhut erhebt sich sein Felsenkegel an der südwestlichen Ecke des centralen Gebirgslandes, hoch alle benachbarten Berggipfel überragend. Allerdings ist er nicht der höchste von allen. Denn der Pedura-Talla-Galla, im Centrum des Hochlands bei Nurellia gelegen, übertrifft ihn um volle tausend Fuß und erreicht 8200 englische Fuß Meereshöhe. Aber der Pedura bildet gleich den allermeisten Bergen von Ceylon eine rundlich gewölbte Gneiß-Kuppe von wenig auffallender Form und tritt

neben seinen gleichgestalteten Nachbarn wenig hervor. Im Gegensatze dazu macht sich der schlanke Kegel des Adams-Pik um so mehr geltend, als seine flachgewölbten Nachbarkuppen bedeutend niedriger sind. Er krönt gewissermaßen als südwestlicher Eckthurm die steile Gebirgsmauer des Hochlandes, das als zusammenhängende Urgebirgs-Veste in der Südhälfte der Insel emporsteigt. Weithin ist daher der Pik auch bei klarem Wetter sichtbar und bildet auf viele Meilen Entfernung die ersehnte Landmarke, welche dem Seefahrer die Nähe der immergrünen Wunderinsel ankündigt. Häufig ist sein isolirtes Haupt mit einer einzelnen Wolke, wie mit einem Hute bedeckt, und dann erinnert er an einen Vulcan mit seiner Rauchsäule, an den Vesuv mit seiner Pinienwolke.

Hervorragende Berggipfel, welche in ähnlicher Weise, bald mehr durch isolirte Lage, bald mehr durch auffallende Gestalt sich bemerkbar machen, sind in vielen verschiedenen Ländern seit altersgrauer Vorzeit Gegenstand phantasiereicher Dichtung und abergläubischer Verehrung geworden. Oft haben auch besondere, an solche isolirte Bergspitzen geknüpfte Naturerscheinungen, oder die mit ihrer Ersteigung verknüpften Gefahren Veranlassung gegeben, sie mit einem Gewande von geheimnißvollen Sagen oder religiösen Mythen zu schmücken. Wir brauchen bloß an unseren Brocken im Harze, oder an die Schneekoppe im schlesischen Riesengebirge zu denken. In Neapel ist der feuerspeiende Vesuv, in Sicilien der gewaltige Aetna, in Griechenland der heilige Götterberg Olympus, in Arabien der einsame Sinai der Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises geworden. Kein Wunder, daß bei dem phantasiereichen Volke der alten Inder, inmitten der großartigsten Pracht der Tropennatur, der imposante Pik von Ceylon frühzeitig eine ähnliche Bedeutung gewann.

In den alten einheimischen Annalen der Singhalesen, in dem berühmten Geschichtswerk des Mahavanso, tritt der Adams-Pik schon vor mehr als zwei Jahrtausenden auf und zwar als Samanala, oder Samanto-Kuta, als die Burg des Wächtergottes Saman. Zuerst wird er erwähnt in der Legende des frommen Heldenkönigs Dutu Gameni, 150 Jahre vor Christi Geburt. Die Priester, welche dessen Sterbebett umstehen, preisen seine vielen guten Werke; sie erzählen das Wunder vom Reiskorn, welches der gute König als Almosen vertheilt hatte und welches von den Priestern auf dem Gipfel des Wächterberges noch unter 900 andere Priester vertheilt werden konnte.

Die Burg des Wächtergottes gilt in dieser uralten Sage bereits als berühmtes Heiligthum, und dies gestattet den Schluß auf ein noch viel höheres Alter des betreffenden Cultus. In der That spielt derselbe bereits in den ältesten Legenden des Buddhismus eine Rolle, wie die schöne Insel selbst in dieser mächtigsten Religion des Ostens. Als Buddha inmitten eines furchtbaren Gewittersturmes herniederfährt, betritt er die grüne Insel unter Donner und Blitz; er verjagt das wilde Heer der bösen Geister, die bis dahin Lanka-Diva, die glückselige Insel, beherrscht hatten, und schlägt selbst inmitten dieses Paradieses seinen Sitz auf. Hier verkündigt er zuerst sein Evangelium vom Nirwana und lehrt die Menschen ihr Glück in der Entsagung suchen: ohne Wunsch zu leben, um ohne Furcht zu sterben. Hier ist es, wo der Pessimismus, die in unsern Tagen wieder auflebende Philosophie des Unbewußten, zuerst klaren Ausdruck fand:

„Resignation, dies herbste aller Worte,
Eröffnet uns allein des Friedens Pforte!"

Andächtig lauscht das zusammengeströmte Singhalesenvolk der Heilsbotschaft des Mensch gewordenen Gottes. Die berauschende Pracht der umgebenden Tropennatur, die uns armen Nordländern als der verkörperte Paradiesgarten erscheint, hindert die Eingeborenen nicht, auf alles Glück derselben Verzicht zu leisten; und dem Beispiele seiner versammelten Fürsten und Adelsgeschlechter folgend wird bald das Lankavolk zur Buddhalehre bekehrt. Als bleibende Denkmäler seines Besuches hinterläßt Buddha bei seiner Himmelfahrt nicht allein eine Handvoll seines Haupthaares, sondern auf besonderes Gebet des Königs auch den Eindruck seines Fußes. Dieser heilige Fußtapfen, der wunderthätige Sripada, blieb an dem Punkt zurück, auf welchem der Fuß des Buddha die Erde zum letzten Male berührte, auf der höchsten Felsenspitze des Samanala.

Seit dieser Zeit, also seit mehr als 2000 Jahren, entwickelte sich dieses Heiligthum zu einem Wallfahrtsorte ersten Ranges, zu welchem in zunehmendem Maße die gläubige Buddhistenwelt des ganzen Ostens zusammenströmte. Aber ehe sie dahin gelangten, mußten die frommen Pilger sich durch dichte Urwälder hindurcharbeiten, reich an Elephanten, Bären, Leoparden und anderen wilden Thieren; sie mußten zahlreiche Bäche und Ströme durchkreuzen, die in wilden Schluchten als brausende Wasserfälle herabstürzen; sie mußten an senkrechten Felswänden emporklimmen, die allein dem fliegenden Vogel zugänglich erschienen. Freilich, je größer diese Gefahren und Beschwerden, desto höher das Verdienst der gläubigen Wallfahrer. Auch sorgten kluge Priester schon frühzeitig dafür, daß ein Opferbecken auf dem Gipfel die reichen Spenden der wohlhabenden Pilger aufnahm, und daß ein verheißungsvoller Legendenkranz das Verdienst dieses Peterspfennigs in gehöriges Licht setzte.

Schon im zehnten Jahrhundert nach Christi Geburt hatten die Wallfahrten auf den Adams-Pik eine solche Ausdehnung erlangt, daß der fromme König Khirti Nissunka Wijeya Chako, von der beschwerlichen Pilgerfahrt zurückgekehrt, es für nöthig fand, besondere Zugangswege für dieselbe durch die ganze Insel anzulegen und allenthalben freie Herbergen für die Pilger zu errichten, Tschultris oder Ambalams. Dreihundert Jahre später wurde an Stelle des alten, äußerst mühsamen und gefährlichen Pilgerpfades ein bequemerer Weg angelegt und über die wildesten Bergströme eine Anzahl von Brücken gebaut, stark genug, um selbst Pferde und Elephanten zu tragen. Ueber dem heiligen Fußtapfen des Buddha selbst erhob sich ein kleiner Tempel.

Der „Sripada", oder der heilige Fußtapfen in der Felsenspitze des Samanala, ist aber nicht allein Gegenstand höchster Verehrung für die Buddha-Religion, der fast zwei Drittel der Inselbevölkerung, die eigentlichen Singhalesen, zugethan sind. Vielmehr wird derselbe in gleicher Weise als wunderthätige Reliquie auch von den brahmanischen Anhängern der Hindu-Religion verehrt, zu welcher sich ungefähr ein Drittel der Ceylonbewohner bekennt, die schwarzen Tamilen oder Malabaren, Eroberer dravidischen Stammes, die von der indischen Halbinsel über die Adamsbrücke herübergekommen sind. Nach ihrer Legende ist

es der Gott Siva, welcher bei seiner Himmelfahrt hier seine Spur hinterlassen hat.

Wieder eine andere Bedeutung wird dem Sripada von den mohammedanischen Arabern beigelegt, die schon sehr frühzeitig auf ihren unternehmenden Handelsfahrten gegen Osten Ceylon kennen lernten. Nach der arabischen Legende, die aus der älteren buddhistischen hervorwuchs, rührt der heilige Fußtapfen vom Stammvater des Menschengeschlechts, von Adam, her. Als derselbe nach dem Sündenfalle aus dem Paradiese vertrieben wurde, ergriff ihn ein Engel beim Arm und setzte ihn auf dem Gipfel des nach ihm nunmehr benannten Ceylon-Piks nieder. Gleichzeitig büßte Eva, die schöne Verführerin, ihre Schuld auf dem weit entfernten einsamen Berggipfel Arafath, oberhalb des heiligen Mekka in Arabien. Wenn Adam hier wirklich all' den endlosen Jammer voraussah, den sein Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß für das arme Menschengeschlecht bis auf den heutigen Tag zur Folge hatte, dann ist es freilich kein Wunder, daß sein stehender Büßerfuß sich tief in den harten Gneißfelsen der Bergspitze einbohrte und daß seine reuevollen Thränen einen kleinen See bildeten. Noch heute wird diese heilige Fluth von den andächtigen Pilgern als wunderthätiges Medicament gegen die verschiedensten Uebel getrunken.

Der Islam hat übrigens diese Adams-Legende gleich vielen anderen Sagen aus der christlichen Mythologie entnommen. Denn sie findet sich bereits drei Jahrhunderte vor Mohammed in dem berühmten Kopten-Manuscripte über „die Glaubensweisheit", aus dem vierten Jahrhundert nach Christus, welches Tertullianus dem großen Gnostiker Valentinus zuschreibt. Hier wird zum ersten Male der heilige Fußtapfen des büßenden Adam erwähnt und erzählt, wie der Erlöser der Jungfrau Maria mittheilte, er habe einen besonderen Engel als Wächter über denselben angestellt.

Auch die chinesischen Ceylonpilger haben zum Theil diesen Mythus adoptirt und beziehen den heiligen Fußtapfen auf Twan-Koo, den ersten Menschen, während Andere ihn dem Buddha zuschreiben. Hingegen leiten ihn die ersten christlichen Eroberer der Insel, die Portugiesen, vom heiligen Thomas ab, dem Apostel, der hier zuerst das Christenthum gepredigt habe. Wiederum eine andere Deutung gewann er schon frühzeitig bei den Persern. Hier ist der Urheber desselben Alexander der Große, dessen Inderzug für das ganze Morgenland eine reiche Sagenquelle wurde. Der persische Dichter Aschref aus Herath, der selbst eine Pilgerfahrt auf den Adams-Pik unternommen hatte, beschreibt in einem blumenreichen Epos den fabelhaften Seezug Iskander's oder Alexander's nach Serendib (der alte Name der Insel bei den Arabern). Der macedonische Eroberer besteigt, am Ende der Welt angelangt, die höchste Bergspitze der wundervollen Paradiesinsel und hinterläßt daselbst als bleibendes Denkmal den Eindruck seines gewaltigen Fußes. Freilich wissen die griechischen Geschichtsschreiber nichts von einer solchen Umschiffung Indiens und von dem Besuche Alexander's auf Ceylon; aber nichtsdestoweniger gewann auch dieser persische Mythus eine weite Verbreitung.

So ist es denn eine gar seltsame und wunderliche Gesellschaft, welche die erfindungsreiche Sage auf dem himmelanstrebenden Gipfel des blauen Ceylon-

Piks versammelt. Da streiten sich um die Ehre ihres Fußtapfens der indische Gott Buddha mit dem christlichen Apostel Thomas, der brahmanische Gott Siva mit dem singhalesischen Wächtergott Saman, der macedonische Welteroberer Alexander mit dem semitischen Urvater des Menschengeschlechts, mit Adam. Dieser Letzte aber hat in dem schwierigen Wettkampfe den Sieg gewonnen; denn nach ihm wird der weltberühmte Berg noch heute endgültig benannt, und er ist es ja auch, der so vielen andern wichtigen Punkten der uralten Paradiesinsel seinen Namen hinterlassen hat. Denn die Adams-Brücke ist es, die Ceylon früher mit dem indischen Festlande in Verbindung setzte und auf welcher die indischen Thiere und Pflanzen in früheren geologischen Perioden ebenso auf die Insel hinüberwanderten, wie später die malabarischen Eroberer, die schwarzen Tamilen. Adamsgarten ist das prachtvolle, blumenreiche Paradies, welches sich am Fuße des Berges ausbreitet, und Adamsfrucht die herrliche Paradiesfeige oder Banane, die zu den edelsten Geschenken der reichen singhalesischen Flora gehört; sie bildete die Nahrung der ersten Menschenkinder, der Adamiten von Ceylon. Die kostbaren Edelsteine, an denen die Insel reich ist, sind Adamsthränen. Eine dunkle Felsenhöhle unterhalb des Berggipfels ist Adamshaus, von ihm selbst mit eigenen Händen aus Felsplatten erbaut; und die prachtvollen Rhododendronbäume, die dasselbe beschatten und mit ihren blutrothen Riesenblumen überschütten, sind Adamsrosen. Der schöne Teich endlich am Fuße des Berges, dessen krystallklares Wasser ein Felsenquell direct aus dem Paradiese herleitet, ist das heilige Adamsbad.

Angesichts dieses blumenreichen Sagengewandes, das den stolzen Adams-Pik vom Fuße bis zum Gipfel umhüllt, und das über drei Welttheile seinen mystischen Schatten ausbreitet, dürfen wir wohl mit Fug und Recht behaupten, daß der heilige Wächterberg von Ceylon einer der merkwürdigsten Berggipfel unserer Erde sei; selbst ganz abgesehen von der unbeschreiblichen Naturpracht, welche die Tropensonne in verschwenderischer Fülle über seine Gestalt ausgießt. Wer daher in Ceylon war und den Adams-Pik nicht bestieg, begeht eigentlich eine größere Unterlassungssünde, als derjenige, welcher in Rom war und den Papst nicht gesehen hat. Trotzdem wird aber der wunderbare Berg in der That nur selten bestiegen; und unter hundert Europäern, die dort lebten oder sich vorübergehend dort aufhielten, ist wohl kaum Einer auf seinen Gipfel gelangt. Freilich ist aber diese Pilgerfahrt auch heute noch keine Kleinigkeit und sie erfordert mancherlei Vorbereitungen und Hilfsmittel.

Die erste Besteigung des Adams-Pik, über die wir eine ausführliche Beschreibung besitzen, ist diejenige des arabischen Gelehrten Ibn Batuta, aus dem Jahre 1340. Derselbe wurde durch einen Sturm von den flachen Korallen-Inseln der Malediven nach Ceylon verschlagen; er sah den hohen Berg der Insel schon neun Tage lang, wie eine gewaltige blaue Rauchsäule, aus dem Meere emporsteigen. Den Ort, an dessen zimmtreichem Gestade er landete, nennt er Battala, die Residenz eines ungläubigen Königs; es ist höchst wahrscheinlich das heutige Putalam, einige Tagereisen nördlich von Colombo, an der Nordwestküste. Von dem Könige gastfreundlich aufgenommen, reich beschenkt und nach seinen Wünschen befragt, äußert er als höchsten Wunsch, den Fußtapfen seines Alt-

vaters Adam auf dem Gipfel des heiligen Berges zu sehen. Der König sichert ihm hierfür seine Unterstützung zu und läßt ihn in einem Palankin bis an den Fuß des Gebirges tragen, begleitet von 10 Kriegern seiner Leibwache, 15 Trägern von Lebensmitteln, 4 Brahmanen-Priestern und 4 frommen Büßern, die jedes Jahr die Pilgerfahrt unternahmen und als Führer dienten.

Die Reise des arabischen Doctors geht zunächst längs der Küste nach Süden, dann ostwärts in das Innere der Wunderinsel hinein. Hier kommt er zur Residenzstadt des Kaisers, Kankar, die zwischen hohen Bergen und am Ufer eines großen Teiches liegt, in welchem Rubine und andere Edelsteine gefunden werden. (Vielleicht an der Stelle des heutigen Kandy?) Er sieht den prächtig geschmückten Kaiser auf einem weißen Elephanten reiten, dessen Kopf mit sieben großen rothen Rubinen verziert ist, jeder größer als ein Hühnerei. Die Frauen gehen gleich den Männern fast unbekleidet, sind aber mit prachtvollem Rubinschmuck an Armen und Beinen geziert. Hinter Kankar beginnt der eigentliche Gebirgsweg, reich an Beschwerden und Gefahren. Zwei verschiedene Gebirgspfade führen zum Pik hinauf, nach Adam und Eva bezeichnet, als „Baba-Weg und Mama-Weg". Nur der Pilger kann das ganze Verdienst der beschwerlichen Pilgerfahrt in Anspruch nehmen, der beide Wege gewandert ist. Der Baba-Weg, nach Vater Adam so benannt, ist weit rauher und beschwerlicher, als der Mama-Weg, der der Mutter Eva geweiht ist. Es scheint fast, daß ersterer der nördliche, letzterer der südliche von den beiden Pfaden ist, die auch gegenwärtig allein noch auf den Gipfel des Samanala hinaufführen.

Ibn Batuta schlägt auf der Hinreise den schwierigen Baba-Weg (von Norden herauf) ein, auf der Rückreise den sanfteren Mama-Weg (nach Süden hinab). Auf dem ersteren gelangt er zunächst an den berühmten Affenteich Buzuta. Die großen schwarzen Affen, die in dichten Scharen die Urwälder an seinen Ufern bewohnen, haben lange Schwänze und Bärte wie Männer; (offenbar der schwarze Wanderuh, den auch ich in großen Scharen hier antraf). Nach der Versicherung der Pilger werden dieselben von einem alten König beherrscht, der eine Krone von Blättern trägt, einen langen Stab als Scepter führt und stets von vier mächtigen, mit Knüppeln bewaffneten Trabanten begleitet wird. In diesen Wildnissen wimmelt es von den bösen Landblutegeln, der größten Plage von Ceylon. Um sie zu entfernen, betupfte man sie schon damals, wie noch heutzutage, mit Limonensaft. Viele Pilger sollen den massenhaften Bissen dieser kleinen Teufel unterliegen und an Verblutung sterben. Durch dichte Wälder, an verschiedenen Teichen und wilden Höhlen heiliger Einsiedler vorüber, zwischen Felsenschluchten und über Wasserfälle hinauf, gelangte der arabische Gelehrte zur Iskander-Grotte. Diese Höhle, zu Ehren Alexander's des Großen benannt, enthält herrliches erquickendes Quellwasser. Ueber ihr steigt jäh die eigentliche Felsenpyramide des Wächterberges empor; er ist einer der höchsten Berggipfel der Welt; die Wolken liegen tief unter den Füßen des hinaufklimmenden Pilgers. Die senkrechten Felswände sind nur dadurch zu ersteigen, daß schon seit Alters her Stufen in dieselben eingehauen und neben denselben lange eiserne Ketten angebracht sind, an denen sich der Hinaufkletternde festhält. Ibn Batuta zählte zehn verschiedene solcher Ketten; die letzte heißt die „Kette

der Erkenntniß", weil man hier durch den plötzlichen Blick in einen ungeheuren Abgrund überrascht wird. Endlich gelangte er wohlbehalten auf den Gipfel des spitzen Felskegels und konnte hier Adam's Fußtapfen seine Verehrung bezeigen. Er fand ihn 11 Spannen lang, und umgeben von 9 Nischen oder Opferbecken, in denen die frommen Pilger reiche Gaben von Gold und Silber, von Rubinen und anderen Edelsteinen niederlegten.

Auch die Rückreise des arabischen Doctors, auf dem weniger gefährlichen Mama-Wege, ist nicht ohne Interesse. Auch hier kommt er wieder an Edelsteingruben und Teichen vorüber, besonders aber an dem berühmten Lebensbaume des Paradieses, der nie ein Blatt verliert. Da ein Jeder, der ein solches Blatt gegessen hat, sich völlig wieder verjüngt, so ist er stets von Pilgerscharen umlagert, die vergeblich auf das Abfallen eines Blattes warten. Höchst wahrscheinlich war dieser Lebensbaum einer von jenen uralten mächtigen Buddhabäumen oder heiligen Feigenbäumen, den Bogaha (Ficus religiosa); sie werden noch heute überall in den Ländern des Buddha-Cultus als heilige Wunderbäume verehrt, weil Buddha sich unter ihrem kühlen dichten Schatten am liebsten niederließ. Noch heute stehen sie überall neben den Dagoba, den glockenförmigen Reliquientempeln. Jede dieser heiligen Dagoba umschließt eine Reliquie des Gottes; leider ist dieselbe nur niemals sichtbar, da der geschlossene weiße Kuppelbau weder Thüren noch Fenster besitzt.

Vom Adams-Pik reiste Ibn Batuta nach der großen Handelsstadt Dinara, wahrscheinlich dem heutigen Matura, berühmt durch einen ungeheuren Prachttempel. Tausend brahmanische Priester verrichteten hier den Gottesdienst, während fünfhundert vornehme Jungfrauen vor einem goldenen Götzenbilde bei Tag und Nacht Gesänge und Tänze aufführten. Von da gelangte er längs der Küste nach Kali, vermuthlich dem heutigen Colatura, und von hier nach Kalambu, damals schon der schönsten und größten Stadt der Insel. Es ist die heutige Hauptstadt Colombo. Eine Reise von drei Tagen nach Norden führte den arabischen Pilger von hier nach seinem Ausgangspunkte Battala zurück.

An diese Pilgerfahrt des Ibn Batuta, die älteste, von der wir genau unterrichtet sind, schließt sich als zweite schon neun Jahre später diejenige eines päpstlichen Legaten, des Florentiner Minoritenpaters Johannes de Marignola an. Er war früher Professor in Bologna gewesen und trat 1339 im Auftrage des Papstes Benedictus XII. eine Gesandtschaftsreise nach Indien und China an. Auf der Rückreise, 1349, besuchte er auch Ceylon und führte eine Pilgerfahrt auf den heiligen Berg aus, „den höchsten nach dem Paradiese". Er schildert ausführlich insbesondere die Lebensweise der buddhistischen Mönche und Büßer, die in großer Zahl in den Höhlen und Wildnissen am Abhange des Berges wohnen.

In unserem Jahrhundert wurde der Adams-Pik zuerst 1817 von einem Europäer bestiegen, von dem britischen Militärarzte John Davy, einem Bruder des berühmten Physikers Sir Humphry Davy. Er führte die Besteigung von der Südseite aus, über Ratnapura und Palabatula, und das ist auch der Weg, den die meisten folgenden Reisenden einschlugen, von Deutschen insbesondere der Prinz Waldemar von Preußen, in dessen Begleitung der Naturforscher Hoffmeister war, später Friedau, Königsbrunn, Schmarda, Ransonnet und Andere.

Dieser südliche Weg hat den Vorzug, daß man in aller Bequemlichkeit auf guten Wegen bis nach Ratnapura, der berühmten Stadt der Edelsteine, fahren kann, und von hier noch über Gillimalle nach Palabatula, das unmittelbar am Fuße des jäh aufsteigenden Gebirgsstocks liegt. Aber der Bergpfad von hier hinauf ist äußerst steil und beschwerlich, und man ist genöthigt, nahezu 7000 Fuß auf demselben ununterbrochen aufwärts zu steigen.

Bequemer und weniger anstrengend hat sich neuerer Zeit die Ersteigung von der Nordseite gestaltet. Diese wurde zuerst 1819 von dem Engländer Sawers ausgeführt. Er war der erste Europäer, der eine Nacht auf dem Gipfel zubrachte. Auch dieser Bergpfad war damals noch äußerst beschwerlich aus Mangel an Wegen und Brücken. Sawers brauchte nicht weniger als fünf volle Tagereisen, um von Ambegamma, am Nordfuße des Pik in bedeutender Höhe gelegen, die kurze Strecke bis auf den Gipfel zurückzulegen. Undurchdringliche Urwälder, steile Felsgehänge, jähe Abgründe, wilde Bergbäche und Wasserfälle ohne Brücken erschwerten das Vordringen außerordentlich.

In den letzten vierzig Jahren ist das ganz anders geworden. Der vordringenden Caffeecultur ist der größte Theil jener herrlichen Urwälder zum Opfer gefallen, und Hunderte von englischen Pflanzer-Bungalows sind allenthalben in den ausgedehnten Caffee-, Thee- und Cinchonapflanzungen zerstreut. Gutgebahnte Pfade, zum Theil sogar bequeme Fahrwege führen von einer Pflanzung zur anderen; und über die Bergströme und Abgründe sind sichere Brücken geschlagen. Seit einigen Jahren führt selbst eine kleine Eisenbahn, — ein südlicher Zweig der Colombo-Kandy-Bahn, — von Peradenia über Gampola nach Nawala-Pitya, und von hier kann man in einem Postomnibus südwärts in 4—5 Stunden bis nach Dickoya gelangen. Letzteres ist aber nur einen Tagemarsch von den südlichsten Pflanzungen entfernt, die gegenwärtig schon bis unmittelbar an den nördlichen Fuß der Pik-Pyramide hinaufgehen.

Diesen bequemeren Weg schlug auch ich auf Anrathen meiner Freunde ein, als ich im Februar vorigen Jahres eine Reise in das Gebirgsland von Ceylon unternahm. Gut mit Empfehlungen ausgestattet fuhr ich von Peradenia am 10. Februar in einer Strecke ununterbrochen bis Dickoya, und wanderte von da zu Fuß durch die südwestlichen Caffeedistricte des Hochlandes nach St. Andrews. Es ist dies die höchst gelegene Pflanzung unmittelbar am nördlichen Fuße des Adams-Pik, und an ihren gastfreien Besitzer, Mr. Christie, war ich schon vorher besonders empfohlen.

Der südliche Felsenabsturz des Samanala erhebt sich so steil aus der blühenden Ebene, in welcher am Ufer des herrlichen schwarzen Flußes, noch nicht hundert Fuß über dem Meeresspiegel, die Singhalesenstadt Ratnapura liegt, daß der rüstige, von hier aus emporklimmende Wanderer in einem Tage bis auf den Gipfel des heiligen Pilgerberges gelangen kann. Für die harten Beschwerden dieser anstrengenden Bergpartie wird man dabei durch den großen Genuß entschädigt, welchen der schnelle Wechsel der verschiedenartigen über einander aufsteigenden Vegetationszonen gewährt. Allerdings ist dieser Wechsel nicht so auffallend, wie bei manchen höheren Bergen der heißen Zone, wie z. B. beim Pik von Teneriffa, bei dessen gelungener Besteigung ich vor

sechzehn Jahren die einzelnen Pflanzengürtel in der That so regelmäßig geschieden fand, wie es Alexander von Humboldt schon früher beschrieben hatte. Aber der schneebedeckte Gipfel des Pik von Teneriffa erreicht auch fast die doppelte Höhe des Adams-Pik, und wir bleiben daher auf letzterem, wie auf allen Hochgipfeln von Ceylon, noch weit unter der Schneegrenze. Dahingegen ist andererseits hier, unter dem siebenten Grade nördlicher Breite, die unvergleichliche Pflanzenpracht der Aequatorialzone in ungleich größerer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelt, als in dem reizenden Thale von Orotava, an dem subtropischen Gestade der canarischen Inseln.

Bei der beständigen Temperatur von 22—26° R. und bei der nahezu vollkommenen Feuchtigkeit der heißen Luft, welche in der südwestlichen Küstenzone von Ceylon herrscht, stellt dieselbe ein großartiges natürliches Treibhaus dar, dessen wundervolle Producte von keiner anderen Gegend der Erde übertroffen werden. Hier finden wir vereint in der herrlichsten Entwickelung die edelsten und großartigsten von allen Gewächsen, die Palmen und Pisange, die Bambusen und Benyanen. Fast jede von den singhalesischen Hütten, die in dieser Cocosregion allenthalben zerstreut sind, ist von einem Kranze solcher prächtigen Tropenbäume geschmückt. Da wetteifert die stolze Cocos- mit der schlanken Arecapalme; der eichenartige Brotfruchtbaum mit dem zierlichen Melonenbaum. Die Pfefferrebe klettert um die Wette mit dem indischen Wein an den schlanken Stämmen empor und hängt in reizenden Festons und Kränzen von ihren Aesten herab. Unten aber bilden die riesengroßen Blätter der Bananen und Caladien, die handförmigen Blätter der Cassaven die schönste Umzäunung der idyllischen Gärten, in denen prachtvolle Blumen neben den nützlichsten Culturgewächsen gepflanzt werden.

Sobald wir uns aus diesem üppigen Paradiesgarten zu den Vorbergen des Hochlandes erheben und die erste Stufe desselben emporsteigen, treten andere Culturpflanzen an die Stelle der erstgenannten. Die wasserreichen Thäler erscheinen terrassirt und mit einem zarten Sammetteppich belegt, dessen leuchtendes Grün dasjenige des schönsten englischen Rasenbeetes übertrifft. Es ist der junge Reis, der Paddy, der diese maigrünen Saatfelder bildet. In ihrer Umgebung und an den trockneren Stellen zwischen ihnen stehen Fruchtgärten, in denen die Orangen und Guayaven gedeihen, daneben die zottige Zuckerpalme, der Kittul, und die wundervolle Riesenschirmpalme, der Talipot.

Einige hundert Fuß höher verlassen wir diese zweite Palmenzone und treten nun aus der niederen Bergregion in die heiligen Säulenhallen eines Urwaldes, der die höchste Baumpracht unserer gemäßigten Zone eben so weit oder noch mehr überflügelt, als diese letztere die kümmerlichen Birken- und Föhrenwälder der nördlichsten Waldgürtel hinter sich läßt. Da wandern wir stundenlang aufwärts in einem Naturtempel, dessen schlanke glatte Baumsäulen kerzengerade und unverzweigt sich zu 80—100 Fuß Höhe erheben, ehe sie sich zu einer mächtigen dunkelgrünen Krone ausbreiten. So dicht ist das undurchdringliche Schattendach derselben, daß selbst die mächtige Tropensonne nur hie und da einen schwachen Lichtstrahl verstohlen in die tiefe Dämmerung fallen läßt, welche die kühlen Tempelhallen erfüllt. Garcinien, Dillenien, Terminalien, und verschiedene

Rubiaceen sind es, die nebst wunderbaren Ficus-, Ebenholz-, Sandelholz- und vielen anderen Waldbäumen dieselben zusammensetzen. Die prachtvollen seltsamen Blüthen von schmarotzenden Orchideen und Gewürzlilien zieren ihre Stämme. Kletternder Pandanus, Freycinetia, Purtada und andere Schmarotzerbäume winden sich an den hohen Stämmen kühn empor, schwingen sich in stolzen Bogen von einem Baum zum andern, und bilden die Turngerüste für die munteren Scharen der Affen und Eichhörnchen, die hier ihre bewunderungswürdigen gymnastischen Künste zeigen. Prächtige, metallglänzende goldiggrüne Waldtauben, Papagaien und Bienenfresser fliegen scharenweise, hoch oben zwischen den Kronen hin, während unten am rauschenden Waldbache große blaugrüne Eisvögel mit der Fischjagd beschäftigt sind. Zwischen den braunen Luftwurzeln der Schmarotzerpflanzen hängen auch zahlreiche grüne von den Baumästen herab. Sobald wir diese letzteren aber erfassen wollen, entschlüpfen sie uns zwischen den Händen; denn es sind zierliche Baumschlangen, die sich mit ihrem dünnen Peitschenschwanze an einen Baumast aufgehängt haben. Auch die niedlichen kleinen Laubfrösche, die sich in den weißen Blumenkelchen der großen Lilien verstecken und da ihre glockenähnliche Silberstimme ertönen lassen, sind schön grün bemalt, und so tragen auch noch viele andere Thiere des Waldes auf der immergrünen Wunderinsel deren herrschende Charakterfarbe, entsprechend Darwin's Gesetze der gleichfarbigen Zuchtwahl.

Wie gerne würden wir in dem kühlen Schatten dieser erhabenen Urwälder länger weilen und an den rauschenden Wasserfällen ihrer Bäche die zierlichen Farne und Selaginellen oder die seltsam gestalteten Balsaminen und Begonien sammeln, die deren Ufer schmücken; oder zwischen den pfeilförmigen Riesenblättern der Araceen die großen Nachtfalter und bunten Spinnen jagen; oder zwischen dem wirren Wurzelgeflecht der umgestürzten Baumriesen die goldglänzenden Prachtkäfer (Buprestis), zwischen ihrem abgefallenen Laub die wunderbaren ast- und blattgleichen Heuschrecken suchen, die stabförmigen Gespenstschrecken (Phasma) und die wandelnden Blätter (Phyllium). Aber leider drängt unsere Zeit; und leider lassen uns auch hier wieder die zahllosen kleinen Landblutegel nicht zu vollem Genusse gelangen.

Während dieser stolze Hochwald auf den steilen südlichen und westlichen Gehängen des Adams-Pik noch jetzt einen zusammenhängenden immergrünen Mantel bildet und an 4—5000 Fuß emporsteigt, ist er dagegen an der nördlichen und östlichen Seite jetzt größtentheils den vordringenden Caffeepflanzungen zum Opfer gefallen. Er besteht hier nur noch in den steilen unzugänglichen Felsenschluchten siegreich den Vernichtungskampf, mit dem ihn Axt und Feuer des feindlichen Pflanzers bedroht. Höher hinauf hingegen, oberhalb 5000 Fuß, ist auch jetzt noch der grüne Waldmantel des Pilgerberges unversehrt, und gerade die charakteristische Gipfelpyramide, welche sich gegen 2000 Fuß hoch weit über alle Nachbarn erhebt und über Land und Meer hinweg für den nahenden Schiffer das untrügliche Wahrzeichen der Insel bildet, gerade diese Landmarke ist noch jetzt bis zur höchsten Spitze hinauf von einer zusammenhängenden grünen Decke umschlossen.

In diesem obersten Gürtel, zwischen 5000 und 7000 Fuß, zeigt aber der

Urwald eine ganz andere Zusammensetzung und Physiognomie, als in den zauberhaften grünen Tempelhallen, die wir soeben verlassen haben. Dieser Unterschied ist schon von ferne sichtbar, indem das matte, ins Graue spielende Grün der oberen Zone weit blasser erscheint, als das intensive Dunkelgrün des unteren Waldgürtels. Das rührt hauptsächlich davon her, daß die lederartigen Blätter der immergrünen Bäume hier oben meistens matter auf ihrer Oberseite gefärbt sind, hingegen filzig oder silberweiß auf der Unterseite. Ihre dunklen Stämme sind knorrig, oft sehr winkelig verzweigt, und von gelben Moosen dicht umhüllt. Die Waldbäume, die hier oben an die Stelle der vorher genannten der unteren Zone treten, gehören vorzugsweise zu den Familien der Myrten und Lorbern, zu den Gattungen Eugenia und Syzygium, Tetranthera und Actinodaphne. Aber auch die indische Magnolie, die schöne Michelia, sowie das herrliche baumförmige Rhododendron spielt in denselben eine große Rolle, und nicht minder das Lieblingsfutter der wilden Elephanten, die merkwürdige Nillustaude, die Acanthacee Strobilanthus. Die Elephanten gehen derselben fast bis zum Gipfel des Pik nach und wir waren nicht wenig erstaunt, ihre festgetretenen Pfade noch eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels zu finden. Unser Gastfreund, Mr. Christie, hatte selbst noch im vorigen Jahre hier oben einen mächtigen Elephanten geschossen, dessen colossaler Schädel unter den Jagdtrophäen in seinem Bungalow eine hervorragende Stelle einnahm. Es ist höchst überraschend, die frischen Spuren dieser schwerfälligen Colosse an steilen, wenn auch dichtbebuschten Felsenabhängen zu finden, an denen sich der kletternde Wanderer nur mit Mühe emporarbeitet.

Auch Leoparden sind in diesen Walddickichten des Hochgebirges noch jetzt sehr häufig, und nicht minder der gefürchtete Lippenbär (Ursus labiatus). Diese Räuber leben hauptsächlich von der Jagd auf Elkhirsche (Russa hippelaphus), die noch in großen Scharen hier zu finden sind. Auch der große graue Affe des Hochlandes, Presbytis ursinus, fällt dem grimmen Leoparden hier oft zum Opfer. Wir sahen die schönen Felle Beider in einem kleinen Bazar, den ein speculativer Araber mitten am Pilgerwege errichtet hatte, ungefähr eine Stunde oberhalb St. Andrews.

Die Hütten, die diesen bunten Pilgerbazar bildeten, waren höchst malerisch im Grunde einer tief eingeschnittenen Schlucht gebaut; am Ufer eines rauschenden Gebirgsbaches, der in kühnen Sprüngen über steile Felsen an der Nordwestseite der Pikpyramide hinabstürzt. Nichts kann den romantischen Reiz dieser wilden Bergbäche in den Urwäldern des Gebirges von Ceylon übertreffen. Bald stürzen sie sich in ungezähmter Kraftfülle tobend- und schäumend über senkrechte Felswände herab; bald springen sie im gemäßigten Laufe sprudelnd und rauschend über die Steinblöcke ihres Granitbettes; bald bleiben sie vor einer Quermauer, die das letztere riegelartig durchsetzt, stehen und sammeln ihre klaren Wassermassen zu einem kleinen Teich oder Seebecken an, in dem der Himmel das Spiel seiner ziehenden Wolken abspiegelt. Allenthalben aber sind diese herrlichen Gewässer von einem üppigen grünen Rahmen eingefaßt, dessen Reize weder Feder, noch Pinsel vollkommen wiederzugeben vermögen.

Wohl die höchste Zierde dieser wasserreichen kühlen Bergbachbetten sind die

prächtigen Baumfarne, eine der edelsten Vegetationsformen, von deren Schönheit uns die verkrüppelten Exemplare in unseren Treibhäusern kaum eine annähernde Vorstellung geben können. Sie ersetzen im Hochlande den Schmuck der Palmen, der fast ausschließlich auf das heiße Tiefland beschränkt ist. Aus einiger Entfernung sind Beide zum Verwechseln ähnlich. In Beiden trägt der schlanke, ungetheilte, hoch aufstrebende Stamm eine einfache Krone von riesengroßen Fiederblättern; diese Wedel sind aber bei den Farnbäumen viel zarter und feiner, viel tiefer eingeschnitten und viel mehr fiederig zusammengesetzt, als bei den derberen und robusteren Palmen. Neben diesen Farnbäumen (Alsophila) sind es aber auch niedere, stammlose Farnkräuter (Angiopteris), die durch die colossale Größe ihrer 15—20 Fuß langen Wedel an den Ufern dieser Bergbäche unser höchstes Erstaunen hervorrufen.

Ein anderer Schmuck derselben besteht in den reizenden Lianen, in den mannichfaltigen Schling- und Kletterpflanzen, die in üppigster Fülle Stamm, Aeste und Zweige der Bäume bedecken. Bald hängen sie gleich den zierlichsten Ampeln von den Kronen senkrecht herab, bald schlingen sie sich rings von Zweig zu Zweig, wie bei einem schöngeputzten Weihnachtsbaum; bald umhüllen sie die mächtigen alten Baumstämme mit einem dichten grünen Mantel; und bisweilen erscheint dieser letztere mit prachtvollen Blumen wie mit leuchtenden Edelsteinen verbrämt. Besonders sind es unter diesen Lianen die Orchideen, Ingwer, Gewürzlilien, und die kletternden Pandangs (Freycinetia), die durch die Farbenpracht und seltsame Form ihrer großen Blüthenähren unser Entzücken erregen.

Bald sollten wir aber den Nutzen dieser Lianengeflechte im Urwalde noch näher kennen lernen. Denn nachdem wir oberhalb des Wasserfalls auf einem Baumstamme über den tosenden Bach glücklich hinüber balancirt waren, führte uns unser schmaler und beschwerlicher Pilgerpfad in ein Dickicht hinein, dessen Baum- und Strauchmassen durch erstaunliche Lianengeflechte zu einer geradezu undurchdringlichen Mauer verwebt waren. Keinen Schritt weit konnten wir seitlich von dem glatt getretenen Wege abweichen, der nur durch Tausende von Pilgern gangbar erhalten wird. Ueber eine Stunde stiegen wir so in einem grünen Tunnel empor, dessen mächtiges Schattendach keinen Sonnenstrahl durchdringen ließ und uns durch seine kühle Dämmerung die heiße Mühe des jähen Kletterns wesentlich erleichterte. Aber nicht allein dieses kostbare Schattendach bilden die mächtigen Netze der verwebten Lianenstricke über unseren Häuptern, sondern auch förmliche Leitersprossen am Boden zum Anklammern der Füße, und zu beiden Seiten biegsame aber feste Treppengeländer, an denen wir uns mit den Händen emporziehen.

Mitten in diesem reizenden immergrünen Gange begegneten wir einer Pilgerschaar von etwa dreißig schwarzen Tamilen oder Malabaren; halbwilden Leuten von jener interessanten Dravida-Rasse, die wahrscheinlich zu den Urbewohnern Vorderindiens gehört. Vor mehr als tausend Jahren sind sie vom Festland auf die Insel herübergekommen und haben fast deren Hälfte mit Gewalt erobert; gegenwärtig bilden sie die Hauptmasse der Arbeiter in den Kaffeeplantagen und besiegen in friedlichem Wettkampfe fleißiger Arbeit die trägen und weichlichen Singhalesen. Bei der geringen Breite des steilen Waldpfades blieben die Tamil-

pilger ehrerbietig stehen, um uns aufwärts Klimmende erst vorüber zu lassen, und so fanden wir Gelegenheit, die Schönheit ihres schlanken und doch kräftigen Körperbaues aus nächster Nähe zu bewundern; um so mehr, als die Kleidung der Meisten sich auf einen weißen Turban und einen rothen Lendenschurz beschränkte. Alle Lebensalter waren unter dieser Pilgerschar vertreten, vom reizenden jugendlichen Knaben und zierlichen Mädchen bis zum zitternden Greise und der welken Matrone; und die kräftigen Frauen trugen selbst theilweise einen Säugling am Busen oder ein einjähriges Kind reitend auf der Hüfte. Denn es gilt sowohl bei diesen brahmagläubigen Tamilen, als bei den buddhagläubigen Singhalesen für höchst verdienstlich und gottgefällig, die Pilgerfahrt auf den heiligen Berg schon in frühester Jugend zu unternehmen; nicht allein glauben die frommen Pilger sich dadurch Gesundheit und langes Leben zu sichern, sondern auch Schutz vor bösen Geistern und Vergebung für zukünftige Sünden.

Ein interessantes Schauspiel ganz anderer Art überraschte uns, als wir eine Viertelstunde später abermals einen rauschenden Waldbach überschritten, und durch einige prachtvolle Balsaminen verlockt, einen kleinen Seitenabstecher im Flußbette aufwärts machten. Bei einer plötzlichen Biegung desselben standen wir vor einem reizenden Bassin, das von hohen Urwald-Riesen eingeschlossen und mit kühnen Guirlanden phantastisch verziert war. Eine Heerde von großen grauen Gebirgsaffen (Presbytis ursinus), deren lebhafte Stimmen wir schon unmittelbar vorher gehört hatten, trieb hier munteres Spiel, wurde aber durch unsere unvermuthete Erscheinung so erschreckt, daß sie eilends auf die entgegengesetzte Seite flüchtete. Dabei benutzten die kühnen Seiltänzer die überhängenden Lianen als Klettertaue, mit erstaunlicher Geschicklichkeit sich von einem Baum zum anderen schwingend.

Als wir etwas weiter oberhalb aus dem schattenspendenden Dickicht heraustraten, standen wir unmittelbar vor einer hohen Felsenwand, in der eine lange Treppe von eingehauenen Stufen aufwärts führte. Am oberen Rande derselben bemerkten wir auf einer vorspringenden Plattform mehrere Ambalams oder Pilgerherbergen. Wir hatten schon weiter unten mehrere derselben passirt. Diese Gruppe aber war weit ansehnlicher und bildete die letzte Hauptstation auf dieser Nordseite des Pikkegels. Viele Pilger sind schon hier von den Beschwerden des steilen und steinigen Weges so ermüdet, daß sie daselbst übernachten, obgleich man von hier bis zum Gipfel kaum mehr als eine starke Stunde zu klettern hat, freilich sehr mühselig. Andere Pilger rasten hier nur ein paar Stunden und erquicken sich an feilgebotenen Früchten oder an Curry und Reis, welchen sie sich selbst am offenen Feuer bereiten. Ein großes solches Feuer flackerte gerade am oberen Felsrande unter einem Zelte von hohen Bäumen; eine Schar von braunen Singhalesen war malerisch rings um dasselbe gelagert.

Nach kurzer Rast bei diesem Ambalam und erquickt durch den Genuß einiger saftiger Bananen, brachen wir auf, um die letzte und steilste Strecke unserer Pilgerfahrt zu vollenden. Es beginnt nun jener berüchtigte und gefürchtete Theil der höchsten Pikpyramide, an welchem auf lange Strecken Treppenstufen in den nackten, jähen, oft senkrecht aufsteigenden Felsenabhängen angebracht sind, und zur Seite derselben mächtige eiserne Ketten, an denen man sich beim Auf-

wärtsklimmen festhalten muß. Manche von diesen Riesenketten, von frommen Pilgern gestiftet, sind wohl über tausend Jahre alt; die verwitternden und verrostenden Ringe werden aber stets durch neue ersetzt. Starke eiserne Pflöcke, in den nackten Gneißfelsen tief eingetrieben, halten von Strecke zu Strecke die klirrenden Ketten fest.

Für Bergwanderer, die zum Schwindel geneigt sind, ist dieser Kettenpfad freilich kein passender Weg, und wir mußten um so mehr die Kletterkünste der schwarzen Tamilfrauen bewundern, die mit Säuglingen und Kindern beladen, oft dazu noch einen Korb mit Lebensmitteln auf dem Kopfe, hier frei hinauf und hinab balancirten, mit den beweglichen Zehen der nackten Füße sich gleich Vierhändern anhaltend. Aber wenn diese Himmelsleiter auch sehr beschwerlich ist und höchst gefährlich aussieht, so ist sie das doch nur an wenigen Stellen. Denn wenn man, wie es oft geschieht, auf den schlüpfrigen Steinstufen ausgleitet oder wenn die trügerische Kette den Händen entschlüpft, so stürzt man nicht in eine jähe Tiefe, um unten zerschmettert liegen zu bleiben, sondern man fällt in ein weiches grünes Bette, in dem höchstens einzeln hervorragende Baumäste uns einige unsanfte Rippenstöße ertheilen. So undurchdringlich ist auch hier die zauberhafte Fülle der wuchernden Tropenvegetation, und so dicht werden die Laubmassen durch schlingende Lianen verwebt, daß aus der jähen Tiefe vielfach die wogenden Blätterkissen der hohen Baumkronen bis zum Fuße des Wanderers heranreichen und bei einem unvorsichtigen Fehltritte den Fallenden in ihren weichen Armen auffangen.

Endlich war auch diese letzte Prüfung glücklich überstanden. Nachdem wir die oberste Kettentreppe erklommen hatten, erblickten wir unmittelbar über uns die nackte Felsenspitze des Wunderberges, und auf derselben den weltberühmten Buddhatempel, das Endziel unserer mühsamen Pilgerfahrt. Wenige steile Stufen noch, und wir standen am Eingang in das ehrwürdige Heiligthum, ehrerbietig begrüßt von den alten weißbärtigen Buddhapriestern, die hier als Wächter dasselbe hüten und die Opfer der Wallfahrer entgegennehmen. Sie wohnen indessen hier oben nur 4—5 Monate, von Januar bis April oder Mai. Während des übrigen Jahres ist der Samanala wegen der täglichen überaus heftigen Regengüsse ganz unzugänglich.

Der oberste Gipfel des Adams-Pik entspricht ganz den Vorstellungen, die wir uns als kleine Kinder von hohen Bergspitzen zu machen pflegen; wir denken sie uns so spitz zulaufend, wie einen Zuckerhut, und begreifen nicht, wie ein Haus da oben stehen kann. In der That ist die oberste Gneißkuppe des Samanala so zugespitzt, daß nur das kleine Heiligthum darauf Platz findet, welches sich baldachinartig über dem heiligen Fußtapfen wölbt. Und auch unmittelbar am Fuße dieses heiligen Felsblockes, 20 Fuß tiefer, ist der Raum so beschränkt, daß neben der schmalen hinaufführenden Treppe nur ein paar enge Priesterwohnungen neben einander stehen, winzige einstöckige Steinhütten. Dieser ganze enge Raum ist umfriedigt von einer niedrigen weißen Mauer, mit zwei Eingangspforten, einer im Norden, der anderen im Süden. Die schönste Einfassung derselben aber bilden die prachtvollen Rhododendronbäume, die sich zu unsern nahe verwandten Alpenrosen ähnlich verhalten, wie der tropische Riesenbambus zu unserem zarten

Grashalm. Jeder Zweig dieser knorrigen, 30—50 Fuß hohen Bäume trägt ein schimmerndes Ballbouquet, eine mächtige Rosette von dunkelgrünen Blättern, aus deren Mitte 20—30 prachtvoll scharlachrothe Rosen hervorleuchten.

Nachdem wir die schmale Treppe hinaufgestiegen und unter das Dach des kleinen, halboffenen, baldachin-artigen Tempelchens getreten waren, standen wir vor dem Sripada, vor dem ehrwürdigen Heiligthume, welches seit mehr als zweitausend Jahren der Gegenstand andächtigster Verehrung für so viele Millionen frommer Pilger gewesen ist. Der heilige Fußtapfen an sich erscheint nicht geeignet, diese Anbetung zu rechtfertigen. Es ist eine einfache, länglich runde Vertiefung in der obersten Fläche der Felsenkuppe, $5\frac{1}{4}$ Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit. Es gehört viel Einbildungskraft dazu, um in diesem flachen Felsenbecken auch nur annähernd den Abdruck eines menschlichen Riesenfußes zu erkennen. Unsere Paläontologen, die aus den fünfzehigen und vierzehigen Fährten-Abdrücken in bunten Sandstein und Keuper mit voller Sicherheit auf die Existenz der Reptilien, Vögel und Säugethiere schließen, die dort im Meeresschlamme vor Millionen von Jahren lustwandelten, würden sich schwerlich bereit finden, den Sripada hier als Abdruck eines Wirbelthier-Fußes gelten zu lassen. Indessen der feste Glaube vermag viel; und um der ringenden Phantasie skeptischer Pilger zu Hilfe zu kommen, haben die Buddhapriester schon seit langer Zeit dem verwaschenen Umrisse des Fußtapfens mit einer leistenförmigen Gipseinfassung nachgeholfen, die an einem Ende durch vier einspringende Kämme die Spalten zwischen den fünf Zehen angeben soll. Leider ist jedoch diese künstliche Nachhilfe so mangelhaft, daß man daraus nur auf eine recht plumpe Form des Fußes schließen kann. Um unsere kritischen Bedenken etwas zu beschwichtigen, machte einer der Priester darauf aufmerksam, daß der Abdruck ursprünglich vollkommen scharf und erst durch die Berührungen der zahllosen Pilger mit Lippen und Händen verwischt worden sei; und darin kann der fromme Mann wohl Recht haben, wenn man sich erinnert, wie die Erzfüße des Apostels Petrus in der Peterskirche zu Rom durch das gleiche Verfahren gelitten haben.

Rings um den heiligen Fußtapfen war der röthliche Gneißfels mit den duftigen Blumen bestreut, welche die Singhalesen gewöhnlich als Opfer vor ihren Buddhatempel zu bringen pflegen: die großen, weißen und gelben, aromatischen Blüthen des Tempelbaums (Plumiera) und des Jasmin, die rothen Rosen der Melastomen und des Rhododendron. Diese und andere Opferblumen, sowie Betelblätter, Areca-Nüsse und Reishaufen, lagen auch in kleinen Felsennischen außerhalb des Tempelchens, sowie auf der grünen Balustrade, welche dessen unteren Theil umgiebt. Auf der letzteren erheben sich zwölf kleine grüne Säulen, welche das vorspringende Ziegeldach des Tempelchens, mit zwei goldenen Knäufen tragen. An den vier Ecken ist dasselbe, gleich einem verankerten Luftballon, an vier starken, in dem Felsboden befestigten Eisenketten angelegt, damit es nicht von den heftigen, oft über die Pikspitze hinfegenden Windstößen fortgetragen wird.

Während der sechs Stunden, die wir auf dem Gipfel des Adams-Pik zubrachten, sahen wir mehrere Pilgerscharen daselbst ihre Andacht verrichten; abwechselnd buddhistische Singhalesen und brahmanische Tamilen. Auch ein paar arabische Mohammedaner kamen dazwischen herauf, und beteten mit derselben

Andacht den Sripada als Fußabdruck des Urvaters Adam an, mit welcher unmittelbar vorher die schwarzen Malabaren denselben als Reliquie des Siva, und die braunen Singhalesen als Andenken an Buddha verehrt hatten. Die gegenseitige friedliche Duldung, welche diese drei ganz verschiedenen Religionen hier oben gegeneinander seit mehr als tausend Jahren üben, ist in der That erhebend; sie ist in vieler Beziehung beschämend, namentlich für die verschiedenen christlichen Secten, die sich mit größter Intoleranz befehden. Man denke nur an die blutigen Kämpfe der griechischen und römischen Christen am heiligen Grabe in Jerusalem; oder an die widerwärtigen Beweise von gehässiger Unduldsamkeit, die wir selbst gegenwärtig noch jedes Jahr in unserm Vaterlande erleben müssen.

Die Andachtsübungen der Pilger selbst waren meist einfach und bescheiden: tiefe Verbeugungen und Gebete vor dem Sripada, Streuen von Blumen und Räuchern mit aromatischen Gewürzen, Anbrennen von Kerzen und Anschlagen kleiner Glocken, endlich Geschenke an die Priester, bestehend in Reis, Betel, verschiedenen anderen Nahrungsmitteln, Silber- und Kupfermünzen. Wunderlicher Weise gilt auch das Opfer von alten abgetragenen Kleidungslappen als verdienstlich; solche hingen in großer Zahl an dem Treppengeländer. Aus dem Munde der Betenden ertönte oft wiederholt der Ruf Sadu, Sadu! (Heilig, Heilig! Amen, Amen!). Die Mehrzahl der ankommenden Wallfahrer verweilte nur sehr kurze Zeit auf dem Gipfel und stieg alsbald wieder hinab, nachdem die Andacht beendigt war.

Weit interessanter und erhebender, als diese Andachtsübungen der Pilger und die Ceremonien der Priester, war für uns das großartige Panorama, welches die unbeschränkte Aussicht von diesem isolirten Berggipfel darbietet. Mit einem Blick überschauen wir hier den größten Theil der immergrünen Insel, die in so vieler Beziehung zu den schönsten und merkwürdigsten der Welt gehört. Allerdings ist das Großartigste an unserem Panorama gerade diese Vorstellung, und die Erinnerung an die tausend herrlichen und interessanten Bilder, mit denen unsere Streifzüge durch dies irdische Paradies uns bereichert haben. Indem wir hier den Schauplatz derselben von einem Punkte aus rings überschauen, durchfliegen wir gewissermaßen das Inhaltsverzeichniß des Skizzenbuches, das wir hier mit Feder und Pinsel gesammelt haben.

Hingegen ist der malerische Werth dieses merkwürdigen Panorama nicht so groß, als er von manchen Reisenden geschildert wird. Denn so weit das Auge auch nach allen vier Himmelsgegenden reicht, sieht es nichts als ewig grünes Waldgebirge, Ketten über Ketten gethürmt, Thäler an Thäler gereiht. So üppig ist der wunderbare Pflanzenwuchs von Ceylon, daß derselbe alles Andere überwuchert und verdeckt. Höchstens kann man an der helleren oder dunkleren Farbe des immergrünen Inselmantels unterscheiden, ob mehr fruchtreiches Culturland oder mehr dichter Urwald denselben zusammensetzt. Selbst in den fruchtreichen Culturthälern des Saffragam, vom südlichen Fuße des Adams-Pik, unmittelbar zu unseren Füßen, sind die zahlreichen Dörfer und Pflanzungen von den hochragenden Kronen der Palmen, der Mango, Brotfruchtbäume u. s. w. vollständig verdeckt; und ebenso können wir auch in den zahlreichen Plantagen der nördlich vor uns liegenden Kaffeedistricte die Bungalows und Hütten nicht unterscheiden.

Die einzigen Gegenstände, welche die immergrüne Inseldecke unterbrechen, sind die glitzernden Silberfäden ihrer zahlreichen Bäche und Ströme; und die größeren Wasserflächen, die in weiter Entfernung den Sonnenglanz spiegelnd zurückwerfen, die Salzseen von Hambangtotte im Südosten, der indische Ocean im Westen.

Indessen ist es vielleicht gerade diese grüne Einförmigkeit, die sanfte Wellenform der gerundeten Gebirgsrücken, der Mangel phantastischer Felsformen, überhaupt die Abwesenheit aller schroffen Gegensätze, welche dem ausgedehnten Panorama vom Samanala seine eigenthümlich einfache Größe und Erhabenheit verleihen. Nicht wenig trägt dazu die wundervolle reine und frische Bergluft bei, die majestätische, tiefblaue Kuppel des indischen Himmels, und die lautlose Stille der Umgebung — der Ausdruck des paradiesischen Friedens und des harmlosen Naturlebens, das die wundervolle Insel überhaupt charakterisirt. Man lernt hier begreifen, wie diese isolirte Bergspitze der einigende Mittelpunkt andächtigen Gottesdienstes für mehrere ganz verschiedene Religionsformen werden konnte.

Der treffliche Monograph von Ceylon, Sir Emerson Tennent, überwältigt von diesem Eindruck der Samanala-Aussicht, meint, daß es vielleicht das großartigste Gebirgspanorama in der Welt sei, da kein anderer Berg von gleicher oder größerer Höhe eine ebenso freie und unbegrenzte Rundsicht über Land und Meer gestatte. Das ist indessen ein Irrthum. Der schneebedeckte Pik von Teneriffa, der fast die doppelte Meereshöhe erreicht, und den ich am 26. Novbr. 1866, ebenfalls vom schönsten Wetter begünstigt, bestieg, ist nicht allein in Bezug auf die chorologische Reihenfolge seiner mannigfaltigen Pflanzengürtel weit interessanter, sondern gewährt auch ein weit umfassenderes und großartigeres Panorama. Ich überblickte von seinem Gipfel nicht allein die ganze Gruppe der canarischen Inseln, sondern das Auge schweifte von da ungehemmt über den atlantischen Ocean bis zum afrikanischen Festlande von Marocco hinüber.

Ich hatte die Absicht gehabt, auf dem Gipfel des Pik zu übernachten, um die Phänomene beim Untergang und Aufgang der Sonne, insbesondere den Wechsel seines kegelförmigen Schattens zu beobachten. Allein ich war durch den mehrmonatlichen Aufenthalt in dem feuchtheißen Treibhausklima des Küstenlandes so verwöhnt, daß mich schon um Mittag bei 15° R. empfindlich fror, trotzdem ich mich fest in Plaid und Wolldecke gewickelt hatte. Da nun das Thermometer während der Nacht hier um diese Jahreszeit auf 3—4° sinkt, und da der kühle Nordost-Monsun durch die Fugen der Wände der elenden und schmutzigen Priesterwohnungen frei hindurchstrich, verlor ich die Lust, auf dem harten Felsenboden der letzteren zu übernachten. Zum Glück machte am Nachmittage auch das Wetter allen Zweifeln ein Ende. Die strahlende Reinheit des sonnigen Morgenhimmels war schon gegen Mittag durch Ansammlung zahlreicher kleiner Haufwolken getrübt worden, die aus den dampfenden Thälern aufstiegen. Gegen 2 Uhr ballten sich dieselben zu dichten Nebelmassen, welche schleierartig die Bergketten eine nach der andern verhüllten. Nur dann und wann tauchte noch ein grünes Berghaupt aus dem wogenden Nebelmeer für kurze Zeit auf. Die Aussichten auf einen klaren Abend schwanden bald ganz, und die zunehmende Kühle bestimmte uns, schon gegen 4 Uhr aufzubrechen und unsern steilen Rückweg nach St. Andrews anzutreten.

Vor dem Aufbruche jedoch verrichteten auch wir auf dem Gipfel des heiligen Berges noch ein andächtiges Opfer der Weihe. Es war der 12. Februar, der Tag, an welchem Charles Darwin vor 73 Jahren das Licht der Welt erblickte; es war der letzte Geburtstag des großen Reformators der Naturwissenschaft; denn 2 Monate später wurde er uns durch den Tod entrissen. Vor dem heiligen Sripada stehend, hielt ich eine kurze Ansprache an meine Wandergefährten, in der ich auf die Bedeutung des Tages hinwies; eine Flasche Rheinwein, die letzte, die wir mit hinaufgenommen, wurde auf Darwin's Wohl geleert. Der Brief, in dem ich dies meinem hochverehrten Freunde meldete, unter dem Baldachin des Sripada geschrieben, war der letzte, den er von mir empfing. So endete auch meine Pilgerfahrt auf dem Adams-Pik mit einer heiligen Erinnerung. Der Rückweg im Nebel, besonders das Hinabklettern an den jähen Felswänden, war noch beschwerlicher als das Hinaufsteigen; ich fühlte es nachher noch mehrere Tage in den Knieen. Sehr ermüdet langte ich nach Sonnen-Untergang wieder in St. Andrews an, aber höchst befriedigt von den reichen Eindrücken der Pilgerfahrt, einer der dankbarsten unter allen meinen Wanderungen auf Ceylon.

Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität.

Rede zur Feier des Gedenktages Friedrich Wilhelm's III.
in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten von dem zeitigen Rector

E. du Bois-Reymond.

Am dritten August, dem Geburtstage König Friedrich Wilhelm's III., feiert die Berliner Universität alljährlich das Andenken ihres erhabenen Stifters und ihrer Stiftung inmitten Preußens scheinbar tiefster Erniedrigung; denn bezeichnenderweise wurden für Preußen seine Niederlage wie seine Siege, 1806 wie 1815 und 1870, Anlaß zur Gründung neuer Universitäten.

In diesem Jahre drängt sich an diesem Tage noch eine andere Erinnerung zu: an den Staatsmann, welcher damals den König berieth und dessen Standbild seit Kurzem unseren Vorgarten ziert. Es erscheint fast unmöglich, heute hier von etwas Anderem zu reden, als von dem Ereigniß, mit welchem in unseren Annalen das Jahr 1883 verknüpft bleiben wird, von der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler. Zwar möchte es dabei kaum zu vermeiden sein, schon Bekanntes nochmals zur Sprache zu bringen und schon Gesagtes zu wiederholen. Doch kann es nicht schaden, wenn die Geschichte jener Denkmäler in mehr zugänglicher Form aufbewahrt wird, als in den Acten unserer Registratur, und wenn einige der Gedanken, zu denen ihre Enthüllung anregte, etwas dauerhafter eingekleidet werden, als in das Gewand schnell verwehter Zeitungsartikel.

I.

Als 1869, nur zehn Jahre nach Alexander's von Humboldt Tode, ein Jahrhundert seit seiner Geburt verflossen war, faßte Hr. Virchow den Plan, das Andenken des außerordentlichen Mannes durch ein in Berlin, seiner Heimath und der Stätte seiner Wirksamkeit während der letzten dreißig Jahre seines Lebens, zu errichtendes öffentliches Denkmal zu ehren. Eine Bittschrift, welche er in Verbindung mit mehreren Gelehrten deshalb an das damals hier tagende Zollparlament richtete, blieb erfolglos.[1] Um so günstiger wirkte ein Aufruf an das

deutsche Volk,[2] den bald darauf ein durch Hrn. Virchow vereinigtes Comité von Notablen erließ. Während hier in Berlin Ihre Majestät die Königin Augusta, Ihre Königlichen Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin mit reichen Gaben voraufgingen, liefen von den entlegensten Punkten der Erde Spenden dort wohnender Deutschen ein, und auch Nichtdeutsche, besonders Franzosen, Engländer, Holländer, betheiligten sich in solchem Maße, daß aus einer nationalen Sammlung ganz von selbst eine internationale ward. Nach kaum einem Jahre waren ausreichende Mittel beisammen, allein der französische Krieg brachte unser Unternehmen in's Stocken. Als wieder davon die Rede sein konnte, war natürlich die nächste Sorge, einen geeigneten Platz für das Denkmal zu finden. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, wie die Geschichte der in Berlin durch Privatmittel errichteten Standbilder sie aufzuweisen pflegt, wandte sich der geschäftsführende Ausschuß des Comités an Rector und Senat der Universität mit der Bitte, dem Denkmal Alexander's von Humboldt auf ihrem Grund und Boden einen Platz zu gönnen, wobei der Ausschuß ursprünglich nur an die Gartenanlagen hinter dem Universitätsgebäude, etwa das sogenannte Kastanienwäldchen, dachte. Der Ausschuß verkannte nicht, daß Alexander von Humboldt mit der Universität in keiner unmittelbaren Verbindung stand, und daß mindestens zwei Facultäten kaum Grund hatten, sich besonders für ihn zu interessiren. Abgesehen von Humboldt's allgemeiner Bedeutung konnte er seine Bitte nur damit begründen, daß einst in den Räumen der Universität Humboldt seine Kosmos-Vorlesungen hielt, und daß er bei jeder Gelegenheit seinen Einfluß für sie verwendete. Trotzdem fanden sich der damalige Rector, unser verstorbener College Bruns, und der Senat gern bereit, dem Wunsche des Ausschusses zu willfahren, doch erhob sich ein anderes Bedenken. Die Errichtung eines Standbildes Alexander's von Humboldt, der eigentlich der Universität nicht näher verbunden war, auf ihrem Grund und Boden zu gestatten, ohne daß zugleich Wilhelm von Humboldt, ihrem geistigen Stifter, dieselbe Ehre zu Theil würde, hielten Rector und Senat für unstatthaft.

So schön nun auch der Plan erschien, den der verstorbene Geheime Ober-Hofbaurath, Professor Strack, dem Ausschuß vorlegte, die Standbilder der beiden Brüder, wie wir sie jetzt sehen, in Buchten des Universitätsgitters symmetrisch aufzustellen, so hatte doch das Comité weder Mittel noch Befugniß, auch Wilhelm von Humboldt ein Denkmal zu errichten, und ebenso wenig den Beruf, für diesen Zweck eine neue Sammlung zu veranstalten, von der man sich ohnehin keinen Erfolg versprach. Abermalige Stockung des Unternehmens, bis zum Frühjahr 1874, war die Folge dieser Sachlage.

Da beschloß der Ausschuß, an Seiner Majestät des Kaisers und Königs erhabenen Sinn in einem Immediat-Gesuche sich zu wenden. Im Hinblick auf die anerkannt hohen Verdienste Wilhelm's von Humboldt um Preußen und Deutschland, und auf seine Stellung im Rathe König Friedrich Wilhelm's III., richtete der Ausschuß, unter dem 25. April 1874, die ehrfurchtsvolle Bitte an den Monarchen, Seine Majestät wolle geruhen, die Herstellung des Standbildes Wilhelm's von Humboldt als Parallelstatue zu dem vom Comité zu errichtenden Nationaldenkmal Alexander's aus Staatsmitteln zu befehlen, und zu ge-

ſtatten, daß die Standbilder in der von Profeſſor Strack angegebenen Art dem Kaiſerlichen Palaſte gegenüber aufgeſtellt würden.

Unſer Geſuch wurde in huldreichſter Weiſe aufgenommen. Mit deſſen Gewährung erfolgte zugleich die Weiſung, daß die Standbilder mit den benachbarten Statuen Bülow's und Scharnhorſt's in Harmonie zu halten ſeien ohne ſie zu überragen, und daß vom Opernplatze geſehen Wilhelm links, Alexander rechts zu ſtehen kommen ſolle. Uebrigens behielt ſich Seine Majeſtät die Genehmigung der Entwürfe vor.

Da die Mittel für das Denkmal Wilhelm's von Humboldt auf verfaſſungsmäßigem Wege flüſſig gemacht werden mußten, verſtrich wieder einige Zeit, bis die erſten Schritte zur Ausführung des Projectes geſchehen konnten. Das Miniſterium der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ernannte mittlerweile, um mit dem Ausſchuß in Berathung zu treten, einen Regierungs-Commiſſarius in der Perſon des Geheimen Ober-Regierungsrathes Herrn Dr. Schöne, an deſſen Stelle ſpäter der Director der National-Gallerie, Geheime Regierungsrath Hr. Dr. Jordan trat. Man beſchloß, eine beſchränkte Bewerbung mit Honorirung der Entwürfe aus den Mitteln des Comités zu eröffnen. Fünf Künſtler ſollten zu der Bewerbung aufgefordert werden, für welche ein den Befehlen Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs entſprechendes Programm aufgeſtellt wurde. Die Entwürfe ſollten beide Standbilder umfaſſen. Der Ausſchuß hielt ſich für berechtigt, auch Entwürfe zum Standbilde Wilhelm's von Humboldt aus ſeinen Mitteln zu honoriren, ſofern er ſich dadurch für das Denkmal Alexander's den würdigſten Platz ſicherte.

Im Auftrage des vorgeordneten Herrn Miniſters bezeichnete nun der Senat der Königlichen Akademie der Künſte eine Anzahl hervorragender Bildhauer deutſcher Zunge als ſolche, welche zur Theilnahme an der beſchränkten Bewerbung einzuladen ſeien. Die fünf Bildhauer, welche ſchließlich ſich bereit erklärten, in die Bewerbung einzutreten, waren indeß ſämmtlich Berliner Künſtler. Uebrigens wurde jedem anderen Künſtler freigeſtellt und durch weiteſte Verbreitung des Programms und der Situationspläne ermöglicht, ſich, ohne Ausſicht auf Honorar, an der Bewerbung zu betheiligen.[3]

Die Beurtheilung der Entwürfe, welche bis zum 31. December 1876 eingeſandt ſein mußten, fiel einer Jury aus ſieben Mitgliedern zu, von denen der Senat der Königlichen Akademie der Künſte und der Ausſchuß je drei ſtellten, der Hr. Regierungs-Commiſſarius das ſiebente war. Den Vorſitz in der Jury führte der Präſident der Kunſt-Akademie ſelber, der ſeitdem gleichfalls verſtorbene Geheime Regierungsrath Hitzig.

Die Jury beſtimmte keinen der fünf von den zur Bewerbung eingeladenen Künſtlern eingereichten Entwürfe zur Ausführung. Darunter befand ſich auch einer von Hrn. Profeſſor Reinhold Begas, der an ſich bewundert wurde, aber nicht berückſichtigt werden konnte, weil er den Bedingungen des Programms in keiner Weiſe entſprach. An Stelle von Denkmälern in der gewöhnlichen Form hatte Hr. Begas von Genien bekränzte, hermenähnliche Coloſſalbüſten geſetzt. Dagegen hatte einer der ſich freiwillig bewerbenden Künſtler, der in Rom lebende Bildhauer Hr. Martin Paul Otto aus Berlin, einen Entwurf zur Statue Wil-

helm's von Humboldt eingesandt, welcher sogleich die Meinung der Jury für sich gewann und zur Ausführung bestimmt wurde. Es ist der, welcher in monumentalen Dimensionen, was nicht immer der Fall ist, noch reizvoller als in der Skizze, nun vor unserem Hause eine der edelsten künstlerischen Zierden der deutschen Hauptstadt bildet. Seit Michelangelo's Pensiero wurde der Ausdruck tiefsten Sinnens schwerlich so erreicht, wie in Otto's Wilhelm von Humboldt. Aber der Medicäer ist ein über einer Staatsaction brütender Herrscher, der jeden Augenblick zur entschlossenen That aufspringen kann; Otto's Wilhelm von Humboldt ist ein in die Anschauung eines unendlichen Problems schwermüthig versunkener Denker.

Durch die Annahme des Otto'schen Entwurfes war zugleich die bis dahin offene Frage entschieden, ob die Statuen stehen oder sitzen sollten. Alexander von Humboldt betreffend empfahl die Jury dem Ausschuß, Hrn. Begas mit der Anfertigung einer Parallelstatue zu Otto's Wilhelm zu beauftragen. Dies war früh im Jahre 1877. Ein großer Theil des folgenden Jahres ging wegen der Abwesenheit Seiner Majestät des Kaisers und Königs für den Fortgang der Angelegenheit verloren. Erst am 15. December 1878 hatte der Redner, als Vorsitzender des Ausschusses, die Ehre, dem Kaiser in seinem Palaste beide Entwürfe zur Genehmigung vorzustellen. Im Sommer 1880 wurden die größeren Hilfsmodelle besichtigt und abgenommen,[4] und von hier ab handelte es sich nur noch um künstlerische und technische Durchführung des Gegebenen.

Die Herstellung der Humboldt-Denkmäler hat im Ganzen fast vierzehn Jahre gedauert, eine Zeit, während welcher von den Unterzeichnern des „Aufrufes" viele der besten Namen, darunter Humboldt's Reisegefährten nach Centralasien, Ehrenberg und Gustav Rose, und sein langjähriger Freund, der ursprüngliche Schatzmeister des Ausschusses, Alexander Mendelssohn, aus unserer Mitte schwanden. Tagesschreiber, welche von der Wirklichkeit nichts wissen, haben über die Langsamkeit dieses Fortganges ihr Erstaunen geäußert, und sie von der Lauheit der Staatsregierung bezüglich Wilhelm's von Humboldt hergeleitet. Wie aus dem Gesagten erhellt, kann nichts unrichtiger sein. Erwägt man, daß in jenen Zeitraum der französische Krieg fiel, daß Wilhelm's Statue überhaupt erst vor neun Jahren geplant wurde, daß das vereinte Wirken von Staat und Ausschuß nicht ohne zeitraubende Verhandlungen möglich war, und vergleicht man die schließlich aufgewendete Zeit mit der, welche unter viel einfacheren Bedingungen die Vollendung der Standbilder Schiller's, Goethe's und Graefe's beanspruchte: so erscheint jenes Erstaunen als durchaus ungerechtfertigt.

Die Enthüllung der Denkmäler gestaltete die Staatsregierung, unter Entfaltung eines edlen Gepränges, zu einer ausdrucksvollen Kundgebung ihres idealen Sinnes für die freie Wissenschaft. „Zu pietätvoller Obhut" übergab des Hrn. Ministers von Goßler Excellenz das Denkmal Wilhelm's von Humboldt der Universität als Eigenthum, und ebenso Hr. Virchow, im Namen des Comités, dasjenige Alexander's von Humboldt. Zu einem besonderen Ehrentage der Universität aber ward der 28. Mai 1883 dadurch, daß Seine Majestät der Kaiser und König, gefolgt von Ihren Hoheiten dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, aus Seinem Palast herniederstieg und durch Sein Erscheinen in unserer

und unserer Studirenden Mitte dem wahrhaft einzigen Verhältniß Ausdruck gab, welches die Berliner Universität mit dem Herrscherhause verknüpft.

II.

Auch wenn Wilhelm von Humboldt nur als freisinniger Staatsmann aus der Zeit der Neugeburt Preußens die Universität hätte gründen helfen, wäre das Verlangen berechtigt gewesen, daß auf ihrem Grund und Boden Alexander's Standbild nicht ohne das seine sich erhöbe. Wilhelm aber war der Staatsmann von perikleïscher Hoheit des Sinnes, wie Boeckh ihn nannte, weil er noch etwas Anderes war, als Diplomat und Minister, weil er auch als Vertreter der Geistes-wissenschaften ein Denkmal wohl verdient, wenn auch sein Ruhm als Aesthetiker, als Sprach- und Alterthumsforscher nicht an seines Bruders unermeßlichen Ruhm als Naturforscher reicht. In gewissen Kreisen ist es Sitte, Wilhelm über Alexander zu stellen. Sogar auf einem und demselben Gebiete sind vergleichende Schätzungen geistiger Größe äußerst mißlich, vollends wenn es um verschiedenartige Gaben und Leistungen sich handelt, für die es kein gemeinsames Maß gibt, und von denen die einen immer nur von Solchen beurtheilt werden können, welche von den anderen nichts verstehen. Wilhelm's Nachruhm kam es zu Gute, daß er, auf der Höhe hinweggerafft, schon heroïsirt wurde zu einer Zeit, wo Alexander noch als erhabene Ruine unter den Lebenden weilte und durch manche greisenhafte Schwäche seinem Ansehen in der Nähe schadete.

Doch wir wollen den unfruchtbaren Streit, wer von den Brüdern eigentlich der größere war, nicht aufnehmen, sondern uns des günstigen Geschickes freuen, welches sie hier vereint. Nur Eines dürfte sicher für Alexander zu beanspruchen sein: daß um zu werden, was er der Welt war, er kühner voranzugehen und einen längeren und schwierigeren Weg zurückzulegen hatte, als, um zu seinem Ziele zu gelangen, sein Bruder Wilhelm. Von der Schrift über Hermann und Dorothea und der Uebersetzung des Agamemnon bis zur Untersuchung „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" und über die Kawi-Sprache mag der Weg nicht kurz erscheinen. Er verschwindet gegen die geistige Bahn, welche von verwandten Ausgangspunkten in Heyne's philologischem Seminar Alexander zu durchlaufen hatte, um mit Sextant, Barometer und Botanisirtrommel in die Orinoco-Wildniß zu dringen, den im Erzgebirge geschulten Hammer in den Krater der Andes-Vulcane zu tragen, und an der Lagune bei Calabozo, an der erst siebenundsiebzig Jahre später wieder ein Naturforscher stand,[5] Zeuge zu sein „des wunderbaren Kampfes der Pferde und Fische".

In der That, um Alexander's von Humboldt Lebenswerk gehörig zu würdigen, muß man sich die geistige Atmosphäre vergegenwärtigen, aus welcher er hervorging. Bei Laien findet man nicht selten die Meinung, es habe vor Humboldt eigentlich keine deutsche Naturforschung gegeben. Sie sind gewohnt, ihm wie einem Hercules alle Thaten zuzuschreiben. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies ein vollkommener Irrthum ist. Aber auch Naturforscher von Fach erinnern sich oft zu wenig unserer älteren Geschichte. Ich rede nicht von den gleichsam vorweltlichen Gestalten eines Kopernicus, Kepler, Otto von Guericke; nicht von Leibniz, welcher der Idee nach von der Natur im Grunde soviel wußte

wie wir. Sondern das achtzehnte Jahrhundert weist in fast allen Feldern der Naturforschung höchst achtbare, zum Theil sogar glänzende deutsche Namen auf.

Die Bernoulli bauen die analytische Mechanik aus, Euler erkennt die Möglichkeit achromatischer Gläser, Tobias Mayer verbessert die Mondtheorie, Lambert legt den Grund zur Photometrie, Kant ersinnt die Nebular-Hypothese, und fast als wäre jetzt erst das Fernrohr erfunden, erweitert Wilhelm Herschel, den wir den Unsrigen beizählen, die Kenntniß des gestirnten Himmels. Hätten die holländischen Physiker ihm Zeit gelassen, der Domherr von Camin würde sich gewiß ein volleres Anrecht darauf erworben haben, daß die nun sogenannte Leydener Flasche seinen Namen trüge. Volta's Elektrophor ist eigentlich Wilcke's Erfindung.[6] Segner's Wasserrad, Leidenfrost's und Sulzer's[7] Versuche wurden zum Keim wichtiger Einsichten und Anwendungen. Stahl's Phlogiston, wenn auch ein falscher Begriff, Haller's Elementa machten beziehlich Chemie und Physiologie auf lange hinaus zu „deutschen Wissenschaften". Marggraf's Verdienste besonders um die technische Chemie hat erst jüngst Hr. Hofmann uns schätzen gelehrt.[8] Vater[9] und Lieberkühn werden in der feineren Anatomie noch heute genannt; auch der erste Theil von Sömmering's classischer Thätigkeit gehört noch hierher. Caspar Friedrich Wolf reformirt die Entwickelungsgeschichte und skizzirt die Pflanzenmetamorphose. Schon 1785 liest Blumenbach, der Begründer der physischen Anthropologie, ein Colleg über vergleichende Anatomie. In der Naturgeschichte setzt Rösel liebevoll Swammerdam's und Réaumur's Bemühungen fort. Ledermüller beschreibt die von ihm sogenannten Infusionsthierchen. Durch Befruchtung der Palme in unserem botanischen Garten mit Leipziger Blüthenstaub führt Gleditsch den Experimentalbeweis für die Geschlechtlichkeit der Phanerogamen.[10] Selbst in der Systematik, wo der Wettkampf mit den seefahrenden Völkern den Deutschen so erschwert war, erwarben sich Einzelne, wie der Schöpfer unserer Fischsammlung, Bloch, einen unvergessenen Namen. Auch als wissenschaftliche Reisende hatten sich Deutsche schon bewährt: die beiden Forster als Cook's Begleiter um die Welt, und im Anschluß an die Russische Expedition zur Beobachtung des zweiten Venusdurchganges unser Pallas, der Erforscher der sibirischen Fauna. Endlich in der Geognosie hatte Werner den Deutschen, als dem vor allen bergmännischen Volke, bei welchem einst Agricola die Mineralogie schuf, wie billig die unbestrittene Führung verschafft.

Diese Aufzählung, welche sich noch weit ausdehnen ließe, zeigt, auf wie gutem Wege die deutsche Naturforschung im vorigen Jahrhundert sich befand. Ja es ist fraglich, ob während desselben Zeitraumes ein anderes Volk einer größeren Fülle gewichtiger Leistungen sich rühmen kann. Aber gegen das Ende des Jahrhunderts ändert sich, leider zu unserem Nachtheil, und nicht ohne unsere Schuld, das Bild.

Nach der frühen Blüthe im Mittelalter, nach der That der Reformation durch den dreißigjährigen Krieg in seiner Entwickelung gestört, war der deutsche Geist in literarischer Production zurückgeblieben. Bestenfalls hatte er mit unbedeutendem Gehalt in geschmackloser Form getändelt. Da plötzlich, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, erhebt er sich zu so gewaltigem Fluge, daß er nicht nur den eingebüßten Rang wieder einnimmt, sondern in mancher Gattung

dichterischen Schaffens an die Spitze der modernen Menschheit sich stellt. Eine Constellation von Talenten geht auf, wie nicht des Augustus oder Ludwig's XIV. Zeitalter, wie nur auf anderem Gebiete das Cinquecento sie sah. Wer beschreibt den Rausch der Nation, als unsterbliche Lieder verkündeten, daß der Königssohn erschienen sei, dessen Kuß das Dornröschen der deutschen Poesie aus halbtausendjährigem Schlummer weckte? Zugleich dringen von England herüber das neue Naturgefühl und die Empfindsamkeit, von Frankreich Aufklärung und schwärmerische Menschenliebe. Nun bemächtigt sich der deutschen Gesellschaft ein vorwiegend schöngeistiges Interesse. Während aber der für zartere Regungen empfängliche Theil der Gebildeten ein ästhetisches Traumleben führt, werden strengere Geister durch die Betrachtung der Antike gefesselt, oder sie versenken sich in die Tiefen der gleichzeitig gereiften kritischen Philosophie. So war weithin der Sinn der Nation der Wirklichkeit entfremdet, und nur noch dem schönen Schein und ideellen Wahrheiten zugewandt.

Hätte dies nur die Folge gehabt, Einzelne von Versuch und Beobachtung abzulenken, so wäre der Verlust zu ertragen gewesen. Allein bei der Gründlichkeit, womit der Deutsche Alles treibt, ging der Schaden tiefer. Die Grenzen der ästhetischen und der wissenschaftlichen Forderungen verwischten sich im allgemeinen Bewußtsein. Künstlerische Anschauung trat an Stelle von Induction und Deduction. Die eben erst durch Kant geschaffene Kritik des Erkenntnißvermögens wurde bald als beschränkte Schulweisheit beiseite geschoben. Eine anmaßende Speculation glaubte synthetischen Urtheilen a priori so sehr gewachsen zu sein, daß sie aus einigen verwirrten Formeln die Welt zu construiren unternahm, und mit grenzenlosem Hochmuth auf das unscheinbare Tagewerk des „Empirikers" herabsah. Mit einem Wort, es kam der Tag jener falschen Naturphilosophie, welche der deutschen Wissenschaft ein Vierteljahrhundert lang zur Schmach gereichte, deren letzte Ausläufer noch unserer Generation gefährlich wurden, und deren Verlockungen oft gerade die besten Köpfe, welche Phantasie und Trieb ins Allgemeine über das Handwerksmäßige erhob, am wenigsten widerstanden.

Was die Erinnerung an diese Verirrung des deutschen Geistes um so beschämender macht, ist, daß sie zusammenfiel mit einer der glänzendsten Phasen der Wissenschaft außerhalb Deutschlands, besonders in Frankreich. Während unter der ersten Republik und dem ersten Kaiserreich die Musen vorzogen zu schweigen, war in Paris ein Kreis von Gelehrten vereinigt, von denen nicht bloß jeder Einzelne eine leuchtende Spur hinterlassen hat, sondern in deren Gesammtheit auch das Bewußtsein der wahren Methode lebte, an welcher die Académie des Sciences jederzeit mit unerbittlicher Strenge festhielt. Coulomb und Lavoisier, Laplace und Cuvier, Biot und Arago waren theils die Vorläufer, theils die Koryphäen dieser großen Epoche, von der sich die Hegemonie herschreibt, welche während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Paris in den Naturwissenschaften behauptete.

In die Zeit, wo in Deutschland jene verhängnißvolle Wandlung geschah, wo ästhetische Weltanschauung und übermüthige Speculation sich gegenseitig bekränzten, und die verständige Empirie als Aschenbrödel in die Ecke drückten, in diese Zeit fiel Alexander's von Humboldt Jugend, und ein wunderbarer Jüng-

ling muß er gewesen sein. Uebersprudelnd von Gedanken, und doch von Thatendurst entbrannt; „gleich einem Dichter beredt und begeistert, und doch dem Naturerkennen mit allen Sinnen hingegeben; sein Wissen schon damals ein Spiegelbild des Kosmos, und doch unermüdlich im eigenen Anschauen und Erfahren“;[11] geborener Meister deutscher Rede, und doch alsbald zu Hause in jedem Idiom: so erschien er im geistigen Mittelpunkt des damaligen Deutschland, in Jena, jünger als Goethe um zwanzig, als Schiller um zehn Jahre, und doch von Beiden als ebenbürtiger Genoß begrüßt.

Er erschien, als Willdenow's, Georg Forster's und Leopold's von Buch Freund, als Schüler Blumenbach's, Lichtenberg's und Werner's, schon durch kleinere Schriften bekannt, in denen seine emsige Vielseitigkeit sich früh offenbarte, nach damaligen Begriffen schon ein vielgereister Mann, und obwohl unabhängigen Vermögens ein Staatsdiener auf dem Wege zu den höchsten Ehren. Wofür interessirte er sich nicht und was faßte er nicht an? Antike Weberei, unterirdische Flechten, Basalte, schlagende Wetter, Theorie der Logarithmen hatten ihn schon beschäftigt; aber wo es galt, wußte er auch sehr wohl in Einem Punkte seine Kraft zu sammeln. Galvani's Entdeckung regte seit Kurzem Naturforscher und Aerzte zu leidenschaftlicher Theilnahme auf. „Im Herbste 1792 in Wien damit bekannt geworden, hatte Humboldt, als Bergmann, als Physiker, als Botaniker Deutschland nach allen Richtungen durchschneidend, ‘auf öden und entlegenen Gebirgen umherziehend, die ihn oft von allem literarischen Verkehr abschnitten’, schon den Entwurf seiner Tropenreise in sich bewegend, doch Zeit gefunden, Tausende der feinsten Reizversuche anzustellen. Sogar zu Pferde verließ ihn, neben Hammer, Lupe und Compaß, ‘der Galvani'sche Apparat, ein Paar Metallstäbe, Pincetten, Glastafeln und anatomische Messer’, nie, und der Fluch, den der Anatom von Bologna mit erneuter Kraft auf das unglückliche Volk der Batrachier herabbeschwor, ereilte es durch Humboldt's Hand auch an Orten, an denen es sich für immer gesichert halten konnte“. Jetzt hatte er mit Alessandro Volta, in dessen Villa am Comer See, über das Experimentum crucis der thierischen Elektricität, Galvani's Zuckung ohne Metalle, verhandelt, und er schickte sich an, die Ergebnisse seiner Versuche in dem Buch „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ zusammenzufassen. Was ihm nahe kam, mußte Froschschenkel-Versuche mit anstellen, und nicht nur seinen Bruder, auch „Herrn Geheimenrath von Goethe“ führt er gelegentlich als Zeugen an.[12]

Es ist belehrend, den Eindruck zu beobachten, den solche Erscheinung im Jenenser Kreise macht. Wie man auch über Goethe's eigene Leistungen in der Naturforschung denke,[13] er stand mitten darin, und er hatte für seine Person den gewaltigen Schritt gethan, der das bloße Naturbetrachten vom eigenen Handanlegen zu Versuch und Beobachtung trennt. Humboldt's Thun und Treiben war ihm daher nicht unsympathisch, eher nöthigte es ihm Bewunderung ab, und Humboldt seinerseits war wohl klug genug, um den Gegenstand zu vermeiden, über den sie sich schwerlich verständigt hätten, die Farbenlehre. Was Schiller betrifft, so scheint das ihm in der Jugend aufgezwungene medicinische Studium keine tiefere Spur hinterlassen zu haben. Zwar kann man die Thätigkeit des Physikers nicht schöner schildern als in den bekannten Versen:

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Um so mehr erstaunt man, wenn man in Schiller's Briefwechsel mit Goethe liest, wie er dessen Farbenlehre nach den zwölf Kant'schen Kategorien zu schematisiren gedenkt.[14] Man ersieht daraus, daß jene Verse aus einer glücklichen Eingebung des Dichters flossen, daß er sich aber dabei etwas ganz Anderes dachte, als wir hinein legen, und daß er auf seinem rein ideellen Standpunkte keinen Begriff von Naturforschung in unserem Sinne hatte. Man wundert sich dann weniger über den tiefen Widerwillen, den ihm, wie wir aus dem Briefwechsel mit Körner erfahren, Humboldt's Naturauffassung, sein „nackter, schneidender Verstand" einflößte.[15] Wie wäre seinerseits er erstaunt, hätte er vernommen, daß einst das deutsche Volk dem jungen Manne, dem er eine so unbedeutende Zukunft weissagte, ein Standbild dem seinigen nah errichten würde! Seine Mißachtungen der Bestrebungen Humboldt's hinderte aber Schiller nicht, ihn sich als Mitarbeiter an den „Horen" zu sichern: welcher Anregung wir den sinnreichen und schöngeformten Apolog vom „Rhodischen Genius", eine dichterische Verherrlichung der Lehre von der Lebenskraft, verdanken.

Einer so entschiedenen Begabung und zielbewußten Persönlichkeit wie der Alexander's von Humboldt konnte der Tadel auch eines Schiller nichts anhaben, und es ist keine Andeutung vorhanden, daß er sich dadurch hätte irren lassen. Doch auch ein Humboldt konnte, obwohl unentwegt, nicht ganz unbeeinflußt aus jenem ästhetischen Zauberkreise wieder hervorgehen. Sein Geist trug ein Gepräge davon, welches sich trotz den mächtigen, bald nachher ihn treffenden Eindrücken bis in sein höchstes Alter nicht verwischte. Zwei große Züge Humboldt's lassen sich hierauf zurückführen.

Unter den verschiedenen Individuen, die gleichsam in ihm zu einem verwickelten Gesammtwesen verbunden waren, und auf welche man bei Zergliederung dieses Wesens stößt, befindet sich vor allem ein Künstler. Der „Rhodische Genius", die „Ansichten der Natur", die Rede zur Eröffnung der Naturforscherversammlung sind Kunstwerke. Dasjenige Werk Humboldt's, welches, wie Goethe's Faust, vom Jüngling geplant erst vom hochbetagten Greise mit staunenswerther Energie vollendet wurde, der „Kosmos", beansprucht geradezu ein künstlerisches Erzeugniß zu sein. Wir wollen die Frage nach der Zweckmäßigkeit solcher Vermengung des dichterischen Elementes mit dem wissenschaftlichen, worin man eine Rückkehr zum Lehrvortrage des Platon oder Lucrez erblicken könnte, für jetzt unbeantwortet lassen. Abgesehen von einer eingeborenen Anlage wurde Humboldt dazu getrieben durch die ihm zur zweiten Natur gewordene ästhetische Denkweise des damaligen Deutschlands überhaupt, und durch seinen Umgang mit unseren großen Dichtern im Besonderen. Doch ist nicht zu vergessen, daß man auch in Frankreich etwas früher auf dieselbe Erscheinung trifft. Buffon's Époques de la Nature, seine in prächtigen Redewogen dahinströmenden Schilderungen des Menschen und der Thiere, Bernardin's de Saint-Pierre großartige Bilder aus

der Tropennatur waren wohl geeignet, Humboldt's literarischen Ehrgeiz zur Nacheiferung zu spornen. Wenn man neuerlich seinen Stil tadelt, so beweist dies doch, daß er Stilist war. Die Freude an der selbstgezeugten schönen Form war noch das Glück seines Alters, und warum sollte ich nicht erzählen, wie er, eine ähnliche Empfänglichkeit bei mir voraussetzend, aus den Correcturbogen zum „Kosmos" mir gern besonders gelungene Stellen vorlas, wie jene, in welcher er sinnreich zusammenfaßt was Alles der Mond unserer Erde ist: das Firmament belebend durch seine Wechsel, Herzen beseligend mit seinem milden Schein, und in geologischen Zeiträumen Continente umgestaltend durch die nagende Arbeit der Gezeiten.[16]

Bedenklicher ist die andere Wirkung, welche der in den neunziger Jahren in Deutschland herrschende Geist auf Humboldt übte. Ueber Nichts erstaunen Laien mehr, als wenn sie hören, daß eigentlich Humboldt als Naturforscher nicht auf der letzten Höhe stand, daß es in geistiger Hinsicht ihm erging wie am Chimborazo, wo schließlich eine unübersteigbare Kluft ihn noch vom Gipfel schied. Die Kluft, die ihn vom Gipfel der Naturforschung trennte, war der Mangel an physikalisch-mathematischem Verständniß. Nicht daß dies seinem Talente versagt war. Wie schon bemerkt, nahm er in der Jugend sogar einen Anlauf zu rein mathematischer Forschung. Aber das Bestreben, und später auch die geistige Gewohnheit gingen ihm ab, die Erscheinungen über eine gewisse Grenze hinaus zu zergliedern und sie auf die letzten erkennbaren Gründe zurückzuführen. Er ließ sich genug sein an Feststellung und Anschauung des Thatsächlichen. Die bloße Aufzählung, auch in großen Massen, dessen, was so sein Blick umspannte, und was er in den geringsten Einzelheiten sich gegenwärtig hielt, oder doch in jedem Augenblick heranzuziehen wußte, würde ermüdend sein. Es war eben der Kosmos; nur ist, in jenem höchsten Sinne, der Kosmos kein wissenschaftlicher Begriff. Die mathematische Physik kennt keinen Unterschied zwischen Kosmos und Chaos.[17] Durch blinde Naturnothwendigkeit, durch die von der Zeit unabhängigen Centralkräfte von Atomen oder sonst eine gleichwerthige Hypothese über Constitution der Materie läßt sie aus dem Chaos den Kosmos werden. Der Kosmos, das geschmückte und geordnete Naturganze, ist ein ästhetischer Anthropomorphismus. Den Titel „Kosmos" erläutert Humboldt durch den Zusatz: „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung". Nach Hrn. Gustav Kirchhoff's Definition der Mechanik[18] könnte man freilich diese Worte auch auf Newton's Principia oder auf die Mécanique céleste setzen. Aber unter Beschreibung versteht Humboldt nur graphische, nicht mechanische Beschreibung, und zwischen seiner Weltbeschreibung und der von Newton oder Laplace ist derselbe Unterschied, wie zwischen der Diagnose einer Pflanze und einer Störungsrechnung. Indem er lebenslang bei dieser Auffassung stehen blieb, und ihr den höchsten Werth beilegte, zeigte er sich als echtes Kind einer mehr künstlerisch betrachtenden, als wissenschaftlich zergliedernden Culturperiode.

Während die deutsche Wissenschaft in die entnervende Umstrickung ästhetischer Speculation versank, entführten eigene Energie und günstiges Geschick Humboldt zu seinem Heil in weitere Sphären gesunder Thätigkeit. Selbst in unserer schnelllebigen Zeit hält es schwer sich vorzustellen, daß nur zwei Jahre nachdem

er im Saalthale jenen kurzen, aber in gewisser Hinsicht, gleich einer Jugendliebe, für sein Leben entscheidenden Schönheitstraum geträumt hatte, er in Cumaná den ersten periodischen Sternschnuppenfall beobachtete und den elektrischen Lappen im Gehirn des Zitterrochen entdeckte; in die vom Gekreisch des Guacharo wiederhallende Höhle von Caripe drang; das Stromnetz des Rio negro und des Cassiquiare zwischen Orinoco und Amazonas in krokodilumdrängter Pirogue befuhr, und in Esmeralda am oberen Orinoco das unheimliche Pfeilgift Curare, dessen Namen von ihm herrührt,[19] durch die Eingeborenen kochen sah. Nichts fehlte, was den phantastischen Zauber dieser Reise erhöhen konnte, von der gleichwohl Humboldt eine größere Summe von scharfen einzelnen Beobachtungen in allen erdenklichen Gebieten des Naturwissens, in Erd- und Völkerkunde heimbrachte, als vor und nach ihm jemals Ein Forscher sammelte. Nein! Die Welt wird „nimmer seines Gleichen sehn“: an allumfassender rastloser Thätigkeit verbunden mit hohem Gedankenflug; an unerschrockenem Wagen für die Idee bei klügstem Abwägen der Mittel und Kräfte; an schwungvoller Hoheit des Sinnes, deren Ausdruck oft, im Hinblick auf die traurigen Zwiste der Menschheit, auf die Greuel der Sklaverei um ihn her, eine fast elegische Stimmung dämpft, gleichwie ein zarter Nebel die von ihm geschilderten Bergriesen der Cordillere verschönt.

Zum guten Erfolg einer wissenschaftlichen Reise gehört natürlich vor Allem, daß der Reisende zurückkehre. Doch bedrohen ihn lange Reisen in wilden Gegenden außer mit physischen Gefahren, welchen Humboldt's scheinbar nicht sehr kräftiger Körper wunderbar widerstand, auch noch sonst mit bedenklichen Folgen. Die Gewöhnung an unbedingte Freiheit in der Einsamkeit, an steten Wechsel und äußere Anregung, ja an Aufregung, die Entwöhnung von geordneter literarischer oder gar Lehrthätigkeit macht es Reisenden schwer, sich wieder in die heimischen Zustände zu finden, den verwickelten Anforderungen der gesitteten Gesellschaft sich zu fügen, und die mitgebrachten Schätze auszunutzen. Es kommt vor, daß sie solchem Frohndienst die Rückkehr in die Wildniß vorziehen, wie denn von Afrikareisenden gesagt wird, die größte ihnen drohende Gefahr sei der unbesiegbare Trieb, nachdem sie Einmal glücklich entkommen seien, das Geschick zum zweiten Male zu versuchen. So erging es Humboldt's Reisegefährten Bonpland, den es nach Südamerika zurückzog, wo er zwar nicht zu Grunde, aber doch als Dr. Francia's Gefangener der Wissenschaft verloren ging. Er überließ Humboldt, bei dem von solchen Schwächen nichts zu spüren ist, die Frucht mancher gemeinschaftlichen Anstrengung.

Schon vor der Reise hatte dieser in Paris Fuß gefaßt. Jetzt schlug er dort seine Arbeitsstätte dauernd auf, als dem einzigen Orte, wo er die von ihm geplanten literarischen Unternehmungen zu Stande bringen konnte; und wie er mit unbegreiflicher Leichtigkeit in Neuspanien fast Spanier geworden war, so machte er, ohne je den Deutschen zu verleugnen, die Pariser Akademiker bald vergessen, daß er kein Franzose sei. Dabei kam ihm wohl die Gabe rasch gewandten Spottes zu statten, die er schon als Student in Frankfurt zum Verdruß des ernsteren Wilhelm's übte,[20] und in seinem nachmaligen Hofleben als gefürchtete Waffe gebrauchte. Mit Gay-Lussac und mit Provençal zu Arbeiten verbunden, welche noch heute belehren, wurde er in jenen engeren Kreis von Gelehrten auf-

genommen, der sich zu Arcueil um den ehrwürdigen Berthollet versammelte. Alle diese, und unzählige andere Freundschaftsbeziehungen Humboldt's treten aber zurück gegen das mit Arago für das Leben geschlossene Bündniß, welchem der Gegensatz ihrer Naturen einen eigenen Reiz verlieh.

Humboldt war beim ersten Anblick unansehnlich, schmeichelnd schmiegsamen Auftretens, Arago von gebieterischer Haltung, ein Bild feurig südlicher Mannes-kraft; Humboldt von encyklopädischem Geist und Wissen, Arago Astronom und mathematischer Physiker von so scharf umgrenzter Richtung und so strenger Schule, daß er die dämpfende Kraft, welche benachbarte Metallmassen auf magnetische Schwingungen ausüben, wohl nach drei Axen zerlegte, deren Ursache zu finden jedoch Faraday überließ, der nicht ein Binom zu quadriren verstand: der ein-seitig rechnenden und messenden Physik „eine herrliche Lehre, wäre sie nicht auch der Lehre zu groß"! Wie Humboldt war Arago ein Meister des gemeinfaßlichen wissenschaftlichen Vortrages: während aber Humboldt zu zerflossenem Pathos neigt, wird der blendende Schliff von Arago's zugespitzter Rede auch ermüdende Manier. Ein Band zwischen Beiden bildeten verwandte politische Ueberzeugungen. Arago war Republicaner, Humboldt nannte sich einen Demokraten von 1789. Vermuthlich war dies der Grund der schnöden Herabsetzung, mit welcher Napoleon I., zu dessen Fehlern Mangel an Achtung vor der Wissenschaft nicht gehörte, Humboldt zu begegnen pflegte.

Im Verein mit Arago regierte Humboldt, wie er gern erzählte, zwanzig Jahre lang die damals erste wissenschaftliche Körperschaft der Welt. Wenn auch nicht seines Ruhmes, war dies doch seines Daseins Gipfelhöhe. Wie er im Urwalde Nächte hindurch beobachtet hatte, unzerstreut durch das Brausen der Katarakten, das Summen der Mosquitos, das nahe zornige Gebrüll des Tigers und das erschreckte Thiergeschrei in den Wipfeln über ihm: so waren ihm jetzt das tosende Gedränge der Weltstadt, die tausend täglich an ihn herantretenden persönlichen Forderungen, die spielend geistreiche Geselligkeit der Salons, die Ränke der akademischen Coulisse, nur ein angenehm aufregendes Lebenselement. Er behagte sich in dieser geistigen Brandung, welche ihn mühlos mit Lebensluft und Lebensstoff versah, während er im Stillen den gigantischen Korallenbau seines vielgegliederten Reisewerkes aufführte. Von unlöschbarer Begeisterung für die Wissenschaft fort und fort entbrannt; in unbegrenzter Hingebung für die Idee auf häusliches Glück verzichtend; Scharen von Gelehrten und Künstlern in das Getriebe seiner Thätigkeit ziehend und ihr Talent geschickt für seine Zwecke ver-werthend; zwar nicht vom Katheder lehrend, aber unter der Jugend durch Bei-spiel zündend und durch Ermunterung fortwirkend: war er damals in Paris, wie später in Berlin, eine centrale Gestalt, von der nach allen Seiten Wirkungen ausstrahlten, und in welcher zahllose Fäden zusammenliefen.

Das war die Zeit, wo er, oft nur mit einem wenige Bogen langen Aufsatze, neue Disciplinen schuf, wie die Pflanzengeographie; oder durch ein glücklich ersonnenes Mittel graphischer Versinnlichung, wie die isothermen Curven, in formlosen Massen einzelner Thatsachen das versteckte Gesetz enthüllte. Wie die ganze wirkliche Welt seinem inneren Auge vorschwebte, so „schwollen ihm auch der Geschichte Fluth' auf Fluthen", nur daß er das dürre Gerüst der bürgerlichen Geschichte mit den

Frucht- und Blumengewinden der Cultur-, der Entdeckungs-, ja der Kunstgeschichte behing. Wie Uhland mitten in Paris mehrere seiner schönsten Romanzen dichtete, so entstanden dort auch die „Ansichten der Natur", Humboldt's Lieblingswerk, bei welchem er vor Allem an das ästhetische Deutschland dachte.

Lebten so Jenenser Erinnerungen (wie weit mußten sie hinter ihm liegen) wieder in ihm auf, so war andererseits sein Geist für immer von manchen Schlacken gereinigt, welche in der Jenenser Zeit ihn noch verdunkelten. In dem Abstand, der Humboldt's Arbeiten nach der Tropenreise von den „Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser" trennt, erkennt man den Einfluß seines Umganges mit den Pariser Akademikern, ihren überaus vorsichtigen, manchmal übertrieben skeptischen Sinn. In Einem Punkte hat er, befähigt durch die größere Tiefe des deutschen Denkens, seine Meister hinter sich gelassen. Während in Frankreich meist ein ziemlich seichter Vitalismus herrschte, hatte Humboldt längst den einst von ihm im „Rhodischen Genius" vertretenen Standpunkt überwunden, und den Lebensproceß aus den physikalischen und chemischen Eigenschaften der zu den organischen Geweben gemischten Materie erklärt.[21]

Minder bekannt ist vielleicht, daß Humboldt auch vordarwinscher Darwinianer war. Er schenkte mir den von Louis Agassiz ihm übersandten Essay on Classification, worin nur drei Jahre vor dem Erscheinen der Origin of Species, welches Humboldt nicht mehr erlebte, die Lehre von den Schöpfungsperioden und die teleologische Weltansicht mit unumwundener Schärfe vorgetragen und mit zahlreichen Gründen scheinbar gestützt wurden. Humboldt's Aeußerungen bei dieser Gelegenheit ließen mir keinen Zweifel, daß er, weit entfernt Agassiz's Ansichten zu theilen, Anhänger der mechanischen Causalität und Evolutionist war. Dürfen wir gewissen Pariser Ueberlieferungen trauen, so standen Humboldt und Cuvier nicht auf dem besten Fuße. Vielleicht hielt sich Humboldt mehr zu Lamarck und Geoffroy-Saint-Hilaire, und durchdrang sich bei ihnen mit der Abstammungslehre.

Es ist Zeit uns danach umzusehen, was währenddem aus der deutschen Wissenschaft ward. Sie war, in gewissem Sinne, tiefer und tiefer gesunken. Fast auf allen Punkten hatte die naturphilosophische Speculation Boden gewonnen, und in fast allen Universitäten wurden ihre Hirngespinnste sowohl von Philosophen von Fach wie von Naturforschern und Aerzten als baare Weisheit verkündet, und von einer irregeleiteten Jugend begierig aufgenommen. Goethe's falsche Theorien und Maximen, durch seinen Dichterruhm getragen, steigerten die Verwirrung. Die Napoleonischen Kriege schadeten der deutschen Wissenschaft nicht bloß durch äußere Gewalt, sondern auch durch die mit der nationalen Erhebung verflochtene christlich-romantische Reaction gegen den hellenischen Classicismus der vorangegangenen Periode. Um das Maß der Verheerungen zu geben, welche die Naturphilosophie in deutschen Köpfen anrichtete, genügen zwei Beispiele. Der genialste deutsche Physiker aus dem Anfange des Jahrhunderts, der Erfinder der neuerlich in Frankreich als Accumulatoren technisch verwertheten secundären Säulen, Johann Wilhelm Ritter, ging dadurch unter, und noch in den zwanziger Jahren entging der genialste deutsche Physiologe, Johannes Müller, mit Mühe derselben Gefahr[22].

Nicht daß es an Stimmen fehlte, die sich gegen den Unfug erhoben, oder an Männern, welche es besser wußten, jedoch verschmähten, mit Leuten in Streit sich einzulassen, die ihnen als Tollhäusler erschienen. Durfte doch Deutschland damals schon eines der ersten Mathematiker und mathematischen Physiker aller Zeiten sich rühmen. Bei seiner Heimkehr hatte Humboldt die Pariser Akademie erfüllt gefunden vom Ruhme des jugendlichen Verfassers der Disquisitiones arithmeticae. Neben Humboldt selber retteten damals in Frankreich das Ansehen der deutschen Wissenschaft unser Paul Erman, welcher von der Pariser Akademie den von Napoleon gestifteten galvanischen Preis erhielt [23], Tiedemann, dessen Anatomie der Echinodermen auch von ihr gekrönt wurde, und vorzüglich Gauß. Aber gerade an Gauß zeigt sich, einen wie kleinen Platz Naturwissenschaft und Mathematik in der Vorstellung der Deutschen einnahmen. Das Vergnügen an dem köstlichen Spott, den Heinrich Heine in den „Reisebildern" über die Göttinger Gelehrten ausgießt, an der lustigen Parallele zwischen der Georgia Augusta und Bologna, wird etwas getrübt, wenn man sich erinnert, daß unter jenen Gelehrten auch der unsterbliche Gauß sich befand. Nie hätte ein junger französischer Dichter bei ähnlicher Gelegenheit die Existenz von Laplace übersehen, der freilich von Napoleon zum Grafen gemacht worden war.

Endlich nahte der Umschwung. „Die heiteren und kurzen Saturnalien eines rein ideellen Naturwissens", wie Humboldt sich schonend ausdrückte, neigten sich ihrem Ende zu. Die Naturphilosophie hatte keine ihrer glänzenden Versprechungen gehalten, ihr anfangs schäumender prickelnder Trank war abgestanden. Und wie zwei Menschenalter vorher mit Einem Schlage in Deutschland ein Geschlecht von Dichtern und Denkern erstanden war, so ging durch ein so merkwürdiges Zutreffen, daß man darin ein Gesetz ahnt, jetzt auch zur rechten Zeit eine starke und gesunde Saat echter Naturforscher auf. Doch kam noch etwas Anderes hinzu, wodurch die äußeren Geschicke der deutschen Wissenschaft fortan wesentlich bestimmt wurden.

Friedrich der Große hielt ein halbes Jahrhundert lang die Augen der Welt auf die Hauptstadt seiner Monarchie gerichtet. Durch Berufung von Männern wie Maupertuis, Euler, Lagrange hatte er der von ihm neubegründeten Akademie der Wissenschaften zeitweise hohen, zum Theil vom Auslande geborgten Glanz verliehen. Ein Sitz deutschen Geisteslebens war Berlin unter ihm nicht geworden. Der Schwerpunkt der Berliner Bildung lag in der französischen Colonie. Sieht man ab von Lessing's kurzen Aufenthalten, vom Vorbild des Nathan, Moses Mendelssohn, vom correct frostigen Ramler und vom Verfasser der „Freuden des jungen Werther", dessen Gesichtsphantasmen das nun für immer mit dem Namen Humboldt verbundene Tegel seinen Platz in der Brockenscene des Faust verdankt [24] — so hat im vorigen Jahrhundert Berlin in der deutschen Literatur kaum eine Bedeutung erlangt. In Carl August's winziger Residenz an der Ilm, in der kleinen thüringer Hochschule, wo wir die Humboldt mit Goethe und Schiller, die Dioskuren der Wissenschaft mit den Dioskuren der Poesie im Verkehr trafen, da fand sich das, wonach Geibel's Dichtung den alternden Weltweisen von Sanssouci so schmerzlich sich sehnen läßt.

Wenn seitdem Berlin, wie es politisch Deutschlands Hauptstadt ward, auch

in geistigem Bezuge den deutschen Städten voranschritt, so war dies natürlich nicht die Wirkung Einer Ursache, nicht das Werk eines einzigen Mannes. Obenan in der Reihe der Umstände, welche dazu führten, steht aber unstreitig die Schöpfung der Berliner Universität. Neben der Allgemeinen Wehrpflicht, der Stein'schen Gesetzgebung, ursprünglich als Hilfsmoment gedacht im Verjüngungsproceß des Preußischen Staates, wirkte diese Schöpfung weit über das ihr im Augenblick scheinbar zukommende Maß hinaus.

Einen neuen deutschen Parnaß zu erhöhen, vermochte freilich die Universität nicht, selbst wenn das damalige Berlin

„. . . . . mit seinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegel'schem Verstande,"

der Ort dazu gewesen wäre; und auch zur Blüthe der Kunst konnte sie nur mittelbar beitragen. Dagegen ward sie, in Verfolgung ihres Berufes, von ihrer Entstehung an im Großen und Ganzen der vornehmste Mittelpunkt deutscher Wissenschaft.

Zwar blieb über Deutschland, zu seinem Heile, noch immer die allgemeine geistige Helle verbreitet, welche der Nation so oft als ein Trost in ihrer Zersplitterung vorgehalten wurde. In manchen Stücken sah sich Berlin von kleinen Universitäten wie Gießen überflügelt. Zwischen diesen und Berlin bestand aber der wichtige Unterschied, daß während dann und wann die eine oder andere kleine Universität im einen oder anderen Fache gleich einem veränderlichen Sterne zu erster Größe aufflammte, um bald darauf wieder in vergleichsweises Dunkel zu versinken, die Summe der in der Berliner Universität und Akademie vereinigten geistigen Kräfte von Anfang an dieselbe blieb, ja sogar noch wuchs.

Etwa gleichzeitig mit dem Aufblühen der Universität, im Anschluß an die nationale Erhebung, und begünstigt durch das Wachsthum der Stadt und ihres Wohlstandes, hatte sich denn auch endlich hier eine wirklich deutsche Cultur entwickelt, und eine vielleicht nicht sehr productive, doch geistreich kritische Gesellschaft zusammengefunden, deren Einflüsse im deutschen Geistesleben sich um so fühlbarer machten, mit je größerem Uebergewicht Berlin aus dem Befreiungskampf hervorgegangen war. Soweit das herkömmliche Ansehen so vieler älteren Culturstätten, und der unabhängige, der Centralisation abholde Sinn der Deutschen es zuließ, behauptete fortan Berlin den ihm als Hauptstadt des Staates der Intelligenz gebührenden Rang. Jener bedeutende Kreis von Schriftstellern, Künstlern und auch lebhaft theilnehmenden Frauen ist nun aber undenkbar ohne den Hintergrund der Berliner Universität: ohne Schleiermacher und Friedrich August Wolf, Savigny und Carl Ritter, Boeckh und Lachmann, Buttmann und Bopp, Hegel und Gans; und so kann man sagen, was noch nicht gehörig beachtet wurde, daß durch die Gründung der Universität Wilhelm von Humboldt Berlin zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhob.

Weil die Berliner Universität jederzeit in fast allen Richtungen die Wissenschaft vollständig vertrat, spiegelte sich in ihr jede geistige Phase der Nation ab. Hier wurde in der Jurisprudenz der Kampf zwischen der historischen und philo-

sophischen Schule gekämpft; hier sah man in der Theologie den Rationalismus der dogmatischen Reaction weichen. Hier herrschte noch lange die ungezügelte Speculation, warf die Naturphilosophie ihre letzten schillernden Blasen auf,[25] wurde sogar die Goethe'sche Farbenlehre noch vom Katheder docirt.

Hier war es dann aber auch, wo jene Schar von Männern erstand, welche, im Verein mit noch vielen über Deutschland zerstreuten vorzüglichen Köpfen, die Scharte der naturphilosophischen Verirrung auswetzten, und der Naturwissenschaft einen Schwung gaben, der nicht nur für Preußen und Deutschland, sondern für die Welt folgenreich wurde, und noch heute nachhält. Ist es nöthig sie zu nennen, da ihrer so viele von diesen Wänden auf uns herabblicken: Eilhard Mitscherlich, Heinrich und Gustav Rose, Encke und Poggendorff, Weiß und Lichtenstein, Ehrenberg und Johannes Müller, Dove und Gustav Magnus, dazu die Mathematiker Lejeune-Dirichlet und Steiner und später noch Jacobi; endlich, noch unter uns weilend, als der letzte jenes Geschlechtes, Hr. Peter Rieß. Es war für die deutsche Wissenschaft eine glorreiche Zeit, wie gering auch eine altkluge und verwöhnte Jugend jetzt oft die Männer schätze, die, selber fast ohne Lehrer, ihr die Lehrer bildeten; eine Zeit, deren Geschichte zusammenhängend zu schreiben, wozu in mehreren Gedächtnißreden die Materialien bereit liegen, eine lohnende Aufgabe und sogar vaterländische Pflicht wäre: denn sie war es, in welcher das deutsche Nationalgefühl, worauf jetzt so großes Gewicht gelegt wird, auch in der Wissenschaft zu stolzer Unabhängigkeit erstarkte.[26]

Die Krönung aber erhielt jene Epoche dadurch, daß Alexander von Humboldt seinen bisherigen Wohnsitz Paris mit Berlin vertauschte. Die italienische doppelte Buchführung, die er auf der Handelsschule in Hamburg jung gelernt hatte, befähigte ihn, so sagte er mir, ganz genau zu verfolgen, wie in den Summen, welche die Herausgabe des Reisewerkes verschlang, sein ursprünglich sehr ansehnliches Vermögen dahinschwand. Wenn dieser äußere Anlaß ihn zwang, dem Wunsche König Friedrich Wilhelm's III. gehorchend sehr gegen seine Neigung nach Preußen überzusiedeln, so kann man doch nur in dieser Wendung des Geschickes die Erfüllung seiner hohen Bestimmung sehen, und in dem Epos seines „vielbewegten Lebens" die merkwürdige Verkettung bewundern, vermöge welcher, während Alexander's langer Abwesenheit, sein Bruder Wilhelm durch Stiftung der Berliner Universität ihm eine würdige Stätte für seine fernere Wirksamkeit bereitete.

Von der beherrschenden Stellung, welche ihm hier ganz von selbst zufiel, ist es schwer, in dieser Alles nivellirenden Zeit ein Bild mitzutheilen. Es fehlt dazu eine wesentliche Grundlage. In Folge des langen Darniederliegens der Naturwissenschaft in Deutschland und ihrer gleichzeitigen Blüthe in Frankreich erschien den deutschen Naturforschern Paris in einem Glanze, von dem das heutige Geschlecht nichts mehr weiß. Aus französischen Lehrbüchern lernte, mit Instrumenten aus Pariser Werkstätten arbeitete man, ein längerer Aufenthalt in Paris galt für den unerläßlichen Abschluß einer guten wissenschaftlichen Erziehung. Danach läßt sich ermessen, welch ein Nimbus das Haupt eines Mannes umgab, der in Paris eine Rolle gespielt hatte, wie Humboldt. Er kehrte zurück, wie nach langem Eroberungszuge ein König wieder einzieht in sein Reich, und

ehrfurchtsvoll, wie der Fürst von seinen Großen, wurde er von jenem mittlerweile erwachsenen Berliner Forscherkreis empfangen.

Leichter kann man sich auch heute noch die bevorzugte Lage vergegenwärtigen, welche dem Bruder Wilhelm's von Humboldt sein Zuhausesein in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, seine Beziehungen zum Hofe sicherten. Die Kosmos-Vorlesungen, die Versammlung der deutschen Naturforscher in Berlin im Jahre 1828, die im Auftrage des Kaisers von Rußland unternommene Reise nach Centralasien drängten sodann Alexander's von Humboldt Gestalt bei dem deutschen Publicum in den Vorgrund, wie die keines anderen Gelehrten. Seine eigenthümliche abhängig-unabhängige Stellung zwischen Hof und Ministerium; der unangreifbare Boden wissenschaftlichen Ruhmes und uneigennützigen Strebens, auf dem er stand; seine tiefe Menschen- und Geschäftskenntniß und sein vollkommener Tact; eine Arbeitskraft, die zahllosen Besuchen, Briefchen, Briefen ebenso gewachsen war, wie den Tag und Nacht fortgesetzten magnetischen Termin-Beobachtungen; endlich eine jeden Widerspruch entwaffnende „Anmuth" im Verkehr — so nannte er selber es bei Anderen — dies Alles vereint machte ihn zu einer wahrhaften Macht; und wie oft hat er seine Macht zum Besten dieser Universität geübt!

Denn in damaliger Zeit, wo es bei den beschränkten Mitteln des Staates und der dadurch gebotenen Sparsamkeit schwerer war, für wissenschaftliche Zwecke ein paar hundert Thaler aufzutreiben, als jetzt ebensoviel tausend Mark, kam keine schwierigere Berufung vor, zu welcher nicht Humboldt durch seine persönliche Dazwischenkunft die Mittel verschaffte; und wenn heute meist ein Antrag in der Akademie der Wissenschaften dazu genügt, daß einem jungen Manne das Geld zu einer nur irgend aussichtsvollen wissenschaftlichen Unternehmung nicht fehle, so war damals Humboldt aller Gelehrten irdische Vorsehung. Was thut es, daß dann und wann sein Eifer fehlgriff, daß unter der Unzahl derer, welchen er die Bahn ebnete, der Eine oder der Andere die auf ihn gesetzten Hoffnungen minder erfüllte? Auch Akademien sind bei Auswahl ihrer Schützlinge nicht unfehlbar. Wenn er eine Vorliebe für Reisende, für seine eigene „Specialität" verrieth, ließ er denn nicht seine Sonne leuchten über Philologen wie über Naturforscher? Und wer mag gern mit psychologischer Lupe den geheimen Beweggründen nachspähen, die ihn zu solcher fortwährenden rührenden Aufopferung für ihm völlig Fernstehende trieben? Natürlich hatte Humboldt die Fehler seiner Tugenden. Ehrgeiz ist der Quell alles Großen, aber freilich die Linie schwer zu ziehen, die ihn von Eitelkeit trennt. Seine scharfe Zunge und Feder gebrauchte Humboldt nicht bloß, wie vorher bemerkt, als Schutzwaffe, sondern auch ungereizt ließ er ihnen oft freieren Lauf als vielleicht gut war. Was aber hat das Wort: On tremble de le quitter — nämlich aus Furcht vor dem, was er nun über den Fortgegangenen sagen würde — zu bedeuten neben eines August Boeckh's Zeugniß: noch nie habe er Humboldt verlassen, ohne sich gehoben und neubegeistert zu fühlen für alles Große und Edle!

Es gibt nur noch ein Beispiel einer Persönlichkeit, welche, wie Humboldt, durch reine Geisteskraft zu solcher Macht gelangte, daß einem Worte von ihr die Völker dies- und jenseit des Weltmeeres lauschten, und selbst Könige auf-

horchten: das war im achtzehnten Jahrhundert Voltaire. Auch bieten beide Männer, trotz tiefgehenden Unterschieden, manche Aehnlichkeit. Beide geboren in der Hauptstadt, Voltaire Pariser, Humboldt Berliner: Voltaire aus dem „großen Jahrhundert" und der Régence herüberragend in eine neue Zeit, welche er hatte heraufführen helfen, Humboldt aus dem classischen Zeitalter unserer Literatur in unsere zum Theil durch ihn vorbereitete naturwissenschaftliche Periode; in beiden ein Dichter gepaart mit einem Naturforscher, nur freilich in Voltaire der Dichter soweit überwiegend, wie der Naturforscher in Humboldt; beide in der Jugend eine Zeitlang von der Bühne verschwindend, Voltaire von seiner geistigen Entdeckungsreise nach England, Humboldt aus den Tropen mit höchstem Gewinn zurückkehrend; Voltaire sodann in Berlin, Humboldt wenigstens bei seinen späteren Aufenthalten in Paris in der Nähe des Thrones lebend; beide gelegentlich mit diplomatischen Geschäften betraut; beide von den edelsten Strebungen beseelt, aber schwer ein wohlgezieltes Witzwort unterdrückend, dabei Voltaire allerdings zu Zeiten, was Humboldt nie begegnete, auch gemeinen Regungen nachgebend; beide die Menschheit als ihre Familie betrachtend, ohne häuslichen Herd; Voltaire gewaltig eingreifend in der Calas, Sirven, de la Barre tragische Geschicke, Humboldt in glücklicheren Zeiten seine Macht nur aufbietend, um etwa dem armen Eisenstein ein Gehalt zu verschaffen oder Haupt's Berufung durchzusetzen; beider Ruhm darunter leidend, daß von vielen ihrer längst Gemeingut gewordenen Lehren und Funden nur die Wenigsten noch wissen, wem man sie verdankt;[27] endlich beide im höchsten Alter noch durchglüht „von jener Jugend, die uns nie verfliegt", und bis zum letzten Athemzuge thätig: Voltaire bemüht um die Irène und das Dictionnaire de l'Académie, Humboldt um den „Kosmos".

Was für den Jüngling Humboldt die „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser", für den Mann das Reisewerk und die „Ansichten der Natur", das ist der „Kosmos" für den Greis. Wir haben schon vorher den Grundgedanken des berühmten Buches aus dem Gesichtspunkt der theoretischen Naturforschung, der Lehre von der Erhaltung der Kraft, beanstandet. Wir haben die Frage offen gelassen, wieweit solche Vermischung der Stile, wie sie darin waltet, berechtigt erscheine oder nicht. Dem Naturforscher freilich ist damit nicht gedient.[28] Allein das ist doch klar, daß es gerade diese Form der Darstellung ist, welche des Buches unermeßliche Wirkung ermöglichte; welche über die ganze bewohnte Erde hin Hunderttausende zur Theilnahme an Fragen aufregte, an die sie früher nie dachten; welche namentlich in Deutschland den Bann aufhob, der in der Vorstellung der Gebildeten auf der Naturwissenschaft ruhte, als auf einem dem gewöhnlichen Menschenverstand verschlossenen, nur wenigen besonders dafür Begabten zugänglichem Gebiet, um welches sich nur kümmere, wen specifische Neigung oder Beruf dazu treibe. Man hat früher bemerkt, daß Franzosen unter Science schlechthin Naturwissenschaft, Deutsche unter Wissenschaft schlechthin Geisteswissenschaft verstanden. Goethe's naturwissenschaftliche Bestrebungen hatten bei ihrem halb ästhetischen Charakter, ihrer Vereinzelung, und bei dem erbitterten Kriege, den er gegen die zunftmäßige Naturforschung führte, daran nichts ändern können. Wenn es jetzt anders ward, und wenn auch der Staat die Bedeutung der Naturwissenschaft vollauf erkannte, so ist dies natürlich zunächst die Folge

der von ihr gefeierten technischen Triumphe. Aber die Wendung zum Besseren bei uns schreibt sich ursprünglich her von den Kosmos-Vorlesungen, welche zum ersten Mal in Deutschland eine gebildete deutsche Zuhörerschaft ahnen ließen, daß es noch etwas Anderes auf der Welt gebe, als schöne Literatur und Musik, als das „Morgenblatt" und Henriette Sonntag. Und wenn Humboldt selber, wie vorher gesagt wurde, nicht bis zur letzten Sprosse der Naturwissenschaft emporstieg, so war es gerade diese minder gewaltige Höhe, welche ihm gestattete, sich noch gewöhnlichen Menschenkindern verständlich zu machen. Gerade weil er nicht so sublim war wie Newton oder Laplace, nicht so einseitig weltspiegelnd in absoluter Vollkommenheit wie Gauß, konnte er den von solchen Erzengeln der Wissenschaft erkannten Wahrheiten bei der Menge Eingang verschaffen. Gerade weil er mit dieser noch allgemein menschliche Empfindung für das Schöne im Erhabenen theilte, reizte es ihn, ein „Naturgemälde" zu entwerfen, auf die Gefahr hin, daß es die Tiefen nicht wiedergebe, und daß doch auch in der Ebene kein Rahmen die Unendlichkeit des Gegenstandes fasse. Aus Heyne's Schule hervorgegangen, und noch als Sechzigjähriger mit der Collegienmappe unter dem Arm in unseren Hörsälen unter Boeckh's Studenten Platz nehmend, war er der Mann, die Brücke zu schlagen zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen dem philologisch-historischen, ästhetisch-speculativen Deutschland, wie die Jahrhundertwende es sah, und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen, technisch-inductiven Deutschland unserer Tage.

Das deutsche Volk, ja die Welt, hat ihm seine liebevoll begeisterte Hingabe gedankt. Nicht die Tausende von wohl beobachteten, wichtigen und neuen Thatsachen, mit welchen er die einzelnen Disciplinen bereicherte; nicht die glücklichen und sinnreichen Gedanken, die als Samenkorn von ihm hingeworfen oft zu neuen Wissenschaften erwuchsen; noch weniger seine mit unendlichem Fleiß zusammengetragenen geschichtlich-geographischen Werke sind es gewesen, wegen deren er jetzt da draußen im Marmorbilde sitzt. Das von ihm angestrebte Zusammenfassen des Weltganzen in künstlerisch-harmonischer Gestalt, die in ihm verwirklichte Verbindung des Idealen mit dem Realen, des Dichters mit dem Naturforscher, machten ihn, in Emerson's Sinne, zum repräsentativen Mann der Naturforschung, und jenes Marmorbild hat die Culturmenschheit Alexander von Humboldt als Personification der neuen Phase ihres eigenen Genius errichtet, die ihr durch ihn zum Bewußtsein kam.

Die Sitte, das Andenken eines großen Mannes durch ein Denkmal zu ehren, hätte wenig Sinn, wenn das Denkmal keinen anderen Zweck erfüllte, als dies Andenken zu erhalten: denn wenn ohne das Denkmal das Andenken verloren ginge, wäre es ja der Erhaltung nicht werth gewesen. Vielmehr soll das Denkmal uns den geschwundenen Heros öfter ins Gedächtniß rufen, und im Hinblick auf seine Tugenden sollen wir den Entschluß erneuern, ihnen nachzueifern. Wir sollen uns fragen, wie der Mann, zu welchem wir dankbar bewundernd emporblicken, wenn er unter uns wiederkehrte, wohl über uns urtheilen, ob er uns für würdige Fortsetzer des von ihm Begonnenen anerkennen würde.

Alexander von Humboldt schied in trüber Zeit. Die einst unter glücklichen Zeichen eröffnete Regierung eines musenfreundlichen Königs, dem er persönlich

so nahe stand, wie es selten einem Unterthan vergönnt ist, hatte nach schwerer Erschütterung wenig von den anfänglichen Erwartungen erfüllt. Auf Frankreich lastete die Gewaltherrschaft des Napoleoniden, der ihm als einem Freunde der Orléans persönlich verhaßt war, und schon hatte er seinen gefährlichen Plan enthüllt, „für eine Idee" die Alpen zu überschreiten. Eine neue feste Hand hatte die Zügel des preußischen Staatswesens erfaßt; es war aber traurig die Augen zu schließen im Moment, wo auch für uns eine ungeheure Entscheidung unvermeidlich schien.

Mit wie tiefer Befriedigung sähe jetzt Humboldt die Kaiserfahne vom Palast des „Prinz-Regenten" wehen, und wie würde ihn der Umschwung in den Geschicken des Vaterlandes beglücken, dessen Zeugen wir seit seinem Hinscheiden waren! Aber wie tief würde es ihn schmerzen, erführe er, um welchen Preis die wieder erstandene Macht des deutschen Reiches erkauft werden mußte: daß an Stelle der Gefühle gegenseitiger Achtung und Freundschaft, welche bei seinen Lebzeiten Frankreich und Deutschland verbanden, und zu deren Befestigung er selber soviel beigetragen hatte, auf Seiten des französischen Volkes vielfach rachebrütender Haß und unversöhnliche Feindschaft trat. Humboldt, als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, war, wie Goethe, ohne deshalb schlechterer Patriot zu sein, weltbürgerlich gesinnt. Nichts hätte ihn, der den besten Theil seines Lebens in Paris, im Verkehr mit den edelsten Männern der Nation, verbrachte, mehr angewidert, als das Ueberhandnehmen des sogenannten Chauvinismus; nichts ihn mehr betrübt, als diese Geisteskrankheit, die einem Rückfall in barbarische Urzustände der Gesellschaft gleichkommt, epidemisch über Europa sich ausbreiten, und den Fortschritt der Menschheit ernstlicher gefährden zu sehen, als je die Eifersucht der Dynastien es vermochte.

Zu den Glaubenssätzen, von welchen Humboldt als Kind der Zeit, wo das „Lied an die Freude" entstand, fast leidenschaftlich durchdrungen war, gehörte die Einheit des Menschengeschlechtes. Dadurch begründete er theoretisch seinen Abscheu gegen die Sklaverei, deren schlechte Seiten in der Praxis er an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, und er versäumte keine Gelegenheit, diese Ueberzeugungen an den Tag zu legen. Die abolitionistische Partei in den Vereinigten Staaten verfehlte nicht, eine so erwünschte Bundesgenossenschaft sich zu Nutze zu machen, und bei manchem Anti-Slavery-Meeting wurde neben „Onkel Tom's Hütte" der „Kosmos" in das Treffen geführt. Humboldt hat das traurige Schauspiel des Secessions-Krieges nicht mehr erlebt; die schließliche Niederlage der Sklavenhalter, die Abschaffung der Sklaverei hätten ihn hoch erfreut. Wie aber würden wir vor ihm bestehen, wenn er von der bei uns eingerissenen Rassenverfolgung hörte, er, der Freund des Mendelssohn'schen Hauses, der mit Henriette Herz in jüdischer Currentschrift correspondirte?

In der Wissenschaft könnten wir dann wohl mit einigem Stolz auf die seitdem so gewachsene Einsicht in die Einheit der Naturkräfte, auf die Spectralanalyse, auf die im Verfolg seiner Beobachtungen in Cumaná erkannte Natur der Kometen, auf die Begründung der Abstammungslehre nebst der die Endursachen beseitigenden natürlichen Zuchtwahl hinweisen. Heute, wo die Nebularhypothese durch die mechanische Wärmetheorie mit der Geologie verknüpft ist,

und, freilich über den Hiat der Urzeugung fort, durch die Palaeontologie der Abstammungslehre die Hand reicht; wo wir das Werden des Kosmos aus dem Chaos soweit übersehen, daß wir die wahrhaft räthselhaften Punkte scharf anzugeben vermögen; heute allenfalls ließe ein „Kosmos" sich schreiben, aber Niemand denkt mehr daran es zu thun. Zwei Eigenschaften, welche Humboldt im höchsten Grade besaß und ungern bei uns vermissen würde, waren dazu nöthig und finden sich nicht mehr: der Ueberblick über das Ganze der Wissenschaft, und das sorgfältig gestaltende Streben nach der schönen Form, welche in der Wissenschaft meist auch die richtige ist. Auch das Absterben des geschichtlichen Sinnes, der uns in dem Werden der Wissenschaft oft erst den wahren Zusammenhang der Dinge kennen lehrt, würde Humboldt tief beklagen.

Weil Alexander von Humboldt als Naturforscher universell war und geschichtlich dachte, während in den Geisteswissenschaften der nicht minder universelle Wilhelm oft als Naturforscher verfuhr, begegneten sich beide Brüder an vielen Punkten, wo Natur- und Geisteswissenschaften an einander grenzen, und dem erweiterten Stande der Kenntniß gemäß bildeten sie zu zweien eine Universitas litteraria, wie es seiner Zeit von Leibniz hieß, er für sich allein sei eine ganze Akademie. Die Standbilder beider Brüder, in welchen durch die seltenste Schickfalsfügung die verschiedenen Richtungen des menschlichen Geistes auseinanderfielen und doch wieder verbunden waren, wie in einer deutschen Universität, sind deshalb der sinnigste denkbare Schmuck unseres Gebäudes, sie verleihen ihm erst, vermöge einer sprechenden Symbolik, den Charakter eines Palastes der Wissenschaft.

Die Lage dieses Gebäudes gegenüber den Palästen des Herrscherhauses galt längst für ein Wahrzeichen der Hohenzollern-Hauptstadt. Die Humboldt-Denkmäler bestätigen und vervollständigen diese Signatur. Wie Hagen und Volker den im Dunkeln schleichenden Hunnen, so wehren die Geister dieser Brüder den feindseligen Ränken der Finsterlinge. Wo Wilhelm und Alexander von Humboldt Wache halten, da wird immerdar sein eine Stätte edelsten menschlichen Strebens, freier Forschung und freier Lehre.

Anmerkungen.

[1] (S. 71.) Die Petition lautete:

An das Hohe deutsche Zollparlament.

Berlin, am 16. Juni 1869.

Den im Zollparlament versammelten Vertretern Deutschlands nahen sich die Unterzeichneten mit dem Ersuchen, inmitten der gewichtigen Arbeiten, welche dem materiellen Gedeihen unseres Volkes gewidmet sind, eines Mannes zu gedenken, den das gesammte Vaterland, wie das Ausland, als einen der höchsten Repräsentanten deutschen Geistes, deutschen Wissens, deutscher Forschung zu betrachten gewohnt ist, und der zugleich durch die positive Richtung seiner weltumfassenden Untersuchungen dem materiellen Fortschritte unserer Zeit mächtig vorgearbeitet hat. Alexander von Humboldt ist am 14. September 1769 geboren. Schon schickt sich die neue Welt an, die hundertjährige Geburtstagsfeier festlich zu begehen. Sehr bald wird in der größten Stadt Amerika's ein würdiges Monument unseren Reisenden, unseren Auswanderern zeigen, daß es ihre beste Empfehlung ist, Landsleute Humboldt's zu sein. Soll nicht auch Deutschland Zeugniß davon

ablegen, daß es in dankbarem Gedächtniß die Erinnerung an jenen Weisen bewahrt, der auf allen Gebieten menschlichen Forschens staunenswerthe Reichthümer gesammelt hat und doch bis in das höchste Alter im Lernen nicht ermüdete, der mit sorgsamster Treue jeder Richtung der Beobachtung folgte und doch nie den Blick für das Ganze verschloß, der zu allen Zeiten mit der Bescheidenheit des Forschers die volle Würde des Mannes zu verbinden wußte? Sollen nicht auch unsere Kinder auf deutschem Boden an einem großen Nationaldenkmale Humboldt's lernen, ehrfurchtsvoll aufzuschauen zu jenen Lehrmeistern der Menschheit, welche erst dann zufrieden sind mit ihrem Wissen, wenn sie es in vollem Maße der Gesammtheit hingegeben haben, zu jenen Kämpfern des Friedens, deren Ausdauer in der Arbeit nur übertroffen wird durch ihre Uneigennützigkeit in der Hingabe des Erkämpften? Gewiß, die Vertreter Deutschlands werden es als eine Ehrenschuld der Nation anerkennen, daß der Name des Mannes, der bis an seinen Tod als der einheitliche Mittelpunkt der deutschen Naturforschung und ihrer nach allen Richtungen hin befruchtenden Einwirkungen galt, öffentlich geweiht werde, und wir hoffen zuversichtlich auf allseitige Zustimmung, wenn wir bitten,

das Hohe Zollparlament wolle die im Bundesrathe vertretenen deutschen Regierungen auffordern, gemeinsam zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Alexander von Humboldt entsprechende Mittel beizutragen.

A. Braun. G. Beseler. E. du Bois-Reymond. Borchardt. v. Dechröden. Ehrenberg. Ewald. Rud. Gneist. G. Hagen. F. v. Holtzendorff. Kiepert. Kochhann. F. W. Krause. B. v. Langenbeck. Meyer Magnus. Parthey. Poggendorff. Pringsheim. Reichert. G. Reimer. Rieß. G. Rose. Roth. Rudorff. W. Siemens. Virchow. Franz Vollgold. Weber. Weierstraß. Winckelmann.

Der Antrag der Petitions-Commission lautete:

In Erwägung, daß die Herbeischaffung der Mittel zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Alexander v. Humboldt nicht eine Sache der im Zollbundesrath vertretenen Regierungen, sondern des ganzen deutschen Volkes sei, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen.

In der Sitzung des Parlaments vom 11. Juni 1869 nahm nach dem Berichterstatter der Commission, dem Abgeordneten Stadtsyndicus Albrecht aus Hannover, der Abgeordnete Dr. Löwe aus Berlin das Wort für die Petition. Das Parlament beschloß gemäß dem Commissionsantrage (Stenographische Berichte über die Verhandlungen u. s. w. S. 245, 246.)

[2]) (S. 72.) Der Aufruf aus der Feder des Redners lautete:

An das deutsche Volk.

Am 14. September sind es hundert Jahre, daß Alexander von Humboldt geboren ward. Unermeßlich ist der Fortschritt, den in dieser Zeit das deutsche Geistesleben gemacht hat; groß und tausendfältig der Einfluß, den auf diesen Fortschritt Alexander von Humboldt geübt. Ein deutscher Gelehrter im Sinne des Wortes, in dessen Geiste die Welt unbeschränkt und unverfärbt durch nationale Vorurtheile sich spiegelte, heimisch in den entlegensten Fernen abstrakter Wissenschaft, hat er mit den volksthümlichsten Heroen unserer Literatur doch das gemein, daß kein Deutscher leugnen kann, ihm einen Theil seiner Bildung, seiner besonderen Weltanschauung zu verdanken. Er hat vor jenen aber sogar das voraus, daß in ihm die humanistischen und ästhetischen Bestrebungen der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert sich verbinden mit ihrer mehr realistischen, auf die Erforschung und Verwerthung der Naturkräfte gerichteten Sinnesart in unserer Zeit: wie er als Jüngling von der alten klassischen Welt auszog, der Wissenschaft jene neue zu erobern, die sein Andenken öffentlich zu ehren sich jetzt gleichfalls anschickt. Ein Zögling der Jenenser Blüthezeit, da Goethe und Schiller vereint Unsterbliches schufen, hat Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" die deutsche Sprache mit neuen Zungen künstlerischen Wohllautes reden lassen; aber auch in der immer strenger an das Wirkliche sich heftenden Gedankenwelt unserer Tage war der neunzigjährige Greis kein Fremder geworden, weil um ihn und zum Theil durch ihn die Welt zu seiner Jugendanschauung sich entwickelt hatte. Indem er einer der ersten im Auslande der deutschen Wissenschaft Geltung verschaffte, hat er den Aufschwung deutschen Nationalgefühls vorbereiten helfen, welches jetzt mit Stolz auf ihn weist. Ein Rathgeber und Freund der preußischen Könige hat er die geistigen Interessen der Nation ein Menschenalter hindurch unabhängigen Sinnes und edlen Muthes vertreten, und kaum hat es damals in Deutschland einen namhaften Gelehrten oder Künstler gegeben, der nicht durch persönliche Verpflichtung jene

grenzenlose Hingebung kennen gelernt hätte, welche Alexander von Humboldt sein ganzes äußeres und inneres Dasein idealen Zwecken opfern ließ.

Das Andenken eines solchen Mannes durch ein öffentliches, auf Kosten der Nation errichtetes Standbild dankend zu ehren, mag überflüssig erscheinen, entspricht aber einer Forderung des menschlichen Gemüthes und der Sitte aller Kulturvölker. Berlin, die Stadt seiner Geburt, die Stätte seiner Wirksamkeit während langer Jahre bis zu seinem Tode, ist der Ort für dieses Denkmal. Im Vertrauen, einem allgemein gehegten Gefühle zu begegnen, richten daher die Unterzeichneten diesen Aufruf an das deutsche Volk, sich an einer

Sammlung zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Alexander von Humboldt in Berlin

zu betheiligen. Beiträge anzunehmen ist neben unserem Schatzmeister, Herrn Alexander Mendelssohn, jeder der Unterzeichneten bereit. Etwaige Ueberschüsse werden der bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin schon bestehenden „Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen" überwiesen werden.

Berlin, den 2. Juli 1869.

Bastian. A. Bernstein. E. du Bois-Reymond. W. Borchardt. Borsig. Curtius. v. Dachröden. A. Delbrück. Fr. Duncker. Ehrenberg. Ewald. Förster. Gneist. H. Grimm. G. Hagen. F. v. Holtzendorff. Kiepert. Kletke. Kochhann. F. W. Krause. B. v. Langenbeck. O. Lewald. Loewe (Calbe). Ed. Magnus. G. Magnus. Meyer Magnus. Al. Mendelssohn. P. Mendelssohn-Bartholdy. Jaques Meyer. Parthey. Pertz. Poggendorff. Pringsheim. Reichert. G. Reimer. G. Rose. Rosenthal. J. Roth. Runge. W. Siemens. Virchow. Franz Vollgold. A. Weber. Weierstraß. Guido Weiß.

[3] (S. 73.) Man vergleiche den im „Deutschen Reichs- und Königlich Preußischen Staats-Anzeiger" vom 18. September 1876 vom Ausschuß des Comités für das Denkmal Alexander's von Humboldt veröffentlichten Geschäftsbericht, in welchem sich einige hier übergangene Einzelnheiten finden.

[4] (S 74.) Das Protokoll über die Abnahme des Modells der Statue Alexander's von Humboldt lautete:

„Verhandelt Berlin, den 25. August 1880.

Anwesend: der Ausschuß des Comités für Errichtung eines National-Denkmals für Alexander von Humboldt, bestehend aus den Herren du Bois-Reymond, von Forckenbeck, Kochhann, Delbrück, Virchow, Franz Mendelssohn, Straßmann, Werner Siemens, und als Commissarien des Herrn Ministers der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten die Herren Ministerial-Director Lucanus, die Professoren Schrader und Wredow und Director Jordan (als Protokollführer).

Zum Zweck der Besichtigung und event. Abnahme des von Professor R. Begas in halber Größe der beabsichtigten Ausführung hergestellten Modelles der Statue Alexander's von Humboldt fanden sich die obenbezeichneten Herren Nachmittags 3 Uhr im Atelier des Künstlers (Stülerstraße 4) ein. Das Modell wurde eingehend betrachtet und in längerer Discussion unter den Mitgliedern des Comités besprochen.

Es ergaben sich hierbei folgende Anstände, welche nach einhelliger Meinung der Anwesenden dem Künstler mitzutheilen seien.

1. In Rücksicht auf das Alter, in welchem Wilhelm von Humboldt in dem zur Ausführung angenommenen Modell der Pendant-Statue von P. Otto dargestellt ist, ferner mit Rücksicht auf die von Alexander von Humboldt nur in jüngeren Jahren getragene Tracht (Kniehosen und Schuh und Strümpfe), endlich auf den dem Künstler wiederholt ausgesprochenen Wunsch des Comités, Alexander von Humboldt als noch kräftigen Mann dargestellt zu sehen, — wünscht man eine etwas jüngere Auffassung als die Gesichtszüge zeigen, deren unterer Theil namentlich auf einen Mann von 60—70 Jahren schließen läßt, während Wilhelm ungefähr als Fünfzigjähriger wiedergegeben ist.

2. Die bauschige Behandlung des Rockes besonders im Brusttheil schien durch eine straffere ersetzt werden zu können.

3. Am rechten Bein fiel eine zu steife Haltung des Kniees auf.

4. Die Fülle der auf den Globus herabfallenden Drapirung wäre einzuschränken.

5. Man wünscht klarer zum Ausdruck gebracht zu sehen, worauf die Figur sitzt, da man

deutlich weder Fels noch Baumstamm (zu denen der Globus kaum passen würde), noch einen künstlichen Sitz zu unterscheiden vermag.

6. Da das Denkmal nach allen Seiten frei stehen wird, ist größerer Werth auf die Durchbildung der Rückenansicht zu legen, der Pelzkragen zu beseitigen.

7. Der Blumenzweig in der Hand Humboldt's und die Herbarien, deren Aufstellung übrigens auch aus Gründen der Statik als bedenklich erschien, weise viel zu ausschließlich auf die Bedeutung desselben als Botaniker hin; diese Symbole dürften einzuschränken oder durch andere Attribute zu ersetzen sein.

8. Die Thiergestalten an dem die Inschrift der Vorderseite des Postamentes umgebenden Kranze wünscht man beseitigt zu sehen, ebenso die Putten mit Teleskopen oberhalb der Inschrifttafel, auf deren Wegfall entschiedener Werth gelegt wird.

9. Ueber die im Modell noch freigelassene Tafel an der Rückseite des Postamentes, welche bei der Aufstellungsweise des Denkmals ebenfalls einer Füllung mit Relief bedarf, behält man sich Bestimmung vor.

Das Comité vereinigt sich in dem Wunsche, daß Professor Begas die obigen Bemerkungen, welche ihm durch einen Vertrauensmann mündlich mitgetheilt werden sollen, bei der Ausführung thunlichst berücksichtigen werde, beauftragt den Director Jordan mit den erforderlichen Mittheilungen an den Künstler und beschließt die Abnahme des Modells."

Ein Vergleich dieses Protokolls mit der vollendeten Statue zeigt, daß der Künstler den Wünschen der Commission sich insofern fügte, als er die Figur von dem Pelzkragen befreite, mit welchem sie im Modell versehen war. Hr. Professor Begas begriff zuletzt wohl selber, daß der Pelzkragen nicht gut zum Tropenreisenden passe, auf den die botanischen Attribute hinweisen. Die Punkte 7. und 8. des Protokolls ließ Hr. Begas völlig unbeachtet. Bis zu welchem Grade er die in den übrigen Punkten, insbesondere dem 5., formulirten Anstände beseitigte, soll hier nicht untersucht werden. Da Hr. Begas im Sommer 1882 sich weigerte, seine Arbeit vom Comité besichtigen zu lassen, blieb dieses bis zur Enthüllung im Dunkel darüber, wieweit er die ihm von seinen Auftraggebern gemachten Ausstellungen der Berücksichtigung für werth gehalten habe.

[5] (S. 75.) Nämlich der von der Königl. Akademie der Wissenschaften mit den Mitteln der Humboldt-Stiftung zur Fortsetzung von Humboldt's Versuchen am Zitteraal ausgesandte, seitdem so tragisch ums Leben gekommene Dr. Carl Sachs. S. „Aus den Llanos. Anzeige und Nekrolog" in der „Rundschau", März 1879. Bd. XVIII. S. 390 ff.; auch in „Dr. Carl Sachs' Untersuchungen am Zitteraal, Gymnotus electricus, nach seinem Tode herausgegeben von E. du Bois-Reymond." Leipzig, 1881. S. IX ff.

[6] (S. 76.) Rieß, Die Lehre von der Reibungselektricität. Bd. I. S. 292. 345. 346.

[7] (S. 76.) Sulzer hat 1752 in Berlin den ersten galvanischen Versuch angestellt. Vergl. E. du Bois-Reymond, Untersuchungen über thierische Elektricität. Berlin, 1848. Bd. I. S. 54. Anmerk.

[8] (S. 76.) Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern. Rede . . . am 3. August 1881 in der Aula der Universität gehalten von dem zeitigen Rector A. W. Hofmann. Berlin, 1881. 4°. S. 8.

[9] (S. 76.) Im Jahre 1840 entdeckte Herr Pacini in Pistoia gewisse höchst merkwürdige Gebilde an den Endigungen der sensiblen Nerven, namentlich der Handfläche und Fußsohle. Es fand sich später, daß sie schon 1741 von dem Anatomen A. Vater in Wittenberg beschrieben, wenn auch nicht in ihrer Bedeutung erkannt worden waren. Sie heißen daher jetzt bei uns die Vater-Pacini'schen Körperchen.

[10] (S. 76.) Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles Lettres. Année 1749. A Berlin 1751. 4°. p. 103. — Physikalische und Medicinische Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin . . . . übersetzt von Mümler. Bd. III. Gotha, 1783. S. 504.

[11] (S. 78.) Die Sätze zwischen Anführungszeichen auf dieser Seite sind der geschichtlichen Einleitung zu meinen „Untersuchungen über thierische Elektricität" entlehnt, wo man (Bd. I. Berlin 1848. S. 75) die Bedeutung von Humboldt's Untersuchungen in dem Streit zwischen Galvani und Volta auseinandergesetzt findet. Die Worte zwischen einfachen Häkchen sind Humboldt's eigene Worte in den „Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser

nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt", (Berlin und Posen, 1797), Bd. I. S. 5. 7.

[12] (S. 78.) Versuche u. s. w. Bd. I. S. 76. 77.

[13] (S. 78.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende. Rede bei Antritt des Rectorats . . . am 15. October 1882 gehalten. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1883. S. 22 ff.

[14] (S. 79.) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 4. Theil (1798). Stuttgart und Tübingen, 1829. S. 103—107.

[15] (S. 79.) Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweite wohlfeile Ausgabe. Vierter Theil. 1797—1805. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1859. Brief Schiller's aus Jena, am 6. August 1797, S. 46. — Vergl. Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie . . . Herausgegeben von Karl Bruhns. Leipzig 1872. Bd. I. S. 212. 213.

[16] (S. 80.) Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. III. Stuttgart und Tübingen 1850. S. 511.

[17] (S. 80.) E. du Bois-Reymond Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft. Festrede, gehalten am 7. Juli 1870. Monatsberichte der Berliner Akademie. 1870. S. 841; — besonders erschienen bei Dümmler. 1871. S. 21. 22.

[18] (S. 80.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende u. s. w. S. 26 ff.

[19] (S. 81.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Sprachliche Bemerkung, im Archiv für Physiologie, 1881. S. 577. — S. auch Al. von Humboldt, Ansichten der Natur, mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Stuttgart und Tübingen, 1849. Bd. I. S. 247.

[20] (S. 81.) Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie u. s. w. Bd. I. S. 55.

[21] (S. 83.) Ansichten der Natur u. s. w. Bd. II. S. 310 ff.

[22] (S. 83.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Gedächtnißrede auf Johannes Müller. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1859, Berlin 1860. 4°. S. 33. 34. 37. 38.

[23] (S. 84.) E. du Bois-Reymond, Gedächtnißrede auf Paul Erman. Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 7. Juli 1853. Berlin, 1853. 4°. S. 14. 15.

[24] (S. 84.) Joh. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen . . . Bd. II. Abth. III. Coblenz 1840. S. 566. 567.

[25] (S. 86.) Vergl. in E. du Bois-Reymond, Der physiologische Unterricht sonst und jetzt. Rede bei Eröffnung des neuen physiologischen Instituts der . . . Universität in Berlin, gehalten am 6. November 1877. Berlin 1878. S. 8. 9 die Proben aus Henrik Steffens' Vorlesungen über Anthropologie.

[26] (S. 86.) Die allgemeine Bedeutung des im Text bezeichneten Forscherkreises hat auch schon Hr. Hofmann in seiner oben Anm. 8 angeführten Rede: Ein Jahrhundert chemischer Forschung u. s. w., S. 27 ff., beredt hervorgehoben.

[27] (S. 88.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede, gehalten am 30. Januar 1868. Monatsberichte u. s. w. 1868. S. 38. — Besonders erschienen bei Dümmler, 1868. S. 6.

[28] (S. 88.) Der Schwierigkeit, in der halb dichterischen Haltung der „Ansichten der Natur" das nackt Thatsächliche zu unterscheiden, ist die Anklage gegen Humboldt entsprungen, daß er den Fang der Zitteraale mit Pferden falsch aufgefaßt oder ungenau dargestellt habe. Man sehe meine Widerlegung dieser Anklage und einer ähnlichen, die Wiedererweckung eingetrockneter Wasserschlangen und Krokodile betreffend, in meinem Werk über den Zitteraal (s. oben Anm. 5), S. 88.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

In den Zelten.

Immer, wenn ich an einem dieser schönen Sommervormittage, vom Fenster meines Arbeitsstübleins aus, über dem dunklen Grün des Thiergartens, der wie ein Forst zu meinen Füßen liegt, weit weg im Nordosten und dem Blau des Morgenhimmels die Victoria der Siegessäule leuchten sehe: dann trete ich frohen Muthes an meinen Schreibtisch, reibe mir vergnügt die Hände und spreche zu mir selber: „Wir werden heut' einen guten, warmen Tag haben, und heut' Abend .... aber ich sage nichts, ich sage nichts!"

Und wenn es nun endlich Abend geworden — denn ach! so ein heißer Sommertag ist lang in Berlin, — wenn die Rouleaux und Gardinen und Jalousien und wie die Dinge alle heißen, durch die man sich in dieser Stadt gegen die Gluth des Mittags verwahrt, wenn sie, sag' ich, in die Höhe gezogen, gerollt und gewickelt sind und durch das geöffnete Fenster zuerst wieder ein kühler Hauch von draußen heraufweht: dann mach' ich mich so unfehlbar auf den Weg, als dort über dem schrägen Dach des Nachbarhauses die Sonne niedergeht. Dann nehm' ich meinen Flurschlüssel und meinen Hausschlüssel, meine Cigarren, meinen Hut und meinen Stock und — wenn es sich für einen Mann in meinen Jahren schickte, wahrhaftig, ich würde, während ich die Treppen hinabsteige, singen — irgend ein schönes Volks- und Wanderlied. So wohl ist mir jedesmal, wenn ich meine Bücher in den Schrank stellen und meine Schreiberei liegen lassen kann, wenn ich vor der Thür meines Hauses stehend, mir die Frage vorlege: „Wohin nun, mein Freund? Ganz Berlin gehört Dir; entscheide, triff Deine Wahl!"

Gott sei Dank! — ich bin nicht der heilige Antonius und Niemand, weder der Teufel noch auch ein Engel, will mich in Versuchung führen. Ich bin ein Mann in gesetztem Alter, von bescheidenen Ansprüchen, von zufriedener Gemüthsart und conservativer Gesinnung, soweit es sich nämlich um die Spaziergänge handelt; ein wenig träumerisch, hier und da stehen bleibend, wenn ein hübsches Paar

vorübergeht oder ein Eichhörnchen über den Pfad schlüpft, ein wenig nachdenklich und manchmal sentimental; sonst aber ohne Harm, und meine Vergnügungen sind von der unschuldigen Art.

Ich schlage gleich den Fußweg mir gegenüber ein, er führt mich mitten in den Thiergarten hinein, und ich verschwinde hinter seinem Gebüsch, wie hinter einer Coulisse. Diesen Weg geht Niemand; hier bin ich allein. Die Andern lieben die Sonne, die Helligkeit, die breite Straße, den Lärm der Promenade, den Luxus der Toiletten, Equipagen, Pferde, Reiter und Reiterinnen; ich liebe den Schatten, die Dämmerung, den schmalen Heckenweg, die Stille, die Einsamkeit, ich kenne jeglichen Baum in dieser Gegend und ich meine, daß er auch mich kennen müsse, so vielmals in den vielen Jahren haben wir einander schon gesehen, Winter und Sommer, bei gutem Wetter und bei schlechtem. Ich war noch ein Student, da ging ich hier schon und Freunde gingen mit mir, die jetzt — Gott weiß wo in der Welt sind. Hier, am Goldfischteich, wie manchmal haben wir gesessen und die liebreizende Göttin angeschaut, die der Liebe, mit dem wehmüthigen Zug im Antlitz, der es noch holder macht; mit jenem schmerzlichen Lächeln um die „schöngereimten" Lippen, als wolle auch sie fragen: „Und nachher?" Sie steht noch immer da, die holde Medicäerin, und lächelt noch immer, wie vor zwanzig und dreißig Jahren — Eis und Schnee, Regen und Sonne, Frost und Blüthen sind über ihrem zierlichen Haupte dahingezogen. Die Götter werden nicht alt, und um ihre Füße, wie damals, spielen die Kinder, und auf den Bänken, unter den Rosen, sitzen Liebende, welche den Anbruch der Sommernacht erwarten und vorüber, Arm in Arm, gehen ein paar Studenten, von denen einer vielleicht in wiederum dreißig Jahren hier ähnliche Betrachtungen anstellt.

Nun kreuz' ich die Charlottenburger Chaussee, auf der damals in weiten Zwischenräumen ein Omnibus und ein Kremser sich zeigte, und auf der heut' das unaufhörliche Hin und Her und Geklingel zweier Pferdebahnen ist. Rechts durch das Brandenburger Thor, dessen Viergespann im sonnigen Aether funkelt, blick' ich in die Stadt, auf den Pariser Platz und unter die Linden, wo der Dunst des Tages und das Licht der untergehenden Sonne jenen eigenthümlichen Rosaschimmer weben, der noch lange an den Häusern zu haften scheint und die stolzen Fronten bis tief hinein, wie die Gipfel eines Berges färbt. Gerade vor mir steht die Siegessäule — von allen Siegesdenkmalen Berlins, wenn nicht das künstlerisch untadelhafteste, so doch dasjenige, welches am Meisten uns gehört — uns, den Lebenden, *unsere* Säule, „la colonne", die Säule von Berlin, wie die des Vendômeplatzes die Säule von Paris. Jetzt, wo der Purpur des Abends über sie strömt, glüht die Schlachtenjungfrau dort oben vom Scheitel bis zur Zehe; der Helm lodert, die Standarte blitzt, das eiserne Kreuz strahlt und ihr Lorbeerkranz blüht wie von hineingeflochtenen Feuerlilien, während die flammenden Flügel sich weit spannen, als bedürfe es nur des leisesten Anstoßes, und der Fuß hebt sich von der Kugel und sie wird auf's Neue fliegen — gegen Westen, gegen Osten ... wer weiß es? Und wer durch die Siegesallee geht, dem flimmert es vor den Augen von Gold und Farben, von Erz und Marmor, bis er — fast geblendet — beim Näherkommen über dem funkelnden Unterbau von polirtem Granit und in dem dreifachen Gürtel vergoldeter Kanonen die

Trophäen dreier Feldzüge unterscheidet. Dreimal haben diese Kanonen gedonnert und in sechs Jahren der Welt im Allgemeinen und diesem Königsplatz insbesondere ein anderes Aussehen gegeben — bunte Siegesmosaiken, wo früher nichts, oder ärger als das Nichts, wo Sand und Wüstenei war, metallene Reliefs, eine ganze Walhalla von Heldengestalten im preußischen Waffenrock. Leben von unserm Leben, Blut von unserm Blut. Und sammetne Rasenflächen ringsumher, so weich und grün, so sanft beschienen von der Abendsonne, Teppichbeete mit Blumen und Pflanzen in brennendem Roth und ernstem Braun und lichtem Blau, blühendes Gebüsch, zwei Springbrunnen — hier Raczinsky, dort Kroll, vor mir das aristokratische Quartier, das Generalstabsgebäude, wo Moltke wohnt, das Palais des Herzogs von Ratibor, die Bismarck-, die Moltkestraße, das Octogon des Panoramas von Gravelotte und St. Privat — und im Hintergrunde die stille, dämmernde Masse des Thiergartens.

Unter dem Thorbogen von Kroll werden schon die frühen Lämpchen angezündet, welche mit ihrem matten Licht wie gelbe Punkte auf dem Goldgrund des Abendhimmels stehen. Sie werden heller, je mehr der Tag verblaßt; Kroll am Abend gehört den Fremden und nur am Sommermorgen, in den frühen Stunden von sechs bis acht, gehört er uns, den Berlinern. Dann wird hier Brunnen getrunken — eine sehr ernste Affaire bei Krolls. Dann luftwandelt hier unter den Bäumen eine bedächtige Schar von Männern und Frauen, mit Bechern in den Händen oder mit Henkelgläsern, in welchen Karlsbader Sprudel dampft oder Marienbader Kreuzbrunnen perlt, — da und dort auf dem Tische steht noch von gestern ein Bierseidel, an den Bäumen prangen große, rothe Zettel: „Theodor Wachtel in den Hugenotten" — dazwischen kleinere weiße: „Sherry-Cobbler" und „Erdbeer-Bowle" und hinten an der Mauer sitzt ein langes Placat. In den Beeten stehen die Blechtulpen und die Blechpelargonien und ein Storch von Blech und über uns die weißen Glaskuppeln blinzeln, als ob sie sich den Schlaf noch nicht aus den Augen gewischt hätten, während wir unabläßig und nüchtern auf- und abpromeniren, mit der gesetzten Miene von Kurgästen, die alle paar Minuten die Uhr herausziehen und an nichts denken, als an den guten Kaffee, der sie erwartet, wenn sie ihr Werk gethan.

Aber es ist Abend und andere gute Dinge stehen uns bevor. Kommt nur, folgt mir; wir gelangen, wenn auch auf Umwegen, schon ans Ziel. Ich bin nicht Einer von Denen, die sogleich, nachdem sie vor die Thüre getreten, sich wieder setzen müssen und nach dem Kellner rufen. Ich liebe die Ordnung; Alles zu seiner Zeit. Ich habe gesagt, daß ich conservativ sei; doch ich ehre die Verfassung und lasse mich nicht abbringen, weder nach Rechts, noch nach Links, von meinem verfassungsmäßigen Spaziergang. Hier denn ist eine Allee von uralten Bäumen, Eichen und Linden, schon dunkel, da das scheidende Sonnenlicht das hundertjährige Laubdach kaum noch durchdringt. Dieses ist die Zeltenallee, vormals die Kurfürstenallee geheißen; und hier gingen die Großväter unserer Väter, wenn sie des Abends nach den Zelten wollten. Ehrbare Männer waren es, mit dreieckigen Hüten, mit Zopf und Perrücke, mit langen Rohrstäben in den Händen und mit einem bedachtsamen Schritt, wie Männer, welche Zeit haben und ihre Würde kennen. Wenn sie miteinander redeten, so sprachen sie,

wie gute Bürger, von ihrem Könige, Friedrich dem Großen, der damals schon ein alter Herr war und in Sanssouci residirte; waren sie Gelehrte, so sprachen sie von Voltaire und der Encyklopädie, waren sie Kaufleute, so sprachen sie von der Königl. Generaltobaksadministration, vom Zucker- und Kaffeezoll, von der Seehandlungscompagnie und dem letzten großen Wechselgeschäft der Herren David Splittgerbers seel. Erben. Bedächtig schritten sie dahin, nach einem großen Platz an der Spree, welcher der Kurfürstenplatz oder der Zirkel genannt ward. Auf der Seite nach der Spree war den ganzen Sommer hindurch eine Anzahl Hütten und Zelte aufgeschlagen, woselbst allerhand Erfrischungen verkauft wurden. Der gegenüberstehende Zirkel — ich citire hier den wackern Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn, der mit seinen Freunden Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn an dieser Stelle wohl manch' einen Sommerabend auf- und abgegangen — der gegenüberstehende Zirkel ist mit einer doppelten Allee von sehr hohen Ulmen und Eichen eingefaßt und der Hauptsammelplatz aller Spazierenden, welche theils unter den Alleen hin und her wandeln, theils auf den Bänken ausruhen. An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feiertags, pflegten hier einige Tausende zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen zusammenzukommen, wobei öfters, auf Befehl des Gouverneurs, die Musikcorps der in Berlin in Garnison liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilt wurden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel machte. „La place des Tentes au parc", wie Chodowiecki denselben (1772) dargestellt, galt für die „première promenade de Berlin". Sie blieb es durch das ganze Jahrhundert und bis weit in unser eigenes. Selbst die Mitglieder der königlichen Familie — so referirt W. Mila, ein Zeuge aus etwas späterer Zeit (1829), der sich des glänzenden Anblicks noch aus seiner Jugend erinnert — und Personen vom ersten Range mischten sich unter den bunten Haufen. In vergoldeten schön verzierten Phaëtons, in eleganten, von allen Seiten mit Glasscheiben versehenen Kutschen, oder in sogenannten Wurstwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken standen, fuhren die Prinzessinnen die Hauptallee entlang. Ein Mann von der Französischen Colonie, Namens Mourier, war der Erste, der hier im Jahre 1760 ein Zelt aufschlug, in welchem er Kaffee und sonstige Getränke und Erfrischungen feil bot; zum Schilde hatte er eine goldene Gans mit der sinnreichen Inschrift: „Monnoi (mon oie) fait tout". Aus den Kreisen der französischen Colonie, welche sich damals noch bei Weitem nicht vollständig germanisirt hatte, ging Etwas wie ein Athem des französischen „esprit" über Berlin, welcher sich bis in den kleinsten Dingen zeigte und vielleicht in seinen letzten Nachwirkungen nicht ohne Einfluß geblieben ist auf den Berliner „Witz". Dem Beispiele dieses betriebsamen Mannes folgten zwei andere Schenkwirthe, gleichfalls Franzosen, Dortu und Thomassin, bauten ihre Zelte an den Ufern der Spree und hatten einen guten und vergnügten Sommer davon. Im Winter wurden diese beweglichen Dinger zusammengeschlagen und in die Stadt gebracht, um, sobald der neue Lenz kam und die Hecken und Wiesen hier herum wieder grün wurden, fröhlich aufzuerstehen — echte Nomadenzelte in dem Sandmeer von Berlin, und der Fleck, auf dem sie standen, mit Wasser und Wald und geputzten Menschenkindern, eine der lieblichsten Oasen. Denn man brauchte

nicht hundert Schritte weit zu gehen, so war man knietief im Sande. Sand war der Exercirplatz, heute der Königsplatz mit der Säule, Sand war des Königs Holzplatz, heute die Alsenstraße, Sand war auch Seeger's Holzplatz, heute die Roon- und die Hinderfinstraße. Gegenüber auf der rechten Spreeseite war noch mehr Sand, welchen seit den Tagen Friedrich's I. französische Gärtner und Landbauer im Schweiße ihres Angesichts urbar zu machen trachteten, ohne sonderlich weit damit zu gelangen, weshalb sie es, mit der ihrer Nation eigenen Finesse, die sich in Kümmernissen durch einen guten Witz schadlos hält, la terre maudite nannten, oder la terre de Moab, das Moabiterland, heute Moabit, das Land Borsig's, der Fabriken und der Parks, das Land des Eisens und des Reichthums, ein sprechendes Exempel von Dem, was man aus Sand machen kann, wenn man es nur recht anfängt und sich die Mühe nicht verdrießen läßt. Freilich hat es hundert Jahre gedauert, ehe der kärgliche und widerspenstige Boden nachgab; und nach den Franzosen mußten unter Friedrich dem Großen westphälische Leute graben und pflügen und Hecken pflanzen, hartarbeitende, schwer auftretende Bauern, an welche noch, mitten in dem ganz modernen Moabit, zwischen den stattlichen Gebäuden unseres Jahrhunderts, ein altes, kleines, aus Lehm gebautes Haus erinnert, mit einem altmodischen Schild, das in altmodischer Schrift die Worte trägt: „Pumpernickel-Bäckerei". Wer damals aus der „terre maudite" kam, „über die Furt am Jordan (vulgo Spree), die nach Moabit führet", und bei den Zelten ausstieg, der mochte glauben, im gelobten Lande zu sein. „Milch gab sie, da er Wasser forderte, und Butter brachte sie dar in einer herrlichen Schale". Deß zum Gedächtniß, sagt mein Gewährsmann, ist den dort an der nämlichen Stelle noch befindlichen vier Kaffeehäusern die Benennung von Zelten geblieben, selbst als diese Zelte sich zuerst in Hütten und am Ende in große massive Gebäude verwandelten, „wovon Nr. 1 und 2 sogar große Säle haben, aus denen man an Sommertagen angenehme grüne Wiesen, jenseits der Spree, überschauet" — Wiesen, die Spuren und Zeugnisse des vereinten Fleißes von Franzosen und Westphalen, die nun auch längst wieder verschwunden sind, seitdem die Güterschuppen und Lagerhäuser des Lehrter Bahnhofes hier bis ans Ufer reichen, seitdem hier Holzplätze und Kohlenplätze sind, zwischen denen nur noch einsam da und dort eine Silberpappel emporragt. Statt des Geruches von Heu ist hier der Geruch von Pech und Theer und allerlei Schiffsgeräth, und wo die Sensen gedengelt wurden, ist jetzt das Pfeifen und Stoßen und Stöhnen der Locomotive — dem goldenen Zeitalter ist das eiserne gefolgt, in dem wir leben, das Zeitalter der Maschinen- und Massenarbeit; und doch, wer möchte leugnen, daß es seine Poesie hat, so gut wie jedes andere, nur daß uns das rechte Wort dafür oder der rechte Mann noch fehlt, der deutlich aussprächе, was wir nur undeutlich empfinden.

Adolf Menzel mit dem durchdringenden Blick unter den buschigen Brauen, und der nervigen Faust hat es vollbracht; er hat in seinen „Modernen Cyclopen", jetzt in unserer Nationalgalerie, eine solche Werkstatt gemalt, bei deren Feuerschein sich gleichsam die sociale Tiefe aufthut und ihre dämonisch arbeitenden Kräfte sichtbar werden. Seinen Spuren ist Paul Meyerheim gefolgt in den Panneaux auf Kupfer, welche die Marmorhalle des Borsig'schen Parkes schmücken:

die Geschichte der Locomotive von dem Moment, wo das Eisen aus den Gruben des schlesischen Gebirges steigt, bis zu jenem, wo der fertige Koloß verladen wird auf einen transatlantischen Dampfer im Hafen von Hamburg. Menzel, wiewohl mit einer Fülle von Phantasie, ist doch nicht etwa phantastisch; und, wiewohl ein Meister der Farbe, doch kein Schönmaler, eher ein Häßlichmaler. Seine Menschen auf diesem Bilde sind wirklich aus dem Eisenwalzwerk und der Maschinenbauanstalt. Ein geheimer Schauer ergreift uns, wenn wir sie betrachten: in ihnen steht unsere Zukunft vor uns. Ein Gleiches ist der Dichtung bis jetzt nicht gelungen; sie ringt um den ungeheuren Inhalt des modernen Lebens, aber sie hat ihn noch nicht gepackt. Und doch, welcher Roman könnte großartiger sein, oder belehrender und erhebender, wäre mehr werth, erzählt zu werden, als derjenige Borsig's, welcher als ein armer Zimmermannssohn in Breslau geboren ward und als ein einfacher Arbeiter nach Berlin kam, um ein Mann zu werden, nach welchem ganze Stadttheile sich benennen; ein Herrscher, aber ein solcher, der im Volke wurzelt, dessen Kraft aus dem Volke stammt und der sie ihm tausendfach wieder zurückgegeben hat.

Er war ein Mann von Genius und, wie jeder Schöpfer, von tiefem Gemüth; er konnte sich an dem Aufblühen einer Blume, dem Fortkommen eines Bäumchens in seinem Garten freuen und bei seinen Arbeitern hieß er „Vater Borsig". In der älteren Generation derselben ist sein Andenken noch unverwischt, obwohl er nun bald dreißig Jahre todt ist. Meister sind da bei den Schmieden und den Formern, die jung unter ihm waren und die heute noch von ihm sprechen, wie von einem Lebenden. Andere, die bei der Arbeit Invaliden geworden, haben Ruheposten erhalten, und Alle hängen an dem Hause mit einer Art von Familiensinn. Unter solchen Einflüssen wächst das jüngere Geschlecht der Arbeiter heran und hier wenigstens scheint kein Boden zu sein für den socialen Unfrieden, wo der Geist Borsig's gleichsam noch persönlich fortwirkt und sein Beispiel zeigt, was Jeder auf dem Wege redlicher Arbeit zu erreichen vermag.

Einst, als ganz junger Mensch, war er auf Veranlassung Beuth's aus dem königl. Gewerbe-Institut fortgewiesen worden, weil er keinen Sinn für Chemie habe. Dafür stellte Borsig siebenzehn Jahre später (1842) auf der ersten Berliner Industrie-Ausstellung eine Locomotive aus, der er den Namen „Beuth" gegeben; und neben den Medaillons von Humboldt und Schinkel, von Rauch und Stüler, welche die, dem Borsig'schen Park zugekehrte Front des Verwaltungsgebäudes schmücken, ist auch dasjenige des unvergeßlichen Förderers des preußischen Gewerbefleißes und der Berliner Industrie. So dankte Borsig dem, der nicht eben rühmlich an ihm gehandelt, aber dadurch providentiell für ihn geworden war. Ein Maschinenbauer sollte er sein und ein Maschinenbauer war er zehn Jahre lang (1826 bis 1836) in der Eggels'schen Eisengießerei, dem einen von den drei Privat-Etablissements dieser Art im damaligen Berlin. In harter Arbeit erwarb er sich ein kleines Vermögen, ich glaube 5000 Thaler in zehn Jahren, kaufte sich ein Grundstück vor dem Oranienburger Thor, wo heute die Chausseestraße ist, und errichtete daselbst ein eigenes Hüttengebäude. Hier baute Borsig seine erste Locomotive; die erste, die jemals auf deutschem Boden gebaut worden ist. Am 24. Juni 1841 wurde sie fertig. Die ganze Nacht war gearbeitet worden und die ganze

Nacht durch hatte Borsig — wie dessen Biograph, Hermann Vogt erzählt — unter seinen Arbeitern gestanden, voller Aufregung, voller Zweifel, ungewiß, ob sein Werk gelungen. Endlich dämmerte der Morgen, ein Sonntagmorgen, und die Maschine wurde geheizt. Es war vier Uhr früh. Langsam erwärmte sich der Kessel, das Wasser begann zu sieden, der Dampf stieg auf, die Cylinder arbeiteten, die Kolbenstangen reckten, die Axen bewegten, die Kurbel drehte sich, die Räder rollten — und „sie geht!" rief Borsig seinen Ingenieuren zu. Mit diesen zwei Worten war seine Zukunft entschieden, in ihnen lag Ruhm und Reichthum, lag seine Lebensaufgabe: nämlich, den deutschen Locomotivbau von der Arbeit und selbst dem Material des Auslandes frei zu machen. Denn bis dahin wurden die fertigen Locomotiven und lange noch ward das Schmiedeeisen aus England bezogen.

Nur noch fünfzehn Jahre waren Borsig vergönnt, aber sie reichten hin. Wo sein erstes Hüttengebäude stand und seine erste Locomotive ging, erhebt sich auf dem ehemals freien Felde jetzt, in einer neuen Stadtgegend, die sich weit gegen Norden erstreckt, und inmitten einer Arbeiterbevölkerung, die nach vielen Tausenden zählt, aus einem Walde von Schornsteinen, jener ungeheure Complex von Werkstätten und Hallen, in denen seitdem an die 4000 Locomotiven gebaut worden sind, aus dem Eisen und dem Stahl, die in den eigenen Werkstätten von Moabit geschmiedet und gegossen, mit dem Erz und der Kohle, die aus den eigenen Gruben in Schlesien gewonnen werden.

Borsig starb im besten Mannesalter nach kaum vollendetem fünfzigsten Lebensjahr und er ruht auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof, gerade gegenüber seiner Maschinenbauwerkstatt in der Chausseestraße. Sein Sohn, der Erbe seiner fürstlichen Besitzungen, ward nicht einmal so alt wie der Vater; er starb vor fünf Jahren, als eben das schöne Palais an der Ecke der Voß- und Wilhelmstraße fertig geworden, welches heute noch leer steht. Still auch ist es in dem Park von Moabit und in dem Landhause wohnen zwei Wittwen. Aber ein hübscher Knabe, der Sohn des letzten Besitzers, tummelt sich auf dem Rasen, und er läuft mir muthwillig voran zu den Sehenswürdigkeiten des Gartens, welcher mit großer Liberalität jedem Besucher offen steht.

Oftmals auf meinem Abendgang komm' ich hierher zu dem nunmehr wohl etwas vereinsamten Sitz eines Fürsten der Industrie; zu den weiten Rasenflächen mit den schönen Baumgruppen, durch welche der Abendhimmel schimmert. Am Thore steht der Portier mit der goldgeränderten Mütze. Dann erscheint das stilvolle, geräumige, jedoch nichts weniger als auffallende Herrenhaus, die Hinterfront ganz in Grün versteckt. Dann das Palmenhaus mit den wunderbaren Farrenbäumen aus dem südlichen Amerika, den edel geformten Palmen aus Indien und Ceylon; eine Treppe, deren Stufen von Granit, führt zu Felswänden hinan, mit kriechendem Moos bekleidet, und zwischen den Tropenpflanzen Figuren von weißem Marmor, gelblich leuchtend von dem Strahl der Abendsonne, der sich weiterhin in dem feuchten Grün verliert. Candelaber hängen von oben herab — wie feenhaft muß es hier sein an Ballabenden, wenn Musik aus dem Innern schallt und der bunte Glanz des Festes mit der stillen Schönheit der Pflanzenwelt sich vereint! Dann das Orchideenhaus, vor welchem die

Marmorbüsten der beiden Borsig, Vater und Sohn, unter niederhängendem Gezweig stehen. Dann die Marmorhalle mit den Bildern von Paul Meyerheim — überall Pracht, und Marmor, und Farben, aber nichts Prahlerisches, was den Blick oder die Empfindung verletzen könnte. Dann das Haus der Victoria Regia und nebenan das Wasser mit der blühenden Victoria Nymphäa, blaßroth, dunkelroth, blau, märchenhaft auf den breiten, grünen Blättern schwimmend, während zahllose Goldfische sich umhertummeln. Und mir wird, als erlebt' ich selber ein Märchen — aber ein ganz modernes — indem unaufhörlich in diese Herrlichkeit und Stille von Grün und Blumen das Schnaufen und Stampfen der Maschinen hereindröhnt, die Stimmen der Arbeit, von Guß- und Puddelöfen, von Walz- und Hammerwerken, welche Park und Haus umgebend, bis an das Ufer der Spree reichen. Hier stößt der Eisenhammer an den Park, sein gewaltiger Schornstein steht da wie der Thurm einer Burg, und Park und Fabrik gehen ineinander über. Hier befindet sich auch das Verwaltungsgebäude, von welchem ich oben schon gesprochen; und hier, wo sich jeden Mittag hunderte von Arbeitern in einem hohen Saal, an reinlichen Tischen zu einer guten, billigen Mahlzeit niedersetzen, kann man sehen, wie Borsig für seine Leute gesorgt hat. Aber dazu muß man einen Umweg durch den Hof machen; denn der Saal steht nicht zur Schau, wie die Palmen und Orchideen. Hier steigt man auch zu einer Terrasse, mit dem Blick auf die Spree, die Schiffe, die Lessingbrücke, die Stadtbahn, den Thiergarten; und hier, den dumpfen Lärm, den das gleichmäßige Ausstoßen des Dampfes verursacht, zur einen und zur andren Seite die Ruhe, den frischen Geruch des Grüns und den Glanz des Abendhimmels — hier sitze ich gern und lausche und suche nach dem Wort, das ich nicht finden kann . . . .

Vergoldet nicht dieselbe Sonne, die Sonne Homer's, die Rauchwolken, welche schwarz und dicht aus dem Riesenschlote des Eisenwerks emporsteigen, und in malerische Bildungen aufgelöst, in wunderbare Farben getaucht, sich fern am abendlichen Himmel verlieren? Sind es nicht herkulische Gestalten, die mit den Eisenstangen und den Lederschürzen vor dem Schmiedefeuer und dem Ambos stehen, wenn die Esse sprüht, wenn die Flamme knistert, wenn der schmelzende Stahl herausfließt wie Wasserbäche, wenn Blöcke weißglühenden Erzes von mächtigen Hebeln, wie von Geisterhänden bewegt, dem Willen dieser Menschen gehorchen, sich heben, durch die Luft fahren, sich senken, und der Dampfhammer mit einer Wucht von 5000 Pfund diese feuersprühende Masse platt drückt, wie — man verzeihe mir den Vergleich, aber ich finde keinen andern — einen Schweizer Käse? Ist es nicht eine Phantastik, wie im Reiche der Erdgeister, wenn ein goldner Funkenregen umherprasselt, in welchen die niedergehende Sonne von außen nur ganz blaß, in langen Strahlen hineinscheint? Oder sind es nicht liebliche Landschaften, hier ein Stück Wiese mit der bläulichen Straßenferne, dort ein Stück Wasser mit röthlich angeglühten Segeln, welche man durch die Bögen der Stadtbahn erblickt, wie in einen Rahmen gesetzt; und sie ist selber nicht ein Werk, welches an Kühnheit der Conception und Großartigkeit der Ausführung sich wohl messen darf mit jedem altrömischen Viaduct, dessen Trümmer wir heute noch ehrfurchtsvoll anstaunen? Ja, mag im Laufe der Zeiten — in

hunderten, nein in tausenden von Jahren, jener Neu-Seeländer Macaulay's, nachdem er in der ungeheuren Einsamkeit seinen Stand genommen hat auf einem zerbrochenen Bogen von London-Bridge, um zu zeichnen die Ruinen von St. Paul's — mag er nicht auch hierherkommen nach Berlin, um auf den Steinresten Dessen, was einst die Stadtbahn gewesen, elegische Betrachtungen anzustellen über die Größe, den Verfall und die Vergänglichkeit aller Dinge?

Kommt, ihr kleinen zierlichen Figuren, wie ihr vor mir steht auf dem Bilde von Chodowiecki, dem verfeinerten Hogarth Berlins — ihr Püppchen, so zart und gebrechlich wie aus der Meißener Porzellanfabrik — Frauen in langen, schleppenden Gewändern, mit hoher Frisur und Puder darin, Männer in gestickten Röcken, mit Band und Haarbeutel, mit dem Hut unter dem Arme und dem Degen an der Seite, höfliche Männer, die sich unaufhörlich verneigen und galante Reden im Munde führen und den Damen die Cour machen. Rings ein Kichern und gedämpftes Lachen und anmuthiges Geplauder unter den Bäumen des Thiergartens, welche diesen Salon im Freien mit ihrem Laubdach beschirmen. Eine Gruppe sitzt um einen Tisch: ein sehr corpulenter alter Herr mit rundem Bauch und jovialem Gesicht erzählt seinen schönen Zuhörerinnen offenbar eine lustige Geschichte; ein sehr dünner junger Herr, der vielleicht eben „die neue Heloise" gelesen hat und in zwei Jahren gewiß „Werther's Leiden" lesen wird, lehnt melancholisch an den Stamm einer Linde. Zwei junge Damen, Hand in Hand, stehen ihm gegenüber; zwei andere junge Damen, gleichfalls Hand in Hand, enteilen über den Rasen. In den Zelten aber ist ein lustiges Treiben. Da kommen und gehen die Menschen und die Wagen und M. Mourier, unter dem Zeichen der goldenen Gans, und M. Thomassin und M. Dortu machen ihnen die Honneurs. Fern über die Spree zieht träumerisch ein Schifflein und eine Diana mit ihrem Hunde von weißem Stein schimmert durch das verschleiernde Grün.

Etliche Jahre, nachdem Chodowiecki sein Blatt gestochen, kam ein Fremder hierher, ein Anonymus, allem Anschein nach aus sächsischen Landen, ein Mann von Empfindung und beweglichem Temperament, der von dem Berliner Leben damaliger Zeit außerordentlich entzückt war, und es in seinen „Bemerkungen eines Reisenden" (Altenburg, 1779) ein wenig in der Manier Sterne's beschrieben hat. In Gesellschaft eines Predigers besucht er die Zelten — „die Zelter", wie er sie nennt, — „oder besser die Hütten, denn nur selten steht ein aufgeschlagenes Zelt da und der Saal, welcher errichtet ist, hat nur die Form eines Zeltes und ist von Holz." Hier nimmt der Reisende Platz mit seinem geistlichen Freund. „Wundern Sie sich nicht," ruft er aus, „daß Prediger die Hütten besuchen. Man ist in Berlin nicht mehr so weit in der Weltkenntniß zurück, daß man es einem Geistlichen verargen sollte," ꝛc. Die Beiden beginnen damit, ihre langen Pfeifen anzustecken; denn damals, in der glücklichen Zeit, rauchte man noch „lang," und nicht nur zu Haus. Wenn man ausging, trug man in der einen Hand den Stock oder den Regenschirm, in der andern die lange Pfeife — so war der Berliner vor hundert Jahren. „Die Aussicht von hinten zu ist majestätig und prächtig," sagt unser Reisender, der aber, als Weltmann und echtes Kind seines Jahrhunderts mehr dem Spruche Pope's huldigt: „The proper study of mankind is man" und demgemäß sich sogleich der Betrachtung des

Anblicks vor den Zelten zuwendet. „Unter Tangelhütten sitzen an vielen Tischen allerlei Berliner, aus allen Ständen. Schon die Mannigfaltigkeit der Röcke ist aufmunternd. Unter den Hütten, wo ich mich befand, pflegt sich der edlere Theil der Einwohner Berlins zu versammeln, weiter hin ist schon ein Abfall, und ganz am Ende sitzt Crethi und Plethi." Es scheint, daß Messieurs Mourier, Thomassin und Dortu mittlerweile Concurrenz bekommen und daß die bevorzugten Zelte damals die des Herrn Grüneberg waren. „Ich schildere Ihnen bloß die Grüneberg'schen Hütten," fährt der Reisende fort. „Mitten unter den Tischen steht eine große Säule, an welcher einige Lampen hängen" — zur Bequemlichkeit für die Gäste, die sich daran ihre Tabakspfeifen anzünden. „Die Tische sind fast allemal besetzt. Beiläufig muß ich erwähnen, daß es Berliner gibt, die alle Tage, bis in den spätesten Herbst, den Thiergarten und die Grüneberg'schen Hütten besuchen. Die Gesellschaft ist buntscheckig genug. Eine Partie trinkt Kaffee, die andere Thee, eine dritte Bier, und eine vierte, die vielleicht die Schwindsucht hat oder gern stark werden will, Wasser und Milch. Hier sitzt eine Familie, die den festlichen Geburtstag ihres vierjährigen Kindes begeht. Alt und Jung, von eingeschrumpften Großtanten bis zum Jungen, dem zu Ehren diese Feier angestellt ist, herunter. Solchen Scenen mag ich gern beiwohnen. Der gutmüthigen Mutter sah man die Freude, die das Herz in die Höhe schwellte, an und der vor Wonne über den klugen Jungen entzückte Vater wallete mit seiner Pfeife voll wohlriechenden Knasters unter seinen Freunden herum." Aber kaum drei Schritte von diesem Bild ehrbaren Glückes entfernt sitzt „eine Partie äußerst empfindsamer junger Herren," duftend von Eau de Levante, Eau de la Sultane, Eau sans pareil, und wie diese „galanten Wasser" alle heißen mögen; Petitmaitres, deren Anzug „dem neuesten Geschmack von Paris" entspricht, mit kurzem Chemiset, die oberen sechs Knöpfe aufgeknöpft, „damit das feine zierlich ausgenähete Jabot und die offene weiße Brust sogleich in die Augen fallen möchten. Denn," bemerkt unser Gewährsmann in Parenthese, „man trägt die Oberhemden vorn offen, um dem schönen Geschlecht seine Ergebenheit zu bezeugen." Ihr Gespräch, mit französischen Brocken, einem mon dieu! einem ma foi! einem je m'en demande pardon bestreut, „gleich dem Zucker auf einer Mandel- oder Wienertorte," betraf größtentheils die „Actricen", — „O Madame Nauseul!" sagte der Eine ächzend ... Ein leichter Hauch von Frivolität liegt über dieser Epoche der Empfindsamkeit, für welche die „Sentimental Journey" nicht weniger typisch ist, als „Werther's Leiden", nur daß freilich nicht Mr. Yorick's Humor, sondern erst der Pistolenschuß Jerusalem's dem Ding ein Ende machte.

Der „Zirkel" — heute der große Sandplatz vor den Zelten — ward in jenen Zeiten von der Mode begünstigt und aufgesucht von Allem, was elegant war in Berlin. Hier spielte der bunte Jahrmarkt des Lebens. Hier fand man die Schönheiten der Stadt, die Toiletten, den Reichthum, den Geist, den Witz und die Thorheit derselben; hier war ein Abglanz des Hofes. Neun Alleen zweigten von dem Zirkel ab, zu Ehren der neun Kurfürsten des heil. Römischen Reiches deutscher Nation. Selbiges Reich ist gestorben, aber die neun Alleen sind noch da; und mögen sie lange noch mit ihren Eichen und Buchen und

Kastanien und Ahornbäumen freudig wehen und rauschen zu Ehren des andren Reiches, des neuen Reiches, dessen goldene Victoria vom Königsplatz herübergrüßt zum alten Kurfürstenplatz.

Nicht weit davon ist der Großfürstenplatz, neuerdings aus seiner langen Verwahrlosung wieder hergestellt, mit saftig grünem Rasen, Blattpflanzen, Springbrunnen und hübschen Sandsteinfiguren, welche den Ackerbau, die Landwirthschaft und den Weinbau, den Fischfang, die Industrie darstellen — lauter Beschäftigungen, deren Bild zu sehen dem bürgerlichen Herzen wohlthut. Im Uebrigen war dieser Platz zu einer eigenen Art von Berühmtheit gelangt durch einen Vorfall, über welchen die Bücher jener Zeit weitläufig berichten. Er ward nach einem russischen Großfürsten genannt, welchem der Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, allhier ein glänzendes Fest gab. Es scheint, daß die Berliner des 18. Jahrhunderts nicht weniger neugierig und schaulustig waren, als ihre Nachkommen, die Berliner des 19. Jahrhunderts; und wie nun mehrere Tausende von ihnen versammelt waren, „mitunter im elegantesten Kostüm," da brach plötzlich ein heftiger Gewitterregen auf sie herunter und das Weitere kann man sich denken. Dieses wichtige Ereigniß notirt die Berliner Chronika zur Verherrlichung des Großfürstenplatzes; es ist das Einzige, was sie von ihm zu sagen hat. Er führt noch immer seinen alten Namen; aber nur Wenige wissen von dem Großfürsten und seinem Feste, von dem verwaschenen Puder, den ausgelöschten Schönheitsmalen, den goldbetreßten Röcken und seidenen Strümpfen Derer, die es zu sehen kamen und dem unauslöschlichen Gelächter Derer, die sich zu Hause gehalten hatten und trocken geblieben waren. Weisheit und Narrheit — wie viel bleibt davon? — „Es ist Alles Eins über hundert Jahr," sagt das Volkslied.

Gerne geh' ich diesen Weg am Ufer der Spree, welcher in alten Zeiten der Poetensteig hieß. Poetisch muthet er mich noch heut an, wenn ich bedenke, welche würdige und gravitätische Männer ihn vor mir gegangen sein mögen. Wer weiß, ob nicht Ramler hier manche seiner Oden scandirt hat, wie z. B. jene „An die Stadt Berlin":

Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich.

Oder, wenn er Friedrich's gedenkend, ausruft:

Eilt, ihn in Erz, den Edeln aufzustellen!
Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
Mit Blumen zu bestreun.

Jetzt freilich bietet sich mir ein anderes Bild. Es ist die Stunde, wo die Fabriken Feierabend machen und die Fabrikarbeiter heimkehren, jeder mit seinem Blechkesselchen in der Hand. Nur noch vereinzelt dröhnt der Schlag der Hämmer herüber vom jenseitigen Ufer, wo der Nachtdienst beginnt; denn die gewaltigen Feuer löschen niemals aus, und mit dem Rauch, wie er aus dem Schornstein steigt, mischt sich, bei eintretender Dunkelheit sichtbar, die röthliche Flamme. Noch bewegen sich, zwischen den schwerbefrachteten Fahrzeugen, welche von je

zwei Schiffern mit mächtigen Stangen mühsam von der Stelle geschoben werden, die leichten Kähne. Denn das Wasserfahren steckt dem Berliner im Blute; die jungen Männer und die Mädchen, sie verstehen beide das Ruder kräftig zu handhaben, das Steuer geschickt zu lenken — sie sind die echten Nachkommen der Fischer, welche sich zuerst in den Sümpfen von Kölln angesiedelt haben. Kein größeres Vergnügen für diese Menschen, als am Sonntag das Boot loszubinden und hinauszufahren und zu singen: „Das Schiff streicht durch die Wellen," oder „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet." Von einem hohen Mastbaum am Ufer weht die dreifarbige Flagge der deutschen Marine, und am Landungsplatz steht ein Mann, den Bart geschoren nach Art der Seefahrer, mit einem blauen Rock und dem Zeichen des Ankers auf den metallenen Knöpfen. Er ist der Capitän und vermiethet die Kähne. Ringsumher liegt Schiffsgeräth, stehen Fischkästen, hängen Netze und Körbe. Kähne, die ausgebessert werden sollen, sind ans Land gezogen; während die mobile Flotille festgemacht im Hafen ruht — Boot neben Boot, eins neben dem andern, grün angestrichen und sauber geputzt. Weiter zurück die großen Wasseromnibusse mit den grotesken Schiffsfiguren am Schnabel, mit rothen und gelben Türkenköpfen — mit einem Dach versehen, wie die beste Venetianische Gondel. Sie fahren von den Zelten nach Moabit und von Moabit nach den Zelten, zehn Pfennig die Person. Ein gar lustiges, kleines Hafenbild, immer bunt und belebt. Frauen sind da, welche Salzbretzel feilbieten. Der Wurstkessel dampft. „Schöne Warme! Schöne Kirschen!" Ein kleines Mädchen, ein „Drei-Käse-Hoch", wie man zu sagen pflegt, kommt mit Zündhölzchen. „Ick habe ja noch keen Handjeld verdient — geben Sie mir doch Handjeld, ja, lieber Herr?" ruft sie schmeichelnd. Indessen haben sich auch die Zelte bevölkert, eines nach dem andern hat sich mit Menschen gefüllt, und da, wo die feinen Herren und die feinen Damen des vorigen Jahrhunderts so zierlich mit einander conversirt hatten, fahren die Droschken im Rondel auf.

Jenseits desselben pflegt es um diese Zeit stille zu werden. Eine der anmuthigsten Spreelandschaften liegt vor mir: mit dem dichten Massiv des Thiergartens auf dem linken, dem Kirchthurm und den Schornsteinen und Baumgruppen von Moabit auf dem rechten Ufer, und dem breiten, stillen Fluß dazwischen, hell vom Glanze des Westens. Langsam herüber zieht der Rauch unter dem Abendhimmel, vom Abendroth durchleuchtet und mit den Wolken, dem grünen Ufer und den gelblichen Bögen der Stadtbahn sich spiegelnd in der schillernden Fluth. Bei der Eisenbahnbrücke hält ein Fischerboot. Zwei Männer stehen darin aufrecht in hohen Wasserstiefeln, Körbe auswerfend und wieder heraufziehend, so daß das schwarze Gewässer daran heruntertropft: sie fangen Aale und bewegen den Kahn an einer eisernen Kette quer durch den Fluß. Weiter herauf, unter einer alten Weide, steht eine Wäscherin. Die Weiden an der Spree sind die herrlichsten, die man sehen kann; einige breit und mächtig, andere hexenhaft verbogen, geben sie mit ihrem feingefiederten, graugrünen Laub und vielverästelten Gezweig der Landschaft zugleich etwas Phantastisches und Schwermüthiges, zumal in der Abenddämmerung. Die Ligusterhecke, den Rasen und das niederhängende Gebüsch nährt die Feuchtigkeit des Wassers, und indem man dem Laufe der Spree folgt, verliert sich mehr und mehr der Charakter der Stadt.

Zuletzt gelangt man an eine Stelle, wo sie ganz aufzuhören scheint und man erblickt das offene Land; aber freilich schon im Kampfe mit der Stadt, die langsam, langsam, aber auch wie das Verhängniß unaufhaltsam aus der Ferne heranschreitet. Schon liegen hohe Backsteinhaufen aufgethürmt, schon ist der weiche Boden von Räderspuren durchfurcht, schon steigen, wie Skelette, Baugerüste dort aus der Erde, während hier noch am Ufer zwei Kinder Futter für ihre Ziege schneiden und ein Mann mit einer Leiter über die Brücke kommt, um die Petroleumlämpchen anzuzünden.

Mit heiserem Klange vom Bellevueschlosse schlägt es acht. Wenn man seine gelbe Steinmasse, verwittert und vereinsamt, und doch noch zeugend von einer gewissen altmodischen Hoheit, seine doppelte Reihe weiß verhängter Fenster in diesem Zwielicht, von Baumwipfeln umragt und in der Umgebung seines Parkes erblickt, so macht das Schloß fast einen geisterhaften Eindruck. Große Schicksale hat es niemals gehabt; aber die Geschichte eines Gebäudes, wenn man sie getreulich erzählt, ist interessant wie die Geschichte eines Menschenlebens, auch wenn ihm und manchmal weil ihm das Außerordentliche fehlt. Ein Mann hat hier gewohnt, ein Jugendgenosse und Freund Friedrich's des Großen, welcher es reichlich erfahren, was Fürstengunst bedeutet; ein tüchtiger, aber bescheidener Mann, der viel für Andere, wenig für sich gethan, und dessen Name daher so gut wie vergessen ist. Warum hat man noch niemals daran gedacht, dem Andenken Knobelsdorff's ein Monument im Thiergarten zu widmen, der bis dahin nur ein Jagdrevier war, und durch ihn erst ein Park geworden ist? Es ist nicht sein einziges Verdienst, aber doch dasjenige, welches uns Berliner am Nächsten angeht. Er war 1697 geboren, nahm Kriegsdienste und stieg bis zum Hauptmann; 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz auf die Malerei und Baukunst zu legen, sagt Nicolai von ihm in seinen „Nachrichten von Künstlern unter König Friedrich II." Dieser ernannte ihn zum Oberaufseher aller Königlichen Gebäude. „Er erbaute das Opernhaus, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, das Schloß zu Zerbst. Er zierte das Schloß zu Potsdam aufs Neue aus und baute die marmorne Treppe im Hauptgebäude. Den Luftgarten zu Potsdam richtete er ein, so wie er ist. Er gab das Schloß Sanssouci an . . . . . Den Thiergarten vor Berlin hat er unnachahmlich schön angeordnet . . . . . Er starb 1753." — „Ein sehr verständiger, kenntnißreicher Mann," sagt von ihm Carlyle, in dessen „Geschichte Friedrich's II." wir diesem Knobelsdorff öfter begegnen, zuerst in Bayreuth, bei der Markgräfin Wilhelmine, der Lieblingsschwester des Königs, dann in Rheinsberg, dessen Ausbau er gleichfalls unternommen; „ein Mann von ernstem Aussehen, ernst, jedoch wohlwollend und voll ehrlichen Scharfsinnes, das echte Bild gesunden Verstandes" — lange der Vertraute Friedrich's, und nicht nur in Kunstsachen. „Der König hat ihm die Mittel verschafft, um in Italien zum Künstler zu reifen," sagt Ernst Curtius in seiner (1878) zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der Berliner Akademie gehaltenen Rede; „und gab ihm dann eine Stellung, welche mit derjenigen verglichen werden kann, die Phidias unter Perikles hatte; denn es war Knobelsdorff's Aufgabe, die umfassenden und immer neuen Gedanken des Staatsoberhaupts für die Ausstattung der Residenzen mit Schlössern, Theatern, Staatsgebäuden, Denk-

mälern und Gartenanlagen technisch zu verarbeiten und ihre Ausführung an oberster Stelle zu leiten." Aber mit diesen überwältigend Großen ist auf die Dauer kein Verhältniß möglich; in ihrer einsamen Höhe verlieren sie die Schätzung der Persönlichkeiten, ihr Wille duldet keinen anderen, ihre Größe drückt Alle nieder und wer das Gefühl seiner Freiheit und Würde nicht völlig hinzugeben vermag, fällt in Ungnade. Superioren Naturen dieser Art genügt es nicht, auf dem ihnen zugewiesenen Gebiete die Ersten, ja die Einzigen zu sein: sie wollen Alles wissen, auf allen Gebieten, und wehe Dem, der Widerspruch erhebt! Das ist die bedenkliche Seite des von Carlyle verkündeten Heroencultus. „Knobelsdorff," so drückt Curtius es aus, „blieb das Martyrium nicht erspart, welches den Baumeistern genialer Fürsten bei dem hellsten Glanz von Ehren und Macht einem dunkeln Schatten gleich zu folgen pflegt. Friedrich war auch auf diesem Felde voller Selbstherrscher .... Auch in der Geschmacksrichtung traten Gegensätze ein. Knobelsdorff's Ideal war eine Einfachheit des Stils, der Ernst einer hohen Kunst, die dem Könige zu kalt und kahl erschien. Von dem deutschen Edelmann, der mit Freimuth seine Kunst vertrat, wandte sich der königliche Bauherr andren Architekten zu, welche auf jeden Einfall geschmeidiger eingingen." Es kam zum Bruch zwischen ihm und Knobelsdorff, welcher fortan in der Zurückgezogenheit lebte, sich hauptsächlich mit der Malerei beschäftigend.

Noch steht der Flügel des Bellevueschlosses, den er gebaut und in welchem er gewohnt hat. Es ist derjenige, der sich dem Wasser zukehrt. Nach der Neuschöpfung des Thiergartens hatte Knobelsdorff sich diesen Platz am Wiesenufer der Spree, welcher bis dahin einem Müller gehört, zur Erbauung eines Landhauses gewählt. Neben demselben legte er einen Wirthschaftshof an, der lange noch als „Knobelsdorff's Meierei" bekannt war. Hierher aus seinem Stadthaus in der Kronenstraße, das er sich selbst gebaut (an der Stelle, wo heute Nr. 29 steht), kam er immer, sobald es Sommer ward; hier, mit dem Blick gegen Norden und auf die Spree, standen seine Staffeleien, und hier, in der ganz von Grün umgebenen, mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Villa verlebte er seine letzten Jahre, dankbar, ohne Bitterkeit dessen gedenkend, der ihn verstoßen. „Ich fühle die letzten Augenblicke meines Lebens herannahen," schrieb er an ihn, wenige Tage vor seinem Tode, „und nütze eine Pause meiner Schmerzen, um den Gefühlen der Dankbarkeit Worte zu geben, von denen ich für all' das Gute und alle die Wohlthaten durchdrungen bin, mit welchen Ew. Majestät mich während meines Lebens überhäuft haben." Aber auch der große König blieb edleren Regungen nicht verschlossen einem Todten gegenüber, der ihm während einer langen und bedeutenden Thätigkeit im Leben so nahe gestanden. „Wir beklagen die Verstimmung, welche ein so schönes und seltenes Vertrauen löste zu einer Zeit, da Knobelsdorff in der vollen Kraft seines Schaffens stand," — so schließt in seiner milden Weise der Historiker Griechenlands seine Bemerkungen über das Verhältniß des Königs zu dem Künstler, welcher, „an den Denkmälern Roms mit feinem Sinne das Griechische herausgefühlt, ehe noch die attischen Denkmäler durch Stuart wieder entdeckt waren." Wenige seiner Zeitgenossen mögen ihn ganz gewürdigt haben; und es muß daher, „wenn von dem die Rede ist, was König Friedrich für die bildenden Künste gethan hat, ihm immer als ein

besonderes Verdienst nachgerühmt werden, daß er diesen Mann erkannt, ihn ausgebildet und ihm Gelegenheit gegeben hat, Werke zu schaffen, welche als die edelsten Baudenkmäler seiner Zeit noch heute ein Stolz unserer Stadt sind . . . Dem Herzen des Königs aber macht es Ehre, daß er in der Todtenspende zu sühnen suchte, was er in dem Verhalten zu seinem Jugendfreunde etwa versehen hat." An einem 24. Januar, 128 Jahre früher, ward in diesen Räumen und an derselben Stelle, wo Curtius das Lob Friedrich's sprach, der „éloge" auf Knobelsdorff verlesen, und der Verfasser war Friedrich. „Er war geboren zum Maler," hieß es darin, „und zu einem großen Architekten und es offenbarte sich in ihm das Wesen des Genius, welcher die mit ihm Begabten durch die Macht einer unwiderstehlichen Neigung antreibt ihm zu folgen und ihnen zeigt, wozu sie geschaffen sind." Bestattet liegt er im Deutschen Dom auf dem Gensdarmenmarkt, und am Friedrichsdenkmal unter den Linden, auf einer der Erztafeln, welche die Namen der großen Männer der Friedericianischen Zeit tragen, hat man, im Gefühle der Gerechtigkeit und gewiß im Sinne des Königs, auch den Namen des Freiherrn George Wenzeslaus von Knobelsdorff geschrieben.

Nach Knobelsdorff's Tode gingen Landhaus und Meierei in andern Besitz über; zuerst hatte sie ein Gastwirth, dann ein Commerzienrath Schneider, dann ein Hofrath Bertram. Zur Zeit, wo Nicolai schrieb (1779), hieß sie die Bertram'sche Meierei und im Jahre 1785 kaufte sie Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs. Er hatte bis dahin in Friedrichsfelde residirt, dessen Schloß, Park und Pertinenzien, gegenwärtig im Besitz der Familie von Treskow, der Prinz im Jahre 1762 von der Herzogin von Anhalt-Bernburg erworben. Prinz Ferdinand „richtete seine Hofhaltung in Friedrichsfelde nach dem Muster seines Bruders Heinrich in Rheinsberg ein", heißt es in der „Geschichte des Dorfes Friedrichsfelde" von Brecht; er legte Grotten, Tempel, Statuen, auch eine Fasanerie an, und bildete sich aus den Invaliden seines in Ruppin garnisonirenden Regiments eine Leibwache. Armer Prinz, mit drei solchen Brüdern dem großen Friedrich, dem Prinzen August Wilhelm, Vater Friedrich Wilhelm's II., und dem berühmten Prinzen Heinrich! „Sein ganzes Leben liegt im Schatten seiner Brüder", sagt sehr hübsch von ihm George Hesekiel in seiner Beschreibung von „Preußens Königlichen Schlössern". Dieser Prinz baute Bellevue, dessen ältesten Theil das ehemals von Knobelsdorff'sche Landhaus bildet und dessen Park er vergrößerte, indem er den das Schloß umgebenden Theil des Thiergartens hinzunahm, so wie wir Alles heute noch sehen. Der Bruder Friedrich's lebte noch (seit 1802 in Rheinsberg), als dessen Staat und Heer schon zusammengebrochen war; er überlebte seinen genialen Sohn, den Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel, und starb, ein Dreiundachtzigjähriger, ein Vergessener und Verschollener, im Jahre 1813. Sein Nachfolger in Bellevue ward sein Sohn, Prinz August, nach der Schlacht bei Jena der Kriegsgefangene Napoleon's, aber nachmals in den Feldzügen von 13 und 14 einer von den Rächern seines Geschlechtes und seines Vaterlandes, ein echt hohenzollern'scher Held. Eine Siegestrophäe, die große, schwarze Kanone auf steinernem Postament im Schloßhof, und ein neueres Denkmal im Schloßgarten erinnern noch an ihn. Es ist dies eine Pyramide mit Adlern und Fahnen und dem Ausblick auf den großen Stern, wo die Pferde-

bahnwagen von Charlottenburg und dem Zoologischen Garten einander begegnen; aber Denjenigen, der hier in der Abenddämmerung steht, vermag das Trappeln und Klingeln da draußen kaum aus seinen Träumen zu wecken, als ob die Schatten der Vergangenheit, die sich mit den Schatten der Nacht vermischen, die Wirklichkeit wären, und die Welt, die vorüberstürmt, die rothen und grünen Lichter, die man hin- und herfliegen sieht, das Unwirkliche. Man kommt sich wie verzaubert vor in diesem alten Garten; und indem man sich tiefer in denselben verliert, wird immer stärker das Rauschen des Nachtwindes in den Linden und Ebereschen, immer schwächer das Rollen der Wagen. Heimlich flüstert es in den Blättern und Zweigen, weite Wiesenflächen, aus denen die lauliche Brise den starken Geruch von Kräutern herüberträgt, dehnen sich vor uns aus; Palmengewächse klirren in der leisen Bewegung der Luft und Schilfpflanzen neigen und biegen sich graziös und heben sich wieder empor in der eintretenden Stille. Man glaubt tausend Meilen weit von Berlin zu sein. Man hört das Murmeln eines Baches und geht über ein Brückchen. Man steht vor einem runden Pavillon mit Kuppeldach und Säulen. Er ist verschlossen. Alles todtenstill. Der Kronleuchter hängt vom Plafonds herab. In der Mitte steht ein Marmortisch. Die Sophas sind mit weißen Linnen überzogen, die Wände mit Fresken bemalt. Wann ist hier das letzte Fest gefeiert worden und wo sind die Gäste, die hier versammelt waren? Mir ist, als schwebe sanfte Musik durch diesen dämmrigen Raum, ein Nachklang jener, welche Prinz Louis Ferdinand geliebt. Mir ist, als klinge silbernes Lachen an mein Ohr, wie jenes, durch welches Mad. Récamier einst den Sieger von Culm bezaubert. Wie viele Stimmen werden wach vor diesem Pavillon in der lieblichen Augustnacht! Einige erzählen mir von dem letzten Bourbon, der nach der Julirevolution hier in dem Schlosse Rast machte auf seiner Flucht von Schottland nach Böhmen; andere vom Prinzen Waldemar, dem kühnen Indienfahrer, der von Thatendurst getrieben, die Weiden und die Spree und die beschauliche Ruhe von Bellevue mit den Palmen und dem Ganges und dem Abenteuer und der Schlacht im fernen Osten vertauschte, der unter dem Rothkreuzbanner der britischen Löwen und Leoparden gegen aufrührerische Sheiks kämpfte und frühe starb. Und endlich — ein Wintertag war's, der 27. Februar 1881, ein kalter, klarer nordischer Wintertag, da zog aus diesem nämlichen alten Schloß eine junge Prinzessin; und durch Triumphbögen auf dem kleinen Stern und durch Menschenwogen auf der Charlottenburger Chaussee, die nackten Bäume bis oben hinauf mit kleinen Jungen bevölkert, die in den Zweigen hingen und „Hurrah!" schrieen, durch spalierbildende Gewerke, die berittene Schlächterzunft — wie das ihr Recht — voran, bewegte sich ein reichvergoldeter Galawagen, der Dienst gethan haben mochte schon unter Friedrich Wilhelm I., und Reiter umher und Fahnen, ein unabsehbarer Zug unter dem mattblauen Winterhimmel mit nur etwas Sonne — und plötzlich, indem die einzelnen Trupps mit ihrer Musik vorübergingen, eine bekannte Weise .... eine Melodie, wie aus ferner Kinderzeit, aber versöhnend an diesem Tag und an dieser Stelle — ein ganzes Drama der Weltgeschichte im Sinne der ewigen Gerechtigkeit abschließend —

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Und wie der Zug nun vorüber, stürzen Tausende in die freigewordenen Alleen — mit Schemeln, auf denen sie stundenlang geduldig gesessen, mit Fußsäcken, welche sie gegen die Kälte geschützt, mit allen Arten von Fuhrwerken kommen sie hinterher — Karren der Marktleute, die heut als Equipagen benutzt werden, Schnaps- und Fouragekarren, von zwei Männern gezogen, ein Ehepaar mit einem Waschkorb zwischen sich, in welchem ein Kind liegt — die Gamins steigen von den Bäumen herab und der Jubel beginnt; denn der Berliner, wenn er gleich ein Frondeur ist und fortschrittlich wählt, hält doch treu zu seinem Königshaus, dessen Festtage auch die seinen sind. Fern aber, unter der stolzen Säulenhalle des Brandenburger Thores verklingt das alte Lied von 1848:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland ....

Gott segne Deinen Eintritt in die preußische Königsstadt, Du Tochter Schleswig-Holsteins — einst, im Laufe der Jahre, Deutschlands Kaiserin!

So flüstert und rauscht es unablässig in den Zweigen, während ich noch immer vor dem Pavillon im Schloßgarten von Bellevue stehe. Kaum ein Mensch ist in der Nähe — nur hier und da noch, in den langen Baumgängen, ein Einsamer, gleich mir. Aus dem Dämmerlicht, mir gegenüber, hebt sich eine zackige Giebelfront mit Spitzbogenfenstern, bis zur halben Höhe mit den herrlichsten Fuchsien in Scharlach und Lila bedeckt; auf einer Steinplatte stehen die Worte: „Inventé et dessiné par Gilly fils". Es ist Friedrich, Sohn des alten Oberbauraths David Gilly, der Geniale, Frühgestorbene (1800, im Alter von 29 Jahren). In der Kunstgeschichte wird er immer genannt werden, als Lehrer Schinkel's und Bahnbrecher der classischen Richtung, welche sich nachmals unter seinem Schüler so glänzend entfaltete; jedoch ich wüßte nicht, daß von ihm selbst in Berlin noch Etwas zu sehen wäre, außer dem wunderschönen, von der alten Münze nach der neuen übertragenen Sandsteinfries, welcher obendrein noch ziemlich allgemein, in den Handbüchern (auch von Baedeker) Schadow zugeschrieben wird. Dieser hat den Fries allerdings ausgeführt; aber „erfunden und gezeichnet" hat ihn Gilly, ganz wie diesen Bau des Bellevuegartens; und seltsam berührt es, seinem Namen hier auf Knobelsdorff'schem Gebiet zu begegnen — dem Namen des halb Vergeßnen auf dem Gebiet des lang Verkannten. — Der strohgedeckte Bau, gegenwärtig von dem Obergärtner und seiner Familie bewohnt, war ehedem eine Meierei — die Meierei der Prinzessin Louise, Schwester des Prinzen August; „Metairie de Louise" liest man noch in altmodischer Schrift auf einer Tafel über der offnen, von wildem Wein umrankten Halle, in welcher die

Prinzessin zu lustwandeln liebte. Grundriß und Pläne bewahrt die Gartendirection und Alles wird sorgfältig im alten Stand erhalten. Ueber dieser Idylle mitten in einem fürstlichen Park, der weiten Wiese, dem steingepflasterten Hof mit Brunnen und Holzstacket, dem Gebäude selber, einstöckig, ländlich, mit Strohdach und — einer gothischen Façade, weht noch immer der echte Hauch des 18. Jahrhunderts und der etwas gekünstelten Naturschwärmerei Jean Jacques Rousseau's. Ringsum ausgebreitet liegt die blaugrüne Thiergartentiefe. Vom großen Stern — einer Anlage Knobelsdorff's — zweigen zwei besonders mächtige Alleen ab, die eine zur Erinnerung an den verschwundenen Hofjäger, die Hofjägerallee; die andere die Fasanerie-Allee, zur Erinnerung an die verschwundene sogenannte „Fasanerie bei Charlottenburg", welche auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. 1842 nach Charlottenhof bei Potsdam verlegt ward, während auf dem freigewordenen Terrain seit dem angegebenen Jahre sich der Zoologische Garten zu entwickeln begann.

Wie es hier aussah, als unser Jahrhundert noch in den Zwanzigen war, schildert gar anmuthig Karl Gutzkow in seinem liebenswürdigen Buche „aus der Knabenzeit". Der Thiergarten war damals noch wildverworren, sumpfiggrün. „Hinter dem früheren Venusbassin, späteren prosaischen Karpfen-, dann Goldfischteich, linker Hand vom Wege wucherte es von Schafgarben, Winden, Farrnkräutern, Schierling und Wolfsmilch. Es war die volle Vegetation des Sumpfes. Eidechsen huschten unter den hohen Gräsern dahin. Rechts hatte man den Blick nach dem Schloß Bellevue, das sogar Delille besungen hat, und der viel bewunderten bronzenen Kanone, welche Prinz August (ein berühmter Held in der Prusse galante) eigenhändig von den Franzosen erobert haben soll. Nun kam das freundliche „Rondeel", das mit einigen finger- und nasenlosen Steinfiguren geziert war und vom Volke: „die Puppen" (hochdeutsch: „die Pupfen") genannt wurde, sonst aber schon zu Knobelsdorff's Zeiten poetischer der „große Stern" hieß. Rings geschnittene Hecken. Die Grenze Bellevue's bezeichnete ein erhöhter chinesischer Pavillon, im Volke „Regenschirm" genannt." Dieser Platz aber wurde von dem damaligen Berlin als so weit entlegen angesehen, daß „bis in die Puppen" ein Ausdruck für etwas sehr Entferntes, sogar Extravagantes wurde, und als solcher — siehe Büchmann „geflügelte Worte" — sich erhalten hat, nachdem die „Puppen" selber längst zu ihren Vätern und Müttern versammelt worden sind.

Ein fashionabler Platz war damals der „Hofjäger", welchen die Aelteren der gegenwärtigen Generation noch gekannt und mit seinen weiten Wald- und Wiesengründen unter ihrem Blick gleichsam haben hinschwinden sehen, bis Häuser und Straßen daraus geworden — das Schicksal, welches Moritzhof und Albrechtshof und noch so manche „Kaffeestation" des älteren Berlins mit ihm getheilt haben. Hier, auf der Landseite des Thiergartens, und in den Zelten, auf der Wasserseite desselben, war man sicher, zu der Zeit, wo Gutzkow noch als Knabe in den Feldern schwärmte und E. T. A. Hoffmann seine „Serapions-Brüder" schrieb, in den Nachmittagsstunden stets eine auserlesene Gesellschaft zu finden. Namentlich die Zelte scheint der Verfasser der wundersamen „Phantasiestücke in Callot's Manier" geliebt zu haben. Zwei seiner Novellen läßt er hier

beginnen, aus deren einer — „Fragment aus dem Leben dreier Freunde“ — hervorgeht, daß man damals noch „hinten heraus auf dem Platz am Wasser“ sitzen konnte, wo jetzt nur altes Gerümpel liegt und Hühner in unzähligen Scharen spazieren gehen; während die andre — „Ritter Gluck“ — mit einer anschaulichen Schilderung des Anblicks eröffnet, wie er sich dem Beschauer in jenen Jahren bot. „Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrübenkaffee dampft, die Elegants zünden ihre Cigarros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madame Bethmann ꝛc. . . . Dicht an dem Geländer, welches den Weber'schen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden . . . da setze ich mich hin. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich . . . Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt . . .“

Die Cigarre hatte in dem Berlin der zwanziger Jahre die Pfeife verdrängt, welche hier in den Zelten einstmals so tapfer gedampft. Aber man sagte nicht: „die Cigarre“, sondern: „der Cigarro“. Man ist versucht, wenn man das Wort heute liest, an Stroh zu denken, was ja denn auch zu dem Mohrrübenkaffee trefflich passen würde. Doch der Maler Eduard Lassen sagt in einer anderen von Hoffmann's Novellen — „die Brautnacht“ — daß „er für die Güte und Brennbarkeit der Cigarren einstehe, ungeachtet er sie nicht direct von Hamburg bekommen, sondern aus einem Laden in der Friedrichsstraße erkauft habe.“ Ein „Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Cigarro benannt haben wollen,“ vermittelt „an einem schönen Sommerabende“ die Bekanntschaft zwischen dem jungen Maler und dem Commissionsrath Herrn Melchior Voßwinkel; und da besagter Commissionsrath eine Tochter besitzt, welche die „Jugend, Anmuth, der Liebreiz selbst“ ist, so kann man sich das Weitere denken. —

Das Orchester, welches dem auch in musikalischen Dingen so feinfühligen Dichter nicht wenig Schmerzen bereitet hat — mag er sich noch so weit weg setzen, immer hört er „die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß . . . sie gehen auf und ab, fest aneinanderhaltend in Octaven, die das Ohr zerschneiden“ — dieses Orchester befand sich im „Zirkel“, dem ehemaligen „Kurfürstenplatz“, wo man fünfzig Jahre früher die Perrücken und den Puder, die Reifröcke und die zierlichen Hackenschuhe gesehen hatte, und wo fünfzig Jahre später der Berliner Droschkenkutscher seinen Stand nahm. Die Musik verstummte erst und die Estrade ward abgebrochen in Folge der Ereignisse des Jahres 1848, als jene sich in eine Rednerbühne verwandelt hatte. Wer hätte nicht von den berühmten Volksversammlungen in den Zelten gehört oder gelesen, den ersten, welche jemals in Berlin abgehalten worden sind? Ein Augenzeuge — Robert Springer, in „Berlins Straßen ꝛc. im Jahre 1848“ — schildert sie folgendermaßen: „Die verdeckten Orchestersitze in der Mitte wurden zur Tribüne benutzt, der freie runde Platz war mit Tausenden von Zuhörern angefüllt und von Marketenderbuden umgrenzt, in den Zeltenräumen saßen diejenigen, welche die Volksredner lieber von fern und Bier und Kaffee in der Nähe prüften, vom Brandenburger Thor her rollten zahlreiche Droschken, auf der nahen Spree rollten

die luftigen Gondeln nach Moabit, dessen Auen man jenseits erblickte, die Fenster des Schlosses Bellevue blinkten im Sonnenschein durch die schattigen Alleen des Thiergartens, von ferne gewahrte man die grüne Schloßkuppel und die Kirchthurmspitze von Charlottenburg."

Das waren die Frühlingstage der Freiheit. Aber es wurde bald wieder dunkel und blieb dunkel eine lange Zeit, und weit von hier, an dem entgegengesetzten Ende der immer ungeheurer sich ausdehnenden Stadt, auf dem Hügel im Friedrichshain, unter den Trauerweiden, haben wir die Gräber gesehen, welche den Carneval der Zelte beschlossen.

Hier aber auch, an den Wassern der Spree, blühte bis zuletzt die blaue Blume der Romantik; hier, in einer unterdeß anders gewordenen Welt, hauchte sie sterbend ihren letzten Duft aus. Hier, in einem Hause „hinter den Zelten", das nunmehr längst verschwunden ist, hat Achim von Arnim und Bettina gelebt. Hier, den Traum ihrer Jugend noch einmal träumend, dichtete die seltsame, geniale Frau „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde"; hier in dem großen Saale stand das von ihr erdachte, mit Hilfe Wichmann's und Steinhäuser's im Modell ausgeführte Denkmal Goethe's mit dem Genius an seinen Knieen, der in die Saiten seiner Leier greift, und hier (1859), neben dem Monumente, stand auch ihr Sarg, ehe er nach Wiepersdorf, der Besitzung der Arnim's, geführt wurde. „Die Ihrigen waren alle vorausgegangen, um ihn dort in Empfang zu nehmen," erzählt Herman Grimm in der rührend schönen Lebensskizze, welche der neuen Ausgabe des „Briefwechsels mit einem Kinde" vorangeht. „Ich war ganz allein im großen Saale. Es lag da ein Haufen Lorbeerkränze und lange Laubgewinde, die ich um den Sarg nagelte."

Und nun ist es wirklich Nacht geworden, eine weiche, warme, duftige Sommernacht. Sterne stehen am Himmel, Lichter irren am Ufer, Feuer ist auf dem Wasser: ein Floß treibt noch langsam vorüber, mit einer kleinen Hütte für den Flösser, und dieser kocht sich über einem Scheit brennenden Holzes sein Nachtessen. Schwäne, die ihr Nest suchen, schwimmen voran und umher; über Moabit steht schon das Blau der Sommernacht und auf der Stadtbahn, in schöner Curve, gleitet ein erleuchteter Zug dahin. Im Hintergrunde liegt die Stadt, wie mit Lichterkränzen behängt, und durch die Bucht, welche die Spree hier bildet, fährt ein müder Dampfer nach dem Ankerplatz unter den Lehrter Bahnhof. Schwarz und schweigend zur Rechten des Wanderers steht der Thiergarten.

Aber in den Zelten leuchtet und summt es von hunderten froher Zecher, unbekümmert darum, wer vor ihnen hier gewesen. Wie man diese Wirthschaften mit ihren großen Gärten noch immer „Zelte" nennt, so bezeichnet man sie auch noch immer nach ihrer Nummer und sagt: Zelt Nr. I., Nr. II., Nr. III., Nr. IV. Aber sie waren nicht immer so gefüllt, wie wir sie heute sehen. Ihre Schicksale wechselten, die Mode wandte sich von ihnen ab und das Jahr 1848 bezeichnet ihren vollständigen Niedergang. Lange waren und blieben sie verödet; sie sahen verfallen aus und wurden, wenn überhaupt, nur noch von den unteren Volksclassen besucht. Ihr Wiederaufschwung beginnt mit Anfang der siebziger Jahre, wo diese ganze Gegend sich umgestaltet hat und die früher auf der entgegengesetzten Seite des Thiergartens belegenen Etablissements

eines nach dem andern geschlossen worden und verschwunden sind, um neuen Straßen Platz zu machen. Seitdem sind die Zelte wieder in ihr altes Recht eingetreten. Das privilegirte derselben war und ist heute noch das Zelt Nr. II.; es ist das historische Zelt. Es erhebt sich an der Stelle, wo zuerst Mourier's goldne Gans geprangt, alsdann die Grüneberg'schen Hütten gestanden haben und zuletzt E. T. A. Hoffmann ein täglicher Gast Weber's war. Der einstöckige, breite Bau mit seinem schönen Oberlichtsaal, den tiefen Fenstern und der säulengetragenen Arkade macht, unter den alten Thiergartenbäumen, einen angenehmen Eindruck und erinnert an die Schule Schinkel's. Hier pflege ich den Beschluß meiner Sommerabend-Wanderung zu machen; ich bin dann gewiß, eine gute Gesellschaft zu finden — einige Freunde von der Literatur, einige vom Theater, welche wohl wissen, daß sie hier auf classischem Boden sitzen, aber freilich „mit allem Comfort der Neuzeit". Denn Berlin hat Fortschritte gemacht, seit den Tagen E. T. A. Hoffmann's. Wo dieser Mohrrübenkaffee schlürfte, da gibt es jetzt echten Mocca — wenigstens sagt so der Wirth des Zeltes Nr. II. und — „Heinrich, ich sehe Tugend in seinen Blicken," sagt Falstaff. Wie gut ich mir den dicken Mann hier denken könnte, vor einer Kanne Nürnberger Bieres, umschwärmt von den kleinen, niedlich uniformirten Pagen — „Tiger" in der Sprache Londons, die übrigens Niemandem etwas zu Leide thun und auch die dünnen Männer freundlich bedienen. In einem Punkt oder in zweien gehorcht man aber auch hier dem althergebrachten, für ganz Berlin gültigen Gesetz: kommt man nämlich am Donnerstag, so hat man „Fricassée von Huhn", und kommt man am Freitag, so gibt's ein großes Fischessen, mit all' den heimathlichen Delicatessen: Aal grün und Aal marinirt, Hechte mit Klößen und Schlei in Dill, Zander mit Butter und Quappen in Bier — denn das Berliner Völkchen weiß zu leben, hängt an der Tradition seiner fischefangenden Väter und denkt vielleicht an solchen Abenden manchmal an Das, was die Zeit, gute Fürsten und ein tüchtiges Volk aus diesem Sumpf und Sandhaufen gemacht haben. Dieses ist auch mein Gedanke, während ich mein letztes Glas in Zufriedenheit leere und er begleitet mich, wenn ich wieder heimwärts wandre durch die Stille der Sommernacht und das Rauschen des Thiergartens.

Baron Nothomb.

Von

F. H. Geffcken.

Am 16. September 1881 starb zu Berlin Baron Nothomb, einer der wenigen überlebenden Gründer der belgischen Monarchie, und einer der ältesten und hervorragendsten Mitglieder der europäischen Diplomatie, der sein Vaterland 36 Jahre in Deutschland vertreten hatte. Es ist noch nicht an der Zeit sein Leben zu schreiben; seine Depeschen ruhen noch unzugänglich im Archiv des belgischen auswärtigen Ministeriums und König Leopold I. ließ sich kurz vor seinem Tode die wichtigsten Briefe zurückgeben, die er während ihrer langjährigen Beziehungen an ihn gerichtet. Aber es ist möglich, in einer Skizze anzudeuten, was Nothomb war und was Belgien und Deutschland an ihm verloren. Dies zu versuchen darf ich mich mehr als Andere berufen halten, da ich durch langjährige Freundschaft mit ihm verbunden war und ihm von Deutschen wohl vorzugsweise nahe stand.

I.

Jean Baptiste Nothomb wurde am 3. Juli 1805 in Messancy, einem Dorfe im luxemburgischen Kreise Arlon geboren, wo seine Eltern ein Gütchen besaßen. Er besuchte das Athenäum in Luxemburg mit Auszeichnung und studirte dann die Rechte in Lüttich, zugleich mit Charles Rogier, Paul Devaux und Jules Lebeau, die wie er nachhaltige Spuren in der belgischen Geschichte hinterlassen sollten. Schon damals fesselten ihn vornämlich geschichtliche und politische Studien. Er las mit Eifer Debatten parlamentarischer Versammlungen, besonders die der französischen Kammern, deren Bedeutung wenigstens für die öffentliche Meinung damals die des englischen Unterhauses übertraf und die als parlamentarische Schule Europa's angesehen wurden. Er meinte, er könne vielleicht eher als man denke selbst berufen sein, in einer solchen Versammlung zu sitzen. So begreift es sich, daß er nach Erreichung des Doctorgrades nur kurze Zeit in Lüttich blieb und um einen weiteren Wirkungskreis zu finden nach Brüssel übersiedelte. Hier betheiligte er sich seit dem Januar 1830 an dem „Courrier des Pays-Bas", schrieb die Berichte über die Sitzungen der Generalstaaten und

zeichnete sich bei Behandlung schwieriger Fragen durch Klarheit und Mäßigung aus. —

Die Lage Belgiens war damals kritisch. 1815, ohne gefragt zu werden aus allgemein politischen Gründen von den Wiener Congreßmächten, mit Holland vereinigt, stand es von Anfang an der Oranischen Dynastie mißmuthig gegenüber. Die beiden Theile der Niederlande waren sich fremd geworden, seit sie in den Kämpfen des 16. Jahrhunderts durchaus verschiedene Wege verfolgt. Die südlichen Provinzen, welche die Fahne des Aufstandes gegen Spanien erhoben, wurden unterworfen und blieben streng katholisch, aber zugleich im Besitz ihrer politischen Privilegien, die sie bis zur französischen Revolution behaupteten. Die nördlichen wurden eine feste Burg des Protestantismus und erkämpften nicht nur ihre Selbständigkeit, sondern erwarben durch den Westphälischen Frieden auch ein Stück der südlichen und brachten den übrigen Theil in ihre Abhängigkeit, indem die Schelde geschlossen und den Belgiern der indische Handel verboten ward. 1715 gab der Barrière-Vertrag noch den Holländern das Recht, die belgischen Festungen zu besetzen, Belgien ward also durch Holland mit politischen und wirthschaftlichen Servituten beschwert, welche seine Entwickelung unterbinden und so die Abneigung gegen den Norden steigern mußten. Diese beiden Länder, die durch Religion, geschichtliche Entwickelung und theilweise auch durch die Sprache geschieden waren, vereinigte der Wiener Congreß in dem Bestreben ein Staatensystem zu begründen, welches Europa vor den Uebergriffen Frankreichs sicher stellen sollte. Das neue Gebilde umfaßte zwei Gebiete, welche zwar wirthschaftlich auf gegenseitige Ergänzung angewiesen waren, aber durch zweihundertjährige Entfremdung sich ganz auseinander gelebt hatten, und war daher haltbar nur unter der Voraussetzung einer Personal-Union, welche gemeinsame Dynastie, auswärtige Vertretung und vielleicht Armee gab, übrigens aber beiden Theilen ihre Selbständigkeit ließ, um so mehr, als Belgien an Einwohnerzahl Holland fast um das Doppelte übertraf.

Aber daran dachte man im Haag nicht; man faßte die neue Monarchie einfach als ein durch eine Gebietserweiterung ergänztes Holland auf, übertrug durchweg holländische Institutionen auf Belgien, bevorzugte überall die Holländer in Civil- und Militärdienst, begünstigte Rotterdam gegen Antwerpen, suchte die holländische Sprache zur officiellen zu machen und knebelte die Presse trotz der gesetzlich bestehenden Preßfreiheit. Der schwerste Irrthum König Wilhelm's I. betraf die kirchlichen Verhältnisse. Der bedeutende aber eigensinnige Mann lebte noch in den Traditionen des aufgeklärten Despotismus; er wollte zwar nicht protestantische Propaganda in Belgien machen, aber ungewarnt durch den unglücklichen Vorgang Josef's II., wollte er die Belgier wider ihren Willen erleuchten und in der Zeit des Rückgangs des Gallicanismus eine belgische nationale Kirche gründen, die so unabhängig wie möglich von Rom, so abhängig wie möglich von der Regierung sein sollte. Die Klöster wurden beschränkt, die Ordensschulen unterdrückt, die geistlichen Schulen dem gemeinen Recht unterworfen und im Mittelpunkt der katholischen Wissenschaft ein Collége philosophique gegründet, das die künftigen Priester im Geiste des Jahrhunderts ausbilden sollte. Ein solches Regiment mußte die lebhafteste Opposition der südlichen Provinzen her-

vorrufen, obwohl dieselben während des lange entbehrten Friedens wirthschaftlich aufblühten und für ihre Producte in den Colonien günstigen Absatz fanden. Da sie auf dem Boden der Volksvertretung in Folge parteiischer Zusammensetzung derselben nicht durchdringen konnte, so warf sie sich auf die außerparlamentarische Agitation; Katholiken und Liberale schlossen die Union und knüpften mit den Führern der vorgeschrittenen französischen Opposition Verbindungen an. Die Zugeständnisse, welche der König dann in den letzten zwanziger Jahren machte, kamen zu spät und ließen die Opposition nur an Umfang gewinnen. Nichts desto weniger dachte die große Mehrheit zu Anfang 1830 noch keineswegs an einen Abfall von der Dynastie oder Begründung eines selbständigen Staates, auch Nothomb wünschte keine Trennung und trieb niemals zu gewaltsamen Mitteln, wenn er im „Courrier des Pays-Bas" die Rechte der Südprovinzen beredt verfocht. Schwerlich wäre der innere Conflict zur Krisis gekommen, wenn nicht die Julirevolution in Brüssel wie anderswo den Funken in das Pulverfaß der allgemeinen Unzufriedenheit geworfen hätte. Aber sobald der Aufstand in der Hauptstadt ausgebrochen war, ward er allgemein, und mit dem ersten erfolglosen Versuch der Holländer denselben niederzuwerfen ward die Versöhnung unmöglich; eine provisorische Regierung bildete sich, die Trennung war zur vollendeten Thatsache geworden. Die Revolution vom 25. August überraschte Nothomb, der seine Ferien in Luxemburg zubrachte. Trotz seiner Jugend ward er zum Mitglied der Commission ernannt, welche die Verfassung Belgiens entwerfen sollte und zum National-Congresse dreimal gewählt; er nahm für Arlon an, das er achtzehn Jahre lang vertrat, ward Secretär des Congresses und Mitglied des diplomatischen Comités, das am 19. November 1830 durch die provisorische Regierung eingesetzt war. Hier hatte er Gelegenheit zu zeigen, daß er für die Diplomatie geboren war; aber er ging nicht in den Unterhandlungen auf, sondern ergänzte und befestigte die Arbeit des grünen Tisches in den stürmischen Debatten des Congresses. Nothomb hatte nicht die hinreißende Beredsamkeit eines Pitt oder Canning, aber er fesselte auf der Tribüne durch lichtvolle Klarheit, scharfe Logik, politischen Blick und treffende Wahrheiten, denen er eine epigrammatische Form zu geben wußte, welche sich sofort den Hörern einprägte. Die meisten seiner Reden sind noch heute interessant zu lesen.

Die provisorische Regierung, indem sie erklärte, daß die belgischen Provinzen einen unabhängigen Staat bilden sollten, hatte dessen Regierungsform unentschieden gelassen. Manche wollten sich Frankreich in die Arme werfen, andre dachten an eine Republik nach dem Muster der Schweiz. Nothomb trat beidem entschieden entgegen; er begriff, daß Europa die Vereinigung mit Frankreich eben so wenig dulden werde, als dieselbe wünschenswerth für Belgien sei und daß der unvermeidlich gewordene Kampf um die Unabhängigkeit nur gelingen könne, wenn man die Großmächte nicht vor den Kopf stoße, da sie mit Ausnahme Frankreichs sämmtlich der Revolution ungünstig gegenüberstanden, welche die erste Bresche in das Werk des Wiener Congresses legte. „Burke," rief er der Versammlung zu, „hat 1792 vorausgesagt, daß Frankreich durch die Republik gehen würde, um unter einen militärischen Despotismus zu kommen; ich würde dasselbe mit gleicher Bestimmtheit von der Zukunft eines republikanischen Belgien voraus-

sagen. Als Monarchie werden Sie eine Macht sein, als Republik ein Schreckbild (épouvantail)."

Ebenso entschieden aber trat er der Candidatur des Prinzen von Oranien entgegen. Die Nordmächte, welche einsehen mußten, daß die Wiederherstellung des Status quo ante unmöglich geworden, wünschten wenigstens indirect Belgien der Dynastie zu erhalten, indem es unter die Herrschaft des ältesten Sohnes des Königs von Holland gestellt würde, der die Politik seines Vaters stets gemißbilligt und selbst bei den letzten Ereignissen eine große Zurückhaltung beobachtet hatte. Militärisch unentschlossen, unterhandelte er mit den Aufständischen wohl nicht ohne persönliche Absichten und anerkannte von Antwerpen aus, wohin er sich mit seinen Truppen zurückgezogen, feierlich am 16. October die Unabhängigkeit Belgiens, wenn auch natürlich nur als vom König eingesetzter Statthalter, so doch mit offener Ueberschreitung seiner Vollmachten. Der sardinische Gesandte in Wien sprach geradezu von einem Abfall (défection) des Prinzen, wobei dieser den Rathschlägen des Nuntius Capaccini gefolgt sein soll.[1]) Auch England war anfangs für diesen Ausweg und selbst Palmerston schlug vor, Belgien Luxemburg unter der Bedingung zu geben, daß der Prinz gewählt werde. Diese Aussicht mußte gerade für Nothomb besonders verlockend sein. Er hatte das Decret vom 16. October 1830 redigirt, durch welches die provisorische Regierung ihre Macht auf diese Provinz auszudehnen suchte; er hatte ferner diesen Act auf der Tribüne gegen Bignon vertheidigt, welcher denselben in der französischen Kammer als Usurpation bezeichnet, und es mußte ihm daher alles daran liegen, die Zustimmung Europa's hierfür zu gewinnen. Aber er täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß die Ereignisse diese dynastische Lösung bereits unmöglich gemacht hatten. Er führte in der Sitzung vom 23. November aus, daß der Prinz von Oranien ebenso wenig wie irgend ein Mitglied dieser Dynastie jemals bona fide die Ereignisse von 1830 anerkennen könne, der Ausschluß des Hauses Oranien sei vielmehr die nothwendige Folge der Unabhängigkeitserklärung. „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Verträge von 1815 hatten uns unter eine doppelte Souveränetät gestellt, die des holländischen Volkes und die des Hauses Oranien. Unsre Unabhängigkeit kann nur unter zwei Bedingungen bestehen, Losreißung von dem Volke und der Dynastie, die beide Belgien als eine Gebietserweiterung betrachteten, und Ausschluß beider von jeder Theilnahme an unsern Angelegenheiten. Wenn man frei sein will, behält man nicht eine Hand in den Ketten, sondern zieht sie beide heraus: das holländische Volk zurückstoßen und die Möglichkeit der Thronbesteigung durch einen holländischen Prinzen zulassen, heißt gleichzeitig dasselbe Princip aufstellen und zerstören. Der Ausschluß der holländischen Dynastie ist nicht befremdlicher als der von Holland selbst, er ist Folge desselben Grundsatzes. Die Erklärung dieses Ausschlusses wird einen großen Einfluß auf die Entscheidungen der Mächte üben. Wir werden dadurch vielen Intriguen zuvorkommen und die Diplomatie beherrschen. Bis jetzt hat Belgien ein seltenes Glück in seinen Beziehungen zu Europa gehabt, es verdankte dasselbe bisher der Furcht vor der Republik und der Furcht vor unserer Vereinigung

[1]) Depesche des Grafen Pralormo bei Hillebrand, Geschichte Frankreichs seit 1830, I. S. 137.

mit Frankreich; jetzt wo beides beseitigt, würde man uns sagen, nehmt den Prinzen von Oranien an. Schneiden wir diese Unterhandlungen durch eine rasche und entschiedene Erklärung ab." Diese Voraussicht sollte sich über Erwarten bewähren, denn gleich darauf brach der polnische Aufstand aus, welcher den Kaiser Nikolaus, der vornämlich zum Einmarsch drängte, um dem König Wilhelm gegen die Revolution zu Hilfe zu kommen, bald ganz absorbirte, Preußen und Oesterreich ernstlich beschäftigte. „Das ist der verhängnißvollste Schlag, der den drei Höfen beigebracht werden konnte, nun wird man Belgien seinem Schicksal überlassen müssen," rief Metternich, der vornämlich fürchten mußte, daß die Bewegung nach Galizien übergreife. Nachdem nun Talleyrand, als neuer französischer Botschafter in London, bestimmt versprochen, daß Frankreich Belgien weder einverleiben noch revolutioniren, auch zu keiner französischen Secundogenitur machen und die Gründung des neuen Staates nur gemeinsam mit den übrigen Großmächten betreiben wolle, willigte England, wo der Herzog von Wellington einem Whigministerium Platz gemacht hatte, in die Theilung der Niederlande und die Anerkennung des neuen Staates, also in eine erste Verletzung der Verträge von 1815 und zwar in dem Punkte, auf den es 1815 den größten Werth gelegt, der Gründung eines starken Grenzstaates im Norden Frankreichs. Lord Palmerston fand hierbei die Zustimmung des Königs von Preußen, der einsah, daß man unter zwei Uebeln das kleinere wählen müsse und so entrüstet Metternich gegen die Aufstellung des Princips der Nichtintervention protestirte, als „einer befremdlichen Anmaßung der französischen Regierung, zu ihrem Vortheile ein neues Völkerrecht einzuführen, von dem man nie zuvor reden gehört und das einfach der Umsturz aller bestehenden Regeln der europäischen Politik sei," so blieb Oesterreich und Rußland, trotz alles Jammerns über den Verrath Englands und die Feigheit Preußens, nichts übrig, als sich der Macht der Verhältnisse zu fügen. Am 20. December erklärte die Londoner Conferenz: da die Ereignisse der letzten Monate gezeigt, daß die beabsichtigte Verschmelzung der beiden Theile der Niederlande nicht gelungen und demgemäß der Zweck dieser Union nicht erreicht sei, müsse man denselben durch andre Mittel zu erreichen suchen und die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Verträgen, den Interessen und der Sicherheit der andern Mächte und der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes versöhnen. Vergeblich protestirte der König von Holland dagegen, daß die Großmächte, welche er zum Schutz seiner Rechte angerufen, die Zerstückelung seiner Monarchie verfügten; die Hauptfrage war entschieden. Am 20. Januar 1831 einigte sich die Conferenz über die Grundlagen, nach denen die Trennung Belgiens von Holland durchgeführt werden solle, regelte den Territorialbestand nach dem status quo von 1790, mit Ausnahme Luxemburgs, welches der König von Holland als Entschädigung für seine früheren nassauischen Besitzungen erworben und erklärte Belgien zu einem dauernd neutralen Staat.

Gegen diese Vereinbarung protestirte Belgien insofern, als sie ihm Luxemburg entriß. Die Erklärung des Congresses, welche Rothomb redigirt, bestreitet, daß irgend eine Macht Belgiens Grenzen ohne die Zustimmung seiner Volksvertretung fixiren könne. England aber hielt dem gegenüber an dem Protocoll vom 20. Januar 1831 fest; denn es hatte lange Kämpfe gekostet, dasselbe zu Stande zu

bringen. Talleyrand versuchte hartnäckig, dem furchtsamen Ehrgeiz Louis Philippe's eine Befriedigung zu verschaffen und die Verwickelung für einen Gebietserwerb Frankreichs auszubeuten. Palmerston trat dem mit der größten Entschiedenheit entgegen und erklärte, Frankreich dürfe nicht einen Krautgarten oder einen Weinberg erhalten. Gleichwohl gingen diese Intriguen auch nach dem 20. Januar fort, bis endlich Casimir Perier einsah, daß die Wünsche des Königs nicht durchzuführen seien, wenn man es nicht auf einen Krieg mit England ankommen lassen wolle. Dieselbe zweideutige Haltung zeigte Frankreich in der dynastischen Frage. Nachdem Talleyrand's erster Plan, den König von Sachsen nach Brüssel zu setzen, sein Land Preußen und dagegen das linke Rheinufer Frankreich zu geben, kurz abgewiesen und auch der Vorschlag Louis Philippe's, seinem Neffen, einem neapolitanischen Prinzen, die Krone zu geben, beseitigt war, traten sich die Candidaturen des Herzogs von Leuchtenberg und des Herzogs von Nemours gegenüber. Ersterer als napoleonischer Prinz mußte Louis Philippe besonders antipathisch sein, die seines Sohnes, die er lebhaft betrieb, den andern Mächten nicht minder. Einerseits versprach er nun den letztern die Wahl Nemours' nicht anzunehmen; andrerseits ließen seine Agenten in Brüssel durchblicken, daß er dies doch thun werde, wenn eine vollendete Thatsache vorliege und die belgischen Vertreter in Paris schrieben: der König wünsche nichts mehr als zu einem Schritte gezwungen zu werden, „den aus freien Stücken zu thun, er eine fast unüberwindliche Lust empfinde". Nothomb erkannte, daß beide Candidaturen unpolitisch seien; da man sich aber durch die Wahl Leuchtenberg's Frankreich dauernd entfremdet hätte, ohne Europa zu gewinnen, entschied er sich für das kleinere Uebel und stimmte für Nemours, der denn auch mit einer Mehrheit von zwei Stimmen erwählt ward. Tags zuvor hatte die Conferenz in London alle Prinzen der fünf großen europäischen Dynastien ausgeschlossen, was Talleyrand freilich nur ad referendum nahm; indeß, als des Königs persönlicher Unterhändler, Graf Flahaut, mit der Nachricht von England eintraf, daß dasselbe entschlossen sei, die Annahme der Wahl eventuell mit bewaffneter Hand zu verhindern, wagte der König „mit jener ehrgeizigen Schwäche, welche den Grundzug seines Charakters bildet,[1])" nicht weiter zu gehen und lehnte zögernd die Krone ab, ließ aber später ein großes Bild malen, das die Deputation des Congresses darstellte, wie sie die Krone dem Herzog antrug.

Man schritt nun zur Constituirung einer Regentschaft, und nachdem der Fürst von Ligne abgelehnt, wurde der Baron Surlet de Chokier zum Regenten gewählt. Unmittelbar darauf ward Nothomb zum Generalsecretär des auswärtigen Ministeriums ernannt, eine Stellung, die er bis 1837 bekleidete und in welcher er seine bedeutsamste diplomatische Wirksamkeit entfaltete. Er sah, daß Belgien sich in einer Sackgasse befand. Die Conferenz hatte sich geweigert, den Protest gegen die Abtrennung von Luxemburg auch nur zur Kenntniß zu nehmen und Louis Philippe genöthigt, die Wahl Nemours' abzulehnen. Der Regent erließ nun am 10. März eine starke Proclamation, in der er erklärte: die Nation werde den Protest ihrer Vertreter aufrecht zu halten wissen und die Revolution,

[1]) Depesche des sardinischen Gesandten in Paris bei Hillebrand I, S. 185.

die sie trotz der Verträge von 1815 begonnen, auch trotz der Londoner Protocolle beenden. Palmerston weigerte sich darauf, den belgischen Bevollmächtigten zu empfangen, erklärte die Beschlüsse vom 21. Januar für unantastbar und bemerkte, ehe die Belgier nicht ihre gegentheiligen Ansprüche aufgäben, sei es unnütz, über die Wahl des Souveräns zu verhandeln (Bulwer, Life of Palmerston, II. p. 53 ff.). Nothomb erkannte, daß, um vorwärts zu kommen, man beide Fragen zusammen behandeln müsse, denn Belgien konnte offenbar, trotz der Beschlüsse des Congresses, nicht ohne Verständigung mit der Conferenz von der Stelle kommen und die Fortdauer des Provisoriums wurde immer gefährlicher. Die dynastische Frage mußte also ohne Verzug gelöst und zugleich versucht werden, eine günstige Modification der Conferenzbeschlüsse vom 20. Januar zu erreichen.

Bereits im November 1830 hatte sich die Aufmerksamkeit des diplomatischen Comités auf die Person des Prinzen Leopolds von Coburg, des Wittwers der einzigen Tochter Georg's IV. gelenkt, obwohl derselbe soeben nach langem Zögern die griechische Krone ausgeschlagen. Damals überwog aber in Belgien noch die Neigung, sich an Frankreich anzulehnen; letzteres wollte in der Hoffnung, Nemours durchzusetzen, nichts von einer Coburgischen Candidatur hören und Wellington, der dem Prinzen wegen Ablehnung der griechischen Krone gram war, hoffte noch die oranische Dynastie zu erhalten. Nachdem aber Nemours beseitigt und Palmerston an die Stelle Aberdeen's getreten war, stand die Sache anders. Der englische Minister sah im Prinzen Leopold nach dessen Vergangenheit einen Verbündeten und war bereit, um Frankreichs Zustimmung zu gewinnen, eine Heirath mit Louis Philipp's Tochter zuzugeben. Dieser Gedanke fand in Paris beifällige Aufnahme und Mitte April gaben beide Mächte vertraulich in Brüssel von ihrer Geneigtheit für diese Combination Kenntniß. Ende April 1831 ließ der Minister des Auswärtigen, Lebeau, den Prinzen durch eine vertrauliche Mission sondiren. Derselbe wollte kluger Weise nur bedingungsweise die Candidatur annehmen; seine Wahl sollte nur die Brücke zu der mit den Großmächten zu erzielenden Verständigung sein. Zu dem Ende mußte man sich vor allem über die Frage der Grenzen und der Staatsschulden einigen, so daß Europa Belgien und seinen König anerkennen konnte. Bei dieser Forderung blieb der Prinz, trotz aller Bemühungen der Belgier, ihn zu sofortiger Annahme zu bewegen. Nothomb fand dies durchaus richtig; wäre der Prinz ohne solche Verständigung in Brüssel erschienen, so würde die Folge nach seinem drastischen Ausdruck gewesen sein, „qu'il n'y aurait qu'un révolutionnaire de plus". Am 25. Mai schlug Nothomb mit 84 andern Abgeordneten den Prinzen als König vor und beantragte drei Tage darauf, mit der Conferenz hinsichtlich der streitigen Gebietsteile auf Grundlage einer Geldentschädigung in Unterhandlung zu treten, um die Annahme des Prinzen möglich zu machen. Der Antrag wurde am 2. Juni mit großer Mehrheit angenommen und am 4. Leopold zum König der Belgier gewählt. Es handelte sich nun darum, diese Wahl zur Anerkennung durch die Großmächte zu bringen; und zu dem Zweck wurde Nothomb mit Devaux nach London gesandt. Die Regierung wollte gleichzeitig dorthin die vom Congreß ernannte Deputation abgehen lassen, welche dem Prinzen die Wahl anzeigen sollte. Mit richtigem Tact widersetzte sich Nothomb dem und erklärte,

erst müsse die Unterhandlung beendet sein, ehe die Deputation officiell empfangen werden könne. Der Regent, der wenig Vertrauen auf diese Unterhandlung setzte, meinte: es sei doch ziemlich anmaßend, daß er glaube, der Deputation erst die Thüren öffnen zu müssen. — „Warum nicht," erwiderte Nothomb einigermaßen verletzt; „man sieht heute zu Tage so manche Dinge. — Sie z. B. Herr Baron sind Regent von Belgien!" — Nothomb hatte gleich nach der Wahl dem Prinzen eine Denkschrift übersandt, welche ausführte, wie die Sache anzugreifen sei. Am 8. Juni empfing der Prinz ihn und Devaux. „Sie haben," sagte er, „mir mehrmals gescheute und patriotische Männer gesandt, aber keiner derselben hat mir einen Plan vorlegen können. Haben Sie einen solchen?" — „Ja, wir haben einen Plan," erwiderte Nothomb, und setzte denselben auseinander; der Prinz machte sich verschiedene Aufzeichnungen und bat die Herren, am nächsten Tage wiederzukommen. Als sie erschienen, sagte er Nothomb: „Ich verstehe jetzt die Denkschrift, welche Sie mir gesandt. Wir können zum Ziele kommen. Nun müssen Sie sich in Vernehmen mit den Mitgliedern der Conferenz setzen, zuerst mit Lord Palmerston, ich habe Sie bei ihm angemeldet." Als sie Marlborough House verließen, sagte Nothomb seinem Genossen: „Auf jeden Fall wird dies nicht wie die Brabanter Revolution enden." Die beiden unterhandelten nun mit Palmerston, Baron Bülow und Wessenberg. Inzwischen aber war die Deputation des Congresses gleichfalls in London angekommen, wohnte in demselben Hotel und konnte doch weder vom Prinzen empfangen werden noch an den Unterhandlungen theilnehmen; eine Lage, die für beide Theile unbequem, aber unvermeidlich war. Denn es war von höchster Wichtigkeit, das Geheimniß zu wahren und dies gelang in der That so gut, daß die in London anwesenden holländischen Bevollmächtigten von der ganzen Sache nichts ahnten[1]). Unter Mitwirkung des Prinzen gelang es, von der Conferenz wichtige und vortheilhafte Modificationen der Bases de séparation vom Januar zu erlangen; am 25. Juni wurde die Schlußredaction zwischen dem Prinzen, Palmerston und den beiden Commissären vereinbart, am 26. nahm die Conferenz dies Ergebniß an. Nothomb war die Seele dieser Unterhandlung; ihm war die ganze geschichtliche Entwickelung der streitigen Fragen klar und er überzeugte die Mitglieder der Conferenz von der Unmöglichkeit, die Januarbeschlüsse durchzuführen. Ihm vornehmlich gebührt der Ruhm, die sogen. 18 Artikel durchgesetzt zu haben. Der Gewinn derselben für Belgien bestand in Bezug auf das Gebiet zunächst darin, daß die luxemburgische Frage ausgeschieden wurde und offen blieb, während der für Belgien günstige Status quo bis zu erfolgter Verständigung mit Holland und dem deutschen Bunde fortdauerte; daß sodann Belgiens Ansprüche auf die nach dem Besitzstand von 1790 in dem Gebiet der holländischen Republik eingeschlossen gewesenen fremden Besitzungen anerkannt wurden, wodurch die Möglichkeit eröffnet ward, gegen diese die Provinz Limburg ganz oder theilweise einzutauschen. Hinsichtlich der Staatsschuld stellten die 18 Artikel den gerechten und für Belgien

[1]) Am 29. Decbr. 1843 schrieb Nothomb an Juste: „Ne vous êtes-vous jamais demandé ce que les plénipotentiaires hollandais faisaient à Londres pendant la négociation des 18 articles? Ils ne se sont doutés de rien." (Juste, Souvenirs du Baron Nothomb. 1882.)

vortheilhaften Grundsatz auf, daß jedes der beiden Länder die Schulden zu tragen habe, welche es in die Gemeinschaft eingebracht und daß die während derselben contrahirten nach einem billigen Verhältniß zu theilen seien. Am Abend des 29. Juni empfing nun der Prinz die Deputation und erklärte ihr, daß sobald der Congreß die 18 Artikel angenommen haben werde, er seinerseits die Krone annehmen und sich unverzüglich nach Belgien begeben werde.

Die provisorische Regierung war durch das Erreichte überrascht, der Regent hatte bis zum letzten Augenblick nicht an die Annahme Leopold's geglaubt[1]). Als Nothomb die 18 Artikel vorlas, rief der Justizminister Barthélemy: „C'est plus beau que la Belgique de Marie Thérèse." Nicht so leicht war es, die Annahme dieser Basis im Congreß durchzusetzen, wo die Radicalen, die nie befriedigt werden konnten, die Artikel heftig angriffen. Lebeau und Nothomb traten furchtlos der drohenden Unpopularität entgegen; „es handelte sich," sagte Nothomb, „um eine Discussion, welche über die Unabhängigkeit Belgiens entscheiden mußte." Mit lichtvoller Präcision legte er die geschichtlichen und staatsrechtlichen Ausgangspunkte dar: „voilà les faits, il n'est pas dans mon pouvoir de les détruire;" er setzte die Basis der neuen Vereinbarung auseinander, nach der Holland auf den Besitzstand vor der Vereinigung mit Belgien zurückgeführt werden sollte, schilderte die Gefahren, welche die Unabhängigkeit bereits von verschiedenen Seiten in Frage gestellt hatten, bewies durch seine Mittheilungen über die Unterhandlungen, daß das Mögliche erreicht, daß das Nothwendigste sei die Unabhängigkeit des Landes zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und daß die Ablehnung alles aufs Neue in Frage stellen würde.

Am 9. Juli erfolgte die Annahme der 18 Artikel, am 19. empfing Nothomb mit den anderen Mitgliedern des Vorstandes des Congresses den Prinzen Leopold im Schloß von Laeken und überreichte am 21. dem ersten König der Belgier die Formel des Eides auf die Verfassung. „Ohne die Wahl und Annahme des Prinzen gab es kein unabhängiges Belgien; lehnte er ab, so hatte dasselbe nicht drei Monate mehr zu leben" schrieb er später an Juste.

Indeß auch so war man nicht über den Berg. Der König von Holland, heftig erbittert über die 18 Artikel, die für ihn eine vollständige Ueberraschung waren, erklärte: er werde Belgien, wenn dasselbe nicht unbedingt das Protocoll vom 20. Januar annehme, als Feind betrachten und kündigte den Waffenstillstand . . Binnen wenigen Tagen war die kleine belgische Armee geschlagen und die Holländer machten erst Halt, als vom Süden die Franzosen einrückten. Diese Ereignisse wirkten auch diplomatisch ungünstig für Belgien; während die Vertreter der Großmächte in London nach Annahme der 18 Artikel sofortige Anerkennung des Königreichs in Aussicht gestellt, verlangten sie jetzt neue Verhandlungen und setzten, als Belgien darauf einzugehen ablehnte, am 14. October einseitig die 24 Artikel fest, die Belgien den deutschen Theil Luxemburgs und

[1]) „Le régent ne croyait pas à l'indépendance belge; la foi nationale lui manquait. Il comptait revoir ce qu'il avait vu, la réunion à la France. Il rêvait pour lui-même la pairie française. Jusqu'au dernier moment, jusqu'à la veille du départ du prince Léopold de Londres, il a douté de l'acceptation de S. A. R. Cette acceptation lui semblait une folie." (Nothomb an Juste 29. Decbr. 1869 l. c. p. 12.)

das rechte Maasufer absprachen. Zugleich erklärten sie beiden Theilen, daß diese Artikel endgültig und unwiderruflich seien, daß sie deren Ausführung garantierten und eventuell erzwingen würden. Nothomb, der am 10. September in besonderer Sendung nach London gegangen war, kämpfte vergeblich gegen die Entschlüsse der Mächte, um wenigstens das rechte Maasufer zu erhalten. Nachdem er das Terrain Schritt für Schritt vertheidigt und einige kleine Zugeständnisse durchgesetzt, sah er ein, daß bessere Bedingungen nicht zu erreichen seien, und Belgien nachgeben müsse. Talleyrand hatte sofort nach der neuen Wendung seine alten Schliche wieder begonnen und suchte Preußen für die Theilung zu gewinnen, da die Ereignisse gezeigt, daß Belgien seine Unabhängigkeit nicht behaupten könne. Nothomb erhielt hiervon Kunde und war überzeugt, daß, bei der offenbaren Ungunst der drei absolutistischen Mächte, die Unabhängigkeit nur durch rechtzeitiges Einlenken zu retten sei.

Stockmar war derselben Ansicht und rieth dem König, dem die Annahme der 24 Artikel sehr schwer wurde, gegen dieselben zu schreien, aber alles zu thun, um die Zustimmung der Kammern zu erreichen. Nothomb hatte hiebei in erster Linie die undankbare Aufgabe, die Versammlung von der Nothwendigkeit des Opfers zu überzeugen. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob Belgien, constituirt wie Europa es vorschreibt, wird leben können, was ich weiß ist, daß es gegenwärtig sich nicht anders constituiren kann." Er führte dies mit solcher Beredsamkeit aus, daß der Minister des Auswärtigen, de Mulenaere, ihm nachher sagte: „Vous grandissiez en parlant à tel point, qu'il n'y avait plus que vous dans la salle." Die 24 Artikel wurden angenommen und am 15. November schloß Belgien, mit den fünf Mächten einen Vertrag, in welchem letztere die Ausführung derselben und Anerkennung des Königreichs zusagten. Jetzt erst war dieses in Sicherheit.

Auch an den folgenden Unterhandlungen über die Ausführung des Vertrages vom 15. November nahm Nothomb hervorragenden Antheil. Da Holland sich nicht fügen wollte, überschritt eine französische Armee zum zweiten Male die Grenze und rückte auf Antwerpen vor; die belgischen „Patrioten" protestirten gegen diese Antastung der nationalen Ehre, während die eigene Armee zur Unthätigkeit verdammt sei. Nothomb trat solchen Aufwallungen entgegen, indem er darlegte, wie die wirkliche Lage sei: „Für uns ist der Vertrag vom 15. November ein Gewaltact; möge das Werk des Auslandes sich durch das Ausland vollenden. Belgien konnte den Vertrag, was die Gebietsfrage betrifft, nicht selbst ausführen; es hätte einen Angriffskrieg gegen Holland nur unternehmen können, um jenen Vertrag zu vernichten. Aber damit hätten Sie Europa den Handschuh hingeworfen. Vernichten Sie den Vertrag vom 15. November, so gibt es keine Gemeinschaft mehr zwischen Ihnen und den anderen Völkern, zwischen Ihrem König und den anderen Königen. Sie werden nur eine Summe von Individuen und eine neue Art Parias in der europäischen Gesellschaft sein. Gut oder schlecht, ist der Vertrag also unser Existenztitel; hüten Sie sich dies Blatt aus dem Standes-Register der Völker auszureißen." Nachdem nun die französische Armee Antwerpen zur Capitulation gezwungen, beantragte der Führer der wankelmüthigen Opposition, Gendebien, nicht nur derselben den Dank des Landes zu

bezeugen, sondern auch das Denkmal in der Ebene von Waterloo zu zerstören. Gegen diesen zweiten Theil des Antrags erhob Nothomb sich mit Entschiedenheit und brachte ihn zu Fall: „Wenn die Schlacht von Waterloo," sagte er, „von denen gewonnen wäre, welche seitdem unsrer Unabhängigkeit zu Hilfe gekommen sind, so wäre es auf lange Zeit um unsre Unabhängigkeit geschehen gewesen und vielleicht wäre die Stadt, wo wir jetzt tagen, statt die Hauptstadt des neuen Königsreichs Belgien zu sein, wieder chef-lieu des Dyle-Departements geworden. Man darf nicht in Deutschland und England am Gefühl unsrer Unabhängigkeit zweifeln."

Nach langen Verhandlungen kam es am 21. Mai 1833 zwischen den Westmächten und Holland zu einer Convention, welche Belgien einen bis zum Abschluß des definitiven Friedens verbürgten Waffenstillstand, Freiheit der Schifffahrt auf der Schelde und Maas und Fortdauer des Status quo in Limburg und Luxemburg sicherte. Dies war ein für das neue Königreich sehr vortheilhaftes Provisorium; indem es auf die sofortige Räumung der kleinen noch von Holland besetzten Plätze verzichtete, behielt es die genannten, weit bedeutenderen Gebietstheile in seiner Hand, erreichte die Freiheit der Handels- und Schiffahrtsbewegung und den Aufschub der Zahlungsverpflichtung für die ihm auferlegte Rente, während es aus dem provisorisch behaltenen Gebiet die Steuern bezog. Auch dies war wieder der Opposition nicht genug; doch erreichte Nothomb, daß ihr Tadelsantrag gegen das Ministerium verworfen ward.

Indeß der Wunsch, den er damals aussprach, daß dieser Status quo ewig werden möge, sollte sich nicht erfüllen. Es war richtig, daß derselbe nur mit Belgiens Zustimmung geändert werden konnte; aber als Anfang 1838 der Starrsinn des Königs von Holland endlich gebrochen war und derselbe sich unvermuthet zur Annahme der 24 Artikel bereit erklärte, fand Belgien mit seiner Behauptung, daß deren einfache Ausführung unmöglich geworden, bei den Mächten kein Gehör. England erklärte sofort, es werde in der Gebietsfrage streng an den 24 Artikeln festhalten und als Frankreich dem beitrat, war die Sache entschieden. Nur eine Verminderung der von Belgien zu zahlenden Rente um 3 Millionen und Erlaß der Rückstände der Schuld bis zum 1. Januar 1837 konnten durchgesetzt werden.

Die Regierung kam dadurch in eine sehr schwierige Lage. Das Land, durch das günstige Provisorium verwöhnt, gerieth in eine starke Gährung, als die Abmachung zwischen den Mächten und Holland bekannt wurde; und diese Erregung fand heftigen Ausdruck in den Angriffen der Opposition gegen das Ministerium, das noch dazu selbst in voller Auflösung begriffen war. Der König hatte in seiner Thronrede zugesagt, die Rechte des Landes mit Beharrlichkeit und Muth zu vertheidigen, die Kriegspartei nahm letzteren Ausdruck als Zustimmung. Nothomb gesteht, daß er diese Tragweite des Wortes nicht berechnet, aber blieb nach wie vor der Ansicht, daß der Krieg unbedingt zu vermeiden sei. Einige Minister gaben ihre Entlassung; Nothomb stand mit De Theux allein auf der Bresche. Die Reden vom 4. und 12. März 1839, mit welchen letzterer die Nothwendigkeit des Beitritts gegen die Fanatiker des Widerstandes bis zum Aeußersten vertheidigte, sind vielleicht die besten, die er gehalten hat. Er schloß mit

den Worten: „Unsere Revolution ist beendet, vor ihrem neunten Jahrestag definitiv beendet für Belgien und Europa. Das ist ein großes Ereigniß, das größte seit 1830, es bedeutet die Herstellung des Friedens im westlichen Europa. Die Revolution ist abgeschlossen, meine Herren, und sie hat ihre Bestimmung nicht verfehlt, weil sie der Welt die belgische Nationalität gegeben hat; sie hat nicht Alles erreicht, aber Niemand erreicht auf dieser Erde alles und gleich. Es gibt einen Punkt, wo die Revolutionen still halten und selbst zu einem Vergleich kommen müssen, wenn sie überhaupt gelingen sollen. Es war eine große Schlacht, die acht Jahre dauerte; leider sind nicht alle Kämpfer berufen, sich des Sieges zu freuen, aber der Sieg ist das Werk Aller. Diese Revolution wird mit erhobenem Haupt in der Geschichte dastehen, denn sie ist glücklich und maßvoll gewesen. Mit beispiellosen Schwierigkeiten ringend, hat sich die belgische Nation constituirt; denen, die nicht an sie glaubten, hat sie bewiesen, daß sie lebensfähig ist; den Anhängern freier Institutionen hat sie gezeigt, daß die Ordnung sich mit der größten Freiheit verträgt; die Verfechter der materiellen Interessen haben anerkennen müssen, daß sie die öffentlichen Arbeiten wie die Privatindustrie zu organisiren verstand. Die Revolution von 1830 hat gethan, was keine andere zu Stande gebracht, sie hat ein Volk, eine Verfassung, eine Dynastie geschaffen und dies dreifache Ergebniß ist ohne Bürgerkrieg, ohne auswärtigen Krieg erreicht. Sie hat das beunruhigte Europa und die entthronte Dynastie genöthigt, das neue Volk und die neue Dynastie anzuerkennen. Nach Außen durch den Geist der Eroberung, im Innern durch den Geist der Anarchie bedroht, hat sie sich den Anarchisten, wie den Eroberern entzogen, die, sei es 1814, sei es 1830, verloren was sie besaßen. Während der fünf Jahre, wo ihr die europäische Diplomatie Ruhe ließ, hat sie ihre Lebensfähigkeit glänzend bewährt; wieder in die Kreise dieser Diplomatie hineingezogen, hat sie gerungen, aber vergeblich, sie hat nachgegeben, aber nur indem ganz Europa sich wider sie erhob. Es ist keine Unehre Europa zu weichen, es ist vielmehr eine Ehre zu verlangen, daß es Europa sei, welches die Forderung stellt. Auf die beiden großen Nationen, welche Belgien in Stich gelassen, fällt das Verwerfliche, das in dem Acte liegt, der die Revolution abschließt. Von den Parlamenten Frankreichs und Englands wird die Geschichte Rechenschaft dafür fordern; als Belgier fühle ich mich weder entehrt noch erniedrigt."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Friedhofsblume.

Novelle

von

Wilhelmine von Hillern, geb. **Birch**.

Erster Theil.

„Mortui vivos docent," das ist die Inschrift über dem Thor des Anatomiegebäudes in einer kleinen, süddeutschen Universitätsstadt. Es ist ein prächtiges, neues Haus mit spiegelblanken, großen Fenstern und einer gläsernen Rotunde, dem Anatomiesaal, die so verlockend mit weißen gestickten Gardinen verhangen ist, daß man immer im Vorbeigehen einmal hinein schielen möchte, um das zu sehen, was man nachher doch lieber nicht gesehen hätte. Die goldenen Buchstaben des „Mortui vivos docent" leuchten so tröstlich über dem hohen Portale. In der Morgensonne ringsumher schimmern ferne Gebirgszüge freundlich, träumerisch herüber und soweit das Auge reicht, dehnt sich eine endlose, grüne Wiese aus, über welche funkelnde, blitzende Reitergestalten dahin jagen: das Exercirfeld. Geht man ein paar Minuten weiter, so könnte man das: „Mortui vivos docent" in: „Mortui vivos nutriunt" verändern, denn hier beginnt das Kirchhofsviertel, — die Todtenstadt des kleinen Ortes. Hier wohnen alle die braven Leute, die sich zum Unterschied von den Raubmördern, Hyänen der Schlachtfelder, Leichenräubern u. s. w. auf ehrliche Weise vom Tod ernähren: die Todtengräber, Friedhofsgärtner, Grabsteinhändler, Leichenkutscher, Sargträger, Leichenschauer und dergleichen, eine kleine stillvergnügte Gesellschaft bei einander.

Von der Anatomie an bis hinunter zu der letzten Stätte, wo der müde, vielfach herumgezerrte Leib endlich ausruht für immer, ist es ein freundlich, nachbarliches Zusammenleben und da die Rechnung auf das Sterben der Menschen immer die sicherste ist, so blüht und gedeiht das Geschäft und nährt seinen Mann.

Manch stattliches Haus prangt hier, das neben der schönen Aussicht auf die Berge, die nahe Eisenbahn und das Exercirfeld, die Abwechslung bietet, Morgens mit klingendem Spiele das Militär und Abends die Leichenwagen passiren zu sehen. Es sind daher recht unterhaltende und gesuchte Wohnungen da draußen, was auch noch einen Erwerbszweig bildet und zum allgemeinen Wohlstand beiträgt.

Eines der schönsten Anwesen ist das des Grabbildhauers Loreni, eines Italieners, der den weißesten Marmor aus seiner Heimath kommen läßt. Neben dem Hause ist ein freier Hof, wo immer Grabkreuze aller Art ausgestellt sind, daß einem die Wahl weh thut und man fast ein Grab auszuschmücken haben möchte, um etwas von den schönen Sachen kaufen zu können. Eine prachtvolle Allee führt dann von der lauten Verkehrsstraße ab, den stillen Pfad hin, dessen einzige Mündung das eiserne Portal des Friedhofs ist. Schon seitlings am Wege begrüßt eine Christusstatue den Nahenden und fordert ihn zur Sammlung auf und nur ein Gärtnerhäuschen, tief im Grünen versteckt, mahnt noch an das Irdische. Dann und wann begegnen sich ein paar schwarzgekleidete Gestalten, die Blumen bringen oder gebracht haben, um frische Gräber zu zieren, oder die vor den Lebenden zu den Todten flüchten, um sich bei diesen Trost zu holen. Langsamen Schrittes, denn Herzen voll Thränen wiegen schwer, kommen sie um hier zu weinen, oder gehen, nachdem sie sich ausgeweint haben. Die sehen sich stumm im Vorüberschreiten an, als wollten sie einander sagen: „Ich weiß, wie Dir zu Muthe ist!" — Dann ist das Thor mit dem winkenden Todesengel erreicht und die Stätte des Friedens nimmt den ernsten Besucher auf. Wenn es aber einen Fleck Erde gibt, wo der Tod alle seine Schrecken verliert, so ist es dieser Friedhof. Wer ihn zu einer einsamen Stunde betritt, wenn das Alltagsleben mit seinen Pflichten die Menschen ferne hält, der glaubt in einen Kindergarten zu kommen, denn eine Schar rosiger Kindergesichter taucht da und dort zwischen den grünen Hügeln und den Grabsteinen auf. — Das sind die Kinder der Todtenstadt, die hier zu Hause sind, als ihrem angestammten rechtmäßigen Spielplatz.

Welch eine Abwechslung bieten die hundertfältigen Gräber von den stolzen Grüften mit den hohen Marmorkreuzen und den dunkelschattigen Cypressen an, bis herunter zu den armen, kleinen Gräbern mit den schiefen Holzkreuzchen, von denen, als einzige Gabe der Liebe, ein paar Schleierfetzen herabhängen, die vielleicht aus einem alten, vom Trödler gekauften Ballkleid gerissen sind.

Da sind überall gar lauschige Plätze zum Versteckenspielen. Und was für Märchen lassen sich da träumen, in diesen Nischen unter den überhängenden Zweigen im Abendwind rauschender Weiden. Das flüstert und raunt, das huscht und schlüpft unsichtbar durch die wehenden Schleier der Kreuze und knistert in den vertrockneten Kränzen. Und da und dort blickt traurig ein steinernes Kind von einem Monument herab und sieht sehnsüchtig zu, wie die lebenden Genossen da herum spielen, als möchte es gern mitmachen. Und die marmornen Rosenguirlanden, die solch' ein Denkmalskind immer in der Hand hält, glühen auf im Abendroth, als sollten sie sich beleben und duften, wie ihre blühenden Genossinnen unten auf dem Grab. Und als ahnten die Kinder, daß das steinerne Bild auch mitthun möchte, ziehen sie es hinein in ihre Spiele und plaudern mit ihm und fragen es und beantworten sich dann selbst an seiner Statt die Fragen; denn so machen sie es ja auch mit ihren Puppen.

„Hat Deine Mutter arg geweint, als Du starbst?"

„Ja — sehr!"

„Bist Du jetzt im Himmel, ist es dort schöner als hier?"

„Ja, noch viel schöner!"

Und dann erzählt das steinerne Kind vom Himmel und die anderen hören andächtig zu. Mittlerweile wird es kühler und dunkler und mächtig hebt sich hier und dort ein marmorner Engel vom verglimmenden Horizont ab und deutet mit dem erhobenen Arm empor, als wolle er bestätigen, was das steinerne Kind erzählt. Und die Kleinen werden stiller und es ist, als hätten sie über vielerlei nachzusinnen. Länger strecken sich die Schatten der Kreuze über die Gräber hin. Aus den Erdhügeln heraus entwickelt sich ein seltsam Leben und Regen, ein Rascheln und Ziscbeln, ein Auftauchen und wieder Verschwinden. Tausende kleiner Mäuse sind es, die nun mit dem sinkenden Tag ihr nächtliches Treiben beginnen; sie kommen aus ihren Verstecken hervor und eilen geschäftig her und hin, zwischen dem Gespinnst und Gerank durch. Aber es ist ein eigen Ding für das ungewohnte Auge, auf den Stätten der Todesruhe und Erstarrung plötzlich im Abenddämmerschein sich etwas bewegen zu sehen, gleichsam als habe sich der Todte da unten gerührt und jage nun die lichtscheuen Mitbewohner aus der engen Zelle heraus. Gewöhnlich fangen auch die Kinder um diese Zeit an, müde zu werden und schleichen an den seltsam belebten Hügeln vorbei nach Haus.

Nur zwei Spätlinge sind noch übrig geblieben; die scheinen auf nichts zu achten, was um sie her vorgeht, so ganz in sich versunken, als ob sie vom Tode nichts wüßten und nichts vom Leben. Es ist ein wunderschönes Pärchen, das Mädchen von etwa elf, der Knabe von fünfzehn Jahren. — Sie haben auf zwei nebeneinanderliegenden Gräbern Waldblumen und Farren gepflanzt und Unkraut entfernt und scheinen eben fertig geworden zu sein. Um die zwei schlichten Holzkreuze hat das Mägdlein ein paar rothe Vogelbeerschnüre geschlungen und betrachtet zufrieden sein Werk: „Schau, wie schön!" sagt sie zu dem Knaben. Der drückt das eine der Kreuze, das ärmere, das etwas windschief geworden, wieder besser in die Erde und nickt bewundernd. Die rothen Beeren glühen wie Feuer in der Abendsonne. Jetzt nimmt das Mädchen eine Gießkanne und sagt: „Komm, ich muß noch das Grafengrab begießen." Dann winkt sie, wie zum Abschied, dem Grabe zu: „Gute Nacht, Mutter!" Und der Knabe küßt das andere Kreuz, das er eben zurecht gerückt und spricht leise noch: „Gute Nacht, liebe Mutter!" Das kleine Mädchen umschlingt ihn und eilt mit ihm dem Grafengrabe zu. Und wie die Kinder so dahinschreiten, die hellen Kieswege entlang, da ist es als drehten die marmornen Engel, die Blumen und Vögel die Köpfe und schauten ihnen nach — so schön ist das Pärchen.

Freilich sind es nur dürftige Lappen, die sie bekleiden; aber die Gestalten so wunderlieblich, — der Knabe so frisch und stolz mit edeln fast classischen Zügen und dunkeln, träumerischen Augen unter eng zusammengewachsenen Brauen und die Kleine so elfenhaft und leicht dahinschreitend, auf winzigen, marmorweißen, nackten Füßchen. Ihr rothgoldenes Haar weht gleich einem sonnendurchglühten Zauberschleier um den schön getragenen Kopf und weithin strahlen, blaue Lichter umherstreuend, ein Paar große, tiefe Vergißmeinnicht-Augen. —

Sie haben das Grab nun erreicht, wohin das Mägdlein wollte. Eine Rosenlaube wölbt sich wie ein grüner Tempel über einer reich geschmückten Gruft. Es ist kein steinernes Denkmal, mit welchem die Liebe dieses Grab geziert, nur

Blumen und nichts als Blumen. Aber, was ferne Welttheile nur Schönes und Seltenes hervorbringen können, das wächst hier und breitet seine glänzenden Blätter aus, wie grüne Flügel. Darüber wölbt sich, mit kunstreicher Hand gebaut, das schützende Dach der Rosenlaube. Eine umsponnene grüne Gitterthür schließt den kleinen Tempel ab. Diese öffnet das Kind mit einem Schlüssel, den es aus der Tasche zieht und tritt ein, der Knabe folgt ihr. Rasch hat es die dürstenden Pflanzen erquickt und ein erfrischender Hauch entströmt den feuchten Kelchen. Ganz versteckt hinter Palmen und Blumen steht eine steinerne Bank, auf die setzt sich das seltsame Pärchen und wer im Zwielicht des aufgehenden Mondes hineinschauen könnte, der würde sicher buntschimmernde Flügel an ihren Schultern zu sehen glauben, als wäre es ein Elfenpaar, von einem bösen Zauberer hier herein gebannt und gefangen.

Das Grab mit seinem räthselhaften Schweigen — denn es erzählt nicht einmal, was jedes Grab erzählt: wer da drunten liegt und von wem beweint; die fremdartigen, exotischen Blumen und das fest verschlossene Gitter ringsherum, — es ist ein Sommernachtstraum auf dem deutschen christlichen Kirchhof.

Die Sonne ist indessen untergegangen, der letzte, rothe Streifen am Horizont verblaßt und die weiße Mondesscheibe, die schon längst glanzlos am Firmament gestanden, beginnt zu leuchten, auf dem dunkeln Grund. Die Kinder hatten die Köpfchen aneinander gelehnt und träumten, die Laube thue sich auf und die gefiederten Palmen lösten sich aus der Erde, breiteten die Blätter aus und flögen auf, dem schwebenden Mondball zu, der so verlockende, spielende Lichter durch das Laubdach warf. Und auch sie fühlten, daß sie fliegen konnten und schwangen sich empor, den flatternden grünen Blumenvögeln nach. Aber der Nachtwind erfaßte die Beiden und riß sie auseinander, da umschlangen sie sich mit einem Angstruf und hielten sich fest Brust an Brust. „Nein bleib bei mir!“ Dann sahen sie sich lachend an, ob der seltsamen Träumerei.

In diesem Augenblicke ertönte von Ferne Wagengerassel. Es kam näher und die Kinder streckten neugierig die Köpfe vor. Man konnte von da aus nach dem Portal hinsehen. Die Wohnung des Todtengräbers war festlich erleuchtet, — er führte heute seine junge Frau heim. Die Hochzeit war bei den Brauteltern gewesen. Es waren wohlhabende Leute, denn sie besaßen das einzige Sargmagazin im Städtlein und nun fuhr der ganze Hochzeitszug in vier Wagen am Kirchhof an. Voran der Brautwagen mit dem glücklichen Paar. Der Hochzeiter mit dem weißen Strauß im Knopfloch, führte die Braut triumphirend durch das große eiserne Portal herein. Die Gäste gaben ihnen lachend und plaudernd das Geleit zwischen den Gräbern hin bis zum Todtenhaus, wo die freundliche Wohnung ihrer harrte. Nur die nächsten Verwandten traten mit ein und warfen einen Blick in die hübsche Einrichtung der kleinen Wohnstube und des Brautgemachs. Es war schön mit Blumen geschmückt und über den schneeweißen Betten prangten grüne Guirlanden von den Gehilfen des Todtengräbers aus besonderer Aufmerksamkeit gewunden.

Die Kinder sahen alles von Weitem durch die Fenster mit an und als die Gäste sich wieder entfernten und die Hochzeitswagen davon rasselten, als der Todtengräber droben seine junge Frau küßte und dann das Fenster

und die Gardine schloß, — da dachte der Knabe, es müsse doch schön sein — Hochzeit halten; aber er sagte es nicht. Doch das Mädchen fragte nach einer Weile: „Gelt, wenn wir groß sind, dann heirathen wir auch und dann holst Du mich auch mit dem Brautwagen?"

Dem Knaben stieg es heiß ins Gesicht bei des Kindes unschuldigen Worten, er wußte selbst nicht warum: „Heirathen" — sprach er ihr träumerisch nach, als müsse er sich das Wort wiederholen, um es zu verstehen — „Heirathen?" dann wurde er tiefernst: „Wenn wir groß sind, dann werden sie uns von einander trennen — dann müssen wir dienen gehen — Jedes wo anders hin. Für uns gibt's keinen Brautwagen."

„O nein, trennen lassen wir uns nie, nie!" — sagte die Kleine und umschlang den Knaben. Der zog sie sanft und seltsam erglühend an sich und seine Augen leuchteten kindlich trotzig aus dem Blätterschatten auf: „Wenn sie es nun aber doch thun?" „Nun, dann machen wir, daß wir bald sterben, dann kommen wir miteinander in den Himmel — der liebe Gott wird uns schon beisammen lassen, er ist ja gut und er weiß ja, daß wir nicht ohne einander leben können! Nicht wahr?"

„Ja, aber werden wir denn auch zusammen sterben können?" murmelte nachdenklich der Knabe.

„Natürlich," sagte das Mägdlein, „was sollten wir denn anders machen?" Und die Kinder rückten zusammen, wie ein paar junge Vögel, über denen der Habicht schwebt.

„Ich würde nicht leben ohne Dich — aber Du vielleicht ohne mich!" murmelte der Knabe.

„Wie Du so etwas glauben kannst," sagte leise das Mädchen und es lag etwas in dem Ton, daß es dem Knaben war, als habe er sich an ihr versündigt. Und er schaute ihr lange, lange in die träumerischen, unschuldigen Augen und es war als suchten sie Beide nach einem Wort, das sie in dem kindlichen Stammeln ihrer Seelen noch nicht fanden. Dann, — müde es zu suchen — legte die Kleine ihr Köpfchen an die breite Brust des jugendlichen Gefährten und leise, als solle sie es nicht merken, ganz leise küßten des Knaben Lippen ihr rothgoldenes Haar. —

Stille war's über und unter der Erde, die Todten schliefen ruhig da unten — nur die Nachtfalter schwebten, wie entfliehende Seelen von den Gräbern auf, hinaus in die monddurchschimmerte Ferne. Schneeweiß ragten, vom Geisterlicht übergossen, die steinernen Kreuze in die Luft. Ueber den beiden Kindern raschelte und rauschte es in den Zweigen einer Trauerweide; sie hörten es nicht. Des Knaben Lippen ruhten, wie gebannt auf dem Haupte des Mädchens und dieses fühlte den heimlichen Kuß. Eine Ahnung namenlosen Glückes, unnennbarer Wunder, die ihnen noch verhüllt, zog mit seligen Schauern durch ihre unschuldigen Herzen. Aber über ihnen in den Zweigen der Weide auf der Kirchhofsmauer, da lauschte ein vergrämtes, trauriges Antlitz herab und spähte durch das Gitter des Laubdaches.

Wie in einer Glorie von Licht saß das Paar da unten und kein Zug der schönen Gesichter und kein Hauch und kein Wort blieb dem Lauscher da oben verborgen. — Auch er war halb Knabe, halb Jüngling, wie der andere, aber

fremdartig und früher gereift. Der Nachtwind wühlte in des Jünglings langem Haar und auf der bleichen Stirn spielten die Schatten der Weidenblätter, wie Schatten künftigen Lorbeers. Wie ein Nachtwandler kauerte der Knabe, halb liegend, halb sitzend, auf dem schmalen Mauerrande und lauschte. — Es war kein Horchen und kein Spähen im gemeinen Sinn, es war ein sehnsüchtiges Schauen und Hören, wie der Durstige dem Trinkenden zusieht, wie der Ausgeschlossene bei einem Feste hinter der Thür der Musik lauscht.

Da schlug es vom Thurm des Todtenhäuschens neun Uhr. Die Kinder standen auf und traten Hand in Hand aus der Laube heraus in den vollen Mondschein. So schritten sie einträchtig dahin, dem Thore zu und schielten im Vorbeigehen verstohlen nach dem Fenster des Todtengräbers hinauf, wo das Licht noch brannte. Dann schloß sich das Thor hinter ihnen und nun war der Lauscher allein der noch einzige Lebende auf dem nächtlichen Friedhof. Er blickte ihnen nach, so lange er noch die Umrisse der kleinen Elfengestalt des Mädchens sehen konnte. Denn das Kind hatte es ihm angethan, daß er ihm überall folgen mußte. Sobald er Feierabend hatte, suchte er es auf. Aber wo es ging und stand, da war auch der Andere! — Und er mußte es immer mit ansehen und mit anhören, wie sie sich einzig lieb hatten und wie sie sich Alles waren und er wußte, daß das nun einmal so sei und nicht anders sein könne. Und weil das Mägdlein den Andern so gern mochte und der gegen das Mägdlein so gut war, so hatte er sich auch gewöhnt, den Andern lieb zu haben. Er wußte, daß es für ihn kein Glück gab und daß ihm nichts gehörte, kein Geld, noch Gut, kein Menschenherz, — nicht einmal ein Grab! Die Kinder, wie arm sie auch waren, hatten es besser, sie hatten die Gräber ihrer Mütter, die da drüben neben einander lagen! Der kleine Fleck Erde war ihr Eigenthum. Da hatten sie sich gefunden, hatten geweint und geklagt und endlich miteinander geschwatzt und sich miteinander getröstet.

Seine Mutter lag eingescharrt irgendwo in Wälschland und längst war das Grab verschüttet und umgegraben. Sein Vater war als Steinhauer mit ihm in jenen Gegenden Südtirols herumgezogen, wo die Landstraßen mit Marmor gestreut werden und jeder Meilenzeiger von Marmor ist. In einem Steinbruch war er verunglückt und von dort nahm der Grabbildhauer Loreni den verwaisten Knaben als Lehrling mit. Der Kleine hatte neben dem Vater allerlei Figuren und Ornamente aus eigener Eingebung in die Steine gemeißelt. Der Grabbildhauer mochte etwas Besonderes an den kindlichen Bildnereien gefunden haben, denn er nahm ihn ohne Weiteres und unentgeltlich als Lehrling an. Nur knüpfte er die Bedingung daran, daß er ihm auch als Gesell einst so lange umsonst arbeiten müsse, als er Lehrling gewesen sei. —

So war er nun hier, und nichts nahm er mit herüber unter die kühlen Schatten der deutschen Tannenwälder, als das brennende Heimweh nach dem brennenden Staub und den grauen Oelbäumen der heimischen Landstraße. Er war das ärmste Geschöpf auf der Welt, von keinem Menschen geliebt — von keinem Menschen beachtet und die Glücklichen, die hier auf dem Kirchhof ein Grab besaßen, das etwas Liebes — wenn auch Todtes — barg, einen Hügel Erde, auf dem sie einen Blumenstock pflanzen durften und sagen: „Das gehört mir," die erschienen ihm so reich, wie uns wohl ein Gutsherr erscheint, der seine

Felder nach Meilen mißt. — Und als die Beiden den Kirchhof verlassen hatten, da sprang er von der Mauer herab, warf sich auf den nächsten besten Hügel und schluchzte: „Ein Grab, nur ein Grab, lieber Gott, das mein!"

Und wie er wieder auffah mit thränendem Blick, da stand ein Genius des Todes mit der umgekehrten Fackel vor ihm, strahlend im Mondesglanz und schien ihm Gewährung zu winken. Eine seltsame Tröstung kam über ihn, wie eine Gewißheit, daß er einmal ein liebes, ein über Alles geliebtes Grab haben werde. Aber — wenn er es hätte — wie wollte er es schmücken? Dann wollte er ein Denkmal meißeln — schöner — viel schöner als dieser Todesengel!

Und er fing an, die Figur zu betrachten und wischte die Thränen aus den Augen, und sah — sah einen Fehler um den andern. Das würde er so — jenes so gemacht haben! Und die Biegung des Armes war falsch und das Gesicht unschön. Wenn er ein Denkmal meißeln würde, so müßte es die Züge des geliebten kleinen Mädchens haben und ihre kleinen Füßchen — wenn er nur die einmal modelliren dürfte! O welch eine holde Gestalt war sie gegen diesen Engel! Und wie wollte er sie treffen, welch ein Bild sollte das werden! Seine Seele hatte die Künstleraugen aufgethan und vor ihrem Seherblick offenbarten sich die ersten Umrisse wahrer Schönheit, in kindlichen, aber unverwischbar reinen Zügen. Es war ein Lenzeswehen — ein Werden und Wachsen, eine keimende Schöpferluft!

Aber plötzlich durchzuckte es ihn, wie ein Dolchstich: — „Was hoffst Du? Was träumst Du von einstigem Schaffen? Armer Geselle — woher den Marmor nehmen für Dein Werk? Sei still und bescheide Dich, Dir gehört ja nicht der Stein am Wege, nicht der Meißel in Deiner Hand!"

Und wieder sank die Stirn ins thaufeuchte Gras und stille ward's auf dem Friedhof, als poche kein lebendig hoffend Herz mehr zwischen den Reihen der Todten.

* * *

Hinter dem Friedhof dehnt sich ein weites, freies Feld hin. Im Vordergrund das Exercirfeld und weiter hinaus das einsame Gehöft des Abdeckers, die Wasenmeisterei. Unweit davon ein langes, niederes Gebäude — die Remise und die Stallung des Leichenkutschers.

Wieder ist es Abend und Stille lagert über dem öden Feld; denn hier heraus kommt Niemand, als wer einen alten Hund oder ein krankes Pferd umbringen lassen will. — Hier heraus führt kein Spaziergang, alles Leben meidet den Schinder.

Nur aus der Ferne herüber tönt wie das Ticken des Bohrwurmes — das Volk nennt ihn die „Todtenuhr" — das Ticken der Hämmer von Loreni's, des Grabbildhauers, Gesellen. Es ist noch nicht Feierabend und durch die feinen, weißen Staubwolken, die den Arbeiter und den behauenen Block einhüllen und der bang athmenden Lunge die Luft verdichten, schaut sehnsüchtig das geisterhaft glänzende Auge des armen, fremden Lehrlings nach der Richtung hinüber, wo soeben, wie eine feine Silhouette, der Todtenwagen mit seinem Rappengespann vom goldenen Abendhimmel sich abhebt. Die grellen Sonnenstrahlen zeichnen die harten Contouren des Wagens und der Pferde scharf aus, bis auf die Speichen der Räder und die Füße der Rosse, die in langsamer Bewegung wie ein Schatten-

spiel am Horizont vorübergleiten. Warum kann sein Auge nicht von dem Anblick lassen? Ahnt er, daß in dem leeren Raum zwei rosige Kindergesichter verborgen sind — die sich als Braut und Bräutigam träumen und daß in diesem Augenblick das düstere Gefährt ein „Brautwagen" ist? Glückselige Einfalt! — Das kindliche Brautpaar da drüben im schwarzen Todtenwagen ist so stolz wie nur je ein Brautpaar in purpurverbrämter Staatscarosse es gewesen!

Erst ein Tag ist verstrichen, seit die beiden Kinder auf dem Kirchhof vom Hochzeithalten geträumt und schon hat die erfinderische Phantasie des Mädchens den Brautwagen ausfindig gemacht und der Knabe muß mitspielen, anfangs nur um der Kleinen den Willen zu thun, denn er ist ja schon größer und vernünftiger — bald aber lebt er sich in die Täuschung hinein und sie wird ihm zur süßen Wahrheit.

Des Leichenkutschers alter Knecht kennt die Beiden schon von Klein auf und sie kamen manchmal zu ihm und spielten in der großen Remise unter den schwarzen Dächern der Leichenwagen.

„Gewohnheit, dumpfe nur, macht Dich vom Schreckbild frei — Du höreſt es und siehst's — und denkest nichts dabei" — sagt Rückert. Was Andern ein Ort des Schreckens gewesen wäre, das war den Kindern der Todtenstadt ein willkommener Spielplatz. Und als sie größer wurden, da war es ihnen ein trauliches Asyl, um ungestört zu lesen. Denn sie hatten gar mancherlei Bücher.

Des Knaben Pathe war Lumpensortirerin einer großen Papierfabrik. Nun werden jedoch in einer solchen Fabrik nicht immer nur Lumpen, sondern es wird auch Maculatur aller Art eingestampft. Die „Gotte", wie sie in der Gegend die Pathe nennen, war aber eine „nachdenkliche" Frau und warf beim Sortiren hin und wieder einen Blick in das Gedruckte. Darunter waren denn manchmal recht schöne Sachen, Bruchstücke von Gedichtsammlungen, von guten Schulbüchern, von geistlichen und weltlichen Schriften aller Art; und war es gar noch ein halber oder ein Dreiviertelsband, so erbarmte es sie, das in den Lumpenkessel zu werfen. Sie rettete es vor der Vernichtung und hob es für ihren Pathen auf. Freilich war das eigentlich eine Veruntreuung, doch diese Leute betrachten das nicht so. — Von den vielen Centnern Maculatur ein paar Stückchen mit heim zu nehmen, das war nicht schlimmer, als wenn sich der Schnitter beim Mähen einen Strauß Feldblumen auf den Hut steckt. — Und aus diesen papierenen „Blumen" ging eine merkwürdige Saat hervor, denn der Knabe, in dessen Hände sie kamen, bildete sich daran und lernte denken.

Aus den zerrissenen Blättern stiegen verklärte Gestalten vor ihm auf und manches zündende Wort eines großen Dichters aus einer zerlesenen Encyklopädie weckte in der jungen Seele Keime eines höheren Lebens.

Wohl war es ein chaotisches Durcheinander, was die gute alte Lumpensortirerin ihm da zusteckte; aber es verlieh ihm immerhin einen ernsten Zug, der ihn von den anderen Knaben seines Standes unterschied und trennte. Nur das kleine Mädchen, — das einsame, mutterlose Kind mit dem rothgoldenen Lockenschleier um den Kopf und den tiefblauen Augen — gerade wie es in den Märchen beschrieben ist — das wählte er zu seiner Gefährtin und Vertrauten, mit dem

genoß er heimlich die verbotenen Früchte des kleinen Diebstahls, den die „Gotte“ am Lumpenkessel verübt.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das jugendliche Gemüth das erste Erwachen poetischer Empfindung ängstlich verbirgt, wie das erste Erwachen der Liebe. Es hat nur einen Vertrauten, dem es die Wunder der neuen Gefühle mittheilt. Und wie Poesie und Liebe in ihrem Wesen untrennbar, so fallen diese beiden höchsten Momente auch gewöhnlich zusammen, wenn die Vertrauten zweierlei Geschlechtes sind.

So auch diese Kinder. — Von einer zufälligen, ungeordneten Lectüre vorzeitig geweckt und erregt, verwebten sie die Gestalten der poetischen Fiction mit sich selbst und in den kleinen Herzen entstand ein unerklärliches Sehnen, ein sich Nimmermehrlassenkönnen, eine stille Trauer, die mit ihnen ging, wie die Ahnung all des großen Wehs, von welchem sie gelesen, daß es Menschen, die sich liebten, ergreife, wenn sie getrennt würden.

Und als sie gestern die Hochzeit des Todtengräbers mit ansahen, — da gewann all das unbestimmte Bangen eine greifbare Form: — Heirathen! Heirathen — das war Nimmermehrgetrenntwerden! Wer im Hochzeitswagen saß, der gehörte zusammen, der war unlösbar verbunden!

Und so setzten sich die armen Kinder in den Todtenwagen, als er heimkehrte; denn der alte Leichenkutscher, der sie gern mochte, nahm die lebendigen Passagiere, die nicht hineingehörten, lieber auf, als die Todten, die hineingehörten.

Es war ein sehr schönes Vergnügen. Sie waren sehr vornehm, sehr reich und sehr stolz in dem großen Wagen, von den zwei stattlichen Rappen gezogen, die Abendsonne schien so lustig herein, die Troddeln und Quasten an den Vorhängen des Daches schwankten und schaukelten so prunkvoll hin und her! Freilich war's schade; daß sie schwarz waren — roth oder blau wäre hübscher gewesen; indessen man kann ja nicht Alles haben, wie man's will! Und der Bräutigam hatte den Arm um seine kleine Braut geschlungen und sie lehnte das Köpfchen an seine Brust. Sie hatte einen Brautkranz von weißem Hollunder auf dem Kopf und sah aus wie eine Prinzessin, so schön und so glücklich. Sie hatte sich auch Armbänder und einen Halsschmuck von Silberperlen gemacht, die ihr Vater zu den künstlichen Todtenkränzen brauchte; denn er war der Kirchhofsgärtner, dessen Häuschen drüben tief im Grünen versteckt lag.

Er war ein strenger, fleißiger Mann, der den ganzen Tag arbeitete und sich nicht viel um das Kind kümmerte. Die Mutter war vor zwei Jahren gestorben, seitdem wuchs es auf, wie eine wilde Rose, ohne Pflege und ohne Liebe. Da schloß es sich denn ganz an den Knaben an, der auch immer allein war und dessen Mutter fast zugleich mit der ihren gestorben war.

Der Knabe hieß Walther und das Mägdlein Maria — das war Alles, was sie von einander wußten.

Des Knaben Heimath war da drüben der einsame Fleck Erde, den alle Welt mied; er war des Abdeckers Sohn. —

Der Friedhofsgärtner aber hatte es nicht gern, wenn das Kind immer mit dem „Schinderbuben,“ wie er ihn nannte, herumlief, denn der Abdecker stand ja tief unter ihm. Aber darum kümmerte sich die Kleine nicht — für sie war der

arme Paria der Beste, der Schönste und der Liebste von allen andern Knaben. Wenn er sie mit seinen großen Augen so lieb und so treu ansah, so machte es ihr oft das kleine Herz schwellen in einer unnennbaren Empfindung, daß sie die Arme um seinen Hals schlang und immer wieder und wieder „Du lieber guter Walther!" sagen mußte. Das sagte sie so oft, daß sie auch Nachts im Schlaf, wenn der Mond durchs kleine Fenster auf ihr Bettchen schien, meinte, es seien Walther's Augen, die ihr entgegenstrahlten und das Köpfchen ihm zuwandte, während die Lippen: „Du lieber guter Walther" flüsterten.

Und da der Vater immer schalt, wenn er sie mit dem Knaben sah, so lief sie gewöhnlich zu diesem auf die Waisenmeisterei.

Da stand an der Mauer der große Hollunderbusch, von dem sie sich heute den Brautkranz gewunden, unter dem saßen sie, wenn des Knaben Vater fort war und lauschten den Vögeln, die hier so ungestört sangen und sahen den Rehen zu, die vom fernen Waldsaum ruhig äsend auf den Anger heraustraten. Gefiel es ihnen da nicht mehr, kam der Meister heim mit seinen Gesellen, daß es laut auf dem Hofe wurde, dann gingen sie fort; sie hatten ja die Auswahl an schönen Spielplätzen und Verstecken, von der Waisenmeisterei bis zum Leichenkutscher und von diesem zum Kirchhof, — die Welt war groß und weit für sie!

So fuhren sie denn nun heute vertrauensvoll und glücklich miteinander zur Hochzeit in die Kirche: das war die Remise für die Todtenwagen. Als sie aber dorthin kamen und der Leichenkutscher die Pferde abschirrte und den Wagen hineinschob, fehlte es an einem Altar und an einem Pfarrer, der sie traute. Daran hatten sie nicht gedacht.

Doch bald wußte die Kleine Rath. „Komm auf den Kirchhof. Jetzt ist bald Feierabend und da suchen wir den Anselmo, mit dem gehen wir dann in die Todtenkapelle und dort muß er uns trauen — dort ist ja nie ein Mensch um diese Zeit." —

Anselmo war der Bildhauerlehrling, der drüben pochenden Hammers und Herzens den Feierabend herbei sehnte und ihren Brautwagen von Ferne gesehen.

Anselmo war ja so brav, er that ihnen Alles zu Gefallen und war der einzige Gefährte, den sie unter der Jugend des Kirchhofsviertels hatten. Er war auch ernst und klug wie Walther, er konnte herrlich den Pfarrer spielen.

Und die Kleine schlug in die Hände vor Vergnügen über diesen Einfall. Der Knabe folgte ihr schweigend und sie zog ihn rasch mit sich über die Felder nach dem Kirchhof. Sie hatte sich nicht verrechnet; denn schon von Weitem sahen sie den armen Bildhauer kommen, der soeben den Feierabend antrat. Rasch und wichtig theilte ihm die Kleine ihr Anliegen mit und so lieblich bat sie und so reizende Grübchen bildeten sich in ihren rosigen Wangen, daß er nicht anders konnte, als ihr, wie immer, den Willen thun. Aber ein fast feindlicher Blick streifte den still dastehenden Nebenbuhler, der sein Glück nicht einmal zu schätzen schien. „Du freust Dich ja gar nicht," sagte er mit gepreßter Stimme. „Vielleicht machst Du Dir nichts draus — dann laß mich der Bräutigam sein und sei Du der Pfarrer!"

„Nein, nein, ich will nur mit Walther getraut werden!" rief die Kleine

heftig und klammerte sich an den Gefährten. „Warum bist Du denn nicht vergnügt?“ fragte sie den stummen Bräutigam.

„Maria,“ sagte dieser fast streng: „wenn wir uns in der Kapelle trauen lassen, dann darf es aber kein Spiel sein, sonst ist es Sünde! — Was Du vor Gottes Altar versprichst, das mußt Du ernst meinen und halten, wenn Du es nicht hältst, bist Du meineidig und Du weißt, was wir von Untreue und Eidbruch gelesen haben! Willst Du mir also halten, was Du mir in der Kirche versprichst, bis wir groß sind und uns wirklich heirathen können? Dann will ich mit Dir gehen!“

„Ja!“ sagte die Kleine, „gewiß, ich will's.“ Und die blauen Augen füllten sich mit perlendem Thau, so sehr hatte das Kind den Ernst dieser Worte verstanden. —

Der Bildhauer sagte nichts mehr, er rang es hinunter, was in ihm bitter aufquoll, er war es ja gewohnt! Sie gelangten vor die Thür der Todtencapelle, der junge Bräutigam drückte sie auf und die Drei standen in dem einsamen Heiligthum. — Aber als sie vor den Altar traten, als der Leichnam des Gekreuzigten starr und bleich im Schoße der Schmerzensmutter vor ihnen lag — als die wehmuthsvolle Stimmung und Todesruhe des geweihten Raumes sie umfing, da überlief es die Kinder mit heiligem Schauer und das Mägdlein fing laut an zu schluchzen, während es auf die Stufen niederkniete, des Bräutigams Hand fest in der seinen. Aber auch dies war gar schön, denn durch die wahre Empfindung wurde das Spiel Wahrheit und diese Wahrheit war so selig. Auch der Knabe erbebte, als vollendete sich in diesem Augenblick wundervoll sein Geschick, wie es wohl der fertige Mann empfindet, wenn er den unwiderruflich bindenden Schritt vor dem Altar thut.

Der Bildhauerlehrling hielt eine seltsam zu Herzen gehende Rede und sie wechselten kleine bleierne Ringlein mit einem rothen und grünen Stein von Staniol, die das Mägdlein einmal als Meßkram bekommen, und schwuren sich ewige Treue. Der Bildhauer segnete sie mit bleichen Lippen und als sie aus der Kirche gingen, da waren sie förmlich gewachsen, gehoben von dem Bewußtsein, daß sie jetzt Mann und Frau waren und sich nimmer trennen konnten! Denn was sie in diesem Augenblick gelobt —, sie wußten's, sie würden es halten! —

* * *

Als die kleinen Hochzeitsleute nach der Trauung so mit einander dahinschritten, sagte ihnen der Bildhauerlehrling gute Nacht — er hatte keine Lust zum Weiterspielen.

Aber auch das kleine Ehepaar war still geworden. Es war als ob sie sich vor einander genirten, sie waren fremd und verlegen und setzten das Spiel nicht fort, welches eigentlich kein Spiel mehr war.

Schweigend besorgten sie nach ihrer Gewohnheit die Gräber, denn das sogenannte Grafengrab mußte jeden Abend begossen werden. Dann sagten auch sie sich kurz gute Nacht und gingen auseinander, Jedes nach seiner Heimath zu. Aber sie waren nur wenige Schritte gegangen, da faßte es die Kinder, wie ein plötzlicher Schmerz und mit einem Male drehten sich Beide zugleich um, flogen

sich in die Arme und hielten sich weinend umschlungen. „Adieu, Mariele“ — „Adieu, Walther!“ Dann ließen sie sich los und Jedes ging leise schluchzend seinen Weg. —

Als das Kind heimkam, zog es noch vor der Thür das Brautgeschmeide aus und trug es in die Stube zu den Todtenkränzen zurück. Das bleierne Ringlein aber behielt es an.

Der Vater war nicht da und Maria schlich sich leise in ihre Dachkammer hinauf. Sie öffnete das kleine Fenster und blickte hinaus nach dem funkelnden Stern, der gerade über dem Hause stand. Es war ihr, als zöge ein weißer Engel langsam dem Stern zu, an allen den andern Gestirnen vorüber, immer ansteigend — jetzt — jetzt hatte er ihn erreicht und verhüllte ihn einen Augenblick! — Dann zerfloß die Erscheinung und der Stern leuchtete wieder ruhig und klar, wie vorher. Aber dort drüben, unter den dunkeln Gebüschen stand wirklich eine helle Gestalt, die nicht zerfloß beim längeren Ansehen. Marien kam es vor, als wär's der staubige Anzug des Bildhauers. Was hatte denn der noch hier im Garten zu thun und nach ihrem Fenster hinaufzuschauen?

Es ward ihr unheimlich, sie schloß das Fenster und schlüpfte in ihr Bettchen. Lange konnte sie nicht einschlafen. Der Todtengräber und seine Frau durften doch beisammen bleiben nach der Hochzeit, und sie mußte warten bis morgen Abend, ehe sie den lieben Gefährten wiedersah, — wenn es doch nur erst morgen wäre!

Und es ward morgen, aber ein trüber Tag. Es hätte gerne geregnet, aber der Wind ließ es nicht dazu kommen. Marie hatte des Nachmittags keine Schule, denn es war Mittwoch, da haben die Kinder frei und nun trieb sie sich unruhevoll daheim herum, half dem Vater beim Jäten und Gießen, ward es aber bald müde, und der Vater ließ sie springen. Wie ein Vogel aus dem geöffneten Käfig flog sie davon nach dem Kirchhof zu. Dort wartete sie auf Walther, aber vergeblich, und als es ihr zu lange währte, eilte sie hinaus über die Felder zur Waisenmeisterei. Der Sturm, der nach jener Seite hinging, trieb sie förmlich vor sich her, wie eine kleine Mänade, mit wehenden Haaren und fliegenden Gewändern und eine Menge Vögel, die in der starken Luftströmung nicht mehr steuern konnten, wurden nach derselben Richtung mit gerissen und umflatterten das schöne Kind wie ein festliches Geleit. —

An der Mauer unter dem Hollunderbusch machte sie Halt und setzte sich erwartungsvoll auf die Bank. Auch die Vögel faßten Fuß über ihr in den dichten Zweigen. Hier war er immer um diese Zeit und harrte ihres Kommens. Aber es war öde und still ringsum. Nur der Sturm brauste über das weite Feld und peitschte aus den vorüberjagenden Regenwolken einzelne Regentropfen herab. Weit, weit drüben stapfte langsam ein Jäger mit seinem Hunde hin und her, machte eine Kitte Feldhühner auf und schoß. Man hörte den Schuß kaum, so stark rauschte der Wind. Ein Huhn war getroffen; es flog schräg abwärts, zappelte, schwang sich noch einmal auf und sank dann flatternd und zuckend herab. Dann war Alles wieder still, der Jäger verlor sich in den Wald — und unendliche Einsamkeit umfing das Kind und wiegte es mit kalten Armen in eine Art von Todesruhe ein.

Es saß da wie ein Marmorbild, eine kleine Statue der Erwartung, das

Ohr lauschend nach dem Hause gerichtet und nicht wagend einen Finger zu rühren, um desto besser hören zu können, wenn der Schritt nahe, der liebe, bekannte Schritt. Heute gerade hatte sie sich so auf ihn gefreut — und gerade heute blieb er aus! Eine unerklärliche Angst befiel sie und auf einmal kam es ihr wieder wie gestern Abend beim Lebewohlsagen, wo sie weinen gemußt, ohne zu wissen warum. Jetzt plötzlich war es ihr, als errathe sie einen Zusammenhang zwischen jenen Thränen von gestern und dem, was ihr heute bevorstehe — und sie schloß die Augen und hielt ihr kleines pochendes Herz mit beiden Händen. Sie wagte nicht aufzustehen, nicht nachzusehen, aus Angst das zu erfahren, was sie fürchtete. So mochte sie lange gesessen haben; wie lange wußte sie nicht. Es war ein kalter herbstlicher Abend, sie fror, aber sie merkte es selbst nicht, ihr dürftiges Kleidchen war feucht vom Regen und klebte an den feinen zierlichen Gliedern, sie zitterte halb vor Frost, halb vor Angst und eine Thräne um die andere rollte aus den geschlossenen Lidern. Da faßte plötzlich etwas ihre Hand — in seligem Schreck schlug sie die Augen auf — aber es war nicht der Erwartete — es war nur — der Bildhauerlehrling!

„Marie," sagte er athemlos, denn er war rasch gegangen: „Komm hier weg, Du wartest auf den Walther, aber der ist nicht mehr da."

„Nicht da —," schrie das Kind auf: „Wo ist er denn?"

„Er ist seinem Vater in der Nacht davongelaufen. Der hat gestern einen Knecht weggejagt und wollte nun, der Walther sollte für diesen eintreten, er sei groß und stark genug. Aber der Walther will nun einmal durchaus nichts mit der Wasenmeisterei zu thun haben und da gab's Verdruß und der Walther lief fort —, hinaus auf die Fabrik zur Pathe. Er hat mir gestern Nacht noch ans Fenster geklopft und gesagt, ich sollt' zu Dir gehen und Dir einen Gruß bestellen und Du sollst nicht vergessen, was Du ihm gelobt hast. Wenn er groß sei, komme er dann und hole Dich mit dem Brautwagen."

„Ach Gott, so ist er doch fort!" jammerte das Mägdlein und warf sich mit dem Kopf auf die Bank, in helle Thränen ausbrechend. Wie ein Kind um seine Mutter klagt, so weinte die verlassene Kleine um ihr Einziges, was sie auf Erden besaß, von dem sie nie getrennt gewesen, — den trauten Gesellen.

„Walther, o mein lieber guter Walther, komm, komm wieder," schrie sie laut hinaus in den Wind und Regen und kein Trösten des Andern half, — sie schleuderte seine Hand von sich, wenn er sie berührte und jedes beruhigende Wort beantwortete sie mit dem Ruf: „Nein, — Walther soll kommen!"

Aber der hörte es nicht und kam nicht und der Freund stand rathlos da — seine Theilnahme wurde verschmäht, sein Trost war machtlos.

„Komm wenigstens heim, Du wirst ja krank — da in der Nässe."

„Ich werd' schon heimgehen, wenn's Zeit ist," schluchzte die Kleine in der Ungeduld des Schmerzes. „Geh nur, geh, ich mag Dich nicht!"

Was konnte der Knabe anders thun, — er ging. Aber nur so weit, bis sie ihn nicht mehr sah. Denn sie jetzt ihrem Schicksal überlassen, das hätte er nicht übers Herz gebracht.

Lange noch trug der Wind des Kindes Klagelaute zu ihm herüber und jeder Schrei ging ihm wie ein Messer durchs Herz. Allmälig ward es stiller — er

hörte sie nur noch leise schluchzen, dann schwieg sie. — Die Nacht kam unversehens und deckte die Erde mit einem bleiernen lichtlosen Himmel. Nichts war zu hören als das eintönige Rieseln des Regens und das Pfeifen des Sturmes über den öden Wasen. Hin und wieder heulte einer der gefangenen Hunde innerhalb der Mauer laut auf, dann war Alles wieder still. Nun wurde es dem Knaben doch zu lange und er schlich leise hin, nach dem Kinde zu sehen. Da lag es ausgestreckt auf der Bank unter dem Hollunderbaum und der Regen rieselte unaufhaltsam auf die zarte Gestalt herab. Der Knabe stand scheu vor ihr und betrachtete die kleine Verlassene, wie sie da lag, — er wußte nicht, ob schlafend, ob erstarrt, — den Elementen, der Nacht und der Einsamkeit preisgegeben, wenn auch er sie verließe! Und er faßte schüchtern ihre Hand, denn er fürchtete, sie stieße ihn wieder von sich; aber sie hatte sich müde geweint und hob nur langsam das Köpfchen. Ihre Hände waren kalt, ihre Glieder steif vor Nässe. Der Knabe zog sich sein Röckchen aus und hing es ihr um, das war noch warm von seinem eigenen fieberheißen Körper und die Wärme that ihr gut durch die nassen Kleider hindurch.

„Aber dann friert Dich," sagte sie matt, denn der Regen und Sturm durchpeitschten nun das zerrissene Hemd des armen Gesellen bis auf die Haut. Aber er lachte nur selig, denn sein dürftig' Gewand schützte ja das geliebte Kind.

„Komm', ich trag Dich heim," sagte er, aber das wollte sie nicht. „Ich kann schon laufen," sagte sie.

Dann sprachen sie nichts mehr auf dem ganzen Heimweg, doch zum öfteren mußte er das Kind stützen, denn der Sturm riß es fast um und die kleinen Füße trugen es nur strauchelnd in der Dunkelheit über den vom Regen aufgewühlten Boden hin.

* * *

So war Walther nun draußen in der Fremde, aus dem Bann und Schutz der trauten Heimath — des Todtenviertels herausgerissen. Für die kleine Marie schien die Papierfabrik am andern Ende der Stadt, bei den fremden Menschen, die dem Leben, nicht dem Tode gehörten, gerade so weit, als wäre Walther an das andere Ende der Welt verschlagen, unter fremde Völker, deren Sprache und Sitten er nicht kannte, von wo er nie wieder den Heimweg finden konnte.

Und der Gedanke war so groß und schwer, daß ihn das kleine Köpfchen fast nicht zu tragen vermochte, — es fing an herabzuhängen wie das Köpfchen einer verschmachtenden Blume.

So saß das Kind still und allein auf den Gräbern herum und nur von Weitem, oder im flüchtigen Vorbeischreiten durfte der arme Bildhauer es grüßen. Sowie er mit ihm reden wollte, entfloh es wie eine menschenscheue Elfe. Der Bildhauer schwieg und trug seinerseits nicht minderes Leid, denn das arme kleine Schmerzensbild so einsam trauern zu sehen, ohne ihm helfen, ihm liebend beizustehen, das war zu viel für das heiße Herz des Knaben. Doch er hatte es ja gelernt, all sein Weh und all sein Sehnen in sich zu verschließen! Seine Vertrauten waren die Marmorblöcke, die er bearbeitete. In die harten Steine meißelte er alles Leben und Empfinden seines weichen Herzens ein. Hart und kalt wie jene war ihm das Leben — in schwerer Arbeit und Entsagung gingen

seine Tage hin und jedes Grabmal, das einem Todten aus der Werkstatt seines Meisters errichtet ward, es war auch zugleich das Grabmal unzähliger stiller Hoffnungen, im Marmorstaub erstickter Lebenstriebe.

Immer bleicher sah er das Kind werden; ja, es schien ihm fast, als würde es immer kleiner. Eine namenlose Angst erfaßte ihn. Sollte es so dahin schwinden, das liebliche Geschöpf, sollte es sich verklären und in Duft zergehen wie ein Engel, der eine Zeitlang Menschengestalt genommen, um ihm, dem armen Heimathlosen, hinauf zu winken nach einer bessern Heimath? —

Und so lebten die beiden Tag für Tag dahin — getrennt und doch einander nah, ein freudloses Dasein.

Das Mägdlein saß jetzt fast immer, wenn es dämmerte, in dem Rosentempel, den die Kinder das Grafengrab nannten. Der Herr, dem es gehörte, war seit vielen Jahren nicht mehr in der Gegend gesehen worden. Die Kleine wußte nichts von ihm, als daß er ihrem Vater immer große Summen Geldes schickte mit dem strengen Befehl, das Grab müßte so gehalten sein, als wenn er es täglich besuchte. Da er aber nie kam, dachte sie gar nicht mehr an ihn und lebte sich allmälig in eine Art von Besitzrecht auf das verlassene Grab ein. Sie pflegte es allein —, sie besuchte es allein —, sie gehörte hierher; denn hier, zwischen diesen Rosen, hatte sie ja alle Abend mit Walther Märchen gelesen und geträumt, es war ihr der liebste Platz auf der ganzen Welt. —

Die Rosen waren verblüht und statt ihrer leuchteten gelbe Blätter durch das Laub. Die Kleine saß still und ruhig wie immer auf der Bank im Grünen versteckt; die Thür hatte sie zugezogen, damit Niemand aus Neugier eindringe. Sie hatte die Augen geschlossen und das Köpfchen an den Stamm einer Palme gelehnt, deren lange schmale Blätter auf ihre röthlichen Locken herabhingen.

Viele Leute gingen vorbei, sie achtete nicht darauf. Da aber geschah, was noch nie geschehen, — ihr Heiligthum wurde plötzlich geöffnet, die Gitterthür knarrte in den Angeln. Sie schlug die Augen auf und in demselben Moment trat der Eindringling wie betroffen, fast erschreckt, einen Schritt zurück und zwei tiefliegende graue Augen ruhten wie gebannt auf dem eigenthümlichen Bild. Das bleiche Engelsköpfchen zwischen den dunkeln Palmen und Cypressen schien nichts Wirkliches — war es ein Todesengel, der sich an dieser stillen Ruhestätte niedergelassen?

„Was willst Du hier?“ fragte endlich eine herrische und doch von einer heimlichen Bewegung unterdrückte Stimme.

„Was wollen Sie hier?“ fragte das kleine Mädchen, entschlossen sein Hausrecht zu wahren. „Da darf Niemand herein!“

„Das Grab ist mein,“ sagte der Fremde, immer noch zögernd; denn es ging ein Zauber von dem kleinen Wesen aus, der ihn befangen machte.

„Das Grab gehört mir!“ sagte Marie — und dann wie sich besinnend setzte sie hinzu: „Und — dem Grafen, wenn er kommt!“

„Und kannst Du wissen, ob ich dieser Graf nicht bin?“ fragte der Fremde, und ein leichtes Lächeln überflog das finstere Gesicht.

Da erschrak das Kind und schlüpfte hervor aus seinem Blätterdickicht, um

dem Besitzer den Platz zu räumen. Dieser überflog die ganze Erscheinung mit den Augen eines Kunstkenners.

„Also doch etwas Wirkliches!“ murmelte er und verfolgte jede Bewegung der Kleinen bis zur Thür. Da warf sie noch einmal einen Blick auf ihr verlorenes Paradies und der Fremde ward davon so wunderbar ergriffen, daß er das Kind mit einer raschen Bewegung zurückhielt.

„Nein, bleib!“ sagte er leise, und eine schöne Rührung flog über das strenge Gesicht — „Friedhofsblume! Du gehörst hierher. Ich komme, um einen Act der Liebe zu vollziehen und das Erste was ich thue, soll eine Lieblosigkeit sein?“ sprach er wie zu sich selbst — legte die Hand auf des Kindes Locken und bog ihm den schönen Kopf zurück. „Du bist eine Waise — nicht wahr?“ fragte er plötzlich, als er eine Weile in den großen ruhig auf ihn gerichteten Augen gelesen. „Hast Du Vater oder Mutter verloren?“

„Die Mutter!“ sagte leise das Kind. „Und — und —“ da füllten sich die Augen mit Thränen und es konnte nicht weiter reden.

„Und den Vater?“ fragte der Fremde.

Das Kind schüttelte den Kopf. —

„Nein? nicht den Vater? Wen denn?“ fuhr der Fragende fort, von immer steigendem Interesse erfaßt. Das Kind aber schwieg beharrlich und suchte die erröthende Stirn der Hand des Fremden zu entwinden und das Gesicht zu verbergen.

„Seltsam!“ murmelte dieser nachdenklich. „Wie alt bist Du?“

„Elf Jahre!“

„Und trauerst um einen kleinen Freund?“ — Das Kind machte eine heftige Bewegung, aber er hielt es fest: „Nein, nein, sei ruhig — Blüthenknospe — ich dringe nicht in Dein Heiligthum!“ Es lag eine wunderbare Milde in diesen Worten und dem Kinde klang der weiche tiefe Ton wie das Läuten einer fernen Abendglocke. „Komm,“ sagte er, schloß die Thür und zog die Kleine in das Blätterdunkel des Grabes. Dann ließ er sich wie müde auf die Bank nieder, Maria stand neben ihm. Er nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen. Es kämpfte in ihm, als wollte er etwas sagen und schäme sich. Es war spät geworden und kein müßiges Auge weit und breit. Lange saß der Fremde so und starrte vor sich hin. Das Kind sah sein Herz gewaltig pochen. Immer tiefer wurden die Schatten der Dämmerung und hüllten die Beiden ein. Da plötzlich schlang er den Arm um das Kind, legte die Stirn an die kleine Brust und ein leises Stöhnen drang aus dem verschlossenen Munde, wie es wohl der Verwundete ausstößt, wenn er, nach langer Pein auf dem harten Boden des Schlachtfeldes, zum ersten Mal das Haupt auf weichem Pfühl ausruhen läßt. „Ein Herz — zwar nur ein Kindesherz“ — murmelte er: „aber doch ein Herz, in *diesem* Augenblick!“

Und das Kind fühlte, daß der fremde Mann schmerzlich bewegt sei und rührte sich nicht, um ihn nicht zu stören. Da läutete das Todtenglöckchen zur Vesper. Der Fremde merkte, daß das Kind über seinem Haupte die Hände faltete. Er blickte auf — nichts war mehr deutlich in der Dunkelheit, als des Kindes geisterhaft leuchtende Augen und die weißen magern Händchen, die es über der Brust gefaltet hielt. „Kind,“ sagte er leise, „kannst Du beten?“

Die Kleine nickte stumm.

„So bete für mich auf diesem Grabe!“ —

Da sprach die Kleine mit ihrer melodischen Silberstimme den Rosenkranz.

Der Fremde legte die Hände über das Gesicht, immer höher hob sich seine Brust. — Jetzt that er sich keinen Zwang mehr an und ließ sich auf das Grab niedergleiten. Da lag er auf seinen Knien, barg das Antlitz in dem dichten Epheu und küßte den Stein, der darunter verborgen. „Die Du mir diesen Trostesengel geschickt, daß ich nicht auf Deinem Grabe verzweifle, — die Du zu mir redest aus der Stimme des unschuldigen Kindes — ich habe Deine Sprache nicht verlernt im Weltgewühl — ich verstehe Dich noch! Gesegnet seist Du Maria — „Stern des Meeres,“ der mir geleuchtet über den Ocean und mich den Pfad zu Deinem Grabe zurückfinden ließ — und damit zu mir selbst.“ —

„Gebenedeyt seist Du Maria — und gebenedeyt sei die Frucht Deines Leibes!“ betete das Kind.

„Gebenedeyt seist Du Maria und gebenedeyt sei die Frucht Deines Leibes!“ sprachen unwillkürlich wie einen eignen Gedanken die Lippen des Fremden nach, aber bei den letzten Worten brach der seltsame Mann in Thränen aus.

Das Geläut und das Gebet verstummte. Der Fremde blieb still und regungslos auf dem Grabe liegen wie ein Büßender.

Herbstlich kalt strich der Abendwind durch die raschelnden Blätter und aus den aufgethürmten Wolken tauchte die falbe Sichel des abnehmenden Mondes auf.

Da endlich erhob sich der Trauernde und sah sich nach dem Kinde um. Es hatte sich bescheiden in eine Ecke verkrochen. Er suchte es mit tastender Hand und zog es hervor.

„Du hast gesehen, was kein Mensch sehen sollte — kannst Du schweigen?“

„Ja“ sagte das Kind.

„Weißt Du auch was ein Versprechen ist und wirst Du es halten?“

„O ja“ — und es lag wieder etwas Räthselhaftes in dem Ton und Blick, mit dem das Kind diese kurzen Worte sagte. Der Fremde konnte ja nicht wissen was es schon Ernstes gelobt, und wie es über ein Versprechen dachte!

„Wunderbares Kind!“ flüsterte er leise und seine heiß geweinten Augen badeten sich in dem feuchten Glanz dieser Kinderaugen.

„Wie heißest Du?“

„Maria!“

Der Fremde zuckte zusammen: „Maria!“

Ein Augenblick des Schweigens. — Ein bleicher Mondesstrahl fiel auf die umschattete Stirn und die gesenkten Lider des Fremden. Er hielt des Kindes Hand sanft in der seinen als wär's ein weißer Schmetterling, dem er die Flügel nicht verletzen dürfe. „Was hat Dich hierhergeführt, liebliches Räthsel — heute gerade — heute?“ frug er sinnend.

„Ich bin immer hier“ sagte das Kind. —

„Immer?“

„Ja, ich pflege das Grab und begieße es jeden Abend und dann bleibe ich hier sitzen bis zum Schlafengehn.“

„So bist Du das Kind des Friedhofsgärtners?“ fragte der Fremde bewegt.

„Ja!"

„Also Du — Du schufst diesen Zaubertempel? Was Wunder, daß er so schön ist — so weihevoll!"

„Als ich klein war, besorgte es der Vater, — jetzt darf ich es allein thun," erklärte das Kind wahrheitsgetreu.

Da flüsterte der Fremde gegen das Grab gewandt: „Die Engel selbst kommen, Dein Grab zu schmücken, — bist Du zufrieden, verklärter Geist?"

Das Kind sah ihn tief und fragend an. Und als gäbe er ihm Antwort auf die stumme Frage fuhr er fort: „Die da drunten liegt — hab' ich sehr lieb gehabt — sie war sehr gut" — er stockte: „nur zu gut!" fügte er mit bebender Stimme hinzu. „Pflege dies Grab, kleine Maria, pflege es treu — ich vertraue es Deinen unschuldigen Händen. Und bei jeder Blume, die Du in diesen Hügel pflanzest denke an mich und grüße die von mir, die da drunten ruht. Ich muß heute Nacht wieder fort, — meines Bleibens war nur diese Stunde, aber, Maria, — ich komme wieder — und hole mir vielleicht die schönste Blume, die auf diesem Grabe erblüht!" Und er zog das Kind an sich und schaute ihm lange in das verklärte Gesichtchen, als könne er die Augen nicht abwenden. Dann hob er es zu sich empor: „Gib ihn her den kleinen, süßen Mund! — So!" — Wie ein zur Feuersqual Verdammter den Thau von dem Kelch einer weißen Rose nippen würde, die ihm ein Engel böte, so trank der Fremde den Kuß der Unschuld von des Kindes Lippen, schüchtern — kaum sie berührend. Dann stellte er das Kind wieder zur Erde und betrachtete es lange, was wohl jetzt in ihm vorgehe? Das Kind stand da wie eine kleine Heilige, die weiße Stirn schimmerte wie von einem Nimbus umgeben, aber die großen Augen waren zur Erde gesenkt. „Kind, was wünschest Du in diesem Augenblick? Sag's und wenn's das Höchste ist, — wenn — wenn's meine Seele ist, — Du mußt es haben! Sag, was willst Du?"

Das Kind hob mit seherhafter Geberde den Finger und deutete auf das Grab: „Hier möcht' ich einmal begraben sein." —

Ein Schauer überlief den Fremden — er trat einen Schritt zurück — fuhr sich mit der Hand über die Stirn und die Lippen flüsterten: „Nein nein — es ist ein Traum!" — Da schlug es neun Uhr vom Thurm der Todtencapelle.

Er kam zur Besinnung — er mußte fort! Noch einmal zog er das Kind mit schmerzlichem Ungestüm an sich: „Nein, kein Todesengel — ein Engel des Lichts sollst Du mir werden!" Dann riß er sich los. „Verlasse dies Grab nicht, es ist mein Heiligthum und Du sollst darauf erblühen — zu einem schönern Dasein! Leb wohl — ich komme wieder!" Und hinaus eilte er mit raschem Schritt an den Gräbern vorüber, wieder dem Leben zu. —

Das Kind aber ging heute nicht heim. Niemand vermißte es ja zu Haus. Es schlief die Nacht auf dem Grabe. —

Als am andern Tage die ersten Strahlen der Morgensonne durch das Laub fielen und die Vögel die kleine Schläferin auf dem grünen Hügel wachsangen, hob sie das Köpfchen und das Erste was sie that war, daß sie die Epheuranken bei Seite schob, die den Stein verhüllten, den sie früher nie beachtet. Die Inschrift wollte sie lesen — jetzt auf einmal mußte sie wissen, wer da unten lag!

Da stand es mit goldenen Buchstaben und glänzte ihr in der Morgensonne entgegen — nichts weiter als der Name: „Maria!“ —

* * *

Es war ein mächtiges Ereigniß, das in jener Nacht über des Kindes Seele hingegangen — aber, der Sturm der Bäume ausreißt, streift oft die zarte Blume nur ohne ihre Wurzeln zu lockern. Er entführt ihr höchstens ein paar Staubfäden, um die Keime ihres lieblichen Daseins weiter durch die Luft zu tragen. — So war der Sturm in der Seele des Fremden schonend an ihr vorüber gegangen, nichts von ihr mit sich nehmend als ein wehmüthiges Empfinden, ahnungsvolle unbestimmte Gedanken, ein paar Staubfäden der Seele. Auf Gräbern war sie erwachsen — hier wurzelte ihr Dasein — im Bann des Todes; der Tod aber läßt sich nichts rauben.

Friedhofsblume hatte er sie genannt, — berauscht von ihrer Lieblichkeit, war er vor ihr gestanden, wie wir oft bewundernd vor einer prachtvollen Blüthe auf einem Grabe stehen. Aber es ist ein uraltes Vorurtheil im Volke, daß man nach einer Todtenblume, und sei sie noch so verlockend, die Hand nicht ausstrecken darf, denn das wäre ja Gräberraub! — Wer möchte sich auch mit einer Rose schmücken, die auf einem Grabe erblüht?

So stand die wundervolle Knospe ungefährdet und unberührt im Schutz von Friedhofsmauern und der Eine, dem sie erblühte, Walther, gehörte gleich ihr — dem Tod. War er ihm auch entrückt für den Augenblick — sie wußte es, er werde zurückkehren zu ihr — zu den Gräbern, in denen sein Leben wurzelte wie ihres; und auf diesem Boden konnten sie dann ein stilles Glück genießen, ein bescheidenes aber seliges Los. „Verlasse dies Grab nie —“ hatte der Fremde gesagt — „Du sollst darauf erblühen zu einem schönern Dasein!“

Der thörichte Herr, — konnte er denn meinen, daß es Schöneres gäbe, als ein Dasein eben auf diesem Grabe? Was wußte er von dem stillen Glück, das sie mit dem fernen Gefährten einstmals darauf genossen und wieder mit ihm zu genießen hoffte, wenn Walther zurückkam? Wie wollten sie es dann pflegen, welch' einen Zaubertempel von Blumen, von Schönheit, Liebe und Glück wollten sie daraus machen! Und wenn sie einst sterben würde, wie schön unter dem Rosendach zu ruhen — unter dem Stein, der ja schon ihren Namen trug, als wäre er für sie bestimmt!

Und seit der Fremde dagewesen und ihr von der anderen Maria erzählt, die da drunten ruhte, da war es ihr oft in der Stille des Abends, als riefe die verklärte Namensschwester sie und flüstere ihr liebliche Botschaft aus einer besseren Welt zu. — Und die Blumen auf dem Grabe, welche die Thränen des Fremden genetzt und die stummen Palmen, welche seine Trauer mit angesehen — sie erzählten ihr eine Geschichte von Liebe und Schmerz, von Schuld und Reue, die wunderbar nachklang in der stillen einsamen Seele. —

Aber je mehr sie heranreifte unter der Ahnung des tragischen Geschicks, das hier verborgen, desto bewußter ward sie sich ihrer Sehnsucht nach dem Gefährten und wenige Wochen waren vergangen, da erkrankte das Kind bedenklich und der Arzt konnte nicht sagen was ihm fehlte.

Es hatte beständig Fieber und war so schwach, daß es zu Bett liegen mußte. Der Arzt meinte, das Dachkämmerchen, wo die Kleine schlief, sei zu eng und dumpf, das Kind müsse bessere Luft haben, und so legten sie es denn herunter in die große Stube des Erdgeschosses, wo die künstlichen Todtenkränze aufbewahrt wurden. Da stellten sie ihm das Bettchen so, daß es ins Grüne sehen konnte und die Georginen und Malven nickten ihm ins Fenster herein. Die Magd wurde in die Kammer daneben gebettet, um das Kind zu pflegen, aber es weckte sie nie, denn es brauchte nur Ruhe und Alleinsein.

Ganz allein war es aber doch nicht, denn der treue Wächter im verstaubten Kittel schlich allabendlich um das Haus und wußte Alles, was vorging. So hatte er auch entdeckt, daß Maria von der Dachkammer heruntergelegt worden und seitdem brachte er die Nächte vor dem kleinen Fenster des Erdgeschosses zu.

Es mochte wohl die dritte Nacht sein, die Magd schlief schon in der Kammer, der Vater hatte sein Zimmer auf der andern Seite des Hauses, Alles war ruhig und in tiefem Schlafe. Nur das Kind wachte. Es hielt seinen Rosenkranz in der Hand und betete, denn heute war Allerheiligen und das war auch noch dazu sein Geburtstag. Allerheiligen! Und es durfte nicht hinaus und die Gräber zieren! — Sein Geburtstag —! und Walther war fern, zum ersten Mal, seit sie sich lieb hatten! Heute war Marie zwölf Jahre alt geworden; aber kein Mensch dachte daran.

Die mageren Fingerchen schoben zitternd und unsicher die Perlen am Rosenkranz hin und her, das Köpfchen lag matt auf dem Kissen und Thräne um Thräne rollte darauf nieder. Alle Pulse klopften vom Fieber so stark, daß der kleine Körper förmlich davon in eine vibrirende Bewegung versetzt war.

Da pochte es leise ans Fenster. Maria fuhr erschreckt auf. Aber draußen stand, durch das dünne Vorhängchen ganz deutlich erkennbar, im Mondschein, der Bildhauer. „Maria — kannst Du nicht einen Augenblick öffnen, ich muß Dir etwas sagen!“ Sie raffte sich mit aller Kraft auf, denn der arme Geselle hatte sie schon so lange nicht mehr angesprochen — es mußte etwas Wichtiges sein, was ihn um diese Zeit herführte.

Wenn sie bis zum Fußende des Bettes herunterrutschte, konnte sie das Fenster erreichen, ohne aufzustehen. Sie öffnete. Es war eine wundervolle, fast taghelle Herbstnacht, alles lag wie in Mondschein gebadet.

„Maria,“ begann der Bildhauer schüchtern, „heute ist Dein Geburtstag und da möchte ich Dir eine kleine Freude machen, aber bei Tage durft' ich Dir's ja nicht bringen. Es ist nur eine Kleinigkeit — Du weißt, ich habe ja nichts! — Da hab' ich Dir 'was gearbeitet, — sieh, ob Du's erkennen kannst!“

Und er reichte ihr eine kleine Büste von Thon herein. Maria hätte beinah aufgeschrieen: „Walther!“ —

Es war Walther's Kopf! So ähnlich, daß es sie fast erschreckte. Maria kauerte unten am Bettende und hatte die Decken um sich geschlungen.

Zum Fenster herein fluthete die erfrischende Nachtluft. Der volle Schein des Mondes fiel auf das kleine Kunstwerk und spiegelte sich in Mariens Augen, die mit einem Blick unaussprechlich freudigen Staunens auf den Bildhauer gerichtet waren.

„Anselmo," sagte sie endlich, „Du bist so gut gegen mich und ich bin immer so häßlich gegen Dich gewesen! Aber ich will's gut machen, verzeih mir!"

Und sie reichte ihm die fieberheiße Hand hinaus. Ihm war, als sei das Höchste, was ein Mensch an Glück erleben könne, vom Himmel für ihn herab gekommen. Sein Werk war gelungen — Maria hatte die Büste augenblicklich erkannt, — sie hatte ihm zum ersten Mal die kleine Hand zu freundlichem Druck gereicht! Ihm war, als rausche mit sanftem Flügelschlag eine Gottheit zu ihm nieder, küsse ihn liebend auf die Stirn und flüstre: „Verzage nicht — es gibt noch ein Glück für Dich, aber nur an meinem Herzen wirst Du es finden!" Es war die Kunst! —

Gedankenschnell wie es gekommen, zerrann das Wahngebild. Aber auf seiner Stirn fühlte er doch den Weihekuß, den es ihm gegeben, — nein, war's möglich, waren es Mariens Lippen, die seine Stirn berührt? Auch das nicht, er besann sich, es war sein Werk, auf dem sie geruht. — Das Kind hatte die Stirn der Büste geküßt, so lebendig schien ihm das Abbild! Das war der Zauber der Gottheit, die zu dem armen Bildner herniedergestiegen.

„Maria," sagte er nach kurzem Schweigen wieder gefaßt und ruhig, „ich bin nicht allein deswegen gekommen — ich — wollte Dich fragen, ob Du wohl recht Heimweh nach Walther hast?"

„O — so sehr!" sagte das Kind und drückte die Büste an die kleine Brust.

„Ich habe über Dein Kranksein nachgedacht und ich meine, ich weiß, was Dir fehlt, denn ich weiß, wie Herzeleid thut und wie vergebliche Sehnsucht nagt. Nicht wahr, wenn Du Walther hättest, dann würdest Du gesund?"

„Ach, Anselm, Du hast's errathen! Ja, ja — das Heimweh bringt mich um!"

„Wäre Dir's recht, wenn er auf einmal käme — und würde Dich's nicht zu sehr erschrecken und Dich noch kränker machen?"

Das Kind starrte Anselm fragend an. „Er ist doch nicht — da?"

„Willst Du ruhig sein, ganz ruhig? Willst Du mir versprechen, daß Du Dich nicht aufregst? Dann hol' ich ihn Dir!"

„O Anselm, — lieber guter Anselm — o, hol' ihn schnell!" flehte die Kleine und der Bildhauer ging zum Gartenzaun und winkte.

Da sprang etwas herüber und eilte ans Fenster. Ein leiser Schrei, — die wohlbekannte Gestalt schwang sich auf das Fenstersims und zwei kräftige Arme umschlangen den zarten kranken Körper des Kindes. „Walther!" sagte sie noch mit brechender Stimme, — dann schloß sie die Augen und das Köpfchen sank lautlos an seine Brust.

Es war doch zu viel für sie gewesen, sie war zu schwach.

Wie ein sterbendes Reh lag sie in des Knaben Armen. Aber allmälig erholte sie sich und der Puls, der vorher so rasch gegangen und dann ganz still gestanden, hob sich wieder und nahm jetzt einen regelmäßigeren Schlag an. Es war, als habe er früher nur so gejagt, weil er dem entschwundenen Freund nacheilen wollte, und nun er ihn gefunden, ging er wieder ruhig. Die Fieberhitze wich und eine natürliche milde Wärme belebte den ganzen Körper.

Wieder und wieder schlang das Kind die Aermchen um den Zurückgekehrten:

„Nicht wahr — Du gehst nicht mehr fort — Du bleibst bei mir?“ flehte es mit rührender Angst.

„Nein, Maria, ich gehe nicht mehr fort — sei ruhig — ich schwöre Dir's, bei Gott: Eher vor Deiner Thür verhungern, oder erfrieren, als Dich wieder verlassen!“

„Ach nun ist ja Alles gut!“ Maria athmete auf wie aus einem bangen Traum erwacht. „Wo bist Du denn so lange gewesen, Du böser, böser Walther, — warum bist Du nie zu Deinem Mariele gekommen?“

„Maria, Du weißt ja — ich konnte nicht kommen! Wenn ich meinem Vater in die Hände gefallen wäre, dann hätte er mich ja zu dem gezwungen, was ich nun einmal nicht kann! Eher sterben! Als ich zur Gotte kam, suchte gerade eine Herrschaft, die zum Besuch auf der Fabrik war, einen Groom. — Das ist nämlich ein Knabe, der dem Kutscher beigegeben wird für kleine Dienste; und ich gefiel ihnen so gut, daß sie mich gleich mitnahmen in eine große Stadt, — weit von hier. Es war auch ganz schön dort und ich bekam einen großen Lohn und dachte, ich könne 'was ersparen für die Zukunft — weißt Du, Mariele, — wenn wir einmal groß wären und heirathen könnten! — Aber das Heimweh brachte mich schier um und als mir der Bildhauer schrieb, Du seist so krank und er meine, aus Sehnsucht nach mir, ich solle doch kommen, da litt es mich nicht mehr. Ich kündigte meiner Herrschaft und eilte her!“

„Der Anselm hat Dir's geschrieben?“ rief Maria: — „o Anselmo, das war brav von Dir!“

„Ja und er hat noch mehr gethan,“ fuhr Walther fort: „Er hat vorher mit der Gotte gesprochen und die setzte es beim Vater durch, daß ich nicht mehr bei ihm arbeiten muß, sondern mir hier auf dem Friedhof mein Brod suchen darf.“

„Ach das ist ja herrlich,“ jubelte leise das Kind: „Welch ein Glückstag! Erst bringt mir der Anselmo Dein Bild und dann Dich selber,“ und sie reichte Walther die Büste: „sieh, das hat er mir gemacht!“

„Jesus! das bin ja ich!“ rief Walther, dem die Treue der Büste ganz unheimlich war. „Wie ist es möglich, daß ein Mensch das machen kann?“

„Nicht wahr, das ist schön? Aber ich muß es gut verstecken, daß es Niemand sieht, sonst erkennen sie's Alle!“

In der Kammer war es, als habe sich die Magd geregt. Noch einmal umschlangen sich die Kinder, dann sprang Walther vom Fenster herab. Anselmo hatte geduldig draußen gestanden und gewartet.

Maria reichte ihm die Hand hinaus: „Anselmo,“ sagte sie innig, „wenn wir Dir's nur einmal lohnen könnten!“

„Mach Dir darum keine Sorgen,“ erwiderte der Bildhauer und es lag eine stille Größe in dem Ton, mit dem er dies sprach: „Seid glücklich: Ich habe mein Theil Glück ja heute gehabt!“

(Schluß im nächsten Hefte.)

Politische Rundschau.

Berlin, Anfangs September.

Das dreizehnte seit dem Tage von Sedan vergangene Jahr schloß unter äußerlich günstigen Zeichen. Auf dem Gipfel äußerer und innerer Machtentfaltung angelangt, bildet das Deutsche Reich den Mittelpunkt aller auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen.

Auch da, wo man dem zum Eckstein unserer auswärtigen Politik gewordenen Bündniß mit der österreichisch-ungarischen Monarchie unverhohlenes Mißtrauen entgegentrug, muß man anerkennen, daß dasselbe die zur Zeit seines Abschlusses gegebenen Versprechungen in jeder Rücksicht gehalten hat. Und mehr als das. Die Alliirten vom Herbst 1879 haben nicht nur Alles vermieden, was zu Friedensstörungen Veranlassung geben konnte, sondern wesentlich dazu beigetragen, daß die Ereignisse der letzten Jahre die Ruhe des Welttheils keinen Augenblick ernstlich zu stören vermochten. Dafür legt die Anlehnung Italiens an die mitteleuropäische Alliance ebenso Zeugniß ab, wie die Bereitschaft, mit welcher kleinere und mittlere Staaten in beiden Hälften des Welttheils die Gelegenheit wahrgenommen haben, ihrem Vertrauen zu den beiden führenden Mächten Mitteleuropa's Ausdruck zu geben. Während noch der König von Rumänien auf der Reise von Berlin nach Wien begriffen war, traf der in der k. k. Hofburg weilende König von Serbien zu einer Fahrt nach Deutschland Anstalt; die für diesen Monat bevorstehenden Kriegsübungen des deutschen Heeres werden ihn und den aus dem fernen Südwesten herbeigeeilten König von Spanien zu Zeugen haben. Wie vor zwanzig Jahren das französische, so ist heute das deutsche Hoflager der Sammelplatz aller Fürsten geworden, die das Bedürfniß nach Anknüpfung directer Beziehungen zu dem Centrum der festländischen Politik fühlen. Besorgnisse vor Schädigungen durch die unruhige Politik des zweiten französischen Kaiserreichs führten der Hauptstadt derselben neue Gäste zu; die Gastfreunde unseres Kaiserhauses haben mit solchen Besorgnissen nichts zu schaffen, weil das Deutsche Reich seit dem ersten Tage seines Bestehens nicht den Umsturz, sondern die Erhaltung der bestehenden europäischen Ordnung auf seine Fahne geschrieben hat. Völlig leserlich und allgemein verständlich wurde diese Aufschrift freilich erst vor vier Jahren. Der deutsch-französische Krieg war unter Verhältnissen beendet worden, welche einen Ausbruch des französischen Rachebedürfnisses als bloße Frage der Zeit erscheinen ließen. Der Eintritt dieses Zeitpunktes aber war bedingt von der Ermöglichung einer Alliance des Besiegten von 1870 mit einer der europäischen Großmächte. Da England und Italien in dieser Rücksicht nicht in Betracht kommen, konnte Frankreich nur mit russischen oder österreichischen Möglichkeiten rechnen und handelte es sich für die deutsche Politik um eine Entscheidung darüber, bei welchem dieser Staaten den französischen Werbungen das Prävenire gespielt werden sollte. Sechs Jahre vermochte die überlegene Staatskunst die Entscheidung hinzuhalten und beide möglichen Verbündeten des rachedürstenden Feindes vermittelst des Dreikaiserbundes an der Seite Deutschlands zu halten. Das Jahr 1877 kam und gab dem unheilbaren Gegensatz russischer und österreichischer Interessen die volle frühere Schärfe wieder und jetzt trat das Berliner Cabinet auf die Seite Oesterreich-Ungarns, desjenigen Staates, der an der Erhaltung der alten europäischen Ordnung und an der Bekämpfung der der Re-

volution verschwisterten Uebertreibungen des Nationalitätsprincips unter allen continentalen Mächten das stärkste Interesse hat.

In dem Gegensatze gegen die revolutionären und die in dem Panslawismus verkörperten nationalistischen Strebungen der Zeit liegt die Macht und die Bedeutung der deutsch-österreichischen Alliance. Je deutlicher das hervortritt, desto stärker wird die Anziehungskraft dieses Friedensbundes für die auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes angewiesenen Staaten, — desto leidenschaftlicher der Groll derjenigen, die von Umsturz und Verwirrung die Förderung ihrer Interessen erwarten zu dürfen glauben. Wer die Bewegungen der französischen und der russisch-slawischen Presse im Zusammenhang verfolgt hat, ist längst darüber unterrichtet, daß jeder neue Schritt, den die Politik der beiden Verbündeten des mittleren Europa auf der Bahn der Befestigung des Friedens und der Consolidirung der bestehenden internationalen Verhältnisse macht, neue Ausbrüche des Unmuths der Interessenten an der nächsten allgemeinen Verwirrung zur Folge hat. Rückhaltloser und heftiger als seit Jahr und Tag ist aber in diesen letzten Wochen der französische Groll gegen Deutschland und dessen Machtstellung zu Tage getreten. In demselben Maße, in welchem die Zahl unserer freundschaftlichen Verbindungen sich vermehrte, ist es mit den weitverzweigten Beziehungen, deren Frankreich sich ehemals rühmen durfte, zurückgegangen. Spanien und Italien, die in den Tagen des dritten Napoleon zu französischen Dependenzen herabzusinken drohten, machen aus ihrer üblen Meinung über die dritte Republik so wenig ein Hehl, daß Sympathien für dieselbe nur noch bei den unruhigsten Radicalen beider Länder gefunden werden. An der Möglichkeit, den österreichischen Kaiserstaat dem deutschen System abwendig zu machen, hat man in Paris so vollständig verzweifelt, daß phantastische Recherchen auf die Abenteuerlust der slawischen Elemente des Kaiserstaates an die Stelle der nüchternen staatsmännischen Calculation getreten sind. Ihre Verbündeten suchen die radicalen Pariser Wortführer in Spanien bei wirbelköpfigen Föderativ-Republikanern, in Italien bei Irredentisten aus der Schule des politisch niemals zurechnungsfähig gewesenen Garibaldi, in Oesterreich-Ungarn bei Jungczechen und Jungslawen und unversöhnlichen Kossuthianern. Mit dem benachbarten und befreundeten England hat man es trotz des whigistischen Umschwungs vom April 1880 so gründlich wie überhaupt möglich verdorben. Um die leitende britische Feindschaft gegen die Politik der heutigen Beherrscher Frankreichs zu einer acuten zu machen, bedarf es nur noch einer Parteinahme der führenden Pariser Preßorgane für die Sache des empörten Irland, — bezüglich aller übrigen brennenden Fragen des Augenblicks besteht bereits ein unverhüllter Gegensatz der Interessen und der Meinungen. Die Entschiedenheit, mit welcher man jenseits des Canals gegen den Gladstone'schen Versuch Verwahrung eingelegt hat, Frankreich durch Zugeständnisse in Sachen des projectirten zweiten Wasserweges aus dem Mittelländischen in das Rothe Meer mit Englands ägyptischen Erfolgen zu versöhnen, redet eine ebenso verständliche Sprache wie das Verhalten der Londoner Presse in der dieser Tage neu aufgenommenen Tamatave-Angelegenheit. Daß die britischen Staatsmänner dem Tonking-Handel mit gekreuzten Armen zusehen, erklärt sich sattsam aus den Schwierigkeiten dieser Expedition. Mißlingt dieselbe, so hat Frankreichs äußeres Ansehen abermals einen Stoß erlitten, — werden die Anamiten aus dem Felde geschlagen, so wird die chinesische Macht auf demselben zu finden sein. Bis jetzt hat die geschäftige Colonialpolitik des Ministeriums Ferry — Challemel-Lacour — Waldeck-Rousseau nur die Wirkung gehabt, der Feindseligkeit der Unversöhnlichen neue Angriffspunkte zu bieten und die Zahl der Gefahren zu vermehren, von denen die im März dieses Jahres eingesetzte Regierung umgeben ist. Von der Zukunft Besseres zu erwarten hat man keine Veranlassung, da die bisher unternommenen Vorstöße entweder erfolglos geblieben oder mit Zurückweisungen der französischen Waffen beantwortet worden sind. — Ueber die peinlichen Eindrücke der letzten Niederlage scheint die aus Frohsdorf eingetroffene Kunde von dem Ableben des Grafen Chambord hinweggeholfen zu haben, ob diese Kunde gleich an und für sich wenig willkommen gewesen ist. Der bequemste aller Prätendenten, der Mann, dessen Existenz

allein dazu bestimmt zu sein schien, die königliche Partei an einer energischen Zusammenfassung ihrer Kräfte zu verhindern, ist nicht mehr und an seine Stelle tritt ein Geschlecht, das trotz seiner Neigung für den „besten Theil der Tapferkeit" politische und militärische Qualitäten mitbringt, die der letzte Repräsentant der französischen Bourbonen nie besessen und nie in Anspruch genommen hat. Kann von einer directen Bedrohung der Republik auch noch nicht die Rede sein, so hat es doch mit dem Zustande der durch die Person Chambord's gebotenen Sicherheit gegen royalistische Erhebungsversuche ein Ende. Das schneidet um so tiefer ein, als die Fesselung der monarchischen Parteien Frankreich längere Zeit hindurch wichtige Dienste erwiesen hat. Während es seit dem Tode des Prinzen Ludwig Napoleon so zu sagen keine Wahl mehr gab und die Bescheidung bei der Republik durch den Mangel an geeigneten Thronbewerbern eine Art von Nothwendigkeit geworden war, wird hinfort wieder gewählt werden können und bei jedem Mißerfolge, jedem Regierungswechsel die Eventualität einer monarchischen Schilderhebung mit in Betracht kommen.

Zur Zeit ist Paris freilich mit anderen Dingen als diesen Zukunftssorgen beschäftigt. Die Regierung des Deutschen Reichs hat deutlicher denn seit Jahr und Tag zu verstehen gegeben, daß es mit ihrer bisher gegen das Revanchegeschrei geübten Geduld einmal ein Ende haben könne. Diese Warnung trifft Frankreich in einem Augenblick, wo dasselbe innerhalb des europäischen Concerts vollständig isolirt, in Hinterasien, in Tunis, in Madagaskar und am Kongo durch kriegerische Unternehmungen engagirt und außerdem unter den Druck einer empfindlichen finanziellen Knappheit gestellt, die unter normalen Verhältnissen allein ausreichend wäre, diejenigen Gedanken als vollendete Thorheiten erscheinen zu lassen, zu denen der Thatenlustige der Bevölkerung sich während der letzten Monate wiederholt und vernehmlich bekannt hat. Das Zugeständniß, welches General Thibaudin den Pariser Schreiern dadurch gemacht hat, daß er die Ostgrenze des Staates eben jetzt zum Schauplatz kriegerischer Uebungen auswählte, ist von symptomatischer Bedeutung, weil es die Abhängigkeit der Regierung von wechselnden Tagesstimmungen mit kaum dagewesener Deutlichkeit illustrirt. Wo die Zügel der Herrschaft in Händen liegen, deren Bewegung durch Rücksichten auf die urtheilslose Masse bestimmt wird, muß allen Ernstes mit Ausbrüchen vollendeten politischen Wahnwitzes gerechnet werden. An den in die Erscheinung getretenen Ausbrüchen eines solchen wird durch die Ableugnungen der Pariser Presse nichts geändert. Die Warnung, welche die „Nordd. Allg. Zeitung" nach Paris gerichtet hat, findet in der geschichtlichen Erfahrung, daß die Zeiger der französischen Nationaluhr mitunter die Stunde für große Thaten anzeigen, wenn die Weltuhr auf ganz andere Zeichen hinweist, eine völlig ausreichende Erklärung. In den Gehirnen der Chauvinisten von Profession spiegelt die Welt sich eben anders als in anderen Köpfen, weil die Verwechselung zwischen dem von den Eingebungen der eigenen Empfindung bestimmten „psychologischen" mit dem geschichtlichen Augenblick eine permanente ist. — Laut genug wird die Trommel französischer Kriegslust bereits seit einiger Zeit gerührt und zwar so laut, daß ihre Töne selbst in dem fernen Osten einen Wiederhall geweckt haben.

Um mehr als einen bloßen Wiederhall handelt es sich allerdings auch dort nicht. Kein Zweifel, daß die Verstimmung über die Erfolge der deutsch-österreichischen Politik und über den Anschluß Rumäniens und Serbiens an dieselbe auch in Rußland eine außerordentlich lebhafte ist und die Agitation gegen die deutschen Bürger und die deutsch-gearteten Gebietstheile dieses Staates den schlecht verhüllten Ausdruck eines gegen den deutschen Nachbarn gerichteten Nationalhasses bildet. Wäre dem anders, so würden die französischen Blättern neuerlich nachgedruckten Klagen der Petersburger Presse über den verderblichen Einfluß der deutschen Einfuhr auf Rußlands Handels- und Industrieverhältnisse, über die bedenkliche Zunahme des deutschen Elements in Polen und den ehemals polnischen Ländern, über die Bedrohlichkeit der ostpreußischen Grenzbefestigungen u. s. w., des letzten Restes von Sinn entkleidet erscheinen. Bezeichnender Weise sind es aber nicht die Organe der herrschenden, sondern vornehmlich diejenigen der seit dem Rücktritt Ignatjew's in den Hintergrund gedrängten Partei, die

die Sprache des Pariser Chauvinismus nachsprechen und den Teufel eines großen slawistischen Ausbruchs an die Wand malen. Katkow's „Moskau'sche Zeitung" befleißigt sich bereits seit geraumer Zeit in den Fragen der internationalen Politik einer Vorsicht, Mäßigung und Zurückhaltung, die auf durchaus friedliche Dispositionen schließen läßt und die zu der Haltung anderer russischer Blätter in ausgesprochenem Gegensatz steht. Wohl werden die Fortschritte Oesterreichs in den Ländern der unteren Donau und der Balkanhalbinsel aufmerksam und mißtrauisch registrirt, die Bewegungen der deutschen Politik von dem leitenden Moskauer Organ in allen Einzelheiten verfolgt, — vor Anstachelungen der nationalen Leidenschaft und vor Andeutungen über die möglichen Vortheile einer Diversion nach Außen haben die tonangebenden russischen Journale sich dagegen sorgfältig gehütet und bei den verschiedensten Gelegenheiten Erhaltung des Friedens und eines leidlichen Einvernehmens mit den Nachbarn als dringende Bedürfnisse des russischen Staatskörpers anerkannt. Herrn Katkow und seinen Freunden geht es in dieser Hinsicht nicht anders, wie den Staatsmännern in Spanien und Italien, deren Hinneigung zu der deutsch-österreichischen Friedenspolitik mit Sympathien für uns nur sehr wenig gemein hat, sondern auf die Verzweiflung an einer sichere Rechnungen ermöglichenden Consolidation der französischen Verhältnisse zurückzuführen ist. Die „Moskau'sche Zeitung" hat das bei wiederholten Gelegenheiten deutlich herausgesagt und zu verstehen gegeben, daß eine Beendigung des Haders der rivalisirenden Parteien so wenig zu erwarten stehe, daß der Gedanke einer Alliance mit Frankreich vorläufig gegenstandslos geworden sei. Instinctiv fühlt der spiritus rector der russischen Conservativen, daß die Erhaltung der in seinem Vaterlande bestehenden mühsam gefristeten Ordnung engere Verbindungen mit einem Staate ausschließt, der auf den Umsturz zu rechnen genöthigt ist, weil er innerhalb der gegebenen Verhältnisse nirgend Anhaltepunkte und nirgend Entgegenkommen findet. „Mit Frankreich werden wir uns sofort verständigen, wenn wir in Europa einmal das Oberste zu unterst kehren wollen — wahrscheinlich würde das aber auf unsere Unkosten (à nos dépenses) geschehen" — hatte es in einer bekannten russischen Denkschrift vom Jahre 1864 geheißen. Heute hat die in dem Nachsatze ausgesprochene Befürchtung eine noch ganz andere, directere Bedeutung als vor neunzehn Jahren, heute weiß Jedermann, daß ein europäisches „das Oberste zu unterst kehren" an Rußland nicht nur nicht spurlos vorübergehen, sondern diesem Staate schwerere Prüfungen bereiten würde als irgend einem Anderen! Das ist „die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen"; der Grund dafür, daß die urtheilsfähigen unter den Moskauer Nationalen sich die verhaßte österreichisch-deutsche Hegemonie immer noch lieber gefallen lassen, als eine mit Hilfe Frankreichs ins Werk gerichtete Explosion, deren Grenzen sich im Voraus nicht abstecken lassen. — Für die Phantasten der Aksakow'schen Richtung und für die stark von radicalen Einflüssen inficirten Panslawisten des „Nowoje Wremjä", der „Nowosti", „Sowremennija isswesstija" u. s. w. liegt die Sache natürlich ganz anders. Mit dem „leichten Herzen", das man den französischen Freunden abgelernt hat, ist die in der Ignatjew'schen Schule gebildete Gattung von nationalen Politikern jeden Augenblick bereit, Arm in Arm mit den französischen Rothen auf Abenteuer auszugehen. Seit die Verlautbarung directer Wünsche für Einschränkung der zarischen Gewalt lebensgefährlich ist, bildet Gleichgültigkeit gegen die bestehenden Staatseinrichtungen das Erkennungszeichen der russischen Unzufriedenen, die in diesem Sinne sammt und sonders ihre innere Verwandtschaft mit dem Nihilismus verrathen. Darüber, daß man Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen habe, sind die verschiedenen Spielarten des radicalen Jungrussenthums längst untereinander einig und mehr als eine solche Spielart ist die in den Ignatjew und Skobelew personificirte Partei niemals gewesen. Dieselbe Leichtfertigkeit, mit welcher diese Leute in inneren Fragen vorgehen und die sie durch ihr Verhalten gegen die im westlichen Theile vorhandenen europäischen Einrichtungen und Bildungserrungenschaften stündlich bekunden, charakterisirt die von denselben verfolgten Ziele der auswärtigen Politik. Die aberwitzigsten Einfälle des Pariser Chauvinismus

gelten den publicistischen Vertretern Jung-Rußlands immer noch für tiefsinnige Offenbarungen des Zeitgeistes, die bedeutungslosesten Zwischenfälle für Anzeichen der „großen Wendung", welche Herr Ernest Renan für das Ende des Jahrhunderts vorausgesagt hat und deren Bedeutung um so größer erscheint, als jede Nation und jede Partei sich bei derselben denken kann, was ihr beliebt und wonach ihr gelüstet. —

Katkow und dessen Freunde nehmen die Dinge ungleich ernster. Bei aller Bereitschaft, den nationalen Gesichtspunkten auch in der auswärtigen Politik ihr Recht werden zu lassen, nehmen die Publicisten der conservativ-nationalen Richtung doch vor Allem auf die inneren Verhältnisse, auf das Ruhebedürfniß des Staates und auf die beschränkte Leistungsfähigkeit der Staatsmaschine Rücksicht. Ohne dringende Nothwendigkeit wollen sie es auf eine Wiederholung der gefährlichen Probe nicht ankommen lassen, welche im Jahre 1877 angestellt wurde und von der sie wissen, daß ihr zweifelhafter Ausfall die Hauptursache für den Rückgang der Autorität und für die Zunahme revolutionärer Gesinnungen gewesen ist. Daß diese Gesinnungen in den Kreisen der jüngeren Officiere und Beamten weiter verbreitet sind, als das jemals in irgend einem anderen Staatswesen der Fall gewesen ist, weiß man nirgend genauer als im Schoße der conservativen Partei, deren vorsichtige Zurückhaltung in den Fragen der auswärtigen Politik mit dem Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit des Beamtenthums aufs Engste gepaart ist.

Wenigstens beiläufig muß derjenigen Materien Erwähnung gethan werden, von denen die Presse des thatenlustigen Jungrussenthums annimmt, daß sie zu der zugleich gefürchteten und dennoch gewünschten Katastrophe führen könne. Von einer Seite wird behauptet, Oesterreich-Ungarn hege die Absicht, seinen bosnisch-herzegowinischen Besitz noch vor Ablauf des Jahres in volles Eigenthum zu verwandeln und habe sich der deutschen Zustimmung zur Ausführung dieses Planes bereits bei Gelegenheit von Kalnoky's Gasteiner Reise versichert. Auf der anderen Seite heißt es, für solchen Fall sei ein Staatsstreich in Serbien im Voraus beschlossen worden. Peter Karageorgewitsch, der Schwiegersohn des Montenegriners, sollte gleichzeitig in Belgrad und Serajewo als Serbenkönig ausgerufen und die Bevölkerung des Königreichs mit der Aussicht auf eine Erweiterung des Staatsgebiets geködert werden; es heißt weiter, insgeheim habe der Sultan seinem Montenegriner Gaste eine eventuelle Zustimmung zu einem solchen Vorgehen ausgesprochen. — Der Gedanke, die beiden bosnischen Provinzen für Serbien zu erwerben, ist an der unteren Donau zu verschiedenen Malen erörtert worden, — zuletzt vor Jahresfrist, als dem Wiener Cabinet plausibel gemacht werden sollte, daß der Kaiserstaat nur unter dieser Bedingung auf die dauernde Freundschaft Serbiens und die Aufrechterhaltung der Dynastie Obrenowitsch rechnen dürfe. Um mehr als fromme Wünsche scheint es sich bei der Ausprengung der neuen Gerüchte nicht zu handeln, deren Absicht offenbar darauf abzielt, Oesterreich von einer endlichen Annexion der beiden seit fünf Jahren in Besitz genommenen Provinzen zurückzuschrecken. Dessen wird es indessen kaum bedürfen. Bei der Erregung und dem anspruchsvollen Gebahren, das neuerdings in Kroatien und in den von einer slovenischen Mehrheit bewohnten Gebieten des Krainer und des Kärntner und des Steyerlandes bemerkbar geworden ist, dürfte man in Wien wenig Neigung für eine Maßregel verspüren, welche in der gesammten slowenischen Welt (der österreichischen, wie der außerösterreichischen) Sensation machen und den Widerspruch des Magyarenthums und der ohnehin verbitterten deutschen Verfassungspartei direct herausfordern würde. Das „Quieta non movere" ist von jeher ein Lieblingsgrundsatz der österreichischen Politik gewesen und ein Bruch mit demselben wäre im gegenwärtigen Augenblick in hohem Grade unwahrscheinlich. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Eine gleich günstige Gelegenheit zur Entzündung des Weltbrandes könnte dem Slawenthum kaum geboten werden und Frankreich würde dieselbe nicht vorübergehen lassen, ohne seinerseits Oel ins Feuer zu gießen. Mag man die Rodomontaden der Pariser Gelegenheitspolitiker auch noch so niedrig anschlagen, — mit der Meinung, daß es für die Verwirklichung der Revancheidee nur eine ernsthafte Chance, diejenige einer

Verwickelung im östlichen Europa gibt, haben sie Recht. Der Nordosten bietet in dieser Rücksicht keine oder doch nur sehr geringe Aussichten. Nach einer Wiedererweckung der polnischen Frage sind die Zeiten nicht angethan, mag im Lager des Polenthums von einer solchen auch noch so viel geredet werden: seit Rußland in Bulgarien, Oesterreich in Bosnien festen Fuß gefaßt hat, Serbien in die österreichische Machtsphäre gezogen worden ist und Rumänien nur in dem Anschluß an den mächtigen Nachbarn im Westen Sicherung gegen eine slawische Ueberfluthung gewinnen kann, liegt die Entscheidung über die Zukunft des östlichen Europa an der unteren Donau und kann die Frage nur sein, ob der nächste deutsch-französische Zusammenstoß zu einer südslawischen Katastrophe führen werde oder ob der umgekehrte Weg genommen und im Osten das Signal zu einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den beiden großen Völkern des Westens gegeben werden wird.

Noch liegen die Dinge so, daß beide Gefahren gleich fern zu sein scheinen, und daß die Mächte der Erhaltung und des Friedens vor denjenigen der Zerstörung und des Krieges prävaliren. Der Reihe nach sind Franzosen und Russen darüber belehrt worden, was es im letzten Drittheil des 19. Jahrhunderts mit der Entzündung der Kriegsfackel auf sich hat und daß die Zeiten vorbei sind, in denen die Regierungen darauf rechnen durften, auch *für unglücklich* geführte Angriffskriege bei den Völkern Indemnität zu erhalten. Die stärksten Regierungen sind heut zu Tage friedlich gesinnt und ihre Stärke steht mit ihrer Friedensliebe in engstem Zusammenhang. Wir dürfen hoffen, die Gunst dieser Lage noch eine Weile erhalten und inzwischen neue Befestigung der Friedensgesinnung auch *da* eintreten zu sehen, wo das Friedensbedürfniß einstweilen nur in der Form der *Friedensnothwendigkeit* besteht. Immerhin bleibt übrig, daß der *Untergrund* des gegenwärtigen europäischen Zustandes von der Außenseite desselben wesentlich verschieden ist und daß jedem Fortschritt, den das im Herbst 1879 aufgerichtete Friedensbündniß zu verzeichnen hat, Symptome wachsender Verstimmung der Unterlegenen von 1871 und 1878 auf dem Fuß folgen. Nächst der Gestaltung der längst jeder Vorausberechnung entzogenen französischen Dinge werden die Vorgänge in den ehemals türkischen Ländern mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt werden müssen. Jede *einzelne* der dem Südosten bevorstehenden Entscheidungen ist von nur untergeordnetem Interesse, — die *Summe* dessen, was die nächste Zukunft für die Türkei, für Bulgarien, Serbien und Rumänien bringen wird, dagegen nichts weniger als gleichgültig. Ob die russischen Generale Skobelew und Kaulbars sich in Sofia behaupten oder ob es dem in das Vertrauen des Fürsten Alexander gezogenen Staatsraths-Präsidenten Wulkowitsch gelingt, die bulgarische conservative Partei an das Ruder zu bringen; ob die in Jerusalem durchgesetzte Erwählung eines Moskauer Prälaten zum Patriarchen dieser Diöcese die Bestätigung der Pforte erhält oder ob es dem Griechenthum abermals gelingt, seine kirchliche Obergewalt im Orient zu behaupten; ob der König von Rumänien die Partei der Feinde Oesterreichs zum Schweigen bringt und ob ein Einverständniß in der Donaufrage erzielt wird — *das* Alles scheint die Culturwelt wenig zu tangiren. Und doch setzt sich aus diesen kleinen Steinen das Fundament zusammen, auf welchem die Ruhe im südöstlichen Europa und damit das Einverständniß derjenigen Mächte gegründet ist, bei denen die großen Entscheidungen liegen. Auf *freiwillige* Alliirte hat Frankreich nicht mehr zu rechnen und ohne Verbündete wird die rings von Schwierigkeiten umgebene Republik nicht zum Schwerte zu greifen wagen. — Alles hängt davon ab, ob die im Südosten thätigen elementaren Gewalten dauernd im Gehorsam gegen die Friedensabsichten erhalten werden können, in denen die Regierungen der monarchischen Länder des Continents einig sind.

Literarische Rundschau.

Altes und Neues von Jacob Grimm.

Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Sechster Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) 1882.

Altes und Neues! Nicht so sehr Neues neben dem Alten, als vielmehr Altes, das uns Allen neu ist!

Von Jacob Grimm's kleinen Schriften liegen fünf Bände vor. Die Sammlung wurde nach Grimm's Tode zunächst in der Absicht einer Auswahl unternommen, welche die zerstreuten akademischen Abhandlungen und die wichtigeren Recensionen nebst Anderem, was eines neuen Abdrucks besonders werth schien, enthalten sollte. Aber das Bedürfniß war damit nicht befriedigt. Mehr und mehr stellte sich der Wunsch ein, eine vollständige Sammlung der kleineren Schriften Jacob Grimm's zu besitzen; und dieser Wunsch wird jetzt erfüllt. Das Material, das noch herausgegeben werden soll, ist auf drei Bände berechnet, deren erster hier vorliegt. Es sind demnach die „schönen Reste" von Jacob Grimm's literarischer Thätigkeit, die man uns darbietet; aber jedermann, der das Buch in die Hand nimmt und auch nur flüchtig durchblättert, wird mit Ueberraschung sehen, wie schön diese Reste sind.

Eine große Abhandlung über das deutsche Adjectivum, sehr vollständig im Stoff, sehr fein in den allgemeinen Beobachtungen, die sich daran knüpfen, erscheint hier zum ersten Mal im Druck. Aber auch alles Andere taucht wie neu auf aus den Schatten der Vergangenheit; nur wenige Aufsätze wie der über die Poesie im Recht dürften schon früher aufmerksame Leser gefunden haben; einzelnen anderen mag gelegentlich ein Liebhaber nachgegangen sein; — die Masse aber muß für das fachwissenschaftliche und vollends für das nicht-fachwissenschaftliche Publicum als gänzlich unbekannt gelten.

Wie mannigfaltig Grimm's Interessen von Anfang an sind, wie keck er sich seinen Weg erkämpft, wie frisch er polemisirt, wie überlegen er die Pedanterei verspottet, wird man aus dem Bande mit Vergnügen sehen. Doch was bedarf es der Recension! Lassen wir das Buch selbst reden! Schreiben wir einige Sätze ab, die wir ohne lange Wahl herausgreifen!

„Poesie schwingt sich auf und kreist in den Lüften; Prosa wandelt still und gerade ihren Gang mit auf dem Erdboden gehaltenen Schritten: etwas aber geht noch schneller wie der Flug, nämlich der Gedanke, welcher frei ist in der Prosa, wie in der Poesie; und der Vortheil dieser besteht bloß darin, daß sie ihm ein zartes Edelgewand bietet, oder was die andere in Silber zu zahlen hat, in Gold auslegt . . ."

„Herr Professor Rühs gehört zu den Poesieleugnern, welche sie zwar mit dem Munde bekennen und für eine liebenswürdige, angenehme Erfindung des Geistes halten, aber nicht das Würdigste der Welt in ihr erblicken, nicht glauben, daß sie von Anbeginn die Höhe und Tiefe der Natur umfaßt hat, und nicht gestatten wollen, daß sie über ihren vermeinten Spielraum hinaus in die übrige Wissenschaft eingreife. Am schlimmsten kommt die epische Poesie weg, die sie ganz unfähig sind zu verstehen; in ihrer Unschuld gibt sie sich selbst für Geschichte aus, nun fragen sie nach Pässen und visirten Certificaten, die es doch zur Zeit noch nicht gab, wo sie ausgegangen; auf ihr redliches Gesicht wollen sie nimmer glauben, und so wird sie Lügen gestraft und am Ende die jämmerliche, aber allen den lästigen Schwierigkeiten kurzweg abhelfende Entdeckung gemacht, daß sie nichts als der Spaß eines späteren Werkmeisters gewesen, der ihr zur Belustigung der Zeitgenossen ein alterthümliches Kleid umgegeben. Von dem Alter und Wunder des Epos, worin die Finger des Schicksals selbst gewoben hatten und dessen Fäden da angeknüpft sind, wohin keine Hand des Dichters reicht, ist keine Ahnung . . ." Es handelt sich um ein Werk von Rühs über die Edda.

Folgendes bei Gelegenheit eines Buches über das Verhältniß altdeutscher Dichtungen zur volksthümlichen Erziehung, wobei besonders von dem Nibelungenlied und ähnlichen Gedichten die Rede war: „Sein Werth für das Volk ist erkannt und es wird sich gewiß auch schon Eingang unter dem Volke machen; vielleicht mehr von selber, als es durch Schulunterricht geschehen kann. Vaterländische Geschichte und Poesie muß gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und in dem Hause erzählt und besprochen werden, ehe das Kind die Schule betritt, und wenn es aus der Schule nach Haus kommt. Alles aber natürlich und wie es sich von selbst schicken mag. Kinder in sogenannten Erziehungsanstalten sind zu beklagen; wenn sie den Tag über ernsthaft gelernt haben, können sie den Abend nichts erzählen hören; denn die heimische elterliche Vertraulichkeit wird durch nichts anderes in der Welt ersetzt".

In einer neueren, ziemlich verbreiteten Ausgabe des Nibelungenliedes wird unter den Uebersetzungen dieses Gedichtes „ganz besonders" die von Joseph von Hinsberg hervorgehoben, worin die Stanze herrsche, und die „nicht nach Verdienst anerkannt werde". Und ein allerneuester Uebersetzer, der sich ebenfalls der Stanze bedient, spricht von Hinsberg's „geistvoller Erneuerung". Ueber denselbigen Hinsberg nun bemerkt Jacob Grimm einige Jahre nach dem Erscheinen seiner Arbeit: „Von diesem Buche steht nicht viel Gutes zu sagen, und wir wollen dafür auch den Irrthum, wodurch es entstanden ist, in die kurzen Worte zusammenfassen: daß sein Verfasser zu den wohlmeinenden Poesieverderbern gehört. Es ist schon schlimm, wenn Ramler (ein nicht so unschuldiger) an früheren deutschen Dichtern, die er herausgibt, fleckt und schnitzelt, oder wenn Matthisson einer ganzen Schar von Vorgängern Liebesdienste anthut, damit sie, glaublich, seinen Mantelzipfel, wenn er zur Unsterblichkeit auffliegt, zu fassen kriegen und ihre Seelen nicht verloren werden. Der Trieb, dergleichen zu thun, ist auch nichts anderes als die Lügenhaftigkeit neuerer Zeit überhaupt, welche Geschichte verfälscht, um einen historischen Roman, oder der alten Dichtung zusetzt, um einen Kämpfer- und Heldenroman hervorzubringen. Solche Machwerke vergehen freilich wie Heu, aber die Lesebibliotheken zehren davon."

Hier ein Wort über die Muttersprache! „Unser edles Deutsch, das, wie der Rheinwein, voll herber Lieblichkeit ist . . ."

Hier einige Urtheile aus der Literaturgeschichte! Ueber den Tristan des Gottfried von Straßburg: „Gottfrieds Gedicht ist eines der anmuthigsten Gedichte der Welt, gleichsam ein Spiegel der Lieblichkeit und herzlichen Liebe, doch nicht ohne etwas Störendes und eine gewisse künstliche Zusammenhangslosigkeit." Ueber das Verhältniß der höfischen Epen des Mittelalters zu ihren Quellen: „So sind ja eigentlich alle Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts aus fremden Büchern übersetzt; allein Gottfried und Wolfram *überdichteten*, was ihnen zukam, und webten aus der roh eingeführten Seide glänzenden Stoff." Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde: „Es gibt kein anderes Buch, das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre, und alle Gedanken und Worte wachsen in einem weiblichen Gemüth, das in der ungehemmtesten Freiheit sich aus sich selbst bildet und durch sich selbst zügelt. Solcher Unbefangenheit gelingt das Kühnste und das Schwerste . . . Im Eingang gewährt der Briefwechsel mit Goethe's Mutter die reinsten Contraste. Des Dichters Briefe selbst tönen, wie eine bekannte Stimme und in dem gewohnten Maß, das aber doch zuweilen aus der Fassung gebracht wird, zwischen der tieferen Erregung der Schreibenden hindurch."

Man ahnt schon nach diesen Auszügen, worin der Schwerpunkt der gegenwärtigen Sammlung liegt. Die altdeutsche Philologie, die Wissenschaft von unserem Alterthum, wäre nicht entstanden ohne einen starken, lebendigen, von unschuldiger Schönheit trunkenen, in allen Zaubern der Sprache, in allen Wundern des Gedankens schwelgenden Sinn für Poesie. Möge sie in diesem Geist auch weiterhin gepflegt werden!

W. Scherer.

εν. **Correspondance diplomatique de M. de Bismarck** (1851—1859) publiée d'après l'édition allemande de M. de Poschinger. Paris, Plon & Cie. 1883.

Diese französische Ausgabe der Berichte Bismarck's aus Frankfurt a./M., deren Veröffentlichung allenthalben in Deutschland wie im Auslande so viel Aufsehen und Theilnahme erweckt hat, ist keine bloße Uebersetzung der deutschen Ausgabe. Der Professor für Völkerrecht, Herr Funck-Brentano in Paris, hat etwa ein Drittel der Actenstücke als unerheblich ausgeschieden, und die übrigen Berichte ohne viel Rücksicht auf die chronologische Reihenfolge nach den einzelnen darin behandelten Gegenständen zusammengefaßt. Die Uebersetzung hat Professor Schmitt besorgt, Lehrer am Lycée Condorcet, der, wenn wir nicht irren, auch die französische Ausgabe der Metternich'schen Papiere bearbeitete. Die Uebersetzung ist nicht ganz frei von Mißverständnissen, sie hat die männliche Schönheit der Sprache unseres großen Staatsmanns oft nur abgeblaßt, die feine Nuancirung in der Wahl seiner Ausdrücke oft nur vergröbert wiedergeben können; allein, unter billiger Berücksichtigung aller Schwierigkeiten, müssen wir sagen, daß wir selten eine so treffliche Uebersetzung in französischer Sprache gesehen haben.

Nicht das gleiche Lob bedauern wir der Einleitung des Herrn Funck-Brentano spenden zu können. In Bismarck, d. h. in seine persönliche Größe, haben sich die Franzosen so zu sagen gefunden: sein Werk hört nicht auf ihnen unbequem und widerwärtig zu sein. Funck-Brentano erblickt in Bismarck den rechten Vertreter jener preußischen Junker, die Friedrich den Großen vor den vereinigten Heeren Europa's gerettet, Deutschland 1813 und 1814 befreit, und Oesterreich 1866 überwunden haben. Er findet nicht Worte genug, um die Ergebenheit dieser Junker gegen ihre Könige, ihre Hingabe an die Größe des Vaterlandes zu preisen. Er bewundert die Berichte Bismarck's, jene Meisterwerke voll staatsmännischer Klarheit und Geistesgröße. Er rühmt Bismarck's wunderbares Gefühl für die Wirklichkeit, seinen umfassenden und durchdringenden Blick, den er sich durch kein Geschrei der Menge, durch keine sogenannte öffentliche Meinung trüben läßt. Aber so sehr er den Gesandten im Bundestag bewundert, so wenig hat der Schöpfer des deutschen Reiches seinen Beifall. Aus dem Arsenal von Gemeinplätzen, über die ein französischer Professor des Völkerrechts immer verfügt, wenn es die Bekämpfung der Rechte fremder Völker gilt, holt Funck-Brentano den Satz hervor, daß eine Nation ihren Charakter nicht in einer Generation ändert, um darauf hin der Schöpfung Bismarck's alle Dauer abzusprechen. Seiner Auffassung nach ist Deutschland, bei aller äußeren von Bismarck aufgezwungnen Einheit, innerlich noch ebenso zerrissen, wie in der Zeit, welche die Berichte Bismarck's aus Frankfurt schildern. Er tröstet sich selbst und seine Landsleute mit der Aussicht, daß nach dem Tode des Reichskanzlers die deutsche Einheit wieder wird, was sie von 1851 bis 1859 gewesen, der Reichstag wieder zum alten Frankfurter Parlament, der Bundesrath zum Bundestag.

Lassen wir den Franzosen diesen Trost; aber sorgen wir, daß von ihren düsteren Prophezeiungen auch nicht ein kleiner Theil sich verwirkliche.

ν. **Friedrich Rückert's gesammelte poetische Werke** in zwölf Bänden. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1882.

Wir heißen diese neue Ausgabe willkommen und wünschen ihr die weiteste Verbreitung. Ja wir wünschen — um es geradezu auszusprechen — daß sie in den deutschen Haus- und Familienbibliotheken die Sammlungen von Rückert's 'Gedichten' verdrängen möge. In den „Gedichten", wie sie der Verfasser selbst auswählte, steckt nur ein geringer Theil seines Wesens, derjenige vielleicht, der am meisten zum Herzen spricht: denn wer vermöchte ungerührt zu bleiben bei den leidenschaftlichen Accenten einer reinen Liebe, wie sie im „Liebesfrühling" erklingen? Allein Rückert ist nicht bloß und nicht vorzugsweise ein Dichter des menschlichen Herzens. Man hat über seine „Gedankenlyrik" ein besonderes Buch geschrieben und sie auf ihren philosophischen Gehalt untersucht. Indeß auch Gedanke und Reflexion erschöpfen das nicht, worauf es ankommt. Rückert repräsentirt, wie kein anderer Dichter, den weiten universalen und humanen Horizont des deutschen Geistes; er repräsentirt ihn als ein unzweifelhafter Patriot und kann die Patrioten nach der neuesten Mode darüber belehren, daß Freude am eigenen Wesen und Gerechtigkeit gegen Andere nicht unvereinbare Dinge sind. Aber nur die vorliegende Gesammtausgabe läßt diese Seite seines Wesens voll zur Geltung kommen. Nur hier ahnen wir alle Tiefen, aus denen er schöpft. Welch ein erhabener Eindruck, wenn die Erfindungen und Empfindungen von zahllosen Individuen über Jahrtausende hin an uns vorüberwandeln, wenn chinesische, indische, persische, hebräische, arabische Poesien, wenn Lieder und Sprüche der Minnesänger, wenn provenzalische, italienische und viele andere Liebeslieder verschiedenster Völker und Zeiten den Durchgang durch Rückert's Seele nehmen und uns, angeeignet, wie ein Eigenes, Gegenwärtiges aus den Nebeln der Vergangenheit entgegentreten!

βο. **Philosophische Studien.** Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Erster Band in vier Heften. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1881—1883.

Dieser reichhaltige Band enthält 18 Artikel und ein Schlußwort des Herausgebers; eingeleitet wird er durch eine Abhandlung Wundt's über psychologische Methoden. Die Abhandlungen beschäftigen sich theils mit experimentaler Psychologie, theils sind sie historisch-kritische Orientirungen über wichtige philosophische Gegenstände. Dieses Programm soll festgehalten werden. Wir glauben, daß die Philosophie wegen des frischen Blutes, welches hier ihren Adern zugeführt wird, zu beglückwünschen ist. Die Arbeiten sind durchaus ernsthafte Bemühungen echter Wissenschaftlichkeit und werden unzweifelhaft nicht nur dem Philosophen, sondern auch namentlich den philosophischen Köpfen unter den Naturforschern zu empfehlen und willkommen sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. Sept. zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arndt. — Deutsches Volkslied zur Feier der Enthüllung der Germania auf dem Niederwald, dem Deutschen Volk gewidmet. Dichtung und Musik von Albrecht Arndt. Eigenthum des Componisten.

Asher's Collection of English Authors. — Vol. 223/224 „Dust" by Julian Hawthorne. 2 vols. Vol. 225/226 „Yolande" by William Black. 2 vols. Hamburg, Karl Grädener & J. F. Richter.

Baumbach. — Wanderbilder aus den Alpen von Rudolf Baumbach. Mit Randzeichnungen von Johannes Stauffacher, und einem Holzschnitt nach dem Gemälde von Ernst Heyn. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Baumgarten. — Das Lutherfest und die Mecklenburg-Schwerinsche Landeskirche oder ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte von M. Baumgarten, Prof. Dr. der Theologie. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorff. 1883.

Bernow. — Miterlebt. Drei Novellen von Ludwig Bernow. Baden-Baden, Emil Sommermeyer. 1883.

Braun-Wiesbaden. — Blutige Blätter. Erzählungen von Karl Braun-Wiesbaden. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Text. Heft 77/83. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Dehlen. — Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Besprochen von A. Dehlen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1883.

Der Gesellschafter. — Volkskalender auf das Schaltjahr 1884. Mit vielen Illustrationen. 44. Jahrgang. Mit der Zugabe eines Notiz-Taschenbuchs. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1883.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein und Prof. Dr. v. Zech. I. Abthlg. 34 Lfg. II. Abthlg. 15/16 Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1883.

Fokke. — Rettungen des Alkibiades von A. Fokke. Erster Theil: Die sicilische Expedition. Emden, W. Haynel. 1883.

Heimgarten. Eine Monatsschrift von P. K. Rosegger. VII. Jhrg. 12. Hft. Graz, Verlag „Leykam". 1883.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Dritte neu bearbeitete Aufl. 9/11. Lfg. Augsburg, Lampart & Comp. 1883.

Herrmann. — Das alte und neue Kronstadt von Georg Michael Gottlieb von Herrmann, Königl. Rath. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Oscar von Meltzl. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. I. Bd. Hermannstadt. In Commission bei Franz Michaelis. 1883.

Lange. — Dr. Martin Luther und Graf E. v. Erbach. Schauspiel in 4 Aufzügen (nach Armin Stein's Erzählung) von C. Lange. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1883.

Martens. — Völkerrecht. Das internationale Recht der civilisirten Nationen, systematisch dargestellt von Friedrich von Martens. Deutsche Ausgabe von Carl Bergbohm. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1883.

Parthey. — Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827. Von Dr. G. Parthey. Zweiter unveränd. Abdruck. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. R. Stricker. 1883.

Salinger. — Schicksalstragödie. Roman von Eugen Salinger. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVIII. Serie. Heft 417: Küche und Keller von Alt-Rom. Von Dr. Günther Alexander C. A. Saalfeld. Heft 418: Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde. Von Prof. Dr. J. Ilberg. Heft 419: Die Anfänge menschlicher Industrie. Von Karl von Scherzer. Heft 420: Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes. Von Dr. Hugo Magnus. Berlin, Carl Habel. 1883.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. X. Jahrg., Heft 4: Das jetzige Klassenturnen und die Bewegungsspiele. Von H. Wortmann. Heft 5: Ein Jahr aus Luther's Leben. (1525). Von Robert Kübel. Heft 6—7: Irland und Sicilien. Von A. von Lasaulx. Heidelberg, Carl Winter. 1883.

Schack. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In sechs Bänden. Mit dem Portrait des Dichters. Lfg. 15/26. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Berlin. Achtes Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1883.

Schlagintweit. — Die Santa Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika. Von Robert von Schlagintweit. Mit Karten und zahlr. Illustrationen. 1. Lfg. Köln. Ed. Heinr. Mayer. 1883.

Schlosser. — Die Revolution von 1848. Erinnerungen von Gustav Schlosser. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1883.

Schroeder. — Isabel. Roman von C. Schroeder. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Spicker. — Lessing's Weltanschauung. Dargestellt von Dr. Gideon Spicker. Leipzig, Georg Wigand. 1883.

Sulzberger. — Silhouettes et profils de l'exposition des portraits du siècle à Paris par Max Sulzberger. Bruxelles, E. Muquardt. 1883.

The Imperial Review. Quarterly. Melbourne, Alex. M' Kinley & Co. 1883.

The Wheelman. Art Supplement. I. MDCCCLXXXIII. The Wheelman Company, Boston, Massachusetts.

Trojan. — Gedichte von Johannes Trojan. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Villatte. — Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen franz.-deutschen Wörterbüchern. Von Prof. Dr. Césaire Villatte. Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Schaltjahr 1884. Mit einem Notizkalender als Gratis-Zugabe. Siebenundvierzigster, reich illustr. Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandl.

Warum treten wir nicht in das Christentum ein? Von einem Juden. Zweite, mit Bezug auf das Luther-Jubiläum erweiterte Auflage. Leipzig, Köbling'sche Buchhandlung (Gust. Wolf). 1883.

Weber. — Mein Leben und Bildungsgang. Von Dr. Georg Weber. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1883.

Weiß. — Die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn. Von Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr. Freiburg i/B., Herder'sche Verlagsh. 1883.

Wichert. — Eine vornehme Schwester. Roman von E. Wichert. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Wildenradt. — Zwölf Balladen von Johann von Wildenradt. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Wissen der Gegenwart, Das. Band XIV.: Der Weltteil Afrika in einzel. Darstellungen. I. Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas von Prof. Dr. R. Hartmann. Bd. XV.: Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit v. Jul. Jung. I. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

Wolzogen. — Erinnerungen an Richard Wagner. Ein Vortrag von Dr. Hans von Wolzogen. Herausgegeb. vom Wiener Akadem. Wagner-Verein. Wien, Carl Konegen. 1883.

Zech. — Dramatische Werke von Carl Zech. Erster Band. Inhalt: Nero. Karl von Durazzo. Sturmverwandt. Csakova, Verlag von Bruder Chudy. 1883.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Gluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz v. Holtzendorff. Jhrg. XII. Heft 183. Die Schulüberbürdungsfrage. Sachlich berichtet von Dr. Heinrich Lacher. Heft 184: Zur Frauenfrage. Von Prof. Laas. Berlin, Carl Habel. 1883.

Zeitschrift, historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. Vierzehnter Band. 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Lutherlied

zur Feier

des 10. Wintermonats 1883.

I.

Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand,
Gewölke quillt am Himmel auf,
Er blickt empor, er eilt den Lauf,
Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an seiner Ferse dicht —
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterschlag.

II.

Schmal ist der Klosterzelle Raum,
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum,
Er fleißigt sich der Möncherei,
Daß er durch Werke selig sei,
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab,
„Luthere," singt's, „wirf ab, wirf ab!
Ich flattre durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält."

III.

In Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat,
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt' er nicht die Geister aus,
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es ist der Dämon!" rief.
Du bebst vor diesem scharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Cardinal!

IV.

Jetzt tritt am Wittenberger Thor
Ein Mönch aus allem Volk hervor:
Die Flamme steigt auf seinen Wink,
Die Bulle schmeißt hinein er flink,
Wie Paulus schlenkert' in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

V.

In Worms sprach Martin Luther frank
Zum Kaiser und zur Fürstenbank:
„Such, Menschenherz, wo du dich labst!
Das lehrt dich nicht Concil noch Papst!
Die Quelle strömt an tieferm Ort:
Der lautre Born, das reine Wort
Stillt unsrer Seelen Heilsbegier —
Hier steh ich und Gott helfe mir!"

VI.

Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
Den Luther fandest du gemein —
Gemein wie Lieb' und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod —
Er athmet tief in unsrer Brust
Und du begrubst dich in Sanct Just.

VII.

„Ein feste Burg" — im Lande steht,
Drin wacht der Luther früh und spät,
Bis redlich er und Spruch um Spruch
Verdeutscht das liebe Bibelbuch.
Herr Doctor, sprecht! Wo nahmt Ihr her
Das deutsche Wort so voll und schwer?
„Das schöpft' ich von des Volkes Mund,
Das schürft' ich aus dem Herzensgrund."

VIII.

Herr Luther, gut ist Eure Lehr,
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,

Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offnem Streit!
In Nöthen Treue! Trutz im Bann!
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

IX.

Mit Freudepulsen hüpft das Herz,
Mit Jubelschlägen dröhnt das Erz,
Kein Thal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit seinen Glocken ein —
„Ein feste Burg" — singt Jung und Alt,
Der Kaiser mit der Volksgewalt:
„Ein feste Burg ist unser Gott,
Dran wird der Feind zu Schand und Spott!"

Conrad Ferdinand Meyer.

Martin Luther.

Von

Prof. **Heinrich Holtzmann** in Straßburg i/E.

Auf dem linken Flügel des neuen Universitätsgebäudes in Straßburg erhebt sich erst seit wenigen Monaten als äußerstes Glied einer Reihe von Statuen das Bild Luther's. Aufgerichteten Hauptes, wie er im Leben zu wandeln pflegte, steht er da, gen Himmel blickend, in den gesenkten Armen die Bibel haltend. Einen Augenblick vorher hatte er das Buch noch erhoben gehabt; jetzt sinnt er dem Gelesenen nach, und wie das Haupt des Standbildes über die Krönung des Gebäudes hinausragt, so schweben die Gedanken, die der Beschauer ihm zutraut, weit über den Höhen dieser Erde. Aber nicht Alle urtheilen so, deren Blicke auf das Bild an der scharfen Ecke des Collegienhauses fallen. Kaum war es aufgerichtet, so hörte und las man Klagen über das Aergerniß, welches muthwillig einer überwiegend katholischen Bevölkerung gegeben worden sei. Wer in den folgenden Wochen Gelegenheit zu derartigen Beobachtungen hatte, konnte leicht bemerken, wie verschiedenartiger, ja entgegengesetzter Natur die Eindrücke waren, womit die Vorübergehenden dem neuen Anblick begegneten.

Was so die Geister der friedlichen Wanderer auf der Ruprechtsauer Allee nach auseinanderstrebenden Richtungen bewegt, das theilt genau ebenso in diesen Tagen das deutsche Volk angesichts desselben Bildes, wie es im Geist überall da aufgerichtet wird, wo die vierhundertjährige Feier der Geburt des Reformators begangen wird oder von solcher Feier irgend etwas verlautet. Damit stehen wir direct vor dem Verhängniß der deutschen Geschichte, vor dem Verhängniß unserer Gegenwart und unserer Zukunft.

I.

Wer war Luther? Auf diese Frage ertheilt ein Katechismus, der in Frankreich etwa seiner hundertsten Auflage entgegen sieht, folgende Antwort: „Ein deutscher Augustinermönch, welcher seine drei Gelübde brach, von seinem Glauben abfiel, eine Nonne heirathete und anfing, den katholischen Glauben zu beschimpfen.... Am Ende seines scandalösen Lebens starb er, als er vom Tisch aufstand, allwo er, seiner Gewohnheit gemäß, sich mit Wein und Fleisch überfüllt hatte." Noch

viel schlimmere Dinge haben wir über Leben und Sterben Luther's in der unmittelbaren Vergangenheit in deutscher Sprache zu lesen bekommen, und in derselben Richtung wird heute stärker, als jemals während des ganzen Zeitraumes, den die Erinnerung der Zeitgenossen umspannt, Herz und Gewissen eines großen Theiles der Nation bearbeitet. Für unser Nachbarland mag eine so geschäftsmäßig betriebene Verunglimpfung Luther's von geringerem Belang sein, aber uns Deutschen muß es in der That schwer auf das Herz fallen, wenn in diesen Tagen einem Manne, der — was er auch sonst gewesen sein mag — fragelos und unbestreitbar ein Mann von echt deutschem Schrot und Korn gewesen ist, der eine Theil der Nation Kränze windet, während der andere mindestens theilnahmlos, meist sogar unmuthig, ja laut grollend bei Seite steht. Davon gar nicht zu reden, daß unter den Bewunderern und Festfeiernden selbst nichts weniger als Einmüthigkeit über den Sinn ihres Jubels herrscht, sofern wenigstens die theologischen Parteien sich das Recht der Feier gegenseitig öffentlich streitig machen und jede den Namen des Gefeierten für sich allein zu beanspruchen gedenkt. Fürwahr ein befremdlicher Anblick, und Anlaß genug zu ernstlicher, sorgenvollster Erwägung der Sachlage!

Was aber für das deutsche Volk ein Verhängniß bedeutet, ist es vorher noch für Luther selbst gewesen. Sein Zeitalter erscheint so reich an Persönlichkeiten, welchen ein dauerndes und gleichmäßiges Gedächtniß im Herzen einer dankbaren Nachwelt gesichert ist. Nur sein Bild steht nach wie vor im grellen Contraste der entgegengesetztesten Beleuchtung. Im gleichen Jahre mit ihm ist Rafael geboren. Wie haben ihm doch günstigere Sterne geleuchtet! Seine Madonnen zieren katholische wie protestantische Wohnhäuser. Kein confessioneller Gegensatz stört die Einheit des Genusses und der Bewunderung. Das Gedächtniß an die Schwächen des Erasmus, des Inhabers der größten Wissensmacht unter den Zeitgenossen, wird nicht einseitig bloß von protestantischen Schriftstellern gepflegt und ebensowenig sind seine Verdienste bloß der katholischen Wissenschaft bekannt geworden und zu gute gekommen. Allenthalben bricht das Genie sich allmächtig Bahn; zeitweilige Verkennung ruft eine um so gründlicher vollzogene Rettung und Wiedereinsetzung. In solchen Leistungen sind wir ja sonst auf überraschende Weise geschäftig und eilig. „Was nur halb das Leben, soll ganz die Nachwelt geben." Ausgenommen von diesem Gottesfrieden bleibt nur der religiöse Genius, ein „Zeichen, dem widersprochen wird". Naht sein Gedächtniß, so erbaut sich eine halbe Welt an Festreden und Festschriften, die andere liest Pamphlete und verdammt den bösen Dämon, der die holde Eintracht von der armen Erde verscheucht hat. Wer hat es ihn geheißen? War es denn der Mühe werth, dem deutschen Volke so aufreibende Arbeit, so qualvolle Noth zu bereiten?

Luther's Name ist offenbar mehr als eine gleichgültige Erinnerung; er bedeutet eine Forderung, zu welcher man eingeladen wird, irgendwie Stellung zu nehmen. Der großen Mehrzahl ist diese Stellung gegeben mit der Thatsache, daß man eben entweder katholisch oder protestantisch getauft ist. Wir haben schon mit dieser einleitenden Betrachtung einen anderen Standpunkt angestrebt. Wir nehmen Stellung zum Lutherfest als geborene Deutsche. Aber auch so

können wir uns der Zumuthung nicht entziehen: wir sollen uns darüber entscheiden, wie wir das Verhängniß auffassen und beurtheilen, das der Name Luther's gerade für Deutschland in sich schließt.

Hätten wir hier Zeit und Raum, Stimmen zu sammeln, so stünde uns ein Chor katholischer Wortführer zu Gebote, um wenigstens den Punkt, von dem wir ausgegangen sind, jeglicher Möglichkeit der Anfechtung zu entziehen: daß Luther, was er auch sonst gewesen sein mag, jedenfalls ein auserlesener Typus deutschen Wesens, ja so recht die concentrirte Erscheinung, die gedrungene Personification, das potenzirte Selbst des deutschen Volksgeistes heißen darf. Alle seine Erfolge hängen zunächst daran, daß schon seine deutschen Zeitgenossen ebenso dachten. Wir dürfen heute sogar sagen, daß die Vergangenheit der Nation sich in seinem Lebenswerk recapitulirt habe, daß die großen Führer der Volksentwickelung in Luther mit irgend einem Theile ihres Wesens wieder aufgelebt sind. Gehört doch zu diesen Auferstandenen gleich der alte Wulfila, der erste große Name der germanischen Literaturgeschichte. Nach ihm und vor Luther ist kein germanischer Mann mehr aufgetreten, der sich als ein Einzelner an die Uebersetzung der Bibel aus dem Grundtext herangewagt hätte. Es steht ferner auf als Vertreter des ältesten deutschen Schriftthums im engeren Sinne der Weißenburger Mönch oder wer sonst Urheber jener über tausend Jahre alten Auslegung des Vaterunsers ist, mit welcher sich Luther in seinem größten Volksbuche, dem sogenannten kleinen Katechismus, mehrfach berührt. Dann, auf der Höhe der altdeutschen Literaturentwickelung, Walther von der Vogelweide, mit dessen agitatorischen Liedern die Streitschriften Luthers von Sachkundigen verglichen werden konnten. Endlich aber auch die großen Volksprediger Berthold von Regensburg und Geiler von Kaisersberg, deren Virtuosität, Herz und Gewissen der Masse anzufassen, von Luther getheilt, ja unendlich überboten worden ist.

Ein deutscher Mann ist er gewesen, aber auch — was sich leider nicht immer von selbst versteht — geblieben. „Meine Ahnherrn sind rechte Bauern gewest“: das hat ihn weder Schule noch Kloster, weder Hof noch Universität vergessen machen. Keine seiner späteren Lebensstellungen und Beziehungen vermochte das Volksthümliche in dieser kerngesunden Natur zu verkümmern oder gar zu zerstören.

Zweifellos ist sich Luther einer Mission an das deutsche Volk bewußt gewesen. Wir wüßten nicht, wer vor Luther unser Volk überhaupt so geflissentlich auf seine Schäden und Vorzüge aufmerksam gemacht, ihm einen so getreuen Spiegel vorgehalten habe, darin es sich beschaue. Bekannt genug sind seine Aeußerungen über die specifisch deutschen Laster. Aber auch die Kehrseite ist mit Liebe ausgemalt worden. „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhafte, beständige Leute gehalten hat, die da Ja Ja und Nein Nein sein lassen, wie des viele Historien und Bücher Zeugen sind.“

So hat er sich das Volk vergegenwärtigt, dem er sein Leben weihte. „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.“ In der gefährlichsten Situation seines Lebens hat er sich eben dies vergegenwärtigt: er steht zu Worms vor Kaiser und Reich, „weil ich dem Dienst, den ich meinem Deutschland schuldig

bin, mich nicht entziehen will". Und „an die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen" liegt ein berühmter Aufruf vor, den man den „Stiftungsbrief unserer Gymnasien" genannt hat; er wird erlassen, „weil ich es von Herzen treulich mit euch meine und dem ganzen deutschen Lande, dahin mich Gott verordnet hat, es glaube oder glaube nicht, wer da will".

Und diese Zuversicht, als Deutscher zu den Deutschen reden zu können, „also, daß sie es verstehen", hat ihn wahrlich nicht betrogen. Sie allein nicht. Er hatte gehofft auf Papst und Concil, freilich nur, um bald genug enttäuscht zu werden. Er hatte gehofft auf den Kaiser, dem als dem Schutzherrn der Christenheit er 30. August 1520 ganz naiv zutraut, er solle des ohne Verhör gebannten Ketzers sich annehmen, — eine der fast unbegreiflichen Täuschungen, die Luther seinem deutschen Idealismus verdankt hat. Er hatte gehofft auf die theologische Zunftgelehrsamkeit und auf die hochberühmten Facultäten der Theologie. Diese freilich wandten sich schon deshalb vollständig von ihm ab, weil sie dieselbe unheimliche Beobachtung machen konnten, welche dann die Wormser Stände am 19. Februar 1521 dahin formulirt haben, daß „im gemeinen Mann durch seine Predigt, Lehre und Schriften allerlei Gedanken, Phantasien und Wünsche aufgekommen sind". Es hat typische Geltung, was damals ein Volkslied verrieth:

Der Bauer die Sach' will merken,
Das müht Köln und Paris.

Die feierlichen Acte zu Köln am 31. August und zu Löwen am 7. November 1519 belehrten den Urheber der zum Feuertod verurtheilten Schriften darüber, was von solcher Seite zu erwarten war.

Wort gehalten haben ihm dagegen theilweise die Fürsten, deren Schutz er seine Sache anvertraut hatte, wiewohl er über die egoistische Stellung des Herrenstandes zu der Religionsfrage im Allgemeinen schon 1523 die bitterste Klage führt. Wort gehalten hat ihm der „christliche Adel deutscher Nation", dem er 1520 die Frage nach „des christlichen Standes Besserung" ans Herz gelegt hatte, wiewohl er dann mit der Erhebung der turbulenten Ritterschaft seine Sache nichts weniger als gefördert finden mußte. Wort gehalten haben ihm auf die Dauer jene „Bürgermeister und Rathsherren" der deutschen Städte. Wort gehalten hat ihm zu allermeist das deutsche Volk selbst. Jederzeit hat dasselbe in Luther Fleisch vom eigenen Fleisch, Geist vom eigenen Geist gesehen. Luther wurde in deutschen Landen immer angerufen, wo eine neue Höhe erstiegen war. Die Periode unserer neuen Literaturblüthe hat den Manen Luther's aus dem Munde Lessing's und Herder's ihre Huldigung dargebracht; die von den Befreiungskriegen ausgehende Erhebung hat auf der Wartburg Reformationsluft und Reformationsluft gesucht und „Eichenlaub auf Luther's Grab gestreut"; die Zeiten des Kaulbach'schen Reformationsbildes und des Wormser Denkmals und jetzt wieder der Vorbereitung auf die vierte Säcularfeier — sie haben jede in ihrer Weise gezeigt, wie tief dem deutschen Volke die Freude an seinem Luther im Blute sitzt. Aber alle diese nachgehende Begeisterung ist nur ein schwaches Echo des lauten und allstimmigen Jubels, der wie eine gewaltige Stromwelle

die Gestalt des Reformators in den Jahren 1517—21 gehoben und von Triumph zu Triumph getragen hat.

Jene große Zeit ist uns heutigen durch eine Unzahl von Actenstücken, Briefen, Reden und vor Allem von Flugschriften, die allmälig aus dem Staub der Archive, Bibliotheken und Antiquariate hervorgezogen worden sind, ganz unmittelbar nahe getreten. Wir stehen vor einem in der That einzigen Schauspiel. Die junge Kunst, welche erst kürzlich die Möglichkeit geschaffen hatte, das lebendige Wort, welches Hunderte oder Tausende hören, durch ein todtes zu ersetzen, welches dafür Hunderttausende lesen können, that unter einem unglaublich leselustig gewordenen Publicum ihr erstes Wunder. Zum ersten Male durchzuckte ein groß und mächtig angeregtes, ein zukunftfroh gehobenes, ein einheitliches Gefühl die getrennten Stämme des deutschen Volkskörpers; es gab eine öffentliche Meinung, die unbezwinglich schien, und ihre Losung ging auf Zerreißen der Bande mit dem Auslande, insonderheit auf Abschütteln des hierarchischen Joches; sie hieß: Los von Rom! Darin traf Luther's That dieselben Ziele, welchen die Herzen der Besten ohnedies schon entgegenschlugen. Er haßte Rom, weil es ihn um das religiöse Gut, diese, weil es sie um die nationale Existenz zu bringen schien. Das letztere Motiv ist von Luther voll und ganz angeeignet worden. Die großen Schläge, welche er in den Reformationsschriften von 1519—20 führte, sind alle im Namen der Nation erfolgt, und als das Feuerzeichen vom 10. December 1520 am Himmel erschien, durchbrauste alle deutschen Lande ein Sturm von Begeisterung, welcher auch solche mitriß, die sich weniger religiös als patriotisch angesprochen fühlten. Das war es ja, was einem Hutten den Wunsch in die Feder dictirte, zum Schildknappen des Mönchs von Wittenberg zu werden. Luther war der anerkannte Mund der Nation in einem Momente geworden, da diese von der Hoffnung geschwellt war, sich selbst und das Geheimniß ihrer Größe wiederzufinden. Es gab eine gemeinsame deutsche Sache, und Luther war ihr Held; um seine Person bewegte sich insonderheit vor und nach den Wormser Tagen das öffentliche Interesse fast ausschließlich.

Wäre das anders gewesen, so gäbe es heute keinen Protestantismus, wenigstens keinen von Luther hervorgerufenen. Nur um dem Rechtsgefühl der Deutschen zu genügen, hatte man ihn, allen Machinationen des päpstlichen Geschäftsträgers trotzend, nach Worms berufen, und er war hingezogen, getragen von dem, durch eine Fluth von Zuschriften, Gedichten und Huldigungen aller Art bestätigten Bewußtsein, daß das deutsche Volk seinen Handel mit Rom erfaßt und zur eigenen Angelegenheit gemacht habe. Bis zum hundertfachen Tod seien für ihn die Deutschen eingenommen, bemerkte damals der englische Gesandte. Und keine andere Erwägung bestimmte auch den sonst so treuen Sohn der mittelalterlichen Kirche, welcher als Luther's Landesherr für Nichtbeachtung von Bann und Acht verantwortlich gemacht werden konnte. Dieser sah mit Verwunderung, daß der römische Blitzstrahl, der schon Kaiser und Könige darnieder geschmettert hatte, diesmal nicht zünden wollte; um so eher mochte auch erst abzuwarten sein, ob sich die kaiserliche Acht als mehr denn ein Schlag ins Wasser bewähre.

Der Mönch, welcher damals erst seit vier Jahren die öffentliche Bühne be-

treten hatte, um die abendländische Culturwelt mit einer Frage nach Gott zu überfallen, hinter welcher bald das gesteigertste Interesse für Literatur und Kunst sammt allem politischen und socialen Getriebe ganz zurücktreten sollte, stand allerdings damals in der Periode des genialsten Schaffens, der prachtvollsten Entfaltung innerer Kraftfülle. Unter denjenigen, welche heutzutage seinen Namen ausschließlich gepachtet zu haben glauben, ist es seit etwa vierzig Jahren Sitte geworden, gerade diesen Luther als den unklaren und unreifen Schwärmer, den revolutionären Anstürmer wider die Autorität zurückzustellen hinter den „echten" Luther, welcher bereits vierzigjährig zur Welt gekommen sei, jedenfalls vor 1522 nicht existirt habe. Wo man in solchen Kreisen ihn citirt, da ist es fast nur der Gegner der schweizer Reformation, den man feiert; da sind es meist plumpe Ausfälle wider Vernunft und Wissenschaft, auf die man pocht. Damit ist nun freilich nicht bloß das Bild des späteren Luther gänzlich entstellt, welcher niemals von irgend welchem Compromiß mit dem Papst etwas hat wissen wollen, den er vielmehr in fanatischer Weise als den „römischen Antichrist" bis zum letzten Augenblick gehaßt hat. Ist er doch nur aus der Welt gegangen, nachdem er kurz zuvor mit dem monströsen Buche „wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet", seiner unauslöschlichen Kampfeslust ein letztes Denkmal gesetzt hatte. Vor Allem ist mit jener willkürlichen Scheidung zwischen Luther und Luther der Mann verleugnet und verloren worden, der einst das Herz des deutschen Volkes gewonnen hat, vor dessen schöpferischer Energie dieses Volk verhängnißvoll und dankbar sich gebeugt hat. Zerstört ist das großartige Bild des Helden, welcher die Reformation wirklich gemacht, welcher ganz allein eine Welt herausgefordert, die Hauptlast des Kampfes Jahre lang allein getragen hat, mit ganzer Darangebung seines Wesens und Lebens, ohne je nach den Folgen zu fragen. „Man muß um den Geist der Tapferkeit beten" — schrieb er damals, und dieser Geist der Tapferkeit hat selten einen so markigen persönlichen Ausdruck gewonnen, wie in dem Augustinerbruder, welchem Reichsritter und Lanzknechtführer die Bewunderung seines Muthes zu Füßen legten. Rücksichten auf sich selbst, Liebe zum Leben und seinen Genüssen lagen tief unter ihm; Gunst oder Haß der Menschen waren ihm ebenso gleichgültig. Friede der Seele, ungebrochene Reinheit der Ueberzeugung galten Alles. So war der Mann beschaffen, welcher damals die fundamentalen Gedanken des Protestantismus zum klaren, mustergültigen Ausdruck gebracht hat als Frucht unendlicher, aufreibender Kämpfe und Nachtwachen. Aus einer kritischen Lage geräth er in die andere; aber aus jeder geht er größeren Aufgaben gewachsen hervor. Während der bedenklichen Leipziger Disputation ist er „jederzeit frisch und froh und sicher und hat ein fröhliches Angesicht, wie hart ihm auch die Feinde drohen". Nach Worms zieht er, gleichsam auf den Fußspuren von Johannes Huß, aber mit dem Worte: „Ich habe mir fürgesetzet, den Satan zu schrecken und zu verachten" — ein Mann in der Kutte, in Wahrheit jener „Reformationsritter", auf den man in Albrecht Dürer's unmittelbar vor dem Ausbruche der Bewegung geschaffenen Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" eine Weissagung hat erblicken wollen. Ein merkwürdiges Bild! Es hat schon die Phantasie manches Menschen in bangen, entscheidungsvollen Stunden beschäftigt. Dann las man etwa Worte Luther's

darunter, wie die, womit er 1522 die berühmten acht Fastenpredigten eröffnet hat: „Wir sind alle zum Tod gefordert und wird keiner für den andern sterben, sondern ein jeglicher in eigener Person muß geharnischt und gerüstet sein für sich selbst, mit dem Teufel und Tod zu kämpfen."

Aber nicht ein Ritter hätte Herz und Phantasie des deutschen Volkes so gewaltig ergriffen, wie ein Mönch. Der Mönch als Reformator — das charakterisirt die deutsche Reformation im Gegensatze zur nordischen, wo Könige, zur schweizerischen und romanischen, wo humanistische Gelehrte reformirten. Der Herzog Georg von Sachsen wollte auch Reformation, aber „nicht durch einen Mönch aus seinem Winkel". Dem deutschen Volke jedoch imponirte nicht umsonst gerade die Reformation aus der Klosterzelle. Bezeichnender Weise blieben Luther und der Prior am längsten in dem durch freiwilligen Austritt entvölkerten Augustinerkloster zu Wittenberg. Er hat auch sonst gezögert, jenes mittelalterlich-katholische Lebensideal unter die Füße zu treten, das er im Kloster mit ganzer Seele umfaßt hatte. Hier war freilich jene königliche Herrschaft über die Welt, in welcher der spätere Luther nach dem Vorbilde des Paulus das göttliche Siegel des christlichen Charakters finden lehrte, nur noch unter der Form scheuer Weltflucht, thatloser Weltverachtung zu finden gewesen, alle „Nachfolge Jesu", wofür man schwärmte, auf die Passivform reducirt, das sittliche Handeln in willkürliche, inhalt- und erfolglose Askese umgesetzt worden. Entfernung vom irdischen Geschäft, Verkürzung der leiblichen und mehr noch der geistigen Bedürfnisse hatte als unfehlbarer Maßstab für die Annäherung an Gott gegolten. Solche weltmüde Stimmung war einst das Vermächtniß gewesen, welches der alternde Welttag des antiken Lebens im vierten Jahrhundert der Christenheit hinterlassen hatte. Damit war aber der Kirche, in welcher seit derselben Epoche gerade umgekehrt der Trieb nach Weltregiment, ja Verweltlichung mächtig sich regte, ein eigenthümliches, ein höheres, ein überkirchliches, zugleich aber auch außerkirchliches Lebensideal gegenübergestellt. An diesem Bewußtsein, der Weltkirche als höhere Geistesmacht übergeordnet zu sein, hat es im ganzen langen Verlaufe des Mittelalters den Insassen der Klöster niemals gemangelt. Alle die oppositionellen Bestrebungen, welche die Kirchengeschichte verzeichnet, explodirten endlich in der deutschen Reformation, freilich nicht mehr so, daß sie, wie einst von Clugny aus geschehen war, den päpstlichen Stuhl eroberten, was sich schließlich als erfolglos erwiesen, sondern in der weit glücklicheren Form, daß sie das römisch-kirchliche und das asketisch-klösterliche Lebensideal zugleich zerschlugen. Es ist das directe Gegenbild zu jener Massenwanderung in die Klostereinsamkeit, wie sie zwölf Jahrhunderte zuvor Städte und Länder zu veröden drohte, wenn nun ein Frühling des deutschen Volkslebens angebrochen ist, der zahllose Mönche und Nonnen aller Orden aus der Enge der Zelle heraustreibt zu einer positiven Erfassung der Lebensaufgabe. Jetzt fordern irdische Arbeit und Beruf ihre lange vorenthalten gebliebene Ehre zurück. Ein Franziskaner tritt mit seiner Büchse in eine Schmiede zu Nürnberg. Der Meister fragt den starken Menschen, warum er nicht lieber ehrliches Brot mit der Hände Arbeit verdiene? Der Gefragte stutzt, wirft die Kutte weg, schickt sie mit der Büchse an das Kloster zurück und tritt als Schmiedeknecht ein. Dieser Vorgang

ist typisch für den Reformationsgedanken, wie er im Kloster geboren und von Luther geltend gemacht worden ist.

Aber noch ein Anderes gehörte dazu, um die Phantasie des deutschen Volkes so lichterloh brennen zu machen. Zum Reformator als Mönch tritt der Reformator wider Willen. Wie oft hat er es bekannt: „Hätte ich, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen.“ Noch die Erörterung seiner zu Leipzig gehandelten Sätze beginnt mit der treulich gemeinten Versicherung: „Wie ich mit Gewalt hervorgezogen worden, also gedenke ich nichts anderes, als bald wieder in meinen Winkel zu kriechen.“ Darin also, daß er in den Winkel und nicht auf die Schaubühne des Lebens gehöre, war er mit seinem fürstlichen Gegner in Leipzig ganz eines Sinnes. Ungleich schwerer als irgend einem Reformator des germanischen Nordens und Südens oder der romanischen Länder ist es dem deutschen Mönch geworden, aus den Gedankenkreisen herauszutreten, darin der Glaube seiner Jugend sich bewegt hatte; mit der Autorität der Kirche zu brechen, deren treuester Sohn er auch damals noch lange zu sein glaubte, als er thatsächlich von ihrem Boden abgetreten war. „Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichem Gebrechen.“ Er dachte, dem Papste einen Gefallen zu thun, wenn er ihn auf den Trödelmarkt aufmerksam machte, zu dessen Aufrichtung einzelne Uebelwollende den Schatz, daraus die Kirche Sünden erläßt, mißbraucht hatten. Aber siehe, „da ich des Segens wartete, kamen Blitz und Donner über mich“.

In der That ein Schauspiel von eigenthümlich packender Gewalt! Ein Mann, der Alles gethan hatte, um aus sich einen Typus mittelalterlicher Frömmigkeit zu machen, stößt plötzlich an den „Abgott“, wird irre an einem einzelnen Punkte des herrschenden Systems oder vielmehr der herrschenden Praxis. Er gedenkt bloß, den Doctoreid zu halten auf seine „allerliebste heilige Schrift“. Da ist „das Papstthum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber ist's ihm auch gegangen, wie vor Augen liegt, und soll's ihm noch ärger gehen“. Diese seine retrospectiven Betrachtungen treffen durchaus den Thatbestand. Denn zweifellos wäre die Thesenangelegenheit rasch beigelegt gewesen, hätten nicht die Gegner ihn sofort Ketzer gescholten. Ein Ketzer zu sein, war aber Luther sich nicht bewußt. Die Ketzer haßte er als guter Christ von Herzen. So provocirt gewinnt er im Verlauf von nicht ganz zwei Jahren, ohne es zu wollen und zu suchen, Schritt für Schritt neues Terrain, auf dem er sich verwundert und oft zaghaft umsieht. Plötzlich sieht er sich auf der Höhe von Anschauungen angelangt, durch welche alles Bisherige in Frage gestellt erscheint. Wie leicht es auch noch jetzt war, ihn im persönlichen Gespräch an den Erinnerungen seiner Jugend, überhaupt an seinem treuen conservativen Sinn zu fassen, hat 1519 Miltitz, haben mehr noch selbst 1521 Richard von Greiffenklau, Hieronymus Vehe und Dr. Peutinger in Worms mit Genugthuung wahrgenommen. Eine glückliche Fügung ließ ihm frühe schon ein ganz anderes Geschlecht von Gegnern erwachsen. Diese waren kurz entschlossen, das herrschende System mit allen seinen Gebrechen einfach aufrecht zu erhalten und gaben daher dem ganzen Handel von Haus aus eine erweiterte Ausdehnung auf die päpstlichen Befugnisse, sie erhoben ihn zum Rang einer Machtfrage des Papstes, aber damit

auch zu einer persönlichen Ehrenfrage Luther's. Die rastlose Geschäftigkeit der Eck, Emser und Genossen that eine Zeitlang mehr als der noch schlummernde Reformationstrieb Luther's.

Gerade dieser Mann hat es nun aber dem deutschen Volke angethan, der die derbsten Schläge dem Papstthum versetzt, ohne noch zu ahnen, wie weit sie reichen und wie furchtbar sie treffen. Noch im Frühjahr 1519 war er „der unwertheste und verachtetste Mensch", der es wagte, brieflich vor den „allerheiligsten Vater" zu treten und ihn anzuflehen, ihm, dem „armen Schäflein, die väterlichen Ohren ganz gnädiglich darzureichen". „Du wollest", schreibt er, „dieses mein Blöken gnädiglich vernehmen". Aus diesem blökenden Schaf ist in der päpstlichen Bannbulle vom folgenden Jahre ein ganz anderes Geschöpf geworden: „ein Eber aus dem Walde sucht den Weinberg zu zerstören. ein wildes Thier weidet ihn ab". Das Volk erkannte eben darin den humoristischen Zug in dem Bilde der Größe. Die ganze Literatur dieser Jahrhunderte beweist, wie unabkömmlich zu einem populären Recken auch dies gehört, daß seine natürliche Ueberlegenheit weiter reicht als sein berechnender Verstand, sein Mutterwitz der Ueberlegung vorauseilt und seine „Tumbheit" die entscheidenden Siege erficht. „Gott hat mich hineingeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk mit Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen; es muß Alles in Unwissenheit geschehen."

Wir haben soeben im Vorübergehen der Volksliteratur gedacht, an welche die ersten Schriften Luther's sich anschließen. Wir dürfen Art und Charakter nur etwas näher ins Auge fassen, um auf einem entscheidenden Punkte den Segen zu würdigen, der von seinen Schriften ausging. Luther hat die Waffe, davon er in seinen polemischen Flugschriften einen so furchtbaren Gebrauch machte, nicht erfunden. Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zeigt uns vielmehr den deutschen Büchermarkt überschwemmt von Satiren, Pasquillen und Brandschriften aller Art. Ein breiter Zweig der Literatur war zur Geißel für die fühlbarsten Gebrechen der Zeit, insonderheit für die Sünden der Klerisei geworden. Allenthalben sahen sich die überlebten und degenerirten Formen der Gesellschaft dem Gelächter preisgegeben. Insofern hatte diese von Jahr zu Jahr beliebter werdende Literatur mit ihrer plebejischen Opposition gegen die Kirche schon große Erfolge zu verzeichnen gehabt; eine weitverbreitete antiklerikale Richtung war vorhanden. Luther fand ein Fahrwasser vor, und seine besten und zugkräftigsten Schriften, die Mahnworte, mit denen er ein ihn selbst überraschendes, von Millionen wiedergegebenes Echo hervorgerufen hatte, gehören ihrer Form nach ganz in die beschriebene Classe, verleugnen auch vielfach den spott- und schmähsüchtigen Charakter ihrer Seitengänger nicht.

Und doch — was wäre aus der damaligen Generation, was aus dem deutschen Volke überhaupt geworden, wenn in diesem zukunftvollen Moment lediglich Spott und Hohn das Feld behauptet hätten? Vom guten Geschmack, der vielfach in burleskem Schalksnarrenton verloren ging, gar nicht zu reden, war dieser Weg ein an sich gefährlicher gerade für das deutsche Volk, dem die souveräne Ironie wenig zu Gesicht steht. Eher mochte dem französischen Geschmack eine solche Richtung behagen, und gegeben hat sie ihm in der That ein

Mann, welcher mit Luther das Geburtsjahr und den Hervorgang aus der Klosterzelle theilte, Rabelais. Ein Geschick, dafür wir nicht dankbar genug sein können, hat uns statt eines Lucian einen Luther gegeben, der vor seinem eigenen reformatorischen Auftreten große Stücke und Hoffnungen auf Erasmus gesetzt hatte, aber eben darum an ihm irre geworden war, weil dieser über das Gebrechen und Elend der Kirche nur spotten lehrte, darüber doch jeglicher Christenmensch vielmehr zu Gott seufzen und Leid tragen müsse. In der That drohte damals keine Gefahr so unmittelbar, wie die, daß alle ernste Kritik besseren Wissens und Gewissens aufgesogen wurde von der Spottsucht, daß man sich gewöhnte, auch die traurigste Wahrheit mit Lachen anzuhören, wenn sie sich nur in Gestalt eines Schwankes nahte, daß man sich jeder tüchtigen Erregung des empörten Rechtsgefühles oder Wahrheitssinnes im Genuß von Stachelreden entschlug. Als Gipfel aller Weisheit und Moral konnte dann nur noch das erscheinen, daß der Preis des Lebens der verschlagenen Selbstsucht zufällt, daß Reinecke immer obenan bleibt und in Till Eulenspiegel ein unterhaltendes Gefolge besitzt. Eine solche Literatur hätte auf die Dauer nur vollkommen zersetzend und auflösend wirken, im deutschen Genius alle edeln Säfte in zerstörende Säuren verwandeln können.

Wer, so dürfen wir wohl fragen, hat diese Gefahr von uns abgewendet? Der Humanismus nicht, welcher sich in Deutschland an der plebejischen Hochfluth theils gebrochen, theils aber, wo er lebensmuthiger in den Kampf der Tagesmeinungen einzugreifen aufgelegt war, in dieselbe eingelenkt hat. Geiler von Kaisersberg nicht, der mit seinem schonungslosen Fingerzeigen auf die Schäden der Geistlichkeit den Pessimismus der herrschenden Ironie nur noch steigerte. Die unstete Wetterfahne, Thomas Murner genannt, auch nicht; ihm verdankt die Literatur des „heiligen Grobianus", die an Pöbelhaftigkeit schon nichts mehr zu wünschen übrig ließ, vornehmlich noch einige neue Schimpfworte, Flüche und Unfläthereien. Aber auch die solcher Rohheit ehrbar aus dem Wege gehenden bürgerlichen Reimereien des Straßburger Stadtschreibers Sebastian Brant oder des Nürnberger Schusters Hans Sachs konnten der Nation keinen neuen Schwung mittheilen. Erst die nationale Bewegung, wie sie um die Zeit der Kaiserwahl recht in Aufnahme kam, lehrte nach höheren Zielen blicken, verband sich aber in ihren kräftigsten Vertretern sofort auch mit der religiösen Bewegung und ging endlich ganz in ihr auf. Denn seit Luther's Auftreten nimmt die Volksliteratur bis zu den Tagen des Augsburger Reichstages hin einen fast ausschließend theologischen Charakter an.

Damit ist die Antwort auf unsere Frage gegeben. Es war unser Glück, daß Luther der beschriebenen Richtung populärer Schriftstellerei nicht anders angehört, als so wie etwa Lessing sich zur Aufklärung, Kant sich zum Rationalismus verhält.

Er steht ganz darin und ganz darüber. In dem vielstimmigen und sinnbetäubenden Concert, wie es die volksthümliche agitatorische Presse im Aufgang der Reformationszeit zum Besten gibt, spielt Luther ein Instrument, welches zwar ganz aus derselben Werkstätte hervorgegangen ist, wie diejenigen seiner Mitspieler. Aber er hat das seinige kaum angeschlagen, so gibt er damit auch die

Melodie an, welche durchdringt, und diese Melodie ist ganz sein Eigenthum; in ihr tönt sein persönliches Wesen hinaus in eine Welt, die von diesen Tönen bald so bezaubert scheint, daß sie nichts Anderes mehr hören will. So hat er den deutschen Volksgeist zurückgelockt von dem Abgrunde, an dessen Rand demselben zu schwindeln begonnen hatte. Er hat ihn zurückgeführt zu einer ernsten, würdigen Lebensauffassung, mit der Weihe der Religion die allenthalben mächtig aufstrebenden Mächte des Gemeinen bändigend. Aus dem Naturalismus der Volksliteratur hervorgegangen, ist er der Züchter und Veredler desselben geworden. Allenthalben von der hochwogigen, so vieles Unlautere und Rohe mit sich führenden Strömung der Zeit berührt, hat er die edle Eigenart nicht an dieselbe hingegeben, vielmehr von dieser aus jene rectificirt; er hat aus einer weit und breit gehenden Ueberschwemmung ein Flußbett geschaffen, an dessen Ufern eine neue Cultur ansetzen konnte. Das Hohngelächter der Hölle wurde verdrängt durch die Sprache des heiligen Zornes über Alles, was Rom gegen Deutschland verbrochen und gesündigt hatte, und in einer positiven Gottes- und Weltanschauung der Untergrund zunächst für neue und selbständige Schöpfungen auf dem Gebiete des nationalen Kirchenwesens gewonnen.

II.

Wir haben damit einen delicaten Punkt berührt, dessen Erörterung man nach weit vertretener Ansicht am besten den Kirchenzeitungen und theologischen Fachschriften überlassen würde. Und doch bleibt Luther schlechterdings unverständlich für Jeden, der ihn nicht als religiösen Charakter kennt und versteht. Und nicht minder unverständlich bliebe das Vermächtniß an sein Volk. Mag dieser Kern von religiöser Gedankenwelt, welcher als kostbarstes Erbe Luther's dem deutschen Volke im Gemüthe und Gewissen ruht, schwer darstellbar sein — daran vorübergehen darf auch eine nach allgemeineren Zielpunkten ausgeweitete Darstellung nicht; sie würde sich sonst einer Unterschlagung schuldig machen. Freilich ist es uns dabei unmöglich, auf die theologischen Voraussetzungen einzugehen, davon die auf einem Umweg über Augustin zu Paulus zurückgehenden Ausführungen Luther's bedingt sind. Es handelt sich wesentlich um den Sinn der bekannten Formel „Rechtfertigung aus dem Glauben". Sie nennt der Reformator „die Saite, auf der ich immer leire". In der That ist er in seinen Schriftauslegungen und besonders auch in seinen Predigten wahrhaft unerschöpflich, wo er dieses Thema und die damit zusammenhängenden Gegensätze von Sünde und Gnade, von Glauben und Werken, von Gesetz und Evangelium berührt. Nach allen Richtungen und im Gegensatze zu allen möglichen Ab- und Seitenwegen verfolgt er solche Gedanken. Der Kreis derselben ist bald durchmessen. Aber die Erfindsamkeit, womit er sie zu veranschaulichen und stets neue Schlaglichter darauf zu werfen versteht, erweckt Staunen; nicht minder die Kraftfülle der Ueberzeugung, die aus solchen Ausführungen spricht.

Die Geburtswehen der neuen Lehre im Kloster zu Erfurt sind unzählige Male dargestellt worden. Er sollte sich mit seinem Gott abfinden, und er war unfähig dazu, sich das religiöse Verhältniß so auszulegen, daß irgend eine Abfindung möglich war. Dagegen war in seine Seele der prophetische Gedanke

gefallen: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben". Mit ihm war er dann durch Italien gezogen. Das Auge nach innen gekehrt, hat er in Mailand, Florenz und Rom von den Schöpfungen seiner großen Zeitgenossen auf dem Gebiete der Kunst nichts bemerkt. Dafür hörte er, als er die heilige Treppe beim Lateran hinaufkroch, wieder jene Losung seines Lebens wie Donnerschall in den Ohren. Sie begleitete ihn heimwärts, und jetzt vollendete sich in dem neuen „Doctor der heiligen Schrift" jene religiöse Weltanschauung, deren Mittelpunkt die an die Stelle der gesetzlichen Forderung und tödtenden Strafgerechtigkeit tretende freie Gottesgnade bildete. Gnade, unverdiente, Berge von Schuld und Sünde wie Meereswellen überfluthende Gnade allein sollte es sein, die in der Menschheit jenen freien und frohen Kindschaftsgeist zu erzeugen fähig war, welcher, aller gesetzlichen Forderung überlegen, mit seinem eigenen freien Trieb die wahrhaft guten gottgefälligen Werke wirke, so selbstverständlich wie ein guter Baum gute Früchte trage. „Ich fühlte alsbald, daß ich ganz neugeboren wäre und nun gleich eine weite, aufgesperrte Thür in das Paradies selbst zu gehen gefunden hätte; sahe mich auch die liebe heilige Schrift nunmehr viel anders an, denn zuvor geschehen war; lief derhalben bald durch die ganze Bibel, wie ich mich derselbigen erinnern konnte, und sammelte auch in andern Worten nach dieser Regel ihre Auslegung zusammen, als daß Gottes Werk dies hieße, das Gott in uns selbst wirket."

Was auf ihn selbst nicht anders eindrang, denn als hätten sich des Himmels Pforten geöffnet, dafür stand ein gleiches Verständniß auch den Zeitgenossen zu Gebote. Ihnen, den noch unter dem vollen Eindruck mittelalterlicher Frömmigkeit und ihrer Entartung Lebenden, waren die Bedingungen, unter welchen die Auseinandersetzung zwischen Gesetz und Gnade in Luther's Seele sich vollzogen hatte, nicht fremd. Wenn wir die 95 Thesen vom 31. October 1517, der als Geburtstag der deutschen Reformation gilt, lesen, so begreifen wir schwer, wie diese, zum Theil nur dem Kenner der scholastischen Theorie vollkommen durchsichtig werdenden Sätze, „gleich als wären die Engel Botenläufer gewesen", nach allen Seiten ausgetragen, hier mit wachsendem Erstaunen, dort mit grenzenlosem Jubel gelesen werden mochten. Anders die Zeitgenossen; sie hörten um so vernehmlicher daraus den Schrei des empörten Gewissens, den ehrwürdigen Protest eines Mannes, welcher dasjenige, was er in jahrelangen aufreibenden Seelenkämpfen errungen, innerlich erarbeitet und erobert hatte, öffentlich für Geld verkauft sah. Der Jubel der deutschen Christenheit galt Worten, wie sie die 62. These ausspricht, die eine würdige Inschrift zum Portal der Reformationsgeschichte bilden würde: „Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes." Im Bewußtsein, dieses Schatzes zu genießen, lehrte Luther die Christen, ihres inneren Reichthums froh werden, sich als Herren aller Dinge, als königliche Mitarbeiter am Werke Gottes auf Erden fühlen.

Damit war ein ungeheures, ein zuvor unerhörtes Gewicht auf die Wagschale des subjectiven Bewußtseins gelegt, während der katholisch-mittelalterlichen Schätzung zufolge alle Gewichtsteine vielmehr auf die andere Seite der Wage, auf die Objectivität der kirchlichen Gemeinschaft zu liegen kamen, die dem Ein-

zelnen die Seligkeit verbürgt. Jetzt vernahm man das Gegentheil: „Sollst du selig werden, so mußt du des Wortes der Gnaden so gewiß für dich selbst sein, daß, wenn alle Menschen anders sprächen, ja alle Engel Nein sagten, du dennoch könntest allein stehen und sagen: noch weiß ich, daß dies Wort recht ist.“ Es mag an diesem einen Ausspruch genügen. Es stehen ihrer Hunderte zu Gebote, um zu beweisen, daß Luther's Absehen darauf gerichtet ist, die Menschen ganz dem gnadenvollen Gott zu Füßen zu werfen, um sie dafür desto gewisser auf die eigenen Füße zu stellen, sie zunächst einmal in der wichtigsten aller Angelegenheiten, die das menschliche Nachdenken beschäftigen und Impulse für den Willen in sich schließen, selbständig zu machen. Abermals hat Herzog Georg von Sachsen von seinem absolutistischen Standpunkte aus den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er schon am 25. Juli 1517, nachdem Luther vor ihm von Gottes Gnade und der Menschen Thorheit gepredigt hatte, sein Mißfallen darüber mit dem Bemerken motivirte, daß Luther „die Leute vermessen mache“.

Die Rechtfertigungslehre, wie Luther sie dachte, ist ein in rauhester Schale steckender Juwel, der, wenn man die Deckblätter dogmatischer Veranschaulichungsmittel vorsichtig abstreift, das Geheimniß der Religion so offenbar werden läßt, wie es einer neuen Folge von Geschlechtern neue Lebensideale mittheilen sollte. Verkörpert erschienen dieselben den Zeitgenossen in einem Manne, der eine Sprache führen konnte, wie die: „Ich glaube ein christlicher Theologe zu sein und im Reiche der Wahrheit zu leben; daher lasse ich mich von keiner Autorität gefangen nehmen, das auszusprechen, was ich als Wahrheit erkannt habe.“ „Darum will ich frei sein und weder von Jemandes, noch eines Conciliums oder irgend einer Gewalt der Päpste oder Universitäten mich so fangen lassen, daß ich nicht bekennen sollte, was ich für Wahrheit erkenne.“ Dieser Mann überragt in der That um des eigenen Hauptes Länge auch die Kirchthürme, die aus dem von seinem Geist befruchteten Boden deutscher Erde herausgewachsen sind, und die Pforten jenes Domes sind noch nicht gebaut, zu welchen er eingehen könnte, ohne sich zu bücken.

Noch einmal erinnern wir uns hier der Alles entscheidenden Tage in Worms. Nach dem grollenden Auftritt im Reichstag ist es den gelegentlich schon einmal genannten gemäßigten Vertretern der Kirche gelungen, den kühnen Oppositionsmann sachte bis zu einem Punkt zurückzuführen, wo Alles beigelegt geschienen hätte mit der Erklärung, er wolle seine Sache der Entscheidung eines Concils der Christenheit anvertrauen. An ein solches hatte er ja vor noch nicht drei Jahren selbst appellirt. Und auch jetzt wäre mit einer gleichen Concession höchst wahrscheinlich gar nichts verloren gewesen. Denn mit Genehmigung des Grundsatzes durch Kaiser und Reich, daß ein Concil über dem Papst stehe, hätte sich die Curie, die vielmehr auf Vollzug des bereits ausgesprochenen Bannes drang, nimmermehr einverstanden erklären können. Sie hätte sich selbst die bereits beschrittenen Wege zur päpstlichen Unfehlbarkeit verlegt. Ein böser Zankapfel wäre schon jetzt zwischen Kaiser und Papst gelegen, und über Erledigung der Frage, ob und wie er zu beseitigen, hätte die neue Lehre reichlich Zeit gehabt, sich weiter zu verbreiten und in allen Gegenden Deutschlands festzusetzen. Man hat hier in der That Gelegenheit, einen recht peinlichen Conflictsfall zu construiren zwischen

politischen Erwägungen der unverfänglichsten Art und den Forderungen, wie sie im Namen der Idee zu stellen sind. Aber gewiß ist, daß Eingehen auf jenen Vorschlag für den Reformator nicht bloß einen persönlichen Rückzug von der schon im Leipziger Gespräch gemachten Errungenschaft, welche Irrthumsfähigkeit selbst der Concilien in sich schloß, bedeutet haben würde. Was auf dem Spiele stand, das war die Sache selbst, in ihrer Spitze aufgefaßt. Eine oberste menschliche Instanz über dem persönlichen Gewissen des religiösen Menschen wäre im Grundsatze anerkannt geblieben. Ein Zeugniß dafür, daß es auf den höchsten Gebieten des Lebens ein Recht der Wahrheit gibt, welches sich vom Bewußtsein des Einzelnen aus Bahn bricht und allem geschriebenen Recht, aller Ueberlieferung und allem Gemeinglauben überlegen ist, wäre nicht abgelegt, das Recht des eigenen Urtheils in Glaubenssachen nicht auf das Panier der Reformation geschrieben, die Idee der Gewissensfreiheit nicht in das Bewußtsein der Neuzeit hereingeworfen worden. So aber war mit dem „Gott helfe mir, Amen" ein unwiderrufliches Wort gesprochen, hoch bedeutsam schon in der rein formalen Beziehung, weil, wenn es durchdrang, bewiesen war, daß Einer im Recht sein könne gegen eine tausendjährige, heilig gesprochene Vergangenheit. Stand Letzteres erst einmal in einem Falle fest, so hatten die alten Rechtsnormen im Glauben der Völker überhaupt ihre Unantastbarkeit verloren. Es gab ja noch eine Großmacht über ihnen, wenn auch zunächst nur von einem Einzigen vertreten. Kein Wunder also, wenn vor diesem Luther, wie er in Worms steht und anders glauben zu wollen bekennt, als sein Kaiser, sein Papst und die Concilien seiner Kirche glauben — wenn vor ihm nicht Wenige unter denjenigen ein geheimes Grauen empfinden, die sich Lutheraner im Sinne einer hochkirchlich-feudalen Parteirichtung nennen! Hat doch derselbe Luther, wie wir ihn oben charakterisirt haben, zu einer Zeit, da er sogar nach dem Maßstabe dieser Partei längst erwachsen und reif geworden war, in einer zu Schmalkalden gehaltenen Predigt, zu sprechen sich herausgenommen, als wäre er ein Vertreter der modernen Menschenrechte: „Ich bin ein Mensch; das ist ein höherer Titel, denn ein Fürst sein. Ursach: den Fürsten hat Gott nicht gemacht, sondern den Menschen; daß ich aber ein Mensch bin, hat Gott gemacht." Er kannte also einen göttlichen Freibrief zum Schutz und zu Ehren des persönlichen Lebens.

Erst auf diesem Höhepunkte der Betrachtung versteht sich der Befreiungskrieg, den Luther zunächst dem deutschen Volke zu gut durchgekämpft hat. „Er ist und bleibt ein Theologus für die ganze Welt" — schreibt einmal unter dem frischen Eindrucke der Persönlichkeit des großen Mannes Urbanus Regius. Die Selbstherrlichkeit des in Gott, der alle Mächte des Guten vertritt und ihnen Sieg verbürgt, frei gewordenen, vom Dienst des sinnlich-selbstsüchtigen Wesens emancipirten Christenmenschen ist das Ideal, welches er mit so leuchtenden Zügen den Augen der Zeitgenossen vorzumalen verstanden hat, daß die oben geschilderten Ideale des Mittelalters, so ehrwürdige und zahlreiche Repräsentanten sie immer zählen mochten, dawider nicht mehr aufzukommen vermochten. Insonderheit gilt dies wieder vom Klosterideal. Luther findet, es gebe „kein verzagteres Volk auf Erden, als Pfaffen, Mönche, Nonnen und die mit Werken umgehen, da sie immer ein Werk um das andere thun und bei keinem beständig beharren; und je mehr

sie thun, je ärger es mit ihnen wird, je verzagter und zweifelhaftiger sie werden." Er hat die Beobachtung gemacht, daß „weltliche Regenten und Obrigkeiten, die doch täglich mit schweren, verworrenen, irrigen, feindseligen und verdrießlichen Sachen in ihrem Amte zu thun haben, nirgends so ungeduldig waren, und konnten ihrem Sinn viel mehr abbrechen." Damit hat er die psychologische Wurzel seiner Rechtfertigungslehre bloß gelegt. Die Religion, wie er sie vorfand, schien ihm gerade da, wo man herbsten Ernst mit ihren Forderungen machte, die Menschen statt in sich geschlossen, actionsfähig und lebensmuthig vielmehr zerfahren und unruhig, ihres Zieles unsicher zu machen. Was bedeutete für die sittliche Leistungsfähigkeit ein Klostergelübde? Ein Schwungbrett, von dem aus man sich in ein Wellengrab stürzte, darin vielleicht alles Selbstische, in der Regel aber auch das Selbst, die persönliche Eigenart aufgelöst wurde. Luther aber verlangte — und darin ist er der Typus einer neuen, dem Mittelalter entwachsenen Menschheit — keineswegs nach einem Ocean der Selbstvernichtung, sondern nach einem frischen Fahrwasser zur Selbstbethätigung. Und diese Lust des fröhlichen Schaffens schöpfte er aus jener absoluten Ruhestellung seines Gemüthes, die er überall beschreibt, wo er die Glaubensgerechtigkeit gegen die Stimme der Werke fordernden Vernunft oder den Teufel verficht, der sie dem Sünder abdisputiren wolle. Die berühmten Kämpfe mit dem Satan gelten fast alle der Bewahrung jener inneren Position. Aus der bewußten Vergegenwärtigung dieser Errungenschaft versteht sich jenes friedliche Behagen eines in Gott ruhenden Gemüthes, womit Luther beispielsweise von der Höhe der Koburg als Hort und Tröster der Seinigen in das Getriebe der Parteien auf dem Augsburger Reichstag herabsieht, klaren Blickes, warmen Herzens und erhobenen Hauptes, während unten ein Melanchthon den Boden unter den Füßen verliert. „Es liegt nichts an mir" — hatte Luther schon zehn Jahre früher geschrieben — „aber Christi Wort will ich mit fröhlichem Herzen und frischem Muth verantworten, Niemand angesehen, dazu mir Gott einen fröhlichen, unerschrockenen Geist gegeben hat, den sie mir nicht betrüben werden, hoffe ich, ewiglich."

Die eigenthümliche Beurtheilung des religiösen Verhältnisses, welche unter der weithin sichtbaren Etikette der Rechtfertigung nicht aus Werken, sondern aus Glauben auftritt, birgt aber auch eine neue Fundamentirung der Sittlichkeit in sich. Und von dieser Seite ist Luther dem heutigen Geschlechte vielleicht noch deutlicher und verständlicher geblieben. Auch die sittliche Persönlichkeit wird auf ihr eigenes Gesetz zurückgeführt, wenn Luther fordert, „daß ein jeglicher Christ der Sache so gewiß sein müsse, daß er in seinem eigenen Herzen fühle, was recht und nicht recht sei."

Classisch für die Verbindung von religiösem Glauben und sittlichem Thun ist die „ewig junge" Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen". Sie war das Andachtsbuch, welches in den Händen einer neuen Generation die mittelalterlichen Gebetbücher von der Nachfolge Jesu u. s. w. ersetzte. Den Inhalt kündigt ein an die Spitze gestelltes Doppelthema an: „ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge" und „ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan." Die Synthese beider Gedanken liegt, in populärster Form, für Hans und Grete faßbar, in dem

Satze, der zugleich als typisch für Färbung und Temperatur der religiösen Vorstellungswelt, in der sich Luther bewegt, hier stehen möge: „Wohlan, mein Gott hat mir unwürdigen, verdammten Menschen ohne alles Verdienst, lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit gegeben, durch und in Christo, vollen Reichthum aller Frömmigkeit und Seligkeit, daß ich hinfort nichts mehr bedarf, denn glauben, es sei also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen überschwenglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst thun, was ihm wohlgefällt und gegen meinen Nächsten auch werden ein Christ, wie Christus mir geworden ist, und nichts mehr thun, denn was ich nur sehe, ihm noth, nützlich und seliglich sein, dieweil ich doch durch meinen Glauben alles Dinges in Christo genug habe. Siehe, also fließt aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst."

Innerhalb dieser Umrisse hat sich Jahrhunderte lang das Glauben, Lieben und Hoffen derjenigen unserer Vorfahren gehalten, welche sich ihre Stellung zu Gott und Welt nach Anleitung von Luther's Katechismus zurechtlegten. Die Eigenart der sittlichen Leistung aber, die daraus resultirte, läßt sich am treffendsten bezeichnen als eine nicht auf eingebildete, sondern auf wirklich vorhandene, in der Natur der Dinge gegebene Lebensaufgaben bezogene Religion. Wir möchten am liebsten sagen: ein weltliches Christenthum, das Wort „weltlich" im guten Sinne genommen. „Der Papst hat alle Stände genannt: weltlich; allein seinen und seiner Mönche Stand hat er genannt: geistlich." Solchem „gefährlichen Strick" begegnet Luther mit dem Urtheil: „Gott hat uns in diese Welt berufen und gesetzet, und nicht aus der Welt hinaus." Eben dies war zuvor auch die Ansicht seines Vaters gewesen, welcher, sonst gut katholisch, doch kein Freund des Clerus war; weil dieser, selbst versorgt, gute Tage habe, statt sich mit eigener Mühe zu ernähren. Gern hätte er, der nach Luther's Bericht „die Mönche und Larven mit den papistischen Pfaffen verachtete", seinen Sohn in weltlichen Würden und Aemtern gesehen und empfand es wie Herabminderung seiner Ehre, als dieser plötzlich, vom religiösen Trieb übermannt, ins Kloster lief. Mit bitterem Gefühl hat der Alte am 2. Mai 1507 der ersten Messe des Sohnes beigewohnt. „Ich muß allhier sein, essen und trinken, wollte aber lieber davon sein." Aber die Zukunft sollte lehren, wie sehr er es dennoch dem Sohne angethan hatte. Das ist ja der sehr praktische Kern und Stern des von Luther der Welt verkündigten Evangeliums, daß „über alle Stifter und Orden ist der gemeine Orden christlicher Liebe." Nichts macht er häufiger und eindringlicher dem vorgefundenen System zum Vorwurf, als daß dadurch die natürlichen Berufsziele, „die Stände, die Gott geboten hat", gering geachtet, und dafür ein Gewebe absonderlicher Auffälligkeiten und über die Maßen heiliger Verrichtungen und Abenteuerlichkeiten, wie „Kappentragen" als Preis der christlichen Sittlichkeit aufgestellt worden sei. Er ist sich vollkommen bewußt, damit eine neue Bahn gebrochen und auch die Welt der sittlich strebenden Geister in zwei Heerlager getheilt zu haben, wie die der religiös gläubigen. „Die Möncherei muß bleiben, so lange die Welt steht, obwohl mit anderen, neuen Namen und Werken. Denn Alle, die damit umgehen, daß sie etwas Sonderliches anfangen, das über den Glauben der gemeinen

Stände ist, das sind und bleiben Mönche, ob sie wohl nicht einerlei Regel, Kleider und Gebärde führen."

Hier stehen wir in der That an dem Punkt, wo sich die Reformation als Product eines neuen Verständnisses der christlichen Idee, als ein Wendepunkt nicht bloß in der Geschichte des Christenthums, sondern der Religion selbst offenbart. Bei dieser unmittelbaren Beziehung des religiösen Verhältnisses auf die sittliche Lebensaufgabe, auf das eigentliche Laienwerk sind die lebendigen Theile unseres Volkes seither mehr oder weniger stehen geblieben. Es kennzeichnet dies die Reformation Luther's nicht etwa bloß der mittelalterlichen, der katholischen, sondern z. B. auch der anglicanischen Kirchlichkeit gegenüber mit ihrer strengen Scheidung des vom Sonntag repräsentirten Gottesdienstes von dem eigentlichen Tagewerk. Aber man braucht nicht erst die Arbeit des Berufes aus der Hand zu legen, um das Werk Gottes in die Hand nehmen zu können: darauf lenkt der deutsche Reformator von allen Seiten immer aufs Neue zurück. Kein redliches Tagewerk entadelt und entweiht den Menschen. Im Gegentheil ist Verachtung desselben das praktische Kennzeichen des religiösen Irrthums. „Weib und Hausgesinde haben und dieselbe mit Geschicklichkeit und Fleiß ernähren, nennst Du das gemeine Dinge? Sie werden aber in der Schrift gelobt und sind Gottes Ordnung. Darum, wenn eine Magd die Kuh melkt, der Knecht den Acker pflügt, der dient, sofern er gläubig ist, d. h. gewiß dafür hält, daß das Gott wohlgefalle und von ihm eingesetzt sei, Gott mehr als alle Mönche und Nonnen thun können, welche in Betreff ihres Standes nicht gewiß sein können, daß er Gott wohlgefalle." Mit diesem Laienevangelium war der lang verdunkelte Zweck des Lebens wieder licht und klar, er war zugleich in jener gemeinverständlichen Weise formulirbar geworden, die einen unentrathsamen Artikel in einer wohlbestellten Volkshaushaltung bildet. Soll ein großer Volkskörper richtig fungiren, so muß innerhalb desselben ein Gemeinbewußtsein darüber existiren, wozu man da ist und wofür man die Hände regen soll. Andernfalls drohen skeptische Thatlosigkeit und pessimistische Verdrossenheit einen Umfang anzunehmen, der über das erträgliche Maß einer vor dem großen Publicum geführten akademischen Unterhaltung hinausgeht. Die lutherische Predigt hat den Lebenszweck festgestellt, und zwar in populärster Form, unter religiösem Gesichtspunkt, aber nicht in der Richtung auf ausschließlich religiöses oder kirchliches Handeln, sondern in der Richtung auf die mannigfach verzweigten Thätigkeitsformen, aus deren Zusammenspiel eine menschenwürdige Existenz des Einzelnen wie der Gesammtheit resultirt. Die Anerkennung natürlicher Ordnungen und Zwecke hatte den Sieg über das weltscheue, asketische Ideal des bisherigen Christenthums errungen; die Negation war in die Position umgeschlagen. Fast jeder Griff in Luther's schriftstellerische Hinterlassenschaft liefert die denkbar stärksten Ausdrücke dafür in die Hand. „So ist es deshalb heutzutage viel sicherer und besser, daß man ein Handwerk ergreife, es heiße wie es wolle, oder gar ein Schweinehirt werde, oder ein Weib nehme und so wie andere Menschen lebe, als daß einer Mönch oder Priester werde." — „Es ist nicht von nöthen, daß Mann und Weib von einander laufen und in ein Kloster gehen, auf daß sie Christen werden und Gott dienen, sondern sie können in ihrem Stande und ehelichen Leben

Christen sein und Gott dienen, ja bessere Christen sein und Gott mehr dienen, als wenn sie ihren Stand fahren ließen und von einander liefen."

Es leuchtet ein, wie unter dem Eindrucke solcher Worte, gesprochen von einem Manne, in welchem das deutsche Volk einen Propheten verehrte, eine Welt von fruchtbaren Kräften entbunden werden mußten. Die sittliche Aufgabe war erhöht, und sie war zugleich vereinfacht worden; der bisher bestehende Zwiespalt zwischen menschlichem, d. h. dem Berufe dienenden, und „angelischem", d. h. berufslosen, contemplativen Leben, die Lehre von der doppelten Moral war im Grundsatze beseitigt. Der Welt und ihren Aufgaben durfte, ja mußte sich nunmehr auch der religiöse Mensch zuwenden, und zwar im weitesten Sinne und Umfang. Was man auch sonst zu Ehren und zu Lob Luther's sagen mag: seinen eigenen Sinn wird man nur treffen, wenn man es zu würdigen vermag, daß er eine Frömmigkeit geschaffen hat, die trotz aller dogmatischen Härten und traditionellen Formen, die sie im Gefolge führte, doch wesentlich darauf gerichtet ist, Menschen von gesunden Herzen und Sinnen zu schaffen, die allen Aufgaben des Lebens genügen, allen Verhältnissen des Daseins Geschmack abgewinnen, alle Felder der Thätigkeit ausfüllen, jeglichem Stoffe die ihm zukommende Bearbeitung angedeihen lassen können, ohne dabei aus der religiösen Lebensmitte sich zu entfernen. Man hat den Mangel des ästhetischen Sinnes als eine Schranke des Geistes Luther's bezeichnet. Ohne uns auf den Abweg einzulassen, welcher hier zu einer Erwägung des Verhältnisses der Reformation zur Kunst verlocken könnte, constatiren wir die Thatsache, daß Luther's sittliches Ideal allerdings zugleich auch das ästhetische vertreten soll. Man beurtheile hiernach den Ernst, womit bei ihm Alles nach diesem Schwerpunkt gravitirt. „Wenn ich in des Kaisers Schmuck einherginge oder eine junge Frau im Schmuck der Königin von Frankreich, das wäre ein herrlich und köstlich Ding vor der Welt, da jedermann das Maul aufsperrte! Aber in Wahrheit ist's nichts gegen diesen geistlichen Schmuck eines Christen, wenn ein Knecht und Magd Herren und Frauen treu und gehorsam sind, oder wenn ein Weib dahergeht im Gehorsam gegen Gott, ihren Ehemann lieb und werth hat, ihr Kindlein wohl und fein ziehet und sich in ihrem Beruf nach Gottes Wort und Befehl richtet. Gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammt und gülden Stück wie ein alter, zerrissener, geflickter Bettlersmann; denn das ist ein Schmuck, der nach Gottes Wort und in Gottes Gehorsam geht."

Erst muß man überhaupt leben; ob auch schön und genußreich, das ist eine Frage zweiter Ordnung. In diesem Sinne kommt auf die religiös-ethische Lebensbeurtheilung für ein Volksthum mehr an, als auf seine ästhetische Durchbildung. Als die Romantiker, welche hierüber anders dachten, anfingen jene Weltanschauung, wie sie Luther dem deutschen Volke vermacht hatte, als hausbackene Philistermoral zu verspotten, standen bezeichnender Weise mittelalterliches Lebensideal und Zug nach Rom auch sofort im Hintergrunde der neueröffneten Aussichten. Wir wollen hier nicht erörtern, ob von dieser oder jener Seite her dem deutschen Volksgeiste gesundere Segensströme zugeflossen sind. Eine bloße Geschmacksfrage wird man es aber kaum nennen dürfen, wenn uns die Frömmigkeit im Gedränge des Marktes und im Getriebe des Geschäftes, wie die von

Luther auf den Leuchter gestellte Lehre vom göttlichen Werth des irdischen Berufes sie fordert und ermöglicht, von größerem Belange für das Volkswohl erscheint, als die sei es im natürlichen Mondenschein, sei es im Zwielicht gemalter Kirchenfenster gepflogenen Andachten der Romantik.

III.

Das Gesagte mag genügen, um es begreiflich erscheinen zu lassen, wenn Luther heute noch von solchen, die nicht auf seine Dogmatik schwören, als der einzige Kirchenvater der deutschen Nation gepriesen wird. Es ist in erster Linie immer die Art, wie er diese Nation ihr tiefempfundenes Gottesbewußtsein mit der Erfüllung der praktischen Lebensaufgabe zu verknüpfen lehrte, was ein solches Urtheil rechtfertigt. Eben darum steht er aber auch uns heutigen noch so nahe, wie keine andere religiöse Persönlichkeit seit den Zeiten, da vor sechzehnhundert Jahren das Christenthum in das volle Licht der Geschichte hereingetreten ist und es eine zusammenhängende Kirchenhistorie gibt. Man darf nur von seinen Schriften herkommend an die Lectüre desjenigen Kirchenvaters herantreten, welchem er das Meiste zu verdanken glaubte, des Augustinus, und man wird den Abstand empfinden zwischen jenem hochberühmtesten und einflußreichsten Theologen der lateinischen Kirche, welcher, obwohl ihn im Unterschiede zu anderen Schriftstellern seines Schlages Probleme von wirklich und wesentlich religiösem Gehalte beschäftigen, diese doch meist in uns ganz fremdartig anmuthende, schwer verständliche Formen kleidet, und einem Namen, dem die Zeit noch fast gar nichts angethan hat. So frisch und unverblichen wirkt er noch auf die Geschlechter von gestern und heute. Das Leben eines Augustin zerfällt in zwei Hälften, von welchen die eine das Gegentheil der andern bedeutet; zuerst ungebändigte Sinnlichkeit, dann Heiligkeit auf dem Wege der Entsinnlichung. Welch ein anderes Bild bietet Luther! Wie viel verständlicher und sympathischer wirkt es zugleich! Diese kräftige Natur, die fest in der Erde wurzelt, gesunde Nahrung aus dem Boden der Wirklichkeit saugend, während seine Gestalt den Himmel mit dem Scheitel berührt und die Luft Gottes es ist, die er athmet — die leibhafte Erscheinung einer Frömmigkeit, vor deren Sonnenglanz die mittelalterlichen Heiligenscheine erbleichten und alles ekstatisch-asketische Wesen seine Krankhaftigkeit bekannte. Er hat sich selbst gezeichnet, wenn er in der Erklärung der Genesis von dem Stammvater des auserwählten Volkes schreibt: „Was sind alle Heiligen, ausgenommen die Propheten und Apostel, gegen diesen Abraham, der mit der Welt lange umgegangen ist und zugleich das Hausregiment und die Polizei bestellet und regiert, und dennoch solches Alles mit starkem Gemüth, so allein an dem göttlichen und ewigen Gut klebet, verachtet und mit Füßen tritt?“

Als ein solcher Patriarch hat Luther am Herzen des deutschen Volkes gearbeitet, sei es nun, daß wir in ihm den Prediger und Liederdichter, sei es, daß wir den Sprachmeister und Schriftsteller ins Auge fassen. Auf der Kanzel hat er zwar fast jeder Regel unserer heutigen Homiletik Trotz geboten und vielfach die Weisheit aller rhetorischen Kunst Lügen gestraft; Eines aber hat er meisterlich verstanden, und dieses Eine bedeutet im Grunde für den Prediger Alles: er konnte ganz populär reden, ohne jemals trivial zu werden. Nirgends bei ihm

seit 1517 noch eine jener ebenso wohlfeilen wie unfruchtbaren Abstractionen, wie sie die scholastische Predigt vor ihm und auch wieder nach ihm gekennzeichnet hat! Und auf der andern Seite, trotz des entschiedensten Gegensatzes zu jenem Vornehmthun, das sich scheut, die Dinge des Alltagslebens zu beleuchten, ebensowenig Verwandtschaft mit der auf dieses Alltagsleben nur zu sehr sich einlassenden Geschmacklosigkeit der Bettelmönche! Allenthalben einfachste Belehrung im kunstlosesten Gewand, aber unglaublich interessant und fesselnd heute noch, wo man es versteht, diese Reden in jener durchgängigen Beziehung auf die Gemeinde zu lesen, in der sie gedacht und gehalten sind. Denn diese geht ihm nie verloren. Nichts von Monologen oder geistreichen Meditationen. Stets Entfaltung einer originalen Persönlichkeit, welche Sprache und Darstellungsmittel spielend bemeistert und dabei niemals dem Durchschnittsverständnisse eines in der Kirche versammelten Publicums entrückt wird. So redet in der That der Große, dem es Pflicht und Lust zugleich ist, für die Kleinen klein zu werden, und der gerade dabei doch ganz er selbst bleibt. Wenn er in den Flugschriften sein Herz ausschüttet, sich ganz gehen läßt, so stellt er in den Predigten seine Subjectivität mit Bewußtsein zurück. Alles soll vielmehr Bibelerklärung sein, „einfältige Auslegung des Wortes" solls allein thun. Gleichwohl dienen diese religiösen Volksreden nicht minder als jene im weltlichen Tone gehaltenen Ansprachen an ein lesendes Publicum in gleicher Weise dazu, noch heute den unwiderstehlichen Reiz zu vergegenwärtigen, welchen Luther auf die Massen und ihr instinktives Verständniß naturwüchsiger Größe ausüben mußte.

Noch mehr als in den Predigten überrascht die gänzliche Entfernung von aller psychologischen Kleinmalerei und Stimmungsseligkeit in den religiösen Liedern. Es ist wahr; ihr Inhalt ist rauh und neigt hier und da einmal zum Ungeschmack. Uebersehen wir darüber nicht die einfachen poetischen Motive im Einzelnen, im Großen und Ganzen aber die machtvolle, massive Objectivität. Alles, was Luther's Herzen entströmt, nimmt die Form der Gemeindeerfahrung an. Er singt von der Freiheit und Selbstherrlichkeit des Christenmenschen, gerade als wäre diese, von ihm erst wieder entdeckte Idee ein bekanntes Gemeingut aller Christen, er besingt die eigene Sündenangst, sein Teufelskämpfen, seinen Erlösungsjubel nie anders, denn als hätte er dies Alles im Namen der zum Gottesdienste versammelten Gemeinde erlitten und erlebt. Er ist auch hier Collectivpersönlichkeit und mächtigste Eigenart zugleich; ganz das, was man bei einem Religionsstifter voraussetzen muß.

Luther war kein geborner Dichter und Sänger. Zwar der „Frau Musica" hat er bekanntlich zeitlebens gehuldigt, gedichtet aber hat er nur während der zwanziger Jahre, demselben Drange folgend, welchem auch sonst damals das begeisterte Wort nicht mehr als Ausdrucksmittel genügen wollte. Er steht als Liederdichter wenigstens wie ein Erster unter Genossen da. Jene oben beschriebene gehobene und erregte Stimmung der Zeit läßt es nur natürlich finden, wenn es in deutschen Landen bald auch allenthalben tönt und klingt und als ein neuer religiöser Volksgesang der lutherische Choral in Haus, Schule und Kirche erschallt. „Nun freut euch lieben Christen gemein und laßt uns fröhlich singen" — so beginnt, als mit dem durchschlagenden Grundton, die erste Sammlung, die Luther 1524 herausgab, die Urgestalt des deutschen Gesangbuchs.

Auch darin ist Luther den übrigen Reformatoren überlegen, daß er die Bedeutung eines solchen Volksgesanges für die Geisterschlacht, zu der er die Losung gegeben, gefühlsmäßig erfaßt hat. Singend hat er zum Theil seine gefährlichsten Waffen geschmiedet. Nicht verführerisch klangen seine Weisen, aber überwältigend. Welch eine furchtbare Zugkraft liegt in dem Volksliede, damit er das Gedächtniß der Opfer feierte, welche für seine Sache den Flammentod starben. „Die Asche will nicht lassen ab, sie stäubt in alle Lande" — und auch noch herüber in so ferne Zeiten. Man sollte nicht von einer „Marseillaise der Reformation" sprechen. Der Name des französischen Dichters steht in einem zufälligen Verhältnisse zu dem Erfolge seiner Klänge. Das „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist Luther in Person, der leibhafte Luther, wie ihn Poesie und Musik nur einmal zur Darstellung gebracht haben, so daß sich diese Künste fast immer nur auf Nachbildungen seines Schutz- und Trutzliedes gewiesen sehen, wo sie die Reformation feiern wollen.

Für die Tage ihrer Entstehung sind allerdings beide Stücke in gleicher Weise charakteristisch, und namentlich hat die sturmbewegte Geburtsstunde des Protestantismus ihren treu bezeichnenden Ausdruck in jenem glaubensfreudigen, leidensstarken, weltverachtenden Liede gefunden. Mit dem Anstimmen dieses und ähnlicher Kirchenlieder ist das Signal zur Einführung der Reformation in Lübeck, Soest, Heidelberg und an so manchem anderen Ort gegeben worden. Solche Lieder sind daher mit Fug und Recht ein wesentlicher Bestandtheil des lutherischen Gottesdienstes geblieben. Sie haben neben dem Katechismus der evangelischen Volksschule ihren bezeichnenden Inhalt gegeben und erinnern insofern auch an diesen, seiner Zeit vom ganzen Ausland gepriesenen Schatz der deutschen Nation.

Wir enthalten uns weiterer Verfolgung dieses Weges. Denn zu dem, was wir heute Volksschulunterricht nennen, verhält sich die durch Luther's Reformation hervorgerufene Küsterschule allerdings nur wie eine noch dürftige Präformation. Eine viel directere Schöpfung Luther's ist die gleichfalls schon berührte neue Cultusform, an welcher nicht interesselos vorübergehen wird, wer irgend die Anhänglichkeit unseres norddeutschen Bürger- und Bauernstandes an seine gottesdienstlichen Gewohnheiten kennt. Auch hier werden wir uns vor ästhetischen Digressionen zu hüten haben. Der Bewunderung des prachtvollen Baues der römischen Messe soll kein Abbruch geschehen. Sie war im Mittelalter der Mittelpunkt aller musikalischen Kunstleistung gewesen und hatte wieder selbst ihren leitenden und zusammenhaltenden Gedanken im Begriffe des Opfers gefunden. Nachdem Luther diesen einmal aus bewußt religiösen Gründen entfernt, den wirklichen oder vermeintlichen Demant aus dem glänzenden Schild des Riesen ausgebrochen hatte, war auch der musikalischen Entwickelung eine Richtung gegeben, welche damit enden mußte, daß der Cultus der Kirche aufhörte, ausschließlicher oder wenigstens bedeutendster Sammelplatz künstlerischer Bestrebungen und Genüsse zu sein. Wer daher mit diesem heutigen Thatbestand unzufrieden ist, der findet nächst dem überstarken Autoritätsbedürfniß, das ihn leitet, zumeist in der Klage über den Cultusverderb, welchen man der Reformation Luther's, und noch mehr freilich der seiner Collegen verdanke, ein mächtiges Motiv zum Rücktritt von der neuen in die alte Kirche. Aber den ästhetischen Interessen kommt auf dem Gebiet der

Religion wenigstens nicht die Hegemonie zu. Sollte es einmal versucht werden mit dem Gedanken einer „deutschen Messe", der gleichwohl kein Opferprincip mehr zu Grunde lag, so blieb nichts anderes übrig, als die lateinischen Gesänge durch deutsche zu ersetzen, welche die ernsten Tonarten des Kirchengesanges mit der anmuthigen Weise des Volksliedes verbanden. Gerade hier offenbart sich Luther's Genius wieder in einer wahrhaft schöpferischen Weise. Man lese die Erzählungen des Capellmeisters Johann Walther über sein musikalisches Zusammenwirken und die gemeinsamen Studien mit Luther. Einen grämlichen Zeterer wenigstens, wie ihn ultramontane Caricaturmalerei aus dem Reformator gemacht hat, wird man dann nicht in ihm entdecken. Und wenn den berufenen Messen Palästrina's ja gewiß ihr Ehrenplatz im Tempel der Musik verbleiben wird, so sind es doch auch keineswegs bloß die Winkel des Heiligthums, darin der protestantische Choral und das, was die norddeutsche Organistenschule daraus gemacht hat, sein Publicum auch in rein künstlerischer Beziehung findet.

Es ist noch das Geringste, daß die dauernde Leistung Luther's in Sachen eines nationalen Kirchengesanges ihn persönlich unter die wirksamen Factoren der Bildungsgeschichte unserer deutschen Tonkunst einrückt. Auch sein Lebenswerk, die Reformation selbst, wird dadurch als Herstellung eines weltlichen Christenthums im oben entwickelten Sinne des Wortes von einer neuen Seite her gekennzeichnet. Wir deuteten soeben schon darauf hin, daß der Choral, welcher jetzt die Herzen der Massen im Sturm eroberte, zum großen Theil in altgewohnten, volksmäßigen Weisen sich bewegte, geweiht durch die großen Gedanken der Reformation. Zwar im mittelalterlichen Abendlande war der religiöse Gesang auch schon bisher vielfach aus dem weltlichen hervorgewachsen. Selbst die Geißler sangen „also man zu Tanze noch singet". Ein selbständiges religiöses Leben bekundend, war solcher Gesang an sich ein für die Kirche bedenkliches Zeichen der Zeit. Seit dem vierzehnten Jahrhundert fing derselbe sogar an, in den Gottesdienst einzudringen. Nicht der Clerus hatte ihm die Kirchenpforten geöffnet, wohl aber das Volk hatte, wenigstens an einzelnen hohen Festtagen, seinen Willen durchzusetzen gewußt. Auch hier bringt also Luther einen durchaus populären Gedanken zum Vollzug, schafft einem bereits ausgesprochenen Bedürfnisse des Volksgeistes Genüge, wenn er dem deutschen Gesang eine vollberechtigte Stellung im Gottesdienste verleiht. Während aber noch Heinrich von Laufenburg das Göttliche nur herabzog und profanirte, indem er seine geistlichen Dichtungen den Melodien und Ausdrucksweisen des Volksliedes anpaßte, wußte Luther's Kirchenlied die Würde des Gegenstandes vollkommen zu wahren, indem es die sprungweise bewegte Tonfolge des Volksgesanges auf einen einfachen, den gesanglichen Fähigkeiten der feiernden Gemeinde angepaßten Gang zurückführte. Bald darauf haben in Frankreich Katharina von Medici nnd Diana von Poitiers sich beliebte Tanz- und Possenlieder ausgelesen, um darnach gelegentlich ihre Bußpsalmen zu singen. Das war die Caricatur von dem, was in Deutschland geschah, wo die Allgegenwart gewisser Volksweisen, an welche das neue Kirchenlied wenigstens theilweise anknüpfte, den raschen Siegesgang der neuen Ideen bedingte. Das Doctrinäre des Inhaltes mancher dieser Lieder wurde zugleich durch diese Frische der Form aufs Glücklichste aufgewogen.

Haben die neuen Lieder zunächst Geist und Gemüth der Zeitgenossen erfaßt, um sodann zur Seelenspeise der Nachkommen zu werden in jenen schweren Drangsalen, womit diese die Errungenschaften der Väter bezahlen mußten, so gilt Beides in gleicher Weise von Luther's Bibelübersetzung. Schon daß er über den wechselvollen Bedrängnissen seines Lebens Zeit gefunden hat, ein solches Riesenwerk zu bewältigen, zeigt, wie ihm stets die selbständige Erkenntniß der Gemeinde als das zu erreichende Ziel vorschwebte. So waren denn auch die Schranken zwischen Clerus und Laienschaft endgültig erst zu der Zeit durchbrochen, als Propheten und Apostel direct zu dem ganzen Volke sprachen. Die reiche geistige Welt, in welche dieses sich hiermit eingeführt sah, hat vor Allem dem Haus- und Familienleben auch des gemeinen Mannes einen würdigen, in zahllosen Fällen sogar den einzigen idealen Gehalt gegeben. Eine oft abergläubische Verehrung dieses Palladiums soll uns nicht blind machen gegen die unschätzbare Wohlthat, die der Nation erwiesen war. Der schlichte Glaube, das unerschütterliche Gottvertrauen, die ehrbare Sitte, welche in der bibellesenden Familie sich forterbten, bildeten wesentliche Factoren in jenem unauflöslichen Kern deutschen Wesens, wie es in der Folgezeit selbst dem zersetzenden Einflusse der Kriege und der Ausländerei nachhaltigen Widerstand zu leisten vermocht hat. „Wer sich noch aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert", schrieb einst Goethe, „wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt haben, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten: der wird zugleich gestehen, daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie bibelfest, und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung". Bildeten und bilden solche Erscheinungen eine charakteristische und höchst ehrenwerthe Gruppe unter unseren Volkstypen, so hat Luther auch in dieser Beziehung gleichsam personbildend auf die Nation gewirkt.

Die Eigenart des persönlichen Lebens, welches einem Volke sein unabkömmliches Gesicht unter den nationalen Physiognomien sichert, ist zugleich die Eigenart seiner Sprache. Auf diesem Gebiete ist die Epoche machende Einzigkeit Luther's so allgemein anerkannt, daß wir uns nicht lange dabei aufzuhalten brauchen. Bekanntlich hat dieselbe Bibel, deren Lectüre das wesentlichste Bildungsmittel unzähliger Volksgenossen geworden ist, schon zu Luther's Lebzeiten auch den Rang eines Gesetzbuches der hochdeutschen Schriftsprache gewonnen, darnach sich Schriftsteller und Drucker allenthalben richteten. Man muß die verschrobenen, ungelenken, ja unmöglichen Sätze der unmittelbar vorhergehenden Zeit kennen, um zu ermessen, was wir diesem wohlgefügten Hochdeutsch verdanken, wie er es schon in seinen reformatorischen Flugschriften mit steigender Meisterschaft handhabte, um es endlich in der Bibelübersetzung auf feste Normen zu bringen. Seit der Wartburgszeit, welche zunächst das Neue Testament entstehen sah, bedient er

sich mehr und mehr der deutschen Sprache, so daß in jene Tage der idealsten Erhebung des Volksgeistes auch das größte Ereigniß fällt, welches die deutsche Literaturgeschichte zwischen dem Niedergang der höfischen und dem Aufgang der neueren Dichtung zu verzeichnen hat. Damals wurde der Nation in der That die Zunge gelöst und auf Grund der Nürnberger und Augsburger Drucke, daran die kaiserliche und die kurfürstliche Canzlei angeknüpft hatten, eine Schriftsprache geschaffen, welcher auch ganz Niederdeutschland nicht zu widerstehen vermochte, von dem minder mächtigen alemannischen Dialekte nicht zu reden. Damit war das Uebergangsstadium, in welchem unsere Sprache so lange unsicher sich bewegt hatte, abgeschlossen, und der Grund- und Eckstein für den Neubau unserer Literatur gelegt. Insofern ist ohne Luther auch kein Lessing und Klopstock, kein Schiller und Goethe denkbar, und hat dieselbe That, die Anlaß zu der confessionellen Spaltung und dem tiefsten Riß innerhalb unseres nationalen Lebens geworden ist, unserem Volke auch wieder eine neue Möglichkeit geistiger Einheit, einer allen Stämmen und Ständen gemeinsamen Bildung eingetragen. Blieben von dieser Errungenschaft, die freilich noch jetzt immer erst im Werden begriffen ist, einzelne Landschaften lange Zeit über wie völlig ausgeschlossen, so sind das thatsächlich immer solche, da die Reformation entweder am Aufkommen verhindert oder aber wieder unterdrückt worden ist. Doch eben hierüber wird eine späte Zukunft, nachdem sie in Vollbesitz der Verheißungen getreten ist, eine noch deutlichere Rede führen können.

Für Luther's Stellung zum deutschen Nationalcharakter ist die Bibelübersetzung auch insofern von entscheidender Bedeutung geworden, als diesen genialen Wurf nur ein Mann thun konnte, welcher als echter Sohn des Volkes die naive, treuherzige Ursprünglichkeit dieser Volkssprache nicht etwa bloß durch einen günstigen Zufall sich bewahrt, sondern auch mit vollem Bewußtsein erfaßt hatte. Der bibelübersetzende Luther hat sich selbst zum Repräsentanten des deutschen Volksthums gemacht durch die Mühe und Sorgfalt, die er darauf verwendete, dem gemeinen Mann „auf das Maul zu sehen", um dann hinwiederum auch zu ihm sprechen zu können „ohne Schloß- und Hofmeister". Es sei erlaubt, ein äußerst bezeichnendes Beispiel anzuführen. Im Buche Daniel lesen wir (10, 11): „Du lieber Daniel, merke auf die Worte, die ich mit dir rede u. s. f." Was Luther mit „lieber" übersetzt, heißt eigentlich: „Mann des Wohlgefallens". Diesem Einwande gegenüber vertheidigte Luther seine Uebersetzung also: „Ich denke mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredet, wie er mit Daniel redet, und nennet ihn Hamudoth und Isch Hamudoth, vir desideriorum, das ist, du lieber Daniel. Denn das ist Gabriel's Weise zu reden, wie wir im Daniel sehen. Wenn ich nun den Buchstaben nach, aus der Esel Kunst, sollte das Engelswort verdeutschen, müßte ich also sagen, Daniel du man der begierungen, oder Daniel du man der lüste. O das wäre schön deutsch! — — Darum muß ich hier die Buchstaben fahren lassen, und forschen, wie der deutsche Mann solches redet, welches der hebräische Mann isch Hamudoth redet. So finde ich, daß der deutsche Mann also spricht, Du lieber Daniel, du liebe Maria, oder du holdselige Magd, du medliche Jungfrau, du zartes Weib und dergleichen."

So peinlich genau hat derselbe Mann als Uebersetzer des „Gotteswortes" es

mit der deutschen Sprache genommen, welcher sonst, wo es galt, die eigene Gedankenwelt zur Darstellung zu bringen, niemals Muße und Lust übrig hatte, an der Form zu feilen. Die praktischen Aufgaben, welche der Kampf ihm aufdrängt, ließen ihn zu einer ruhig abwägenden Schriftstellerei nicht kommen. Daher die Ordnungslosigkeit und Breitspurigkeit der Gedankenentwickelung, die Fülle der Wiederholungen. Wenn er schriftlich das Volk anredete, gab er sich nur einfach der erregten Stimmung, der inneren Bewegung hin, und sein Geist arbeitete dann mit einer fabelhaften Leichtigkeit und Schnelligkeit. Nur so war eine Productivität ohne Gleichen möglich, die eine Zeitlang Jahr für Jahr Hunderte von kleineren oder größeren Druckschriften zu Tage förderte. Luther schrieb bei solchen Gelegenheiten immer Alles, was ihm auf der Seele lag, in einem Sitze nieder, und trotz der knorrigen Schriftzüge, die er malte, war seine Feder eine fliegende und sog, einmal in Thätigkeit versetzt, jedesmal gleichsam das ganze Tintenfaß aus. Stets bringt daher auch ein solches Werk den vollständigen Gedankenproceß zum Vorschein, welcher seine Entstehung im Geiste des Urhebers begleitet. Präcise Begriffsform wird nicht erreicht, sondern die schriftliche Rede ist, gleich der mündlichen bei einem geborenen Redner, ein breiter Strom, der seine Wellen sorglos nach allen Seiten durch Wald und Flur ausbreitet, wie wenn er, ehe er im Meere vergeht, erst recht voll und behaglich zu leben gedächte.

Leben hieß nun freilich für Luther wirken. Denn mit diesem Erfolge hat bisher überhaupt noch Niemand zum deutschen Volke geredet. Ist er Schöpfer unserer jetzigen Sprache geworden, so hat er ein solches Ziel als wirkungsvoller Kanzelredner, als kirchlicher Lyriker, als genialer Uebersetzer, nicht zum wenigsten aber auch als populärer Volksschriftsteller erreicht.

Heute kann man freilich fragen: wer hat Luther gelesen? Diejenigen, welche diese Frage im umfassendsten Sinne bejahen können, dürften leicht zu zählen sein. Was uns heutigen die Sache erschwert, das ist eben die angedeutete Formlosigkeit seiner Schriften. Wir legen jetzt Werth auf concentrirte Darstellung, wollen Alles kurz beisammen haben. Luther schrieb für ein Geschlecht, welches nicht bloß Lust, sondern auch vollkommen ausreichende Zeit gehabt hat zu lesen. Trotz dieser verhältnißmäßigen Unbekanntschaft unserer Gegenwart mit dem ganzen Luther darf man getrost auch die Gegenfrage stellen: Wer hat Luther nicht gelesen? Denen, die etwa zu ihrer Bejahung sich anmelden möchten, geben wir die Versicherung, daß sie ihn doch gelesen, daß sie Unzähliges von ihm gelesen haben, ohne es zu wollen und zu wissen, vielleicht an Orten und in Umgebungen, da sie am wenigsten befürchten durften, auf Luther zu stoßen. Ihm stand eine Fülle von Veranschaulichungsmitteln zu Gebote, um auch das Schwierigste verständlich zu machen; nie mangelte ihm eine sprichwörtliche Ausdrucksweise, ein schlagender Vergleich, ein glückliches Bild. Die treffendsten Aussprüche stellten sich ihm wie von selbst ein, daher sie denn auch auf allen Gebieten des Lebens, heiligen wie profanen, fortleben, und Niemand davor sicher ist, nicht bloß vielfach von Luther's Gedanken zu leben, sondern auch ausgemünzte Sprüche zu hören und zu lesen, die noch heute an Frische und Ursprünglichkeit nichts verloren haben.

IV.

Kein Wunder, wenn ein Mann, der sein Volk mit solcher Virtuosität und Souveränetät des Wortes anzureden verstand, dasselbe in geschlossener Reihe hinter sich gehabt hat. Und zwar nicht einmal, und zweimal, sondern zeitlebens. Bekanntlich reicht, wenn die Zeit reif ist, der Stoß eines Einzelnen hin, um eine welterschütternde Bewegung hervorzurufen. Ihr aber ein Halt oder wenigstens ein ermäßigtes Tempo aufzuerlegen, geht über seine Kraft. Versucht er es, so wird er bald mit Eclat, bald stillschweigend beseitigt. Nur Luther ist lebenslang der Führer seiner Sache geblieben, trotzdem er dem von ihm selbst gehetzten, schnaubenden Roß mehr als einmal in die Zügel gefallen ist. Was kein Demagog fertig gebracht hat, gelang dem religiösen Lebensführer: er hat die Stellung im Herzen seiner Anhänger zeitlebens behauptet. Nach Wittenberg strömte die Jugend aus allen Theilen Europa's, wo deutsch gesprochen wurde. Was 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg, wo die Parteien sich so nahe gekommen waren, wie seither nie wieder, vereinbart worden war, mußte, wenn es nicht erfolglos bleiben sollte, zur Genehmigung nach Rom gesandt werden — und nach Wittenberg, wo der „deutsche Papst", wie er sich gelegentlich nannte, wohnte, zwar nicht in einem Lateran oder Vatican, dafür aber in jenem Klosterhause, welches er umgestaltet hatte zum Urbilde des deutschen Pfarrhauses und zum Symbol alles dessen, was aus dem deutschen Pfarrhaus der Nation Förderndes und Heilsames für unser gesammtes Culturleben erwachsen sollte, sei es im geistlichen, sei es im weltlichen Gewande.

Luther hat seinen Deutschen, indem er sie religiös spaltete, nicht bloß für die Zukunft ein geistiges Einheitspfand hinterlassen, er hat dieses zuvor durch Stammes- und Sonderinteressen aller Art zersplitterte Volk auch zeitweilig wenigstens zur Vormacht des christlichen Europa's erhoben. Wo irgendwie ähnliche Bestrebungen auftauchten, gerichtet auf nationale oder religiöse Unabhängigkeit von Rom, da richtete man die Blicke auf Deutschland, wie man sie in Deutschland auf Luther gerichtet hielt, der seinerseits sich bewußt blieb, sein Reformationswerk im Dienste des deutschen Volkes zu treiben. Dies war ihm im Innersten zuwider, daß seine Landsleute den Schwerpunkt ihres Gemüthes und ihrer Phantasie in Rom suchen sollten. Im Papst sah er den Feind nicht bloß des christlichen, sondern ganz speciell des deutschen Volkes. Dieses letztere glaubte er unter den Krallen Roms verbluten zu sehen. Voll ingrimmiger Ironie ruft er: „Wohlan, wir Deutsche müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben; ob man uns gleich im Mörser zerstieße, was Salomo spricht, wie einen Grützen, noch will die Thorheit nicht von uns lassen. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten, noch Flehen, auch dazu nicht eine ärgere tägliche Erfahrung, wie man uns geschunden und verschlungen hat." Aber es ist ja nicht nöthig, meint er dann wieder; seine „tollen und vollen Deutschen", seine „rohen Sachsen" seien doch auch nicht aller Vernunft baar. „Wir sind leider lange genug in Finsterniß verfault und verdorben; wir sind allzulange genug deutsche Bestien gewesen. Lasset uns auch einmal der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit für seine Güte."

Man lese, wo man nicht Zeit hat, eingehender sich mit dem Manne bekannt zu machen, doch wenigstens die Schriften von 1519 und 1520. Jede eine welthistorische That! Man lese die Schrift „vom Papstthum zu Rom" gegen den Franziskaner Alveld, voll von Zügen und Strichen, welche uns bis auf den heutigen Tag geläufig geblieben sind und gestern geschrieben worden sein könnten. Man lese vor Allen die Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation", zumal den sechsundzwanzigsten Artikel derselben, welchen Luther's beleidigtes Nationalgefühl dictirt und erst später dem Ganzen hat zuwachsen lassen. Er weiß wohl, „daß der römische Haufe wird vorwenden, daß der Papst das heilige römische Reich dem griechischen Kaiser genommen habe und an den deutschen gebracht, für welche Ehre und Wohlthat er billig Unterthänigkeit, Dank und alles Gute von den Deutschen verdient hätte." Luther ist wenig aufgelegt dazu, diesen Dank votiren zu helfen. „Ja Namen und Titel haben sie uns gegeben, um uns zu Knechten der allerlistigsten Tyrannei zu machen. Der Papst frißt den Kern, und wir spielen mit den ledigen Schalen. Sie haben allezeit unsere Einfalt mißbraucht zu ihren Uebermuth. Hat der Papst uns das Kaiserthum verliehen, wohlan, so gebe er heraus Rom und was er hat vom Kaiserthum; er gebe uns wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaiserthum sein, wie einem Kaiserthum gebührt." Unablässig ist er bemüht seine Deutschen von der göttlichen Mission des Staates neben der Kirche zu überzeugen, die weltliche Gewalt als von Gottes- und Rechtswegen, nicht aber aus Papstes Gnaden existirend anzusehen. Als vollends der Papst 1530 auf des Kaisers Beistand pochend der Welt mit dem Schutzherrn der Kirche drohte, dessen Pflicht und Schuldigkeit erheische, die Ketzerei auszurotten, ließ sich Luther von Koburg aus vernehmen: „Es soll in eine Historie geschrieben werden, daß der Papst solches wagt zu verlangen, als wären eitel Klötze in deutschen Landen und auf dem Reichstag lauter Affen". Und dann die Worte, die wie keine anderen zeugen von der heiligen Gluth des Patrioten: „Ich kanns ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arm, elend, verlassen, vernichtet, verrathen und verkauft Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterland." Noch am Vorabend seines Todes hat er, wie er zu thun pflegte, entblößten Hauptes am offenen Fenster gebetet für dieses Land und seine Kirche.

Nicht vergessen soll übrigens werden, daß der Mann, welcher Führer und Bannerherr des Volks im Kampf mit Rom gewesen und geblieben ist, sich dabei bewußt war, auch für die materiellen und wirthschaftlichen Interessen dieses Volkes besorgt zu sein. Solcherlei Erwägungen lagen ihm mit nichten ferne. Er weiß es wohl: „Gott hat uns Deutsche dahin geschlaudert, daß wir unser Gold und Silber müssen in fremde Länder stoßen, alle Welt reich machen und selbst Bettler bleiben. England sollte wohl weniger Golds haben, wenn Deutschland ihm sein Tuch ließe. Und der König von Portugal sollte auch weniger haben, wenn wir ihm seine Würze ließen. Rechne du, wieviel Gelds eine Messe zu Frankfurt aus Deutschland geführt wird, ohne Noth und Ursach, so wirst du dich wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller in Deutschland sei. Frankfurt ist das Silber- und Goldloch, dadurch aus deutschem Land fleußt, was nur

quillt und wächst, gemünzt oder geschlagen wird bei uns. Wäre das Loch zugestopft, so dürfte man jetzt der Klage nicht hören, wie allenthalben eitel Schuld und kein Geld, alle Lande und Städte mit Zinsen beschwert und ausgewuchert sind. Aber laß gehen, es will doch also gehen, wir Deutsche müssen Deutsche bleiben. Wir lassen nicht ab, wir müssen denn." Von hier aus gewinnt er nicht den letzten der Impulse, die ihn wider den Papst ins Feld treiben. Dieser schien ihm die deutsche Nation auszusaugen unter dem Vorwande, daß er den Beruf habe, dieselbe als Hirte zu „weiden". Luther hatte seine eigenen Begriffe von dieser Function. „Weiden auf römisch heißt die Christenheit mit vielen menschlichen, schädlichen Gesetzen beschweren, die Bischofsmäntel aufs Theuerste verkaufen; Annaten von allen Lehen reißen, alle Stiftung zu sich ziehen, alle Bischöfe mit gräulichen Eiden zu Knechten machen, Ablaß verkaufen, mit Briefen, Bullen, Blei und Wachs die ganze Welt schätzen." „Haben wir nicht auch Leute, die bedürfen, daß wir die Maultreiber und Stallknechte zu Rom mit unserer Armuth reich machen müssen, die uns doch nicht anders, denn für Stocknarren halten und dazu spotten auf das Allerschmählichste?"

Heute stellt auch der billig denkende Sohn der katholischen Kirche nicht mehr in Abrede, daß der Mann, der so spricht und handelt, des ehrlichen Glaubens lebte, der berufene Anwalt des deutschen Volks in Sachen des Leibes wie der Seele zu sein. Unmotivirt und frivol dürfte ein solches Auftreten nur derjenige nennen, welcher nach allerneuestem Recept da lauter goldene Zustände erblickt, wo das allerdringendste Bedürfniß einer Reformation selbst von der competentesten Seite anerkannt worden ist. Wahr ist es ja doch, daß der römische Normaldogmatiker Bellarmin, der Jesuit und Cardinal war, für gut fand zu bekennen: „Einige Jahre bevor die lutherische Ketzerei entstand, war kein Ernst in den Kirchengerichten, keine Zucht in den Sitten, keine Gelehrsamkeit in der heiligen Schrift, keine Ehrfurcht vor göttlichen Dingen, ja, es war fast keine Religion mehr, hingegen waren alle Arten von Sünden und Lastern im Schwange". Der für die päpstliche Unfehlbarkeit schwärmende Bellarmin wußte, was er that, als er so urtheilte. Bestätigte er damit doch nur die Sentenz des Papstes Hadrian VI., der 1523 an seinen Nuntius Chieregato geschrieben hatte: „Wir wissen, daß seit geraumer Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhl stattgefunden hat. Mißbräuche in geistlichen Dingen, Ueberschreitung der Befugnisse; Alles ist zum Bösen verkehrt worden. Wir sind Alle abgewichen, es ist keiner, der da Gutes gethan hat, auch nicht Einer." So lautete damals das Bekenntniß derjenigen Richtung innerhalb der katholischen Kirche, welche das Reformbedürfniß selbst redlich und treu anerkannte, dagegen die von Luther eingeschlagenen Wege nicht zu billigen vermochte. Es ist dies diejenige Richtung, welcher auch wir Heutigen Achtung und Anerkennung nicht versagen können. Dagegen hat die andere, für welche es keine Gewissens- sondern nur Machtfragen gibt, schon auf dem Wormser Reichstag einen wahrhaft typischen Vertreter aufzuweisen. Im grellsten Contraste zu Luther's ungetheiltem Vertrauen zu der gerechten Sache, welche mit ihm oder ohne ihn siegen müsse, sehen wir den damaligen Geschäftsführer Leo's X., Aleander, eine jeder tieferen Motive baare Politik treiben, die nur zwei Mittel kannte: auf der einen Seite „Hüte und

Hütchen", Versprechungen und Accomodationen, der Eitelkeit und Erbärmlichkeit der Menschen gemacht; auf der anderen aber brutale Drohungen, als deren unvergessenste folgende in das Gedenkbuch der deutschen Nation eingeschrieben steht: „Wenn ihr Deutschen, die ihr das wenigste Geld an den Papst bezahlt, das römische Joch abschüttelt, so werden wir dafür sorgen, daß ihr euch gegenseitig todtschlaget und in eurem Blute waten sollt."

Die Drohung ist in furchtbarer Weise erfüllt worden, und das schwärzeste Verhängniß des deutschen Volkes wollte, daß Luther selbst leistete, was nur in seinen Kräften stand, um dieser Krisis einen möglichst langsamen und um so zerstörerischer wirkenden Verlauf zu sichern. Denn es ist freilich nicht lauter Segen gewesen, den er dem deutschen Volk vermacht hat. Er, der den Protestantismus ins Leben gerufen, hat ihn zugleich eigenmächtig in zwei wider einander rollende und wogende Strömungen zerspalten und auf diese Weise um einen raschen, unwiderstehlichen Siegesgang gebracht. Es ist hier nicht der Ort, dies zu beweisen. Allen verhimmelnden Darstellungen zum Trotz stehe hier nur die Behauptung, daß unter allen Factoren, denen wir die Möglichkeit der Gegenreformation verdanken, Luther's Temperament der wirksamste gewesen ist. Was aber solcher Gestalt auf die persönliche Machtstellung des Reformators eine geradezu paradox frappante Beleuchtung wirft, das ist ein Verhängniß geworden für den Protestantismus. Je größer der Mann, desto schwerer rächen sich an Mit- und Nachwelt seine Fehltritte. Letztere fassen sich in unserem Falle sämmtlich darin zusammen, daß „Doctor Martini rumorender Geist", um des Kurfürsten Johann Friedrich treffenden Ausdruck zu gebrauchen, stets mit Maßlosigkeiten zu kämpfen hatte und diesen Kampf da vergeblich oder gar nicht führte, wo angelernte Rechthaberei und wachsendes Selbstgefühl es ihm lockender erscheinen ließen, die Gegner mit dictatorischer Sprache zur Ruhe zu verweisen.

Welch eine seltsame und widerspruchsvolle Verkettung der Geschicke beherrscht doch in dieser Beziehung die Geschichte Deutschlands! So zerspalten und zerrissen wie nur jemals war es in das Reformationsjahrhundert eingetreten, ein Chaos von Selbstherrlichkeiten und Unverantwortlichkeiten, deren jede sich in engsten Grenzen zu halten hatte oder aber mit den andern in endlose Conflicte gerieth. „Uralte deutsche Libertät" nannte man dieses in lauter Stammes-, Standes- und Hausinteressen zerfahrende Wesen. Jetzt eben wollte ein Kern in diesem Chaos sichtbar werden, die habsburgische Hausmacht; und Karl V. schien sogar berufen, ganz Deutschland nur zu einem Annex der Weltstellung dieses Hauses, zu einer kirchlich und staatsrechtlich fester in sich abgeschlossenen Partikel seiner Universalmonarchie zu machen. Aber als dieser gewaltige Monarch seine burgundischen, österreichischen, spanischen und italienischen Erbschaften sammelte, war auch der Bauernsohn zum Manne gereift, welcher dieser ungeheuren Weltmacht gegenüber in die andere Wagschale das Gewicht seines Genius warf. Damit war ein zweiter Mittelpunkt geschaffen, und eine Zeit lang schien es, als ob das ganze deutsche Volk sich um ihn zusammenschließen sollte. Aber der innere Zwiespalt erwies sich als selbstmörderisch, und die Gewalt der Waffen entschied im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zu Gunsten Habsburgs und der alten Kirche. Erscheint es aber schon wunderbar genug, daß im Grunde Luther's

eigene That das Fortbestehen der römischen Kirche in Deutschland ermöglicht hat, so nicht minder wunderbar, daß nach den Schlachten bei Mühlberg wie auch bei Lutter und Cosel die päpstliche Politik es war, die dem Protestantismus das Leben rettete. Denn um diesen wäre es leicht geschehen gewesen, wenn nicht einem Paul III., einem Urban VIII. vor der kaiserlichen Uebermacht fast ebenso gegraut hätte, wie vor der Ketzerei.

Resultat war, daß Deutschland nicht wie Britannien, die Niederlande und Skandinavien durch die Reformation zu nationaler Einheit zusammengeschlossen worden ist. So viele hochgehende Hoffnungen endeten mit der Zertrennung des Volkskörpers in zwei feindliche Confessionslager. Alle geistigen wie materiellen Interessen schienen sich um zwei entgegengesetzte Pole aufwickeln, Deutschland aber verbluten zu sollen an seiner größten That, der Reformation. Noch wissen wir nicht mit voller Zuversicht zu sagen, wie das Problem unserer deutschen Volksgeschichte entschieden, wie das dunkle Räthsel, das unserem Volke ins Herz gelegt ist, gelöst werden wird. Und so scheiden wir auch von Luther, wenn wir ihn, wie hier geschehen, lediglich nach seiner Bedeutung für Deutschlands Geschicke beurtheilen, mit der Ungewißheit darüber, welcher von zwei auseinanderliegenden, aber gleich unvermeidlich scheinenden Eindrücken heutzutage sich als der durchschlagende bewähren möge. Auf der einen Seite ist es höchstes persönliches Leben, das sich vor uns entfaltet, ein schöpferischer Geist von unverwüstlicher Kraft, unermüdlicher Thätigkeit und freiester Selbstmacht. Auf der andern ist dieselbe Individualität Product ihrer eigenen heftigen und leidenschaftlichen Bewegung, redet und handelt wie ein titanisches Elementarwesen, und wir glauben ein gewaltiges Naturphänomen vor uns vorüberziehen zu sehen, vor dessen wohlthätigen und verheerenden Wirkungen unser menschliches Urtheil verstummen muß. Oder sind wir damit etwa schließlich nur auf ein Grundgeheimniß des menschlichen Daseins selbst gestoßen? —

Zur neuesten Lutherliteratur.

Dr. Martinus hat mehrfach in seiner kampfreichen Laufbahn den Gegnern dafür ironischen Dank erstattet, daß sie durch ihre Art der Vertheidigung dem Papste mehr geschadet hätten, als er mit allen seinen Angriffen. Einen ähnlichen Dank würde er wohl heute Herrn Johannes Janssen und den Gelehrten der „Germania" zubilligen dafür, daß sie der vierten Säcularfeier seines Geburtstages einen Antheil zugewendet haben, den das Fest ohne ihre Bemühungen schwerlich gefunden hätte. Insbesondere Janssen[1]) gelang es, die protestantische Welt aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln und ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß geistiger Besitz niemals ein bequemes Polster ist, auf dem man sicher schlafen kann, sondern ein Schwert, das gebraucht werden will, soll es nicht rosten. Jene treuen Jünger Luther's, die sich auf sein Bekenntniß verpflichten lassen, welches lehrt, nicht Muhammed, sondern der Papst sei der 2. Thess. 2, 4 geweissagte Antichrist[2]), und die trotz dieses „Ordinationsgelübdes" in Parlament und Presse mit diesem Antichrist Hand in Hand gehn, hätten sicher dem Feste nicht das begeisterte Interesse zuzuwenden gewußt, das wir den Bemühungen des Herrn Johannes Janssen verdanken. Ist doch dieses Janssen'sche Buch ein verdientes Strafgericht über einen katholisch gewordenen Protestantismus und die Schläge, mit denen der Frankfurter Gymnasiallehrer die Zierden der gläubigen Wissenschaft heimgeschickt hat, sind auch ein memento, welch' fruchtbare Gelehrsamkeit im Schatten des gegenwärtigen Systems zu wachsen vermochte. Wahrlich, als F. Chr. Baur und Joh. Adam Möhler den Streit ihrer Kirchen im Jahre 1833 und 1834 in homerischem Zweikampfe ausfochten, oder als Karl Hase seit dem Erscheinen seiner Polemik 1862 mit Bischof Martin und der ganzen schwarzen

[1]) Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, Band 1—3, neunte Auflage. Freiburg bei Herder, 1883.

[2]) Die Schmalkalden'schen Artikel, von den Katechismen abgesehen das einzige Bekenntniß aus Luther's Feder, lehren im vierten Abschnitt vom Papste: „Denn da stehen alle seine Bullen und Bücher, darin er brüllet wie ein Löwe (als der Engel Apok. 12, 1 f. bildet), daß kein Christ könne selig werden, er sei denn ihm gehorsam .... Dies Stück zeiget gewaltiglich, daß er der rechte Endechrist oder Widerchrist sei, der sich über und wider Christum gesetzet und erhöhet, weil er will die Christen nicht lassen selig sein ohne seine Gewalt."

Brigade der Herren Heinrich und Mousang es aufnahm, hatte die evangelische Kirche mehr Grund, dem Kampfe mit Ruhe zuzuschauen als heute, da es zwar an Kämpfern für die Sache Luther's und seiner Kirche nicht fehlt, aber wissenschaftlich betrachtet es auch Wohlmeinenden oft scheinen konnte, als ob die Ueberlegenheit auf der Seite des katholischen Culturhistorikers zu suchen sei. Sicher ist seit Möhler's „Symbolik" und Döllinger's „Reformation" das Buch von Janssen der bedeutendste und wirksamste Angriff auf den Protestantismus, den unser Jahrhundert erlebt hat; aber sein Eindruck war nur darum so groß, weil eine unverkennbare Abnahme der Widerstandskraft der protestantischen Theologie bei dieser Gelegenheit sich herausstellte. Nehmen wir aus, was Köstlin in Halle, Kolde in Erlangen und Kawerau in Magdeburg zur Abwehr brachten, so hat die deutsche evangelische Theologie in diesem Kampfe nur gezeigt, wie schwach es um sie bestellt ist.

Natürlich ist das Buch von Janssen darum um keinen Deut mehr werth und vor Allem wird seine Quellenmäßigkeit Niemandem imponiren, der einigermaßen Bescheid darum weiß, wo Barthel den Most holt. Der quellendurstige Laie freilich findet sich schon beim ersten Blättern wohlthuend angesprochen von der Menge von Gänsefüßchen, die ihm die Geschichte rein in den Worten der Zeitgenossen selbst zu erzählen scheinen. Als ob ein Zeitgenosse schon darum die Wahrheit böte, weil er Zeitgenosse ist und man nicht das größte Zerrbild z. B. Bismarck's und der Neugründung unseres Reiches gleichfalls in lauter Worten großer und obscurer Zeitgenossen schreiben könnte, alles in Gänsefüßchen, die aber, auch wenn sie verläßlicher sind als die Janssen's, dennoch nur Anführungszeichen wären. Daß ein Zeitgenosse etwas gesagt, gemeint und geurtheilt hat, ist noch lange kein Beweis, daß die Sache wirklich so war; erst die Nachwelt und ihr abwägendes Urtheil entscheidet, welcher Theil der Zeitgenossen denn schließlich Recht hatte. Der Sache nach wandelt Janssen einfach in den Geleisen der alten jesuitischen Polemik, und auch das Quellenmaterial, das er benützt, ist wesentlich dasselbe, aus dem Döllinger seine Reformationsgeschichte aufbaute. Die Methode dieser Polemik aber besteht wie immer in der Verunglimpfung der Persönlichkeiten.

Daß der Protestantismus für die Länder ein Segen wurde, in denen er die unbestrittene Grundlage der Cultur ist, liegt klar vor Augen, wenn man den Norden Amerika's mit dem Süden, England mit Irland, Deutschland mit Frankreich und Spanien, Preußen mit Oesterreich vergleicht[1]).

[1]) Janssen macht zwar in seiner ersten Schrift an seine Kritiker (S. 129) Luther's Ansicht über die Naturnothwendigkeit der Ehe verantwortlich für „die pornographische Literatur Frankreichs, die auch in Deutschland vielen Absatz gefunden". Wie aber Luther für die Literatur des katholischen Frankreich verantwortlich sein soll, verstehen wir nicht. Der Unterschied zwischen deutscher und französischer Lebensanschauung, die sich auch in diesem Stücke seit dem sechzehnten Jahrhundert herausgebildet hat, mag freilich daher rühren, daß in jedem evangelischen Hause Deutschlands Martin Luther's Bibel gelesen ward, die auch diese Dinge beim rechten Namen nannte; für die französische Auffassung aber mag Janssen sich bei den Jesuiten bedanken, wenn er die Erscheinung überhaupt auf religiöse Gründe zurückführen will.

Eben darum haben schon seit lange die Gegner vorgezogen, von der historischen Gesammterscheinung des Protestantismus abzusehen und sich dafür an einzelne Persönlichkeiten gehängt. Man glaubt etwas Rechtes geleistet zu haben, wenn man Luther's Person verunglimpft — als ob der Fall der mittelalterlichen Kirche dadurch ruhmvoller würde, wenn es ein unzüchtiger Trunkenbold war, der sie sprengte. Für die romanischen Nationen, die der deutschen Reformation fern stehen, haben sich solche Darstellungen wirksam erwiesen; nun versucht man auch bei uns, aus dem treuherzigen Wittenberger Reformator ein Schreckbild für katholische Kinder und Frauen zu machen! Perrone erzählt in seinem San Pietro S. 9 f. den schaudernden Lesern, Calvin sei wegen Verbrechen gegen die Natur mit glühenden Eisen zur ewigen Schande gebrandmarkt worden und habe unter dem Wüthen der Verzweiflung und Gotteslästerung seinen verruchten Geist ausgehaucht. Luther aber ist ihm das Haupt einer schändlichen Rotte, die nur darum die Burg des römischen Glaubens stürmen wollte, weil sie das Joch der katholischen Sitte zu schwer fand. Den deutschen Schmähschriften (Mainzer und Breslauer Provenienz) muß insbesondere Luther's Heirath Material liefern für ihre schmutzigen Lästerungen. Leider ist es seit Janssen's Werk keineswegs überflüssig, dieser Frage nochmals näher zu treten.

Es ist bekannt, welche Mühe Luther sich gab, die neun Nonnen zu versorgen, die Ostern 1523 sich aus Nimptsch unter seinen Schutz geflüchtet hatten. Katharina von Bora suchte er erst mit dem reichen Patriciersohn Hieronymus Baumgärtner, dann mit Pfarrer Glatz zu verheirathen. Als in diesen Verhandlungen Katharina erklärte: Luthern oder Amsdorf wolle sie heirathen, nicht aber Glatz, vermählte sich Luther mit ihr. Natürlich lästerten die Gegner über diese Heirath des Augustinermönchs mit der Bernhardinernonne und Erasmus verbreitete die boshafte Scandalgeschichte: Ut scias nuptias prosperis avibus initas, diebus a decantato hymenaeo ferme quaturordecim enixa est nova nupta. Allein zur Rede gestellt muß er alsbald in einem weiteren Briefe zugeben: De partu maturo sponsae vanus erat rumor. Die Vermählung war nach Sitte der Zeit zunächst vor den nahen Freunden abgeschlossen worden. Im Beisein des Pfarrers Bugenhagen ward die Verlobung vollzogen, das Vermählungsmahl ward eingenommen und vor dem Abschied waren, wie die Sitte es mit sich brachte, die Gäste an dem Brautlager vorübergeführt worden. Justus Jonas meldete an Spalatin: „Gestern war ich dabei und sah den Verlobten auf dem Brautlager, ich konnte bei diesem Schauspiel die Thränen nicht halten." Die Besucher der Uffizien in Florenz werden sich aus dem ersten Corridor an der Wand links eines Bildes erinnern, das diese selbe Sitte nicht nur anständig, sondern selbst ansprechend darstellt. Jedenfalls war der Brauch, den die heutigen Ultramontanen Luthern als ganz besondere Schamlosigkeit vorrücken, ein allgemeiner und hat sich gerade in fürstlichen Familien bis in das achtzehnte Jahrhundert erhalten. Nach diesem thatsächlichen Vollzug der Vermählung folgte dann etliche Tage später das öffentliche Hochzeitsmahl. Das ist es, was über Luthers Heirath geschichtlich feststeht. Was hat nun alles die ultramontane Geschichtsschreibung sich aus diesen Anhaltspunkten herausgesponnen!

Ein in Schlesien geschmiedetes, in Mainz gedrucktes Product dieser Art[1]) erzählt Luther's Heirathsgeschichte mit folgenden Worten: „Katharina hatte bereits mit Caspar Glacius, nachmals Pastor in Orlamünde, Nicolaus Amsdorf und einem Studiosus juris, Namens Baumgärtner, in sündhaftem Umgange gelebt. Es ist daher nicht ganz unrichtig, wenn Raynald (ad an. 1523. Nr. 71) sagt, Luther habe das gebrauchte Möbel zu sich genommen, nachdem sie sich zwei Jahre mit Studenten in Wittenberg herumgetrieben hatte. Jener machte den Versuch, einen seiner Nebenbuhler anzuführen und wählte sich den Studiosus aus, wahrscheinlich weil er glaubte, daß er als der Unerfahrenste am leichtesten in die Falle gehen würde. Luther schrieb ihm einige Monate vor der Hochzeit: Wenn Du Deine Käthe behalten willst, so nimm sie eiligst, ehe sie ein Anderer wegfischt, der schon auf sie wartet. Die List verfehlte ihren Zweck. Sei es, daß Baumgärtner den Braten roch, oder daß er der Käthe überdrüssig war, der Studiosus ließ bescheiden dem Oberhaupte der evangelischen Kirche die Vorhand. Anderweitige Versuche, die Käthe unter die Haube zu bringen, scheint Luther nicht gemacht zu haben. Da er den Studiosus nicht hatte über das Ohr hauen können, so war es nicht zu erwarten, daß die übrigen Rivalen, die in solchen Dingen mehr Routine besaßen, als der Student, in die Falle gehen würden." Das und Aehnliches mehr sind die saubern Geschichten, mit denen die Breslauer und Mainzer Hirten ihre Schafe vor dem Wolfe warnen.

Man sollte nun meinen, derartige Excesse der eigenen Partei müßten einen Gentleman bei Behandlung der gleichen Frage zu doppelter Loyalität mahnen. Im Gegentheil. Vermag Janssen die Verunglimpfung des Verhältnisses von Luther zu Katharina von Bora nicht aufrecht zu erhalten, so sucht er vollends ungeheuerlich das Verhältniß des Knaben Luther zur Frau Cotta in Eisenach als eine Liebschaft darzustellen. „In Eisenach," schreibt er[2]), „trat, etwa in Luther's siebzehntem Lebensjahre, in seinen Verhältnissen plötzlich eine Wendung ein, als ihn Frau Cotta, eine junge adelige Dame, in ihr Haus aufnahm. Dort lernte er das Leben von einer andern Seite kennen; übte Laute und Flötenspiel und hörte den Ausspruch: Es gibt kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie mag werden." Wie geschickt sind hier die Farben: siebzehnjähriger Luther, junge adelige Dame, Flöten und Lauten und Frauenliebe, „wem's mag werden," gemischt, um den Eindruck zu erwecken, die „plötzliche Wendung in seinen Verhältnissen" sei aus einer Liebschaft des siebzehnjährigen Lautenspielers mit der „jungen adeligen Dame" herzuleiten, so daß er nun „das Leben von einer andern Seite kennen lernte". Daran reiht sich dann würdig des Studenten Luther's humanistisches Treiben in Erfurt als Musiker und Philosoph, wo derselbe, nach Janssen's Privatnachrichten, mit lüderlichen Poetenschülern

---

[1]) Die Leipziger allgemeine Zeitung vor dem Richterstuhle der Geschichte. Oder: Actenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert. Von dem Verfasser des Sendschreibens eines schlesischen Papisten an D. Rheinwald. Mainz, 1842. S. 16 f.

[2]) Joh. Janssen, Zustände des deutschen Volkes seit dem Beginn der polit. kirchl. Revolut. 7. Aufl. 2, 67.

hauste „und an deren geselligen Vergnügungen gern Antheil nahm, die Saujagd liebte und das Ritterspiel trieb und sang und musicirte". In der That lernen wir hier Luthern „von einer ganz neuen Seite kennen", nur schade, daß alle Züge dieses Bildes Fälschungen sind. Die einzige Quelle für Luther's Beziehungen zu Frau Cotta ist Mathesius, der erzählt: „Als Martin daselbst auch vor den Thüren sein Brot ersang, nahm ihn eine andächtige Frau zu sich an ihren Tisch, dieweil sie, um seines Singens und herzlichen Gebetes willen in der Kirche, sehnliche Zuneigung zu ihm trug." Nach Mathesius ging er damals in sein fünfzehntes Jahr. Janssen läßt den Umschwung seiner Verhältnisse „etwa in seinem siebzehnten Jahre" eintreten; man erräth leicht, warum. Das Lautenspiel lernte Luther erst auf der Universität. Die Flöte spielte er überhaupt nicht, aber Janssen brauchte die Flöte, um das Schäferspiel vollständig zu machen. „Und sie sagte: „blase wieder" und der gute Junge blus." Die Tischrede, in der Luther das Wort von der Frauenliebe seiner Gönnerin Cotta beilegt, stellt reine und ehebrecherische Liebe in Gegensatz und kam in die Sammlung aus einer Randbemerkung Luther's zu dem salomonischen Worte Sprüche 31, 10 vom treuen Weibe. Welch' ein Heuchler hätte Luther sein müssen, um eine Erinnerung, wie Janssen sie voraussetzt, an den Rand seiner Bibel zu schreiben! Dieses ganze Verfahren ist aber um so perfider, als Vorgänger die Verdächtigung geradezu ausgesprochen haben, die Janssen nur zwischen den Zeilen einstreut.

Ebenso verhält er sich zur Heirathsgeschichte Luther's. Die Lästerungen des schlesischen Papisten wagt er nicht zu wiederholen, aber einen erbitterten Brief Melanchthon's über die Verlobung, zu der man ihn nicht eingeladen, beutet Janssen aus, um neue Einstreuungen zu machen. Melanchthon schreibt in seiner gereizten Stimmung seinem Freunde Camerarius, Luther habe sich von den Nonnen beschwatzen lassen, wie er ja außerordentlich zugänglich sei. *Ἔστιν ὁ ἀνὴρ ὡς μάλιστα εὐχερὴς*, heißt die Stelle. Janssen übersetzt das: „Luther ist ein äußerst leichtfertiger Mensch." Melanchthon erwartet, das eheliche Leben werde Luther gemessener (*σεμνότερον*) machen, so daß er die Possenreißerei (*βωμολοχίαν*) von sich werfe. Janssen läßt ihn hoffen, die Ehe werde Luther „sittsamer" machen und läßt den erläuternden Gegensatz der Possenreißerei einfach weg, so daß der Leser sich den Satz so ergänzen muß, als habe Melanchthon geschrieben, Luther werde hoffentlich, wenn er verheirathet sei, seine seitherige Unsittlichkeit ablegen, während Melanchthon nur an Luther's angebliche Neigung zu Mönchsgeschichten und Junggesellenanekdoten gedacht hat. Am 15. Juli 1545 nennt Luther seinen Stein seinen Carnifex und Satanas, Janssen macht 3, 533 daraus: „hindeutend auf die Ursachen (des Steinleidens) nennt er dasselbe seinen Scharfrichter." Wo deutet Luther auf die Ursachen und durch welche Verschuldung zieht man denn dieses Leiden sich zu? Auch hier wieder Einstreuungen über Einstreuungen! Daß Luther zeitweise dämonisch gewesen und zuletzt vollkommen wahnsinnig, hat der Minoritenpater Bruno Schön, Seelsorger der niederösterreichischen Irrenanstalt, im Jahre 1874 in einer eigenen Schrift erwiesen: „Dr. Martin Luther auf dem Standpunkte der Psychiatrie." Janssen ist zu fein,

um direct auszusprechen, was einfach lächerlich ist. Aber Andeutungen macht er natürlich auch nach dieser Seite. „Für solche Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft," sagt er, „findet man nur eine Erklärung in einigen vertraulichen Aeußerungen Luther's gegen seine Freunde. „Ich bin meiner nicht mächtig," gestehe Luther seinem Freunde Pellicanus, „getrieben ich weiß nicht von welchem Geiste?" [1]) Das heißt also: Luther erklärte sich selbst für besessen. Der betreffende Brief lautet aber vollständig [2]): „Mit Recht mahnst Du mich zur Mäßigung, aber ich bin meiner nicht mächtig, werde fortgerissen, ich weiß nicht von welchem Geiste, während ich mir doch bewußt bin, niemand übel zu wollen; aber auch jene drängen so furchtbar wüthend, daß ich den Satan nicht genug beachte. Darum bete für mich zum Herrn, daß ich so, wie es sich für ihn und mich, nicht für jene, ziemt, denke, spreche und schreibe." Das sind nicht Worte eines Besessenen, möchte man mit Joh. 10, 21 sagen, und welche Aufschlüsse über die ungezügelte Leidenschaft gibt nun dieser Brief an den „vertrauten Freund", was der Gardian Pellican übrigens gar nicht war, sobald man ihn vollständig citirt? Er zeigt, wie gewissenhaft Luther an der Zügelung seines Temperamentes arbeitete und daß er keineswegs ohne Selbstprüfung wie ein Besessener seinen Kampf geführt hat.

Man sieht, die ultramontane Polemik hat von ihren jesuitischen Künsten nicht eine verlernt. Anonym oder für die Wallfahrer der Katholikenversammlungen tritt man grob auf wie der „schlesische Papist"; für die feinen Leute, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, begnügt man sich mit Andeutungen, die aber vollkommen genügen.

Eine weitere Kategorie von katholischen Parteischriften (für die Kampfweise der Jesuiten recht charakteristisch) lügt schon auf dem Titelblatt, indem der jeweilige Verfasser sich als „protestantischer Theolog" oder als „früher lutherischer Pastor" bezeichnet, um die Leser auf das Eis zu führen. Eine solche pia fraus ist das bei Fösser in Frankfurt erschienene Schriftchen: „Auch eine Jubiläumsgabe. Die Berechtigung der Reformation. Den Verfassern der alten und neuen Lutherschriften gewidmet von einem protestantischen Theologen." Der Verfasser will ein ehemaliger evangelischer Pfarrer sein, leugnet aber Position für Position das Recht der Evangelischen und hofft der heilige Geist werde die Aufrichtigen unter denselben in den Schoß der katholischen Kirche zurückführen. So lügt er sich als „protestantischer Theologe" in evangelische Häuser, um für den Papismus zu werben, und schließt dann mit den Worten: „Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen." Wir danken für solche Aufrichtigkeit. Gleichfalls zum Jubiläum geschrieben, bietet die katholische Verlagshandlung von Kirchheim in Mainz eine Lutherbiographie: Martin Luther, Lebens- und Charakterbild von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen von Georg G. Evers. Herr Evers nennt sich auf dem Titelblatt: früher lutherischer Pastor, ist aber katholischer Convertit. Als Titelbild vorangestellt ist der alte Holzschnitt der Straßburger

[1]) Janssen 3, 104.
[2]) De Wette, L. Briefe 1, 555.

Postille vom Jahre 1523, der Janssen solche Schmerzen machte, weil er Luther mit einem Heiligenscheine darstellt, über dem der h. Geist als Taube schwebt. Als Beilage erhalten wir einen facsimilirten Brief Luther's an den Mannsfeld'schen Rath Müller, in dem Luther ihm meldet, des Rathes Buch habe „feuen, feuen abermal muskaten gegeben. Und was sollten solche feue anders essen, denn solche muskaten? Freßt, lieben feue, freßt. Es ist eine Speise für euch. Zu solchen gesten gehoret solcher kochen meister." Die Worte erinnern stark an den bei Walch 16, 430 mitgetheilten projectirten Titel einer Luther'schen Streitschrift gegen das Mainzer Bündniß von 1526: „Friß liebe Sau, es ist für dich gekocht, wie der Gast ist, so ist auch die Kost." Das ist einigermaßen verdächtig und sehr verstärkt wird unser Zutrauen zu der Echtheit nicht durch den Satz: „Das Bier ist gut, die magd schön, die Gesellen innig," oder den andern: „Denn ich gern fromm were: ob ich nicht so einfeltig sein kan als yhr seid." Jedenfalls ist ein Lutherbrief der Vaticana, präsentirt durch einen Convertiten, der sich auf dem Titelblatt als früherer lutherischer Pfarrer einführt, eine etwas problematische Größe. Daß der Herausgeber es an Anmerkungen über „die Pflege gesunder Sinnlichkeit bei gutem Bier, vermischt mit frommen Phrasen," nicht fehlen läßt, versteht sich. Auch Janssen hat es mit Luther's Unmäßigkeit in dem Bier- und Weingenuß entsetzlich oft zu thun, als ob Luther der einzige deutsche Mann des sechzehnten Jahrhunderts gewesen wäre, in dessen Leben „der Trunk" eine große Rolle spielte. Gewiß war dieses Zechen unserer Vorfahren kein löblicher Brauch, aber ein ganz allgemeiner. Die guten Katholiken machten davon durchaus keine Ausnahme. Wenigstens sagte das Sprüchwort: „bibamus papaliter, nicht wir wollen trinken wie Dr. Luther."

Nach dem wuchtigen Angriff Janssen's steht nun die Sache so, daß vor Allem eine lesbare Geschichte der Reformation im Großen geschrieben werden müßte, die mehr als Ranke den Streit der Kirchen ins Auge faßt und die Angriffe der andern Seite zurückweist. Auch eine Geschichte der Gegenreformation wäre erwünscht, nur müßte sie sich auch wirklich in das Centrum der römischen Kirche stellen und die päpstlichen Maßregeln der Abwehr im Zusammenhang verfolgen. Mit einem Collegheft über die Geschichte Europa's im Zeitalter der Reformation, wie es Maurenbrecher unter dem Titel „katholische Reformationsgeschichte" bietet, ist nichts gethan. Die Geschichte der katholischen Reformation kann überhaupt nur von einem genauen Kenner des katholischen Dogmas, Cultus und Kirchenrechts geschrieben werden, und es wäre ein Irrthum zu meinen, man könne sich hier auch ohne kirchengeschichtliche Vorkenntnisse hindurchfinden.

Gehen wir nunmehr zu der Literatur der Festschriften zum Jubiläum über, die sich vor uns aufklastert, so möchten wir zur Lectüre vor Allem empfehlen das in den noch zu erwähnenden ausgewählten Schriften wie in Separatausgaben dargebotene reformatorische Büchlein Luther's selbst: an den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung.

In ihm vor Allem hat der große Reformator das Fundamentalprincip des Protestantismus ausgesprochen, daß nicht die Priester die Kirche sind, sondern alle Getauften sind eine Versammlung Gottes und ein priesterlich Volk.

Versagen sich die geordneten Priester der evangelischen Wahrheit, dann greife die Gemeinde auf ihr eigenes Priesterthum zurück.

Das war ein neuer evangelischer Gedanke, den Luther wieder auf den Leuchter der Kirche steckte. Aber im Grunde ist er nur die Consequenz seiner Hauptlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Durch den Glauben haben wir die Versöhnung mit Gott aus erster Hand. „Will Dich der Priester nicht absolviren," sagt Luther, „und Dir das Sakrament des Altars nicht reichen, so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaffe, Kirche; der rechte Bischof wird Dich selber speisen." Was aber von dem Einzelnen gilt, gilt natürlich um so mehr von der Gemeinde. So wenig der Einzelne sich soll abhalten lassen, sein Heil selber zu schaffen, eben so wenig die Gemeinde. Denn eben das, sagt Luther, war der Anfang des Abfalls, daß die Leute meinten, nur die Priester hätten das Recht, das Heil für die Welt zu besorgen.

Was Luther's eigentliche Stärke war und ihn zu einem so furchtbaren Gegner machte, sehen wir in der gewaltigen Schrift an den christlichen Adel klar vor Augen.

Es ist die Sicherheit des Prinzips, mit dem er sich durchdrungen und das nothwendig, sobald es geltend gemacht wird, eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen mußte und das Luther in einer so klaren, bündigen, vernünftigen Weise geltend machte, daß jedes Kind es fassen konnte und mit solcher religiösen Wärme, daß alle frommen Herzen dem zufallen mußten. Es war weiter die eigenthümliche Mischung kindlicher Frömmigkeit und gesunden Menschenverstandes, die diesen bestechenden Zauber ausübte; es ist immer der tiefe metallene Klang eines reichen Gemüths, das in jeder Aeußerung mittönt, verbunden mit dem Mutterwitz, der nie die Wirklichkeit aus dem Auge verliert. Dazu kam dann sein sittlicher Zorn, der Jeden mitriß, der sittlicher Empfindungen fähig war und vor dessen dämonischem Ungestüm alle bösen Gewissen scheu zurückwichen; und endlich die eminente praktische Befähigung, die der Welt nicht bloß einen Taumelbecher der Rhetorik reicht, sondern praktische Vorschläge hat, die sich überall nicht nur in den Grenzen des Möglichen, sondern des Nächsten, Nothwendigen und sofort Ausführbaren halten.

Durch diesen seltenen Verein der Gaben war Luther der Revolutionär, der Feldherr, der Reformator der Kirche, der Napoleon des sechzehnten Jahrhunderts, der die Gestalt Europa's aber nicht durch Kanonen, sondern durch die herzbewegende Gewalt seiner Bücher verändert hat.

Unter den selbständigen Werken zu Ehren Luther's steht allen anderen voran: Martin Luther, sein Leben und seine Schriften von Dr. Jul. Köstlin in Halle. Elberfeld 1883. Zweite Auflage. Die erste Auflage des Köstlin'schen Buches wurde bekanntlich von der Wedekind'schen Stiftungscommission in Göttingen als die beste historische Arbeit der Jahre 1865—1875 neben Ranke's Wallenstein mit einem Preise gekrönt. Die neue Auflage hat die Forschungen von Kolde, Knaake, Kawerau und des seither verstorbenen, bis in sein Greisenalter rastlos thätigen Seidemann benutzen können. Insbesondere die von Seidemann selbst schon für den Druck vorbereiteten Abschriften der verschiedenen ältesten und noch zugänglichen Aufzeichnungen der Tischreden Luther's kamen für die

Neugestaltung der Köstlin'schen Arbeit in erster Reihe in Betracht. Es ist dadurch eine schöne Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit des so verbreiteten Werkes erreicht worden. Seit seinem Artikel über Luther in Herzog's Realencyklopädie 1857 und seiner „Theologie Luther's" vom Jahre 1863, hat Köstlin sich mit seinem Buche stets beschäftigt und so hat er das, worüber er berichtet, auch wirklich gelesen. Köstlin's Werk bietet über jede Luther'sche Schrift einen kurzen Vermerk, wodurch das Buch zu einem beliebten Repertorium geworden ist. Die Darstellung ist ruhig und sachlich, aber die paradoxen und revolutionären Seiten in Luther's Natur kommen nicht zur Geltung. Wie der Paulus der Briefe interessanter aber auch menschlicher ist als der der Apostelgeschichte, so der geschichtliche Luther gegen den der Theologen gehalten. Köstlin ist Vermittlungstheologe und hat auch im Leben Luther's alles auf die gemäßigten Töne der Halle'schen Schule gestimmt. Die großen Inconsequenzen bei Beginn des Streits, die revolutionären Anwandlungen beim Fortschritt, das Gewaltsame bei der Abwendung von den langjährigen Verbündeten, die Härte gegen die Schweizer und das Dictatorische und Streitlustige, was in Luther's Natur lag, hat Köstlin nicht in seinem vollen Umfange sehen wollen und darum auch den Lesern nicht zum Bewußtsein gebracht. Darum hat es diesen so großen Eindruck gemacht, wenn nun Janssen sich auf die von den Protestanten so lang verschleierten Seiten im Leben des Reformators wirft und Luther ganz als dämonischen Agitator und treulosen Revolutionär darstellt. Nach dem dermaligen Stande der Sache aber ist das gleichmäßig gearbeitete und vollständige Werk Köstlin's nicht nur das beste, sondern noch für lang hinaus geradezu unentbehrlich.

Nächst Köstlin's Buch sind die namhafteste Gabe des letzten Jahres die Analecta Lutherana von Theodor Kolde, Prof. in Erlangen. Das Werk besteht aus 19 Briefen von und 113 Schreiben an Luther, wozu noch 84 ander Actenstücke betheiligter Personen (selbst Tetzel ist vertreten) hinzukommen. Es ist das eine reiche Ernte, die der Herausgeber auf einer siebenmonatlichen Reise nach großen und kleinen Archiven eingeheimst hat. Insbesondere fallen sieben Briefe des Justus Jonas vom Augsburger Reichstag und eine Reihe durch den seligen Baum und seine Straßburger Collegen zusammengebrachte Schreiben der oberdeutschen Reformatoren ins Gewicht.

Was die populären Lutherschriften betrifft, so hat das Jubiläum natürlich deren eine Legion hervorgerufen und es verging im letzten Jahre keine Woche, in der uns nicht der Sortimenter einen neuen Luther oder einen bezüglichen Prospect geschickt hätte. Von allen Seiten rückten die „Leben Luther's für das deutsche Volk" an. Wir denken, das deutsche Volk hat davon keinen Schaden, die Verleger etwa ausgenommen. Die meisten dieser Verfasser schreiben einfach Köstlin aus, und ihre Schriften unterscheiden sich nur durch den höheren oder geringeren Preis, so daß sie hier übergangen werden können. Eine bevorzugte Stellung unter diesen Festrednern nimmt Max Lenz ein, dem wir auch die beste Zurückweisung von Janssen's Angriffen verdanken[1]). Ihm hat des Berliner

[1]) Max Lenz, Janssen's Gesch. des deutschen Volkes, ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtsschreibung. München 1883.

Magistrats glückliche Wahl die Festschrift für die Schulen der Stadt Berlin übertragen. Mit der sichersten Kenntniß des Reformationszeitalters verbindet Max Lenz die glückliche Gabe einer frischen Darstellung, voll Temperament und Feuer. Wird seine Schrift auch zum Theil das Verständniß der Schüler übersteigen, so erhält doch auf diesem Wege das protestantische Haus eine gehaltvolle und kurzgefaßte Darstellung der Reformationszeit. Gleich die substantielle Einleitung gibt das wahre Bild der unhaltbaren Zustände, die Luther vorfand. Damit widerlegt Lenz am besten Janssen's Grundvoraussetzung, als ob Luther ein unabsehbares Unglück über Deutschland gebracht hätte. Einzelne Abweisungen des Gegners helfen nichts, man muß Gesammtbild gegen Gesammtbild setzen und das hat Lenz gethan.

In engerem biographischem Rahmen bewegt sich: Dr. Martin Luther's Leben und Wirken von Plitt und Petersen (Leipzig bei Hinrichs, schön gebunden). Der erste Verfasser, Professor in Erlangen, hatte sein Werk bis zur Verehelichung Luther's geführt, als der Tod ihn abrief. Den Rest von S. 308—570 hat dann Pastor Petersen aus Köstlin's Werk ergänzt. Der erste Theil ist gerade im Gegensatz zu Köstlin von größerer kritischer Schärfe. Das päpstliche Breve vom 23. August 1518 erklärt Plitt mit Waltz für ein untergeschobenes Product der Dominikaner. Von Luther's Asterisken setzt er mit Recht voraus, daß sie erst 1545 gedruckt wurden und Luther Eck's handschriftlichen Angriff auch handschriftlich widerlegte; von Luther's Wormser Schlußwort hält er, gleichfalls im Gegensatz zu Köstlin und Kolde, nur das „Gott helfe mir" aufrecht. Im Ganzen ist die Darstellung im Evangelienton der gläubigen Schule gehalten und wo Pastor Petersen in Köstlin's Spuren einlenkt, erfahren wir wenig Neues mehr. Martin Luther von Carl Burk, Oberconsistorialrath (Stuttgart bei Krabbe, 1883), erscheint bereits in zweiter Auflage, da die schlichte Erzählung, die alle Polemik vermeidet, in württembergischen Kreisen vielen Beifall gefunden hat. Doctor Martin Luther, Volksbuch von M. Baumgarten (Rostock bei Hinstorff, 1883), ist in dem bekannten pectoralen Tone des mecklenburgischen Kämpfers gehalten; seine „selbsterlebte Kirchengeschichte" hätte Baumgarten dagegen „zum Lutherfeste" besser für sich behalten. Die Rostocker Theologen haben diese schmutzige Wäsche schon so oft vor dem Publikum ausgebreitet, daß dasselbe daran schon lange genug hat. Unter den kleineren Denkschriften erwähnen wir „Die revidirte Lutherbibel von Kleinert" (in den Vorträgen von Frommel und Pfaff, Heidelberg bei Karl Winter), die eine gute Uebersicht gibt über die Veränderungen, die mit dem Texte der ursprünglichen Lutherbibel schon seit 1546 von berufenen und unberufenen Herausgebern vorgenommen worden sind. Eine ebenso dankenswerthe kleine Arbeit bietet sich in Luther's Bekanntschaft mit den alten Classikern von O. G. Schmidt, weiland Superintendent in Werdau (Leipzig bei Veit), die namentlich in dem Abschnitte „Luther's eigene lateinische Poesie" eine bisher übersehene Seite ins Auge faßt, die für Beurtheilung von Luther's Verhältniß zu den Humanisten nicht unwichtig ist. Eben dahin gehört: Ein Jahr aus Luther's Leben, erzählt von Robert Kübel in der gleichen Frommel'schen Sammlung. Es ist das Jahr 1525, in dem Luther mit

den Bauern und Schwarmgeistern so scharf ins Gericht ging und darum das Lieblingsjahr des pietistischen Tübinger Professors. Martin Luther, ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt (Leipzig bei Lehmann, 1883), behandelt die Zeit bis zur Verheirathung Luther's (1525) auf 113 Seiten, während auf die folgenden 21 Jahre nur 15 Seiten verwendet werden. Der Verfasser hat auch andere große Männer, wie Karl den Großen, Bonifacius, Wullenweber, Ziethen, Blücher u. s. f. für die Jugend beschrieben, und daß er jugendliche Leser im Auge hatte, erklärt die seltsame Vertheilung des Stoffes. Localen und particularen Interessen dienen der Erfurter Almanach von Lorenz, der Reichstag zu Worms, den Wormsern gewidmet von Soldau, und Erdmann's Schrift: Luther und die Hohenzollern. Auch Kolde's: Luther und der Reichstag zu Worms, das Probeheft der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, erwähnen wir an dieser Stelle. Eine Reihe älterer Schriften über Luther sind von den Verlagshandlungen als Jubiläumsschriften wieder versendet worden. Dahin zählt Dr. Martin Luther von Karl Alfred Hase, damals Hofdiaconus in Weimar, jetzt Consistorialrath in Königsberg. Eine andere im Jahre 1868 verfaßte, jetzt von dem Sohne herausgegebene Arbeit ist das Buch des Volksschriftstellers Riecke, Bilder und Scenen aus dem Leben Martin Luther's, das wesentlich auf Köstlin fußt. Mit Recht hat die Webel'sche Verlagshandlung in Leipzig Dr. Luther's Leben und Wirken von Dr. J. F. Röhr, weiland Generalsuperintendenten in Weimar (mit Luther's Bild nach Lucas Cranach) wieder aufgelegt, da der alte Rationalist ein klares und schönes Deutsch schreibt und ohne läppisch zu werden volksthümlich zu erzählen versteht. Das Büchlein wurde zum Jubelfeste der Reformation 1817 gedruckt und findet noch heute seine Stelle. Die älteste Festschrift von allen aber ist die, durch welche der Schuster Hans Sachs im Juli 1523 Luther begrüßte, „Die Wittenbergische Nachtigall", die die Mauke'sche Verlagshandlung zum Jubiläum darbietet, ausgestattet mit einer treuen Reproduction der Titelvignette des Originals und einer Einleitung und Anmerkungen von Karl Siegen. Der Badenser Emil Zittel hat die Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" zum Jubiläum „in verkürzter und verdeutschter Gestalt" dargeboten (Karlsruhe bei Braun, 1883). Gleichfalls unter dem Titel „Die Wittenberger Nachtigall" hat der Schwabe Gerock Luther's geistliche Lieder wieder aufgelegt, ein sauberes Bändchen, geziert mit einem Lichtbilde von Donndorf's Lutherbüste.

Unter den Tractaten kürzesten Umfanges, bestimmt zur Austheilung an die Jugend, nennen wir die Festgabe zur Lutherfeier von Fr. Richter (Eisleben bei Mähnert), mit angenehmen Porträts des Luther'schen Ehepaares auf dem Titel und sehr wohlgelungenen Holzschnitten der verschiedenen Lutherhäuser. Gleichfalls mit interessanten Bildern aus der Reformationszeit geschmückt ist Portig's Luther in der Sammlung der Volksbücher von Otto Spamer. Im Auftrage der historischen Commission für die Provinz Sachsen hat Köstlin sein bereits in einem populären Auszuge verbreitetes Werk selbst in kürzester Fassung auf siebenundsiebzig Seiten reproducirt. Dasselbe ist mit einem überaus ansprechenden Bilde Luther's von Schnorr, nach dem Dresdener Cranach, geschmückt.

Das Schriftchen ist wohlerwogen, liest sich ganz angenehm, wenn es auch volksthümlich im eigentlichen Sinne nicht genannt werden kann. Dazu ist der Vortrag zu farblos. Eine Festschrift des Schweriner Gymnasiums bietet: Hundert Sprüche Luther's zum alten Testament in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung von Friedrich Latendorf (Rostock bei Hinstorff. 1883). Nach der Wittenberger, Magdeburger und Embdener Lutherbibel werden Abschnitte der heiligen Schrift nebeneinander gestellt und eine Expectoration gegen die „Hamburger Briefe" der Germania voll schulmeisterlichen Selbstgefühls schließt das jugendliche Opus. Die „Oration oder Predig in der Leich Doctor Martin Luther's", gehalten durch Philippum Melanthonem, ist ein alter Lieblingsartikel der Verlagshandlung von Greiner und Pfeiffer, deren saubere, alterthümliche Typen und schöne Ausstattung dem Stuttgarter Gewerke alle Ehre macht. Die Ausgabe von Martin Luther's Schriften in Auswahl von Johannes Delius (Gotha bei Perthes) bietet in einem Octavbändchen von 336 Seiten bemerkenswerthe kleine Schriften und ausgewählte Stücke aus Luther's Werken. Der Sprüche, Lieder und Gebete wird man sich am meisten freuen. Eine andere Sammlung: Martin Luther als deutscher Classiker in einer Auswahl seiner kleineren Schriften (Homburg v. d. Höhe bei Heyder und Zimmer, 1883) hat so viel Beifall gefunden, daß auf einen ersten Versuch eine neue Folge und nun ein dritter Band erschien. Ein guter Gedanke des Herausgebers war es, kernhafte Aussprüche über Luther von Arndt, Döllinger, Eichendorff, Fichte, Gustav Freytag, Gerock, Gervinus, Giesebrecht, Goethe, Gregorovius, Grimm, Hamann, Häusser, Heine, Herder, Laube, Lessing u. s. w. voranzuschicken. Auch die Auswahl der Schriften ist eine geschickte. Mosaiken aus Luther's und der Zeitgenossen Aeußerungen über die Periode von 1483—1517 hat der als Dichter nicht gerade rühmlich bekannte Paul Pressel mit höchst geschmacklosen alterthümelnden Einleitungen und Verbindungsgliedern zusammengestellt. Vollends in das Gebiet des theologischen Blödsinns gehören die „dreimal fünfundneunzig (sic) zum Geburtstage Luther's von K. Hollensteiner, Hauptpastor in Oldenburg in Holstein", die Luther's, Harms' und Hollensteiner's Sätze höchstselbst nebeneinander stellen: „Der Lehrbegriff sowohl des Glaubens als des Handelns ist nunmehr also geformt, daß im Ganzen schon die Menschen hineinpassen." „Die Freiheit der liberalen Theologie ist eine Freiheit von Gottes Geboten." „Der kirchliche Liberalismus ist impotent und unfruchtbar, sobald er keine Staatskirche mehr findet, an der er lebt und sich mehrt wie die Parasiten an dem Thier, das sie bevölkern." „Parasiten" ist gut, doch sucht man sie heute nicht mehr unter den Liberalen.

Schließlich sei noch der Beiträge der Poeten und Künstler gedacht: Die Lutherlieder von Feddersen (Garding bei Lühr und Dircks. 1883) feiern des Reformators Leben in Weisen, die bald an Heine's Wallfahrt nach Kevlaar, bald an Uhland's Romanzen anklingen, ein Rock, der dem stämmigen Reformator des sechzehnten Jahrhunderts etwas zu luftig steht. Die Malerei aber ist vertreten unter den Gratulanten durch das Prachtwerk: Dr. Martin Luther in Wort und Bild (Acht Stahlstiche von Schwerdgeburth mit Text von Evers, Leipzig, Uhlig. 1883). Einige Compositionen sind recht ansprechend, so

Luther bei der Abfahrt nach Worms und der Ritter Jörg im Jenaer Bären, namentlich aber sind Stich und Ton wohlgelungen. Bei W. Mayer (Gravir- und Prägeanstalt in Stuttgart) wurde eine Luthermünze in Silber und eine größere in Gold geschlagen. Jede der Münzen gibt im Avers ein trefflich gearbeitetes Bildniß Luther's, der Revers enthält das Datum des Jubiläums. Auch die Prägeanstalt von Schwerdt in Stuttgart hat nach einer Vorlage von Hofgraveur Schiller Luther-Münzen in großer Anzahl ausgegeben. Das sind bessere Erinnerungen als die kleinen und großen Statuen, die jetzt überall projectirt werden und die den großen Mann in eine Reihe mit Leuten stellen, die alle zum Genossen des großen Donnerers zu klein sind. Luther wird nach unserer Empfindung nicht geehrt durch Monumente, sondern herabgesetzt. Im Ulmer Dom und in andern Kirchen hat man gar Luther's Bild in die bunten Kirchenfenster gemalt. Uns erscheint es als eine seltsame Geschmacklosigkeit, Luther nach Weise der Heiligen darzustellen, die er gestürzt und deren Bilder die Reformation aus den Kirchen entfernt hat. Das Aeußerste aber in dieser Richtung leistet Nr. 18 des Organs für geistliche Musik, die Zeitschrift „Hallelujah", indem sie eine liturgische Andacht für den 31. October oder 11. November in Form einer Heiligenmesse für Martin Luther darbietet. Liturg, Gemeinde und Chor wechseln da ab im Preise der Reformation und dazwischen werden Abschnitte aus Luther's Leben verlesen, so wie an den katholischen Heiligentagen ein Abschnitt aus der Legende des betreffenden Patrons. Das seltsame Schriftstück ist schlechtweg „Köstlin" unterzeichnet, womit Pfarrer Köstlin in Friedberg gemeint ist. Dr. Martinus aber würde sich im Grabe umwenden, wenn er hörte, daß man in seiner Kirche nunmehr statt des lautern Gotteswort im Gottesdienste der Gemeinde Stücke aus dem Leben „des alten Madensacks" vorlesen will. Eher lassen wir uns die Aufführung von Meinardus' Oratorium „Luther in Worms" gefallen, dem als Leitmotiv „Ein' fest' Burg" zu Grunde liegt, obwohl es manchem protestantischen Gemüthe widerstreben wird, seinen Luther überhaupt auf die Bühne gebracht zu sehen. Und mißbilligen können wir diese Abneigung nicht, verhalten uns vielmehr zu Dramen wie Lange's Luther und Graf Erbach schon aus diesem Grunde ablehnend.

Sollte ich nun aber nach dem Allem zur Lectüre für diesen hohen Festtag des Protestantismus eine Lection empfehlen, so würde ich sie nicht in den Büchern unserer Theologen suchen. Unter Allem, was in der jüngsten Zeit über den großen Reformator geschrieben worden ist, stelle ich Gustav Freytag's „Doctor Luther" und Wilhelm Scherer's Betrachtungen über Martin Luther in seiner deutschen Literaturgeschichte obenan. In seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" hat der gefeierte Dichter ein reizendes Lutherbild gezeichnet, das mit der Gabe des Poeten, sich liebevoll in eine fremde Persönlichkeit zu versenken, insbesondere die freundlichen, menschlich anmuthenden Züge des Reformators zur Darstellung brachte. Diesen Abschnitt hat nun Gustav Freytag zu einem eigenen kleinen Volksbuche erweitert, das ohne Frage die werthvollste populäre Festschrift ist. Wilhelm Scherer aber, von Geburt Oesterreicher und Katholik, hat in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" nicht nur Luther's Verdienste um die deutsche Sprache, sondern auch des Reformators eigene Werke und seine

gesammte Stellung in der deutschen Culturentwickelung gerecht und voll Sympathie gewürdigt. Und mit einigen Worten aus dieser Charakteristik des gebornen Katholiken wollen wir schließen: „Nie," sagt Scherer [1]), „ist in der deutschen oder irgend einer andern Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zu dem ganzen Volke zu reden wußte wie Luther. Nie hat ein Schriftsteller mit seinen Schriften so große und so unmittelbare Wirkungen erzielt wie Luther. Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet wie Luther. Der Doctor der Theologie rief die deutsche Volksschule ins Leben. Der hochgestiegene Bauernsohn gab den Bauern die göttlichen Quellen der Wahrheit hin. Der Mönch zerstörte die Möncherei, pries den Segen der Ehe und gründete das evangelische Pfarrhaus. Der Priester gab seinem vielverspotteten Stande die öffentliche Würde wieder. Der Diener der Kirche umfaßte mit warmer Liebe die Nation, aus der er hervorgegangen und sagte: Für meine Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich dienen. Daß er trotz Schule, Universität, Kloster und Katheder innerlich ein Mann aus dem Volke geblieben war, das macht ihn zum Helden des Volkes." X.

---

[1]) Wilh. Scherer, Gesch. der deutschen Literatur. Berlin. Weidmann 1881—1883.

Friedhofsblume.

Novelle

von

Wilhelmine von Hillern, geb. **Birch**.

Zweiter Theil.

Fünf Jahre sind verstrichen. Wieder ist es Herbst. Schon um sechs Uhr Abends steht der rothglühende Sonnenball tief unten am Horizont, als besänne er sich noch, in welches der purpurnen Wolkenbetten rings um ihn er sich versenken wolle.

Es ist Spätherbst, oder besser Nachsommer. Da und dort blüht noch ein vereinzeltes Herbströschen am Stock und Tausende von Astern spielen in bunten Regenbogenfarben im Garten.

Am Zaun des Friedhofgärtners, hinter dem Haus verborgen, hält ein Wagen. Der Herr desselben ist abgestiegen und biegt sich im traulichsten Gespräch über den Zaun. Innerhalb des Gartens steht eine Jungfrau, von etwa siebzehn Sommern, in der ersten Entfaltung überwältigender Mädchenschöne. Kaum zu unterscheiden ist das hochblonde Haar, die rosige Wange, der dunkelrothe Mund von den unzähligen Farbentönen des strahlenden Abendhimmels. Sie verweben sich damit, sie fließen mit den tausenderlei Lichterscheinungen zusammen in ein einziges großes Flammenbild. Und der Herr des Wagens hängt trunkenen Auges an der wundervollen Gestalt. Sie hat die linke Hand um seinen Hals geschlungen, während die Rechte eine letzte Rose vom Strauche bricht. Schweigend steht sie da, es ist als schimmere die Liebe durch die gesenkten Lider, während sie auf die Rose niederblickt, als zögere sie noch, sie zu brechen. In den Zweigen über ihr singen die Vögel ihr Abendlied; eine Amsel kommt ganz nah in den Busch geflogen und sieht das Paar vertraut an. Der sonst so scheue Vogel muß die Liebenden genau kennen.

Jetzt ist die Rose gebrochen, der Strauch zittert ein wenig nach und der Vogel fliegt erschreckt auf. Die Jungfrau reicht die Rose dem Geliebten mit einem Blick, in dem eine Welt von Glück und Hingebung liegt. Er steckt die herbstlich kalte Blume an die Brust und küßt zum Dank die heißen Lippen der Geberin.

Die stattlichen Rappen strecken die Köpfe herein — einer davon stößt seinen Herrn an, als wolle er sagen: daß sie nun lange genug gestanden. Das Mädchen streichelt ihnen mit zarter Hand die Nüstern und hält ihnen als Leckerbissen das Laub der abgebrochenen Rose hin. Der Wagen aber, an den die schönen Thiere geschirrt sind, ist der schwarze „Brautwagen" von ehedem und der Herr desselben ist der Leichenkutscher — Walther.

Seit jener Nacht, wo der Knabe zu Maria zurückgekehrt, hatten sich die Kinder nicht mehr getrennt.

Walther fand bald beim Todtengräber, bald bei dem Schreiner Arbeit, der die Grabkreuze macht. Vor einem Jahre aber starb der alte Leichenkutscher Martin, und nun bekam er die „schöne Stelle", die ihn allabendlich am Zaun des Gärtners vorüber führte. Dort stand Maria regelmäßig und erwartete ihn, denn seit sie erwachsen waren, ging es der Leute wegen nicht mehr an, daß sie in dem alten Rosentempel auf dem Friedhof bei einander saßen. Maria hatte nach und nach, als sie vom Kind zur Jungfrau erblühte, die Schranken jungfräulicher Scheu um sich gezogen. Sie standen sich anders gegenüber, denn als Kinder. So war es nun fast die einzige Stunde, in der sie sich sahen, wenn Walther Abends mit dem Todtenwagen heimkehrte und hier an der einsamen Seite hielt, wo der Garten an den Anger grenzte. Und mit welchem Entzücken harrte das junge Herz dem düstern Gespenst entgegen, von dem sich das Auge der Menschen abwendet, wenn es ihnen an einem sonnigen Tage den Weg kreuzt! Mit welchem Entzücken sah sie das schwarze Gespann daher traben und schaute in das ernste Gesicht seines Lenkers. Und wenn er dann anhielt und vom Wagen sprang in seiner jugendlichen Kraft und Schönheit, da schlang sie die Arme um seinen Hals und hing an seinen Lippen, als käme er aus einer Welt der Freude und brächte ihr des Lebens reichste Güter daraus mit. Kam aber der Herbst mit Regen und Sturm, oder der Winter mit Schnee und Eis, so war es wieder wie einst das schwarze Dach des Leichenwagens, das ihnen Schutz gab. Walther hob Maria dann über den Zaun, und wie einst als Kinder, verkrochen sie sich unter dem hohen Palankin mit seinen schaukelnden Troddeln und Quasten. Hier war es, wo sie sich zum ersten Mal als Braut und Bräutigam geküßt, denn das Gefühl des erwachsenen Paares war ein anderes, als das der Kinder, und lange sogar hatten sie dies neue Gefühl vor einander verborgen. Der Kuß, den sie sich als Kinder gegeben, war nicht mehr der rechte; und bis sie den Muth zu einem besseren fanden, berührten sich ihre Lippen nicht mehr. Auch von dem „Mann und Frau" spielen war keine Rede mehr. Sie standen einander still und verlegen gegenüber!

Da geschah es zum ersten Mal, seit Walther mit dem Todtenwagen kam, daß es schneite. Maria zitterte vor Kälte und Walther hob sie über den Zaun und setzte sie wie als Kind in den Wagen.

„Komm auch herein," sagte sie, denn die Schneeflocken häuften sich wie ein weißer Pelz auf dem schwarzen Gewand des Jünglings. Er folgte der Aufforderung nur zu gern, und als sie so fröstelnd neben einander saßen, da legte er den Arm um sie, als wolle er sie erwärmen. Aber immer enger zog er sie an sich, und immer heißer wurden sie bis zum Erglühen. Da auf einmal, sie

wußten selbst nicht wie, hatte Maria ihre Arme fest um seinen Hals geschlungen — und ihre Lippen suchten die seinen, — und Brust an Brust, Mund an Mund tauschten sie einen einzigen langen Athemzug — einen Augenblick der Ewigkeit! Nun hatten sie ihn gefunden, den rechten Kuß, und mit ihm auch das Wort und die allgewaltige Erkenntniß der Liebe zwischen Mann und Weib! Was in den Kindern unbewußt schlummernde Knospe war, das war jetzt aufgegangen zu voller, berauschender Blüthenpracht — hier im Todtenwagen — und im Winterschnee.

Seitdem war es wieder Frühling geworden — Sommer und Herbst — und die Erde hatte kein glücklicheres Paar. Sie wußten wohl, daß sie noch lange warten müßten, bis sie einst den Kindertraum verwirklichen dürften, denn der Kirchhofsgärtner wollte mit der schönen Tochter höher hinaus und hätte sie nie dem armen Leichenkutscher gegeben. Aber der Besitzer der Leichenkutscherei war ein alter Mann und kinderlos. Er liebte den jungen, braven Knecht und hatte ihm versprochen, er wolle ihm in zwei Jahren das ganze Geschäft übergeben und sich zur Ruhe setzen. Dann war Walther ein gemachter Mann und Mariens Vater konnte nichts mehr gegen ihn einwenden. Maria selbst war nicht mehr ganz arm, denn nach jener seltsamen Begegnung mit dem Fremden vor fünf Jahren, hatte dieser an den Vater eine namhafte Summe geschickt mit der Bestimmung, dem Kinde von nun an eine bessere Erziehung geben zu lassen. Der Vater aber fand die bisherige Erziehung der Kleinen gut genug und vergrößerte mit dem Gelde sein Anwesen so, daß er es nicht mehr überschauen konnte — zum Glück für die Liebenden, denn nur dadurch waren die Grenzen des Gartens so weit hinaus gerückt, daß sie sich unbemerkt am fernsten Ende treffen konnten.

Friede war in ihnen und um sie her, und die Welt ihnen offen. Warum sollten sie nicht glücklich werden? Alles war ja so einfach und gestaltete sich so gut. In zwei Jahren waren sie Mann und Frau und bewohnten draußen im großen Hause der Leichenkutscherei ein paar trauliche Stübchen mit der Aussicht auf die duftig blauen Gebirgszüge und die grünen, prangenden Felder.

Und sie malten sich's gerade heute so lieblich aus — der Abend war so sonnig. Ein Meer von Licht spiegelte sich in ihren Augen, wenn sie sich ansahen. Auf einer so schönen Erde konnte es nichts Böses geben und nichts Trauriges — sogar der schwarze Schatten des Todes, auf den sie ihre Existenz und ihr Hoffen bauten, war aufgesaugt von der strahlenden Sonne, die ihnen heute schien, und zurück blieb nur das milde Antlitz des ernsten Freundes, ohne alle Schrecken und düstere Verzerrung, die er für Andere um sich verbreitet.

„Morgen ist Feiertag" sagte Walther, „weißt Du's noch? Da sind's fünf Jahre, daß mich Anselmo zu Dir brachte, Nachts an Dein Fensterchen, wo Du krank lagst!"

„O mein Gott, wie schön war das!" sagte Maria und legte den Kopf an seine Brust. „Von dem Augenblick an war ich gesund! Es war wie ein Wunder! Mein Dasein ist nur in Dir, Walther; Du bist mein Leben und mein Tod!"

„Maria," sagte Walther — „ich denke manchmal, es sei zu viel, wenn Du

das sagst! Gott im Himmel weiß es, ich fühle mich Deiner nicht werth. Du bist zu gut für mich armen Knecht, sie werden Dich mir nicht lassen!"

„Nicht lassen?" rief das Mädchen. „O, daß Du immer zweifeln mußt! Sei ruhig, bei den Heiligen, deren Fest wir morgen feiern, schwör' ich Dir's — uns trennt nichts, als der Tod. — Aber nun geh', Herzlieber — ich hab' noch viel für morgen zu thun, die Gräber müssen mir schön werden. Ich bin ja so selig, ich möchte die ganze Welt schmücken — und allen Wesen Gutes thun!"

„Darf ich nachher, wenn es dunkel wird, ein bischen kommen und Dir helfen?" sagte Walther.

„Thu's lieber nicht, denn heute arbeitet der Vater selbst auf dem Kirchhof, und ich weiß nicht, wie lange er bleibt. Und dann sind heute so viele Leute draußen, um Gräber zu zieren — wenn's Einer dem Vater sagte, daß er uns bei einander gesehen! Wir sind ja jetzt leider zu groß, um uns auf dem Grafengrab verstecken zu können."

„Nun, wenn's ganz dunkel ist, sehe ich doch einmal nach, ob Du noch dort bist. Adieu, mein Engel, mein Alles — mein Himmel diesseits und jenseits." Noch ein letzter, flammender Kuß. Er sprang auf den Wagen und dahin trabte lustig das schwarze Gespann.

Maria schaute ihm nach, so lange sie es noch sehen konnte. Als der letzte Punkt am Horizonte verschwunden, wandte sie sich langsam und ging nach dem Friedhof. Wieder hatte sie das Haupt gesenkt, wie vor fünf Jahren. Diesmal aber war es, wie wenn der Blumenkelch, schwer vom befruchtenden Regen angefüllt, sich niederbeugt. Ihre Seele war voll Thränen, nicht des Schmerzes, sondern des Glücks, des Dankes gegen Gott, der sich ihr in der Liebe so wunderbar offenbarte!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein merkwürdiges Treiben und Regen auf dem Friedhof am Vorabend von Allerheiligen. Wer nie in einer kleinen katholischen Stadt gelebt, der ahnt nicht, welch ein Fest dies Allerheiligen ist. Für diesen Tag werden alle Todtenhügel mit Blumen und Kränzen geschmückt. Der ganze Friedhof in einen Garten verwandelt. Es gibt kein heitereres Bild, als dieses Gräberfest an einem sonnigen Tage. Es ist ein Kommen und Gehen, ein Durcheinandereilen des bunten, mit Kränzen beladenen Schwarmes, daß das Auge nicht weiß, wo es haften soll. Und auf allen Gesichtern die Freude und Heimlichkeit einer Mutter oder Schwester, die den Kindern oder Geschwistern den Weihnachtsbaum schmückt. „Morgen werdet ihr sehen, was wir gebracht haben," sagen sie zu ihren Todten dort unten, — und wie die Kinder, die gewöhnlich von einer ganz anderen Seite, als man denkt, durch die Thürritzen zusehen und die Ueberraschung für den folgenden Tag vorweg nehmen, so schauen lächelnd die verklärten Seelen zwischen den purpurnen Wolkenspalten hindurch, den Vorbereitungen zur morgenden Ueberraschung zu. Da wird mit triumphirender Miene eine gewaltige Guirlande papierner Rosen um ein weißes Kreuz geschlungen, denn die Spenderin weiß: „etwas Schöneres gibt's auf dem ganzen Kirchhof nicht!" Hier wird eine Fülle prangender Astern gepflanzt, dort ein Namenszug in Blumen, ein Kreuz oder ein Kranz mit schimmernden Glaskugeln gespendet.

Alles Alte, Verwelkte wird von den Gräbern entfernt und durch Frisches ersetzt. Hunderte weißer und bunter Schleifen flattern lustig im Wind und die Wangen der Arbeitenden röthen sich immer mehr von der frischen Herbstluft und der freudigen Arbeit. Es ist ein Auferstehungsfest lieblichster Art. Das Fest, an dem die Seele sich erhebt aus dem Bann des Erdenschmerzes. Es ist der Sieg über den irdischen Tod, diesseits und jenseits, der da gefeiert wird. — Friede auf Erden, und Friede in der Höhe! Und wo noch ein Herz voll Bangen ist, daß der Todte, dessen Grab es schmückt, einen Groll mit hinüber genommen habe um mancher längst bereuten Kränkung willen, da wird es fröhlich und guten Muths, während es seine Herrlichkeiten darbringt; denn wenn der Todte dies Liebesopfer sieht, wird er verzeihen! Frommer Glaube, wer Dich nicht ehrt auch in dem kindischen Tand der papiernen Blume und dem gläsernen Spielzeug auf thränengetränktem Grabe, für den gibt es kein Auferstehen; denn ihm fehlt das, was über Tod und Vernichtung triumphirt — die Liebe! —

Ein Grab war's besonders, das Aller Augen neidisch auf sich zog, denn die beste Regung ist in der gemeinen Menschennatur nicht frei von den Schlacken ihres menschlichen Ursprungs. So gibt es auch eine Art Gräberneid! Jeder will seinem Todten das Beste gebracht, die größte Liebe bewiesen haben, und betrachtet mit scheelem Blick die anderen Gräber, ob sie nicht schöner seien als das seine! Dieser harmlose Ehrgeiz aber fand sein Ziel dem sogenannten „Grafengrabe" gegenüber, denn mit diesem konnte Niemand wetteifern, und mit der Möglichkeit des Gleichthuns fiel auch der Neid weg. Man wußte ja, daß gewisse seltene Blumen gar nicht zu haben waren, da der Kirchhofsgärtner sie nur für den Besitzer des geheimnißvollen Grabes ziehen durfte. Und an Tagen, wie heute, pflegte die Gärtnerstochter Alles auf dem Grabe zu vereinigen, was der Vater Kostbares in seinen Treibhäusern hatte. Aber das Schönste und Leuchtendste von allem war sie selbst inmitten der Blumen, die sie in malerischen Gruppen aufbaute.

Ueber der Mitte des Eingangs hing an unsichtbaren Drähten, wie frei in der Luft schwebend, eine Krone von duftigen, weißen Blüthen, und von ihr aus fielen hängende Gewinde mit weißen Blumendolden herab und bildeten einen Baldachin über der Thür. Im Hintergrunde hob sich ein Madonnenbild, Mariä Himmelfahrt, auf Goldgrund, von der grünen Rückwand zwischen Palmen und Tujen ab. Alles war voll Bewunderung. Maria selbst freute sich des gelungenen Werkes und dachte bei sich: „Wenn er es nur sähe, der unglückliche Herr, wie würde es ihn freuen! Aber heute gerade wird er nicht kommen, wo das Grab so schön ist — so geht es ja immer im Leben!"

Aber noch nicht ganz vollendet war die Arbeit, denn für das gläubige katholische Gemüth gibt es keinen frommen Opferdienst ohne das Licht geweihter Wachskerzen, wo es irgend ein gedeckter Raum gestattet. Maria hatte solche mitgebracht, befestigte sie in kleinen eisernen Armleuchtern rechts und links von dem Muttergottesbild, und zündete sie an, daß der Kerzenschein den Goldgrund des Bildes in dem dunklen Grün aufleuchten ließ wie eine Sonne. Als dies geschehen war, schloß sie ab und ging, die Gräber ihrer und Walther's Mutter zu schmücken.

Es begann zu dunkeln und der Menschenschwarm verlief sich. Die Gräber waren fertig und harrten nun, bis am kommenden Morgen die Seligen herabschauen und ihre Festbescherung in Empfang nehmen würden. Jetzt begann die große Münsterglocke den Feiertag einzuläuten. Die reine Herbstluft trug den mächtigen Ton in langgezogenen Schallwellen von der Stadt herüber. Maria kniete auf dem Grabe der Mutter nieder und betete. Auch die letzten Nachzügler hatten sich verloren und einsam ward es wieder auf dem Friedhof wie vorher.

Da war es ihr, als riefe etwas ihren Namen, — ganz leise, wie ein Geisterhauch zitterte es durch die Luft. Sie lauschte, ein ungewohnter Schauer überlief sie, sie wußte selbst nicht, warum. Das Geläut der übrigen Kirchenglocken der Stadt und der Dörfer ringsum fiel jetzt im Chor mit ein in den Grundton der großen Münsterglocke und von allen Seiten brausten die mächtigen Schwingungen daher und verwischten jedes andere Geräusch.

Aber Maria klang es ununterbrochen im Ohr, der leise Ruf, und ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, sprang sie plötzlich auf und eilte nach dem Grafengrabe.

Weithin strahlte die Helle der brennenden Kerzen aus der Laube über den Weg, aber sie warf auch einen Schatten heraus — den Schatten eines Mannes. Riesengroß dehnte er sich vor ihr über dem Boden hin. Maria zuckte unwillkürlich davor zurück, sie sah es wohl, das war nicht Walther — das konnte nur der Graf sein! Was erschreckte sie denn so? Sie schalt sich kindisch, und mit einer gewissen Ueberwindung schritt sie über den Schatten weg auf das Grab zu. — Die Laube stand offen und die hohe Gestalt des Grafen mitten drin.

„Nun sind Sie doch gekommen!“ sagte Maria, nicht ohne ein leises Beben der Stimme: „diesen Abend dacht' ich noch, wie hübsch es wäre, wenn Sie heute das Grab sehen könnten!“

Sie streckte ihm bescheiden zögernd die Hand hin. Er aber ergriff sie nicht. Wie versteinert starrte er sie an. Sie stand gerade unter der Blüthenkrone des Eingangs, so daß es war, als ruhe diese auf ihrem Haupt. Der goldne Widerschein des Bildes und der Kerzen hüllte sie in eine Glorie von Licht. Die Umrisse der hohen jungfräulichen Gestalt hoben sich weich ab von dem dunkelblauen Nachthimmel draußen und in vollen Schallwellen wogte das Geläut der Glocken um sie her, als begrüße es eine Braut des Himmels.

„Bist Du — sind Sie — Maria, das Kind von damals?“ frug er wie ein Träumender.

„Gewiß bin ich's,“ sagte das Mädchen, und ließ beschämt die nicht ergriffene Hand sinken.

„Allmächtiger Gott,“ murmelte der Fremde vor sich hin: „hast Du es solange gelitten, daß ich Dich verleugnete — Dich und Deine Wunder — und schickst mir nun Dein schönstes Wunder, um mich zu bekehren? O — es wäre eine zu milde Strafe für den Sünder!“ Er nahm den Hut ab und hielt ihn zwischen den gefalteten Händen wie ein Betender! „Maria — Heilige, erbarme Dich einer armen Seele; Königin, ich stehe da, als ein Bettler, denn all meine Erfahrung und all mein Menschenwitz ist nichts vor Dir!“ —

Maria wagte kaum zu athmen. Welch eine Sprache war das? Sie wußte

nicht, was beginnen. Sie wollte nicht hören und hörte — sie wollte fort und blieb — sie wollte zürnen und vergab doch. Solche Worte hatte sie nie vernommen und dennoch verstand sie dieselben! —

Ihr schwindelte, als ob sie statt der Madonna, ihr gegenüber, von Wolken emporgetragen würde und sie bebte vor dem Sturz aus dieser Höhe, der nicht ausbleiben konnte, denn sie war ja eine Sterbliche! Sie hatte die Augen niedergeschlagen: „Sie müssen nicht so mit mir reden — bitte, nicht!“ stammelte sie, und es lag eine so unaussprechlich rührende Einfalt in den wenigen Worten, daß der Fremde beschämt vor ihr stand, als habe er ein Unrecht begangen: „Mein Gott, lehre mich die Sprache der Unschuld, damit mich dieser Engel verstehe! — Liebe Maria,“ begann er dann, sich zu einem ruhigeren Ton zwingend: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie erschreckt! Ich habe Sie als ein Kind verlassen, wohl als ein bezauberndes, fast überirdisches — aber doch immer als ein Kind! Ich habe das Bild dieses Kindes in meiner Seele getragen, wie das meines Engels: es ging mit mir und verließ mich nicht, selbst im tollsten Strudel der Welt. Wenn ich von überlebten, längst entwertheten Vergnügungen nach Hause kam, so war es, als winke mir mein kleiner, bleicher Engel — zurück zu diesem Grabe. So zog mich's unwiderstehlich nach fünf Jahren hierher, wo ich das Kind wieder zu finden hoffte, ohne das ich nicht mehr leben mochte. Aber statt seiner, steht eine Jungfrau vor mir — eine Krone auf dem Haupt, übergossen von goldenem Licht, blühend und stolz in der ganzen Majestät weiblicher Schöne — sollte mich das nicht verwirren — überwältigen? Maria — ich suchte ein Kind und finde eine Königin! — Kind — Kind — warum bist Du so schön geworden, so groß und so schön!“ Er legte die Hand über die Augen, als könne er den Anblick nicht mehr ertragen: „O mein kleiner, bleicher Engel von damals, wo bist Du — warum hast Du mich verlassen!“

Maria ward von einer tiefen Wehmuth ergriffen. „Ich bin das Kind noch von damals,“ sagte sie weich: „Mein Herz ist das gleiche geblieben! Ich habe täglich für Sie gebetet auf diesem Grabe, ich habe Sie nicht vergessen in all den Jahren und weiß noch jedes Wort, das Sie mit mir geredet! Warum sollten Sie mich nicht wiedererkennen auch in der veränderten Gestalt?“

Er sog jedes ihrer Worte mit unaussprechlichem Entzücken ein: „Ist es wahr Maria, Sie haben meiner gedacht — für mich gebetet? Mein Gott, ich fange an zu glauben, daß Du mich auf dem Gnadenwege erlösen willst! Ja, Maria, Sie sind der Engel noch von damals. Aber Sie müssen mir helfen, Sie in der neuen Gestalt wiederzufinden. Wollen Sie? Wollen Sie Geduld haben, mit einem Unglücklichen, der sich erst an der heiligen Flamme läutern muß, die in Ihnen glüht?“

Maria schwieg. Es war halb Mitleid, halb Furcht, was in ihr kämpfte — Mitleid mit einem tragischen Geschick — Furcht vor einem dämonischen, fremdartigen Element, das sie zurückstieß.

„Maria, Sie verstummen? Das Kind von damals wäre nicht verstummt. — Sehen Sie wohl, es ist doch anders geworden!“ klagte er: „O Maria, gib mir meinen Engel wieder!“

Da siegte das Mitleid in dem Herzen des Mädchens, sie sah eine Thräne

in seinen Augen schimmern — das war ein echtes menschliches Gefühl. Wer solch einer Thräne fähig war, der konnte nicht schlecht sein.

„Lieber, armer Herr!" sagte sie — und reichte ihm nochmals die kleine, warme Hand. Er ergriff sie und hielt sie fast schüchtern, wie damals, in der seinen. Seine Augen hingen an ihr mit Furcht und Hoffen.

„Ich meine, es ist nicht gut, wenn Menschen sprechen können" — fuhr sie fort — „damals, wo wir fast nichts mit einander redeten, weil ich noch ein Kind war, verstanden wir uns besser!"

„Sie haben Recht, Maria," flüsterte er — „Sie bedürfen der Worte nicht, denn Sie sind selbst eine Offenbarung! Ich aber, Maria, der ich nicht von so durchgeistigtem Stoff bin, — ich, das Kind der Materie, behaftet mit allen Mängeln und Schwächen meines Ursprungs, — ich muß sprechen, auf daß ich vor mir selbst nicht als Betrüger dastehe! Maria, setzen Sie sich hier auf diese Bank und hören Sie meine Beichte — Angesichts dieses Grabes und dieses Bildes Ihrer verklärten Heiligen will ich meine Seele entlasten von all meiner Schuld. Sie, Sie Maria, sollen mein Strafgericht — oder meine Erlösung sein!" —

Maria setzte sich still, — ihr bangte vor dem, was sie hören sollte. Der Graf blieb neben ihr stehen.

„Es ist eine alltägliche Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, — merkwürdig wird sie nur durch — Sie! In diesem Grabe ruht ein Weib und ein Kind — dieses Weib ist — die Schwester Ihrer Mutter — und Sie, Maria, sind ihr Ebenbild!"

Maria erbleichte und starrte ihn fragend an.

„Die beiden Schwestern, Ihre Mutter und Tante, waren die Töchter meines Erziehers, eines Lehrers auf den Gütern meiner Eltern. Es war eine rührende Gestalt. — Der alte Mann wäre eines bessern Loses würdig gewesen, als dessen eines Dorfschullehrers. — Eine Persönlichkeit, wie ein Apostel! Nie sah ich einen schönern Kopf, eine reinere Stirn, ein edleres Profil, als dieses schlichten Mannes, — Sie, Maria, haben ihn auch diesen merkwürdigen Schnitt des Gesichts, der bestimmt scheint ein Diadem zu tragen! — So, wie Sie vor fünf Jahren, so trat mir einst die Tochter meines Lehrers gegenüber — eine kleine Nymphe — meine Spielgefährtin. Denn der Lehrer starb plötzlich und meine Eltern erzogen die jüngste Tochter, die schönste und feinstgeartete von Beiden, wie ein Kind des Hauses. Die andere Schwester, Ihre Mutter, Maria, blieb bei der kränklichen Lehrerswittwe als treue Tochter zurück, um sie zu pflegen. Was brauche ich weiter zu sagen — wir liebten uns. — Sie war ein Engel an Leib und Seele, an Geist und Herz. Ich schwor ihr, daß sie die Meine werden sollte — sobald ich selbständig sei. — Sie vertraute mir und — opferte mir Alles —! Der Tag kam, wo mein Vater mir mit seinem Fluch drohte, wo das geliebte Geschöpf verstoßen ward aus meiner Eltern Haus. — Ich war nicht mündig und konnte nichts thun. Die alte Frau starb aus Kummer über das Geschick der Tochter. Ihre Mutter, Maria, heirathete den Schloßgärtner, der an Bildung tief unter ihr stand, um der unglücklichen Schwester wenigstens ein Asyl zu bieten und zog mit ihr und dem Gatten hierher, wo man sie nicht kannte. Der kleine Engel, dem Maria das Leben gab, kehrte wenige Stunden

nach seiner Geburt in das Jenseits zurück. Hier an dieser Stelle ließ ich ihn begraben. Für Mariens Unterhalt sorgten meine Eltern in reichem Maße, ohne daß sie es wußte, denn zartfühlend wie sie war, hätte sie von uns keine Unterstützung angenommen. Deine Eltern mußten als ihre Wohlthäter erscheinen. So wußte ich sie geborgen.

Maria, — ich war ein und zwanzig Jahre alt. Das Leben und der Glanz einer erlauchten Familie zog mich in seine Kreise — Kreise, in denen ein Verhältniß, wie das meine zu Marien lächelnd eine Jugendthorheit genannt wird. Man schickte mich mit Gesandtschaften in ferne Länder, — ich — vergaß sie! Eine wilde Leidenschaft zu einer Dame der großen Welt ergriff mich — die Eltern nährten die Flamme — es war eine sogenannte standesgemäße Partie, — ich vermählte mich. — Der Fluch folgte mir auf dem Fuße. Meine Ehe war eine Hölle. Was ich in dieser Zeit gelitten — keine Zunge beschreibt es, denn mit aller Macht erwachte die erste Liebe zu dem süßen Wesen, das ich geopfert und mit ihr alle Furien der Reue. Da löste der Tod dies unglückselige Band, das mich fesselte, meine Frau starb an einer Erkältung, die sie sich auf einem Ball geholt. Ich war frei. Nun konnte ich mich nicht länger halten, — ich eilte hierher, um mich zu Mariens Füßen zu werfen, mir an der treuen Brust Verzeihung zu holen, — ihr zu sagen, wie elend ich, und wie furchtbar gerächt sie sei! — Ich reiste Tag und Nacht ohne Aufenthalt in fieberhafter Hast. Ich fand sie — todt, auf der Bahre! — Sie waren eben daran, den Sarg zu schließen. Auf ihren Lippen lag ein mildes Lächeln und in den armen abgemagerten Händen hielt sie einen Rosenkranz — so lag sie da ein Bild der Geduld, — aber die Lippe konnte das Wort nicht mehr sprechen, das Wort der Vergebung." — Er hielt inne — die Thränen erstickten ihm die Stimme. Maria saß da, wie ein Marmorbild, die gefalteten Hände fest auf die Brust gedrückt, die Augen niedergeschlagen.

Er suchte ihren Blick, aber vergebens.

„Maria," fuhr er leidenschaftlich fort, „soll ich Dir nun schildern, wie ich mich in den Strudel der Welt gestürzt, um mich zu betäuben und meine Qual zu vergessen — aber vergebens? Soll ich Dir schildern, wie ich in diesem Treiben oft nahe daran war, mich selbst zu verlieren und wie mich die Erinnerung an diese Heilige, diese geduldige Märtyrerin immer wieder emporriß aus meiner Versunkenheit zu neuen Folterqualen der Reue? Wie ich floh, von einem Welttheil in den anderen, um mir selbst zu entfliehen und wie mich's stets zurückzog zu diesem Hügel, wie den Wallfahrer zum Heiligen Grab, weil mir die innere Stimme zuraunte: „Hier, hier nur findest Du Erlösung!" — Und wie ich endlich über Meere hierhereilte, um an diesem Hügel zu büßen — um im Rauschen des Abendwinds, oder im Gesang der Vögel das Wort zu vernehmen, das sie nicht mehr sprechen gekonnt, nach dem ich schmachtete! — Und wie ich statt dessen ihr Bild fand — ihr leibhaftiges Abbild in dem Kinde der Schwester — nur noch schöner, noch vergeistigter! Maria — als ich Dich hier vor fünf Jahren sah, liebte ich Dich mit dem ersten Blick — aber ich wollt's nicht glauben, daß man ein Kind lieben könne, — und da ich dem Staate im Auslande dienen muß, ging ich von hinnen, wieder über den

Ocean und nahm den Eindruck Deiner Begegnung mit, wie man eine Blume von einem geliebten Grabe auf dem Herzen trägt. Aber die Blume welkte nicht, vertrocknete nicht! Sie lebte, sie blühte, sie faßte immer tiefer Wurzel in meinem Herzen.

Und immer schaler ward mir die Welt, immer mächtiger das Bewußtsein, daß es für den Sünder nur Eines gibt — die Rückkehr zur Jugend, zur Reinheit, zur Unschuld und diese nur durch die Blume, welche auf diesem Grabe blüht! — Begreifst Du nun, was Du mir bist? Du bist mir von der Todten geschickt, als Bote der Versöhnung, auf daß ich an Dir in der Liebe sühne, was ich an der Liebe verbrach. Du sollst mir das Wort der Vergebung sagen, ohne das ich nicht selig werden kann. Maria — auf Deine Lippen ist es gelegt — sprich es aus — — um Gottes Barmherzigkeit willen — stoß mich nicht zurück in die Verdammniß!"

Er stand mit ausgebreiteten Armen vor ihr — das Licht der Kerzen brach sich in dem feuchten Schimmer seiner überströmenden Augen. Sie wagte nicht, ihn anzusehen — sie stand da — ein Bild der tiefsten Seelenqual.

Er faßte ihre Hände, sie wollte sich ihm entwinden — „Maria!" rief er und hielt sie fest — „fürchtest Du Dich vor mir? Mädchen, Du verstehst Deine eigene Hoheit nicht, wenn Du glaubst, vor Menschen zittern zu müssen. Du bist ein Seraph und die Seraphim tauchen furchtlos nieder in die Schlünde der Hölle! Auch das Erbarmen fordert Muth — ja, das höchste Mitleid — ist das höchste Heldenthum. Die Schwester der Barmherzigkeit, die in der Pest nicht vor der Ansteckung zurückbebt und nur dem Zuge der Charitas folgt, ist sie nicht eine Heldin? Der Hochherzige, der sich in den reißenden Strom stürzt, um einen Ertrinkenden zu retten, ist er nicht erhaben über Tod und Leben? Sind sie nicht Alle Mitstreiter in dem großen Heer der Hilfe, das Gott der armen bedrängten Menschheit sendet? Mädchen, willst Du Dich davon ausschließen? Und wenn die Seraphim den Muth haben, mit den Teufeln um ihre Beute zu ringen, ohne sich an der höllischen Gluth die Flügel zu versengen — willst Du scheu zurückweichen, wenn eine ringende, büßende Menschenseele, die sich nach ihrem Heil sehnt, die Arme zu Dir emporstreckt und Dich anfleht: „Rette mich!"

Er zog sie sanft zu sich heran. Sie ließ es geschehen, ihr ganzes Wesen war gehoben von einer mächtigen Bewegung. Er löschte die Lichter aus.

„O, die Opferkerzen!" rief sie.

„Das Feuer in Deinen Augen ist Opferflamme genug, es bedarf nicht des irdischen Lichts!"

Und jetzt, wo es dunkel um die Beiden war, warf er sich auf das Grab und küßte, wie damals, den Stein: „Du da unten, die sie mir sandte — milder, versöhnlicher Geist, bitte bei ihr für mich!" Und er blieb regungslos auf seinen Knieen liegen, als wolle er den Geist walten lassen, den er angerufen. Maria ergriff ein namenloser Schmerz um den armen Mann, der von der Todten erflehte, was die Lebende nicht geben konnte. Sie legte das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich.

Da wandte er sich und umschlang ihre Knie: „Maria, Du weinst?" sagte

er leise und zog ihr sanft die Hände von den Augen. „Siehst Du, die Todte hat für mich gesprochen! O, Himmelsthau, reinigende Fluth, Du erquickest den Verschmachtenden! Maria, gib mir diese Thränen — ich fordere nichts weiter, — nur diese Thränen!“ Und er erhob sich ein wenig auf seinen Knieen und küßte ihr mit zitternden Lippen die Thränen von den Augen.

Sie ließ es geschehen, der Augenblick war zu groß, um es zu weigern.

„Ich danke Dir“ — sagte er mit einem tiefen Athemzug, „Gnadenspenderin Du! Und auf daß ich dieses Geschenkes würdig sei, — verlasse ich Dich jetzt. Gute Nacht für heute!“

Er erhob sich. Noch einmal legte er wie in schwerem Kampf die Hand auf ihr lockiges Haupt — dann aber riß er sich los und eilte mit einem Blick voll überschwänglicher Liebe hinaus in die Nacht.

Wie gebannt saß Maria und lauschte den Tritten, bis sie sich in der Ferne verloren. Ihre Seele war entrückt in eine neue Sphäre, eine niegeahnte. Zeichen und Wunder waren geschehen — sie hatte hinabgeblickt in die Tiefen der Hölle und hinauf in den Strahlenglanz des Himmels und das Alles vereinigte sich in einer einzigen Menschenbrust — und über das Alles sollte sie herrschen als Königin! Eine Thräne aus ihrem Auge löschte die Feuersqual des Verdammten — ein Druck ihrer Hand zog ihn empor in die Gefilde der Seligen! — War sie es denn? Sie — die schlichte Gärtnerstochter, — eine Königin?

Da, wie aus einem magnetischen Schlaf, erweckte sie ein Geräusch. Sie blickte auf. Walther stand vor ihr. Maria stieß einen Schrei aus, halb des Schrecks, halb der Freude und eilte mit offenen Armen auf ihn zu. „Walther, mein Walther!“ Der aber trat einen Schritt zurück und wehrte sie mit fester Hand von sich ab.

„Maria!“ hub er an, seine Stimme war leise, aber es ging ein Beben hindurch, das die furchtbare Erregung seines Innern verrieth: „Maria — ich bitte Dich, mach' es Dir und mir nicht schwer. — Daß zwischen uns Alles aus ist, versteht sich, wie Du einsehen wirst, von selbst. Du sollst keinen Vorwurf von mir hören: Ich weiß es wohl, ich bin nur ein armer Teufel und das ist ein reicher, vornehmer Herr. Aber eins muß ich Dir sagen: Wie arm und gering ich auch bin, ich bin mir doch zu gut, um mit solch einem Herrn zu theilen!“

„Walther,“ schrie Maria entsetzt auf, „hast Du gehorcht?“

„Nein, ich horche nicht, das wäre mir zu gemein. Aber, als ich mich leise heranschlich, weil ich glaubte, Du seist allein, und Dich überraschen wollte, da sah ich, — wie der fremde Herr vor Dir auf den Knieen lag und Dich küßte. Da zog ich mich still zurück und wartete in der Entfernung, bis er — ging!“ Die Zähne schlugen ihm bei diesen Worten zusammen, wie vor Frost.

„Barmherziger Gott, Walther, Du thust mir Unrecht, — hättest Du doch nur gehorcht, es wäre besser!“ Sie versuchte noch einmal, ihn zu umschlingen, aber wie von Erz war der Arm, mit dem er sie von sich fern hielt: „Frag' Dich, Maria,“ sagte er und seine dunkeln Augen schauten sie durchdringend an. „Frage Dich selbst, hier, auf diesem Grabe, ob Du mir treu warst. Und wenn

Du Dir die Frage beantwortet hast — soviel Ehrlichkeit traue ich Dir noch zu — dann sage mir, ob ich Recht gehabt! — Lebwohl, Maria!"

Keines Wortes mächtig sank das Mädchen zu seinen Füßen nieder; aber seine dicht verwachsenen Brauen zuckten nicht. — Mit eiskalter Hand wie ein Todter hob er sie auf und setzte sie auf die Bank. „Nimm Dich zusammen, Maria, das kann ja nichts helfen!" sagte er milde, aber fest, wandte sich von ihr und ging.

* * *

Früh am Morgen läuteten die Glocken den hohen Festtag ein und riefen die Todten und ihre Heiligen zur Bescheerung.

Die Morgensonne zündete funkelnde Lichter in Millionen Thautropfen auf den Gräbern an. Jubelhymnen erschollen aus dem Munde aller Wesen — in den Kirchen, auf den Bäumen und in den Lüften, wo die Vögel und die Morgenwinde um die Wette sangen.

Eine bleiche Gestalt erhob sich von dem Grabe, das gestern so schön, so freudig geschmückt ward — Maria.

Sie zog ein kleines Feuerzeug aus der Tasche und zündete die Opferkerzen am Muttergottesbilde wieder an. „Vergib, daß ich sie verlöschen ließ," flüsterte sie; „von dem Augenblick an begann der Unsegen!" Und die geweihten Kerzen flammten wieder auf — ein Tropfen Wasser im Meer, ein paar Lichter — im Sonnenlicht.

Aber Mariens Augen sahen nur die Opferflammen, die sie von profanem Hauch hatte verlöschen lassen. Und derselbe Mund, der das gethan, hatte sie geküßt und mit dem Gluthhauch der Leidenschaft die Thränen von ihren Augen getrocknet.

Sie kniete vor dem Gnadenbilde nieder und wusch sich die Augen mit dem kalten Weihwasser, das darunter im kupfernen Kesselchen hing.

Wie unschuldig sie sich auch wußte, es war dennoch Etwas, das ihr die Brust beengte. Dem Bräutigam war sie treu gewesen, aber nicht sich selbst. Sie hatte gefühlt, daß in dem Fremden etwas Unreines war. Er hatte ihr selbst gestanden, welch' schwere Schuld ihn belastete; sie hatte es gesehen, daß er im Bann dämonischer Mächte stand und sie hatte ihn nicht geflohen, wie man das Böse fliehen soll — sie hatte Mitleid mit ihm und seine Schmeichelworte stahlen sich ihr ins Herz, wie ein süßes Gift, daß sie die Kraft verlor, das Schlechte zu verabscheuen, das Unreine von sich zu stoßen — sie weinte seinem Schicksal Thränen und duldete seine Berührung. Das war die Schuld, die Walther fühlte, wenn auch falsch deutete, und deshalb hatte er ein Recht zu dem, was er ihr gethan! —

So prüfte sie ihr Gewissen mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst und läuterte ihre Seele in brünstigem Gebet. Sie wußte es jetzt, der Fremde würde sie in eine Sphäre entrücken, in welcher sie die Einfalt verlor — die Einfalt des Herzens, mit der sie ihren armen, schlichten Walther liebte. Sie mußte diese Sphäre fliehen um jeden Preis, wollte sie ihm und sich treu bleiben.

„Du sollst Deine reine Braut wieder haben, Walther!" sagte sie und erhob sich. Sie fühlte es, jetzt war sie seiner wieder werth.

Sie ging nach Hause, kleidete sich sonntäglich an und eilte zur Kirche, denn es war schon spät. Ihre Augen suchten nach Walther, aber weit und breit keine Spur von ihm.

Auch Anselmo fehlte. Er war mit seinem Meister seit drei Tagen fort, um in einem benachbarten Städtchen ein Gedenkkreuz zu errichten.

Zum erstenmal vermißte sie ihn, den treuen Schatten, der überall mit ihr ging!

Und Walther — weder in der Kirche, noch auf dem Heimweg ließ er sich blicken, er, der nie ausgeblieben! Sie hätte ihr Leben darum gegeben, ihn jetzt zu treffen und ihm klar und offen in die Augen zu sehen. Heute, sie wußte es, konnte sie ihm Alles sagen und heute würde er ihr glauben.

Tief niedergeschlagen kehrte sie nach Hause zurück. Unter der Thür stand schon die Magd, als ob Maria dringend erwartet würde. „Kommen Sie nur schnell — es ist vornehmer Besuch da!" rief sie ihr entgegen.

Maria wich alles Blut aus den Wangen zurück. Sie wollte umkehren, aber der Vater trat ihr schon aus der Stube entgegen und rief sie herein. Das Zimmer war leer, Maria athmete auf. Der Vater sah sehr vergnügt aus, das war er immer an Allerheiligen und Allerseelen, denn da macht der Kirchhofsgärtner gute Geschäfte. Heute aber mußte etwas Besonderes geschehen sein.

„Setz' Dich," sagte er und bot seiner Tochter mit einer gewissen Förmlichkeit einen Stuhl an.

„Vater! Was fällt Euch ein!" sagte Maria erstaunt; „Ihr thut ja, als wäre ich eine Fremde!"

„Ehre, dem Ehre gebührt!" erwiderte der Mann, die Hände reibend. „Du bist jetzt nicht mehr die arme Gärtnerstochter — Du bist bald eine vornehme Dame! Ich habe soeben mein Vaterrecht an Deinen zukünftigen Herrn Gemahl abgetreten!"

„Vater!" schrie Marie auf — und Todesblässe bedeckte ihr Gesicht.

„Schrei auch noch, als wär' ein Unglück passirt," sagte der Vater mit verfinsterter Miene und schloß das Fenster. „Er ist draußen im Garten und wartet auf Deine Antwort — sei so gut und sprich wenigstens leise, daß er's nicht hört!" —

„Vater — was soll das Alles, hat der Graf um mich angehalten?" frug Maria.

„Ja, er will Dich heirathen. Morgen will er mit Dir abreisen und Dich zuerst zu seiner Schwester bringen, damit Du ein paar Monate dort bleibst, bis er Alles in Ordnung hat. Er sagt, er wolle an Dir gut machen, was er an der unglücklichen Schwester Deiner Mutter verbrochen hat. Man könnte verrückt werden, wenn man's denkt, der Sohn meiner ehemaligen gestrengen Herrschaft will meine Tochter heirathen! — Das ist ja ein Glück, nach welchem jede Andere alle zehn Finger ausstrecken würde und Du machst ein Gesicht, als ob Du ein Gespenst gesehen hättest!"

Maria saß mit gerungenen Händen da, kaum fähig eines Wortes.

„Vater," sagte sie endlich — „wenn Ihr Euer Kind liebt, so erspart mir das!"

„Was, Du willst nicht? Bist Du von Sinnen?“ fuhr der Vater auf. „Was hast Du an dem Mann auszusetzen? Er ist ein schöner vornehmer Herr, reich und angesehen! Solch einen Mann ausschlagen, kann nur eine Närrin, die sich lieber mit Schindersbuben auf dem Anger herumtreibt!“

„Ich bitte Euch, Vater, laßt mich mit dem Grafen selbst sprechen,“ sagte Maria und stand auf.

„Das kannst Du —“ murmelte der Alte: „aber Eins will ich Dir sagen: Wenn Du auch den Grafen überredest, daß er zurücktritt, und Dich und mich um solch ein unerhörtes Glück bringst, es nützt Dir nichts, denn — so wahr Gott im Himmel lebt — den Buben bekommst Du doch nicht! Meine Base droben in der Schweiz schrieb mir schon lange, sie wolle Dich zur Frau für ihren Sohn — wenn Du nicht mit dem Grafen gehst, reise ich morgen mit Dir dorthin und schließe Dich bis zur Abfahrt in mein Zimmer, daß mir kein Stelldichein mit dem Leichenkutscher mehr stattfindet. Das ist mein letztes Wort — überleg Dir's!“ —

Maria stand da, bleich und still — eine furchtbar ernste Ueberlegung malte sich auf ihrer Stirn. Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Vater,“ sprach sie, „bedenkt, was Ihr sagt, Ihr treibt mich zur Verzweiflung! war das Euer letztes Wort?“

„Ich hab's geschworen,“ rief der Vater und hob die Hand auf: „Ich bin kein Schuft, der mit Eiden spielt. Du kannst nun thun, was Du willst! Geh!“

Maria ging, aber als sie an der Thür war, blieb sie stehen und wandte sich nach dem Vater um: „Vater,“ rief sie, „Gott verzeihe Euch, Ihr wißt nicht, was Ihr thut!“ Und die Thür schloß sich hinter ihr.

Sie suchte den Grafen auf. Es war nicht, als ob sie schreite, wie Menschen schreiten — sie schwebte durch den Garten dahin, als berührten ihre Füße den Boden nicht.

Der Graf stand am Gartenzaun, an derselben Stelle, wo sonst Walther mit dem Brautwagen hielt. Als er Maria kommen sah, streckte er ihr schon von Weitem, ohne sich von der Stelle zu rühren, die gefalteten Hände entgegen, wie ein Bittender, der sich nicht zu nahen wagt.

„Was bringst Du mir — Leben oder Tod?“ rief er ihr zu, aber er erschrak, als er den Ausdruck in ihrem Gesicht sah: „Tod!“ flüsterte er, — sich die Frage selbst beantwortend. Er umschlang wie taumelnd den Stamm einer hochragenden Pappel und lehnte die Stirn daran.

Maria stand da, als wäre sie gelähmt an Leib und Seele und über den Schmerz um den armen Verlorenen vergaß sie das eigene Weh. Wie er so vor ihr stand, der hohe, schöne Mann — ganz gebrochen, das edle Gesicht an die rauhe Rinde des Baumes gepreßt, das einst vor wenig Jahren an ihrer kindlichen Brust geruht — da überwältigte sie ein namenloses Gefühl und die Thränen, welche sie sich noch heute früh zum Vorwurf gemacht, quollen ihr aufs Neue aus dem Herzen. Jetzt war sie sich klar: der Quell, dem sie entflossen, war rein, denn das Mitleid ist göttlich — und Verzeihen das Vorrecht der Unschuldigen und — der Abgeschiedenen!

„Herr Graf," sprach Maria mit leiser Stimme: „Ich möchte Ihnen eine Frage thun."

„Frage, Maria!" sagte er tonlos.

„Sie haben mir gestern bekannt, Ihr Gewissen sei bedrückt von einer schweren Schuld, die nicht mehr gut zu machen war, da der Tod die Sühne vereitelt. Was aber nicht gesühnt werden kann, muß gebüßt werden. Glauben Sie nun wirklich, Herr Graf, daß eine Schuld durch ein Glück gebüßt werden kann?"

Sie schwieg, — er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und antwortete nicht.

„Sie glauben, wie Sie gestern sagten, nicht an einen Gott, Herr Graf, — aber Sie glauben doch an eine Gerechtigkeit! Würden Sie es gerecht finden, wenn eine Schuld belohnt statt bestraft würde? —" Sie hielt einen kleinen Augenblick inne. —

„O, ich war im Begriff, mich zu Deinem Gott zu bekehren und zu hoffen!"

„Und meinen Sie, daß der Gott, an den ich glaube, weniger streng sei, als Ihr eigenes Gerechtigkeitsgefühl?"

„Maria — Du bist unbarmherzig in Deiner Wahrheit! — Wer lehrte Dich diese Sprache, Mädchen!" rief der Graf, sie mit verstörtem Blick betrachtend.

„Niemand! — Ich hatte Gelegenheit, manches gute Wort zu lesen — Abfall aus weggeworfenen alten Büchern. Man kann aus Allem etwas schöpfen. So hab' ich Manchem nachgedacht und meine Umgebung zog mich nicht davon ab, denn, wer auf dem Kirchhof lebt, wie wir, der denkt entweder gar nicht mehr, oder immer an den Tod! Es war wohl Gottes weise Vorsicht so, die mich früh reifen wollte zu einem schweren Geschick, auf daß ich im Kampf das Rechte fände!"

„Ein schweres Geschick? Maria, ist der Conflict, in den ich Dich bringe, dies schwere Geschick?"

„Ja, Herr Graf —!"

„Maria, — einen Versinkenden vom Untergang zu retten — das sollte eine edle Seele in einen unlösbaren Conflict stürzen, sollte gegen die Sittlichkeit, gegen die ewige Gerechtigkeit verstoßen?"

„Die That nicht, aber die Art, wie ich sie an Ihnen vollbringen soll! — Herr Graf, klagen Sie nicht — fügen Sie sich darein, wir können Beide nicht mehr glücklich werden! Sie nicht, weil es nicht der rechte Weg für Sie wäre — ich nicht, weil ich keiner Stunde froh werden könnte — in der ich Sie elend weiß, — elend um mich!"

„Maria, wenn das wäre, dann liebtest Du mich ja!" rief der Graf, sie anstarrend, als hätte er eine Vision.

„Ja, ich liebe Sie — ich weiß es jetzt — ich habe Sie schon von Kind auf geliebt — tief und schmerzlich, — aber mit einer andern Liebe, als die, welche Sie verlangen! Diese nahm Ihnen ein Anderer vorweg und gewiß, auch das war Gottes Fügung — denn wäre Jener nicht, dann wäre vielleicht geschehen, was nicht sein soll!"

„Und wer ist dieser Andere?"

„Es ist ein armer Bursche, Herr Graf — dem ich nie gehören darf! Mein

Vater hat mir soeben jede Hoffnung abgeschnitten, aber nichts wird mich von ihm trennen im Leben und im Tod." —

„Und wie heißt er, dem dieses Göttergeschenk in den Schoß geworfen wird?" fragte der Graf.

„Es ist mein Jugendgespiel: Walther, der Leichenkutscher, Herr Graf!"

Der Graf fuhr entsetzt zurück: „Der Leichenkutscher — um Gotteswillen! So tief solltest Du sinken, Du, für die eine Grafenkrone nicht mehr ist, als eine Messingglorie um das Haupt Deiner Schutzheiligen, der Madonna?"

„Warum sollte er geringer sein, als ich, Herr Graf? Wir sind Beide Gräberblumen, unser Leben wurzelt engverwachsen in der Kirchhofserde und wer Eines von uns herausreißt, der zerstört das Andere mit. Er hat mir Alles geopfert, was die Welt draußen ihm hätte bieten können, und ist um meinetwillen hier geblieben, er hat das niederste Los gewählt, um mich nicht zu verlassen, da ich arm und allein war, wie er — und zum Lohn dafür sollte ich ihn jetzt verlassen? Herr Graf, wir gehören Beide dem Tode, gönnen Sie uns ihm!"

Der Graf athmete schwer.

„Und Du glaubst, daß ich Dich solch einem niedrigen Geschick — einem gemeinen Burschen überließe? Du glaubst an meine Großmuth appelliren zu können und mich zu einem Verzicht zu Gunsten eines Nebenbuhlers wie — der Leichenkutscher zu bewegen? Nein, wahrlich, diese Größe wäre mir zu klein! — Ich kann verzichten, Maria, — aber das, wofür ich es thue, muß des Opfers werth sein! Ich bin kein Jüngling mehr, der sich um einer Thorheit willen verblutet und sich darin gefällt, den Edeln zu spielen um den Preis der Vernunft und der Pflicht! — Soll ich nicht glücklich werden dürfen, so will ich wenigstens meine Pflicht an Dir thun; und kannst Du mich nicht als Gatten lieben, Maria, so werde ich die Kraft finden, Dir ein Vater zu sein! Ich werde die Kraft finden, Dich einst in den Armen eines geliebten jugendlichen Gatten zu sehen und in den Qualen, die ich dabei leide, die alte Schuld tausendfach büßen — ja, ich werde Dich zur Braut eines Andern erziehen, aber, Maria — zur Braut eines Mannes, der Deiner würdig ist!"

Maria schwieg — kein Athemzug bewegte ihre Brust.

„Maria!" sagte er, „mein Cavalierswort darauf, Du sollst kein Wort der Liebe mehr von mir hören! Ich will Dir meinen Namen geben, als meiner Adoptivtochter. In stiller fortwährender Entsagung will ich Dich erblühen sehen zu einem schöneren Glück — aber komm mit mir! Fasse einen muthigen Entschluß — reiße Dich aus dem Banne des Todes und seines Gesellen, der Dich umstrickt, und seine verdunkelnden Schatten schon in Deine Seele wirft. Du bist zu kostbar, um auf Gräbern zu verwelken und nur den kurzen Weg vom Grab ins Grab zu gehen. Morgen hole ich Dich und verpflanze Dich mit sorglicher Hand — ins Leben!" Er stand vor ihr wie eine übermenschliche Erscheinung, seine Augen glühten in heiligem Feuer; jetzt — sie fühlte es — hatte er sich selbst überwunden, denn was er jetzt wollte, war selbstlos, war der höchste Sieg, den ein Mensch über sich gewinnen kann.

„So ist denn Alles aus, — jede Hoffnung dahin!" sprach sie leise: „und dennoch danke ich Ihnen! — Sie wählen das falsche Mittel, aber Sie sind ein

großer, ein edler Mann! In diesem Augenblick — ich weiß es — haben Sie Alles gesühnt! Im Namen der Verklärten, die vielleicht jetzt auf uns herabblickt, segne ich Sie und gebe Ihnen den Kuß der Versöhnung, den sie Ihnen nicht mehr geben konnte — Friede sei mit Ihnen!"

Und sie berührte leise mit ihren Lippen seine Stirn, ein Schauer durchrieselte ihn, sie waren eiskalt — es war der Kuß einer Todten! Er hielt sie lange still umfangen — ihr Haupt ruhte an seiner Brust — keine irdische Regung seines sonst so ungestümen Herzens störte die Weihe dieses Augenblicks. — Sie athmeten gleichmäßig und ruhig. Dann hob sie den Kopf — ein eigenthümlicher Glanz lag in ihren Augen und ein seliges Lächeln auf ihren Lippen: „Verlassen Sie mich jetzt" — bat sie mit einer unbeschreiblich anmuthigen Geberde: „Nur heute noch möchte ich allein sein — von morgen an — folge ich Ihnen wohin Sie gehen!" —

„Ist's wahr, Maria? Dank sei Dir Gott — Du nimmst mein Opfer an!" rief der Graf. „So will ich Dich denn heute noch Dir selbst überlassen! — Morgen aber hole ich Dich hinaus — ins Leben!"

„Ins Leben!" — wiederholten wie ein Geisterecho des Mädchens Lippen.

* * *

Der Tag neigte sich zu Ende. Maria war nicht mehr zum Vorschein gekommen. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen — „um zu packen". — Gegen Abend öffnete sie, und trat hinaus in den Garten.

Es war die Zeit, wo sonst Walther mit dem Todtenwagen vorbei kam.

Der Vater war in der Stadt, denn er hatte für den Lebenswechsel und die Abreise der Tochter bei den Behörden Vieles zu besorgen, da der Graf noch heute die Adoptirung gerichtlich vollziehen wollte. Der Alte zweifelte nicht, daß sie in ein paar Monaten doch Mann und Frau würden. So war es still in Haus und Garten und Maria wandelte ungestört die Wege hinab bis zum Gartenzaun.

Ringsum wimmelte buntes Feiertagsleben. Auf dem Wege zum Friedhof und auf den Gräbern war's wie eine Völkerwanderung. Nur hier auf dieser Seite des Gartens, nach dem Anger und der Leichenkutscherei zu, war es öde und leer.

Eine strenge Herbstluft rauschte in den Zweigen der mächtigen Pappeln, die noch aus alter Zeit vereinzelt hier standen, riesenhafte Bäume, wie Ueberreste einer vergangenen gewaltigeren Pflanzenwelt. — Sie neigten ihre schlanken Häupter im Abendwind hin und her, als schüttelten sie die Köpfe da oben in ihrer Höhe über das kleine bleiche Menschenbild in der Tiefe, das sich an den Fuß ihres Stammes schmiegte. Sie sahen dort oben weithin über die Felder und sahen schon längst den schwarzen Fleck am Horizont auftauchen, bevor ihn das Mädchen da unten entdecken konnte. Die Vögel oben in den Zweigen riefen es herunter: „Er kommt," — aber sie verstand ihre Sprache nicht. —

Da endlich rasselte es heran, kam näher und näher — — — und fuhr vorbei! Maria riß ihr weißes Halstuch ab, sie winkte, sie rief. Vergebens,

der bleiche Kutscher, dem sonst Alles zuruft: „Geh' vorüber!" hielt nicht bei ihr an.

Umsonst wehte das Tuch in den Lüften — umsonst winkten zwei glänzend weiße Arme über den Zaun. Der Leichenkutscher fuhr seine Straße weiter und schaute nicht um.

„Er zürnt noch, — morgen wird er nicht mehr zürnen," sagte Maria und ein geisterhaftes Lächeln verklärte das thränenfeuchte Gesicht, wie wenn die Sonne in den Regen scheint. Dann kehrte sie sich ab und ging langsam dem Hause zu.

In der untern Stube hatte der Vater ein Wandschränkchen, das er immer verschlossen hielt. Es waren Pflanzensalze, seltene Samenarten und allerlei Chemikalien darin, wie sie die Gärtner brauchen. Sie ging in des Vaters Schlafstube, wo der Schlüssel über dem Bett hing, holte diesen und kramte lange in dem Schränkchen. Dann schloß sie es wieder zu, trug den Schlüssel an Ort und Stelle zurück und ging auf ihr Zimmer.

Das Mädchen kam und fand sie schreibend: „Wollt Ihr nicht vespern?" fragte es.

„Nein — aber bring mir ein Glas Wasser — ich habe Durst!" bat Maria.

Das Mädchen brachte das Wasser und wollte warten bis Maria getrunken.

„Stell es nur dahin — ich nehme das Glas nachher selbst mit hinunter. Geh!" sagte Maria.

Nach einer halben Stunde fiel etwas aus dem Mansardenfenster in den Hof herab und zerbrach klirrend in Stücke.

„Jetzt hat sie das Glas zum Fenster hinausfallen lassen," schalt unten die Magd.

Gleich darauf kam Maria herunter und hatte zwei versiegelte Briefe in der Hand.

Sie trat unter die Küchenthür und suchte das Mädchen. „Geh' schnell hinüber zum Bildhauer und sieh nach, ob der Geselle, der Anselmo, noch nicht wieder da ist? Und wenn er da ist, so soll er gleich zu mir herüber kommen!" Sie sprach in einem eigenthümlich kurzen Ton, den das Mädchen nicht an ihr kannte. Es schaute sie verwundert an:

„Jesus! wie seht Ihr aus — ist Euch nicht gut?"

„Mir ist gut! Geh' nur, geh'!" die Magd eilte fort, — es war ihr nicht geheuer.

Maria ging in den Hof, sammelte die Scherben des Glases und vergrub sie in die Erde. Dann kam sie wieder herein, setzte sich in die Stube und wartete. Es war so still und heimlich in dem einsamen Haus. Die Abendsonne schien durch die kleinen Vorhänge herein, die Fliegen summten auf dem Tisch um die Brosamen, die Wanduhr tickte unabläßig, aber der Zeiger ging langsamer als die Zeit.

Endlich glitt ein Schatten am Fenster vorbei und gleich darauf trat Anselmo ins Zimmer: „Maria, Du hast mich rufen lassen. Das Mädchen traf mich

gerade auf dem Weg zu Dir — ich bin soeben zurückgekommen — — — heiliger Gott, Maria, wie bleich bist Du? Ein Marmorbild!"

„Es ist nichts, lieber Anselmo, das geht vorüber bis morgen! Anselmo, ich wollte Abschied von Dir nehmen, ich verreise morgen," — sagte sie lächelnd.

„Ich hörte so was auf dem Herweg — das ganze Todtenviertel ist voll davon — aber — Maria — ich glaub's nicht!"

„Warum nicht?"

„Das thust Du Walther nicht an — ich kenne Dich besser!"

„Und wenn ich es Dir nun selbst sage!"

„So glaub' ich's nicht. Und wenn ich Dich mit meinen eigenen Augen zu dem vornehmen Herrn in den Wagen steigen sehe — ich glaubte es doch nicht — Du bist keiner Treulosigkeit fähig!"

„O, so kann der an mich glauben, der mich nicht liebt und der, welcher mich liebt" — sie vollendete nicht; Anselmo war schmerzlich zusammengezuckt bei diesen Worten. Er preßte die Hände aufs Herz, als wolle er etwas sagen, dann bezwang er sich und an der gesenkten Wimper perlte eine einzige stumme Thräne. Die Strahlen der Abendsonne brachen sich funkelnd darin und es war als fiele ihr Glanz auf etwas, das Marien bisher im Dunkel verborgen war und ihr nun plötzlich hell wurde. Sie betrachtete den stillen und bescheidenen Freund mit tiefer Wehmuth, und legte sanft die Hände auf seine Schulter: „Treue, reine Seele! Sag' mir, hast Du einen Wunsch, den ich Dir erfüllen kann?"

„Warum frägst Du mich das?"

„Ich möchte Dir gern eine Freude machen — jetzt in diesem Augenblick!" — Anselmo faltete die Hände und kämpfte einen Augenblick mit sich selbst; dann sagte er leise und schüchtern mit erglühenden Wangen: „Ich hab' nur einen Wunsch auf der Welt und den wirst Du mir nie erfüllen!"

„Warum nicht! Was Du wünschest, kann ich immer gewähren; denn Du kannst nichts Unrechtes begehren! Sag es Anselmo!"

„Wenn — wenn ich Dich einmal modelliren dürfte! Aber, Maria, das müßte Nachts geschehen, heimlich in Deinem Zimmer, denn Du weißt bei Tage hab' ich keine Zeit. Ich gehöre meinem Principal wie ein Leibeigener. Wenn die Magd es ausplauderte oder er es irgendwie merkte, er würde mir das Modell wegnehmen und es für sich ausführen. Du siehst also, es geht nicht — Du kannst mich nicht Nachts in Dein Zimmer lassen, das würde sich nicht schicken und anders ist es nicht zu machen!"

„Es ist zu machen! Heute Nacht sollst Du mich modelliren und das Werk soll Dir Glück bringen. Gott sei Dank, daß ich doch einem Menschen etwas Gutes thun kann!" Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in Thränen aus. Anselmo zog ihr die Hände herab und hielt sie zitternd in den seinen: „Ich habe keine Worte — ich weiß nicht wie Dir danken! — das Glück kommt so unverhofft — Maria! was ist mit Dir?"

Maria schwankte und mußte sich setzen, kalter Schweiß bedeckte ihre Hände und ihr Gesicht. —

„Maria! Du bist krank — ich will den Arzt holen!"

„Um Gotteswillen nicht!“ — Sie lächelte, es war ein seltsames, gezwungenes Lächeln. „Ich versichere Dich, es geht vorüber — es ist nichts! Aber die Zeit drängt, ich habe eine große Bitte an Dich: „Lieber Anselmo, suche Walther auf und bring ihm diesen Brief. Es hat, während Du fort warst, ein Mißverständniß zwischen uns stattgefunden — o wärst Du dagewesen — mit Dir verließ mich mein guter Geist“ — sie stockte, eine zitternde Unruhe befiel sie, ihre Rede wurde immer hastiger: „Wenn Du ihn findest vor Nacht, so bring ihn noch her — wo nicht — so erwarte ich Dich allein!“

Sie gab ihm den Brief: „Und diesen“ — sie zog den zweiten hervor — „den bewahre treu bis morgen, dann gib ihn dem Grafen. Lebewohl — und habe Dank — für Alles — — Du Bester der Besten!“

„O Gott! was soll das — was ist denn zwischen Euch geschehen? Du machst mir bange!“

„Morgen wird uns Allen wohler sein. Frage nicht — eile Anselmo, es ist dringend!“

„Verlaß Dich darauf — ich verliere keinen Augenblick — auf Wiedersehen!“ Und hinaus eilte der treue Mensch wie auf Flügeln.

Maria schleppte sich die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Dort schrieb sie mit zitternder Hand auf ein Blatt Papier, das auf dem Tisch lag, die Worte: „Ich bitte, daß Niemand den Bildhauer Anselmo hindert, meine Leiche zu modelliren! Maria.“

Dann warf sie sich auf ihr Bett und vergrub das Gesicht in die Kissen, als wolle sie selbst vor dem Unsichtbaren ihre Schmerzen verbergen. —

* * *

Von einer unerklärlichen Angst getrieben, eilte Anselmo über den weiten Wasen hin zum Leichenkutscher. Es war, als brenne ihn der Brief, den er auf der Brust trug bis ins Herz hinein. Aber Walther war nirgend zu finden. Er ging in die Remise der Todtenwagen, sie war leer. Er suchte im Stall, die Rappen waren besorgt und standen allein an den gefüllten Krippen — kein Mensch war zu sehen. Anselmo ging ins Haus zu dem alten Principal Walthers.

„Er wird wohl auf dem Berg herumschweifen; seit gestern ist er wie verwandelt, es muß ihm ein Unglück geschehen sein, der verschlossene Mensch spricht ja nicht!“ sagte der Alte. „Dort hinüber lief er“ — und er deutete nach dem nächsten Berg.

Anselmo war in Verzweiflung: „In Gottes Namen, so muß ich ihn suchen!“ Mit Windeseile erreichte er den Wald, der sich an der Bergwand emporzog und stieg bis zum Gipfel. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, sein Herz schlug hörbar, mit jeder Viertelstunde wuchs die Angst — es wurde immer später, immer dunkler und Maria wartete vergebens. Die Anhöhe war erreicht; Anselmo konnte von oben herabsehen auf das dämmernde Thal. Von allen Seiten umsauste der Wind den einsamen Vorsprung, auf dem er stand. Er rief Walther's Namen weithin, zurück in den Wald und in die Ebene — vergebens. Da drüben lagen sie, die trauten Stätten, wo sie zu weilen pflegte, der Gottes-

acker und weiter drüben so friedlich im Grünen das Gärtnerhaus. Vielleicht schaute sie jetzt in Bangen nach ihm aus, ob er ihr nicht den Geliebten bringe, den sie erwartete — und er, der Unselige, er konnte sein Wort nicht erfüllen, weil er ihn nicht fand. —

Man vernahm ganz deutlich die Glocken von unten herauf. Es läutete den Feiertag aus und er hörte die Glocke der Todtenkapelle durch alle hindurch. Er strengte unwillkürlich seine Augen an, ob er Marien nicht aus dem Abendgottesdienst kommen sähe — im Garten — oder am Fenster. Man konnte ganz gut die Leute unterscheiden, die da unten winzig klein vorüberglitten.

Jetzt — jetzt kamen ein paar Gestalten vom Kirchhof her — auf das Gärtnerhaus zu. Das war aber nicht Maria, das war als ob's die Magd sei und neben ihr, die Hände auf der Brust übereinandergelegt, eine untersetzte schwarze Gestalt, würdevoll aber eilig dahin schreitend. — Barmherziger Gott, — das war der Pfarrer, er ist geholt worden — und Mariens Bläße ihr unverkennbares Kranksein? — Der Pfarrer ist ins Haus getreten, — oben in Marias Mansardenfenster wird plötzlich Licht angezündet, — es ist sicher — sie wird versehen!

„Maria, Maria!" schreit Anselmo laut hinaus und ohne Weg und Steg von Stein zu Stein, von Abhang zu Abhang, durch Geröll und Gestrüpp springt er den Berg hinunter, geradeaus. — Athemlos, hundertmal stürzend und sich wieder aufraffend mit blutenden Händen und zerrissenen Kleidern gelangt er zur Tiefe und weiter geht der rasende Lauf über die Felder, über die Hecken und Gräben, immer auf dem kürzesten Weg. Das Haus ist offen, niemand ist in dem untern Flur — er braucht nicht zu fragen — ohne anzuhalten fliegt er die Treppe hinauf — ohne zu klopfen reißt er die Thür auf: das Zimmer ist hell erleuchtet — auf dem Boden knieen ein paar Gestalten, zwischen denen er sich durchwindet, der Geistliche steht über das Bett geneigt — er hat soeben die heilige Handlung vollendet und macht das Zeichen des Kreuzes über sie — auf dem Bett liegt Maria — im vollen Lichtschimmer, still, bleich — mit gebrochenen Augen. Nur einzelne Athemzüge heben noch in langen Pausen ihre Brust. Das Sehvermögen ist noch vorhanden, wie der Bildhauer vor die geradeausgerichteten Augen tritt, fliegt ein Lächeln über ihr Gesicht und die erlahmte Hand macht eine leise Bewegung nach der seinen. Er faßt sie sanft, Eiseskälte zieht von ihr durch seinen ganzen Körper — er sinkt still an dem Bett nieder und trinkt mit fiebernden Lippen den feuchtkalten Hauch, den Niederschlag des Todes, von den zarten Fingern.

Die Athempausen werden immer länger — heiliges Schweigen ist im Zimmer, der Geistliche betet leise die Sterbegebete — die Hand der Todten ruht friedlich in der des Bildhauers, — schon zählt es nach Minuten, daß kein Athemzug mehr kam, Alles lauscht regungslos — nun kommt keiner mehr — es ist überstanden! Eine wundervolle Verklärung ergießt sich über die Leiche — das Lächeln, mit welchem sie den Bildhauer empfing ist geblieben. — —

In stummem Gebet lag Anselmo auf seinen Knieen, die Stirn auf die Hand der Todten gedrückt. Er hörte nicht, was um ihn her vorging. Ihm war, als schaffe man einen schweren Körper fort, — es war der unglückliche Vater, der

zusammengebrochen. Dann war es wieder, als käme ein fremder Schritt herein, als sänke etwas neben ihm auf die Knie und athme schwer, fast auch wie ein Sterbender. Es kümmerte ihn nicht, er rückte nicht von der Stelle, die Todte hielt seine Hand — er hatte das erste Recht. Schwer rang der, welcher neben ihm kniete. — Anselmo fühlte, es war ein großer Schmerz, der da ein Menschenherz zerfleischte — er machte endlich aus Mitleid ein wenig Platz, daß der Andere auch heran konnte, aber er blickte nicht auf.

Leute gingen ab und zu, leises Schluchzen bald näher, bald ferner — Durcheinanderflüstern vieler Stimmen. Alles zog wie im Halbschlaf an den Beiden vorüber, die da knieten, als sei rings die Erde um sie hinuntergebrochen und sie klammerten sich nur an dieses eine Stück, das sie noch über dem Abgrund hielt.

Stunden mochten vergangen sein; da hörte Anselmo den Unbekannten sich erheben und leise mit einem Neueintretenden sprechen. Dann war ihm, als würde sein Name genannt.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er blickte auf. Ein hochgewachsener Mann stand neben ihm, Todesblässe bedeckte das edle Gesicht und die Augen waren geschwollen vom Weinen. — Anselmo fühlte instinctiv, es war der, welcher die ganze Zeit neben ihm gekniet, es war der Graf.

Anselmo erhob sich und gab ihm keines Wortes mächtig den Brief Mariens.

Der Graf drückte das Blatt an die Lippen — sein ganzer Körper erbebte.

Er reichte Anselmo einen Zettel, der auf dem Tisch gelegen. Es waren Mariens letzte Zeilen.

„Jetzt, Künstler, geh' an Deine Arbeit!" sagte der Graf feierlich und verließ das Zimmer.

„An die Arbeit — Künstler!" war es ein Mensch oder ein Gott, der ihm das zugerufen? Anselmo wischte sich Stirn und Augen.

Da lag das schönste Gebild, das die Natur je hervorgebracht, die schönste Offenbarung, die je ein Künstlerauge geschaut — und ihm ward die Aufgabe, dies göttliche Weib wieder zu schaffen — umzubilden aus dem vergänglichen Stoff in den unvergänglichen!

Da stand es, das furchtbare Wort — „meine Leiche zu modelliren" — sie hat es erlaubt und der Fremde, der gewaltige Mann, es befohlen! Aber darf er diesem Befehl folgen, darf er, der Schüler, sich solchen Werkes unterfangen — an das der *Meister* selbst mit ehrfurchtsvoller Scheu herantreten würde, sich fragend: „*Kann* ich das?"

Und wenn er es auch als Künstler vermöchte — wird er es als *Liebender* können? Wird er vor Thränen den Blick zu ihr erheben können, den kalt unterscheidenden, prüfenden Blick, der mit ruhiger Erwägung das göttliche Geheimniß der Schönheit erforscht und in seine Bestandtheile zerlegt? Wird er die sichere Hand haben, diese Bestandtheile wieder zusammenzufügen zu einem großen lebenathmenden Ganzen? Wird sie nicht zittern, diese blutende Hand, die sich auf dem pfadlosen Wege zu ihrem Sterbebett wund geritzt, jene heiligen Formen auf denen so oft sein Auge mit andächtiger Bewunderung geruht, mit der haarscharfen Präcision des Geometers auszumessen? Denn kein Kunstwerk,

sei's auch geglüht an der Flamme der brünstigsten Begeisterung, kann geschaffen werden, ohne die kalte Berechnung der Form?

Zitternd steht er vor der Leiche und vor der Aufgabe, die ihm geworden im heiligsten Kampf mit sich selbst, — mit dem tödtlichen Schmerz in der Seele und mit dem bangen Verzagen an seiner künstlerischen Kraft. Und dennoch — welch' erhabener Trost, das geliebte Bild, das wir der Erde zurückgeben müssen, der Vernichtung zu entreißen und es im Werke der Kunst zu erhalten für die Welt der ewigen Schönheit! —

Wie er es so betrachtete, das wundervolle verklärte Angesicht mit der marmorweißen Stirn, auf der die Majestät des Todes in ihrem ganzen classischen Frieden thronte, da sagte er sich: „Und das soll vergehen? — Nein — es kann — es darf nicht sein! Wag' es denn, Schüler, da kein Besserer zur Stelle. Und schafft der Meister sonst das Werk, so schafft hier vielleicht das Werk den Meister!

„Muth, armer Verlassener! Diese Arbeit sei Deine Todtenfeier und jeder Meißelschlag, den Du einst thun wirst, sei ein Herzschlag der Liebe!" Er neigte sich schluchzend über die Leiche und küßte sie noch einmal auf die Stirn. „Und nun schärfe Dein Auge und wische die Thräne hinweg! Dringe ein in die Wunder dieser Schönheit und während Deine Seele um sie weint, wird die Todte wieder auferstehen unter der schaffenden Hand, und Du wirst sie jubelnd begrüßen, denn so ist sie Dein!"

Ein Strahl der Freude flog über das edle, bleiche Gesicht. — Er raffte sich auf und eilte von dannen, um das Handwerkszeug für die große Arbeit zu holen.

In kurzer Zeit kehrte er zurück. Er errichtete einen Schragen gegenüber der Leiche, darauf breitete er die Thonmasse aus, und nun begann das Werk. Von diesem Augenblick an war sein Auge trocken, sein Blick frei. Er fühlte nichts mehr als die Größe seiner Aufgabe und Liebe und Schmerz, Hoffen und Zagen, Alles was sein Herz erfüllte, es drängte sich zurück ins Innerste seines Seins und sammelte da seine Kraft zu einer einzigen gewaltigen Anstrengung: Leben zu geben der seelenlosen Materie, süßes, wonniges — und höchstes Schmerzensleben wie er es an ihr gekannt, da sie noch athmete und wie es jetzt vor ihm lag, noch lieblich selbst in der Versteinerung des Todes. Was er je geahnt und träumend vorempfunden von Schöpferkraft und Schöpferlust, das war jetzt Wahrheit geworden; denn wo wäre der Künstler, den der Augenblick des Schaffens nicht hinaushöbe über alle Erdenzeit und ihn, im Zusammenhang mit dem Unvergänglichen, den Schmerz um das Vergängliche vergessen ließe?

Die Stunden flogen dahin. Mit jeder Minute erspähte das Auge ein neues Geheimniß der Schönheit und mit Sehergabe tastete sich der blinde Finger der Spur des raschen Blickes nach, und wo die Spur ging, da war ein lieblicher Zug in den weichen Thon gegraben und das Geheimniß mit sicherem Griff in die Form gebannt. Da lag es — als unwandelbares Gebild, das reine Antlitz mit dem nie ersterbenden Lächeln der alten, ewig jungen Götter auf den Lippen. — Es war gerettet, war der Vernichtung entrissen, der es in wenig Stunden verfallen sollte. —

Und immer kühner und sicherer wird er. Immer rascher lernen die Muskeln, der feinsten Formenempfindung zu folgen. Unter seiner Hand rundet sich die jungfräulich schwellende Brust, formen sich die weichen Glieder. — Er weiß nicht mehr, ist sie es selbst, ist es das todte Material? Das schmiegt sich, das fügt sich anmuthig dem sanften Druck, — die ganze Arbeit wird zur Liebkosung, — ein Wonneschauer durchrieselt ihn, der kalte Thon erwarmt unter der schmeichelnden Berührung, das Herz fängt an zu pochen, laut, daß er's hört, er denkt nicht daran, daß es sein eigenes ist. Er legt die Hand darauf, ja es klopft wahrhaftig, — er weiß nicht mehr, daß es die Pulse in seinen eigenen Fingern sind! Und jetzt — jetzt färbt sich der bleiche Thon rosig, die ganze Gestalt flammt auf in purpurner Gluth — sie lebt — sie athmet! Mit einem Freudenschrei stürzt der Künstler zu Boden, — — — das Morgenroth scheint herein und beleuchtet das vollendete Werk!

* * *

Als Anselmo erwachte, lag er im untern Stock auf dem Bett des Gärtners. Neben ihm stand der Graf, zu Häupten des Lagers der Arzt. Auf dem Kopf hatte er Eis liegen.

Im Augenblick, wo er die Lider öffnete, hörte er den Arzt sagen: „Es ist ja kein Wunder! Wer in einer Nacht solch' ein Werk geschaffen, dem kann schon eine Ader springen."

Es war, als gäbe ihm dies Wort alle Kraft zurück — er hob den Kopf und sah die Herren an. Der Graf beugte sich liebevoll über ihn.

„Sind Sie zufrieden mit meiner Arbeit?" war Anselmo's erste Frage.

„Zufrieden?" sagte der Graf; „Sie haben ein Wunder vollbracht — und Sie fragen, ob man zufrieden sei?"

Anselmo setzte sich auf und glitt mit den Füßen zur Erde. Ein heftiges Zittern überlief ihn.

„Ist das wahr — ist's möglich? Könnte — könnte ich wirklich ein Künstler werden?"

„Sie sind es schon!" rief der Graf. — „Doctor, hab' ich nicht recht?"

„Ja, bei Gott, das ist eine merkwürdige Leistung!" sagte der Arzt.

Da schlug der arme verkannte, verachtete Geselle die Hände vors Gesicht und weinte. Alle die lang getragene Knechtschaft, all' die hoffnungslose Entsagung, all' das bescheiden verschwiegene bittere Weh eines ganzen Lebens, es löste sich in der verschlossenen Seele und ergoß sich in diesen Thränen.

Der Arzt ging hinaus, um seine Rührung zu verbergen.

Der Graf stand geduldig neben ihm.

„O verzeihen Sie mir — ich bin recht ungeschickt —" sagte Anselmo und versuchte, sich zu fassen.

„Weinen Sie nur! Wohl dem, der noch weinen kann! Sie sind der Glücklichste von uns."

Anselmo blickte erstaunt auf.

„Ja," fuhr der Graf fort, „der Glücklichste und der Reichste: Maria's Tod hat einen neuen Menschen aus Ihnen gemacht — mich hat er vernichtet! Die

Welt hat nur noch ein einziges begehrenswerthes Gut für mich, und dies mir zu geben, steht allein in Ihrer Macht. Das Modell, das Sie heute schufen, wäre Alles, was ich noch auf Erden zu besitzen wünschte. — Welchen Preis fordern Sie dafür?"

„Herr Graf, wenn es Ihnen Freude macht — so gehört es Ihnen — ich habe ja kein Recht darauf!" sagte Anselmo mit niedergeschlagenen Augen.

„So! Also — Sie schenken es mir?"

„Ja, Herr Graf!" sagte Anselmo erbleichend.

„Und Sie wollen gar nichts dafür, — haben keinen Wunsch an mich?"

„O nein, Herr Graf — ich bin ja so glücklich, daß es Ihnen gefällt. Das ist mehr, als ich je gehofft!" Und Anselmo's Augen füllten sich aufs Neue mit Thränen.

Der Graf ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Anselmo stehen.

„Mariens letzter Brief hat Sie mir ans Herz gelegt. Ich habe die Absicht, für Sie zu sorgen. Sie haben mir aber soeben in Ihrem Werk ein Geschenk gemacht, das kein König lohnen kann — ich bin Ihnen gegenüber ein armer Mann! Ich kann Ihnen nur zwei Dinge als Gegengeschenk bieten — einen väterlichen Freund und die Mittel zur Ausbildung Ihres Talents. Das Letztere biete ich dem Künstler — das Erstere dem Menschen, denn — Sie sind ein seltener Mensch!"

Er trat ihm näher und flüsterte ihm ins Ohr: „Sie sind nicht nur der Glücklichste und der Reichste, Sie sind der Größte von uns Allen! Auch Sie liebten Marien — und nicht minder, als wir Alle und Sie sind der Einzige von uns, der schweigend litt und nichts von ihr verlangte!"

Anselmo zuckte zusammen: „Herr Graf — wer sagte Ihnen das Alles?"

„Ihr Werk!" erwiderte der Graf — „denn das kann nur die Liebe!"

Er breitete die Arme aus: „Jüngling — ich liebe Dich um Deiner Entsagung, Deiner stillen Größe willen. Einsam wie ein Abgeschiedener werd' ich fortan durchs Leben gehen; willst Du meinen freudlosen Pfad mit mir wandeln, willst Du Dein Geschick in meine Hände legen? Dann hab' ich noch eine Aufgabe, für die zu leben es sich lohnt!"

Da sank der Ueberraschte, keines Wortes mächtig, dem Retter zu Füßen. Der aber hob ihn mit starker Hand empor und zog ihn an seine Brust.

„Maria!" war Alles, was Anselmo's Lippen in diesem Augenblick zu stammeln vermochten.

Der Graf hatte den Arm um die schlanken Schultern des Jünglings geschlungen: „Ja, — Maria!" sagte er leise und blickte gen Himmel, „das soll fortan unser gemeinsames Gebet sein!"

In dem Augenblick ward eine Gestalt vor dem Fenster sichtbar, — ein verstörtes Antlitz mit zwei dunkeln Augen schaute herein — dann verschwand es wieder.

Der Graf fuhr zurück wie vor einem Gespenst und biß sich die Lippen: „Das war er, sicher!" murmelte er vor sich hin. Anselmo verstand ihn und nickte: „Er war's!"

„Geh' hinaus, Anselmo, sag' ihm, daß ich für seine Zukunft sorgen will. Er soll Dir nur mittheilen, auf welche Weise es zu geschehen hat — aber sehen will ich ihn nicht — nie!" setzte er mit finsterer Stirn hinzu.

Anselmo schüttelte den Kopf. „Wie ich den kenne, nimmt er nichts von Ihnen an! Aber ich will es ihm sagen, — ich habe ohnehin einen Brief, ein heiliges Vermächtniß für ihn!" Anselmo ging hinaus. Walther hatte sich scheu hinter das Haus zurückgezogen, als er die Thür gehen hörte. Jetzt standen sich die beiden Jünglinge gegenüber.

„Walther, Du armer, unseliger Freund," sagte Anselmo und reichte ihm die Hand. Walther konnte nicht sprechen — er stand da, wie vor einem unsichtbaren Richter. Die brennenden Augen starrten thränenlos vor sich hin.

„Walther, was brütest Du?" frug Anselmo; „das ist nicht gut! Es wäre besser, Du weintest."

Walther schüttelte den Kopf; sie gingen, ohne es zu merken, der Stelle zu, wo die Liebenden sich immer getroffen. Die hohen Pappeln winkten von Weitem und schienen zu fragen: „Wo bleibt sie?" Die Amsel flog aus dem Busch auf, die sie so oft mit einander belauscht, und schaute aus nach der lieblichen Gestalt, die sonst mit der Morgenröthe hier erschien. Alle Blumen, die ihre Hand getränkt, alle Vögel, alle rauschenden Zweige schienen zu fragen: „Wo ist sie?"

Plötzlich gewahrte Walther, an welchem Fleck sie angelangt: „Anselmo, hier hat sie noch gestern gestanden und mir gewinkt und gerufen — und ich bin vorbeigefahren und hab' gethan, als hörte ich's nicht — und hab' sie stehen lassen mit dem Tod im Herzen! Ach — ach — wer jemals, seit Menschen lieben und leiden, solches Weh gefühlt, der komme und zeige mir's —!" Und laut aufschreiend, wie der zum Tod getroffene Hirsch, warf sich der Unglückliche mit Gesicht und Händen in den dornigen Zaun, als könne er noch einen Fetzen ihres Gewandes darin erhaschen und die Entschwundene daran fest halten. Die Blätter und Zweige der Hecke färbten sich roth von seinem zerrissenen Gesicht und das schwarze Haar blieb dazwischen hängen wie dunkles Gespinnst; aber der Quell der Thränen wollte nicht fließen, und das fieberglühende Auge irrte unstät wie das eines Verbrechers.

„Anselmo, Du weißt nicht, was geschehen. Ich habe an ihr gezweifelt und sie von mir gestoßen, die für mich gestorben ist. Ich hätte sie vielleicht von ihrem Entschluß abbringen können, wenn ich noch gestern mit ihr gesprochen hätte! Und ich ließ sie rufen und winken und sich — tödten — und lief wie ein wildes Thier in den Wäldern umher, während sie den letzten Seufzer aushauchte — für mich! Anselmo, wer hat je ein größeres Verbrechen begangen? Wer einen himmelschreienderen Mord? Anselmo, tritt mich, schlag' mich wie einen Hund, bis ich todt liegen bleibe, und dann wirf mich auf meines Vaters Anger — denn Besseres verdien' ich nicht."

Anselmo legte dem Rasenden die Hand auf die Schulter: „Zerfleische nicht Dein Herz — Du mußt Dich ehren um ihretwillen, denn sie hat Dich geliebt! — Wenn Du Dich so tief herabsetzest, erniedrigst Du sie mit. Sie fand Dich werth, für Dich zu sterben! Achte sie in Dir — und denke besser von Dir selbst."

Walther stand auf und wischte sich das Blut von dem zerfetzten Gesicht: „Du hast Recht," sagte er gefaßter. „Aber wie soll ich's tragen? Anselmo, was beginnen? Wenn ich ihn auch tödte, ihn und mich, was nützt es, was sühnt es?"

„Um Gotteswillen, was brüteſt Du? Mordgedanken! Verbrechen auf Verbrechen?" rief Anselmo; „Du bist wahnsinnig, Unglücklicher! Hier, hier ist ein Talisman, der Dich, so Gott will, retten wird — lies diesen Brief, mit dem ich Dich gestern vergebens aufgesucht. Lies ihn, und ihr Engelsgesicht wird wieder vor Dir auftauchen und die finstern Mächte bannen, die Dich erfaßt haben!"

Und er gab ihm den Brief.

Walther setzte sich auf den Stein, auf dem er so oft mit ihr gesessen; Anselmo stellte sich neben ihn und sie lasen:

„Geliebter! Komm' mit dem Brautwagen und hole die Braut. Es gibt kein anderes Mittel, Dir meinen Eid zu halten, als Dies. Ich bin von allen Seiten umstellt wie ein Wild — ich habe keinen Ausweg, als den Tod! Aber ich weiß, Du wirst mich lieber todt sehen als untreu! Schilt mich nicht wegen der raschen That. Ich habe keine Zeit zu verlieren, was geschehen soll, muß heute geschehen, wo ich noch unbewacht bin — — morgen ist es zu spät! Sei getrost — es ist ja nun gekommen, wie wir es uns gelobt. Gern hätte ich noch einmal an Deiner Brust geruht, gern noch einen Kuß mit Dir getauscht — den letzten — aber Du fuhrst vorüber! Vielleicht findet Dich Anselmo noch und bringt Dich mir, bevor ich sterbe, wo nicht, so sage ich Dir hiermit Lebewohl!

Zürne dem Grafen nicht, er ist edel und groß, zu groß für uns arme schlichte Leute. Seine Liebe ist hereingefluthet wie eine Welle des Lebens auf unsern stillen Friedhof und hat eine Blume von einem Grabe hinweggespült, was kann er dafür! Morgen werdet Ihr Alle Frieden haben, und jeder Mißton wird gelöst sein.

Die Anderen werden sich trösten, Anselmo hat seine Kunst, der Graf seinen starken Geist, Macht und Reichthum — Du, mein armer Walther, hast nichts als mich — und ich weiß es, Du wirst mir bald folgen. Aber lege nicht Hand an Dich — warte geduldig auf die Erlösung.

Ich befehle meine Seele in Gottes Hand — er sieht ja in mein Herz und weiß, daß ich nichts wollte, als treu sein! Er wird mir verzeihen und seine Gnade wird bei uns sein in der schweren Stunde der Trennung.

Lebewohl, Du Armer!

Bis in den Tod Deine Maria."

Tiefe Stille lagerte über Feld und Garten, mittägliche Ruhe. Hoch oben in den Lüften zog eine wilde Taube über die ehrwürdigen Häupter der Pappeln hin. Ein leiser Südwind streifte die Locken der beiden Jünglinge, die da unten am Fuß der alten Riesenstämme lehnten. Walther hatte das Gesicht auf das beschriebene Blatt gelegt und weinte still. Er hatte den Trost der Thränen gefunden und segnender Thau des Himmels fiel von den bewegten Zweigen auf ihn herab und netzte das heiße Haupt, als weine da oben ein lichtes Auge Thränen des Mitleids über ihn.

* * *

Das Gärtnerhaus lag im Abendschein, äußerlich friedlich wie immer. Aber im Innern war ein geschäftiges Regen. Die Stunde kam, wo nach der Sitte des Orts die Leiche in das Todtenhaus geholt wurde. In der großen Stube des Erdgeschosses, hochaufgebahrt, lag Maria im weißen Brautgewand, den Myrthenkranz und Schleier im Haar, auf der Brust ein Kreuz. So hatte es der Graf gewollt. Rings um die Bahre stand ein Wald von Orangen und Myrthen, wie um einen Traualtar.

Hohe Candelaber brannten dazwischen.

Zu Füßen der Leiche lag eine kleine graue Büste. Es war der Kopf Walthers, den ihr einst als Kind Anselmo modellirt.

Man hatte ihn unter ihrem Pfühl gefunden; der Graf ließ ihn ihr in den Sarg legen — doch nur zu ihren Füßen.

Zunächst dem Katafalk kniete der Graf mit Anselmo, etwas weiter davon der alte Vater, von Reue und Schmerz zu Boden gebeugt. Ringsumher das Gesinde und die Nachbarn. Alle hatten Blumen gebracht; das Zimmer war voll Pracht und Duft.

Jetzt ertönte von drüben, vom Kirchhof her, das Todtenglöcklein — dasselbe, bei dessen Geläut sie sich einst Walther in kindlichem Spiel angetraut hatte. Das bleierne Trauringlein, das er ihr angesteckt, war noch an ihrem Finger. Niemand hatte es beachtet; Niemand ahnte, was es bedeutete. Nur der Bildhauer wußte es noch; aber der schwieg.

Mit dem Geläut der Glocken rollte es wie ferner Donner einher — der Bräutigam kam, die Braut zu holen.

Alles blickte auf. „Er ist's!" ging's schreckensbleich von Mund zu Munde.

Der schwarze Brautwagen hielt vor dem offenen Fenster.

Die Rappen waren spiegelblank und prächtig aufgeschirrt. Hoch oben, wie ein Fürst des Todes, thronte der Leichenkutscher im schwarzen Ornat. Bleich, unbeweglich wie von Stein, hielt er da draußen, und unter den zusammengewachsenen Brauen schauten zwei tiefe, stille Augen herein auf die geschmückte Braut.

Der Sarg ward geschlossen.

„In Gottes Namen!" sprach der Graf. Die Träger traten heran.

„Auf!"

Der Sarg schwebte empor. Im gleichen Schritt und Tritt trugen sie ihn hinaus.

Jetzt, mit dumpfem Geräusch, ward er in den Wagen geschoben. Der Leichenkutscher trieb die Pferde an, sie bäumten sich, sie wollten nicht vom Fleck — ein gewaltiger Ruck an den Zügeln, und dahin fuhr er mit seiner Beute, stolz, nicht rechts und links blickend, — — — was waren sie Alle gegen ihn, die da weinend nachgezogen?

Die Braut war sein!

— — — — — — — — — — —

Im Grafengrab, wo sie einst zu ruhen verlangt, schlief die Braut unter dem Stein, der prophetisch ihren Namen trug.

Drüben in seiner südlichen Heimath, unter dem blauen Himmel Italiens, meißelte Amselmo für den Grafen ihr Bild in carrarischen Marmor.

Hier im Norden aber war es Winter, tiefer Schnee deckte die Gräber, und die weißen Kreuze ringsum schienen von Eis zu sein.

Vor der verschlossenen Gitterthür des Grafengrabes saß früh Morgens eine Gestalt, mit dem Rücken an die Thür gelehnt, das Haupt zurückgebogen, mit geschlossenen Augen, ruhig und friedlich.

Der Todtengräber kannte den Schläfer — er fand ihn, seit Maria hier lag, jeden Morgen auf dem Grabe. Aber heute versuchte er vergebens, ihn zu wecken.

Eine erfrorene Amsel lag nicht weit von ihm. Die Winterkälte hatte sich seiner erbarmt und das brennende Weh mit eisiger Hand gekühlt. —

Friede war wieder über den Gräbern.

Ueber die Erhaltung der Gesundheit.

Von
Professor **W. Preyer** in Jena.

I.

Unter allen Wünschen, die das Menschenherz bewegen, ist der nach Erhaltung der Gesundheit ohne Frage der sehnlichste und am häufigsten wiederholte. Er bildet die Grundlage fast aller anderen Wünsche, weil diese alle stillschweigend seine Erfüllung voraussetzen. Freundschaft und Liebe, Reichthum und Macht, Kraft und Schönheit, Ansehen und Ruhm wird Niemand mit lebenslänglichem Siechthum erkaufen wollen. Lebenslängliche Gesundheit des Körpers und Geistes hat einen höheren Werth.

Dennoch ist der Wunsch, sie zu besitzen, vielleicht der bescheidenste unter allen möglichen Wünschen. Denn wenn der, welcher gesund ist, es bleiben, der, welcher es nicht ist, es werden möchte, dann wird dadurch Niemand geschädigt, vielmehr der Gesellschaft ein brauchbares Mitglied wieder zugeführt, wenn dem Schwachen Kraft, dem Verwundeten Heilung, dem Kranken Genesung zu Theil wird. Kranke sind fast immer Anderen lästig und ihre Erhaltung kostspieliger, als die Gesunder, weil diese arbeiten können, jene nicht. Auch weiß Jeder, daß diejenige Lebensweise arbeitender Menschen, welche für die Erhaltung der Gesundheit einzig taugt, nicht allein bei Weitem einträglicher, sondern auf die Dauer auch viel leichter durchzuführen ist, als die mit Erhaltung derselben selbst bei den besten Naturanlagen unvereinbare.

Und doch ziehen Tausende und aber Tausende gebildeter Männer und Frauen, die mit Recht ihres vernünftigen Handelns auf anderen Gebieten sich rühmen, aller Vortheile der höchsten Cultur sich erfreuen und weit davon entfernt sind, verschwenden, sich aufopfern, sich und den Ihrigen schaden zu wollen, vielmehr auf die Erhaltung der Gesundheit den größten Werth legen, das ungesunde Leben dem gesunden vor. Sonst pflegt man seinen Lieblingswünschen gemäß zu handeln, bezüglich der Gesundheit nicht. Jeder möchte gesund sein und bleiben, aber für die Erhaltung der Gesundheit Opfer bringen, das können nur Wenige, so lange sie gesund sind. Vielmehr steigt oft in besorgnißerregender Weise bei

jugendlichen Individuen das entnervende „Sichgehen-lassen", die Verachtung aller Gesundheitsregeln, das Verlangen nach starken Eindrücken, zerstörenden Genüssen, aufreibenden großstädtischen Vergnügungen, für welche selbst der vorzüglichste Organismus nicht eingerichtet ist.

Kommt nun, wie es bei dieser Lebensweise kaum jemals ausbleibt, früher oder später, nach wiederholten unbedeutenden Störungen des Wohlbefindens, Erkältungen, Kopfschmerzen und anderen vorübergehenden Unpäßlichkeiten eine ernstere Erkrankung, eine dauernde Nervosität, anhaltende Verstimmung und die schlimme Zeit des „Nichts-mehr-vertragen-könnens", dann wird nach allerlei äußeren, angeblich gefährlichen Einwirkungen als Ursachen gesucht. Alles andere wird dann eher, als jene ungesunde Lebensweise angeklagt. Da muß das Klima herhalten, in dem doch Andere sich wohl befinden und mit dem die Leidenden selbst bis dahin recht zufrieden waren oder nur vorübergehend ungünstige Witterung, Wind, Hitze, Kälte, Regen müssen die Schuld tragen. „Die Krankheit liegt in der Luft." Oft auch heißt es, allein die Nerven, die Lungen oder irgend welche andere rebellische Körpertheile seien an sich Ursache des Unheils, oder bei Jüngeren das Wachsthum allein.

Steigt das Unbehagen, hält es lange an, dann wird der Arzt, dem der Patient oft eine übermenschliche, beinahe allmächtige Kraft zuschreibt, consultirt, eine Badereise unternommen, um die Blutarmuth zu heilen, um die vergrößerte Leber zu verkleinern, um die Schwäche zu beseitigen. Viele glauben durch Gebet und Opferwilligkeit, Wallfahrten und Beichten die verlorene Gesundheit wieder gewinnen zu können. Doch sind in manchen sonst sehr hochstehenden Kreisen die Tröstungen der Kirche am Krankenbett in der neuesten Zeit weniger wirksam gefunden worden, als die Anwendung homöopathischer Arzneien, die Quacksalbereien und das „Besprechen" der Wunderdoctoren. Der Aberglaube hält hier dem Glauben die Wage.

Alle diese Mittel und Wege, die mannigfaltigen Störungen der Gesundheit zu beseitigen, welche das Leben verbittern und sogar unerträglich machen können, sind an sich niemals erwünscht. Es gibt Niemanden, der sich zum Vergnügen den Qualen einer ärztlichen Behandlung unterwerfen oder kasteien möchte und es sind bekanntlich ganz andere Freuden, als das regelmäßige reichliche Trinken der heilenden Wässer und das Baden, welche den Badecuren Reiz verleihen. Schließlich sind alle Curen, Luftveränderungen und sonstigen Bemühungen, die gestörte Gesundheit wiederherzustellen, nicht allein lästig, sondern auch unsicher. Glücklich und besonders bevorzugt erscheint schon aus diesem Grunde der, welcher gar keiner Kuren und gesundheitlichen Experimente bedarf, weil er die Ausbildung etwaiger Störungen seines Wohlbefindens von vornherein durch seine Lebensweise gewohnheitsmäßig verhindert, anstatt, wie jene anderen, die ausgebildeten Störungen mit einem enormen Aufwand an Zeit und Geld zu bekämpfen, und zwar oft ohne ihrer jemals ganz Herr werden zu können.

Wie muß man es anfangen, sich in jene beneidenswerthe Lage zu versetzen? Man muß zunächst über sich selbst nachdenken.

Wenn ich sehe, wie gerade in der civilisirtesten Gesellschaft, wo das Wissen und die Erkenntniß den höchsten Grad der Entwickelung erreichen, die für die

dauernde Erhaltung der Gesundheit schlechterdings nothwendige Lebensweise im Allgemeinen — sehr rühmliche Ausnahmen bestätigen die Regel — am wenigsten befolgt wird, dann fühle ich mich insofern etwas mitschuldig, als gerade diejenige Wissenschaft, welche hier das entscheidende Wort zu sprechen hat, und welche meinen Lehrberuf ausfüllt, die Physiologie, am meisten außerhalb ihrer Laboratorien und Hörsäle vernachlässigt wird.

Die Physiologie, welche der größte Naturforscher des Zeitalters die Königin unter den Wissenschaften genannt hat, sucht die Erscheinungen des Lebens zu verstehen. Sie ist es, welche alle Lebensvorgänge im Zusammenhang und im Einzelnen erforscht. Sie entdeckt den Ursprung und das Ende jedes Lebensactes im Großen wie im Kleinen. Sie muß also die Bedingungen der Lebensfunctionen feststellen, unter denen allein dieselben ohne Störung, unter denen sie normal ablaufen. Dauernde Störungen irgend einer physiologischen Function sind Störungen der Gesundheit. Nur bei ungestörtem Ablauf aller physiologischen Functionen kann die vollkommene Gesundheit bestehen, die Harmonie des Organismus mit sich selbst und seiner Umgebung erhalten bleiben, die Uebereinstimmung des Menschen mit der Welt, das größte Glück, die wahre Zufriedenheit erzielt werden.

Somit ist jeder gebildete Mensch verpflichtet, von den wichtigsten Functionen seines Körpers einige Kenntniß sich zu erwerben. Jeder muß wissen, welche allgemeinen Bedingungen für den normalen Ablauf seiner Lebensvorgänge nothwendig und hinreichend sind. Ganz unerläßlich ist es aber sich genauer über die Lebensvorgänge im Menschenkörper zu unterrichten, wenn man für die Erhaltung der Gesundheit wirken will. Denn im Grunde ist alle Gesundheitspflege praktische Physiologie, sofern sie die physiologischen Lebenserscheinungen im Gegensatz zu den pathologischen im Gang erhalten will. Ich kann hier nur die allgemeinen physiologischen Functionen namhaft machen und einige ihrer Beziehungen zu einander andeuten, um dann zu zeigen, wie wenig in den wichtigsten Punkten im gewöhnlichen Leben ihnen entsprechend verfahren, wie wenig Rücksicht auf die Fernhaltung von Störungen, also auf die Gesundheit genommen wird.

Die Lebensvorgänge, deren normale Inganghaltung die Gesundheitslehre erstrebt, zerfallen in drei Gruppen. Wir unterscheiden die Functionen des Stoffwechsels, die des Kraftwechsels und die des Formenwechsels.

Den Anfang macht die Blutbewegung im Herzen, das als punctum saliens schon im bebrüteten Ei das Auge fesselt, lange ehe der Körper gegliedert, ja nur gebildet ist und das noch zu Ende des Lebens sich 30 bis 40 Millionen Mal im Jahre zusammenzieht und ausdehnt. Das Herz ist recht eigentlich unsere Lebenspumpe, die nicht nur immer in gutem Stande sein, sondern auch immer arbeiten muß. Denn wenn das Einpumpen des venösen Blutes, welches vom Körper herkommt in die Lunge, und das Auspumpen des arteriellen Blutes, welches von den Lungen herkommt in den Körper, wenn die Thätigkeit der combinirten Saug- und Druck-Pumpe, die wir im physiologischen Sinne das Herz nennen, nur wenige Minuten unterbrochen würde, dann wäre der Tod die unausbleibliche Folge, wenigstens beim Menschen. Ein starkes Herz bildet die

Grundbedingung des Gesundseins. Bei einem fehlerhaften oder anhaltend kranken Herzen ist Gesundheit des übrigen Körpers unmöglich.

Man braucht sich, um dieses einzusehen, nur die Bewegung des Blutes zu vergegenwärtigen. Die Arterien oder pulsirenden Schlagadern sind mit Blut so angefüllt oder vielmehr überfüllt, daß ihre elastischen Wandungen einen starken Druck auf das Blut ausüben und es zwingen, durch die sehr engen in allen Theilen des Körpers, außer der Oberhaut mit den Haaren und Nägeln, reichlich vorhandenen höchst fein verzweigten Haargefäße oder Capillaren hindurch in die Venen einzuströmen. In einem verzweigten Röhrensystem fließt Wasser stets vom Punkte größeren Seitendrucks zu dem Punkte geringeren Drucks bis überall derselbe Druck herrscht. Geradeso das Blut in dem elastischen Röhrensystem des lebendigen Körpers. Hier kommt es aber vor dem Tode zu keiner Ausgleichung, weil das Herz fortwährend in die schon vollen Arterien neues Blut hineinpreßt. Daher der Puls nach jedem Herzschlag, daher das Spritzen des Blutes beim Anschneiden einer Arterie, und daher die Einrichtung, daß in gleichen Zeiten genau so viel Blut durch die Haargefäße von den Arterien zu den Venen hinüberfließt, wie das Herz in die Arterien einpumpt. Wäre es anders, würde das Herz einmal ruhen, eine große Ader verstopft, dann müßten Stauungen eintreten, der Blutkreislauf, diese Grundlage des Stoffwechsels, würde unterbrochen, Lebensgefahr und Tod wären die Folge.

Weshalb für die Erhaltung der Gesundheit diese ununterbrochene Strömung des Blutes nothwendig ist, ergibt eine Betrachtung seiner Leistungen während des Umlaufs. Die auffallendste Veränderung, die es erfährt, betrifft seine Farbe. Sowie das dunkelrothe Blut aus den Venen von der rechten Herzkammer in die Lungen gepumpt worden, wird es hellroth und zwar durch die Einathmung und lockere Bindung des Sauerstoffgases aus der atmosphärischen Luft seitens des rothen Blutfarbstoffs oder Hämoglobins. Dieses ist, wenn es sich mit dem Sauerstoffgas nach bestimmten Verhältnissen vergesellschaftet hat, hellroth, sonst dunkelroth, wie man besonders am Blute Erstickter wahrnehmen kann, denen der Sauerstoff fehlt. Hellroth strömt also beim Gesunden das Blut in das linke Herz, von welchem es dann in die Aorta und die übrigen Arterien getrieben wird. Sowie aber das sauerstoffreiche arterielle Blut in die Haargefäße eintritt, wird wegen der starken Reibung an den Wandungen die bis dahin große Stromgeschwindigkeit außerordentlich vermindert und der in den Lungen aufgenommene nur lose gebundene Sauerstoff hat Zeit, das Blut zu verlassen. Er verbindet sich in den Geweben außerhalb der Adern mit anderen Stoffen, und zwar dieses Mal nicht in jener lockeren Weise wie in den Lungen mit dem Blutfarbstoff, sondern fest. Während er den hellrothen Blutfarbstoff verläßt, wodurch dieser dunkel wird, treten verschiedene Substanzen in die Blutflüssigkeit aus den Geweben ein, welche viel Sauerstoff und zwar in festen chemischen Verbindungen enthalten. Diese werden in den Venen fortgeschafft und zwei von ihnen in den Lungen beim Ausathmen an die atmosphärische Luft abgegeben, nämlich Kohlensäure und Wasserdampf, welche beide viel festgebundenen Sauerstoff enthalten. Der ganze Proceß der Sauerstoffaufnahme und Kohlensäure-Abgabe in dem Lungenblute einerseits, der Sauerstoffabgabe und Kohlensäure-Aufnahme in dem Gewebs-

blut andererseits bildet das Wesentliche der Athmung und damit des Lebenschemismus. Er kann bekanntlich beim Menschen nur auf sehr kurze Zeit unterbrochen werden ohne Todesgefahr, weil die Kohlensäure sich schnell anhäuft und der Sauerstoff rasch verbraucht wird und Anhäufung der Kohlensäure im Blute ähnliche Erstickungserscheinungen wie der Mangel an Sauerstoff bewirkt. Beiderlei Gefahren für das Leben beseitigt das Blut dadurch, daß es immerzu strömt, so lange es die richtige Luft in der Lunge erhält und das Herz schlägt. Also hängt die Gesundheit nach dieser Richtung nicht etwa nur von guten Lungen und anderen Athmungsvorrichtungen unseres Körpers ab, sondern namentlich auch von der Luft. Wer kranke Lungen hat, ist freilich nicht gesund, wer aber mit gesunden Lungen schlechte Luft athmet, kann ebenfalls nicht gesund bleiben.

Eine zweite nicht minder wichtige Function des Blutes bildet die Aufnahme der durch den Mund in den Magen und die übrigen Ernährungsorgane gelangten und daselbst wesentlich veränderten Nahrung. Das Endergebniß dieser Veränderung (der Verdauung) ist die Ueberführung der unaufgelösten, noch festen Bestandtheile der Nahrung in den gelösten, also flüssigen Zustand, so daß sie vom Blute in den kleinen Gefäßen des Magens und der Fortsetzung desselben möglichst vollständig direct aufgesogen werden oder mittelst der Resorption seitens der Milchsaftgefäße indirect in das Venenblut gelangen. Das Blut bringt dann zugleich mit dem eben erwähnten, eingeathmeten lose gebundenen Sauerstoff der Luft jene gelösten Nährstoffe in alle Theile des Körpers, und den ganzen Vorgang nennt man Ernährung im engeren Sinne. Es ist bekannt, wie nachtheilig eine Unterbrechung oder Störung derselben für die Gesundheit werden kann. Wer nur einen Tag die gewohnten Mahlzeiten aussetzt, empfindet zum Mindesten Schwäche, und schon die Alten nannten den Hunger eine Krankheit, welche durch Essen geheilt werde. Welche Nahrung aber und wieviel davon für die Erhaltung der Gesundheit, des Arbeitsvermögens und der Genußfähigkeit die geeignetste ist, diese Fragen sind Hauptprobleme der Gesundheitslehre.

Eine dritte Function des Blutes besteht in der Fortschaffung desjenigen verbrauchten Materiales, welches nicht, wie die Kohlensäure und das Wasser, ausgeathmet werden kann. In vielen höchst complicirten Organen, namentlich den Drüsen, finden solche Secretionsvorgänge statt, z. B. in der Leber, einem wahren chemischen Laboratorium, die Bildung der Galle. Hierbei gibt das Blut einige Bestandtheile ab, die entweder, wie im Magensaft, in der Mundflüssigkeit, noch vom Organismus verwendet werden oder ihn unbenutzt verlassen, wie z. B. die Thränen. Wird der Ablauf derartiger Vorgänge gestört, so ist die Gesundheit meistens sehr bald in Gefahr. Deutlich erkennt, um ein Beispiel anzuführen, der Laie eine solche Störung an der gelben Hautfarbe, wenn der Abfluß der Galle aus der Leber verhindert wird, indem der goldgelbe Gallenfarbstoff dann in das Blut zurücktritt und von diesem überallhin transportirt wird.

Diese vier fundamentalen Lebensvorgänge, die Blutströmung, Athmung, Ernährung, Absonderung machen zusammen die nutritiven oder Stoffwechsel-

Functionen aus. Untrennbar mit ihnen verbunden sind aber die Erscheinungen des Kraftwechsels, zunächst die Wärmebildung in unserem Körper.

Wenn der eingeathmete locker gebundene Sauerstoff mittelst des Blutes der Schlagadern in die Gewebe gelangt ist, wird er daselbst von eben den Stoffen fest chemisch gebunden, welche, von der Nahrung herstammend, ebenfalls von jenem Blute dorthin gebracht wurden. Bei dieser Bindung wird Wärme erzeugt gerade wie im Ofen, wo derselbe Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff des Holzes und der Kohlen sich vereinigt. In beiden Fällen ist die Sauerstoffbindung eine Verbrennung. Die Quelle unserer Körperwärme liegt also in der Verbrennung der Nahrung durch den eingeathmeten Sauerstoff in den Geweben. Somit leuchtet von selbst ein, daß weder die erstere noch der letztere fehlen darf, wenn die Gesundheit erhalten bleiben soll. In der That kühlt sich der Körper bei Sauerstoffmangel, also bei Erstickenden, wie bei Nahrungsmangel, also bei Verhungernden, erheblich ab. Mangel an Heizmaterial ist nicht weniger gefahrbringend wie Mangel an Sauerstoff und gesteigerte Wärmebildung oft noch bedrohlicher als verminderte. Hat das Blut nur drei Grade über 37° der Centesimalscala, so ist das Fieber, bei ebensoviel unter 37° die Abkühlung sehr bedenklich. Ein wichtiger Grundsatz der Gesundheitslehre verlangt, daß der Zustand des „Erhitztseins", sowie er sich einstellt, ebenso wie der Zustand des „Frierens" beseitigt werde.

Aber nicht allein Wärme wird gebildet bei dem Chemismus der Gewebe, sondern auch Elektricität. Die Quellen derselben im lebenden Körper, die elektrogenen Stoffe, lassen sich jedoch zur Zeit nicht angeben; auch die Beziehungen der thierischen Elektricität zur Gesundheit müssen erst entdeckt werden. Fest steht, daß wirklich bei jeder Erregung elektrische Ströme in den Muskeln und Nerven und anderen Geweben auftreten und daß die gestörte Gesundheit sehr oft durch Anwendung von Elektricität wieder hergestellt worden ist.

Wichtiger ist hier eine fernere Kraftäußerung, welche man die thierische Bewegung nennt. Sie beruht auf Zusammenziehung und Ausdehnung contractiler Gebilde und kann nur bei genügend aufgehäuften verbrennlichen Stoffen in den contractilen Zellen stattfinden. Die Muskeln bestehen aus solchen und leisten im Verhältniß zu ihrem Stoffverbrauche eine erstaunliche Arbeit. Die Regulirung derselben, die Beherrschung der Ermüdung und Erholung aller Bewegungsapparate des Organismus, die Verhinderung der Unthätigkeit wie der Erschöpfung derselben werden durch eine Reihe der bewunderungswürdigsten Einrichtungen unseres Körpers, die alle Maschinenarbeit unendlich übertreffen, erreicht.

Dasselbe gilt für die geistigen Functionen, welchen die Sinnesthätigkeit zu Grunde liegt, das Empfinden, das Wollen, das Denken, die Emotionen und Leidenschaften, die Einbildung und das Gedächtniß. Jeder geistige Proceß erfordert unzweifelhaft eine stoffliche Veränderung der Ganglienzellen im Gehirn und seine Steigerung kann ebenso wie seine dauernde Unterbrechung nachtheilig werden. Die Sinneswerkzeuge mit ihren Centren im Gehirn sind es zumeist, welche der Anregung und des Schlafs benöthigen, dieser mächtigen Freunde der Menschenkraft. Wenn auch die Schädigung der Gesundheit durch geistige Ein-

flüsse, namentlich durch Einseitigkeit, durch Affecte und Ueberanstrengung nicht so schnell lebensgefährlich zu werden pflegt, wie die durch Störungen der bisher erwähnten körperlichen Functionen bedingte, so ist sie doch deshalb nicht weniger wichtig. Denn ob ein Mensch lebend, aber unheilbar im Irrenhaus, oder todt auf dem Kirchhof betrauert wird, er zählt nicht mehr mit zum Verbande der Gesellschaft. In jedem Falle bildet die Thätigkeit des Gehirns auch physisch eine der wichtigsten Lebensvorgänge und darum deren Pflege einen Hauptzweig der Gesundheitslehre. Im Ganzen ist von den vier Functionen des Kraftwechsels, der Wärmebildung, Elektricitätsentwickelung, Bewegung und Sinnesthätigkeit, gerade die letztgenannte als die höchste, als die Grundlage der Bildung des allgemeinsten Interesses werth.

Die Functionen der dritten Gruppe umfassen die organischen Formänderungen und beruhen auf dem Wachsthum des Körpers und seiner einzelnen Theile.

Man nimmt gewöhnlich an, der Körper wachse nur eine Zeitlang, und wenn lediglich das Längenwachsthum gemeint ist, wird Niemand diesen Erfahrungssatz bestreiten; aber der Wachsthumsproceß beruht nicht allein auf einem Größerwerden der kleinsten Zellen und dadurch auch der großen aus jenen zusammengesetzten Körpertheile, sondern vielmehr wesentlich auch auf einer Zunahme der den ganzen Organismus in allen seinen Theilen zusammensetzenden Zellen und diese Neubildung hört bis zum letzten Athemzuge nicht auf. In diesem Sinne findet auch beim Hundertjährigen noch ein Wachsthum statt. Es ist ein beständiger Lebensvorgang und wenn es stillstände, dann hörte das Leben auf. Nicht ohne Berechtigung wurde sogar schon im Alterthum die Ansicht ausgesprochen, daß selbst nach Beendigung des individuellen Wachsthumes ein Wachsen über die eigene Person hinaus stattfinde, wenn die Eltern in den Kindern sich verjüngen. Diese Function der Hervorbringung neuer Wesen, die Fortpflanzung, ist aber nur bei den einfachsten Urthieren so einfach, indem deren bewegliche Leibessubstanz unter fortwährender Durchmischung durch Nahrungsaufnahme so lange wächst, bis die Masse zu groß wird und in zwei Theile zerfällt. Bei den höheren Thieren, die alle aus Eiern hervorgehen, kommt als ein von dem Wachsen schlechthin durchaus verschiedener Proceß die Entwickelung hinzu. Im erwärmten Ei wachsen nicht nur die Bildungszellen, deren Zahl durch Theilung schnell zunimmt, sondern sie verwandeln sich gesetzmäßig, indem sie sich differenziren. Die einen werden Muskelfasern, die anderen Nervenfasern, einige Blutkörperchen, andere Ganglienkugeln u. s. f. Dieser, dem lebendigen Naturproduct allein eigene und ihm nie fehlende Vorgang der Entwickelung im engeren Sinne ist eine der merkwürdigsten Thatsachen. Die Physiologie hat kaum angefangen, sich mit ihm ernstlich zu befassen. Für die praktische Gesundheits- und Erziehungslehre steht aber fest, daß bei Gesunden alles vermieden werden muß, was dieses Werden beschleunigt oder verzögert. Werden lassen! heißt hier das oberste Gebot. Dabei kommt namentlich in Betracht die Vererbung der Eigenschaften des entwickelten Individuum auf seine Nachkommen, ohne welche die ganze Entwickelung unmöglich wäre. Was es auch sein mag, das in dem ewigen Wechsel der Stoffe und Kräfte und Formen die Beständigkeit persönlicher Eigenschaften Generationen hindurch erhält: fest steht, daß die Erblichkeit für

die Möglichkeit gesund zu sein geradezu entscheidend ist. Wer von seinen Vorfahren eine gesunde Lunge und Haut, einen starken Magen und Knochenbau, ein gutes Gehirn und Herz erbte, der hat den größten Vortheil vor Anderen voraus. Die rationelle Gesundheitspflege muß alle diejenigen, welche nachweislich ungesunde Anlagen vererben können, wie Epileptische, Schwindsüchtige, Schwachsinnige, Taubstumme, Geisteskranke und zahlreiche andere mit erblichen Fehlern Behaftete von der Ehe ausschließen. Ein solches Verbot müßte gesetzliche Kraft haben.

Fasse ich die bisherige Aufzählung der Generalfunctionen des gesunden Körpers zusammen, so ergibt sich folgende übersichtliche Tabelle:

Stoffwechsel	Kraftwechsel	Formenwechsel
Saftströmung,	Wärmebildung,	Wachsthum,
Athmung,	Elektricitätsentwickelung,	Erzeugung,
Ernährung i. e. S.,	Bewegung i. e. S.,	Entwickelung i. e. S.,
Absonderung.	Sinnesthätigkeit.	Vererbung.

Alle diese allgemeinen physiologischen Vorgänge zusammen nennt man das Leben. Von ihnen leiten sich alle speciellen Lebenserscheinungen ab. Sie sind es, welche sämmtlich im normalen Gang bleiben müssen, wenn die Gesundheit ungestört sein soll. Ihre nähere Erforschung, die Ermittelung ihrer Zusammenhänge untereinander und mit der Außenwelt bildet die Aufgabe der Physiologie. Diese sucht sie zu beschreiben und in all' ihren bewunderungswürdigen Einzelheiten zu erklären, indem sie ihre Bedingungen ermittelt durch die Beobachtung und das Experiment. Gerade die Kenntniß dieser Bedingungen ist aber dasjenige, was die Erhaltung der Gesundheit, sowohl als theoretische Lehre, wie als ausübende Kunst vor Allem voraussetzt. Die theoretische Gesundheitslehre muß alle Functionsbedingungen kennen zu lernen trachten, die praktische Hygieine zeigen, wie diejenigen, welche wir beherrschen, tadellos herzustellen sind. Oder, um in der gewöhnlichen Sprache zu reden, die äußeren Lebensbedingungen sind es, die jeder kennen und beachten muß, dem praktisch an der dauernden Erhaltung der Gesundheit gelegen ist. Es wäre eine große Aufgabe, sie alle kritisch und im Zusammenhang darzustellen. Da sie aber von sehr ungleichem Werthe für die normale Inganghaltung der Lebenserscheinungen und damit für die Conservirung der Arbeits- und Genußfähigkeit sind und doch nur in ihren Beziehungen zu den fungirenden Theilen mit ihrem verwickelten Mechanismus, Chemismus und Formwechsel verstanden werden können, so wäre es unzweckmäßig schon jetzt weiteren Kreisen diesen Theil der Physiologie ausführlich vorzutragen. Viel nützlicher ist es in praktischer Hinsicht einige der wichtigsten Momente, auf die es dabei ankommt und die Jedermann ohne Weiteres vollkommen verständlich sind, hervorzuheben und zu zeigen, wie sehr von den meisten Menschen gegen physiologische Erkenntnisse, gegen die Grundsätze der physiologischen Gesundheitslehre verstoßen wird.

II.

Ich beginne mit der Luft, die wir athmen.

Die unseren Planeten rings einhüllende Atmosphäre ist bekanntlich ein Gemenge von Gasen, welches nicht ganz vier Fünftel Raumtheile Stickstoffgas,

wenig mehr als ein Fünftel Sauerstoffgas, nur drei bis fünf Hundertel Procent Kohlensäuregas und wechselnde Menge Wasserdampf enthält, der sich, wo er sich ansammelt, zu Nebel, Wolken, Regen, Thau, Reif, Schnee, Hagel ꝛc. verdichtet. Von diesen vier Bestandtheilen erfährt beim Athmen der Stickstoff keine erhebliche Aenderung. Er ist hauptsächlich als verdünnendes Gas von Bedeutung. Die Kohlensäure könnte ohne den geringsten Nachtheil für die höheren Thiere und den Menschen ganz fehlen, sie wird sogar, wenn ihre Menge zunimmt, Thieren und Menschen nachtheilig; und sie nimmt schnell merklich zu, wo viele Menschen in geschlossenen Räumen athmen. Diese Kohlensäure, von der die ausgeathmete Luft etwa hundertmal soviel wie die eingeathmete enthält, ist aber für das Pflanzenleben nothwendig. Denkt man sich, die geringen Mengen des atmosphärischen Kohlensäuregases würden plötzlich aus der Luft entfernt, so würden alle grünen Pflanzen fast mit einem Schlage zu Grunde gehen — ein merkwürdiger Beweis für die Oekonomie der Natur, welche das dem Einen Unnütze dem Anderen zu Gute kommen läßt, so daß es jenem wieder nutzbringend wird, und zugleich ein Beweis für den alten Satz „aus kleinen Ursachen große Wirkungen". Also die Luft-Kohlensäure ist unmittelbar für uns beim Athmen vollkommen entbehrlich. Anders die beiden übrigen Bestandtheile der Luft, Wassergas und Sauerstoff. Keiner von beiden darf fehlen, aber ihre Bedeutung für die Erhaltung der Gesundheit ist sehr verschieden.

Wenn auch nur minimale Mengen Wasser in der eingeathmeten Luft enthalten sind, die ausgeathmete ist stets mit Wasserdampf gesättigt, daher die Fensterscheiben im geschlossenen bewohnten Raum im Winter sich bald mit dem condensirten Wasser aus der Lungenluft bedecken und es, wenn sie sehr kalt sind, in Eisblumen verwandeln. Im Gegensatz zu dieser nur wenig schwankenden Menge des ausgeathmeten Wasserdampfs steht das sehr wechselnde Quantum des durch Verdunstung von der Haut in die Luft entweichenden Wassers, welches zum großen Theil direct von der Feuchtigkeit der Luft abhängt. Ist die Luft, sei es an einem schwülen Sommertage vor einem Gewitter, sei es in einem mit Menschen angefüllten Saale, sehr feucht und warm, dann wird Behinderung der Verdunstung von der Haut aus bald merklich: statt in Wasserdampf und Wassergas überzugehen, bleibt die zu entfernende Wassermenge großentheils an der Körperoberfläche flüssig. Weht dagegen ein trockener warmer Wind, so müssen enorme Mengen verdunsten ohne eine Spur von Feuchtigkeit auf der Haut. In kalter Luft, mag sie trocken oder feucht sein, verliert der Körper viel weniger Wasser, weil in solcher Luft die kleinen Haargefäße der Haut sich verengen und weniger Blut, somit auch weniger Wasser an die zur Verdunstung allein taugende Körperoberfläche bringen. Nun ist aber der tägliche Verlust einer gewissen Menge Wasserdampf für das Gesundbleiben ebenso unerläßlich wie die tägliche Einfuhr von Wasser enthaltender Nahrung, die Regulirung dieser Verhältnisse also für den gesunden Menschen ungemein wichtig und besonders jeder rasche Uebergang von der einen Luft in die andere unbedingt schädlich und zu vermeiden. Darauf ist kein Organismus eingerichtet, ohne Nachtheil aus der stark geheizten Stube in die strenge Winterkälte mit einem Schritt hinauszutreten und umgekehrt; auch darauf nicht, plötzlich aus kalter, windiger, trockener Luft im Freien in

warme, stehende feuchte im geheizten Zimmer einzutreten. Die sehr zarte Lunge, die Gefäßnerven und die Haut vertragen nicht leicht derartige schnelle Uebergänge. Und doch gibt es Wenige, die daran denken! Zum Glück ist nur in wenigen Häusern die Vorhalle ebenso stark geheizt, wie die Wohnstuben. Sie bildet daher im Winter den erwünschten Uebergang von der frischen, in Norddeutschland selten zu trockenen Luft in die nicht mehr frische Zimmerluft.

Dieser Unterschied der Frische wird nun nicht allein durch die Feuchtigkeit und Temperatur, durch den Wind und die Reinheit der Atmosphäre bedingt, sondern auch wesentlich durch die Beschaffenheit jenes Hauptbestandtheils derselben, des Sauerstoffs. Im Freien ist fast überall ein Theil des Luftsauerstoffs activ oder ozonisirt, d. h. mit stärker oxydirender Kraft begabt, als der übrige Theil, so daß er schon bei gewöhnlicher Temperatur dieselben Verbrennungsprocesse in Gang bringen, dieselben organischen Substanzen zerstören kann, welche der gewöhnliche Sauerstoff erst bei der Glühhitze angreift. Hierdurch wird das Ozon zu einem wichtigen desinficirenden oder antiseptischen Mittel der Natur. Denn es reinigt die Luft von allerlei schädlichen organischen Stoffen, und wenn es, vergänglich wie es wegen seiner Affinität zu verbrennlichen Substanzen ist, abnimmt, dann liefern die Pflanzen sogleich wieder neues Ozon. Ganz anders im bewohnten geheizten Zimmer, in den mit Tabakrauch erfüllten Kaffeehäusern, Wartesälen der Bahnhöfe, in den überheizten Bureaux und Schreibstuben, in den Casernen und Schulen und zahlreichen anderen, von Menschen eingerichteten und frequentirten geschlossenen Räumen ohne grüne Bäume, ohne die wohlthuenden Windströmungen und ohne ausreichende Ventile zur Beseitigung der irrespirabeln Verbrennungsproducte der Gasflammen, Petroleumlampen und — Menschen. Durch den Schornstein entweichen selbst der Rauch, das giftige Kohlenoxydgas, die Kohlensäure und andere schädliche Erzeugnisse des Ofenfeuers bei der in Norddeutschland üblichen Heizung nur unvollkommen, und frischer Sauerstoff hat in den mit Doppelfenstern, Doppelthüren und Kachelöfen versehenen Häusern nur einen sehr beschränkten Zutritt. So wird das Ozon schnell verbraucht, der übrige Sauerstoff verunreinigt und die Zimmerluft ungesund. Zum Glück zeigt der Geruchsinn beim Eintritt sogleich eine derartige ungeeignete Beschaffenheit der Luft an; aber die Warnung wird meistens nicht beachtet und schon nach wenigen Minuten ist der empfindliche Geruchsinn abgestumpft. Dann bleibt man, ohne weiter daran zu denken, in der schlechten, mit schädlichen Gasen überladenen Luft, in welcher der Sauerstoff merklich abgenommen hat und verbietet das Oeffnen der Fenster aus Furcht vor Erkältungen. In England ist diese Furcht vor der frischen Luft in großen Versammlungen kaum vorhanden, in Deutschland oft bis zur Krankhaftigkeit gerade in den Städten gesteigert. Bedenkt man, daß eine einzige Stearinkerze in der Stunde etwa 20 Liter Sauerstoff verbraucht und 15 Liter Kohlensäure bildet, daß ein Kilo Holz im Ofen 1000 Gramm Sauerstoff der Luft in dem zu heizenden Raume entzieht und daß jeder Mensch in der Stunde zwischen 30 und 80 Gramm mit schädlichen Gasen vermischten Wasserdampf an dieselbe Luft abgibt, so begreift sich, wie schnell diese verdorben, wie dringend erforderlich die Zufuhr neuer Luft wird.

Wenn es dabei immer nur die Verminderung des Sauerstoffs, das gänzliche Schwinden des Ozons, die Zunahme der Kohlensäure und des oppressiven Wasserdampfs wäre, welche das Wohlbehagen stören, dann könnte der Aufenthalt schon etwas länger ohne Beeinträchtigung der Gesundheit dauern. Aber es kommen noch andere Luftarten, flüchtige Säuren von der Haut und mehrere geradezu giftige Bestandtheile des Tabakrauches hinzu und vor allem der Erzfeind des Menschen, der Staub, welcher trockener Schmutz ist.

Jede Stubenluft enthält bekanntlich viel mehr Staub, als die reine Atmosphäre in Feld und Wald, auf Bergeshöhen und über dem Meere. Und der Hausstaub ist der Träger vieler Krankheitskeime, welche mit den Menschen aus den verschiedensten Localitäten in bewohnte Räume gelangen. So sind es namentlich die Hände und Fußbekleidungen, welche den Staub theils feucht, theils trocken in die Häuser bringen. Liegen Teppiche in denselben, so sammeln diese die Staubpartikel in ihrem Gewebe, so daß die specifisch schwereren, weniger schädlichen durchgesiebt, die leichteren dagegen bei jedem neuen Schritt emporgewirbelt und gegen die Decke und Tapete geschleudert werden, wo sie haften bleiben. Wie unübersehbar zahlreich diese unter allen Umständen der Gesundheit nachtheiligen, ganz unnöthigen Beimengungen der einzuathmenden Luft sind, erkennt man am besten in einem verdunkelten Zimmer, das nur durch eine kleine Oeffnung im Fensterladen den Sonnenstrahlen den Zutritt gestattet. Die Milliarden und aber Milliarden Sonnenstäubchen, welche man dann in lebhafter Bewegung aufsteigen und absteigen sieht, und welche, solange man in dem Raume verweilt, in Mund und Nase massenhaft eindringen, stammen nur zum Theil von den Gegenständen im Zimmer selbst her. Läßt man die sie enthaltende Luft durch eine Röhre strömen, welche Schießbaumwolle enthält, so kann man in dieser oder nach Auflösung derselben in dem dazu angewendeten Aether eine Unzahl von Staubkörnchen organischen Ursprungs erkennen. Nicht allein Kohle, Asche, Fasern, Haare (von Mäusen), Strohpartikel — welch letztere von den Pferden aus den Ställen auf die Straße und von da durch die Schuhe in die Zimmer gebracht werden und relativ unschädlich sind — sondern auch eine Menge von lebensfähigen Keimen, Sporen, Bacillen, Verbreiter von Krankheiten in unberechneter Anzahl und von beispielloser Widerstandskraft sind es, die das anhaltende Verweilen in geschlossenen, geheizten und viel besuchten Räumen höchst gesundheitswidrig machen und nach ihrer Einathmung nicht wieder ausgeathmet werden. Denn der merkwürdigen Entdeckung des englischen Physikers Tyndall zufolge ist die von den Lungen stammende ausgeathmete Luft von allen untersuchten Proben jeder Herkunft die einzige staubfreie Luft. Es kann also der einmal eingeathmete Staub mit der Luft nicht wieder entfernt werden. Er geht zum großen Theil in das Taschentuch, wird zum großen Theil verschluckt und ein Theil bleibt zeitlebens in dem Lungengewebe haften.

Der sichere Beweis für die nachtheilige Wirkung des Hausstaubes auf die menschliche Gesundheit liegt in den mit Recht viel bewunderten Erfolgen der antiseptischen Chirurgie. Denn dieselben beruhen wesentlich auf Fernhaltung jener Gährungserreger, jener Entzündung begünstigenden, Krankheit verpflanzenden organisirten Keime von Wunden, auf methodischer Reinigung der Luft, die den

Kranken umgibt. Tödten kann man die Krankheit-Erreger im Staube der Luft nur sehr schwer; widerstehen doch einige sogar mehrstündigem Sieden in Wasser, ohne ihre Lebensfähigkeit zu verlieren. Aber sie von dem eigenen Körper fernzuhalten, ist nicht so schwierig, wenn nur die Oberfläche und nächste Umgebung desselben, vor allem die Luft, immer rein gehalten wird. Zu den gesundheitswidrigen Wirkungen des Staubes gehört auch die, den Durst zu steigern und Heiserkeit zu verursachen, indem die Ablagerung der Staubpartikel auf der Schleimhaut diese zum Theil trocknet und die in ihr endigenden Nerven reizt.

Es ist nur eine von den vielen Inconsequenzen des Culturmenschen, daß er Verstöße gegen die Reinlichkeit, sei es in der Kleidung, sei es bei Mahlzeiten, für unverzeihlich erachtet, aber die Luft unbedenklich athmet, welche von Verunreinigungen schlimmster Art strotzt. Ich kenne Aerzte, welche beim Krankenbesuch nicht die Thürklinke berühren, weil unsaubere Hände sie erfaßt haben könnten und Patienten wirklich durch Verschleppung von einem Hause zum andern durch Unerfahrene inficirt worden sind. Aber alle Vorsichtsmaßregeln, alle Warnungen, Vorschriften der Aerzte werden in der Regel erst beachtet oder wenigstens angehört, wenn die Gesundheit bereits gestört ist. Gesunde pflegen oft gar nicht an die Nothwendigkeit der Luftreinigung und der Zufuhr frischen Sauerstoffs, an die Schädlichkeit des Staubes und der Zimmerwärme zu denken, wenn sie Abends stundenlang im geschlossenen Raume trinkend und rauchend, sich räuspernd, hüstelnd und hustend verweilen oder im Ballsaal und Theater sich unterhalten. Das Abstäuben und Scheuern, Kehren und Wischen befördert nur einen Theil des Schädlichen in der Einathmungsluft in den Kehricht, der durch Canäle und Flüsse schließlich in das Meer gelangt und da erst unschädlich wird. Die der Vervollkommnung dringend bedürftigen Ventilationsvorrichtungen der Wohnhäuser in Deutschland ermöglichen nur selten die erforderliche Geschwindigkeit des Luftwechsels; die übliche Heizung mit den ungesunden Oefen und die Beleuchtung mit Gas und Petroleum verschlechtert die Hausluft ungleich schneller, als das gewöhnlich zaghafte Lüften sie verbessert.

Glücklicherweise ist einerseits durch die Centralheizung, wo frische Luft erwärmt und in raschem Strome in die Wohnräume gelangt, andererseits durch das elektrische Glühlicht eine Reform angebahnt, welche für die Erhaltung der Gesundheit von der höchsten Bedeutung werden wird. Ich sehe in einer nicht allzu fernen Zukunft, von Menschen viel besuchte Gebäude nicht nur elektrisch beleuchtet, sondern auch elektrisch geheizt, und erblicke allein schon wegen der Förderung der Gesundheit in der Elektrotechnik einen der größten Fortschritte unserer erfindungsreichen Zeit. Bis dahin, bis der Rauch und die Verbrennungsproducte unserer Lampen und Feuerungen, bis der Staub und Moder aus den Häusern im Großen fortgeschafft sind, ist es die Pflicht jedes Einzelnen, selbst für reine Luft zu sorgen, indem Jeder sich nach und nach daran gewöhnt, bei offenem Fenster im Zimmer zu sein und, wenn er frische Luft nicht zu sich heranziehen kann, zu ihr sich hinbegibt. Wir müssen mehr im Freien sein bei jedem Wetter.

Jeder sollte es sich zur Lebensregel machen, zwischen zwei Mahlzeiten eine Weile im Freien zu sein, zu gehen oder zu schwimmen oder zu turnen, zu laufen, zu rudern, zu reiten oder wenn zu derartigen Uebungen die Gelegenheit fehlt,

wenigstens im Freien zu arbeiten, etwa Gartenarbeit und dergleichen zu verrichten, auch im Winter. Ein Luftfanatiker hat einmal behauptet, schon jedesmal, wenn man den Kopf zum Fenster hinausstrecke, entgifte man sich. Er hat so ganz Unrecht nicht, aber zum Gesundbleiben muß der ganze Mensch hinaus und in Luft sich baden. Die Zimmergymnastik bietet für die Bewegung in freier Luft keinen genügenden Ersatz und sollte wenigstens immer bei offenem Fenster vorgenommen werden. Wer sich im Sommer in ein Zimmer einschließt, während er Gelegenheit hat, seine Arbeit im Schatten eines Baumes oder einer Veranda oder dergleichen ebenso gut auszuführen, thut Unrecht. Und wer im Winter in der wohlgeheizten Stube ununterbrochen stundenlang sitzt ohne ein Fenster zu öffnen, wie es Tausende thun, schädigt sich nachhaltig. Frische Luft ist zollfrei und kann mühelos in unbegrenzter Menge in alle Räume geleitet werden.

Nichts destoweniger herrscht vielfach noch immer eine Scheu vor ihr, der großen Wohlthäterin, daß man meinen könnte, die Culturmenschen wären durch Vorurtheile verblendet, indem sie dieselbe meiden. Die Wahrheit ist, daß unwissend sein auf diesem Gebiete nicht für ungebildet gilt. Jeder will, so scheint es, erst nach eigenem Schaden klug werden und bezahlt in der zweiten Lebenshälfte mit chronischen Katarrhen und anderen trübseligeren Leiden die Verkehrtheiten der ersten. Wer viel im Freien ist, täglich mindestens dreimal, und wer sich an offene Fenster gewöhnt — auch im Winter fleißig lüftet — der erkältet sich bekanntlich viel weniger leicht, als der die Zugluft scheuende Stubensitzer. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß die größere Kränklichkeit der Kinder in Städten im Vergleiche zu denen auf dem Lande wesentlich durch die schlechte Ventilation, das Heizen, den Hausstaub bedingt ist.

III.

Wenn schon die unverantwortliche Vernachlässigung der für den normalen Verlauf zweier der wichtigsten Functionen, nämlich der Athmung und des Blutumlaufs, unerläßlichen Bedingungen das Gesundbleiben wesentlich erschwert, so sind doch die Verstöße gerade der höchst civilisirten Gesellschaft gegen die Erfordernisse der ebenso wichtigen Ernährungs-Functionen fast noch schlimmer.

Jeder Mensch hat ein persönliches Interesse daran, zu wissen, welche Nahrung für ihn die geeignetste ist. Die meisten müssen außerdem sich bemühen, eine möglichst nahrhafte Kost für möglichst niedrige Preise zu beschaffen. Nur Wenigen ist Beschaffenheit, Menge oder Preis der täglichen Nahrung ganz gleichgültig und die Wenigsten ziehen spartanische Suppen und Schwarzbrot der reichen und kochkünstlerisch zubereiteten Mahlzeit vor, wenn die Wahl ganz frei ist. Wie läßt sich aber ausfindig machen, welche Zusammensetzung der Nahrung und welche Mengen derselben für die Erhaltung der Gesundheit die besten sind? Bei der großen Verschiedenheit der Ernährungsweisen, nicht etwa nur der Völker, sondern schon der Stände desselben Volkes scheint es — auch wenn man ausschließlich ganz Gesunde in Betracht zieht — unmöglich durch chemische und physiologische Untersuchungen eine Normalnahrung für irgend eine Berufsart festzustellen. Einige leben von Vegetabilien allein, befinden sich dabei wohl und verabscheuen

das dem thierischen Cadaver entnommene Fleisch. Andere verzehren dagegen Monate lang fast nur die Fische, die sie fangen oder das Wild, das sie in menschenleeren Prairien erlegen und befinden sich dabei gleichfalls wohl. Die meisten Menschen nehmen freilich gemischte, animalisch-vegetabilische Nahrung zu sich, woran auch unser Organismus seinem Zahnbau, seinem Magen und ganzen Ernährungsapparat nach seit undenklichen Zeiten gewöhnt ist. Aber in welchen Verhältnissen soll die gesunde Nahrung gemischt sein? Was muß sie und was darf sie enthalten? Was darf sie nicht enthalten? Was enthält sie thatsächlich an überflüssigen oder schädlichen Stoffen? Das sind Fragen von der höchsten praktischen Bedeutung, welche allein die Physiologie beantworten kann.

Glücklicher Weise ist sie dazu bereits einigermaßen im Stande. Trotz der kaum zu übersehenden Mannigfaltigkeit aller Nahrungsbestandtheile schon in einer kleinen Stadt und vollends in einem dichtbevölkerten Lande, ist nämlich für eine Lebensperiode die Nahrung aller Menschen auf der ganzen Erde fast dieselbe. Jeder Neugeborene erhält nur Milch und lebt davon Monate lang, oft sogar über ein Jahr lang in vortrefflicher Gesundheit. Der Säugling lebt aber nicht allein von der Milch, er wächst auch und zwar schneller als zu irgend einer spätern Zeit ein Kind wachsen kann. Also enthält die Milch nicht nur sämmtliche zur Erhaltung der Gesundheit nothwendigen Nährstoffe, sondern noch mehr als diese. Sonst könnte bei reiner Milchkost das Körpergewicht sich nicht verdoppeln und verdreifachen, wie es thatsächlich der Fall ist.

Wenn man nun möglichst sorgfältig die Bestandtheile der Milch von einander trennt, ohne sie im Geringsten zu verändern, so findet man, daß sie fünf wesentlich verschiedene für die Ernährung dienende Stoffe enthält: Wasser (das beim Kochen in Dampfform zum Theil entweicht), Eiweiß (das im Käse sich wiederfindet), Salze (zu denen auch das gewöhnliche Kochsalz gehört), Fette (die im Rahm und in der Butter gesammelt werden) und Zucker (nämlich den dem Rohrzucker ähnlichen Milchzucker). Diesen fünf Nährstoffen ganz ähnliche Substanzen sind es nun, welche in der täglichen Gesammt-Nahrung bei allen Völkern, bei Kindern und Erwachsenen ebenfalls gefunden werden. Und sehr zahlreiche Beobachtungen und Experimente haben bewiesen, daß weder eine davon allein, noch zwei vereinigt allein genügen das Leben zu erhalten. Aber auch von den Combinationen aus drei Nährstoffgruppen ist nur eine einzige tauglich den Hungertod hintanzuhalten. Es ist die nur aus Wasser, Eiweiß und Salzen bestehende Nahrung. Wenn ein ganz gesundes Individuum consequent nur Quell-Wasser, fettfreien Käse und Salze oder Wasser und die fettfreien Eiweißrückstände, welche bei der Bereitung des Fleischextractes übrig bleiben, zu sich nehmen wollte, so würde es zweifelsohne nicht verhungern, wie bei einer täglichen nur aus Wasser, Fett und Salzen oder Wasser, Zucker und Eiweiß oder Oel, Stärke und Käse bereiteten Nahrung, aber auch wahrscheinlich nicht lange gesund bleiben, und jedenfalls abmagern. Von den viergliedrigen Combinationen der fünf Nährstoffgruppen sind nur zwei zur Erhaltung des Lebens ausreichend, nämlich Wasser, Eiweiß, Fett und Salze oder Wasser, Eiweiß, Kohlehydrate und Salze, wobei unter „Kohlehydrate" alle Zuckerarten und die ihnen nahestehenden Verbindungen, im Mehl das Dextrin, die Stärke und diesen verwandte Stoffe zu verstehen sind,

welche sich leicht in Zucker verwandeln. Wenn also ein gesunder Mann ausschließlich von fettem Fleisch und Wasser nebst Salz ohne Brot und Mehlspeisen oder ausschließlich von Brot und Wasser nebst Salz ohne Fett sich ernähren wollte, so könnte er es wohl durchführen im Falle jene Nahrungsmittel eine vorzügliche Beschaffenheit haben, reichlich zur Verfügung stehen und die Monotonie eines solchen Regimens nicht eine unüberwindliche Abneigung gegen dasselbe zur Folge hat. Dagegen ist es unmöglich am Leben zu bleiben, wenn nur Wasser, Fett, Kohlehydrate und Salze ohne Eiweiß verabreicht werden. Es gibt überhaupt nur wenige Menschen, deren tägliche Nahrung nicht alle fünf wesentlichen Bestandtheile der Milch enthält. Weitaus die Mehrzahl genießt auch bei jeder Mahlzeit alle fünf. Und solche Nahrung ist für die Erhaltung der Gesundheit die beste.

Wenn nun auch die fünf Nährstoffe in der gewöhnlichen Nahrung, die aus Wasser, Brot, Fleisch, Eiern, Käse, Milch, Butter, Obst, Kartoffeln und anderen mehligen Pflanzentheilen besteht, schon vereinigt vorkommen, so ist doch damit keineswegs bekannt, vielmehr ungemein schwierig, zu ermitteln, in welchen Mengen jeder Nährstoff in der gesunden Nahrung im Verhältniß zu den andern vorhanden sein muß. Diese Frage bleibt bei dem Appell an das vollkommene und einzige Nahrungsmittel des Säuglings unbeantwortet. Denn was ihm taugt, der da wächst und nicht arbeitet, nicht geht und steht, mehr schläft, als wach ist, das kann dem thätigen Manne nicht das Zuträglichste sein. Darum hat man sich bemüht auf anderem Wege das tägliche Kostmaß zu ermitteln, besonders durch chemische Zerlegung der Nahrung in gleicher Weise ernährter Soldaten, Eisenbahnarbeiter, Gefangener. Aber die für die Mengen der einzelnen Nährstoffe aus diesen sehr mühsamen Untersuchungen erhaltenen Zahlen fallen je nach dem Beruf, Klima, Volk und localen Bedürfniß so verschieden aus, daß man allgemeingültige Durchschnittswerthe kaum aufstellen kann. Soviel steht jedoch meiner Erfahrung nach fest, daß, bis auf einen winzigen Bruchtheil, die sämmtlichen wohlhabenden Städtebewohner überhaupt vielzuviel Nahrung und zwar vielzuviel von jedem Nährstoffe bei den Hauptmahlzeiten zu sich nehmen, so lange sie gesund sind, namentlich zuviel Fleisch. Die auffallend festwurzelnde Meinung, man müsse nur oft und viel Fleisch zu sich nehmen, zweimal, dreimal täglich, das mache kräftig und sei die Hauptsache, hat allzuoft, namentlich bei Kindern, die solche concentrirte Nahrung nicht bewältigen können, die Disposition zu Hautausschlägen und gefährlichen Erkrankungen gesteigert und erst wachgerufen. Der Inhalt der rohen Fleischfasern ist zwar leicht verdaulich, das sie zusammenhaltende Bindegewebe aber nicht. Und große Mengen fetten Fleisches zu bewältigen, erfordert unter allen Umständen eine erhebliche Anstrengung des Magens. Einmal täglich reichlich Fleisch ist für die meisten genügend und empfehlenswerth, zweimal täglich für die meisten schon zu viel, dreimal täglich für jeden nachtheilig wegen zu starker Beanspruchung des Magens. Brot hat den Vorzug, daß man davon kaum zuviel essen kann. Es ist in hohem Grade beachtenswerth, daß in den Kreisen, wo reichgedeckte Tafeln, luxuriöse Gastmähler, lange schwere Abendmahlzeiten und nächtliche Trinkgelage beliebt sind, Gicht, Fettherzen, Leber- und Magenleiden und deren traurige Folgen sehr häufig vorkommen, während die

einfach und mäßig ernährten Dienstboten in denselben Häusern ganz gesund sind. Nicht allein die zu große Quantität der nahrhaften Speisen ist es dabei, welche schadet, sondern die unpassende Vermischung der Nährstoffe in ihnen, die dem Geschmack und Geruch zu Liebe beigefügten überflüssigen Stoffe und ungesunden Gewürze, und die alkoholischen und narkotischen Genußmittel, welche die Ernährung leicht dauernd stören.

In Betreff der künstlichen Vermischung der Nährstoffe muß ich behaupten, daß die Vervollkommnung der Kochkunst ein sicheres Zeichen des Verfalls ist. Je mehr das Interesse erweckt wird für ausgesuchte Speisen, für talentvolle Köche, für die Beschaffung ausländischer Vegetabilien zur Unzeit und seltenen Wildprets, für die Herstellung der lebensgefährlichen Trüffelpasteten und zahlreichen anderen culinarischen Kunststücke, um so mehr werden solche materielle Genüsse vermißt, wo sie fehlen. Hier sind Unkenntniß und Armuth ein großes Glück für die Erhaltung der Gesundheit. Wer sich anstrengt, neue Combinationen von Speisen zu erfinden, neue Menu's zusammenzusetzen, ein Gastmahl im Einzelnen dem Gedächtniß einzuprägen und theils historisch-kritisch, theils vergleichend-gastronomisch zu prüfen, um nur nicht zweimal dasselbe zu bieten, der verschwendet ein immenses Capital von Scharfsinn und viel Geld und schädigt nicht nur seine Gesundheit, sondern auch die der Gäste, welche er zu erfreuen wünscht und welche dem freundlich gebotenen Uebermaß nicht widerstehen können. Auf dem Mittagstisch stehe täglich nicht vielerlei, sondern eine kleine Anzahl Schüsseln, reichlich gefüllt mit einfachen Speisen von vorzüglicher Beschaffenheit und Zubereitung. Die Hausfrau muß sich die größte Mühe geben, das beste Brot, das beste Fleisch, ganz reine frische Milch und Butter, die frischesten Fische, Eier und Gemüse, das schmackhafteste Obst zu erhalten. Wer aber den Nachbar bei geselligen Vereinigungen Mittags und Abends in der Herstellung künstlicher ungesunder Mahlzeiten zu übertreffen sucht, der trotzt den Grundsätzen der Gesundheitslehre in einem wichtigen Punkte. Der Luxus auf diesem Gebiete fängt in einigen reichen Städten Deutschlands an, bedenklich zu werden und es ist nur zu verwundern, daß so Viele, die wissen, wie wenig zuträglich ihnen derartige Tafelfreuden sind, nicht eher sich an Mäßigkeit gewöhnen, bis eine ernste Krankheit sie dazu zwingt. Daß der Tagelöhner sein frugales Mahl, das er mit seinem Hunger würzt, mindestens ebenso genießt, wie der verwöhnte Schlemmer ein luculliſches Festessen, wird nicht zu bezweifeln sein. Am deutlichsten gibt sich aber der Vortheil der einfachen Ernährung in der Erhaltung der Arbeitskraft zu erkennen.

In Betreff der Gewürze und Getränke wäre es ein großer Irrthum, alle Zusätze zu der für die Erhaltung der Gesundheit schlechthin nothwendigen Nahrung für überflüssig oder schädlich zu erklären. Es hat zu keiner Zeit ein Volk gegeben, welches nicht irgend welche Gewürze, irgend welche narkotische oder alkoholische Genußmittel außer der Nahrung und dem Quellwasser zu sich nähme. Dieser consensus gentium allein schon verbietet eine solche Ansicht. Weil der zu häufige, zu reichliche Genuß der Genußmittel die Gesundheit stört, die Irrenhäuser und Gefängnisse bevölkert, Familienunglück und Vermögensverluste herbeigeführt hat und andere schlimme Folgen nach sich zieht, deshalb ihn gänzlich verbieten wollen, wäre ebenso unverständig, wie ein Verbot, Arzneien anzuwenden,

weil dadurch Vergiftungen entstanden sind. Wirksame Hilfe gegen das Uebel werden daher stets nur solche Temperenzvereine und Enthaltsamkeitsverbände bringen, welche, wie der neue, von Bremen ausgehende [1]), das Uebermaß verhindern, den Genuß erheblich einschränken, aber nicht ihn ganz abschaffen wollen.

In England tragen die Gegner aller alkoholischen Getränke als Erkennungszeichen blaue Bänder, die Gegner des Uebermaßes derselben grüne. Es ist aber nicht recht ersichtlich, wie die ersteren, die tea-totallers, controlirt werden können. Ich habe einen gekannt, welcher sich sehr oft für seine Gesundheit Wein verschrieb, wenn gerade kein Arzt da war. Die Genußmittel, auch die alkoholischen, üben in der That in geringen Mengen eine Reihe der wohlthuendsten Wirkungen auf den Organismus des Menschen aus. Sie erleichtern die Arbeit, indem sie das Ermüdungsgefühl vermindern. Sie vermindern auch das Hungergefühl und zum Theil das Nahrungsbedürfniß. Sie erheitern sämmtlich und erregen alle die Geruchs- und Geschmacksnerven in angenehmer Weise. Sie haben auch zum Theil eine desinficirende Wirkung. Solche Eigenschaften erklären zur Genüge die große Verbreitung der verschiedenartigsten Genußmittel, besonders bei den ärmeren Classen aller Völker. Sie sind ein nothwendiger Zusatz zum täglichen Brot. Wenn man nämlich die fünf Nährstoffe in vorzüglicher Beschaffenheit, chemisch rein und in beliebiger Menge herstellt, so daß ein Gesunder so viel davon zu sich nehmen könnte, als ihm behagt, so würde doch eine derartige Speisung bald unerträglich werden; denn vollkommen reines Wasser, reines Eiweiß, reines Fett, reines Stärkmehl haben keinen Geschmack und keinen Geruch. Anhaltend eine so insipide Nahrung zu sich zu nehmen, würde Niemand ertragen und wahrscheinlich mit Kochsalz als Gewürz nicht auskommen. Auch die Thiere bedürfen, schon um ihre Nahrung acceptabel zu finden, gewisser Beimengungen zu den erforderlichen Nährstoffen. Sie wählen die ihnen wohlschmeckenden Blätter, Körner, Mücken u. s. w. aus vielen aus. Der Schmetterling besucht nicht jede Blume, sondern die ihm wohlriechende, die ihm gefällt; er sucht den ihm zusagenden Nektar. Auch das neugeborene Menschenkind unterscheidet am ersten Tage seines Lebens die gute Milch von der weniger angenehm duftenden und weigert sich letztere zu nehmen; er würde ein Gemisch von Wasser, Käsestoff, Fett, Milchzucker und den Salzen schwerlich annehmen, wenn nicht noch etwas hinzukäme.

Ueberall wo Nahrung ist, findet Seitens der Thiere eine Auswahl statt. Die auf die Sinne lusterregend oder angenehm wirkende wird der faden, geruchlosen, geschmacklosen, widerlichen vorgezogen. Und beim Menschen ist ein mäßiger Zusatz von narkotischen und alkoholischen Mitteln zum Brot und Fleisch um so mehr gerechtfertigt und geboten, als er sich mehr noch als die meisten Thiere in engem Raum zusammendrängt, um mit den Mitmenschen besser concurriren zu können. Die Concurrenz bringt aber nothwendig so viele Unannehmlichkeiten, Aergernisse, Conflicte, Collisionen, Verstimmungen mit sich, daß ein stärkeres Bedürfniß entsteht, diese Folgen des Zusammenlebens Vieler zu beseitigen. Daher

[1]) S. darüber: „Die neue Mäßigkeitsbewegung in Deutschland", Deutsche Rundschau, Band XXXVI, S. 301 ff.

der Kaffee, Thee, Tabak, Wein, das Bier und leider auch der Branntwein, welche alle das Unangenehme weniger unangenehm und das Angenehme noch angenehmer erscheinen lassen, immer mehr Verbreitung in Städten finden. Eine Eigenthümlichkeit aber dieser Genußmittel, namentlich der gegohrenen Getränke und wie es scheint auch des reinen, nur mit Wasser vermischten Alkohols, ist die schon durch unerhebliche Mengen herbeigeführte Schwächung und darauf folgende Lähmung der Willenskraft. Weil die Erstwirkung erfrischend und erheiternd gefunden wurde, deshalb wird eine Steigerung dieser angenehmen Wirkung durch Steigerung der Dosis erwartet, auch dann, wenn das Gegentheil, nämlich die erschlaffende und deprimirende Wirkung hundertmal durch eigene Erfahrung festgestellt wurde. Die Einsicht ist noch da, daß es nicht gut thut, aber der Wille fehlt allzuoft in lustiger Gesellschaft, dem Beispiele zu widerstehen, weil er schon durch die ersten Gläser geschwächt wurde.

Das einfachste Verfahren, diesen Hauptschaden und damit die vielen gesundheitsschädlichen Wirkungen der Genußmittel zu mindern, besteht nicht in der Abschaffung derselben — diese ist unmöglich — sondern darin, sich an keines zu gewöhnen und abwechselnd das eine und das andere in der kleinstmöglichen Menge, zeitweise auch keines zu genießen und namentlich Vormittags alle alkoholischen Getränke bei sonstiger guter Ernährung streng zu vermeiden. Denn morgens ist der Körper gegen jede Vergiftung am empfindlichsten. Wer sich hieran gewöhnt, wenig raucht, wenig trinkt, und nicht immer dasselbe Genußmittel in steigender Dosis verzehrt, wie zeitweise mindestens die Hälfte aller deutschen Männer, bei dem treten die guten Wirkungen hervor. Es ist für die Charaktere der beiden Geschlechter bezeichnend, daß gesellige Vereinigungen der Männer in der Regel mit gemeinschaftlichem Trinken großer Mengen spirituöser Getränke endigen, während die Frauen sich mit Kaffee oder Thee begnügen. Freilich muß man auch hier dem Uebermaß steuern.

Außerdem ist es die Pflicht aller derer, denen das Wohl ihrer Mitmenschen am Herzen liegt, namentlich der Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, der Gesundheitspflegevereine u. s. w., mit rastloser Energie und rücksichtsloser Strenge gegen die Verfälschung der genannten Genußmittel des Volkes vorzugehen. Der Verfälschung des Weines, des Bieres und des Branntweines mit Amylalkohol sind schon viele zum Opfer gefallen, während die völlig reinen Spirituosen und narkotischen Mittel bei Weitem nicht so schädlich sind, selbst wenn sie dann und wann etwas zu reichlich genossen werden.

Doch schon zu lange verweilte ich vielleicht bei diesem Punkte; aus dem Sündenregister der modernen Gesellschaft, dem Verzeichnisse ihrer Verstöße gegen die Physiologie müssen noch einige der größten und verbreitetsten erwähnt werden.

IV.

Die Art und Weise, wie die Männer in den Cultur-Staaten sich kleiden, ist zwar im Ganzen nicht irrationell; der Waffenrock der deutschen Soldaten, der Attila der Husaren, die Blousen und Kittel der Arbeiter sind sowohl kleidsam als auch praktisch, aber der Rock und vollends der Frack der Civilisten, die offene Weste mit dem unschönen weißen Dreieck, das gerade die des Schutzes

besonders bedürftige Haut über der Brust am meisten exponirt, gehören zu den unphysiologischen Erfindungen, welchen die sonst unbeständige Mode und eine übermüthige Weiberlaune eine schon allzulange Dauer verliehen haben.

Die Mode ist es auch, welche durch ihre maßlosen Anforderungen an die Kleidung die Gesundheit der Frauen enorm schädigt. Denn sie verlangt einen unnatürlichen Zwang, welcher die wichtigsten Functionen, die weibliche Anmuth und Heiterkeit, wesentlich beeinträchtigt. Dieser Zwang gipfelt in dem künstlichen Zusammenpressen und Schlankmachen der vor allen anderen Theilen des Körpers freier Ausdehnung bedürftigen Gegend über den Hüften und in dem künstlichen Hervortreiben und Aufbauschen der ohnehin hervortretenden Theile. Wenn man eine natürliche weibliche Gestalt von allgemein anerkannter Schönheit, etwa die der Milonischen Venus in eines der neuen Modebilder genau in den entsprechenden Dimensionen hineinzeichnet, dann erkennt man erst deutlich, bis zu welch' erstaunlichem Grade die Verunstaltung des Schönsten getrieben wird, wie enorm die Zusammenschnürung einerseits, die Ausdehnung andererseits — namentlich nach rückwärts — geworden ist. Jedes neue Bild oder Modell in den Modemagazinen scheint schon die Ueberschreitung des Höhepunktes zu bezeichnen und doch bringt die folgende Woche des Unglaublichen noch mehr. Ich habe noch niemals einen unabhängig urtheilenden Mann kennen gelernt, welcher derartige Unsitten schön findet und doch können, wie es scheint, die Männer, die Väter und Gatten, auf ihre Töchter und Gattinnen nicht den Einfluß ausüben, welcher nothwendig ist, um dem Uebel zu steuern. Wollte ein Physiologe, bloß um zu beweisen, daß namentlich durch die Zusammenschnürungen mittelst der Stahlmieder, Panzergürtel u. dgl. die Athmung und Ernährung, die Strömung des Blutes und die Wärmebildung, die Beweglichkeit und das Wachsthum und noch andere Functionen erheblich und nachhaltig gestört werden, an großen Thieren, etwa Pferden, oder an den gewöhnlichen Versuchsthieren, Hunden, Katzen, Meerschweinchen, Kaninchen und Fröschen, ähnliche Einschnürungen des Körpers vornehmen, dann würden alle Thierschutzvereine über die Grausamkeit lärmen. Die Gegner der wissenschaftlichen Thierexperimente vergessen in ihrer philozoischen Verblendung ihre philanthropischen Pflichten. Uebrigens verdienen die Krankheiten und Wachsthumsfehler, welche außer dem unschönen leidenden Gesichtsausdruck durch das tägliche zu feste Einschnüren des Körpers verursacht werden — bei manchen hat die Enge bis zu 56 Centimeter Umfang, bei jungen, aber längst Confirmirten sogar 53 und 51 Centimeter — eine gründliche und umfassende Untersuchung. Ein großer Theil der Schwäche des gegenwärtigen blutarmen Geschlechts hängt davon ab. Denn vor 50 Jahren war die Corsage, wie ich aus den Modejournalen des Jahres 1832 ersehe, bezüglich der Enge, gerade so beschaffen wie heute. Aber die Fehler der Gesundheit nehmen zu und werden durch die Vererbung gesteigert, am meisten die Nervosität. Ein Kind, dessen blutarme, zarte und nervöse Mutter es nicht selbst nährt und nicht selbst bei Tage und bei Nacht pflegt und bewacht, weil sie es nicht kann, ist schon im Nachtheil. Die Mode, auch der starken Mutter eine Amme, der Milch ein Surrogat zu substituiren, hat einen deutlich nachweisbaren Einfluß auf die Kindersterblichkeit. So nahm die letztere

bekanntlich bedeutend ab während der Belagerung von Paris, weil da die Mütter ihre Kinder selbst nähren mußten.

V.

Sehr viel ließe sich noch über die zahlreichen Opfer an Gesundheit und Kraft sagen, welche die Mode von der heutigen Gesellschaft fordert. Namentlich die Art, sich behufs der Unterhaltung zu vereinigen, ist mit physiologischen Grundsätzen unvereinbar. Im Winter pflegen die Bewohnerinnen der reichsten Häuser in den Städten in möglichst unpraktischen Kleidern, welche gerade die empfindlichsten Hautpartien am wenigsten bedecken, während überflüssiger Stoff in schweren Falten nachgeschleppt wird, möglichst spät bei künstlicher Beleuchtung in stark geheizten, oft für die große Zahl der Gäste gar nicht zureichenden Räumen ohne Ventilation sich zu versammeln, stundenlang erhitzt, Staub athmend zu verweilen und in dichtem Gedränge von einem Salon in den anderen zu wandern, oder ungesunde Speisen und Getränke zu verzehren. Es gibt keine Art geselliger Vereinigung, welche nach vierstündiger Vereinigung nicht aufhörte, für die Mehrzahl weniger angenehm zu sein als nach zwei Stunden. Dennoch dauern Bälle in geschlossenen Räumen, eine der ungesundesten Einrichtungen, nicht selten sieben, auch wohl neun Stunden. Tanzen gehört zu den mit Recht beliebten Vergnügungen der lebenslustigen Jugend; aber so wie es in großen Städten damit gehalten wird, kann es der Gesundheit nicht förderlich sein.

Die richtige Abwechselung der Arbeit und des Vergnügens ist überhaupt nur Wenigen ein Gegenstand des Nachdenkens, obwohl sie für die Erhaltung der Gesundheit die größte Bedeutung hat. Nur wer angestrengt arbeitet, weiß was Erholung, weiß was der reinste Genuß ist. Ohne Arbeit existirt er nicht und die Bemühung ohne sie dennoch immer aufs Neue sich zu vergnügen, erscheint um so weniger gerechtfertigt, als dadurch unfehlbar die Gesundheit geschädigt wird. Nur dem Hungernden ist die Mahlzeit, nur dem Durstigen das Trinken ein großer Genuß, so auch nur dem durch vernünftige Arbeit Ermüdeten die Erholung. Arbeit und Erholung sind für die Erhaltung der Gesundheit unbedingt nothwendig. Aber ebensowenig wie man den ganzen Tag ohne Unterbrechung sich erholen kann, kann man ohne Nachtheil den ganzen Tag ununterbrochen angestrengt arbeiten. In jedem Falle muß die Art der Beschäftigung wechseln, wenn die Arbeit gedeihen soll. Viele Stunden lang nur schreiben, nur lesen, nur sprechen, nur malen, nur rechnen ist ebenso verkehrt und unersprießlich wie vielstündiges Turnen, Kartenspielen, Musiciren u. s. w. Eine bestimmte Grenze für die Dauer einer und derselben Beschäftigung läßt sich aber allgemein nicht angeben wegen der Verschiedenartigkeit der Berufsthätigkeiten und der Individualitäten. Meiner persönlichen Erfahrung zufolge ist eine ununterbrochene Anspannung der Aufmerksamkeit, wenn sie länger als zwei Stunden dauert, für jede Beschäftigung vom Uebel. Währt eine Lectüre, ein Vortrag, ein Concert, ein Spiel, eine Mahlzeit oder was immer für Vergnügungen man wählen mag, länger, dann ist der Höhepunkt überschritten. Der Genuß hört auf ein solcher zu sein. Entsprechendes gilt für jede Arbeit, die ich verrichten kann. Nach ungefähr zwei Stunden fühle ich auch ohne Uhr deutlich einen

Nachlaß der Spannkraft und ändere die Thätigkeit. Doch will ich damit durchaus nicht behaupten, mehr als eine rein individuelle Erfahrung ausgesprochen zu haben.

Jedenfalls müssen alle Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder (und damit ihr eigenes höchstes Glück) am Herzen liegt, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dafür Sorge tragen, daß der Schulunterricht und der Privatunterricht erheblich gekürzt, von dem Krebsschaden unserer Zeit, von der Ueberbürdung befreit werde. Die Erhaltung der Gesundheit, der Sehkraft und Muskelkraft, des offenen Sinnes für Natur und Menschen, die Frische und jugendliche Elasticität sind für das Alter unserer Abiturienten unzweifelhaft viel mehr werth, als noch so gründliche Kenntnisse in der Geschichte und den todten Sprachen. Ein vorzügliches Gymnasium verlangt, um nur ein Beispiel anzuführen, gegenwärtig die Lectüre des Sophokles, Homer, Thukydides, Demosthenes, Plutarch, Herodot, Xenophon, des Tacitus, Horaz, Cäsar, Cicero, Livius, Vergil, Sallust, Ovid, und unter den daselbst eingeführten Lehr- und Hilfsbüchern finde ich griechische, lateinische, hebräische Grammatiken, eine lateinische Phraseologie, eine Kirchengeschichte und mehrere Bücher, deren Verständniß eine im Verhältniß zum Resultat viel zu große Gehirnarbeit verlangt. Es sind noch immer dieselben griechischen und römischen Classiker, die ich selbst, als ich vor 24 und 28 Jahren das Gymnasium besuchte, gelesen habe; eine Besserung ist im letzten Vierteljahrhundert also nicht zu verzeichnen. Der von den humanistischen Gymnasien derzeit festgehaltene Standpunkt ist trotz mancher Anpassungsversuche an die neue Zeit im Wesentlichen der mittelalterliche, welcher vor mehreren Jahrhunderten berechtigt war, weil man nichts besseres als die alten Classiker und namentlich keine exacte Naturwissenschaft hatte, um den Scharfsinn zu üben. Jetzt aber gibt es viele Bücher, welche sachlich und formal sich besser zum Unterricht der Jugend eignen, als die der eben aufgezählten Autoren. Warum werden nicht gelesen Auszüge aus Schriften von Galilei, Descartes, Newton, Bacon, Faraday, Luther, Harvey, Friedrich dem Großen, Leibniz, Kant, Haller? In dem Alter unserer Schuljugend muß aber überhaupt weniger gelesen, weniger geschrieben, das Gedächtniß geschont, das Muskelsystem geübt werden. Nicht auf Gelehrsamkeit, sondern auf Gesundheit und Charakterbildung müssen wir bei der Erziehung und bei dem Unterricht unser Augenmerk richten und darum namentlich die Sinne erziehen. Daß die Grammatik mit ihren Regeln, die so viele Ausnahmen haben, vielmehr ein drückender Ballast für das Gedächtniß ist, als zur Uebung der logischen Kraft sich eignet, wird nur ein Philologe leugnen. Unwillkürlich gewöhnt sich der Schüler daran, auch bei anderen Regeln, bei ethischen Gesetzen, Naturgesetzen und bei eigenen Erfahrungen Ausnahmen zuzulassen, welche unzulässig sind. Die Elemente der Mechanik und Chemie — das sind Unterrichtsgegenstände, welche dem Knaben schon ihrer Anschaulichkeit wegen ungleich ansprechender und zu Denkübungen tauglicher sind. Die feinste Probe auf die Richtigkeit des Denkens liefert das Experiment. Das natürlichste Mittel den Verstand selbständig zu machen, ist die Beschäftigung mit exacten Wissenschaften, Physik und Chemie, mit elementaren Experimenten, die den Uebergang bilden vom kindlichen Spiel zum Ernst der Wirklichkeit, nicht aber mit Uebersetzungen längstverklungener

Advocatenreden oder der Phraseologie todter Sprachen mit ihren verschränkten Satzbildungen und überflüssigen Partikeln.

Ich ergreife jeden Anlaß, diesen unnatürlichen Zustand zu rügen und hier tadle ich ihn, weil er ungesund ist. Die meisten Gymnasiallehrer arbeiten selbst zu viel, geben zuviel Hausarbeiten und Ferienarbeiten auf und beachten zu wenig die physische Entwickelung ihrer Zöglinge. Die meisten ziehen zu sehr deren Aufmerksamkeit ab von der unmittelbaren Wirklichkeit, die allein für die Jugend Reiz hat und zwingen das Kind zu Abstractionen, die ihm zuwider sind und zu historischen Studien, die nur dem Alter ziemen. Viele verfahren auch beim besten Willen wegen des vorgeschriebenen Lehrplanes so, als wenn die Gymnasiasten selbst später wieder Gymnasiallehrer werden sollten. Ein solches System paßt nicht in unsere Zeit. Statt in der Handhabung des Ruders und Fangballs, wie in England, und des gewöhnlichsten Handwerkzeugs, statt im Beobachten, Experimentiren und Beschreiben des Wahrgenommenen werden unsere Söhne im Gebrauche der ihnen selbst sehr wenig interessanten todten Sprachen geübt und körperlich vernachlässigt. Zum Glück heilt das einjährige Militärdienstjahr einen Theil der Schäden. Aber ehe es beginnt, hat nur zu oft die Schulluft den deutschen Jüngling für immer gestempelt.

VI.

Hiermit komme ich zu der Frage, wie überhaupt die Nachtheile der modernen Lebensweise für die Erhaltung der Gesundheit vermieden und beseitigt werden können. Es ist leicht für einen guten und physiologisch geschulten Beobachter noch viele Verkehrtheiten außer den besprochenen aufzufinden und diejenigen zu widerlegen, die da meinen, es sei nicht so schlimm und man thue am besten, alles gehen zu lassen; aber es ist sehr schwer ein Heilmittel zu finden, das sogleich angewendet werden kann.

Zuerst muß die Kenntniß der Vorgänge im eigenen Körper allgemeiner werden. Es muß dahin kommen, daß Jedermann, der auf Bildung Anspruch macht, etwas von Physiologie versteht. Der Mensch ist nun einmal ein reflectirendes Wesen und muß sich freiwillig den vermeintlichen Luxus des Denkens über die Vermeidung von Fehlern gestatten, wenn er nicht durch Krankheit und Unzufriedenheit dazu gezwungen werden will, über die begangenen nur zu oft irreparabeln Fehler nachzudenken.

Ich bedaure lebhaft, daß gerade in Deutschland, der Heimath der Physiologie, dem Lande, wo man sie am höchsten ehrt, ihr die größten Mittel zur Verfügung stellt, und Palastlaboratorien erbaut, wo sie thatsächlich am meisten gelehrte Anhänger findet, am wenigsten in weitern Kreisen von ihr bekannt ist. Ja schon das Wort „Physiologie" macht manchen, der sonst gut belesen sein mag, stutzig. Möge daher bald die Einsicht allgemein werden, daß in den Schulen, und zwar in den Volks- und Realschulen, in den Gymnasien und Privatinstituten, die Kinder und die Heranwachsenden von den Lebensprocessen, die von dem ersten bis zum letzten Athemzuge in ihnen ablaufen, etwas mehr lernen, als daß der Mensch fünf Sinne und einen Puls hat, ohne Lunge, Magen, Gehirn und Herz nicht leben kann und was dergleichen Trivialitäten mehr sind. Jeder gebildete

Mensch, jeder im praktischen Leben thätig Eingreifende hat in seiner Jugend eine Menge von Einzelheiten, zum Beispiel aus der griechischen Mythologie, aus der Kirchengeschichte, aus dem alten und neuen Testament, aus der Grammatik lernen müssen, die ihm später nie wieder in den Kreis seiner Vorstellungen treten und das Gedächtniß beschweren ohne den geringsten Vortheil für seine geistige Entwickelung, seine intellectuelle oder sittliche Ausbildung. Wie es dagegen aussieht im eigenen Innern, wie der Herzschlag mit dem Athmen, die Ernährung mit der Wärmebildung zusammenhängt, was Muskeln, Nerven, Ganglienzellen sind und wie sich die allmälige Umwandlung der Gewebe in der Jugend und im Alter vollzieht, das wird nicht gelehrt, obwohl es an Zeit dazu gar nicht fehlt. Man brauchte nur einige Dutzend Redewendungen, sowie seltene Vocabeln weniger auswendig lernen zu lassen, nur die Qualen der Extemporalien und Uebersetzungen unverstandener Exercitien, sowie die langwierigen Katechismus-Stunden in den niederen Schulen zu kürzen, um genügende Zeit für die ungleich interessanteren nützlicheren Elemente der Physiologie zu gewinnen. Die Begründung eines derartigen physiologischen Schulunterrichts wäre eine der größten Wohlthaten für die ganze Nation, weil sie die Einsicht in die Ursachen, warum das moderne Leben im Großen und Ganzen ungesund ist, wecken, mit einer Menge von mittelalterlichen Ammenmärchen aufräumen und der Unvernunft in den grenzenlosen Zumuthungen an den menschlichen Körper steuern würde. In dieser Erkenntniß besteht ein Grundpfeiler der Kunst die Gesundheit zu erhalten.

Die bloße Unterweisung ist jedoch werthlos ohne praktische Anwendung der guten Lehren in der Schule wie im Leben. Noch so viele, noch so vortreffliche Ermahnungen, gesprochene und gedruckte Vorträge, Abhandlungen, Lehrbücher, Zeitschriften zur Gesundheitspflege können nicht von Grund aus verbessern. Sie wirken wie Predigten auf die Massen im Augenblick anregend, aber nicht heilend, weil selbst nach Heilung der Unkenntniß, selbst wenn das Besserwissen da ist, noch zwei der mächtigsten Factoren für das Thun und Lassen bestehen bleiben, die Nachahmung und die Gewohnheit.

Wenn ein untadelhaft erzogener und mit den besten Vorsätzen ausgerüsteter vollkommen gesunder junger Mann aus dem Elternhause oder der Schule in die Welt entlassen wird, aus dem Kadettenhaus in die Armee, aus dem Gymnasium auf die Universität, aus der Handelsschule in das Geschäftshaus, aus der Gewerbeschule in die Werkstatt, wenn er aus der abhängigen Stellung und dem Verkehr mit seines Gleichen in die freiere Stellung und den Verkehr mit Aelteren oft fast plötzlich eintritt, dann sieht er und hört er, wie das was ihm verboten wurde, ungestraft geschieht. Rauchen, Trinken, in-jeder-Weise-sich-vergnügen ohne Rücksicht auf die Folgen erscheint auf den ersten Blick nur angenehm. Die Nachahmung wirkt unwiderstehlich in der Jugend, wo der Charakter noch nicht ausgebildet ist; und da es in der Regel an Mustern, die in jeder Hinsicht nachahmenswerth in ihren Handlungen wären, fehlt, so werden die schlechten Muster copirt und die Gewohnheit, die treue Schwester der Nachahmung, befestigt die neue ungesunde Lebensweise. Erst wenn sich eine gewisse Sättigung geltend macht, tritt eine Aenderung ein, aber nicht nothwendig zum Besseren, wie die Mode mit ihren wunderlichen Launen beweist.

Etwas hilft dagegen Reden und Schreiben der Einsichtigen, aber wenig. Der Hinweis auf frühere treffliche Menschen oder auf einzelne lebende Muster ist gewiß ebenso nöthig, wie die Belehrung über die Unmöglichkeit gesund, arbeitsfähig und lebenslustig zu bleiben, wenn man gegen die einfachsten Grundsätze der praktischen Physiologie verstößt; aber die Macht der Gewohnheit und Nachahmung wird dadurch nicht gebrochen. Es muß also etwas Anderes geschehen. Kann eine epidemische Krankheit nicht geheilt werden, so muß wenigstens ihre Ausbreitung in der Gegenwart beschränkt und ihre Verhütung in der Zukunft versucht werden. In unserem Falle müssen also die Gelegenheiten zur Nachahmung und zur Befestigung ungesunder Gewohnheiten vermindert werden, so lange der Charakter noch nicht geformt und die Empfänglichkeit der Jugend am größten ist. Beides läßt sich durch Isolirung nicht erreichen, schon weil diese selbst unmöglich genügend lange durchgeführt werden kann und unnatürlich wäre. Es gibt auch kein desinficirendes Mittel für psychische Epidemien, keinen abkühlenden Sprühregen gegen das giftige Contagium der Leidenschaften, keine Quarantäne gegen lasterhafte Sitten.

Aber ich kann mir vorstellen, daß durch Verwerthung einerseits des unüberwindlich starken Nachahmungstriebes der Kinder, andererseits des guten Willens charakterstarker Männer und Frauen eine Besserung erzielt werden wird. Wenn die Nachahmung keine schlechten Vorbilder findet, so werden eben die guten imitirt. „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten"; aber es ist genau ebenso wahr, daß gute Gesellschaft böse Sitten heilt.

Woher sollen nun die Mustermenschen kommen, welche die gute Gesellschaft im eigentlichen Wortsinne bilden? Die Männer und Frauen der Gegenwart können nicht plötzlich und auch nur in sehr beschränktem Maße allmälig die ihnen durch Tradition und Gewohnheit, Erziehung und Mode liebgewordenen Fehler bezüglich der Gesundheitspflege ablegen. Ein Baum, welcher einmal schief gewachsen ist, läßt sich nicht mehr gerade biegen. Aber die jungen Bäumchen, welche noch biegsam sind, kann man verhindern verkehrt zu wachsen, wenn bei Zeiten für einen sicheren Halt gegen Sturm und Wind, gegen Lockerung der Wurzeln und Dürre wie Nässe u. s. w. gesorgt wird.

Die einzig wirksame Art, alle die mangelhaften, zum Theil unbedingt thörichten und krankhaften Ansichten über das, was gesund und ungesund ist, im Volke zu berichtigen, bessere an ihre Stelle zu setzen und überhaupt dem Elend zu steuern, welches nur in Folge von leicht zu vermeidender unvernünftiger Lebensweise tagtäglich sich mehrt, besteht in der Erziehung unserer Kinder nach physiologischen Grundsätzen. Und zwar muß diese vor Allem auf die Erhaltung der fundamentalen Lebensfunctionen gerichtete Erziehung bereits am ersten Lebenstage beginnen. Eine Menge von überlieferten Vorurtheilen, die in der Kinderstube maßgebend sind, muß beseitigt werden. Die Mutter, welche sich aufopfert, ihre eigene Gesundheit nur zu oft wesentlich schädigt, um die ihres Kindes zu kräftigen, welche aus zu viel Liebe, zu viel Hingebung und zu großem Eifer oft die normale Entwickelung ihrer Lieblinge mehr beeinträchtigt als fördert, weil ihr die physiologischen Kenntnisse fehlen, muß vor Allem sich selbst unterrichten. Wie manches Kind wird überfüttert, zu warm gekleidet, gebettet und gebadet

und zu sehr gegen Zug geschützt; wie manches lernt zu früh, wird zu streng bestraft, wie manches zu oft belohnt, zu viel geküßt, zu wenig beschäftigt, zu sehr geschont und doch zu wenig bewacht!

Wie kann dabei der Charakter sich richtig ausbilden? Schon im ersten Lebenssemester formt sich seine Grundlage. Wenn da zum Beispiel der angehende Autokrat durch Schreien jedesmal oder nur oft erreicht, daß ihm etwas Angenehmes gewährt wird, dann kann dieses Verziehen später nur sehr schwer ganz ausgeglichen werden. Wird das Schreien dagegen völlig ignorirt, dann liegt die Gefahr nahe, etwas Wichtiges zu übersehen, was dem Kinde schaden könnte. In diesem Falle die goldene Mitte zu treffen, erscheint schon schwierig; wie viel mehr Selbstbeherrschung und Kenntniß der Seele des Kindes erfordert aber seine Behandlung, nachdem es sprechen gelernt hat und selbst zu beobachten anfängt, ob die ihm ertheilten Vorschriften auch von denen befolgt werden, welche sie geben! *Muster sein* ist für Eltern schlechterdings nothwendig, so lange ihre Kinder noch zu ihnen emporsehen, wie zu höheren Wesen, die alles können, alles wissen, nie Unrecht thun, nie irren.

Aber was hat diese moralische Einwirkung, was hat die Charakterbildung mit der Gesundheit des Körpers zu thun? Jedenfalls viel mehr als gemeiniglich angenommen wird. Denn man braucht nur die Erziehung eines kranken Kindes mit der eines gesunden zu vergleichen, um einzusehen, daß wo fortwährende Schonung und Rücksichtnahme auf die körperlichen Zustände in den Vordergrund treten, unmöglich die Strafe in dem erforderlichen Maße ausgeübt werden kann. Auch bei dem vollkommen gesunden Kinde muß selbstverständlich zuerst die Gesundheit des Körpers seitens der Erzieher berücksichtigt werden, ehe die Sittenlehre beginnen kann. Aber der allgemein verbreitete Irrthum besteht darin, zu meinen, es sei nicht nöthig oder sogar der Gesundheit nachtheilig, mit der *Erziehung* früher zu beginnen. Gerade das Gegentheil ist richtig. Der *Unterricht* sollte in Deutschland später, die Erziehung im engeren Sinne, nämlich die Vorbereitung zur Charakterbildung früher und zwar zugleich mit der Körperpflege und im engsten Zusammenhang mit dieser beginnen.

Ein Beispiel mag zeigen, in welcher Weise hier das Gehenlassen schadet und was anders werden muß. Allgemein haben weibliche Verwandte kleiner Kinder in Deutschland eine lebhafte Neigung, dieselben mit Zuckerzeug, Backwerk oder irgend welchen Süßigkeiten zu erfreuen. Bei gelegentlichen Besuchen, bei Begegnungen und nach größeren Mahlzeiten wird besonders daran gedacht, den Kleinen in dieser Weise angeblich eine Freude zu bereiten. Daß dabei nicht allein sehr leicht der Magen, sondern auch die schönste Charakteranlage verdorben werden kann und wirklich verdorben wird, bedenken Wenige. Manche Mutter belohnt ihre eigenen Kinder durch Kuchen und allerlei Süßigkeiten, welche sie nur ausnahmsweise erhalten. Sie erweckt aber dadurch erst die Untugend der Naschhaftigkeit, erregt stark das Verlangen nach verbotenen Früchten. Es erscheint daher ganz natürlich, daß später die Kinder auch nach anderen verbotenen Früchten, welche ihnen noch viel schädlicher sind, stärkeres Verlangen hegen. Die, welche durch ein derartiges von Mutterliebe eingegebenes Verfahren zur Naschhaftigkeit förmlich erzogen worden sind, werden leicht dahin kommen, bei jedem

Gebote sich Ausnahmen zu erlauben und als das Begehrenswertheste niedere sinnliche Genüsse anzusehen, weil gerade diese ihnen als Tugendpreise in der Kindheit zuerkannt wurden. Wie leicht aber kann man ein Kind durch andere Gaben ebenso erfreuen! Eine Blume, ein Bild, ein Gang durch Feld und Wald wiegen hundertfach die Belohnungen mit Süßigkeiten auf. Doch pädagogische Rathschläge gehören nicht hierher. Nur auf die grundlegende Wichtigkeit der ersten Erziehung für die Erhaltung der Gesundheit wollte ich hinweisen. Das Kind muß so erzogen werden, daß ihm alles Ungesunde zuwider wird, daß es gewohnheitsmäßig die sittliche Verunreinigung ebenso wie die physische vermeidet, daß es vom Anfang an nachahmenswerthe Vorbilder um sich hat, die an Körper und Geist gesund und stark, ihm für das ganze Leben als Richtschnur dienen können.

Freilich bedarf es zu einer solchen Erziehung mehr als der bisher für ausreichend angesehenen Kenntnisse der jungen Mutter. Sie muß sich für ihren Beruf, den höchsten, den es gibt, durch das Studium der Bücher über die Seele des Kindes, die Ernährung und Pflege des Kindes, die Natur des werdenden Menschen erst ausbilden. Ehe es besser wird mit der Erziehung der Kinder, muß es Ernst werden mit der Selbsterziehung der Eltern.

Baron Nothomb.

Von

F. H. Geffcken.

II.

Nothomb hatte in der That Recht zu behaupten, daß der Vertrag von 1838 für ihn keine persönliche Demüthigung war; der Kampf um denselben führte ihn vielmehr auf die Höhe seiner politischen Laufbahn. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er nach der entscheidenden Sitzung sich sagen, daß er der Unpopularität getrotzt habe, um das nothwendige Opfer durchzusetzen, das gebracht werden mußte, wenn nicht das mit so vieler Mühe Erreichte nochmals aufs Spiel gesetzt und das Land den unberechenbaren Wechselfällen der Diplomatie und der Ereignisse Preis gegeben werden sollte. Ablehnung des Vertrages hieß unter den bewandten Umständen nur für Holland arbeiten. Nothomb vergaß es freilich den Westmächten und vor allem Frankreich nie, daß sie Belgien zur Annahme des Vertrages genöthigt, den er selbst am 19. April 1839 in London unterzeichnen mußte. Er erzählte mir, daß, als er 1871 Thiers besucht und dieser ihm geschildert, mit welchen Gefühlen er seinen Namen unter die Präliminarien von Versailles gesetzt, er ihm erwidert habe: „Je connais cela, j'ai dû signer le traité de 1839 après que la France nous eut abandonnés!" — Aber als praktischer Staatsmann mußte bei ihm die Bitterkeit der Gefühle gegen die Nothwendigkeit zurücktreten, die Revolution zum Abschluß zu bringen und dem neuen Königreich seine Stellung im öffentlichen Rechte Europa's dauernd zu sichern. Der König hätte sich darin gefunden, illegitim zu bleiben, aber man mußte Europa weichen[1]). „Es handelt sich," schrieb er in der Mitte der Action, „um das Schicksal der Revolution von 1830, mit der ich zu meinem Glück oder Unglück meinen Namen verbunden habe, es handelt sich darum, ihr großes Ergebniß zu erhalten. Das Ereigniß, das sich jetzt vollzieht, wird entscheiden, ob ich ein Politiker oder ein Pinsel (ganache) bin, ich stehe in der größten und verhängnißvollsten Periode meines Lebens." Nothomb, der in der kritischen Zeit der Erhebung am entschlossensten für den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit eingetreten war, fühlte als Staats-

[1]) Wie stark die legitimistischen Vorurtheile gegen das neue Königreich waren, zeigt eine uns verbürgte private Aeußerung Friedrich Wilhelm's IV. noch aus dem Jahre 1854: „Der Leopold war mein bester Freund, aber diesen Streich (die Annahme der Krone) werde ich ihm nicht verzeihen."

mann auch am entschiedensten, daß, nachdem der wesentliche Zweck der Revolution erreicht war, diese nicht durch aufreizende Agitation verewigt werden durfte. Schon vorher hatte er dafür gearbeitet, auch publicistisch einerseits die Revolution zu rechtfertigen und die Vorurtheile gegen den neuen Staat zu entwaffnen, andererseits die Bedingungen klar zu legen, unter denen allein derselbe gedeihen konnte; 1838 erschien sein „Essai historique et politique sur la révolution Belge".

Wenn er später einmal sagte: „Le plus difficile n'est pas de faire un livre, c'est de le faire lire et d'en faire parler," so traf dies bei seinem Buch nicht zu; noch an demselben Tage, wo dasselbe ausgegeben wurde, war die erste Auflage vergriffen. Und doch war dies Werk keineswegs eine politische Gelegenheitsschrift, die sich in zündender Beredsamkeit an die Leidenschaft der Massen gewendet hätte. Obwohl man in demselben noch die heiße Asche der Revolution fühlt, aus der es hervorgegangen, ist es eine geschichtliche und staatsmännische Darlegung der Verhältnisse und Ereignisse, welche zum ersten Male seit 1815 einen neuen europäischen Staat ins Leben riefen, der in schweren Kämpfen seine Anerkennung auch den widerwilligsten Gegnern abgerungen und, was mehr ist, auch behauptet hat. Es legte die Grundsätze dar, die der Verfasser selbst stets praktisch befolgt, Belgien mußte die Gunst der Umstände benutzen, um seine Unabhängigkeit zu erkämpfen; aber ein Volk von vier Millionen konnte Europa nicht das Gesetz geben, es mußte auf jede Eroberung verzichten, also die Rechte Hollands auf sein altes Gebiet rückhaltslos anerkennen, das monarchische System annehmen und die dynastische Frage im europäischen Sinne lösen. Offen sprach der Verfasser sich auch über die französischen Gelüste aus, so sehr er die Unterstützung anerkannte, welche die Julidynastie Belgien geleistet. „Es ist im Interesse Europa's, daß Frankreich sich nicht bis zum Rhein ausdehne, es ist dies die Grundlage der belgischen Unabhängigkeit."

Aber er führte auch aus, was die Belgier thun müßten, um diese Unabhängigkeit, die sie zum ersten Male genossen, zu erhalten und sich ihrer würdig zu zeigen. „Es darf fortan keine neue Erschütterung stattfinden. Eine Nation, die ihr Selbstbewußtsein hat, ist zugleich eine geistige und eine politische Macht, Belgien hat sich politisch constituirt, es muß auch geistig wiedergeboren werden. Gewiß haben wir stets hochgebildete Männer gehabt, welche sich erfolgreich den Wissenschaften und Künsten widmeten, aber sie arbeiteten vereinzelt, kein Gefühl der Nationalität vereinte sie und verband ihre Werke mit der Idee eines gemeinsamen Vaterlandes. Zwischen Deutschland, Frankreich und England gestellt, kann Belgien eine besondere Mission erfüllen; möge es sich hüten, politisch oder literarisch der Schleppträger einer dieser Nationen zu werden: warum sollte es allein aus dem geistigen Leben Frankreichs schöpfen, das selbst Erfrischung in dem Deutschlands sucht? Möge es bei diesen drei großen Culturvölkern zu Gaste gehen; wenn es das mit Unterscheidungsgabe und Unparteilichkeit thut, wird es schon eigenartig erscheinen, es wird dies wirklich werden, wenn es sich auf seine Vergangenheit besinnt, die nicht ohne Glanz und Größe war."

Das Buch hatte den größten Erfolg, nicht nur im Publicum, sondern bei den ersten Staatsmännern Europa's. Louis Philippe sandte Nothomb das Officierkreuz der Ehrenlegion, damals noch eine seltenere Auszeichnung als heute. Lord

Palmerston erwiderte ihm auf dessen Uebersendung: „Niemand war mehr berufen, der Geschichtschreiber der Unabhängigkeit seines Landes zu werden, als der, welcher einen so hervorragenden Antheil an den Unterhandlungen genommen, durch welche diese Unabhängigkeit befestigt ward; und eine Erzählung der wichtigen Ereignisse durch einen Mann, der die Mittel hatte, ihre wahren Ursachen zu erkennen, muß eine kostbare Ergänzung der Zeitgeschichte werden. Ich kann Sie versichern, daß ich mich stets mit Vergnügen der amtlichen Beziehungen erinnern werde, welche ich die Ehre hatte mit Ihnen zu unterhalten, als Sie durch Ihre Regierung hierher geschickt waren, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ihr Land noch lange die Früchte Ihrer geschickten Dienste genießen wird." Bresson, zur Zeit der Revolution französischer Gesandter in Brüssel, schrieb ihm: „Sie haben das doppelte Verdienst, gut gehandelt und gut erzählt zu haben, was Sie gethan."

Lord Brougham gab dem König bei einem Besuche in Brüssel das Buch mit den Worten zurück: „Je ne croyais pas que vous eussiez quelqu'un de cette force." Auch Lamartine schrieb ihm voll warmer Anerkennung; Nothomb erwiderte, indem er Belgien „seinem hohen und unparteiischen Urtheil" empfahl: „Ich halte es Ihrer Sympathie als politischer und religiöser Mann würdig. Frankreich, ich verhehle es mir nicht, hat diese Unabhängigkeit widerwillig angenommen, es muß dazu kommen, dies freiwillig, ohne Widerstreben, ohne Hintergedanken zu thun und auf die ehrgeizigen Ueberlieferungen Ludwig's XIV. und Napoleon's verzichten. Bis jetzt hat Niemand auf der französischen Tribüne die Anstrengungen dieses kleinen Volkes anerkannt, das seit dem 16. Jahrhundert zwischen Frankreich und Deutschland schmerzlich hin und hergeworfen ist; Niemand hat gewagt laut zu sagen, daß Frankreich ohne die Rheingrenze, in seinen natürlichen Grenzen, trotz der belgischen Unabhängigkeit stark und glücklich sein kann. Wir warten auf diesen Redner und werden sein Wort segnen. Die Achtung der fremden Nationalitäten wird nach meiner festen Ueberzeugung eines der politischen Dogmen der Partei sein, der die Zukunft Frankreichs gehören wird."

Das Buch ist als bleibende Geschichtsquelle anerkannt und hat 1876 die vierte erweiterte Auflage erlebt.

Mit der Erwähnung des Vertrages von 1838 haben wir dem Gang von Nothomb's Leben schon vorgegriffen. Er war zu Anfang noch als zu jung für einen Ministerposten betrachtet, hatte aber als Generalsecretär der auswärtigen Angelegenheiten eine Ausnahmestellung und arbeitete mit dem Könige selbst. Als nun die steigende Wichtigkeit der öffentlichen Arbeiten die Errichtung eines eigenen Ministeriums nothwendig machte, wurde dasselbe am 13. Januar 1837 Nothomb übertragen. Er war damals 31 Jahre alt und hatte sich im Jahre zuvor mit Fräulein Boch aus Mettlach verheirathet.

So in vollster Manneskraft stehend, zeichnete sich der neue Minister durch die angestrengteste Thätigkeit und fruchtbare Initiative aus. Nothomb war in inneren Fragen kein Neuling: er hatte mit Devaux den ersten Entwurf der belgischen Verfassung redigirt, dessen Artikel größtentheils wörtlich in die Verfassungsurkunde übergegangen sind; in die Debatten über die organischen Gesetze und die Budgetfragen griff er wirksam ein — er sollte jetzt zeigen, daß er eine große

innere Verwaltung ebenso wohl zu leiten, als diplomatische Unterhandlungen zu führen befähigt war. Als Minister der öffentlichen Arbeiten begriff er vor Anderen die Bedeutung und die Zukunft der Eisenbahnen; er ward der Schöpfer des belgischen Eisenbahnnetzes, das, wie Michel Chevalier sagte, ein Ereigniß in der belgischen Geschichte war, welches nicht weniger Bedeutung für die politischen als für die materiellen Interessen hatte. Von diesem Standpunkte faßte in der That Nothomb seine Aufgabe an. „Die Eisenbahn," sagte er in seinem Bericht von 1839, „ist, wie wir behaupten dürfen, ein unermeßlicher Vortheil für das Land, sie hat Belgien eine hohe Meinung von sich selbst, und dem Ausland eine hohe Meinung von Belgien gegeben. Gewöhnlich ist es nur den großen Nationen gegeben, sich auf der Weltbühne bemerklich zu machen; ohne eine dieser so hohen Stellungen anzustreben, hat Belgien sich davor zu bewahren gewußt, in der Dunkelheit zu verschwinden. Jede neue Dynastie, hat M. Chevalier gesagt, jede neue Nationalität bedingt eine neue sociale, moralische und materielle Leistung. Nachdem Belgien am Tage seiner revolutionären Geburt Europa's Blicke auf sich gezogen hatte, war die Gefahr für es vorhanden, in der Reihe der kleinen Völker zu verschwinden. Es hat sich auf der Bühne behauptet, indem es eine große materielle That vollbrachte. Die Nationen wie die Individuen bedürfen es, eine Idee, ein Ziel vor sich zu haben; diese Idee, dies Ziel war auf dem Gebiete materieller Interessen für Belgien die Eisenbahn, sie ist die große Nationalangelegenheit, sie wird das Denkmal der Regierung des ersten seiner Könige sein: durch sie hat das Land gleichzeitig seine innere Erregung beruhigen und der Langenweile entgehen können, die selbst große Nationen erfaßt. Belgien hat also durch die Eisenbahn erreicht, was andere Länder nur durch große Anstrengungen anderer Art und Ausgaben erzielen, die oft unproductiv sind; es hat die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Es ist der erste Versuch, den es als unabhängige Nation mit seinen Kräften unternimmt, es hat sich, indem es seine neue Lebensform erwog, sagen müssen, daß die Eisenbahn, durch welche es seine geographische Stellung ändert, nur durch die Unabhängigkeit möglich war. Diese beiden großen Resultate bedingen sich gegenseitig. Unter keinem andern Regiment wären unsere Provinzen mit diesem neuen Verkehrssystem ausgerüstet, die Eisenbahn erscheint als die materielle Folge der Revolution von 1830."

Nothomb, der, um auf diesem Gebiet Belehrung zu finden, England mit Ingenieuren bereist hatte, erkannte, daß ein systematisches Eisenbahnnetz richtig und rasch nur durch staatliche Initiative hergestellt werden konnte, daß es aber außerdem für einen kleinen Staat gefährlich sei in die Abhängigkeit der großen Gesellschaften zu fallen, gegen die, wie man heute sieht, auch die Regierung eines großen straff centralisirten Landes, wie Frankreich ist, vergeblich kämpft, wenn dieselben sich erst ein Monopol gesichert haben. Die Verbesserung der Verkehrsmittel versöhnte auch mit der neuen Ordnung der Dinge den Handel und die Industrie, welche durch die Trennung von Holland den gewinnreichen Absatz nach dessen Colonien verloren hatten. Vom Gesichtspunkt der materiellen Interessen war ja die Vereinigung Belgiens und Hollands eine glückliche Combination gewesen; Belgien war ein hochcultivirtes, industrielles Land und reich an Mineralschätzen, Hollands Marine, Handel und Colonien boten gesicherten Absatz dafür.

Dieser schien mit dem Verlust der Scheldemündungen und dem Abschluß Hollands wie seiner Colonien gegen Belgien schwer bedroht. Das große Eisenbahnnetz, welches Antwerpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und durch den 1839 bewirkten Anschluß an die preußisch-rheinische Bahn Belgien den Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte, ward der Ersatz für die fast verlorene See.

Als Nothomb das Ministerium 1840 verließ, hatte Belgien 309 Kilometer in Betrieb: das erste Eisenbahnnetz in Europa, das nach einem einheitlichen großen Plan entworfen war und damals die größte Verwaltung der Art in Europa, während die französischen Kammern sich in unfruchtbaren Debatten über die Art des Baues erschöpften; Belgien ward so das Muster des Staatsbahnbetriebes, namentlich für die süddeutschen Staaten. Um Antwerpen die Concurrenz mit Rotterdam zu ermöglichen, ersetzte die Regierung den ankommenden Schiffen den an Holland zu zahlenden Zoll. Gleiche Fürsorge widmete Nothomb auch der Ausbildung des Canalsystems; für den Bergbau begründete er mit August Visschers die Knappschaftscassen. Mit seinem Ministerium, darf man sagen, begann der entschiedene wirthschaftliche Aufschwung Belgiens.

Als 1840 das Ministerium de Theux sich auflöste, trat Nothomb in die Diplomatie zurück, indem er zum Gesandten Belgiens beim deutschen Bunde ernannt ward. In die kurze Zeit, während welcher er diesen Posten bekleidete, (Juni 1840 bis April 1841) fiel der wichtige Augenblick, wo England, Oesterreich, Rußland und Preußen in der ägyptischen Frage den Vertrag vom 15. Juli 1840 gegen Frankreich abgeschlossen hatten. Der König Leopold, der damals zur Cur in Wiesbaden war, verbürgte sich dem Präsidenten des Bundestages, Grafen Münch-Bellinghausen, bei einem Besuche für den König der Franzosen und versicherte, daß dieser Fall nicht zum Kriege führen werde. Dies ward die Einleitung zu einem Ideenaustausch zwischen dem König und dem Fürsten Metternich, welcher der neuen Dynastie bisher wenig geneigt gewesen. Nothomb ward hierfür der Vermittler; Graf Münch las ihm die Depeschen des Kanzlers vor, König Leopold die Louis Philippe's, so erfuhr Metternich zuerst, daß letzterer sich entschlossen habe, Thiers fallen zu lassen und durch das Ministerium Guizot einzulenken.

Im Uebrigen genügten die zehn Monate, welche Nothomb in Frankfurt zubrachte, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß die deutsche Politik anderswo gemacht werde; obwohl Metternich damals noch allmächtig war und auch Friedrich Wilhelm IV. sich in politischen Dingen noch sehr von ihm leiten ließ, so wurde doch keine Frage in Frankfurt entschieden, sondern nur in Wien und Berlin, Preußen aber hatte seine politische Hegemonie schon damals durch den Zollverein vorgezeichnet.

Als das Ministerium Lebeau Ende März 1841 fiel, übernahm Nothomb die Bildung eines neuen Cabinets, in welchem er Minister des Innern und thatsächlich Ministerpräsident ward.

Seine Lage war eine sehr schwierige. Die Unabhängigkeit Belgiens war begründet durch die Union der Katholiken und der Liberalen, die sich gegenseitig Zugeständnisse machten. Die Ersteren acceptirten Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Gerichte, Verantwortlichkeit der Minister und selbst Priorität der Civilehe, letztere dagegen die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und die Freiheit des

Unterrichtes. Diese Mitwirkung der katholischen Kirche, die sonst stets auf dem Festlande dem parlamentarischen System entgegentrat, war dem Gelingen der Revolution günstig; der Clerus begeisterte sich damals vielfach für die Lammenais'schen Ideen und zeigte sich, als Gregor XVI. dieselben verdammt, doch dem constitutionellen System nicht feindlich. Die belgischen Katholiken in der Kammer huldigten meist der Schule Montalembert's und befleißigten sich lobenswerther Mäßigung. So lange Belgiens Existenz nach Außen nicht gesichert war, hielten die beiden Parteien der Union zusammen, die Majorität der Gemäßigten stützte die Regierung in allen großen Fragen. Als aber der junge Staat endlich durch Hollands Anerkennung definitiv begründet war, erkannten allmälig die Liberalen, daß die Katholiken weitergesehen als sie selbst, indem die volle Freiheit der Bewegung der Kirche durch ihre feste Organisation bald einen bestimmenden Einfluß in einem Lande geben mußte, in dem sie keine ebenbürtige Nebenbuhlerin hatte; sie sahen, daß sie im Namen der Freiheit dem Clerus die Bahn geöffnet, auf der derselbe die Suprematie der Kirche über den Staat in allen Fragen, welche seine Interessen berührte, erstrebte. Die Hierarchie war gänzlich frei von jeder Controle des Staates; derselbe besoldete sie, aber der Papst ernannte die Bischöfe, wie diese die Pfarrer. Der niedrige Wahlcensus gab den unteren Volksclassen das Uebergewicht, bei denen der Einfluß der Priester am größten war, umsomehr, da der Census auf dem Lande und in den kleinen Städten niedriger war als in den größeren. Die Preßfreiheit gab dem Clerus die Möglichkeit ungehinderter journalistischer Propaganda und entzog die päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefe der Controle der Regierung. Durch stillschweigendes Uebereinkommen waren alle Priester von der Militärpflicht und dem Geschwornendienst befreit. Durch die Freiheit des Vereinsrechtes wurde die Errichtung von Klöstern, Orden und Congregationen unbeschränkt, die Freiheit des Unterrichtes befreite die katholischen Bildungsanstalten von jeder Aufsicht des Staates; als auf Betreiben des Erzbischofs von Mecheln der Grundsatz aufgenommen wurde, war dies, wie Hillebrand sagt, ein „Sprung ins Dunkle", Niemand wußte, zu welchen Ergebnissen dies Princip in einem rein katholischen Lande führen würde, erst allmälig ward dies klar. Als die Regierung die Universitäten Gent und Lüttich zu Staatsanstalten erklärte und als solche dem Einfluß der Kirche entzog, gründete die katholische Partei die freie katholische Universität zu Löwen, die bald so viele Studirende zählte, wie beide Staatsuniversitäten zusammen. Namentlich aber gelangte der Clerus zur Herrschaft über die Volksschule, da er durch die bedeutenden Mittel, über die er verfügte, im Stande war, den Unterricht unentgeltlich zu ertheilen. Freilich dauerte es einige Zeit, bis es augenfällig zu Tage trat, daß die clericale Partei durch eine äußerst liberale Verfassung in Belgien eine Macht gewann, die sie damals in wenigen absoluten Monarchien besaß; aber als den Liberalen darüber die Augen aufgingen, wurde die Union unhaltbar. Das Ministerium vom 13. April 1841 war der letzte Versuch, sie zu behaupten; Nothomb, der, wie er sagte, niemals die Union der Liberalen und Katholiken für einen zeitweiligen Waffenstillstand gehalten, glaubte, es sei möglich sich auf eine gemischte Majorität zu stützen, welche noch vorhanden sei; deshalb rieth er dem König, nicht zur Auflösung der Kammer zu schreiten, wie Lebeau und

Andere verlangten, er glaubte, daß das Ministerium des ersteren nur gefallen sei, weil es nicht homogen war, während eine Auflösung im gegenwärtigen Augenblick in der That die beiden Parteien sich schroff gegenüber stellen würde, was für einen jungen Staat wie Belgien ein Unglück wäre. Manche auswärtige Staatsmänner waren der Ansicht, daß Nothomb die Aufgabe gelingen werde, welche er sich gestellt. So schrieb Metternich an den österreichischen Gesandten, Grafen Dietrichstein: „Die neuen Minister sagen, daß sie keiner Partei angehören wollen und sich berufen glauben über allen zu stehen. Sie haben meiner Ansicht nach vollkommen Recht ihre Stellung so zu wählen. Wie empfehlenswerth auch eine Partei, sei es durch den Charakter ihrer Mitglieder, sei es durch die Natur des Princips, auf dem sie beruht, sein möge, so ist sie doch als solche unfähig die Geschäfte des Landes gut wahrzunehmen; denn die Menschen wollen nach den Regeln einer unparteiisch vertheilenden Gerechtigkeit regiert werden und diese Eigenschaft kann eine Partei nicht geben. Eben weil es dies große Axiom vergaß und die Regierung zum Werkzeug einer Partei herabsetzte, ist unserer Ansicht nach das letzte belgische Ministerium gefallen. Statt die liberale Strömung in richtigen Grenzen zu halten, hat dies Ministerium sich von ihr fortreißen und beherrschen lassen. Darauf ist ein Rückschlag der katholischen Strömung erfolgt, der um so stärker war, als diese Partei behaupten konnte, daß sie unterdrückt und ungerecht behandelt werde, und der Stoß ist zu heftig gewesen, als daß das letzte Cabinet ihm hätte widerstehen können. Alles scheint uns zu beweisen, daß das gegenwärtige Ministerium besser berathen sein und ähnliche Klippen vermeiden wird.

Zur Macht gelangt, nicht durch den Sieg einer Partei, sondern durch eine weise Maßregel des Ausgleichs und der Unparteilichkeit, wird es, wie wir hoffen, seinen Ursprung nicht verleugnen; es wird vor allem andern dahin streben die königliche Macht möglichst zu stärken, die so viele sich folgende Stöße nur zu sehr erschüttert haben und dann die ganze Kraft dieser Macht auf die Erhaltung der Ruhe und die Vermehrung des Volkswohlstandes richten. Nicht die Streitigkeiten der Parteien, nicht die Stürme populärer Zügellosigkeit, nicht die Verirrungen einer wühlerischen Presse, werden Belgien je diese höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft verschaffen; aber dieselben werden ihm sicher zufallen, wenn die conservativen und industriellen Elemente, die das Land in so großer Zahl birgt, durch eine weise, feste und vollständig unparteiische Verwaltung begünstigt werden." Wenn Nothomb dennoch an der Aufgabe scheiterte, die er als der entschiedenste und überzeugteste Vertreter der unionistischen Politik sich stellte, so hat er doch sich gegen seine Gegner länger gehalten als irgend ein Ministerium vor und nach ihm und hat in seiner vierjährigen ministeriellen Thätigkeit nicht nur die reichen Mittel seines Geistes entfaltet, sondern auch bedeutende positive Resultate geschaffen.

In der auswärtigen Politik ist hier der Vertrag mit Holland vom 5. Nov. 1842 zu nennen, welcher alle nach dem Vertrage von 1835 noch zwischen beiden Staaten schwebenden Fragen ordnete; der Führer der Revolution empfing damals von Wilhelm II. das Großkreuz der Eichenkrone. Sodann fesselte die handelspolitische Lage Belgiens seine Aufmerksamkeit. Ausgeschlossen von den holländischen Colonien war es rings von hohen Schutzzöllen umgeben, die auf französischer Seite geradezu prohibitiv waren. Pariser Politiker und Volkswirthe

befürworteten eine lateinische Zollunion als Gegengewicht gegen den deutschen Zollverein, sie ward ein Lieblingsproject Louis Philippe's und selbst König Leopold war ihr nicht ganz abgeneigt. Nothomb war diesem Plan entschieden entgegen, weil er ihn richtig für unverträglich mit der Unabhängigkeit Belgiens hielt; aber um Frankreich nicht zu verletzen, stimmte er zu, daß die Frage einer commissarischen Erwägung überwiesen würde, zufolge derer sie beseitigt ward. Die Industriellen verlangten darauf Differentialzölle, Nothomb gab dem nach, aber nur um Waffen zur Unterhandlung mit anderen Staaten zu gewinnen; er erklärte, daß er in diesem Sinne das Gesetz, das am 24. Juli 1844 zu Stande kam, nur als Uebergangsstadium ansehe und bekannte sich principiell bei dieser Gelegenheit offen zum Freihandel. „Warum," sagte er zwei Jahre vor Sir R. Peel's Bekehrung, „sollte man nicht in Zukunft Verträge machen, um zu erklären, daß für bestimmte Industrien der internationale Austausch frei sein solle? Die Freiheit der Meere war vor 300 Jahren eine ebenso verwegene Idee und es ist noch nicht 50 Jahre her, daß die großen Flüsse Europa's dem allgemeinen Verkehr verschlossen waren." Nach langen und schwierigen Verhandlungen unterzeichnete er 1844 den Handelsvertrag mit dem Zollverein, der für Belgien wie Deutschland so wichtig geworden ist. So sehr Nothomb diesen Vertrag wünschte, so setzte er doch gewissen Forderungen des preußischen Gesandten Freiherrn Heinrich von Arnim zähen Widerstand entgegen. „Nous ne sommes pas très-puissants, mais au moins nous pouvons être très-désagréables", schrieb er. Um so größer war seine Befriedigung, als man endlich zum Abschluß gekommen war. „Cette nouvelle va surprendre et troubler Louis Philippe et la France au milieu des trophées de Tanger, de Mogador et d'Isly (belle phrase de tribune)", schrieb er. — Er beschäftigte sich eingehend mit den 70 Octroilinien, welche den Verkehr hemmten und veranstaltete eine Untersuchung darüber, welche freilich erst 1860 zur Aufhebung dieser Hindernisse geführt hat; ebenso über die Verhältnisse der Frauen und Kinder in den Fabriken, eine Frage, die noch heute nicht von der Gesetzgebung gegenüber dem Egoismus der Industriellen hat geregelt werden können. Seine bleibendste Thätigkeit aber entfaltete Nothomb auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichts. Es ist unrichtig, daß er hier unter dem Einfluß der Nuntiatur gestanden; er hat vielmehr denselben gegen die übereifrigen Bischöfe benutzt, indem er, als diese die Rechte einer juristischen Person für die Universität Löwen forderten, den Nuntius Fornari bewog, zu rathen, daß dies Verlangen zurückgezogen werde. Aber allerdings war Nothomb, der persönlich gegen manche Dogmen Vorbehalte machen mochte, ein zu positiver Kopf, um nicht einzusehen, daß in einem katholischen Lande wie Belgien die Organisation des Unterrichts ohne die Geistlichkeit unmöglich war.

Unter der französischen wie holländischen Herrschaft war der öffentliche Unterricht einfach Staatssache gewesen; mit der Einführung der Unterrichtsfreiheit durch die Verfassung von 1831 trat zunächst vollständige Anarchie im Schulwesen ein, während welcher der geistliche Unterricht einen gewaltigen Vorsprung gewann. Das Gesetz von 1835 erhob Lüttich und Gent zu Staatsuniversitäten; was den eigentlichen Unterricht betraf, so besaß der Staat 1842 nur noch drei Gymnasien und acht Musterschulen, kein einziges Schullehrerseminar, während die Geistlich-

keit deren schon sieben mit 250 Schulamtscandidaten zählte. Nothomb's Verdienst ist es, durch das Volksschulgesetz von 1842 zuerst Ordnung in dies Chaos gebracht zu haben. Gegenüber der Unterrichtsfreiheit, der Gemeindefreiheit und der Unabhängigkeit des Clerus, sollte ein Unterricht geschaffen werden, welcher der Regierung hinreichenden Einfluß gewährte. Die vier Hauptgrundsätze des Gesetzes waren: 1) jede Gemeinde muß wenigstens eine Schule haben; sind genügende Privatschulen da, so kann die Gemeinde von der Verpflichtung entbunden werden, selbst eine Schule zu errichten oder ermächtigt werden eine Privatschule als Gemeindeschule anzunehmen. Die Ermächtigung ist widerrufbar. 2) Den armen Kindern wird der Unterricht unentgeltlich gewährt. 3) Im Elementarunterricht muß Moral und Religion gelehrt werden. Dieser Unterricht wird unter Leitung der Geistlichen des Cultus gegeben, dem die Mehrheit der Zöglinge angehört; die, welche nicht der Mehrheit angehören, können von diesem Unterricht dispensirt werden. Die Ueberwachung des Unterrichts in der Moral und Religion wird durch die Abgeordneten der Häupter des Cultus geübt. Diese wie die Geistlichen haben stets das Recht, die Schule jederzeit zu inspiciren. Der Bischof der Diöcese und die Consistorien der Culte, die vom Staate besoldet werden, können sich bei der Centralunterrichtscommission mit berathender Stimme vertreten lassen. Sie berichten jährlich dem Minister des Innern über die Art, wie der Unterricht in der Moral und Religion gegeben wird und zeigen das Personal der geistlichen Inspection an. 4) Bei Unvermögen der Gemeinde müssen Provinz und Staat eintreten.

Der schwierigste Punkt des Gesetzes war die Mitwirkung der Geistlichkeit. „Wir befinden uns," sagte Nothomb in der Sitzung vom 8. Aug. 1842, „auf einem gefährlichen Boden, können jedoch denselben nicht vermeiden. Kein Unterricht, vor allem kein Elementarunterricht ohne sittliche und religiöse Erziehung, und religiöse Erziehung heißt die Lehre einer positiven Religion. Wir brechen, um es offen und laut zu sagen, mit den politischen Doctrinen des 18. Jahrhunderts, das strebte den Unterricht ganz zu säcularisiren und die Gesellschaft auf rein rationalistische Grundlagen zu stellen. Wir wollen keinen bloß bürgerlichen Unterricht, wir erklären den Unterricht für untrennbar von der Erziehung, wir wollen einen vollständigen Unterricht und dieser ist es nur, wenn er mit der sittlichen und moralischen Erziehung verbunden ist. Von diesem Standpunkte fragt es sich dann, wer soll die Religion lehren? Das kann nur durch die Diener des Cultus oder unter ihrer Leitung geschehen; die bürgerliche Autorität allein könnte nur dann für den Volksunterricht competent sein, wenn dieser isolirt durch sie stattfinden könnte. Wir sind also genöthigt, den Clerus heranzuziehen. Mag auf andern Gebieten die bürgerliche Autorität sich argwöhnisch zeigen und die Priester von den Geschäften ausschließen, hier ist es nöthig, sich an den Priester zu wenden, denn man hat ihn nöthig, der Religionsunterricht in der Volksschule ist durchaus seine Sache. Wie werden Sie nun diese Mitwirkung erreichen? In andern Staaten fordert man sie, der Staat befiehlt der Kirche oder absorbirt sie, der Priester ist nur ein Beamter, welcher der bürgerlichen Autorität gehorcht. In Belgien haben Sie ihm eine andere Stellung gegeben, die Verfassung von 1831 hat die Kirche vom Staat getrennt, sie unabhängig

erklärt und gesagt, daß der Priester keine Befehle vom Staat zu empfangen hat. Bemerken Sie wohl, Sie haben 1831 zwei Grundsätze aufgestellt, die Freiheit des Unterrichts und die Unabhängigkeit der Kirche. Diese beiden Grundsätze muß man gleichmäßig berücksichtigen, der Clerus kann seine Mitwirkung weigern, er kann sich isoliren, er kann sich auf die Unterrichtsfreiheit zurückziehen. Diese beiden Grundsätze konnte man 1831 bestreiten, heute sind sie Bestandtheile der Verfassung. Also die Mitwirkung der Geistlichkeit ist uns nothwendig, sie kann nicht gezwungen sein wie in andern Ländern, sie kann nur freiwillig sein, und um frei gewährt zu werden, muß sie ehrenhaft und wirksam sein. Das ist die Mitwirkung, welche nach unserer Auffassung der Gesetzentwurf begründet."

Die Discussion dieses großen Gesetzes, welche in dem mir vorliegenden Wiederabdruck des Moniteurs mehr als 1000 Seiten füllt, war eine der bemerkenswerthesten in der parlamentarischen Geschichte Belgiens; es gelang Rothomb, das Gesetz vom 23. September 1842 in der Kammer mit 75 Stimmen gegen 3, im Senat einstimmig durchzubringen. Man hat dem Gesetz ungerechte Vorwürfe gemacht, vornehmlich, daß die Bischöfe collectiv und aus eigner Autorität interveniren; von einem solchen collectiven Einschreiten steht nichts im Gesetz, die Mitwirkung bei der Ernennung der Lehrer, welche die Herren Bischöfe forderten, weigerte Rothomb bestimmt. Der einzige schwache Punkt scheint mir, daß den Geistlichen und den Delegirten der Bischöfe das Recht gegeben wird, die Schule jederzeit zu inspiciren; indem die Inspection nicht im Auftrag des Staates amtlich, sondern von der Geistlichkeit aus eignem Recht geübt wird, muß der Lehrer von ihr abhängig werden und dagegen ist die Inspection durch Central- und Provinzialinspectoren kein genügendes Correctiv. In der That ist denn auch die Volksschule in Belgien unter den fast unbedingten Einfluß des Clerus gekommen. Indeß selbst solche, die, wie Rolin-Jaequemins, eine Revision des Gesetzes im Sinne wirklicher Trennung von Kirche und Staat forderten, geben zu, daß das Gesetz große Dienste geleistet hat [1]) und daß es nur durch die immer weiter gehenden Ansprüche der katholischen Partei unhaltbar geworden. Jedenfalls hat es den Volksunterricht in Belgien mächtig gefördert: die Ausgaben dafür, welche 1843 nicht 3 Millionen betrugen, waren 30 Jahre später auf mehr als 15 gestiegen.

Im Fortgang der Zeit wurde es Rothomb immer schwerer, die Majorität in der Kammer zu behaupten; 1845 bei der Discussion des Budgets stellte er die Vertrauensfrage, in den Debatten, die 20 Sitzungen ausfüllten, entfaltete er, wie ein Gegner sagt, sein ganzes Talent [2]) und siegte noch einmal, aber in den Wahlen desselben Jahres wurde er geschlagen. Der Nuntius Pecci, heute Leo XIII., suchte ihn zu bewegen, sich mehr der katholischen Partei anzuschließen und ihr Zugeständnisse zu machen. Rothomb lehnte dies entschieden ab und trat zurück; „wenige Männer," sagt von ihm ein katholischer Publicist, dessen Gerechtigkeit auch seine Gegner anerkennen, Thonissen, „werden eine dauerndere Stellung in der Geschichte der nationalen Dynastie hinterlassen. Unermüdlich in der Arbeit, von

---

[1]) Revue de droit internat. 1875.

[2]) Vandepeereboom, Hist. du gouvernement représentatif en Belgique: „M. Nothomb remporta ici son suprême triomphe".

stets bewährtem Muth, durch ernste Studien lange vorbereitet, vereinte er mit dem raschen und gleichzeitig sichern Blick, der eine der kostbarsten Eigenschaften des Staatsmannes ist, ein bemerkenswerthes rednerisches Talent. Ruhig und würdig inmitten der heftigsten und peinlichsten Debatten, energisch und doch maßvoll in seiner Sprache, stets Meister seines Gedankens und Wortes, stieg er niemals zur Invective herab. Bei allen Ereignissen seit der Revolution betheiligt, kannte er die Verkettung aller parlamentarischen Probleme, die Geschichte jedes seiner Collegen; und seine Reden bei bedeutenden Gelegenheiten boten das Interesse eines historischen Gemäldes. Stets der Fahne von 1830 treu, ganz den Institutionen ergeben, die er hatte schaffen helfen, unerschütterlich in der Vertheidigung einer Politik, die er für die Entwickelung der Hilfsquellen des Landes nöthig hielt, besaß er jenen Bürgermuth, jene Männlichkeit des Charakters, die persönliche Gefühle da zu opfern weiß, wo die Interessen und die Zukunft eines ganzen Volkes auf dem Spiele stehen." Dies Lob ist verdient, Nothomb wußte die Popularität zu verachten, er wußte, daß der sie am leichtesten verliert, der ihr nachjagt und daß sie schließlich dem von selbst zufällt, der furchtlos seiner Ueberzeugung folgt. „J'ai rencontré plus d'une fois," schrieb er später, „sur mon passage au coin d'une rue cette grande prostituée qui offre ses faveurs au premier venu et je l'ai éconduite." In der Rede vom 18. März 1843 zeichnete er seine Stellung: „In der Krisis, die mich an diese Stelle geführt hat, habe ich meine Freunde verloren, aber nicht meine Grundsätze; es sind meine Freunde, welche den gemeinsamen Boden verlassen, auf dem wir zusammen zehn Jahre gestanden. Mit welchem Recht verlangen Sie, daß ich allen Wandlungen Ihres politischen Genies folge? Ich kann mich geirrt haben, klagen Sie meine Einsicht an, aber nicht mein Gewissen. Sie, meine alten Freunde, haben jetzt diejenigen für sich, welche 1833 gegen Sie waren, ich habe die Majorität für mich, auf welche Sie sich für alle großen Acte Ihrer Laufbahn gestützt haben. Es gibt im Leben schmerzliche Tage, aber der politische Mann muß sie hinnehmen; das ist der Tag, wo Fox und Burke sich trennen. Es ist der Tag des großen Widerstreits zwischen der politischen Mission und persönlichen Freundschaft."

Nach Nothomb's Rücktritt versuchte Van de Weyer nochmals ein unionistisches, aber mehr liberales Ministerium zu bilden, scheiterte indes rasch; seitdem war ein auf die alte Union gestütztes Regiment unmöglich. Nothomb hat später mehrmals den Antrag des Königs abgelehnt, ein Cabinet zu bilden, da er sich weder mit der katholischen Partei, noch mit der liberalen identificiren konnte. „Die Politik wie das Leben," pflegte er zu sagen, „ist die Wissenschaft des Möglichen; ich bin als Minister nicht mehr in Belgien möglich."

Er hat nach seinem Rücktritt noch lange die gewohnten Erregungen der Tribüne und der öffentlichen Debatten entbehrt, und entschloß sich erst 1848, sein parlamentarisches Mandat niederzulegen; aber, sagte er: „Que voulez-vous? J'étais trop raisonnable et rien n'est plus déraisonnable que de prétendre d'avoir raison contre tout le monde. Rien n'est plus impopulaire que le bon sens, quoiqu'on l'appelle le sens commun." Da für ihn in Belgien keine fruchtbare Wirksamkeit mehr offen stand, trat Nothomb mit dem Range eines

Staatsministers in die Diplomatie zurück; er ward am 5. August 1845 zum Gesandten am preußischen, sächsischen und hannoverschen Hofe ernannt, blieb bei allen dynastischen und politischen Wechselfällen 36 Jahre auf diesem Posten und sah Berlin, das 1845 noch keine Großstadt war, zur Hauptstadt Deutschlands und zum Mittelpunkt der europäischen Politik werden. Nothomb war ein vorzüglicher Diplomat; scharf beobachtend[1]) war er stets wohl unterrichtet, wozu seine umfassende persönliche Bekanntschaft mit fast allen europäischen Staatsmännern[2]) und sein weit verzweigter Briefwechsel[3]) viel beitrugen. Seine umfassenden Kenntnisse, seine praktische Erfahrung als Minister ließen ihn bei jeder Sache sofort den springenden Punkt erkennen; niemals brauchte er zum Abschluß von Handels-, Post-, Literarverträgen „Sachverständige", wie sie den Diplomaten gewöhnlichen Schlages geschickt werden müssen, wenn es sich um Fachfragen handelt, er besorgte das allein und war einem Delbrück und Philipsborn in Tariffragen vollständig gewachsen. Bei den Verhandlungen über den französisch-deutschen Handelsvertrag war Nothomb es, der den Gesandten, Latour d'Auvergne, dazu bestimmte, zu fordern, daß Preußen den Entwurf unterzeichne, ohne die Zustimmung der übrigen Zollvereinsstaaten abzuwarten, um letztere vor eine vollendete Thatsache zu stellen, der gegenüber sie zwischen Annehmen oder Ablehnung mit Auflösung des Zollvereins zu wählen hätten; eine Stellung, auf die Graf Bernstorff nach einigem Zögern einging und die erfolgreich gegen Oesterreich und die Coalition durchgeführt ward. 1863 unterzeichnete er mit Preußen und den Hansestädten die Verträge über die Ablösung des Scheldezolles.

Hatte Nothomb einen Vertrag zu verhandeln, so trat er, falls nicht besondere Umstände dies unrathsam erscheinen ließen, mit einem fertigen Vertragsentwurf hervor; „damit," sagte er, „sichert man sich stets gewisse Vortheile, selbst wenn ich viel nachgeben muß, so bleibt doch meist mehr von dem stehen, was ich gewollt." Zu Statten kam ihm dabei, daß er des Deutschen vollständig mächtig war, während von den französischen Gesandten, die ich in Berlin gekannt, Moustier, Fürst Latour und Benedetti, keiner ein Wort Deutsch verstand. Von Nothomb lernte ich auch, wie man Zeitungen lesen muß; aus den zahlreichen Blättern, die er hielt, schnitt er sofort alles Bemerkenswerthe aus und classificirte diese Ausschnitte nach den Gegenständen in gesonderten Heften. Die zahlreichen Verträge, die Nothomb nicht nur mit Preußen und andern deutschen Staaten während dieser 36 Jahre geschlossen hat, können hier nicht aufgezählt werden,

---

[1]) Unfehlbar war Nothomb natürlich nicht und hat sich nie dafür ausgegeben. 1839 schrieb er von London: „A un bal où j'ai été cette nuit (chez le Marquis de Northampton) j'ai vu le prince Louis Bonaparte, personnage qui m'a paru fort insignifiant et auquel le gouvernement français a eu bien tort de donner de l'importance."

[2]) Nach einem Lever in London im April 1839 konnte er sagen, daß er jetzt die bedeutendsten dortigen Persönlichkeiten kenne: Grey, Palmerston, Peel, Wellington, Aberdeen, Durham, Melbourne, Reschid Pascha, Pozzo di Borgo, „qui Samedi ne m'a pas dit mot a été aujourd'hui très-aimable". 1844 meldet er: „J'ai eu hier la visite de Palmerston avec qui j'ai eu une conversation de 1½ heures sur le passé, le présent et l'avenir; c'est un homme de 62 ans, plein d'activité, de vie et d'ambition."

[3]) Hier stand seine vertraute Correspondenz mit König Leopold, der seine Briefe und die Depeschen über deutsche Fragen stets dem Prinzen Albert mittheilte, natürlich in erster Linie.

und wie manche Verträge hat er entworfen und unterhandelt, welche Andere unterzeichnet haben! Erwähnen wollen wir nur, daß er 1850 mit seinem russischen Collegen, Baron Meyendorff, den ersten Vertrag Belgiens mit Rußland schloß, das damals wegen der polnischen Officiere, die in der belgischen Armee dienten, noch keine diplomatischen Beziehungen mit dem Brüsseler Hofe unterhielt; so war das Eis gebrochen und bald nach dem Staatsstreich von 1851 gelang es der geschickten Vermittelung Sir Hamilton Seymour's in Petersburg gegen Entlassung der polnischen Officiere die Beglaubigung eines russischen Gesandten in Brüssel herbeizuführen, das fortan ein besonders wichtiger Beobachtungsposten für das napoleonische Frankreich ward: dort gründete die russische Diplomatie 1856 ihr europäisches Organ, den „Nord".

Nothomb wußte durch seine Gaben bald eine bedeutende Stellung zu gewinnen. Mochten legitimistische Vorurtheile dem Minister der revolutionären und liberalen Monarchie entgegentreten, junkerlicher Dünkel auf den bürgerlichen Diplomaten herabsehen, der Theilhaber einer großen Steingutfabrik in Mettlach war: die Macht der Dinge wie der Persönlichkeit war stärker und sein Reichthum setzte ihn in Stand, stets offenes Haus zu halten, in dem nicht nur die Diplomatie, der Adel und die hohen Beamten, sondern auch alle bedeutenden Fremden wie die Gelehrten und Künstler Berlins verkehrten. 1859 ward er auch preußischer Gutsbesitzer, indem er die Herrschaft Cunersdorf bei Görlitz erwarb, wo er die späteren Sommer und ersten Herbstmonate zubrachte; und die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Freiherrn v. Zedlitz, jetzt General in Kassel, brachte ihn in unmittelbare Beziehung zum preußischen Adel. Seine Kenntnisse, sein politischer Blick und seine Erfahrung ließen ihn bald zum Rathgeber seiner Collegen werden, welche wußten, daß sie sich auf seine Discretion verlassen konnten, während er auf diese Weise mehr erfuhr als viele Gesandte mit geschäftigem Umherlaufen und Aushorchen. „In allen Geschäften gibt es", pflegte er zu sagen, „nur wenige wirklich Wissende und Handelnde, die den Gang der Dinge bestimmen; mit diesen muß man Umgang pflegen und sich nicht viel mit den Uebrigen aufhalten". Dem Club des Casinos, wo viele Diplomaten sich täglich in den Nachmittagsstunden trafen, um auszutauschen, wollte er nie angehören; „ich würde mich compromittiren, ohne viel mehr zu erfahren, als ich auf directem Wege höre", sagte er. Die Diplomatie aber füllte ihn nicht aus, daneben setzte er seine Studien auf allen Gebieten, die ihn interessirten, fort; er schrieb ganze Geschichten der verschiedensten Länder und Völker[1]), lediglich um seine Studien über dieselben zusammenzufassen und sein erstaunliches Gedächtniß bewahrte, was er einmal wußte, zu stets freier Verfügung. Besondern Werth legte er dabei auf die Karten, die er selbst anfertigte. „Wie viele Fehler", sagte er einmal, „würden in der Politik vermieden, wenn die Diplomaten die Geographie kennten! Bei den Verhandlungen mit Lord Grey und Lord Palmerston über die Grenzen Belgiens war meine Stärke, daß ich die historische Geographie meines Landes genau kannte und sie nicht." Wenn man solche geschichtliche Skizzen Nothomb's las,

[1]) Juste in seinen „Souvenirs" gibt ein Beispiel davon in einem Tableau de la république de Carthage depuis la fondation jusqu'à sa destruction (890—146 a. Chr.).

konnte man sicher sein, alles Wissenswerthe auf dem betreffenden Gebiete zu kennen. Ebenso gründlich bereitete er sich für die Reisen vor, welche er fast alle Jahre unternahm und über die er ein genaues Tagebuch führte, das er hernach ausarbeitete. So bereiste er nicht nur alle europäischen Länder außer Rußland, sondern auch Kleinasien, Algerien, Aegypten, wo er Gast des Khedive Ismail war. Er nannte das einen Ausflug: „je ne dis pas voyage, ce mot a perdu de sa valeur"; von da aus besuchte er auch Palästina: „J'ai vu les points principaux, c'est tout ce que je voulais. Désormais la Bible est pour moi un livre de voyage. Quelque incrédule que l'on puisse être, on ne peut visiter Jérusalem sans émotion, on en emporte une ineffaçable impression." —

Es würde zu weit führen, die deutsche und europäische Politik, soweit sie Nothomb berührte, während seines langen Berliner Aufenthaltes zu verfolgen; nur einige Hauptpunkte mögen angedeutet werden.

Wie schon früher erwähnt, kam Nothomb bereits mit der festen Ueberzeugung nach Berlin, daß dort die Entscheidung über Deutschlands Zukunft fallen werde. Damals fand er Preußen vor allem durch die Verfassungsfrage bewegt; er erlebte den Vereinigten Landtag, den er stets als die bedeutendste parlamentarische Versammlung bezeichnete, welche Deutschland gehabt und war dann Zeuge der Revolution von 1848 wie der Reaction von 1850—58. Belgien war in dem sogen. tollen Jahre neben Rußland und England fast der einzige Staat, der nicht aus dem Geleise geworfen ward. König wie Nation waren stolz darauf, und man wird mit Interesse den folgenden Brief Leopold's I. an Nothomb lesen, in dem er sich darüber ausspricht:

Bruxelles, le 18 Avril 1848.

Mon cher ministre!

J'espère que Vous, qui avez contribué avec un dévouement si inébranlable à l'indépendance et à l'existence politique de la Belgique, êtes fier de Votre œuvre; l'attitude de notre cher pays est admirable, et je vois avec bonheur que dans toute l'Europe, je n'excepte nullement la France, il n'y a là-dessus qu'un sentiment, qui est celui de la plus sincère estime et approbation. Rester seuls honorablement debout dans une catastrophe aussi épouvantable, c'est là donner la preuve qu'on mérite d'être nation, et que désormais on ne peut plus effacer le nom de la Belgique dans les arrangements Européens. J'aurai voulu Vous faire jouir de la vue de la précieuse démonstration du 9 Avril; la Garde civique était nombreuse et animée comme je ne l'ai jamais vu, cela on pourrait dire tient au désir des classes qui possèdent, à maintenir l'ordre; mais il y avait aussi le peuple et le peuple le plus pauvre largement représenté à cette réunion, et rien ne saurait Vous donner une idée de son affectueuse bienveillance, j'ai été longtemps et à plusieurs reprises entièrement entouré du peuple qui devrait faire les émeutes, qui me gardait en quelque sorte comme mon escorte et qui m'aurait, j'en suis sur, défendu contre qui que ce fût. Vous Vous souviendrez que j'ai toujours eu depuis 1831 une grande sympathie pour le peuple et il m'en a bien recompensé, quel contraste avec les autres pays de l'Europe! car même en Angleterre, ou la loyauté de la ville de Londres s'est glorieusement montrée, on a pourtant dû faire de vastes armements contre le genre de peuple qui la veille, le 9 Avril ici faisait ma garde du corps et se pressait contre mes genoux. Je dois dire que la Belgique se conduit noblement, et généreusement, et puisse le ciel défendre ce bon peuple de toute calamité, pour moi je le défendrai et le protégerai de toutes mes forces.

En France le parti peu nombreux au fond de la terreur, est fort ennuyé de cette attitude, ils n'osent cependant pas trop prononcer le mot incorporation, mais ils disent que c'est la forme républicaine qui conviendrait le mieux à la Belgique. Je puis dire en toute vérité ce que le pays a voulu véritablement ne rencontrera jamais d'opposition de ma part,

mais le fait est incontestable que nous sommes ici à mille lieues en avant de la liberté Française comme on la pratique dans ce malheureux pays dans ce moment-ci avec le refrain éternellement répété „si l'assemblée Nationale ne fait pas telle ou telle chose que nous voulons, elle sera massacrée".

Daß Nothomb während der Herrschaft der kleinen aber mächtigen Partei nicht besonders bei den Machthabern beliebt war, ist begreiflich, besonders verargte man ihm seine Beziehungen zu Heinrich von Arnim, die doch so natürlich waren, da derselbe lange Gesandter in Brüssel gewesen; aber er wußte seine Stellung mit Würde zu wahren, indem er die Ereignisse zwar scharf verfolgte, sich jedoch niemals durch Einmischung in Angelegenheiten, die ihn nicht unmittelbar betrafen, compromittirte. 1852 nahm er auf wiederholtes Andringen seines Königs den Freiherrntitel an, ohne auf denselben Werth zu legen; „es sei, wenn man einmal an einem Hofe lebe, nützlich," sagte er. 1853 empfing er seinen Souverän, als dieser mit seinen beiden Söhnen den ersten Besuch am preußischen Hofe abstattete. Unter der neuen Aera stand er mit Auerswald, Schleinitz Pourtales in regem Verkehr, ohne sich über die Schwäche ihrer Politik zu täuschen, ebenso nüchtern beurtheilte er später den Conflict; er war der unzweifelhaft richtigen Ansicht, daß derselbe hätte vermieden werden können und von der Militärpartei absichtlich herbeigeführt sei, um das liberale Ministerium zu stürzen, daß aber sachlich in der Frage der Heeresorganisation die Krone ebenso im Rechte sei, wie sein eigener Souverän in der Frage der Befestigung Antwerpens. Die damalige liberale Opposition fand er durchaus unfähig; als wir eines Tages zusammen auf der Tribüne einem jener heftigen parlamentarischen Kämpfe beiwohnten, in denen Gneist und Twesten das Ministerium hart angriffen, sagte er im Weggehen: „Ces gens là ne sont pas forts, ils ne renverseront pas le ministère." Als mit Bismarck's Ernennung der Conflict in die Krisis trat, begrüßte er den neuen Minister mit den Worten: „Wir werden sehen, ob er Richelieu oder Alberoni sein wird." Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege und dem erfolgreichen Frieden neigte er bereits zur ersteren Alternative: „Cet homme a osé agir, lorsque les autres n'ont fait que parler, il a joué toute la diplomatie européenne," sagte er und verfolgte nun mit lebhafter Spannung den sich entwickelnden Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen. Von den Staatsmännern des ersteren hatte er eine geringe Meinung, aber es schien ihm anfangs fast unglaublich, daß Napoleon III. Bismarck in der Absicht, den Conflict bis zum Kriege zu treiben, nicht nur gewähren lassen, sondern begünstigen sollte. Eine lange Unterhaltung mit Benedetti auf einem Empfange desselben, nachdem die übrigen Gäste sich verabschiedet, klärte ihn darüber auf. Mit seiner gewohnten Präcision ging er sofort auf den Kern der Sache und stellte den Botschafter vor das Dilemma: „Que ferez-vous de l'Autriche victorieuse et de la Prusse vaincue, que ferez-vous de la Prusse victorieuse et de l'Autriche vaincue?" Darauf wußte Benedetti, der wie sein Souverän vielleicht vornehmlich eine Einheit Italiens im Auge hatte, keine bestimmte Antwort zu geben und meinte, Frankreich werde immer in der Lage sein, das Schiedsrichteramt zu spielen. „Möglich," erwiderte Nothomb; „aber man muß bei einem Kriege alle Möglichkeiten erwägen" und wiederholte seine erste Frage, ohne eine bestimmte Antwort zu erhalten. Nothomb wußte jetzt, daß man sich auf den

Krieg einzurichten hatte und erwog natürlich als belgischer Patriot und Diplomat in erster Linie die Folgen, welche derselbe für sein Land haben könnte. Von seinen Londoner Verhandlungen mit Palmerston kannte er Frankreichs Absichten auf Belgien nur zu gut, sein Brief an Lamartine über diesen Punkt ist oben mitgetheilt. „In meiner Laufbahn," sagte er später, „bin ich nur zwei Franzosen begegnet, welche die Unabhängigkeit Belgiens ehrlich gelten ließen, Louis Philipp [1]) und Guizot [2]), darum hielt sie auch Niemand für französisches Vollblut. Man nahm sie als Ausländer; wie hätten sie sonst die Rechte Anderer achten können?" Persigny, der 1849 kurze Zeit Gesandter in Berlin war, suchte ihn für das Kaiserreich zu gewinnen; scherzend sagte er ihm einmal: „Sie sollten eigentlich an meiner Stelle Frankreichs Vertreter in Berlin sein." Nothomb wies das bestimmt zurück, er täuschte sich nicht darüber, daß Belgien seit dem Staatsstreich unter dem Schwert des Damokles lebte und sich nur durch eine ebenso feste als maßvolle Politik halten könne. Bei dem heranziehenden Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen und der Connivenz Napoleons mußte er sich fragen, ob nicht vielleicht Belgien der Preis derselben werden könne? Eine wirkliche Gefahr indeß sah er nur in einem geschriebenen Pakt und wußte, daß Bismarck zwar die Handschrift Andrer sehr liebt, aber mit der seinigen nicht freigebig ist. Er sondirte Benedetti, indem er ihm geradezu sagte: „Wenn Sie nichts Geschriebenes haben, haben Sie nichts." Als der Botschafter schwieg, wußte er, woran sich zu halten. Nach der Luxemburger Angelegenheit fragte ihn Benedetti niedergeschlagen: „Sind Sie jetzt überzeugt, daß ich keinen schriftlichen Pakt hatte?" „Parfaitement, aussi vous avez tiré la courte paille," war Nothomb's Antwort. Die ungeheuren Siege Preußens überraschten ihn wie alle Welt; als Benedetti aus Nikolsburg zurückkehrte, und ihm die Geschichte seiner Unterhandlung erzählt hatte, sagte Nothomb mir: „Cet homme ne se doute même pas de sa défaite." Aber er begriff, daß der gefährlichste Moment für Belgien erst bei dem nun unvermeidlichen Conflikt zwischen Deutschland und Frankreich kommen werde und war überzeugt, daß für sein Land nur in einer Anlehnung an Preußen Heil zu finden sei. Er hatte schon früher seinem König für den Herzog von Brabant eine Ehe mit der Prinzessin Louise von Preußen, späteren Großherzogin von Baden vorgeschlagen; er faßte jetzt eine solche für den Grafen von Flandern mit der Prinzessin Marie von Hohenzollern ins Auge und brachte dieselbe auf einem Besuche in Brüssel in Anregung. Die Königin von England übernahm die Vermittelung durch eine Anfrage bei dem König von Preußen, der sofort zustimmte; „ceci dérange quelque peu les plans des amateurs de compensations", schrieb Nothomb, als er mir die Sache mittheilte. Die Hochzeit ward im Juli 1867 in Berlin gefeiert, Nothomb erhielt bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Rothen Adlerordens in Brillanten. In gleichem

[1]) Selbst von diesem ist das nach den neuesten archivalischen Aufschlüssen Hillebrand's zweifelhaft.

[2]) Von diesem schrieb er mir bei dessen Tode 15. Sept. 1876: „C'était le moins français des français, homme assez incomplet du reste, car les notions générales du gouvernement lui manquaient, hors de l'histoire le monde des affaires était fermé pour lui, il n'était ni économiste ni financier."

Sinne trat er auch der Idee Beust's entgegen, Napoleon das Zugeständniß eines Zollvereins mit Belgien zu machen, den er mehr als je für unverträglich mit der Unabhängigkeit seines Landes hielt. Nothomb war es dann, der bei Ausbruch des Krieges von 1870, als ihm zuerst vom Staatssecretär v. Thile der vielberufene Vertragsentwurf Benedetti's über Belgien in dessen eigener Handschrift mitgetheilt ward, seinem König den Vorschlag zu dem Londoner Doppelantrag machte, welcher die Neutralität Belgiens für die Dauer des Krieges noch speciell garantirte. Leopold II. schrieb an die Königin von England, Lord Granville acceptirte den Gedanken, Bismarck stimmte sofort zu und Frankreich mußte folgen, um keinen Verdacht gegen sich aufkommen zu lassen. Aber Nothomb begnügte sich nicht mit diplomatischen Bürgschaften; auf das Dringendste rieth er seiner Regierung, keine Kosten zu scheuen und die ganze Armee sofort mobil zu machen, da ihre Neutralität doch nur sicher sei, wenn sie dieselbe eventuell auch selbst zu vertheidigen wisse. In der That, wer weiß ob Frankreich dieselbe bei Sedan respectirt hätte, wenn nicht eine belgische Armee von 40 000 Mann an der Grenze gestanden hätte? In demselben Sinne wurde sofort bei Ausbruch des Krieges trotz der Klagen der Lütticher Fabrikanten die Waffenausfuhr verboten, alle französischen Flüchtlinge bei ihrem Uebertritt entwaffnet. Fürst Bismarck anerkannte wiederholt die trefflichen Rathschläge, die Nothomb seiner Regierung gegeben und erwies ihm nach dem Frieden die seltene Ehre eines Besuches. „Avouez", sagte Nothomb mir, „que j'ai raison d'être fier; Bismarck après son retour n'a fait que deux visites, à moi et à Richard Wagner, il m'a placé sur la même ligne avec le grand homme." Mehr noch durfte ihn ein Brief erfreuen, den König Wilhelm Zeit fand ihm am 6. Sept. vom Hauptquartier zu Rheims zu schreiben:

„Ich erinnere mich mit Vergnügen, Herr Baron, daß Sie an meinem Hofe seit dem 8. Sept. 1845 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs der Belgier beglaubigt sind. Ich habe immer vollkommen die erleuchtete Sorgfalt gewürdigt, mit der Sie die freundschaftlichen Beziehungen zweier Länder gepflegt haben, die durch so viele Bande vereinigt sind und ich bin erfreut, die Gelegenheit des 25. Jahrestages ihres Amtsantrittes benutzen zu können, um Sie zu beglückwünschen, daß Sie sowohl das hohe Vertrauen gerechtfertigt haben, welches König Leopold I. glorreichen Andenkens und Se. Maj. der jetzt regierende König Ihnen stets bezeugt haben. Mein Staatssecretär der Auswärtigen Angelegenheiten wird Ihnen, Herr Baron, mit diesem Briefe mein Bildniß, auf einer Porzellanvase gemalt, überreichen, das ich Ihnen bestimmt habe, als einen Beweis der Gefühle des Wohlwollens und besonderer Hochachtung mit denen ich bin Ihr wohlgeneigter Wilhelm.

Bereits nach der Schlacht von Weißenburg sagte Nothomb die Bedingungen des Friedens für Frankreich voraus. „Ce sera une paix qui détruira l'histoire de France à partir de Richelieu, c'est le retour à la France de Henri IV." Ueber die Commune schrieb er mir am 2. Juni: „Die Worte fehlen mir, um Ihnen von Paris zu reden. Ich lese jetzt das ziemlich weitläufige Buch von Ternaux: Geschichte der Schreckensherrschaft. Mêmes acteurs, mêmes actions. On a trop grandi ces scélérats. Ce qui leur a donné des imitateurs. L'histoire

de la première révolution est à refaire pour l'éducation des Français." Von dem Vertrage in Frankfurt sagte er: „La France n'a été jamais plus bas"; er besuchte dann die französischen Schlachtfelder, später auch die böhmischen, und ging im November nach Paris. Thiers bat ihn damals, den Pariser Posten anzunehmen; nach einer Besprechung mit dem König in Brüssel lehnte er ab. „Die Unterhaltung mit den Franzosen," schrieb er mir am 27. September, „ist sehr schwierig geworden. Ich will ihnen gerne mein Theil Mitleid gewähren, aber ich kann nicht zugeben, daß das Geschick für sie ungerecht gewesen. Was sie jetzt erfahren, ist eine der verdientesten Sühnen der Geschichte, so sehr, daß es den Glauben an eine Vorsehung befestigen muß. Frankreich hat keine wirkliche Regierung und kann sich keine geben. Die monarchische Partei ist die ungeheuere Mehrheit, aber mit drei Candidaten. Man gebe Frankreich eine unbestrittene Regierung und es wird sich rasch erholen, trotz der Abtretung von Elsaß-Lothringen und selbst trotz der fünf Milliarden. Die neutrale Präsidentschaft von Thiers ist nur ein negativer Zustand, ein Interim, dem außerdem sein hohes Alter vielleicht nur kurze Dauer verspricht. Uebrigens zeigte sich Thiers wohlwollend, geistreich, besonnen bis zur Bescheidenheit. Ich bin, sagte er unter anderem, der Massenverwalter eines großen Bankerotts, ich suche das Haus wieder flott zu machen, ich bezahle Schulden, mache keine Geschäfte, ich weiß nicht, wann das Haus wieder solche machen kann, meine Diplomatie ist negativ, ich mische mich in nichts draußen. Ich warte und besorge die Liquidation." Die Heilkraft, welche dann Frankreich nach so schweren Schlägen und bei einer solchen politischen Verwirrung entwickelte, erstaunte Nothomb wie alle Welt. „La France est un fou, qui administre supérieurement sa fortune," schrieb er.

Ueber Nothomb's öffentliches Wirken in den letzten Jahren seines Lebens ist nicht viel zu sagen. Cherbuliez und Juste haben darüber einige Mittheilungen aus seinen Briefen an sie gemacht, die nicht sehr discret und doch sehr unvollständig sind[1]); ich könnte leicht aus der reichen Sammlung von Briefen, die ich von Nothomb bewahre, diese Notizen berichtigen und vervollständigen. Aber der Augenblick ist um so weniger dafür geeignet, als es sich meist um Urtheile des Verfassers über lebende Staatsmänner handelte.

In seinem sonst so glücklichen Familienleben blieben ihm herbe Schläge nicht erspart; 1866 verlor er seinen jüngsten Sohn, kurz darauf ward der zweite in der Fülle seiner Jugend in Florenz vom Typhus hinweggerafft. Erschütternd war der Brief, in dem er mir die Angst seiner Reise dorthin und die Rückreise mit der Leiche schilderte; als wir uns sechs Monate darauf in Cunersdorf wieder-

[1]) So ist die Darstellung Juste's über eine versuchte Vermittelung im preußischen Kirchenstreit unrichtig; eine derartige Einmischung in fremde Angelegenheiten widersprach Nothomb's Grundsätzen ganz. Er erzählte mir vielmehr nach seinem letzten Besuch in Rom, daß er absichtlich nicht dem ihm persönlich wohl bekannten Papst Leo XIII. seine Aufwartung gemacht, um nicht in eine Unterhaltung verwickelt zu werden, welche ihn hätte compromittiren können. Zu erwähnen dagegen ist, daß Nothomb vertraulich der luxemburgischen Regierung rieth, den Betrieb ihrer Eisenbahnen von der französischen Ostbahngesellschaft auf die Verwaltung der elsaß-lothringischen Bahnen zu übertragen.

sahen, fiel Nothomb, der sonst alles eher als demonstrativ war, mir stille weinend um den Hals. Aber wenn diese schweren Schläge ihn wohl beugten, so konnten sie seine geistige Elasticität nicht brechen; er blieb weltfreudig, stets zum Schauen und Handeln aufgelegt. „Ich gehöre zu denen," schrieb er, „für die Arbeit das Leben ist. Wenn ich mich ausruhen werde, so werde ich eben todt sein. Das große Schauspiel der Welt interessirt mich übrigens mehr als jemals. Niemals wird Entmuthigung in mein Herz einziehen, das die Wechselfälle des Lebens wohl bewegen, aber nicht erschüttern können."

So fuhr er in seiner amtlichen Thätigkeit wie in seinen Reisen und Studien fort, die fast alle Gegenstände des menschlichen Wissens berührten; nur die eigentliche Philosophie und die Poesie lagen seiner auf das Positive gerichteten Natur ferner. Ich entsinne mich noch seines Erstaunens, als er mich einst Grimm's Märchen lesend fand: „Comment vous lisez ces choses là?" fragte er.

Im Frühjahr 1880 hatte er eine schwere Lungenentzündung durchzumachen, er erholte sich nach einer Kur in Ems und als er mich im Herbst in Straßburg besuchte, fand ich ihn ganz den Alten. Aber in seinen Jahren hatte er den Stoß doch nicht verwunden, seine Briefe wurden seltener, von seiner Gattin hörte ich, daß er sichtlich abnehme. Noch konnte er den Festen beiwohnen, mit welchen im August 1880 die fünfzigjährige Unabhängigkeit Belgiens gefeiert wurde. Im September 1881 war er im Begriff, sich zu dem Doppelfest der silbernen Hochzeit des Großherzogs von Baden und der Vermählung von dessen Tochter mit dem Kronprinzen von Schweden zu begeben; wir hatten nachher eine Begegnung in Baden-Baden geplant, als ich plötzlich das Telegramm empfing, welches mir seinen Tod mittheilte: in seinem Arbeitszimmer zu Berlin hatte ihn der Schlag gerührt.

Was Nothomb seinem Lande gewesen ist, habe ich anzudeuten gesucht. Leopold I. schrieb ihm bei der Uebersendung des Großkreuzes seines Ordens: „De tous les hommes politiques du pays vous êtes celui qui n'a jamais désespéré de son avenir, qui n'a jamais changé de sentiment et qui m'a témoigné le dévouement le plus vrai et le plus constant, que jamais le plus petit nuage n'a obscurci. Je n'oublie pas des choses de cette nature et j'aime à vous les rappeler."

Wenige Staatsmänner werden ein solches Lob verdient haben. Was seine Familie an ihm verloren, entzieht sich der Würdigung Anderer; was er seinen Freunden war, weiß ich aus fünfundzwanzigjährigen intimen Beziehungen. Niemals zählte man auf ihn vergebens, wo er helfen oder doch rathen konnte; er war der Freund seiner Freunde. Und wie reich war seine Unterhaltung! Kein besseres Mittel gab es, selbst über einen Gegenstand zur Klarheit zu kommen, als sich mit ihm zu unterhalten, der allem auf den Grund zu kommen suchte und das Ergebniß in präcise Formen zu fassen wußte. Verwaist steht nun das schöne Cunersdorf, in dessen Park ich so oft stundenlang mit ihm wandelte, ohne daß das Gespräch einen Augenblick stockte; er selbst ruht in der Gruft der Familie seiner Gattin zu Septfontaines in Luxemburg. Friede seiner Asche!

Die Geschichte eines Genies.

Von

Ossip Schubin.

I.

„M. Alphonse de Sterny wird im November nach Brüssel kommen, um sein Oratorium „Satan" in Person zu dirigiren." Diese kurze Notiz in der „Indépendance Belge" erregte in Brüssel allgemeines Aufsehen.

Die Musiker zuckten die Achseln, bissen sich in die Lippen und sagten etwas Verächtliches über die Künstlerschaft Alphonse de Sterny's und über die traditionelle Ungerechtigkeit des Publicums gegen einheimische Kräfte; die große Welt von Brüssel, unter uns gesagt die unmusikalischste „Welt" des Universums, trat, was ihr sonst einem Künstler gegenüber fast nie geschieht, beinahe aus ihrem vornehmen Phlegma heraus, sprach — im Herbst gibt es wenig zu reden — volle acht Tage lang von nichts als „de Sterny" und zwar sehr viel von seinen Liebesverhältnissen und ein wenig von seiner Octaven-Technik.

Alphonse de Sterny war seiner Zeit nicht nur ein großer Virtuose, sondern auch ein Löwe der Gesellschaft gewesen; die gefeiertsten Damen hatten um seine Gunst geworben, die George Sand hatte einen Roman über ihn geschrieben — man wußte nicht mehr recht welchen — und die schöne Fürstin G... sich um seinetwillen mit Schwefelsäure vergiftet.

Vor fünf Jahren aber war er plötzlich von der Welt zurückgetreten; er hatte während dieser Zeit nicht mehr concertirt, auch waren von ihm keine Clavierstücke — keine Paraphrasen über beliebte Thema's mehr erschienen. Zum ersten Male tauchte nun sein Name wieder auf, und zwar im Zusammenhange mit einem Oratorium! De Sterny und ein Oratorium! Die Welt fand das bizarr; die Künstler fanden es komisch.

II.

Es ist der fünfte November, der Tag, an dem die erste Probe des „Satans" unter der Leitung des Componisten stattfinden soll.

Im Concertsaale der „Grande Harmonie" haben sich die Mitwirkenden bereits versammelt. Obzwar zu Ehren des illustren Gastes ein halbes Dutzend

Gasflammen mehr brannten als bei Proben gewöhnlich, so macht der große Saal dennoch mit seinem finstern Zuschauerraum, seinem spärlich überflackerten Podium einen öden, gespenstischen Eindruck. Ein Geruch von Gas, Staub und feuchtem Tuch durchzieht die Atmosphäre. Ein grauer Nebelreif, der sich bald in nassen Glanz verwandelt, überperlt die Kleider der zuletzt Eingetretenen. Man merkt es im Saal drinnen, wie schlecht das Wetter draußen sein muß. Die lustigen Choristen mit ihren von oben nach unten birnenartig in die Breite gehenden Flamengesichtern, ihrer malerisch braunabgetönten Wäsche und ihrem üppigen Haarwuchs, klopfen sich die Lehmflecke von den Stiefeln und ziehen sich die hinaufgestülpten Beinkleider herunter; die zerzausten Choristinnen, über deren Schultern sich die Locken aufgelöst herabringeln, klagen über Indispositionen und reichen einander wunderthätige Pastillen. Die Orchestermitglieder arbeiten verdrießlich an ihren Instrumenten herum. In die Dissonanzen der durcheinander schrillenden Geiger schwirrt ab und zu das schneidende Geräusch einer Saite, die reißt.

Zwei Dilettanten haben sich durch Protection eingeschlichen — eine junge Clavierlehrerin deutschen Ursprungs, die für die Zukunftsmusik schwärmt, und ein Amateur, der in der Brüsseler Gesellschaft unter dem Spitznamen „l'ami de Rossini" bekannt ist.

Die Instrumente sind gestimmt, hie und da probirt ein Geiger einen Lauf. Die Gasflämmchen zirpen leise; die Choristen stampfen mit den Füßen, um sich zu erwärmen, und reiben die rothen Knöchel ihrer Hände aneinander. De Sterny läßt auf sich warten.

Der „Freund Rossini's" hat sich den Solosängerinnen genähert. „Bedauere Sie, Madame," wendet er sich an die Altistin, eine alte Bekannte, deren Engagement an der Monnaie er vermittelt hat. „Bedaure Sie aufrichtig; de Sterny ist ein Vertreter der Zukunftsmusik. Seine Compositionen gehören zu den unsympathischsten Aufgaben, die man je der menschlichen Kehle gestellt hat. Man sollte seine Arien nur singen, um alle vergangenen musikalischen Genüsse abzubüßen!"

„Ihr Urtheil ist zu hart," entgegnet die Altistin, „gewiß zu hart, Monsieur; einem Freunde Rossini's freilich darf man seinen Haß gegen die Zukunftsmusik nicht übel nehmen. Uebrigens gebe ich es zu, einige Nummern des Oratoriums sind wirklich ermüdend, mit einigen andern hingegen werden selbst Sie sich einverstanden erklären."

„Ich werde mich nie einverstanden erklären mit der Zukunftsmusik," grollt der fanatische Freund Rossini's.

„Nun, nun, bis zu einem gewissen Punkt bin ich vollständig Ihrer Meinung," schmeichelte die Altistin, „aber Sie müssen immerhin zugeben, daß Wagner und Berlioz geniale Musiker sind, und daß die Zukunftsmusik der Tonkunst neue Regionen eröffnet hat!"

„Was hat sie eröffnet? — Einen Tummelplatz für prätentiöse Talentlosigkeit ... Nun, Wagner und Berlioz, die lasse ich allenfalls gelten, die waren wenigstens geniale Missethäter! — Wenn sie nur nicht Schule gemacht hätten. Aber da ist so eine ganz neue Erfindung, die nennt man „musique descrip-

tive" ... Ich bitte Sie, was ist das? — Eine Revolution von einander überschreienden Geigen und das Ganze heißt dann „Cäsar's Tod", oder „Der Kampf der Horatier und Curiatier", oder ... oder der „Ausbruch des Vesuvs", damit die Zuhörer sich allenfalls etwas zu dem räthselhaften Spectakel denken — weil sie absolut nichts dabei fühlen können ... als Kopfschmerzen!"

Der Freund Rossini's lachte herzlich über seinen Witz. — „Hm! hm! ... Und dieses schöne Werk Sterny's enthält wohl das Herrlichste von glänzenden Paraphrasen über die — Gedankenarmuth?"

„Der „Satan" enthält Perlen, von denen Sie entzückt sein werden," behauptet die Altistin, „und die der Schwan von Pesaro ... doch ... horch, Sterny kommt. Ich mache Sie auf das Duett der Verstoßenen aufmerksam — das letzte, hören Sie."

Gefolgt von dem Capellmeister und einer kleinen Gruppe intimer Bewunderer tritt indessen Alphonse de Sterny auf das Podium. Die Pianistin deutschen Ursprungs heftet zusammenfahrend ein Paar vor Entzücken starr gewordener Augen auf ihn. De Sterny, der es gewöhnt ist, solche Aufregungen zu verursachen, lächelt leicht, wirft der Schwärmerin einen ermuthigenden Blick zu und tritt, dem sich verbeugenden Orchester zunickend, vor das Dirigentenpult. Dann läßt er die Falkenaugen über die Reihen seiner musikalischen Streiter schweifen. In der Besetzung der Violinen zeigt sich eine Unregelmäßigkeit. „Wer fehlt dort?" fragt er.

Die Geiger sehen einander an, murmeln einen undeutlichen Namen und setzen hinzu: „Er ist noch krank, er hat sich entschuldigen lassen!"

„Er ist erst vor Kurzem aus dem Spital zurück ..." erklärt der Capellmeister, „er ist manchmal unordentlich bei den Proben."

„Und das dulden Sie?" fragt de Sterny mit seinem überlegenen Lächeln.

„Er, er verdirbt nie etwas bei der Aufführung und ich habe Rücksichten für ihn, weil ... weil ..." stottert beschämt der Capellmeister und stockt — „aber es, es ist wirklich eine Unregelmäßigkeit, eine unverantwortliche Unregelmäßigkeit, welche Strafe verdient!"

De Sterny zuckt die Achseln. „Ereifern Sie sich nicht weiter," sagt er, „nur hoffe ich das nächste Mal meine musikalischen Truppen vollzählig zu finden."

Er klopft auf das Pult.

— — —

Seine Art zu dirigiren hatte etwas ganz Eigenthümliches und erinnerte weder an die feurigen Contorsionen Verdi's noch an die dämonische Energie Hector Berlioz'. Seine Bewegungen waren anfänglich ruhig, fast müde, sein Gesicht trug einen Ausdruck starrer Concentration, plötzlich leuchteten seine Augen auf, um seine Lippen zuckte es, seine Brust wogte, bei einer besonders packenden musikalischen Culmination hob er die Arme höher und höher, wie Flügel, mit denen er sich von der Erde hätte losringen wollen, und brach dann urplötzlich mit einer Miene schwermüthiger Erschöpfung in sich zusammen.

„Er bringt sich um," seufzte die Clavierlehrerin in enthusiastischem Mitleid; der Freund Rossini's hingegen sagte ärgerlich: „Er ist eine verkörperte Phrase, gerade so mager wie seine Musik, und eben so voll von Grimassen!"

Die Antrittsfuge hatte sein Vorurtheil gegen de Sterny nur bestärkt: „Ein prätentiöser Spectakel," murmelte er ingrimmig, während die schwärmerische Pianistin die Hand auf dem Herzen behauptete, „sie habe Lawinen stürzen gehört, und es seien ihr kalte Schauer über den Rücken gelaufen."

Die Fuge wurde wiederholt, der Amateur sagte noch etwas Bissiges, endlich verschob man die Perfectionirung dieses Meisterstücks bis auf Weiteres, die Altistin legte ihren Pelz ab, erhob sich, warf dem Freund Rossini's einen Blick zu, verzog den Mund zu dem bekannten Oratoriumslächeln und begann. Auf ein etwas dramatisches Recitativ folgte eine schmelzendsüße, unsagbar wehmüthige Melodie!

Ja, wirklich eine Melodie so innig und einfach, wie die Melodien Mozarts; dabei aber durch ein paar herbmelancholische Modulationen den Bedürfnissen unserer modernen schmerzensdurstigen Ohren angepaßt. — Der Freund Rossini's traut seinen Sinnen kaum.

Mit jeder Nummer — einige bombastische Intermezzi ausgenommen — steigern sich die Schönheiten „Satans", bis endlich bei dem Duett der Verstoßenen — dem Duett, in dem die ganze Menschheit über den Verlust des Himmels weint — das Orchester sich erhebt und in enthusiastischen Beifall ausbricht. De Sterny vergießt Thränen, versichert, dies sei der glücklichste Moment seines Lebens, und die Leistungen des Orchesters überträfen alle seine Erwartungen; die Pianistin fällt in Verzückungen, und der Freund Rossini's grollt, im mechanischen Applaus die Hände bewegend: „Wo er das nur her hat ... ein Plagiat ... ein Massenplagiat ... aber woher?"

Auf das Duett folgt noch ein recht häßliches Finale, das die gewiegtesten Musiker dem Oratorium seiner anderweitigen ungewöhnlichen Schönheiten halber verzeihen. Die Künstlerschaft steckt ihren Brotneid in die Tasche, begreift nicht, und verneigt sich, wie sich's vor einem großen Wunder geziemt! —

De Sterny fährt in dem Coupé der Gräfin C... die steile Straße Montagne de la Cour hinauf, um sich von betreßten Dienern ein exquisites Frühstück serviren, sich von weichen Aristokratenstimmen mit den sinnverwirrendsten Schmeicheleien umschwirren zu lassen. Plötzlich erblickt er etwas, das ihn interessirt, vor dem er erschrickt.

Vor einem der großen rothen Anschlagszettel, die der Welt die bevorstehende Satansaufführung verkünden, steht ein breitschultriger Mann mit vertretenen Stiefeln, abgeschabten Kleidern und einem weichen, bis über die Ohren herabgezogenen Filz.

Das Coupé muß einer Wagenstauung halber halten. Noch einmal sieht der Virtuose den Proletarier, diesmal aber im Profil. Seltsam! Der Virtuose wird leichenblaß und lehnt sich schaudernd in die flaschengrünen Atlaskissen des Wagens zurück.

Kennt er den Proletarier vielleicht, oder hat er ihn gekannt, ehe noch der verthierende Stempel des Trunks sein Gesicht entstellte?

Wer weiß? ... Die Erscheinung des Fremden ist übrigens seltsam genug, um jedem Vorübergehenden einen Blick, einen Schauder abzulocken.

Runde Schultern, eine schlaffe Haltung, ein schleppender Gang — und doch

in der ganzen Persönlichkeit ein Ausdruck zusammengebrochenen Lebens, verglühten Feuers — ein schönes Gesicht mit etwas zu starken rothen Lippen, kurzer Nase, mächtiger Stirn und Augen, die halb zugekniffen vor sich hinblinzeln, wie die eines lichtscheuen Raubthiers, oder wie die eines Menschen, der nichts sehen will, außer dem schmalen Pfad, den er im Leben zu wandeln verurtheilt ist, vielleicht sich selbst zu wandeln verurtheilt hat, in dem ganzen Gesicht die Spur eines alten Schmerzes und — eines neuen Lasters!

Indessen hat die Stauung sich gelöst, und während die C...schen Falben weitausgreifend, um die verlorne Zeit einzubringen, den großen Mann dem gräflichen Palais zuführen, tritt der Proletarier in einen jener Butterläden, hinter denen sich gewöhnlich ein Branntweinschank aufthut — und verlangt ein Glas Genèvre.

III.

Die Geschichte des Geigers.

Wer war er? ... Was war er? ...

Eines von den Räthseln, die von Zeit zu Zeit der Himmel auf die Erde niedersendet, damit diese sie löse. Die Erde aber findet manches Mal die Aufgabe zu schwierig und begräbt das Räthsel ungelöst in ihrem Schoß.

Er war in Brüssel geboren, der Sohn einer Choristin des Theaters „de la Monnaie" und eines jener ungarischen Zigeunervirtuosen, die immer gruppenweise, wie eine Schar musikalischer Irrwische, bald hier, bald dort in den Haupt- und Kleinstädten Europa's auftauchen und ihren zauberisch musikalischen Unfug treiben.

Die Mutter — Margaretha van Zuylen hieß sie — überlieferte dem Knaben den Taufnamen seines ungarischen Vaters, der verschwunden war, ehe noch sein Kind das Licht der Welt erblickt. Der Sohn der Vlämin hieß Gesa — Gesa van Zuylen. Er hatte ein dunkeläugiges, schwarzumlocktes Gesicht, dabei aber etwas Abgerundetes in den Zügen und Schwerfälliges im Körperbau, das an die Söhne seines platten, canaldurchfurchten Vaterlandes erinnerte. Sein Wesen war ein seltsames Gemisch von verträumtem Phlegma und irrer Gluth.

Das Gäßchen, in dem er aufwuchs, hieß die Rue Ravestein, und streckte sich krumm und holprig, schmutzig und weltvergessen hinter der Rue Montagne de la Cour gegen Ste. Gudule zu aus.

Das Straßengewinkel jener Gegend, knapp neben dem Glanzpunkt städtischer Civilisation, ist verrufen, pittoresk, und der guten Gesellschaft von Brüssel gänzlich unbekannt. Kein Wagen kann hier passiren, theilweise, weil die Gassen zu schmal sind, theilweise, weil ihre angestammte Unebenheit — kein Land der Welt hat eine hügeligere Hauptstadt, als das flache Belgien — bald da, bald dort durch ein paar holprige Stufen accentuirt wird. In Folge dessen erweitern fast alle dort Ansässigen ihre Wohnungen ins Freie hinaus.

Das Treiben und die Unreinlichkeit erinnern an die Städte des Südens. Faulende Gemüseüberbleibsel, Kaninchenfelle, Papierblumen und alte Ballhandschuhe, Asche und anderer Unrath machen es sich bequem auf dem aus großen

unregelmäßigen Steinen zusammengefügten Pflaster, durch dessen Mitte sich müde, und beständig stehen bleibend die Wässer der Gosse schleppen.

Langbeinige, hyänenartige Hunde mit krummem Rücken und gesträubtem Fell, Hunde, die an Constantinopel erinnern und Niemandem gehören, schnuppern zwischen dem Unrath nach Nahrungsmitteln. Scheerenschleifer und andere obdachlose Vagabunden liegen, je nach der Jahreszeit, im Schatten oder in der Sonne; unordentliche Frauenzimmer in schmutzigen Nachtjacken, mit schleuderhaft hinaufgestecktem Haar beugen sich aus den Fenstern und führen miteinander endlose Gespräche; andere stehen, eine rothaufgedunsene Faust auf jeder Hüfte, in den Hausthüren und sehen blinzelnd zu — wie die Zeit vorüber kriecht. Die Häuser sind ungleich, einige eng und hoch, andere plump und niedrig und wie in die Erde hinein gedrückt von ungeheuren röthlich-grünen Dächern. In einigen Fenstern stehen Blumentöpfe, andere sind dicht verhängt. Kleine, nicht besonders appetitliche Weinschenken mit dunkelrother Holzverkleidung, auf der in weißen Lettern geschrieben steht: „Hier verkoopt men Drank", unterbrechen häufig die Reihe der Wohnungen. —

Alle Gassen dieses Stadttheils waren einander in Gesa's Jugend zum Verwechseln ähnlich, nur war die Rue Ravestein vielleicht noch um etwas pittoresker und verrufener, als ihre Schwestern. In das Gesurre ihres trägen Lebens mischten sich die harten Hammerschläge eines Sargtischlers und die scharfen Meißelhiebe eines Steinmetzen. An die Rückwand einer altersgrauen Kirche lehnte sich ein ungeheures Kreuz, und unter seinem zeitgeschwärzten Glorienschein blickte der Heiland trostlos auf das Laster und Elend herab, das er von der Welt zu bannen nicht vermocht. Zwei sehr schmale Kirchenfenster aus farbigem Glas spiegelten sich in der Gosse — an den Tagen nämlich, an denen die Gosse klar genug dazu war!

In dieser Umgebung wuchs Gesa auf. Seine Mutter gehörte zu den Frauenzimmern, die in den Hausthüren stehen blieben und zusahen — wie die Zeit vorüber kriecht. Sie war der Typus einer schönen Vlämin, groß, etwas schwerfällig, mit kräftigen üppigen Gliedern und einem Milch- und Blutgesicht. Ihre rothen Lippen theilten sich indolent über sehr weißen Zähnen, um ihre Nasenflügel spielte eine leichte Röthe. Sie hatte die hervorstehenden Augen und das reichgewellte löwengelbe Haar, mit welchem Rubens seine Magdalenen zu schmücken liebte. Wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt war und nicht in der Hausthür stand, so kauerte sie in ihrer Mansarde auf einem Strohsack und las unaufhörlich Räubergeschichten aus alten Zeitschriften, die, einem Winkelantiquar abgekauft, von einer der Gevatterinnen der Rue Ravestein zur andern wanderten.

Träg bis zur Schläfrigkeit, gutmüthig bis zur Schwäche, hatte sie immer eine Liebkosung für Gesa und eine lustige Neckerei für einen dicken grauen Kater, der ihr zugelaufen war. Sie lebte nur im Augenblick. Am Anfang des Monats fütterte sie den Kleinen mit Leckerbissen, gegen das Ende des Monats machte sie Schulden.

Schon von zartester Jugend an war Gesa sehr musikalisch. Eh' er noch sprechen konnte, sah er aus seinen großen dunklen Augen entzückt zu der Mutter empor, wenn sie ihn, in ihren Armen wiegend, ein Schlummerliedchen sang.

Ein Freund Margarethens lehrte den Kleinen die Geige spielen. Gesa lernte rasend schnell. Die immer trauriger werdenden finanziellen Zustände der Choristin veranlaßten sie, die Fähigkeiten ihres Sohnes pecuniär auszubeuten; und richtig verschaffte sie ihm, als er kaum neun Jahre zählte, ein Engagement bei dem Orchester eines Circus, der auf dem „Grand Sablon" seine provisorische Bude aufgeschlagen hatte und dessen Personal aus einem Akrobaten von hervorragender Schönheit, einem ausgesucht unangenehmen Zwerg, der Molaro hieß, aus vier Affen und einem Pony bestand, dessen Kunst darin gipfelte, auf drei Beinen zu gehen, was vielleicht gar keine Kunst, sondern nur eine Infirmität war.

Die orchestralen Pflichten Gesa's beliefen sich darauf, zugleich mit einem alten Flötisten das musikalische Unwesen eines engbrüstigen und langhaarigen jungen Mannes zu unterstützen, der auf einem maroden Spinett Walzer und Polkas herunter hämmerte, während er sich, wie er dem kleinen Gesa seufzend gestand, sein Leben lang vergeblich darnach gesehnt hatte, endlich einmal einen Trauermarsch vortragen zu dürfen.

Der Circus gab seine Productionen von zwei bis vier Nachmittags und war immer leer. Während auf der Orchesterestrade Gesa mechanisch seinen einfältigen Part herunterfiedelte, blinzelten seine Kinderaugen in den Circus hinab. Er sah den Akrobaten geschniegelt und gebügelt, geschminkt und beflittert in rosa Tricots und grünen Atlashöschen, einen goldenen Reifen um den Kopf Purzelbäume in der Luft schlagen oder den geschmeidigen Leib auf einem Trapez verkrümmen. Er sah den Zwerg mit seinem großen rothborstigen Kopf und seinem aus einer gelben und einer blauen Hälfte bestehendem Tricot widerliche Späße machen.

Der Zwerg wurde immer applaudirt. Die Aeffchen führten zitternd ihre kleinen Kunststücke aus. Der Geruch von Sägespänen, Gas, Orangenschälern und Affen kroch dem kleinen Geiger in die Nase. Er nieste. Dann wurde er schläfrig. Sein Bogen stockte. „Allons donc!" keuchte der Pianist mit dem Fuße stampfend. Er öffnete die Augen. Sein Blick begegnete dem seiner Mutter, die blond und phlegmatisch am Rande der Reitbahn unten saß und ihm lächelnd zunickte. Er fiedelte weiter. Wenn die Choristin nicht durch die Theaterproben verhindert war, ließ sie keine Vorstellung des Circus aus. Gesa bildete sich ein, sie komme, um ihn geigen zu hören! —

Aber eines schönen Tages war Gesa ungezogen gegen den Zwerg Molaro, und büßte in Folge dessen seine Stelle als Orchester-Mitglied ein. Margaretha blieb noch immer die regelmäßige Besucherin des Circus. —

Und dann kam ein Aprilnachmittag mit kalten Regenschauern und ungestüm polterndem Sturm. Winter und Frühling führten draußen Krieg. Gesa, der, seitdem er keine regelmäßige Beschäftigung mehr hatte, unaufhörlich in den alten Ritterromanen seiner Mutter las, saß ganz in eine schreckliche Schauergeschichte versunken, beide Ellenbogen auf die Platte eines wackligen Tischchens gestützt, die Daumen in den Ohren, über die welken Blätter eines sehr abgerissenen Journals gebeugt. Da trat Margaretha an ihn heran und bemerkte stotternd: „Dein Abendessen steht schon zubereitet in dem Wandschrank, Du brauchst damit

nicht auf mich zu warten — ich komme heute spät nach Hause. Adieu, mein Kleinod!"

„Adieu, Mama," sagte er gleichgültig. Er war es gewohnt, daß sie spät nach Hause kam und sah darum auch kaum von seiner Lectüre auf.

Sie ging. Nach fünf Minuten etwa kam sie wieder.

„Hast Du etwas vergessen, Mutter?" fragte Gesa.

„Ja," murmelte sie. Sie war sehr roth im Gesicht, sie griff bald dahin, bald dorthin. Endlich beugte sie sich über den Knaben, küßte ihn ein-, zwei-, dreimal, indem sie seinen Kopf an ihre Brust drückte, murmelte: „Gott behüte Dich" — und ging. Gesa las weiter. Bald darauf wollte er etwas Glänzendes wegreiben, das den ohnedies undeutlichen Druck des Journals verwischte. Es war eine Thräne seiner Mutter . . .

— — — — —

Als Gesa, der sich wie gewöhnlich, wenn Margaretha im Theater beschäftigt war, niedergelegt hatte, ohne die Thür zu schließen, den nächsten Morgen erwachte, fand er das Bett seiner Mutter leer. „Mutter!" rief er erschrocken — „Mutter!"

Er wußte, daß sie ihn nicht mehr hören konnte, aber er rief das Wort, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Er schlüpfte in seine Kleider und eilte hinunter auf die Straße.

Es war ein kalter Morgen. Die von zergangenem Schnee angeschwollene Gosse sipperte im Morgenwind. Schräge rothe Sonnenstrahlen schimmerten in den Kirchenfenstern. Ein paar traurige Orgeltöne klangen durch die grauen Kirchenmauern in die öde Straße hinein. Gesa weinte bitterlich. Er schrie immer lauter, kläglicher: „Mutter, Mutter!" Sie war immer gut gegen ihn gewesen.

Er sah bald da, bald dorthin. Die ganze Welt war leer geworden für ihn. Er begriff, daß seine Mutter ihn verlassen hatte. Die Kinder in der Rue Ravestein begreifen so schnell!

Da legte sich ihm eine lange magere Hand auf die Schulter, er blickte empor, neben ihm stand ein Herr, den er kannte. Derselbe bewohnte den ersten Stock des Hauses, in dem Margaretha ein Dachstübchen inne gehabt. Er war blaß, wie der Christus am Kreuze und sah beinahe so traurig aus: „Armer Bursch!" murmelte er, „sie hat Dich verlassen!"

Gesa biß die Zähne in die Unterlippe, wurde sehr roth, und schüttelte die Hand des Fremden von sich ab. Er schämte sich, er fühlte zum ersten Mal, daß das Mitleid demüthigt. Der Fremde aber strich ihm sehr weich über den Kopf und sagte noch einmal: „armer Bursch — Du darfst ihr's nicht übel nehmen, die Liebe ist so!" — „Was ist die Liebe?" frug Gesa ihn starr anblickend.

Der Fremde räusperte sich: „eine Krankheit — ein Fieber," sprach er dann hastig — „ein Fieber, bei dem man sehr schöne Sachen träumt — und sehr häßliche Dinge thut."

IV.

M. Gaston Delileo, so hieß eigentlich der Fremde; in der Rue Ravestein aber nannte man ihn nie anders als den traurigen Herrn, den „droevigen Heer". Er mochte zwischen vierzig und fünfzig Jahren zählen, hatte ein gelbes, an alte Elfenbeinschnitzerei erinnerndes Gesicht, trug einen Vollbart und das lange straffe schwarze Haar über der Stirne gescheitelt. Außer in den heißesten Sommermonaten ging er auf der Straße nie anders als in einen dunkelblauen, rothgefütterten Carbonari eingehüllt.

Vor etwa sieben Monaten war er in die Rue Ravestein eingezogen, streichelte die Kinder, grüßte die Frauen im Vorübergehen, war allgemein beliebt und verkehrte mit Niemandem.

Margaretha hatte ihm vor ihrer Flucht heimlich einen Brief mit der Bitte, sich des Knaben anzunehmen, in den sonst fast immer leeren Briefkasten vor seiner Thür gesteckt, und große Menschenkenntniß bewiesen, indem sie auf seine Barmherzigkeit gebaut. Seine Frau war todt, sein einziges, damals kaum siebenjähriges Töchterchen wurde, da es ihm in seiner Junggesellenwirthschaft schwer gefallen wäre, dem Kind eine entsprechende Pflege angedeihen zu lassen, bei Verwandten in Frankreich erzogen.

Also verwittwet und vereinsamt, dabei mit einem großen liebebedürftigen Herzen behaftet, dem sein Lebtag nie rechte Befriedigung geworden, nahm er den Knaben ohne jedes vernünftelnde Bedenken bei sich auf. „Komm' frühstücken," sagte er einfach, faßte den Verwaisten bei der Hand und führte ihn in seine Wohnung.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, und während M. Delileo, mit jener Wuth zu systematisiren, welche allen besonders unpraktischen Leuten anklebt, über seinen Schreibtisch gebeugt, einen Erziehungsplan, eine Stundeneintheilung und schließlich eine lange Liste von allen jenen Dingen aufsetzte, welche Gesa jetzt und binnen der nächsten zehn Jahre möglicher Weise brauchen werde, schlich der Knabe neugierig in dem mit arsenikgrünen Tapeten ausgestatteten Zimmerchen umher und musterte aufmerksam die ganze Einrichtung, ein herabgekommenes und morsches Gemisch von militärisch steifen Empire- und prätentiös verkrümmten Louis-Philippe-Möbeln.

An den Wänden hingen ein paar Skizzen ehemals berühmter Meister mit Widmungen: „à mon cher ami etc.," einige in schwarzen Rähmchen gefaßte Dichterautographen, und außerdem noch das rapid ausgeführte Porträt einer sehr schönen Frau in einem weißen Atlaskleid mit sehr vielen Perlenschnüren um den Hals und einem Krönlein auf dem Haupt. „Ist das die Königin?" frug Gesa seinen neuen Beschützer.

Worauf dieser, von seiner Beschäftigung aufstehend, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit zur Antwort gab: „das, mein Kind, das war die Gualtieri!"

„Ah!" machte Gesa und war genau so klug wie zuvor. Wie hätte er es denn eigentlich wissen sollen, daß die Gualtieri ihrer Zeit die gefeierteste und leider auch die verrufenste Künstlerin der Welt gewesen war!

„Sie war auch eine Königin — eine Königin des Gesangs," setzte Delileo nach einer kleinen Pause erläuternd hinzu.

„Und habt Ihr sie gekannt?" frug Gesa, noch immer in den Anblick der romantisch kostümirten Dame vertieft.

„Sie war meine Frau," sagte Delileo langsam und mit Betonung, wobei er eine Rednergeste machte.

„Ah! da hat sie Euch wohl sehr geliebt?" bemerkte Gesa ernsthaft, nur um etwas Angenehmes zu sagen.

Delileo aber zuckte zusammen und wendete den Kopf ab. —

Unter dem Porträt stand Tag aus Tag ein auf einem armseligen schwarzen Marmorguéridon in einem halb zerbröckelten, blauen Delftkrug ein frisches Blumenbouquet.

V.

Gleich nach Beginn ihres Zusammenlebens hatte Delileo die musikalische Begabung seines Schützlings richtig geschätzt, und Dank einiger ihm gebliebenen Künstlerconnexionen, dem Knaben Musikunterricht bei einem der berühmtesten, damals am Brüsseler Conservatorium angestellten Violin-Virtuosen zu verschaffen gewußt. Den Rest der Erziehung Gesa's besorgte er. Eine eigenthümliche Erziehung fürwahr! „Soignirte Orthographie und ausgebreitete Literaturkenntniß sind die zwei Bedingungen einer vornehmen Bildung," behauptete Delileo, „weiter braucht man nichts."

Die Orthographie Gesa's blieb trotz der verdienstvollen Anstrengungen Delileo's immer etwas schwankend; seine Literaturkenntniß hingegen machte schnell die erstaunlichsten Fortschritte. Sie reichte bald von den „Essais de Montaigne", dem ersten Steckenpferd Delileo's, bis zu Delileo's eigenem Roman — seinem zweiten Steckenpferd.

Der Roman, welcher „le crépuscule des Dieux" hieß und zehn Jahre lang umsonst auf einen Verleger gewartet hatte, bildete ein treffendes Pendant zu Delileo's Carbonari. Gleich diesem romantischen Kleidungsstück roch er nach Moder und war von einem Hauch verjährter Weltbeglückungs-Theorien durchweht. Er fing mit einem Märchen an und hörte mit einer Ode auf.

Manchen Abend verbrachte der Alte damit, dies Unding dem Knaben vorzulesen. Gesa hörte immer mit der feierlichen Andacht zu, die gläubige Gemüther allen Mysterien entgegenbringen, von denen sie kein Wort verstehen. —

Ein sonderbares Paar bildeten sie, der gebrochene Mann mit seiner nervösen Rastlosigkeit, der Rastlosigkeit jener, die nichts erreicht haben und das Grab vor sich sehen; und der lustige Bursche mit seiner gesunden Trägheit, der übermüthigen Trägheit jener, die ein großes Talent in sich fühlen und denen das Leben noch unendlich scheint. Der müde Geist des Einen schweifte von der trostlosen Nüchternheit der Gegenwart beständig zu den Utopien von anno Dreißig zurück; die durch keinerlei Erfahrung gelähmte Einbildungskraft des Andern galoppirte indeß mit einem Vorgespann unermüdlicher Chimären siegesgewiß in die Zukunft hinein. Schwärmer waren sie Beide — nur Delileo unbedingt der unpraktischere von den Zweien.

Armer Gaston Delileo! Er gehörte in die Kategorie der Universalgenies, welchem Umstand es beizumessen sein mag, daß er es zu absolut gar nichts im

Universum gebracht. Musik, Malerei, Literatur und Nationalökonomie — alles hatte er nach einander oder auch zu gleicher Zeit mit großem Eifer betrieben, hatte mit dem andächtigsten Idealismus an die Verbesserungsfähigkeit der socialen Zustände, an die Theorien der St. Simonisten geglaubt und mit Enthusiasmus die rückwärts geschnürte Weste der Brüderlichkeit ebenso wie ein mit seinem Namen geschmücktes Stirnband getragen.

Die Sage erzählte, daß die St. Simon'sche Genossenschaft bei ihrer praktischen Theilung der Arbeit seine Thätigkeit anfänglich darauf beschränkt habe, Geld herzugeben und — Stiefel zu putzen, die einzigen zwei Dinge, zu denen man ihn hatte brauchen können; später hatte man ihn in das Bataillon jener denkwürdigen „Dreihundert" eingereiht, die da ausgezogen waren, um in fernen Landen die Mutter der Sekte zu suchen, nachdem Madame de Staël nämlich diesen Ehrenposten abgelehnt.

Sein Geld hatte er zugesetzt, seine Illusionen hatten sich in Spleen verwandelt. Melancholisch hatte er sich von der Welt zurückgezogen, um sich und seine Enttäuschungen zu verbergen. Er wünschte nichts mehr als zu vergessen und vergessen zu werden, vorläufig nur ... denn für die Zukunft — eine ferne nebelhafte Zukunft hoffte er noch immer etwas ... für seinen Roman!

Indessen fristete er sein Leben durch Notenabschreiben — wie Rousseau.

— — — — —

Zwei, drei Jahre vergingen; Gesa wurde ein bildhübscher Jüngling. An Geistes- und Herzensbildung mußte er neben Delileo gewinnen, dafür freilich blieb ihm neben dem excentrischen St. Simonisten jegliche Charakterdressur vollständig fremd. Immer mehr nahm sein Wesen einen Stempel träumerischer Zerfahrenheit an, der einem geübten Menschenkenner und aufmerksamen Beobachter nichts Gutes für seine Zukunft hätte ahnen lassen. Er konnte nie die Mitte einhalten zwischen erschlaffender Trägheit und erschöpfendem Eifer; an ausdauernder, zäher Arbeitsfähigkeit gebrach es ihm vollständig, was ihm nicht von Oben kam, eignete er sich schwerer an, als der gewöhnlichste Conservatorist.

Ueber alles dies machte sich jedoch sein Violinprofessor keine Gedanken. Er merkte nur auf die riesigen Fortschritte des Knaben, war stolz auf seinen Schüler und präsentirte ihn bald vor diesem, bald vor jenem Amateur.

Gesa spielte nicht nur die Geige mit für sein Alter unerhörter Virtuosität, sondern er improvisirte auch und zwar wie kein Anderer; so behauptete wenigstens der Professor.

Die phlegmatischen Brüsseler waren entzückt von seinen musikalischen Ausgelassenheiten; davon, daß er Gesa hieß, daß er ein so schönes brünettes Gesicht hatte, und von einem ungarischen Zigeuner abstammen sollte. Ihr Enthusiasmus über seine Leistungen culminirte immer in denselben Worten: „comme c'est tsigane!"

Dann kam ein Tag, an dem Gesa zum ersten Mal öffentlich spielen, in einem Concert mitwirken sollte. Mit der kolossalen Zuversicht der Jugend freute er sich auf sein Debüt; der muthlose Gaston Delileo dagegen verlor Appetit und Schlaf. Aengstlich einer Enttäuschung des Knaben vorbeugend, verbrachte er seine Zeit damit, ihm zu predigen, sich nichts aus einem Fiasco zu machen.

Gesa nahm diese Predigt übel, er lief dem Alten davon. Dann ging er, den Hut unternehmend in die Stirne gedrückt, die Hände in den Taschen, stampfend in der Rue Ravestein auf und ab und ärgerte sich und der Alte schlich indeß oben in seinem Stübchen auf und nieder und fürchtete sich.

Am Abend des Concerts war der Alte nicht zu bewegen, den Musiksaal zu betreten. Athemlos keuchend stand er vor dem Künstlerausgang und hielt sich die Ohren zu.

Plötzlich hörte er trotz all' seiner verdienstlichen Anstrengungen, jeglichen Schall von sich abzusperren, ein sonderbares Geräusch. Er ließ die Hände sinken. War das Feuerlärm? ... Nein ... ein Klatschen von Hunderten von Händen war's, ein Jauchzen von Hunderten von Kehlen! ... Den nächsten Moment hielt er, schluchzend in das Künstlerzimmer stürzend, seinen Pflegling in den Armen!

Alle Mitwirkenden drückten dem Burschen die Hände, lobten ihn, versprachen ihm eine glänzende Zukunft. Er nahm alle diese Huldigungen als einen ihm gebührenden Tribut mit jener naiven Aufgeblasenheit hin, die man jungen Göttern so leicht verzeiht — wenn auch mit einem recht mitleidigen Lächeln; aber auch er, trotz seines unbeschädigten Selbstbewußtseins, erschrak über die Ausdehnung seines Sieges, als die Thür aufging und, ihm beide Hände entgegenstreckend, ein eleganter junger Mann hereintrat — Alphonse de Sterny.

„Mein lieber junger Freund," rief dieser, „ich konnte den Abend nicht vorüber gehen lassen, ohne Sie kennen zu lernen, ohne Ihnen zu gratuliren!"

Da senkte der junge Geiger das Haupt; er bebte vom Kopf bis zu den Füßen und seine Hände wurden eiskalt in denen des großen Virtuosen.

VI.

Alphonse de Sterny! ... Der Name übte damals einen geradezu unheimlichen Zauber aus auf das Ohr jedes Menschen — sei's Künstler oder Dilettant — der sich für Musik interessirte.

Heute, in unserer täglich kälter und skeptischer urtheilenden Zeit, können wir uns keinen Begriff machen von der wahnwitzigen Abgötterei, die man in den fünfziger Jahren mit den zwei oder drei Claviervirtuosen trieb. De Sterny zählte zu den Gefeiertesten. Die Sterny-Schwärmerei trat immer wie eine verheerende Krankheit in allen Städten auf, wo er concertirte. Dabei war das Räthsel seiner Macht schwer zu erklären. Seine ihm neidischen Collegen behaupteten schlechtweg, er verdanke seine Triumphe nicht so sehr dem künstlerischen Vortrag seiner Leistungen, als der allgemeinen Anmuth seiner Persönlichkeit.

Er war die Vollendung eines homme à succès. Gerade geschniegelt und gebügelt genug, um für elegant, nachlässig genug, um für distinguirt, schlagfertig und boshaft genug, um für geistreich, leichtsinnig und verschwenderisch genug, um für genial zu gelten. Er war sehr hübsch, trug die Haare immer modern zugestutzt und tief in die Stirn gescheitelt, kleidete sich stets nach der vorletzten Mode, wie es einem Menschen von gutem Ton geziemt, mit der nüchternsten Correctheit, ohne alle originellen künstlerischen Abweichungen. Seine Conversation war amüsant, seine Manieren tadellos. Er war der natürliche Sohn eines

französischen Diplomaten, nannte sich de Sterny nach seinem Geburtsort und hatte 25,000 Franken Renten, was die Welt wußte — von einer italienischen Fürstin geerbt, was die Welt nicht wußte.

Sein Clavierspiel war vollendet schön, ein Perlenregen, eine Blumenkette, meisterhaft ausgeglichen in der Technik, vornehm ausgeführt im Vortrag; nie ein falscher Griff, nie eine ordinäre Tastenschlägerei.

Der große ungarische Claviergott, bei dem eine Handvoll falscher Töne zum Effect gehörte, behauptete freilich beißend, „de Sterny's Spiel erinnere ihn an ein Comtessenstück." Sterny jedoch, dem diese Bemerkung natürlich von guten Freunden hinterbracht wurde, lächelte darüber nur mit seiner liebenswürdigen Verbindlichkeit; und fuhr — wenigstens im Anfang seiner Carrière — fort, ein Instrument raffinirt zu liebkosen, welches andere Virtuosen damals nur genial mißhandelten, und elektrisirte das von musikalischen Orgien übersättigte Publicum durch seine Mäßigung. Er bewegte sich fast ausschließlich in den besten Gesellschaftskreisen, zeigte sich jedoch stets bereit, seinen Collegen einen Dienst zu erweisen.

Im Ganzen war er, als Gesa ihn kennen lernte, ein vollkommen schaler, vollkommen selbstsüchtiger, ungewöhnlich talentirter, sehr gutmüthiger, sehr eitler Mensch, der gerne von sich reden machte. Charlatan wurde er erst später, um sich auf dem Piedestal, auf das ihn das Publicum gehißt, zu behaupten. Das Piedestal war zu hoch! Einem Anderen wäre auch schwindlig geworden dort oben.

Er protegirte gern und darum begnügte er sich auch nicht damit, dem jungen Geiger die Hände zu drücken, sondern gab ihm seine Adresse und forderte ihn auf, den nächsten Morgen zu ihm in das Hotel de Flandres zu kommen, damit „wir Ihre Zukunft besprechen können," sagte er aufmunternd. Dann war er noch gegen die andern Anwesenden im Künstlerzimmer liebenswürdig, dann reichte er auch Delileo, dem indessen die Thränen über die Wangen niederträufelten, die Hand, dann klopfte er dem Debutanten auf die Schulter, sagte ihm „Glückauf!" — und verschwand.

Bei dem kleinen Künstlersouper, das der Concertgeber den Mitwirkenden arrangirt hatte, aß Gesa keinen Bissen und sprach kein Wort. Mit blassen Wangen und starren Augen blickte er vor sich hin in die Zukunft — eine Zukunft, in der die Bäume goldne Blätter trugen, und ihre Früchte wie Diamanten glänzten — eine Zukunft, in der Staub und Moder unbekannte Dinge waren, in der schönheitsstrahlende Houris Glück spendend zwischen dornenlosen Rosenbüschen wandelten, und die Lorbeerbäume sich instinctiv vor ihm verneigten.

Damals waren Gesa van Zuylen's Augen nicht ängstlich zugekniffen, wie die eines lichtscheuen Raubthiers, sondern weit geöffnet, wie die eines jungen Adlers, dem kein Licht zu hell ist ... den die Sonne selbst nicht blendet.

VII.

Niemand konnte sich eines begabten aber obscuren Anfängers herzlicher annehmen als der große de Sterny sich des kleinen van Zuylen annahm. Er lud den Knaben zum Frühstück, zwei, drei Mal hinter einander, Gesa wurde ein eingebürgertes Möbel, vielleicht eher eine beliebte Nippsache in des Virtuosen

eleganter Hotelwohnung. Er mußte seine Geige mitbringen, mußte vor dem Virtuosen improvisiren, wobei de Sterny ihn manchmal mit der nachempfindenden Geschicklichkeit, die seine ganze Begabung charakterisirte, auf dem Flügel begleitete. Er zog Gesa ins Gespräch, er lachte, lachte unmäßig über des Knaben originelle Einfälle. Sterny konnte bald keinem seiner Bekannten begegnen, ohne ihm zuzurufen: „Haben Sie schon meinen kleinen Zigeuner gesehen? ... ich muß Sie mit meinem Zigeuner bekannt machen. Das ist eine Merkwürdigkeit — aber eine Merkwürdigkeit! Er improvisirt wie Chopin — nur ganz anders. Gestern hat er mir den Shakespeare citirt — und heute hat er gefunden, daß Marsala schlechter sei als Tokaier. Und hübsch ist er — à croquer! ..."

In der Gesellschaft von Brüssel verbreitete sich die Mähr von dem „achten Weltwunder" — und die Fürstin L... arrangirte ihm zu Liebe sogar eine musikalische Soirée, bei welcher Gelegenheit das achte Weltwunder freilich einen Moment Gefahr lief, sein ganzes Prestige einzubüßen.

Sterny bekümmerte sich mit der liebenswürdigsten Pedanterie um alle Einzelnheiten des Auftretens seines Schützlings, ließ ihm ein paar Lackschuhe anmessen, zupfte ihm am Abend des großen Ereignisses eigenhändig die weiße Cravatte zurecht und brachte ihn in seinem Wagen zu dem L... schen Palais. Aber schon in dem glänzend mit alten Waffen und zwei mysteriösen schwarzen Rüstungen ausgestatteten Vestibul schwand Gesa's robustes Selbstgefühl vollständig. Er, der dem Publicum in einem öffentlichen Concert mit Löwenmuth die Stirn geboten, klammerte sich hier fast kindisch ängstlich an Sterny.

„Haben Sie das achte Weltwunder mitgebracht?" rief die Fürstin dem Virtuosen bei dessen Eintreten entgegen. Sie war eine blonde, ungemein freundliche Dame, sehr lebhaft und sehr kurzsichtig, weshalb sie beständig ihre Lorgnette an die Augen hielt. „Haben Sie das achte Weltwunder mitgebracht?" rief sie in einem Ton, als ob das achte Weltwunder etwas Komisches wäre.

„Natürlich, hier ist es — es heißt Gesa van Zuylen — Gesa van Zuylen, c'est drôle — nicht wahr, Fürstin? Darf ich Sie bitten, mit meinem Weltwunder behutsam umzugehn, es ist empfindlich!" —

„So — — — wirklich! Das ist reizend. Es freut mich, wenn ein junger Künstler einen gewissen Stolz fühlt, das steht immer gut. Was er für Augen hat" — Gesa durch ihre Lorgnette anstarrend — „mein Mann hat mir schon von seinen Augen erzählt. Ein leibhaftiger Zigeuner — er soll neulich Shakespeare citirt haben — ich habe so darüber gelacht — —" Dann, als andere Gäste eintraten, „ich bitte Sie, trachten Sie es dem achten Weltwunder behaglich zu machen, de Sterny, Sie sind ja hier zu Hause." Dies war die Art der Fürstin, vorsichtig mit dem empfindlichen Weltwunder umzugehen.

De Sterny placirte den Knaben bis auf Weiteres in eine Ecke, aus der er ihn bald wieder hervorzog, um ihn einigen Herren und Damen vorzustellen. Gesa nahm eine trotzige Haltung an. Die Damen insbesondere waren sehr freundlich, sehr protegirend — nur fiel es kaum einer einzigen ein, das Wort an ihn zu richten. Alle sprachen vor ihm von ihm, als ob er ein Bild gewesen wäre, oder nicht französisch verstanden hätte. Sie staunten und lobten, und

dann vergaßen sie ihn wieder, während er noch vor ihnen stand, und redeten mit einander von anderen Dingen.

Ihm wurde unheimlicher und unheimlicher, ihm war's, als ginge er auf peinlich glattem, gefährlich dünnem Eis spazieren. Ihn fröstelte. Alles um ihn war so glänzend und so kalt. Die feinen leisen Flötenstimmen der guten Gesellschaft thaten ihm weh. Leicht und stechend wie Schneeflocken flogen ihm die Worte um die glühenden Wangen.

Er hätte weinen mögen. Er war das achte Weltwunder — man starrte ihn durch ein Lorgnon an, sprach über ihn und — kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Unter Anderem erhorchte er die Worte: „er stammt aus der Rue Ravestein" — „was ist das, die Rue Ravestein" — „was ist das?" — „es ist schwer, dies einer Dame zu erklären" — „vraiment?" ... „aber er macht einen ganz erstaunlich wohlerzogenen Eindruck" — „il n'a pas du tout l'air peuple! —" „Mais puisque c'est un tsigane." Es schnürte Gesa die Kehle zu. —

— — — — —

„Wird man Sie denn heute nicht hören?" fragten die Damen, die sich um de Sterny drängten, den Virtuosen.

„Mich?" erwiderte dieser ... „mich? — Ich bin heute nur Regisseur und habe Lampenfieber — abscheuliches Lampenfieber ..."

Der Moment war gekommen! Gesa sollte spielen, das Herz klopfte ihm bis in den Hals hinauf. — Er war nicht er, sondern ein plumper, in Schüchternheit erstarrter Klotz, der die Finger auf die Geige legte.

In Mitten des G-moll-Concerts von Mendelssohn blieb er stecken, raffte sich auf, überstürzte sich und hudelte nur mühsam das Stück zu Ende. Man hatte es selten schlechter gehört. De Sterny war außer sich und Gesa hätte unter die Erde sinken mögen.

Einige Leute applaudirten, weil sie nichts gemerkt, und andere, weil sie überhaupt nicht zugehört hatten. — Die Meisten aber zuckten die Achseln und sagten: „De Sterny ist ein Enthusiast."

Als de Sterny ein Wort für den armen kleinen Zigeuner einlegen wollte, um Entschuldigung für ihn bat und behauptete, er habe ihn noch nie so schlecht spielen hören, antwortete man ihm: „Bah, wir nehmen Ihnen nichts übel, Sterny; wir wissen, daß Sie ein Enthusiast sind."

Die Gesellschaft plauderte und lachte und nippte in ihrer flüchtigen Art an Erfrischungen. Dann kam eine Deputation der schönsten Damen und bat Sterny, doch etwas vorzutragen, und er setzte sich ans Clavier mit seiner gutmüthigen Bereitwilligkeit, seinem lächelnden Siegesbewußtsein.

Nachdem er sein Spiel beendet hatte, trat er an Gesa heran und sprach:

„Mein lieber Junge, nehmen Sie sich recht zusammen! Könnten Sie vergessen, daß Ihnen Jemand anders zuhört außer mir, und etwas improvisiren? Versuchen Sie sich an das Thema zu erinnern, das Sie mir neulich vorspielten. Ihre Zukunft hängt davon ab, und ich wäre so gern stolz auf Sie!"

Diese letzten Worte wirkten Wunder. „Ich will spielen — nur — nur, damit ich Ihnen keine Schande mache!" murmelte Gesa.

Der Knabe war todtenblaß, er zitterte am ganzen Leib, als er die Geige anlegte, — seine Augen leuchteten auf — dann versteckten sie sich traurig hinter den dunklen Wimpern.

Ein Feuerregen sprühte vor seinen Augen, ein Gluthenwirbel tanzte in seiner Brust, wilde sehnsüchtige Melodien klangen ihm in den Ohren ....

Hat er die Weisen geträumt oder hat ein klagender Herbststurm sie ihm herüber getragen aus der fernen Heimath seines Vaters? Sind es Echos der Lieder, die seine Mutter ihrem Geliebten abgelauscht, mit denen sie später ihr Kind in den Schlaf gewiegt, während sie auf der Thürschwelle des Hauses saß in dem schmutzigen Gäßchen, in das der trostlose Heiland hinabschaut. Wer weiß es!

Ein Singen und Schluchzen tönte von seiner Geige, wie man es nur von ungarischen Zigeunern hört; herbe Modulationen, bestechende Melodien, ein tolles Ungewitter von Leidenschaft und Musik ... dann ein letztes ungestümes Jauchzen ... und er brach ab. —

Athemlos starrte er vor sich hin. Er wußte, daß er sein Bestes gegeben! Seine Ohren lauschten gierig. Wenn sie einen Beifallssturm, wie er seiner öffentlichen Production gefolgt war, erwarteten, wurden sie enttäuscht. Nur ein kleines Gesumse, wie das von trockenen Blättern, die ein Herbststurm aufgewühlt hat, durchschwirrte den Saal; wie aus weiter Ferne hörte er die Worte: „Charmant, magnifique, original, tsigane ...“ Er senkte den Kopf, eine schwarze Wolke tanzte vor seinen Augen. Da trat de Sterny neben ihn und klopfte ihm auf die Schulter. „Bravo! Bravo!“ rief er, „wir sind rehabilitirt!“ und, sich mit einem triumphirenden Lächeln nach der Gesellschaft umwendend — „nun, hab ich übertrieben?“

Gesa aber horchte nicht mehr auf die Antwort des Salons — er drückte die Hand de Sterny's an seine heißen Lippen und brach in Thränen aus. De Sterny war sein Himmel, sein Gott! „Mais voyons, grand enfant,“ beruhigte ihn der Virtuose. — — — Und die Welt war entzückt, natürlich noch mehr von der Großmuth des Virtuosen als von der Genialität des Knaben.

— — — — —

„Was ist eine Chimäre?“ frug der kleine Zigeuner einmal seinen großen Freund.

Es war Vormittag, Gesa hatte in einem französischen Buche geblättert, das er nicht verstand, einem Buch von Baudelaire: „Les Fleurs du mal.“ Der Virtuose hatte indessen Briefe geschrieben. Er trug einen gelben Schlafrock aus japanischer Seide, in dem er an eine riesige Königskerze erinnerte, reckte und streckte sich, sah blaß und übernächtig aus — man merkte es ihm an, daß er sich seit fünfzehn Jahren nicht einmal ordentlich ausgeschlafen hatte.

„Was ist eine Chimäre?“ fragte Gesa.

„Eine Chimäre ... eine Chimäre ... das ist eine Sirene mit Flügeln,“ definirte de Sterny sich umwendend.

„Hm!“ Gesa senkte nachdenklich die Augen und hob sie dann wieder forschend. „Eine veredelte Sirene also?“

„Ja, wie mans nimmt.“

De Sterny setzte sich an den Kamin, um sich die Füße zu wärmen. „Verteufelte Kälte, — reich mir die Chartreuse, so —. Eine raffinirte Sirene, meinetwegen," fuhr er fort; „die Sirene hat weiche Menschenarme, mit denen sie uns in verderbliche Freuden einwiegt, die Chimäre hat Krallen, mit denen sie uns das Herz zerfleischt. Die Sirene lockt uns in den Schlamm, die Chimäre lockt uns in den Himmel. Den Himmel erreichen wir nicht, und im Schlamm fühlen wir uns manchmal wohl! .... verteufelt wohl — aber ... saperment! das verstehst Du noch nicht," und der Virtuose zog den Knaben beim Ohr.

Gesa sah etwas verwirrt aus, er hatte wirklich kein Wort von der Tirade seines Gönners verstanden; „aber einige unter uns erreichen den Himmel doch — den Himmel der Kunst — die Walhalla — das Pantheon," eiferte er mit dem wichtig thuenden Bombast eines jungen Menschen, der mehr gelesen als er verstanden hat und gern sein bischen Wissenschaft auskramt. „Wenn man sich nur bald genug auf den Weg macht!" —

„Oh ja, Einige!" murmelte der Virtuose und lächelte eigenthümlich, „Michel Angelo, Raphael, Beethoven," citirte der Knabe.

„Shakespeare, Milton, Mozart und Leonardo da Vinci ..." setzte der Virtuose laut auflachend die wunderliche Litanei fort — „aber ich versichere Dich, man muß ganz erstaunliche Kräfte haben, um den Himmel zu erreichen — und ganz eigens construirte Lungen, um sich darin wohl zu fühlen ..."

Der Virtuose gähnte leicht. Er gehörte zu denen, die sich mit Sirenen unterhalten, ohne ihnen Macht über sich einzuräumen, und die den Chimären principiell aus dem Wege gehn.

Gesa aber war noch immer nicht zufrieden. „Haben alle Chimären Flügel?" frug er nachdenklich.

„Gott bewahre!" rief der Virtuose, „sehr viele unter ihnen haben keine Flügel, aber die zählen nicht, die verleiten Niemanden auf ehrgeizige Irrwege, die stehen mit ihren vier Pfoten fest im Koth und bellen den Mond an, ohne sich zu rühren."

„Aber ..."

„Mein Lieber!" rief der Virtuose lachend, „wenn Du noch mehr zu fragen hast, so sag's, ich werde läuten, damit Dir der Kellner ein Conversationslexikon heraufbringt. Ich bin mit meinem Latein zu Ende!"

VIII.

Es war um sieben Jahre später, um die Mitte Mai. Da kam Gesa nach langer Abwesenheit nach Brüssel zurück. Alphonse de Sterny hatte den Enthusiasmus der Brüsseler Gesellschaft praktisch auszunutzen gewußt; Gesa war mit einem Regierungsstipendium und außerdem von der Gunst mehrerer hoher Männer unterstützt, nach Paris gesandt worden, um sich bei einem der berühmtesten Violinisten der Zeit weiter zu bilden. Er hatte studirt, gebummelt, sehr viel gebummelt, dann wieder studirt, war sehr bewundert, sehr beneidet worden, hatte sein Champagnerglas leeren und die Frauen, die es übel nehmen, wenn man gegen sie zudringlich ist, von jenen unterscheiden gelernt, die es übel nehmen, wenn man es nicht ist. —

Er hatte seine erste Kunstreise mit einer berühmten italienischen Staccatosängerin und einem noch berühmteren mährischen Impressario gemacht, viel Lorbeeren geerntet, sich schließlich in Nizza mit dem Cellisten der Sängerin halber entzweit, den Cellisten gefordert und den Impressario tödtlich beleidigt.

Der Impressario war übrigens ein vernünftiger Mensch, dem es auf derlei Kleinigkeiten nicht ankam. Als er zwei Monate später in Paris Kräfte für seine amerikanische Tour anwarb, machte er Gesa ein glänzendes Engagements-Anerbieten, der junge Geiger aber, reich im Besitze von ein paar tausend Franken, die ihm von seiner letzten Concertreise geblieben waren, lehnte die Anträge des großen Marinsky kurz und bündig mit den Worten ab: Die Virtuosencarriere langweile ihn, er wolle sich ganz der Composition widmen.

Er war vierundzwanzig Jahre alt. In dem Alter haben viele Musiker schon ihre unsterblichsten Meisterwerke geschaffen; Gesa hatte noch nichts veröffentlicht, als vor beinahe zehn Jahren eine „Rêverie", die mit einem hübschen Porträt des jugendlichen Componisten auf der Vignette in der pompösen Ausstattung einer Dilettantencomposition erschienen, und vom ganzen Faubourg St. Germain, sonst aber von fast Niemandem gekauft worden war. —

Seit der Zeit hatte er sehr viel niedergekritzelt, aber beendet hatte er nichts — und doch fühlte er sich so reich. Er hatte nur nie gewollt! Aber wenn er die Feder in die Hand nahm, so jagte ein Gedanke den andern. Nur brauchte er Ruhe zum Componiren. Ruhe aber ist in Paris ein Luxusartikel, den nur die größten Herren erschwingen können. Die Erinnerung an Brüssel tauchte in ihm auf — Brüssel mit seinen gothischen Kirchen und krummen Gassen, seinem schwärmerischen Katholicismus, seiner üppigen Vegetation und seinem stagnirenden Leben ... Eine Art Heimweh überkam ihn — er reiste hin.

Es war Mitte Mai. Der Mai ist wunderschön in Brüssel. Keine langen Kriege, sondern nur lustige Scharmützel zwischen Regen und Sonne reinigen da die Luft. Goldne Dünste durchbeben die Atmosphäre, weben eine märchenhafte Glorie um die sich in der Ferne verlierende Perspective der alten Straßen, umflimmern wie leuchtende Schatten die gothische Steinspitzenklöppelei von Ste. Gudule und breiten ihren blonden Schleier über die grüne Pracht des Parks. Etwas gar Wundersames ist es um dieses feuchte Licht, diese in goldne Nebel aufgelösten Sonnenstrahlen, um all das metallische Vibriren und Zittern, welches das graue nüchterne Brüssel im Frühling wie mit einem Heiligenschein verklärt.

Die Statuen im Park haben ihre Strohkapuzen verloren, durch die Bäume, deren flaumiges Laub noch den angenehm herben Frühlingsgeruch ausathmet, welchen es anfangs Juni verliert, gleiten die Sonnenstrahlen, säumen den Umriß eines knorrigen schwarzen Astes mit einem silbernen Streiflicht, malen breite Glanzflecken auf einen mächtigen Stamm, gleiten lustig in das feuchte Gras und spielen mit durchsichtigen Blätterschatten Versteckens. Um das Haus des Prinzen von Oranien wiegen üppig blühende Fliederbüsche träumerisch ihre weißen und blaßvioletten Rispen, vor dem Königsgarten wogt ein Meer von veilchenblauen Rhododendren. Und duftübersättigt, lau entnervend, bewegt ein kaum merklicher Windhauch die Luft — der Scirocco des Nordens. — —

Rüstig schritt Gesa von der Gare du midi über die Boulevards, der Rue

Ravestein zu. Alles interessirte ihn, Alles heimelte ihn an. Er blieb stehen, blickte um sich, lächelte, ging ein wenig weiter, blieb wiederum stehn in seiner närrischen, weltvergessenden Art. Nun bog er von der Montagne de la cour ab — vor seinen Augen breitete sich die Rue Ravestein aus. Ein seltsames Gefühl überkam ihn, ein Gefühl namenloser Angst und Beklemmung. Er hätte umkehren und fliehen mögen und doch zog's ihn näher — näher! — Feuchte Goldschimmer umwoben die Ferne; das seltsame Gäßchen mit seinem mittelalterlichen architektonischen Zierrath, seinem an die schwarze Kirchenmauer lehnenden Heiland sah aus wie ein altes Bild auf Goldgrund gemalt.

„Ist Monsieur Delileo zu Hause?" frug Gesa an der Thür eines wohlbekannten Gebäudes eine Magd, die sich — unerhörte Zeitverschwendung! — damit beschäftigte, die Schwelle zu reinigen. Die vlamischen Worte fielen ungewohnt holprig von seinen Lippen. Die Magd blickte ihn etwas erstaunt an und nickte. Sein Herz klopfte, während er in den Hausflur trat und dann rasch die unter seinen ungestümen jungen Füßen knarrende alte Holztreppe erklomm.

An der Thür klopfend erhielt er keine Antwort. Er trat ein, das Zimmer hatte noch immer dieselbe grüne Tapete, an deren bloßen Anblick man sich mit Arsenik hätte vergiften können; jedoch war es viel sauberer, viel koketter gehalten als zu der Zeit, da Gesa mit seinem Pflegevater darin gehaust. Ein eigenthümlicher Geruch strömte ihm entgegen, ein narkotisirender, träumerischer Geruch! Unter dem Porträt der Gualtieri stand in dem abgebröckelten Delftkruge ein großer Strauß verführerisch schillernder Mohnblumen — jener zauberisch schönen Riesenmohnblumen, die unter dem Namen „pavots de Nice" bekannt sind. —

Die Thüre dieses ersten Zimmers war offen, an die äußere Wand des zweiten Gemachs schloß sich ein verglaster Erker, darin saßen einander gegenüber an einem runden Tischchen Gaston Delileo — und seine Tochter.

Gesa fuhr zusammen, er betrachtete das Mädchen stumm vor Bewunderung. Nur in Italien hatte er noch Züge mit zugleich so regelmäßigen und doch so eigens abgerundeten Linien gesehen. Des Mädchens kleiner Kopf ruhte auf ein paar classisch kräftigen Schultern, ihr monoton blasses Gesichtchen war von ein paar unheimlich dunklen Augen und tiefrothen Lippen durchglüht.

Die Tochter Delileo's hatte, trotzdem sie damals kaum siebzehn Jahre zählen mochte, nichts von der eckigen Anmuth nordischer Jungfrauen; ihre ganze Gestalt athmete etwas Frühreifes, wundersam Ueppiges, Berauschendes — italienische Morbidezza!

Während Gesa noch in ihrem Anblick versunken dastand, blickte Gaston Delileo auf, streckte den Kopf vor, blinzelte wie geblendet — der junge Künstler lächelte und trat vor.

„Gesa! ... Du?" und im nächsten Moment hielt der „droewige Heer" seinen Pflegesohn in den Armen. Dann vergossen sie Beide ein paar angenehme Thränen, dann schob Delileo „seinen Jungen" von sich, um ihn recht betrachten zu können — dann umarmte er ihn noch einmal — „und bleibst Du jetzt ein wenig bei uns?" frug er und die Stimme zitterte ihm.

„So lang Ihr's erlaubt, Vater," erwiderte Gesa — „ich möchte gerne in Ruhe bei Euch arbeiten, d. h. ich weiß wohl, daß hier für mich jetzt kein Platz ist — ich werde mich in Eurer Nähe einmiethen. Aber —" er sah sich nach dem jungen Mädchen um — „macht mich doch mit meiner Schwester bekannt!"

„Ach richtig, — nun Annette, es ist Gesa van Zuylen, ich habe Dir ja oft von ihm erzählt. Heiße ihn willkommen, und Du Gesa, gib ihr einen Kuß, wie sichs für einen Bruder schickt!"

— — — — —

Die Abendmahlzeit war vorüber, die lange graue Maidämmerung hatte allen Goldschimmer von Brüssel weggelöscht. Nur ein schmaler röthlicher Lichtstreifen fiel von einer Straßenlaterne in die Gasse und ein zweiter glitzerte in dem farbigen Glas der Kirchenfenster.

Gesa saß bequem in den weichsten Armstuhl des ganzen Mobiliars zurückgelehnt, in dem grün tapezierten Stübchen und setzte dem aufmerksam horchenden Gaston seine zahlreichen Compositionsprojecte auseinander. Annette schwieg. Ihre großen Augen glänzten durch die Dämmerung.

Gesa sprach und sprach und der „droewige Heer" unterbrach ihn höchstens ein oder das andere Mal, um auszurufen: „cela sera superbe!"

Regelmäßig skandirt und mystisch verschwommen drang der ferne Stadtlärm bis in die Rue Ravestein, wie ein eintöniges Schlummerlied. Der träumerisch erschlaffende Geruch der Mohnblumen wurde stärker mit der hereinbrechenden Nacht, und von Zeit zu Zeit hörte man das Fröfteln eines Blüthenblatts, welches sterbend auf die kalte Marmorplatte des Gueridons niedersank.

IX.

Die Mohnblumen lagen in der Gosse und viele andere frische und anmuthige Blumensträuße waren unter dem Porträt der Gualtieri verblüht. Aus dem Mai war Juni, aus dem Juni Juli geworden. Gesa setzte seinem Pflegevater noch immer alle Abende seine Projecte auseinander, spielte ihm eine oder die andere Melodie auf der Geige, den Entwurf zu einem Ensemblesatz auf dem alten Spinett vor, ließ sich von Gaston versichern „cela sera superbe!" improvisirte sehr viel, hörte träumend dem geheimnißvollen Singen und Klingen in seiner Seele zu und — arbeitete nichts.

Er hatte sich in einem Dachstübchen bei einer Wäscherin eingemiethet, verbrachte aber die ganzen Tage in der durch die Anwesenheit Annetten's anmuthig belebten Häuslichkeit Gaston Delileo's.

Der „droewige Heer" hatte eine regelmäßige Anstellung gefunden und sogar angenommen, wahrscheinlich seiner jetzt auf ihn angewiesenen Tochter zu Liebe. Er beschäftigte sich als Theatersecretär und außerdem als Feuilletonist einer Zeitung. Das verschaffte ihm ein anständiges Auskommen. Seine Häuslichkeit trug nicht den Stempel des Elends, sondern den eines unordentlichen Wohlstandes — des Wohlstandes der Rue Ravestein.

Gesa fühlte sich heimisch in dieser Schlamperei. Er fand immer einen bequemen Fauteuil, auf dessen Arme er seine Hände stützen konnte, während er von seiner Zukunft sprach und in dessen Kissen er sein Haupt zurücklehnen konnte,

während er den Umrissen bevorstehender Herrlichkeit zwischen den Rauchwölkchen seiner Caporal-Cigarette nachspähte. Er fand immer eine Flasche guten Bordeaux auf dem Tische, wenn er sich zum Essen niedersetzte.

Er liebte die langen, zeitvertrödelnden Mahlzeiten, die ihn vor sich selbst der Nothwendigkeit enthoben etwas thun zu sollen, und ihm für seinen beliebten Müßiggang einen so plausiblen Vorwand bereiteten; er liebte es, mit seinem Kaffee zu tändeln, während Annette ihm gegenübersaß und ab und zu von seiner Tasse naschte. Er liebte es, in den Noten verschollener alter Meister zu kramen und die Werke halbvergessener Dichter zu durchstöbern. Wenn ihm ein Vers gefiel, so glühten ihm die Augen, er donnerte die kolossalsten Beiwörter in die Luft hinaus und las den Vers zwei, drei, ja zwanzig Mal der kleinen Annette vor. Er hätte ihn ebenso gut der vlamischen Magd draußen vorlesen können, die kein Wort französisch verstand; nur hätte die wahrscheinlich nicht so hübsch dazu gelächelt. — Dann griff er nach einem Stück Notenpapier und setzte den Vers in Musik, probirte seine hastig hingeworfene Composition auf dem alten Spinett, welches die stürmischen Weisen seiner überschäumenden Jugend mit seinem gebrochenen Stimmchen zitternd wiedergab, wie eine Großmutter, die am Rand des Grabes zum letzten Mal ein Liebeslied singt. Dann mußte Annette den Vers vorzutragen versuchen. — Annette hatte einen prachtvollen Contre Alto, sie bemühte sich, recht schön zu singen, um ihm Freude zu machen. Er war nicht zufrieden. „Mehr Ausdruck, Annette, mehr Leidenschaft!" rief er. „Fühlst Du denn gar nichts, aber gar nichts hier!" und er tappte ihr mit dem Zeigefinger aufs Herz. Sie lächelte, wurde feuerroth und wandte das Gesichtchen von ihm ab. —

— — — — —

Gaston Delileo hatte sich entschlossen, Annette und Gesa als Geschwister anzusehen; das schnitt alle weiteren Bedenken ab und war sehr bequem. Er wollte es nicht bemerken, wie viel sich Annette um ihren „Bruder" herum zu schaffen machte, mit welch einschmeichelnden kleinen Dienstleistungen sie ihn verwöhnte — mit welchem Ausdruck sich ihre großen südlichen Augen bisweilen an ihn hingen.

Er bemerkte nur, daß Gesa's Haltung anfangs eine vollkommen kühle, brüderlich herzliche war. Gegen das Ende Juli fing derselbe sogar an die Rue Ravestein ein wenig zu vernachlässigen und verwickelte sich in ein Verhältniß mit einer Pariser Schauspielerin, die am Theater der Galérie St. Hubert gastirte und sich in Brüssel langweilte.

Annette verzehrte sich vor Eifersucht, ohne daß Gesa den Grund ihres verstörten Wesens errieth.

„Was hast Du denn, Bichette?" frug er sie besorgt, indem er ihr mit seiner liebkosenden Hand die abgemagerten Wangen streichelte — „was macht Dich traurig? — 's ist diese verpestete Stadtluft, die Dir nicht gut thut — schickt sie doch ein wenig an die See, Vater!"

Der Alte zuckte die Achseln — „mir fehlen die Mittel," murmelte er — „leider!"

„Die Mittel, die Mittel!“ rief Gesa, „erlaubt doch, daß ich Euch sie vorstrecke; ich habe so lang von Euerer Gnade gelebt!“

Gesa vergaß ganz, wie viel ihm seine kleinen Aufmerksamkeiten für Mlle. Irma gekostet hatten! Als er in seine Wohnung hinübereilte, um ein paar Banknoten zu holen, fand er in seiner Brieftasche ein vereinzeltes 20-Frankstück. Erst kraute er sich den Kopf, dann lachte er recht herzlich und brachte seine abgezehrte Brieftafel triumphirend zu Delileo hinüber. „Jetzt spottet mich aus, mich und meine prahlerische Großsprecherei,“ rief er — „da seht, das ist mein ganzer Reichthum, — aber wartet nur ... wartet nur ... ich hab den Kopf und die Hände voll Gold! Wenn mir nur einmal so eine rechte Lust zum Arbeiten käme. — Das kleine Fieber! — Wißt Ihr vielleicht, wo ich das Libretto zu meiner Oper hingelegt habe?“ — —

Gegen Ende August verließ Mlle. Irma Brüssel. Gesa wurde verdrießlich; diese Stimmung zeigte sich seinem Fleiß günstig.

Eines Morgens fühlte er „das kleine Fieber“ ... Er breitete das Notenpapier vor sich aus, glättete es mit der Hand, schnitt seine Feder, stützte die Ellenbogen auf das einzige wacklige Tischchen seiner Dachstube, schrieb eine Zeile, strich sie wieder aus — — reckte und streckte sich — eine allgemeine körperliche Unruhe quälte ihn. Er faßte den Entschluß, erst ein wenig auszugehn, wanderte in den Park, blieb von Zeit zu Zeit wie auf eine innere Stimme horchend stehen, stieß zerstreut in die Passanten und setzte sich sinnend auf eine Bank nieder. Plötzlich fuhr ein Windstoß, erst leise, dann aber laut heulend durch die Baumkronen. Gesa fuhr zusammen — er faßte sich an die Schläfen, eine Fülle von Musik durchströmte seine Seele.

Er eilte in seine Dachstube und schrieb und schrieb ...

Die Stunde, um die er bei Annette sich zum zweiten Frühstück einzufinden pflegte — Delileo kehrte zu dieser Mahlzeit selten nach Hause zurück — war vorüber, die späte Essensstunde hereingebrochen. Gesa beugte sich noch immer über sein Notenpapier. Einzelne Blätter lagen um ihn herum auf dem Fußboden. Man klopfte an seine Thür — er hörte nicht. Delileo trat ein. „Was machst Du denn, mein Junge, daß man Dich heute gar nicht sieht. Bist Du krank?“

Gesa starrte ihn an, wie aus einem wundersamen Traum geweckt. „Nein,“ antwortete er einfach; „ich arbeite.“

Er war todtenblaß, seine Hände zitterten. Delileo bestand darauf, er möge seine Thätigkeit wenigstens für eine Stunde unterbrechen, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen.

Gesa folgte ihm widerwillig. Er setzte sich zu Tisch, aß nichts, sprach kein Wort und blickte beständig auf denselben Punkt, wie ein Geisterseher. Nach der Mahlzeit wanderte er, unzusammenhängende Melodien vor sich hinsummend, im Wohnzimmer auf und ab, griff von Zeit zu Zeit in die Tasten des alten Spinetts, stieß mit geschlossenen Lippen einen einzigen Ton, in dem irgend ein großes Finale culminiren mochte, in die Luft hinaus, fuchtelte, ein imaginäres Orchester, dirigirend um sich herum, stampfte plötzlich auf die Erde und schrie: „Bravo!“

Delileo, der seinerzeit viel mit Dichtern und Componisten zu schaffen gehabt, ließ ihn ruhig gewähren. Er behandelte ihn mit der Schonung, welche man Unglücklichen, Geisteskranken und Genies zu Theil werden läßt. Annette konnte sich in dies wunderliche Wesen durchaus nicht hineinverstehen und brach endlich — so rücksichtsvoll sie sich auch sonst gegen Gesa benahm — in ein fröhliches Lachen aus.

Seltsamer Weise nahm der Geiger ihr diese Kinderei sehr übel und verließ, hastig „gute Nacht" murmelnd, das Zimmer. Bis zum Morgengrauen arbeitete er an seiner Oper.

Mehrere Tage vergingen — Tage, während denen Gesa weder aß noch schlief, verstört und verdrießlich aussah, dabei aber ein unbeschreiblich schmerzliches Glück, einen Zustand himmlischer Exaltation genoß. Umsonst warnte ihn Delileo, „überarbeite Dich nicht, man kann seine Erfindungsgabe überreizen, wie man sich die Stimme versingt; halte Maß!"

Gesa schüttelte nur seinen schönen Kopf und lächelte, die Augen halb schließend, sinnend vor sich hin. — Vielleicht hörte er seinen Pflegevater gar nicht!

Da plötzlich, nachdem er, sich selber ein lautes Heureka zujubelnd, das Finale des fünften Actes beendigt — den dritten und vierten hatte er freilich noch gar nicht begonnen — verstummte seine Seele. Der Pegasus warf ihn ab, wie das eben ein überarbeiteter und mißhandelter Pegasus thut — er warf ihn aus lichten Sphären in das irdische Elend.

Peinigende Kopfschmerzen und maßlose Melancholien plagten ihn, seine eigene Leistung erschien ihm plötzlich widerwärtig; wo er früher nur die Schönheiten seines Werkes gesehen, sah er jetzt nur dessen Mängel, verglich es mit den Werken anderer Meister, knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Er verurtheilte seine Arbeit unbarmherzig als überspannt und lächerlich romantisch. Er vertrug nur die kälteste, herbste musikalische Kost. Ein Noturno von Chopin bereitete ihm Nervenzustände. Er geigte unaufhörlich die „Chaconne" von Bach. Er machte den Eindruck eines von schwerer Krankheit Genesenen. Mit schlotternden Kleidern und schleppendem Schritt schlich er planlos umher oder brütete in der finstersten Ecke des grünen Zimmers zusammengekauert, den Kopf in der Hand, Stunden lang vor sich hin.

Einmal, nachdem er unvorsichtiger Weise eine seiner letzten Compositionen auf der Geige probirt, legte er mit nervöser Hast sein Instrument weg, drückte sich in den großen Lederfauteuil, den die Familie Delileo als Gesa's Lehnstuhl respectirte, kaute unruhig an seinen Nägeln und brach dann plötzlich in krampfhaftes Schluchzen aus. Da trat Annette schüchtern an ihn heran, streichelte mitleidig sein Haar und flüsterte: „Armer Gesa, thut's denn gar so weh, Genie zu haben?"

Da zog er sie auf seine Knie herab und küßte sie oft und innig auf die Haare, auf die Augen, auf den Mund, und als sie sich dies erst halb erschrocken, halb befriedigt gefallen ließ, dann etwas beklommen vor ihm zurückfuhr, erlaubte er ihr zwar, sich aus seinen Armen zu winden, nahm jedoch ihre beiden Hände in die seinen und sprach, sie treuherzig anblickend, sanft: „Annette, meine gute

kleine Annette, kannst Du mich leiden? Willst Du meine Frau werden? Nicht jetzt, aber wenn ich ein großer Künstler geworden, — ich werde es vielleicht doch noch um Deinetwillen."

Sie wurde roth, sie stotterte: „was willst Du mit so einem albernen kleinen Mädchen . . ."

„Wenn es mir nun aber einmal gefällt!" scherzte er gerührt.

Sie beugte ihr Köpfchen über seine Hand, die sie küßte und kauerte sich auf einen Schemel zu seinen Füßen nieder.

Als Gaston heimkehrte, fand er sie so. Er gab seinen Segen zu der Verlobung.

X.

Gesa's Neigung zu seiner Braut wurde täglich zärtlicher und inniger. Ihr Wesen ihm gegenüber änderte sich dahin, daß sie etwas von ihrer Schüchternheit ablegte und einen Ton neckischer Widerspenstigkeit anschlug.

Da es nicht mehr möglich war, die Kinder als Geschwister zu betrachten, so entschloß sich Delileo, Gesa zu bitten, seinen Verkehr mit Annette auf die Abendstunden und außerdem auf einen täglichen Spaziergang zu beschränken.

O, dieser tägliche Spaziergang. Annette liebte die belebten Straßen und blieb gerne vor den Auslagen der Putzläden stehen, indem sie ihren Bräutigam frug, ob er ihr den oder jenen Luxus gewähren würde, wenn er ein großer Künstler geworden. Ihre Liebhabereien waren noch nicht sehr kostbar und verstiegen sich selten über ein schönes Band oder ein Paar kokette Goldkäferchen-Schuhe. Er belächelte ihre Fragen und schickte ihr gewöhnlich den nächsten Morgen schon den ersehnten Gegenstand zum Geschenk mit einem hübschen, herzlichen, anspruchslosen kleinen Billet. Ein paar Stunden, die er jetzt gab, erlaubten ihm diese verliebte Verschwendung.

Im Gegensatz zu Annette hatte er eine Abneigung gegen belebte Straßen und wandelte mit ihr am liebsten in dem um diese Zeit verödeten, menschenleeren Park. Träumend und weltvergessen ging er neben ihr unter den im Novemberwind rauschenden Bäumen. Ab und zu unterbrachen große Pfützen die Wege, und wenn gerade Niemand zusehen konnte, hob er die Kleine darüber hinweg. Annette ließ sich gern ein wenig schleppen und lehnte sich immer schwer auf seinen Arm. Bisweilen, wenn er gar so stumm und versonnen neben ihr ging, gab sie ihm einen kleinen Druck, um ihn aufzurütteln. „Wach' doch auf, erzähl' mir etwas!" rief sie. Da blickte er nur aus feuchten Augen selig zu ihr nieder und murmelte: „Ich hab' Dich lieb" — weiter wußte er nichts. Er war ein grenzenlos verliebter und über alle Gebühr langweiliger Bräutigam. Er componirte um diese Zeit fleißig, aber mit mehr Sammlung und weniger Exaltation als früher. Die Vollendung seiner Oper hatte er vorläufig hinausgeschoben, dafür aber eine dramatisch oratoriumartige Bearbeitung der „Hölle" von Dante beinahe vollendet.

XI.

„Annette!" rief Gesa eines Abends Ende November, indem er athemlos in die grüne Wohnstube stürzte. „Annette! Vater!" . . .

„Was gibt's, mein Junge?" fragte Delileo.

„De Sterny hat mir geschrieben! Er kommt nächste Woche nach Brüssel!"

„Ah!" machte Annette ärgerlich und enttäuscht — „ich glaubte wirklich, Du habest das große Loos gezogen oder kämest, uns mit einem Engagementsantrag von fünftausend Francs monatlich zu überraschen!"

„Aber Annette!" rief Gesa.

„Kein Wunder, daß Du Dich freust," meinte Delileo zartfühlend und theilnehmend, und da Gesa seine großen tragischen Augen noch immer mit einem Ausdrucke staunenden Vorwurfs auf das Gesicht seiner Braut gerichtet hielt, begütigte er: „Du darfst ihr diese Gleichgültigkeit nicht übel nehmen. Sie weiß ja gar nicht, was das ist — de Sterny!"

Gesa brachte den Abend damit zu, seiner Braut auseinander zu setzen, was ihm seit zehn Jahren de Sterny gewesen sei und was dessen Name im Allgemeinen bedeute.

XII.

Sie hatte begriffen; der Nimbus des Virtuosen war ihr klar geworden. Gesa brauchte nicht mehr zu fürchten, daß sie seinen großen Freund nicht genügend zu würdigen wissen werde. Wie denn auch! Man begegnete seinem Namen überall. Die neuesten Bonbons, Lackschuhe und Taschentücher — Alles hieß nach „de Sterny", und kleine Kinder spielten damals Concert und Virtuose, wie sie in der frühesten Jugend unseres Jahrhunderts Consul und Schlacht von Marengo gespielt haben.

Annette nahm jetzt Singstunden. Auch ein kleiner Luxus, den Gesa für sie bestritt und die Mädchen, mit denen sie bei ihrem Singlehrer zusammen kam, sprachen von nichts als von de Sterny.

Der Onkel einer der Schülerinnen war Capellmeister an der Monnaie. De Sterny hatte ihn besucht und einen Handschuh bei ihm vergessen. Besagte Schülerin brachte die Reliquie in die nächste Ensemble-Singstunde mit. Der Handschuh wurde in Stücke zerschnitten und unter alle weiblichen Zöglinge Signor Mortini's vertheilt. Viele Schwärmerinnen trugen diese Lederstücke, in Leinwandsäckelchen eingenäht, noch zwanzig Jahre später am Herzen.

De Sterny hatte damals den Zenith seines Ruhmes erreicht. Seine letzte Reise durch Rußland hatte einem Triumphzuge geglichen. In Odessa hatte man ihn mit Kanonendonner empfangen, in Moskau waren ihm Processionen entgegen gezogen, jubelnde Studenten hatten die Pferde vor seinem Wagen ausgespannt, die schönsten Frauen aus den Fenstern der Hauptstraßen einen Blumenregen auf sein illustres Haupt niedergleiten lassen; in Petersburg hatte eine Großfürstin darauf bestanden, ihn in ihrem Palaste zu beherbergen; Zobelpelze, Lorbeerkränze, Brillantringe, Caviartonnen und ein goldener Samowar waren ihm von dem russischen Enthusiasmus demüthig zu Füßen gelegt worden.

Dies Alles erzählte Gesa seiner Braut. Was er ihr aber mitzutheilen unterließ, war, daß die größten Damen Rußlands um seine Liebesgunst geworben und eine von ihm grausam verschmähte georgische Fürstin sich in seinem letzten Petersburger Concert, während seines Vortrags, erschossen habe. Dies erfuhr

Annette durch ihre Freundinnen in der Singschule. Es interessirte sie mehr als alle anderen Triumphe de Sterny's.

Natürlich ging Gesa dem Virtuosen auf die Bahn entgegen. Da aber außer ihm noch halb Brüssel sich zum Empfang de Sterny's auf der gare du nord eingefunden, so mußte dieser seinen alten Schützling mit einem cordialen Händedruck und der Aufforderung abfertigen, ihn den nächsten Morgen im Hotel de Flandres zu besuchen.

Als Gesa zur vorausbestimmten Stunde dort eintraf, fand er de Sterny, den Kopf in der einen, die Feder in der anderen Hand an seinem Schreibtisch vor einem mit vielfach corrigirten Notizen beschriebenem Notenpapiere. Seine Züge waren geschärft. In seinem ganzen, nervös präcisen, mechanisch höflichen Wesen verrieth sich jenes unheimliche Etwas, welches man sich durch den beständigen Umgang mit höher gestellten Persönlichkeiten aneignet. Man merkte es ihm an, daß er sich so zu sagen gewöhnt hatte, mit offenen Augen zu schlafen wie Hasen und Höflinge.

„Nun, wie geht's, freue mich aufrichtig, Dich zu sehen," rief er dem Geiger entgegen; „es macht einen ordentlich jung, Dir in die Augen zu schauen. Ich war sehr erstaunt, von Deinem verlängerten Aufenthalt in Brüssel zu hören. Was Teufel machst Du denn hier? Ich dachte, Du seiest mit Marinsky (dem Impressario) längst über alle Berge."

„Mein Engagement hat sich zerschlagen, d. h. ich hatte keine rechte Lust, mich zu binden," stotterte Gesa etwas erröthend.

„So, hm! und indessen bummelst Du;" de Sterny behandelte den jüngeren Musikanten noch immer in seiner alten herzlich protegirenden Art. „Sapristi, Du siehst prächtig aus, zu gut für einen jungen Künstler — schau mich an — Haut und Knochen — — und was machst Du denn eigentlich? Projecte — wie?"

„O, ich bin sehr fleißig," versicherte Gesa, „ich gebe Stunden."

„So! Stunden ... Du ... Stunden! Nom d'un chien! Ich dächte, da wäre es doch noch besser und amüsanter, mit Marinsky in Amerika Gold zu graben. Stunden ... Und obendrein lernen noch so wenig hübsche Frauenzimmer Violine spielen. Nun und außerdem ... womit beschäftigst Du Dich noch?"

„Ich componire. Du scheinst ja auch —"

„Freilich, freilich," erwiderte de Sterny, das Notenpapier in seine Mappe schiebend; „aber wie soll man componiren bei dem Leben, das ich führe! Bah! ich hab's satt, meine Existenz in Eisenbahncoupé's und Concertsälen zu verzetteln! Oh! nur vier Wochen Ruhe — beefsteak aux pommes, Landluft ... Blumen und einen Freund ..."

Draußen klopfte es; — der Diener des Virtuosen trat ein — „ich bin nicht zu Hause," rief de Sterny.

„Aber es ist der Graf S— ..."

„Ich bin nicht zu Hause, animal, für Niemanden, hörst Du."

Der Famulus verschwand.

„Du siehst, wie mir's geht," grollte der Virtuose — „eh' eine Viertelstunde

verstreicht, werden sich zehn Personen gemeldet haben. Es ist ein fades Leben ... Immer dieselben Narrenspossen vorleiern, immer applaudirt werden ..."

„Hast Du vielleicht Lust, zur Abwechselung einmal ausgepfiffen zu werden?" bemerkte Gesa lachend.

Bei dieser lustigen, jedoch ganz unschuldigen Replik wechselte der Virtuose ein klein wenig die Farbe und blickte zuerst den jungen Geiger, dann die Mappe, in welche er seine Composition versteckt, mißtrauisch an. Gesa's immer in Rührung schwimmende Augen überzeugten ihn bald davon, daß dieser nichts Uebles gemeint.

Wenn de Sterny je einen gläubigen Jünger gehabt, so war's Gesa van Zuylen.

„Es ist wirklich schade," bemerkte der Geiger nach einer kleinen Pause aufrichtig, „daß Du Dir so wenig Zeit lässest zum Componiren. Ich habe noch nie etwas außer Transscriptionen von Dir gehört — vielleicht vertraust Du mir einmal etwas an!"

De Sterny runzelte die Stirn. „Hm!" brummte er — „ich mag die Sachen nicht viel herumzeigen. Sie lüften ab! Man nimmt ihnen die primeur, wenn man sie allen möglichen Leuten mittheilt, ehe sie erschienen sind."

Das Blut stieg Gesa unter die Augen; „allen möglichen Leuten", wiederholte er verletzt.

Da aber lachte de Sterny nur herzlich auf — „noch immer so empfindlich," rief er — „ich hab's nicht so gemeint. La langue m'a fourchu, mon garçon. Wir wissen schon, daß Du ein Ausnahmsmensch bist. Sacrebleu! ich bin der Letzte, der es leugnet. Sobald ich eine wichtige Arbeit beendet habe, werde ich Dir dieselbe vorlegen; aber das" — mit dem Blick auf den Schreibtisch — „das ist nichts, gar nichts, der Entwurf zu einer kleinen Balletmusik. Die Fürstin L... — Du erinnerst Dich ihrer wohl noch — hat mich darum ersucht, hat mir sogar schon nach Wien diesbezüglich geschrieben, Du begreifst jetzt ... abschlagen kann ich's nicht. C'est assommant! Ein Comtessen-Ballet! ... Und jetzt sei so gut und zieh' an der Klingel dort, damit man uns das Frühstück bringt. Während des Essens wirst Du mir mittheilen, was Dich eigentlich hier festkettet, denn daß Du Dich ausschließlich deshalb hier aufhältst, um mit Muße Deinen Compositionen leben zu können, glaube ich nicht!"

Während der Mahlzeit vertraute Gesa dem Freunde sein großes Geheimniß an.

De Sterny fuhr auf. „Also das ist's. Nun, etwas Dümmeres hättest Du Dir nicht einfädeln können," rief er. „Ich witterte etwas ... eine ungebührlich in die Länge gezogene Liaison, aus welcher ich Dich herausgefitzt hätte. Aber eine Verlobung! Ja, was fällt Dir nur ein! Heirathen, Familienvater werden in Deinem Alter! Das ist der Ruin, das ist das Grab! Das Grab Deiner Fähigkeiten, hörst Du ... nicht etwa das Deines Körpers. Der wird in dieser schlichten, moralischen Atmosphäre floriren. Du wirst dick werden wie ein Alderman, Du wirst eine Taufe nach der anderen feiern, Du wirst mit hinaufgedrehten Hosen, ein Notenheft unter dem Arm, aus einer Gasse in die andere laufen, um Stunden zu geben, und Dein Ehrgeiz wird darin gipfeln,

eine Primgeigerstelle in einem Orchester — oder wenn's hoch hergeht, einen Capellmeisterposten zu erringen. Sapristi! Du brauchst die Peitsche eines Impressario auf dem Rücken und nicht das Federpolster eines ruhigen Familienlebens unter dem Kopf. Das Polster, das Du Dir stopfst, wird übrigens wenig Federn enthalten ... Aber das ist Dir einerlei. Du brauchst nur einen Prätext zum Ausruhen und schläfst meinetwegen auf einem Kartoffelsack ein!"

„Du sprichst wie ein Ketzer, wie ein rechter Liebesatheist," rief Gesa, der seine Passion für große Worte noch nicht ganz abgelegt hatte. „Wer sagt Dir denn," fuhr er fort, „daß ich übermorgen zu heirathen gedenke. Ich erhalte ja ihre Hand nicht, ehe ich mir nicht eine Stellung errungen habe."

„Ah so! Nun, das ist noch ein Trost. Wer ist sie denn? Eine Deiner Schülerinnen, die blonde Tochter eines vierschrötigen Bürgers — was?"

„Sie ist die Tochter meines Pflegevaters!"

„O ... h! Die Tochter der Gualtieri! Und die willst Du heirathen ... heirathen?"

„Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie reizend sie ist," murmelte Gesa.

„Daß die Tochter der Gualtieri reizend ist, kann ich mir leicht vorstellen," meinte der Virtuose und in seinen Augen schimmerte plötzlich ein ihnen ganz ungewohnter Ausdruck sehnsüchtiger Träumerei — „aber, daß man die Tochter der Gualtieri heirathen will, begreife ich nicht. — Du weißt vielleicht nicht, wer die Gualtieri war?"

Gesa biß sich in die Lippen. „Sie hat meinen Pflegevater glücklich gemacht."

„So ... hm! Glücklich gemacht! — Er war toll, wie wir Alle. Ihr die Stiefel putzen zu dürfen, hätte ihn glücklich gemacht ... Hm! Ich kenne die Geschichte der Ehe Delileo's. Es ist eine Legende, die man sich noch heute in Künstlerkreisen erzählt; nur irrt man sich schon in den Namen. Ich habe mir die Namen gemerkt — — — weil mich Delileo um Deinetwillen interessirt und ... und ... weil die Gualtieri — meine erste Liebe war!"

Gesa zuckte zusammen — „Deine erste Liebe!" rief er athemlos.

Der Virtuose fuhr sich über die Stirn und lächelte bitter. „Ja! ... Im Salon der d'Agoult habe ich sie kennen gelernt: Ich sah wie ein Mädchen aus, war kaum achtzehn Jahre alt und verliebt — aber verliebt! — — — Sie hat mich nur ausgelacht — ich hab' mich in vergeblicher Sehnsucht aufgerieben — sie hat nie etwas von mir wissen wollen! Ich kann jetzt nach zwanzig Jahren ihren Namen nicht hören, ohne daß mir etwas Schwüles durch die Adern schleicht. Gott, war sie schön! Eine Gestalt ... ein Lächeln und eine Chevelure! Dunkles Haar mit röthlichen Reflexen um Nacken und Schläfen. Wie mit Goldstaub bestreut. Dazu eine gewisse große Manier ..."

Der Virtuose unterbrach sich und sah sinnend vor sich hin. Die Erinnerung an die Gualtieri war der eine wunde Punkt in seinem Herzen. Bewegt sah Gesa in das veränderte Gesicht des Freundes.

„Wie konnte diese Frau sich entschließen, meinen armen Pflegevater zu heirathen?" frug er.

„Wie? ... ja, wie? — Sie hatte ihre Stimme verloren, ihren Geliebten —

ihre Gesundheit. Sie war achtunddreißig Jahre alt ... Er war aus gutem Haus und besaß noch die Reste eines sehr schönen Vermögens, von dem er früher den größten Theil mit philanthropischen Unternehmungen verzettelt hatte. Er hat sie verwöhnt und verhätschelt wie eine Fürstin und sie — sie ist ihm ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes ... Deiner Braut ... durchgegangen, — mit einem Polen, glaub' ich, einem ganz obscuren Abenteurer. — Delileo hat sie im tiefsten Elend und einem Zustand schrecklichen Siechthums in einer Mansarde entdeckt; er hat sie bei sich aufgenommen und gepflegt bis zu ihrem Tod. Hm! armer Teufel ... Er hatte die Verbindung geschlossen gegen den Willen seiner Verwandten, gegen den Rath seiner Freunde. Mit seinem Geld war er fertig, so hat er sich denn in die Rue Ravenstein vergraben. Sein Loos ist hart; aber ... er hat wenigstens anderthalb Jahr lang an ihrer Seite gelebt!"

Alphonse de Sterny schwieg und sah brütend vor sich hin.

Gesa legte ihm die Hand auf den Arm. „Die Erinnerung an diese Frau lebt noch so mächtig in Dir," meinte er, „und da solltest Du Dich wundern, daß ich ihre Tochter zum Weibe nehmen will — ihre Tochter, die den ganzen Liebreiz der Mutter geerbt, ohne deren Sünde!"

De Sterny lächelte kein angenehmes Lächeln. „Wie alt ist sie denn — sechzehn oder siebzehn — — wenn ich richtig rechne, nicht?" frug er.

Gesa nickte.

„So. Hm! Und da willst Du schon über ihr Temperament aburtheilen können?" De Sterny trommelte einen kleinen ironischen Triumphmarsch auf dem Tische.

Gesa erröthete. „De Sterny!" rief er nach einer Pause — „so lieb' ich Dich hab' — ich halt's nicht aus, Dich so reden zu hören. — Thue mir den Gefallen, die Kleine kennen zu lernen, und dann urtheile selbst ... Komm' einmal am Abend — trinke eine Tasse Thee mit uns, wenn Du Dich nicht vor der Rue Ravenstein fürchtest!"

„Wann Du willst, großes Kind — morgen ... übermorgen. Ihr habt doch frühe Stunden. Ich kann kommen, ehe ich in die Welt muß!" — — —

Wenige Minuten später verabschiedete sich Gesa. De Sterny begleitete ihn hinaus und rief ihm noch heiter über das Treppengeländer nach: „Also übermorgen gegen acht! Ich bin neugierig, Dein Capua kennen zu lernen! —"

(Schluß im nächsten Heft.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Die Wochen, welche der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages vorher gingen, an welchem Kaiser Wilhelm die Zügel der preußischen Staatsleitung ergriff, haben in Deutschland einen Festcharakter getragen, der zu dem düstern Aussehen der Dinge in der Mehrzahl anderer europäischer Länder in merkwürdigem Gegensatz steht. An die Wittenberger Lutherfeier haben sich die Manövertage von Merseburg und Homburg gereiht, denen zum peinlichen Erstaunen der Mißgünstigen Fürsten aus beiden Hälften des Welttheils als Zeugen beiwohnten — diesen militärischen Festlichkeiten aber folgte das größte Friedensfest, welches im neuen deutschen Reiche überhaupt begangen worden ist, die Enthüllung des großen National-Denkmals auf den Höhen des Niederwaldes. Glänzender als auf solche Weise geschehen, hat die dankbare Erinnerung der Nation an die großen Errungenschaften des letzten Vierteljahrhunderts nicht zum Ausdruck gebracht werden können, und wenn der Beginn des neuen Abschnitts in der Regierungsgeschichte unseres Kaisers der äußeren Zeichen entbehrt, so wird das im Hinblick auf die lange Reihe der hinter uns liegenden festlichen Tage kaum als Versäumniß empfunden worden sein. Auch ohne Hervorhebung des Contrastes, der zwischen dem deutschen Herbst 1883 und demjenigen anderer Länder besteht, stellt der jüngste Abschnitt unserer Vergangenheit sich als Höhepunkt deutscher Reichsgeschichte dar. Lauter als durch eigenes Rühmen irgend hätte geschehen können, bezeugt die Sprache, welche die feindlichen unter unsern Nachbarn führen, daß die zu Homburg versammelt gewesenen fremden Fürsten als Verbündete des deutschen Reichs, als Freunde der österreichisch-deutschen Alliance anzusehen sind, und daß diese Alliance den anerkannten Mittelpunkt aller auf Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen in Europa bildet. Wo zu derselben scheel gesehen wird, geschieht das in der peinlichen Empfindung, daß auf der Seite des bessern Rechts zugleich die größere Macht ist, und daß die imponirende Stellung, welche der in der Mitte des Welttheils aufgerichtete deutsche Reichsbau einnimmt, an der Einigkeit und dem Patriotismus seiner Bürger eine noch stärkere Gewähr besitzt, als selbst an der zu seiner Verfügung stehenden Kriegsmacht. Mag an den inneren Zuständen Preußens und Deutschlands auch noch so herbe Kritik geübt, den Parteien der Opposition noch so reichlicher Vorschub geleistet werden — nirgend in Europa liegen die Dinge so, daß sie den Deutschen auch nur für einen Augenblick zum Tausch einzuladen vermöchten. Sind doch grade die Wochen, die den Uebergang vom Spätsommer zur Herbst-Tag- und Nachtgleiche vermittelten, in den uns benachbarten Ländern von Vorgängen begleitet gewesen, die uns den Besitz eines starken, auf die Gefahren der Zeit wohlgerüsteten Staatswesens doppelt werth erscheinen lassen. Unter allen europäischen Großstaaten ist der deutsche der einzige gewesen, in welchem während des September und October 1883 nationale Festlichkeiten überhaupt möglich waren.

Ob man den Westen oder den Osten des Welttheils zum Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt, macht rücksichtlich der Unerfreulichkeit der zu registrirenden Vorgänge kaum einen Unterschied. Für die äußeren und inneren Verwirrungen, welche auf dem heutigen Frankreich lasten, wird der Zeitgenosse nächstens um die gehörige sprachliche Bezeichnung verlegen sein. Ohne daß die durch den Tod des Grafen von Chambord zur gefährlichsten Bedrohung der Republik gewordene monarchische Partei auch nur den Finger geregt hätte, ist es mit der Festigkeit und dem Zusammenhalt der Staatsform, deren Feinde gegenwärtig in einem Lager versammelt sind, in erschreckender Weise rückwärts gegangen. Die vor kaum acht Monaten mühsam zu Stande gebrachte Regierung liegt ohnmächtig am Boden und der Radicalismus schickt sich an, die schwierigste aller politischen Erbschaften just in dem Augenblick zu übernehmen, wo jeder neue Mißgriff zu einem Verhängniß von unabsehbarer Tragweite führen kann. Rücksichtlich der auswärtigen Verhältnisse kann nur noch eines verspielt werden, an diesem „einen“ aber hängt die Existenz des Staates, nämlich an der Erhaltung des Friedens mit den Nachbarn. Was sonst verloren gehen könnte, ist bereits so gut wie verloren. Aller gute Wille Mr. Gladstone's und der Anhänger des ehemaligen Gambettisten Sir Charles Dilke hat nicht zu verhindern vermocht, daß sich in dem britischen Volke eine tiefgehende Verstimmung gegen den ehemaligen Verbündeten angesammelt hat, dessen Verfahren in Tamatave Alles hinter sich läßt, was an brutaler Rücksichtslosigkeit in den Tagen der Pritchard-Angelegenheit geleistet worden ist, und der in China eine Lage zu schaffen droht, die für alle europäischen Bewohner des himmlischen Reichs gleich kritisch werden kann. Die chinesische Wolke zieht sich immer dunkler zusammen, und weil dieselbe Gefahren in sich birgt, durch welche hochwichtige Interessen Englands in Mitleidenschaft gezogen werden können, wirft sie bereits gegenwärtig ihre Schatten auf die Volksstimmung jenseit des Canals. Daß davon für den Augenblick noch nicht im Ernste die Rede ist, hat man einmal der Langsamkeit der Verbindungen zwischen Paris und Peking und der vorsichtigen Zurückhaltung des Marquis Tseng, vornehmlich aber der allgemeinen Präoccupation mit den Vorgängen vom 29. September und mit deren nächsten Folgen zu danken. Stellt der dem Könige von Spanien gewordene Empfang bereits an und für sich eine der traurigsten und schmachvollsten Seiten neufranzösischer Geschichte dar, so gewährt die Beschäftigung mit den denselben begleitenden Umständen Einblicke in einen wahren Abgrund politischer Demoralisation und Verwahrlosung. Ein Staatsoberhaupt, das mit den elementarsten Geboten internationaler Schicklichkeit unbekannt zu sein scheint, eine Camarilla, die in gradezu verrätherischer Weise mit der Ehre des Landes spielt, ein Ministerium, das inmitten einer drohenden Krisis die eigene Uneinigkeit an den Pranger stellt, — Parteien, die die Verlegenheiten des Vaterlandes schamlos zur Förderung kleinlicher und selbstischer Interessen ausbeuten, und zu alledem eine bei vollendeter politischer Unzurechnungsfähigkeit angelangte hauptstädtische Bevölkerung, deren Thun und Lassen jeder Autorität spottet, von den Eingebungen des Abschaumes der Presse dagegen unumschränkt beherrscht wird. Je genauer man auf die Vorgänge der beiden letzten Septembertage eingeht, desto unglaublicher erscheint es, daß ein geistreiches Volk von Jahrhunderte alter politischer Erfahrung in die Hände so kläglicher Unfähigkeit hat fallen können. Allein die Geschichte der Ehrenerklärung, welche Herr Grévy dem beleidigten Könige Alphons geben mußte, wäre hinreichend, den Bankrott der heutigen französischen Staatsleitung als einen vollendeten erscheinen zu lassen. Statt das Selbstverständliche aus eigener Initiative zu thun, läßt man sich die Erfüllung einer unvermeidlichen Anstandspflicht durch Drohungen abnöthigen; dann werden die abgegebenen Erklärungen gefälscht und verstümmelt zur öffentlichen Kenntniß gebracht, und als die spanische Regierung auf Remedur drängt, handelt man derselben mattherzig einzelne Ausdrücke ab, die den süßen Pöbel verletzen und auf die Regierung einen Schein von Selbständigkeit und Selbstbewußtsein werfen konnten. Was er über die Haltung des Pariser Volks denkt, vermag Herr Grévy einem fremden Souverän, aber nicht diesem Volke selbst zu sagen. Ist da irgend zu verwundern, wenn der Radicalismus frecher denn je das Haupt hebt

und wenn alle Welt den Eindruck hat, die Landesvertretung werde bei nächster Gelegenheit nicht nur die unfähige Regierung mit dem Hauch ihres Mundes wegblasen, sondern an die Stelle derselben ein noch unfähigeres, gemeingefährlicheres Regiment setzen! Verglichen mit den Dingen, welche sich seit dem 29. September d. J. und seit der Entlassung des Kriegsministers Thibaudin vollzogen haben, stellt die Krisis vom Februar sich wie eine in würdigen Formen vollzogene ernsthafte Staatsaction dar. Und doch waren schon damals alle ernsthafteren Franzosen der Meinung, daß der Anfang des Endes eingetreten sei, und daß die seit dem December 1879 an das Staatsruder gelangten Parteien sammt und sonders unter der Wucht des auf sie gehäuften nationalen Unwillens zusammenbrechen müßten. — So hoch ist das Maß der äußeren und momentanen Verlegenheiten angewachsen, daß man sich auf die eigentlichen und bleibenden Aufgaben des Staatslebens gar nicht mehr zu besinnen vermag. Ueber der Frage wie und von wem überhaupt noch regiert werden solle, sind die Schwierigkeiten der Finanzlage, der Umgestaltung des Gerichtswesens, der Durchführung des vielbefehdeten Unterrichtsgesetzes und der im entscheidenden Augenblick immer wieder umgeworfenen Militärorganisation so gut wie vergessen. Selbst die chinesische Angelegenheit tritt hinter die dringenderen Sorgen des Tages zurück, seit man nur noch von der Hand in den Mund zu leben vermag und seit unaufhörliche Reibungen mit den nächsten Nachbarn für Beschäftigungen mit dem fernen Osten keinen Raum mehr lassen.

Von den Ministern, zu denen Herr Grévy im Februar und März seine Zuflucht nahm, ist einer, der General Thibaudin, bereits gefallen, ein anderer, Herr Challemel-Lacour, bei seinem Amte nur noch in der Absicht festgehalten worden, für das dem Unwillen der Volksvertretung zu bringende Sühneopfer in seiner Person einen Sündenbock bei der Hand zu haben: den einzigen wirklichen Dienst, den der unglückliche Minister seinen Collegen zu leisten vermocht hat, will man sich nicht entgehen lassen. — Ueber den Schaden, den Thibaudin seinem Lande, seiner Regierung und seiner Armee bereitet hat, herrscht unter den Urtheilsfähigen des In- und Auslandes nur eine Stimme. Eben deshalb sieht der Radicalismus in dem Rücktritt dieses Gesinnungsgenossen einen schweren, dem Staate zugefügten Verlust, der an seinem Urheber so hart und so rasch wie immer möglich gestraft werden muß. Die Sache Ferry's ist zu derjenigen der gemäßigten Partei und ihres Kampfs gegen diejenigen geworden, welche das letzte Unheil verschuldet haben und zum Lohne dafür die Auslieferung der Staatsgewalt verlangen. In diesen Kampf aber hat Herr Ferry just da eintreten müssen, wo es zwischen ihm und dem spiritus domesticus des Elysée, Herrn Wilson, zu einer Auseinandersetzung gekommen war, welche die bisher von den Parteifehden unangefochtene Stellung des Präsidenten der Republik in Mitleidenschaft zu ziehen droht. Die Entscheidung dieser scandaleusen Streitfragen aber wird von einer Volksvertretung erwartet, die bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihre Unfähigkeit und Bestimmbarkeit bewiesen, das Vertrauen des besseren Theils der Nation niemals besessen, dasjenige der eigenen Wähler längst verscherzt hat. Wenn die Politiker, die sich im Juli v. J. durch eine elende Intrigue zur Preisgebung von Frankreichs ägyptischen Interessen bestimmen ließen, sich selbst treu bleiben, so müssen sie dieses Mal auf die Seite der schlechtest berathenen Partei treten und einen weiteren Schritt nach Links thun. Daß ein solcher Schritt direct zum Abgrunde führen und die Erhaltung geordneter Beziehung Frankreichs zum Auslande vollends unmöglich machen könnte, das beginnt man nachgerade auch da zu fürchten, wo man sonst wohl Grund hatte, auf die politische Baisse zu speculiren und „Je toller, desto besser" zu sagen. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der inneren Politik sind der radicalen Thorheit im Laufe der letzten Monate so weitgehende Zugeständnisse gemacht worden, daß es selbst einem Ministerium Clemenceau schwer fallen dürfte, noch mehr zu thun und die ein Mal zu Herren der Lage gewordenen blöden Massen dauernd bei Laune zu erhalten. Was bliebe da übrig, als auch rücksichtlich der Beziehungen zum Auslande dem Größenwahnsinn zu huldigen, dessen Fortschritte mit den Rückschritten der inneren Entwickelung des Landes von jeher unaufhörlich verbunden gewesen sind. Auf die

dabei einzuschlagenden Wege hat die Presse der Rochefort und Genossen bereits vor einiger Zeit hingewiesen, als sie die Austreibung aller in der Hauptstadt berufsmäßig beschäftigten Deutschen verlangte, und als man sich regierungsseitig nicht abgeneigt zeigte, diesem Verlangen wenigstens rücksichtlich der in Staatsanstalten und für Staatsrechnung beschäftigten Fremden zu entsprechen. Moralische Unmöglichkeiten gibt es in dem heutigen Frankreich nicht mehr und gegen den Glauben an politische Unmöglichkeiten sträubt die im Aufsteigen begriffene Partei sich mit zunehmender Entschiedenheit. Fällt die Staatsleitung in Hände, welche den Gehorsam gegen die sog. Volksstimme für die oberste ihrer Pflichten ansieht, so wird man sich stündlich auf Provocationen einrichten müssen, deren Wirkungen jeder Vorausrechnung spotten. — Auf die großen Thorheiten, welche die Regierungs-Verordnungen vom Spätsommer 1882 und vom März d. J. hervorriefen, folgten kurze Perioden der Besinnung, während welcher der alte französische Staatsinstinct seine Rechte wieder geltend machte und das Aeußerste abgewendet wurde. Daß diese Perioden der Nüchternheit immer kürzer werden, liegt ebenso in der Natur der Sache, wie daß es mit ihnen ein Mal ein Ende nehmen muß. Ob es mit diesem Ende noch weit ist, wird sich erst beurtheilen lassen, wenn die Volksvertretung wieder versammelt ist und wenn die öffentliche Meinung die Probe einer Discussion der letzten Ereignisse bestanden hat. Siegt der Radicalismus wirklich, so hört jede eigentliche Calculation auf. In Versuchungen ernsterer Art ist der chauvinistische Wahnwitz der Pariser Gassenpolitiker bisher noch nicht geführt worden. Wer vermöchte Bürgschaften dafür zu leisten, daß es dabei bleiben werde, nachdem ein neuer Interessent an dem Umsturz der mühsam gefristeten Ordnung, der an die Spitze beider königlicher Parteien getretene Orleanismus, auf dem Hintergrunde der politischen Bühne erschienen ist?

Die allgemeine europäische Lage gewährt der Partei der im Sack geballten Fäuste zur Zeit noch keine Aussichten auf eine Wendung, die im Sinne des Chauvinismus ausgebeutet werden könnte. Noch prävaliren an den großen nationalen Centren die Interessen des Friedens und der Erhaltung des Bestehenden — eine allmälige, wenn auch langsame Verschärfung der unter der schützenden Hülle allseitigen Einverständnisses thätigen Gegensätze läßt sich indessen nicht verkennen. Wenn die während der letzten Monate beobachtete raschere Bewegung des internationalen politischen Verkehrs auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt werden kann, so dürfte diese in dem allseitig gefühlten Bedürfniß nach festerer Anziehung der gesponnenen Verbindungsfäden zu suchen sein. Um für alle Fälle bereit sein zu können, hat man den zur Verfügung stehenden Apparat von Alliancen noch ein Mal revidirt und geprüft. — Daß es an Gründen dazu nicht fehlt, haben die osteuropäischen Ereignisse des letzten Monats gezeigt. Für den Ernst der Vorgänge in Kroatien liegt in der versöhnlichen, unter den gegebenen Umständen als entgegenkommend zu bezeichnenden Haltung des Ministeriums Tisza ein unverkennbares Zeugniß vor. Es will etwas heißen, wenn man in einem Lande, wo jede nicht-magyarische Regung mit Acht und Bann gestraft zu werden pflegt, das Bedürfniß gefühlt hat, den Anspruch auf unumschränkte Herrschaft einer Nationalität nicht auf die Spitze zu treiben! Offenbar haben die Pester Staatsmänner sich der Empfindung nicht erwehren können, daß eine gemeinsame Erhebung der verschiedenen slawischen Stämme Ungarns nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört, daß dieser Eventualität um jeden Preis vorgebeugt werden müsse und daß die Heraufbeschwörung einer solchen Gefahr die unvermeidliche Folge einer Fortdauer der nationalen Bewegung in Kroatien sein würde. Diese stets mit einer gewissen Rücksicht behandelte, eigentlich slawistischen Bestrebungen fern gebliebene und dabei gut katholische Provinz zeigte sich so tief verstimmt, daß die Erhaltung der Ordnung die Anwendung von Waffengewalt nothwendig machte: was müßte da nicht gefürchtet werden, wenn ihr Beispiel in das Banat, an die untere Theiß oder nach Slawonien hinüberwirkte und, wenn am Ende auch Serben, Slowaken und Ruthenen den Versuch anstellten, ihre Gedanken in Thaten umzusetzen! Daß Agenten der serbischen Actionspartei nach Agram gekommen waren, um den kroatischen Unzufriedenen ein gemeinsames Vorgehen vorzuschlagen, ist

in Pest natürlich kein Geheimniß geblieben. Die von Serben und Raizen bewohnten ungarischen Landestheile aber waren während der Tage der kroatischen Tumulte Zeugen eines Wahlkampfes in dem benachbarten Königreich Serbien, der mit einem vollständigen Siege der radicalen, d. h. großserbischen und anti-österreichischen Partei endigte, und eine Lage schuf, die zur Verbesserung der Temperatur an der unteren Donau sicher nicht beitragen wird. Zunächst ist es in Belgrad ruhig geblieben. Unter dem Einfluß der in Wien und Homburg gewonnenen Eindrücke hat König Milan bis jetzt eine Entschlossenheit gezeigt, die nichts zu wünschen übrig läßt, die aber noch eine ganze Anzahl schwerer Proben zu bestehen haben wird. Der neue Minister Christicz hat damit begonnen, die frischgewählte Skuptschina nach Hause zu schicken und es auf eine von derselben ausgesprochenen Ablehnung des Wiener Eisenbahnvertrags nicht erst ankommen zu lassen. Damit ist man über die augenblickliche Schwierigkeit hinweggekommen, aber nur um den Preis einer erheblichen Erschwerung künftiger Verständigungen, zu denen die Sieger im Wahlkampf an und für sich bereit zu sein erklärten. Gefügiger wird der serbische Radicalismus durch das Auftreten der Regierung nicht gemacht werden, denn er steht unter dem Einfluß beständiger Anstiftungen der einheimischen und der russischen Presse, deren Organe die Ernennung König Milan's zum Ehreninhaber eines österreichischen Infanterie-Regiments nach Gesichtspunkten beurtheilt haben, die den Auslassungen Rochefort's über die preußische Ulanenuniform des Königs von Spanien täuschend ähnlich sehen.

Daß Herr Christicz auf österreichisch-ungarischer Erde geboren worden ist, macht die Sache noch schwieriger, als sie an und für sich ist, denn die anti-österreichische Partei in Serbien besitzt an dem nationalen Clerus seit dem Frühling dieses Jahres (d. h. seit dem Zeitpunkt der Präconisirung des Belgrader Metropoliten Theophilus durch den Patriarchen von Carlowitz) einen einflußreichen Bundesgenossen. Der an Stelle des widerspenstigen Metropoliten Michael gesetzte serbische Kirchenfürst gilt den Geistlichen seiner Diöcese für uncanonisch, weil er auf Grund eines neuen, zwangsweise durchgeführten kirchlichen Wahlgesetzes und, gegen alles Herkommen, nicht von dem ökumenischen Patriarchen von Constantinopel, sondern von dem höchsten griechisch-orthodoxen Geistlichen Ungarns, eben dem Carlowitzer Patriarchen, gewählt worden ist. Weil die neue serbische Kirchen- und Synodalverfassung die Rechte der Weltgeistlichen erheblich erweitert und denselben einen gewissen Antheil an der Kirchenregierung zusichert, hatte der ehemalige Minister Piroschanaz darauf gerechnet, den niederen Clerus für sein System zu gewinnen. Noch ist die Macht des Herkommens aber auch in dieser Provinz der orientalischen Kirche so groß, daß Neuerungen an und für sich als anstößig gelten und daß es für die dem neuen Prälaten feindliche Oberkirchenbehörde Rußlands ein Leichtes gewesen ist, den hochwürdigen Theophilus durch Verfagung ihrer Anerkennung zum Fremdling in seiner eigenen Diöcese zu machen. Da die Sache des Theophilus von derjenigen der Regierung nicht zu trennen ist, steht auch diese im Geruch einer gewissen Ketzerhaftigkeit, und auf diese ist von der radicalen serbischen Opposition mit vielem Erfolge hingewiesen worden. Die Unterstützung des benachbarten Kaiserstaates wird an der schwierigen Lage, in welcher die Belgrader Regierung sich befindet, wenig ändern können, so lange es nicht geglückt ist, den kirchlichen Frieden wieder herzustellen. Von der neu erwählten Skuptschina hat Herr Christicz nichts als die entschiedenste Opposition zu erwarten, und schreitet er zu einer Auflösung, so werden seine Gegner und diejenigen der österreichischen Alliance zum zweiten Male auf die Unterstützung der Popen und der russischen Presse rechnen dürfen.

Während auf solche Weise die Stellung Oesterreichs in dem zu seiner Machtsphäre gehörigen serbischen Königreich wenn nicht direct gefährdet, so doch erheblich erschwert wurde, hat sich eine parallele, aber sehr viel merkwürdigere Veränderung in dem benachbarten, bisher als russische Dependenz angesehenen Fürstenthum Bulgarien vollzogen. Der russische Krug, dem der Weg zu den bulgarischen Wassern durch die Gefügigkeit des Fürsten und die Unbehilflichkeit des Volkes für alle Zeiten gesichert zu sein schien, ist plötzlich und dabei so vollständig gebrochen, daß bis auf

Weiteres alle Mittel zu seiner Wiederzusammensetzung zu fehlen scheinen. Wie weiland Fürst Tscherkassky, der dem Heere der russischen Landesbefreier beigegebene erste Civilcommissar für Bulgarien, so haben auch die Herren Sobolew und von Kaulbars fertig zu bringen gewußt, daß alle Volksschichten und alle Parteien (einschließlich der Mehrzahl der in die bulgarische Armee getretenen russischen Officiere) ihrer überdrüssig wurden und auf ihre Entfernung drängen. Was noch zu verderben war, wurde dann durch die plumpe Hand des Gesandten Zonin verdorben, und schließlich ist das Fiasko dessen, was in Sofia und Tirnowa „die russische Sache" heißt, ein so vollständiges gewesen, daß die Petersburger Regierung sich in dasselbe hat finden müssen. — Der Gang der hierher gehörigen Vorgänge ist so bekannt, daß bei den Einzelheiten derselben nicht verweilt zu werden braucht. Liegt doch der beinahe beispiellose Fall vor, daß die Geschichte einer so fein gesponnenen Intrigue, wie diejenige der russischen Generäle, und ihrer Ueberlistung durch die einheimischen Politiker, von den officiellen Organen des Landes erzählt und mit der Bemerkung gewürzt worden ist, Herrn Sobolew's eigentliche Absicht sei darauf gerichtet gewesen, eine Militärpartei zu begründen und mit Hilfe derselben „die Geißel von Pronunciamentos im spanischen Stil auf bulgarischem Boden heimisch zu machen". Soweit war es gekommen, daß selbst zu der Veröffentlichung des finanziellen Sündenregisters der beiden Exminister Miene gemacht und daß in den Spalten der officiösen „Bulgarie" die Frage aufgeworfen wurde, wie Herr von Kaulbars es angefangen habe, für Illuminationen und Feuerwerke zu Ehren der russischen Kaiserkrönung binnen dreier Tage allein in seinem Ressort 173,000 Francs auszugeben! Und dennoch hat man in St. Petersburg schließlich Resignation üben und nach Verdampfung des ersten Zornes die Erklärung abgeben müssen, bis auf Weiteres werde die kaiserliche Regierung sich auf die Rolle einer Zuschauerin der bulgarischen Dinge beschränken. Gegen die von dem Fürsten Alexander I. angeordnete Herabsetzung des Präsenzstandes der bulgarischen Armee förmlichen Protest einzulegen und dadurch öffentlich einzugestehen, daß das junge Fürstenthum die Aufgabe habe, für russische Rechnung die macedonischen Kastanien aus dem Feuer zu holen, wäre Angesichts der gegenwärtigen Weltlage denn doch nicht rathsam gewesen!

In der Geschichte der großslawischen Politik Rußlands wird die bulgarische Episode vom September des Jahres 1883 eine bemerkenswerthe Stelle einnehmen. Von den Gründen, aus denen die Unpopularität Rußlands in anderen „befreiten" Ländern, z. B. in Serbien und Rumänien, russischer Seits erklärt zu werden pflegt, trifft für den vorliegenden Fall keiner auch nur scheinbar zu. Niemand hat sich in das zu Sofia getriebene russische Spiel gemischt, Niemand dem von Rußland selbst ausgewählten Fürsten einen Rückhalt gegen die führende slawische Macht geboten, Niemand auch nur den Versuch angestellt, das Vertrauen zu stören, mit welchem die russischen Abgesandten von der Bevölkerung aufgenommen worden waren, Niemand in die Verfassung von 1879 und in deren zeitweilige Suspension hineingeredet: ausschließlich ex propriis haben die Petersburger Machthaber die Unkosten ihres Bankrotts und der an denselben geheften Unpopularität des russischen Namens bestritten und es dahin gebracht, daß selbst die entschieden slawistisch gesinnten Zeitungen der Stammesbrüder in Prag, Laibach, Neusatz, Belgrad u. s. w. mit dem Geständniß nicht zurückhalten konnten, dieses Mal seien die Herren Russen an ihrem Mißerfolge selbst und allein Schuld gewesen. — Der Eindruck, den die Sache in Moskau und Petersburg gemacht hat, ist ein außerordentlicher, tief gehender gewesen, denn er traf zusammen mit dem Aerger über das Erscheinen dreier fremder Fürsten zu den Homburger Manövern und über die kühle Aufnahme, welche das Project einer russisch-deutschen Kaiserbegegnung bei der Berliner und Wiener Presse aller Richtungen und Parteien gefunden hatte. Als gleichzeitig auch noch die Course des russischen Papiergeldes zu weichen begannen, war des Scheltens über die beiden mitteleuropäischen Mächte kein Ende. Die Moskauische Zeitung Katkow's ist klug genug gewesen, auf die wahren Gründe der Katastrophe von Sofia nicht näher einzugehen, das deutsche Reich bei ihren Beurtheilungen

der Weltlage völlig aus dem Spiel zu lassen und die Schalen ihres Zorns ausschließlich über Oesterreich und dessen „serbische Zettelungen" auszugießen — die Petersburger Organe des Panslawismus aber sind offen zu Werke gegangen, indem sie sich bei ihren Auseinandersetzungen auf den Standpunkt ihrer Pariser Freunde stellten und die Welt vor den Gefahren einer österreichisch-deutschen Gewaltherrschaft über das warnten, was von Europa noch übrig geblieben sei.

An die Pariser Vorgänge vom 29. September hat sich in diesen letzten Tagen ein Madrider Nachspiel geschlossen, von dem es heißt, daß es die Beendigung des „peinlichen Zwischenfalls" bedeute. Unter dem Eindruck der loyalen Kundgebungen, mit denen alle Parteien seine Heimkehr begrüßten, hat König Alfons für thunlich gehalten, sich mit Räthen zu umgeben, welche die vorgeschrittenste Richtung des dynastischen Liberalismus in Spanien repräsentiren. Müssen die Folgen dieser Veränderung auch im Uebrigen abgewartet werden, so läßt sich doch voraussagen, daß dieselbe an den Beziehungen des Madrider Hofes zu Frankreich nichts ändern werden. Ueber die Ehre ihres Landes wachen alle spanischen Parteien gleich eifersüchtig und das eigne Verhalten der Franzosen hat dafür gesorgt, daß die dem stolzesten Volke der lateinischen Welt muthwillig geschlagene Wunde noch eine Weile offen bleiben wird. Es bedürfte auf beiden Seiten der Pyrenäen tiefgehender Veränderungen, damit sich auch nur das leidliche Verhältniß wiederherstellte, das vor König Alfonso's letzter Pariser Reise bestanden hatte. Der vornehme Leichtsinn, mit welchem diese Angelegenheit in der Pariser Presse behandelt wird, ist für das spanische Selbstgefühl mindestens ebenso verletzend, wie die Angelegenheit selbst.

Besondere Schlüsse brauchen aus den Veränderungen, welche die Weltlage während der letzten Wochen erfahren hat, kaum gezogen zu werden. Trotz einer sichtlichen Verschärfung des Gegensatzes ist es dabei geblieben, daß die Abneigung gegen Friedensstörungen auf allen Seiten stärker ist, als die Summe der entgegenstehenden Motive. Die Lasten des bewaffneten Friedens werden so schwer empfunden, daß Niemand Neigung verspürt, es auf eine weitere Erhöhung derselben ankommen zu lassen. Da, wo man den Frieden zu stören allenfalls den Muth hätte, wird man durch eine gebieterische Nothwendigkeit zurückgehalten; die Mächtigen aber erweisen sich als entschiedene Feinde jeder Störung der bestehenden Ordnung. Da der Winter vor der Thür steht und politische Vorausberechnungen höchstens auf ein halbes Jahr hinaus gemacht zu werden pflegen, überläßt man sich dem Gefühle einer Sicherheit, die mit dem Bewußtsein gepaart ist, auf alle Fälle eingerichtet zu sein. Daß es dabei sein Bewenden behalten kann, haben wir wesentlich der Befestigung der Politik vom Herbst 1879 zu danken, die sich als die allein mögliche ausgewiesen hat, und deren Erhaltung überall da gewünscht wird, wo man den Dingen auf den Grund zu sehen und zu erkennen vermag, daß derselbe kein allzufester ist.

o. **Luther-Lieder und Sprüche** eingeleitet von Emil Frommel. Berlin, H. J. Meidinger'sche Hofbuchhandlung. 1883.

Eine Jubelgabe zum Lutherfeste, die alle andern an Pracht der Ausstattung übertrifft. Die Lieder Luther's und als Echo auch Lieder seiner Zeitgenossen werden uns hier dargeboten mit Randzeichnungen nach Albrecht Dürer's und Lucas Kranach's Werken. Aus dem Buche tritt uns das poetische und malerische Können der Reformationszeit lehrreich und erquicklich entgegen und das schöne Werk wird lang nach dem Lutherfest noch als Confirmations- und Weihnachtsgabe seine Verwendung finden, wenn die übrigen Lutherjubiläumsschriften lang schon vergessen sind. Auch die liebenswürdige Vorrede Frommel's hat bleibenden Werth.

o. **Altdeutscher Kalender zum Gedächtniß unseres lieben Dr. Martini Luther.** Dresden, Streit'sche Verlagsh. 1883.

Im Stile und der Orthographie des 16. Jahrhunderts erhalten wir hier einen Kalender für das Jahr 1884, der ganz nach dem Muster der Kalender des Reformationszeitalters eingerichtet ist. Ueber hundert Vorbilder der Dresdener Bibliothek und des Germanischen Museums wurden benutzt, um für das kommende Jahr ein astrologisches Prognostikon und moralische Anweisungen zusammenzustellen, wie sie ein Kalendermacher des 16. Jahrhunderts würde aufgestellt haben. Es gehört eine mehr als gewöhnliche Gelehrsamkeit zu diesem culturhistorischen Scherze und bei der genauen Reproduction der alten Vignetten und anderer Holzschnitte, hat das merkwürdige Büchlein bleibenden Werth und sei darum unseren Lesern bestens empfohlen.

v. **Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.** Sein Entwickelungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von Johannes Janssen. In einem Band. Zweite Auflage. Mit Stolberg's Bildniß. Freiburg in Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1882.

Der Verfasser ist, wie er sagt, in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten aufgefordert worden, seine frühere zweibändige Biographie Stolberg's auf einen Band zu verkürzen. Dieser liegt hier vor, und die Tendenz gibt der Titel kund. Auf dem katholischen Stolberg liegt der Accent. Es gibt einen andern, den man aus seinen Jugendgedichten kennen lernt und der vielen Deutschen lieber ist. Daß Stolberg's Entwickelungsgang hier dargestellt sei, wie der Titel verspricht, müssen wir bestreiten. Denn wer diesen Entwickelungsgang darstellen will, muß uns vor allen zeigen, wie der frühere Stolberg mit dem späteren zusammenhängt, wo die Keime liegen für seinen Uebertritt zum Katholicismus. Mit der bloßen Berufung auf den Durchbruch der Wahrheit ist denjenigen, welche die Wahrheit wo anders suchen, nicht gedient; und der Historiker, der wirklich erklären will, sollte unter allen Umständen tiefer einzudringen suchen. Die Zeit bis zum Uebertritt ist auf 160 Seiten abgethan: das ganze Buch zählt gegen 500 Seiten. Wie abhängig der Verfasser von den ihm zufällig zunächst liegenden Quellen ist, zeigt eine Erörterung auf S. 18, wo er von einem „unbesonnenen Brief" Goethe's an Klopstock redet. Gemeint ist jene bekannte Erwiderung auf eine thörichte Mahnepistel Klopstock's, jene Erwiderung, welche Danzel eine Abfertigung nannte, wie sie ein gefaßter Mann gar nicht sollte ertragen können. Daß der Verfasser ungedruckte Materialien benutzt hat, die ihm bei seinem früheren Werke noch nicht zugänglich waren, sei ausdrücklich bemerkt: für die Mittheilungen aus diesen sind wir ihm dankbar.

ε. **A Dictionary of Music and Musicians.** By Sir George Grove. Vol. III. London, Macmillan. 1883.

Des vortrefflichen Unternehmens ist vor Jahren schon an dieser Stelle gedacht worden. Ursprünglich nur auf drei Bände berechnet, reicht dieser letzte bloß bis „Sum" und macht einen vierten Schlußband nothwendig, der wohl kaum in Jahresfrist beendigt sein dürfte. Neben dem verdienstvollen Herausgeber, welcher neuerdings auch Director des „Royal College of Music" geworden und bei dieser Gelegenheit zum Ritter erhoben ist, sind fast alle bedeutenden englischen Musikschriftsteller als Mitarbeiter genannt. Auch an auswärtigen Gelehrten von hohem Rang fehlt es nicht, wie die Namen von Thayer, Ferdinand Pohl und Spitta beweisen. — Unter den immer zahlreicher auftretenden Musiklexiken wird das vorliegende stets eine hervorragende Stelle einnehmen, einmal wegen seiner Tüchtigkeit und dann, weil es die rechte Mitte zwischen umfangreich und gedrängt einhält. Der umsichtige und praktische Engländer, welcher mit seinem Sinn für das Geordnete, Uebersichtliche und Vollständige etwas von der Natur einer Encyklopädie hat, verleugnet sich nur selten. Schwierige und dunkle Materien sind mit einer Anschaulichkeit und Findigkeit behandelt, neben denen deutsche Arbeiten verwandter Art oft steif und pedantisch erscheinen. Freilich fehlt es auch diesem Werk nicht an einigen Mängeln, äußeren wie inneren. Zu diesen gehört ein mitunter naives Heranziehen von nicht streng zur Sache gehörenden Dingen. Wenn in dem sonst vorzüglichen Artikel des Herausgebers über Mendelssohn beispielsweise eine Caricatur des „Punch" im Holzschnitt über die Chorsänger in der „Antigone" beigegeben wird, so ist das zwar sehr belustigend; man fragt sich aber, wie gehört das in ein Musiklexikon? Zu den äußeren Mängeln zählt die ungenaue Correctur der deutschen Citate, welche namentlich in den letzten Heften an unliebsamen Druckfehlern leiden. — Es ist dem Grove'schen Werke noch aus einem besonderen Grunde eine starke Verbreitung in Deutschland zu wünschen. Da nämlich viele der Hauptartikel über deutsche Musik von Engländern geschrieben sind, so haben wir Gelegenheit zu beobachten, wie sich diese unsere eigenthümlichste Kunst in den Köpfen einer fremden, hochbegabten Nation ausnimmt. Unwillkürlich streift man dabei den Schlußgedanken eines kleinen Goethe'schen Gedichtes „so war's mir, als ich wundersam mein Lied in fremder Sprache vernahm". Es ist sicher, daß der Eindruck, den eine uns ganz geläufige, scheinbar abgeschlossene Sache auf Fremde hervorruft, nicht selten zu einer reicheren Erkenntniß derselben führt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Oct. zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alltteutsch Calender zur Gedechtnus unseres lieben D. Martini Luther auf das kummend jar auffgericht. M.D.C.C.C.L.X.X.X.J.J.J.J. Dresden, Wilhelm Streit's Verlag.

Andreae. — Der Held. Schauspiel in vier Acten von Percy Andreae. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdl.

Avenarius. — Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Aus den Quellen. Dresden, Louis Ehlermann. 1882.

Balbi. — Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Handbuch des geographischen Wissens. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Joseph Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Lfg. 31/37. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Becker. — Der deutsche Stil von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Dritte Aufl. Lfg. 5/9. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

Beerel. — Erziehungs-Normen. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher von Dr. M. Beerel. Breslau, Max Woywod. 1883.

Bley. — Aus Herz der Heimath! Erzählung von Fritz Bley. Düsseldorf, L. Voß & Comp. 1883.

Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus. Stuttgart, Lehy u. Müller. 1883.

Buisson. — De l'enseignement supérieur des femmes en Angleterre, en Ecosse et en Irlande par B. Buisson. Paris, Georges Chamerot. 1883.

Caro. — Beata und Halczka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von J. Caro. Breslau, Ed. Trewendt. 1883.

Caro. — Gedichte von Carl Caro. Breslau, Ed. Trewendt. 1883.

Dahn. — Eine Lanze für Rumänien. Eine völkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung von Dr. Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Dalen. — Englisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Prof. Dr. C. van Dalen. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. 1884.

Denkwürdigkeiten des Geh. Regierungsrathes und Polizeidirectors Dr. Stieber. Aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Berthold Auerbach. Berlin, Julius Engelmann. 1884.

Der Einjährig-Freiwillige im deutschen Heer und in der Marine. Nach amtlichen Quellen. Neunte Aufl. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1884.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. — Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Achtzehnter Bd. Dichtungen von Dr. Martin Luther. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. XI. Der Messias. Erster, zweiter und dritter Gesang von F. G. Klopstock. Bd. XII. Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer. Bd. XIII. Die Kindesmörderin. Ein Trauerspiel von H. L. Wagner. Bd. XIV. Ephemerides und Volkslieder von Goethe. Bd. XV. Gustav Wasa von C. Brentano. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

Druskowitz. — Percy Bysshe Shelley von H. Druskowitz, Dr. phil. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Du Camp. — Die Privatmildthätigkeit in Paris. I. Die Pflegeschwestern der Armen. Von M. Maxime du Camp. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Dr. H. Mensching. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1883.

Eckstein. — Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. Von Ernst Eckstein. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1883.

Edler. — Peire de Cinqutors. Novelle von Karl Erdm. Edler. Wien, Georg Paul Faesy. 1883.

Edler. — Baldine. Novelle von Karl Erdm. Edler. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1881.

Elbe. — Aref, der Hindu. Roman von A. v. d. Elbe. 2 Bde. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing. 1884.

Elektro-technische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektricität nach dem Standpunkte der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. Lfg. 19/20. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

Erotas. — Neugriechische Liebesdistichen übersetzt von Dr. Alois Luber. Salzburg, Hermann Kerber. 1883.

Europäische Wanderbilder. — Lfg. 62/64. Von Deutschland nach Italien. Die Brennerbahn vom Innstrom zum Gardasee. Von Dr. Heinrich Noé. Mit 52 Illustrationen. Zürich, Orell Füssli & Comp.

Fitger. — Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. Fitger. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1884.

Florris. — Blüten zum Kranze. Drei Erzählungen von B. Florris. Berlin, Oscar Parrisius. 1884.

Frimmel. — Beethoven und Goethe. Eine Studie von Dr. R. Frimmel. Wien, Carl Gerold's Söhne. 1883.

Frommel. — Der singende Luther im Kranze seiner dichtenden und bildenden Zeitgenossen. Jubiläumsausgabe vom Hofprediger Emil Frommel, Garnisonpfarrer in Berlin. Mit Handzeichnungen und Handrissen nach Albrecht Dürer und Lucas Cranach. Berlin, Herm. J. Meidinger. 1883.

Ganghofer. — Heimkehr. Neue Gedichte von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1883.

Ganghofer. — Bunte Zeit. Gedichte von Ludwig Ganghofer. Zweite, vielfach vermehrte Auflage des Liederbuchs: Vom Stamm der Asra. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1883.

Ganghofer. — Bergluft. Hochlandsgeschichten von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1883.

Gerok. — Die Wittenberger Nachtigall. Martin Luthers geistliche Lieder. Jubiläumsausgabe von Karl Gerok. Stuttgart, Karl Krabbe. 1883.

Goette. — Ueber den Ursprung des Todes von Dr. Alexander Goette. Hamburg u. Leipzig, L. Voss. 1883.

Gottschall. — Die Papierprinzessin. Roman in sechs Büchern von Rudolf von Gottschall. 3 Bde. Breslau, Eduard Trewendt. 1883.

Greverus. — Lieder eines alten Spielmanns. Herausgegeben von Renata Greverus. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Grimm. — Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der neueren Kunst von Herman Grimm. Zweite, vermehrte Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1883.

Handtmann. — Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum deutschen Sagenschatz von E. Handtmann. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Harder. — Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien von Franz Harder. Leipzig, Carl Reissner. 1884.

Heinrich. — Bileam. Trauerspiel von Hermann Heinrich. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Dritte neu bearbeitete Aufl. 12/13. Lfg. Augsburg, Lampart & Comp. 1883.

Herrmann. — Charlotte von Rohan. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen von Theodor Herrmann. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.

Heyse. — Don Juan's Ende. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

Heyse. — Das Recht des Stärkeren. Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

Heyse. — Altibiades. Tragödie in drei Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

Hirsch. — Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte und zahlreichen Litteraturproben von Franz Hirsch. Lfg. I. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Hoffmeister. — Luther und Bismarck als Grundpfeiler unserer Nationalgröße. Parallele zur Erweckung der Vaterlandsliebe und Pflege des Deutschthums von Dr. Hermann Hoffmeister. Berlin, J. H. Maurer-Grainer. 1883.

Hutzelmann. — Das Niederwalddenkmal und die Siegespforten Ludwig's XIV. zu Paris. Ein historisch-patriotischer Rückblick auf Zeiten deutscher Erniedrigung von Dr. Christian Hutzelmann. Nürnberg, Fr. Korn'sche Buchhandlung. 1883.

Jacoby. — Die deutsche Makame von Berthold Jacoby. Zürich, Caesar Schmidt. 1883.

Jensen. — Ein Skizzenbuch von Wilhelm Jensen. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing. 1884.

Junge. — Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke erzählt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit Bildnissen und Facsimile. Berlin, Franz Siemenroth. 1883.

Keller-Jordan. — Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexico. Von H. Keller-Jordan. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung. 1883.

Knortz. — Neue Epigramme von Dr. Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1884.

Koegel. — Die körperlichen Gestalten der Poesie. I. II. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde von Fritz Koegel. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei. 1883.

Köhler. — Irren und Finden. Roman von Heinrich Köhler. Leipzig, Alfred Krüger. 1883.

Köhler. — Auf Schloß Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Von Heinrich Köhler. Leipzig, Verlags-Magazin (R. F. Bierey).

Köhler. — Launige Geschichten. Humoresken von Heinrich Köhler. Leipzig, Verlags-Magazin (R. F. Bierey).

Kösting. — Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in fünf Büchern von Karl Kösting. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1884.

Lecky. — Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach dem englischen Original übersetzt von Ferdinand Löwe. Vierter Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandl. 1883.

Lenz. — Janssen's Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtschreibung von Dr. Max Lenz. München, R. Oldenbourg. 1883.

Mikszáth. — Die guten Hochländer. Ungarische Dorfgeschichten von Koloman Mikszáth. Uebertragen von Dr. Adolf Silberstein. Zweite billige Ausgabe. Szegedin, L. Endrényi & Comp. 1884.

Miletus. — Eine irische Fürstentochter. Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Eduard von Miletus. Braunschweig, Richard Sattler. 1883.

Meinländer. — Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Meinländer. Zweiter Band. 2. Lfg. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1883.

Mohr. — Das Bildniß der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Stuttgart, J. G. Metzler'sche Buchhandlung. 1883.

Molière's Werke. — Mit deutschem Commentar. Einleitungen und Excursen, herausgegeben von Dr. Adolf Laun. I. Leipzig, Oscar Leiner. 1883.

Moscheles. — Patriotism as an incentive to warfare. By Felix Moscheles. London, Hodder and Stoughton.

Müller. — Lexikon der bildenden Künste von Dr. Hermann Alexander Müller. In 17 Lfgn. mit 480 Abbildungen. 1. Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Neumann-Strela. — Thron und Reich. Bilder und Skizzen von Karl Neumann-Strela. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1883.

Nonne. — Ein Zug nach Rom. Historischer Roman von Ludwig Nonne. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1883.

Pasig. — Luther in seinen Mußestunden. Von Dr. Julius Pasig. Berlin, Oscar Parrisius. 1883.

Per Casamicciola. — Albo internazionale. Firenze, Stamperia editrice C. Ademollo E. C. 1883.

Peschkau. — Die Reichsgrafen von Walbeck. Roman aus der Gegenwart von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Pichler. — Genrebilder aus dem Seeleben von H. Pichler. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdl. 1884.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. — Zehnter Bd. Berlin, Alexander Duncker. 1883.

Post. — Arbeit statt Almosen. Beitrag zur Social-Technik. Von Dr. Jul. Post. Bremen, C. W. Rouffell.

Renan. — Der Islam und die Wissenschaft. Vortrag von Ernest Renan. Kritik dieses Vortrages vom Afghanen Scheik Djemmal Eddin und Ernest Renan's Erwiderung. Autorisirte Uebersetzung. Basel, M. Bernheim. 1884.

Roßmann. — Meister Lukas. Dramatisches Charakterbild in zwei Aufzügen von Wilhelm Roßmann. Zweite veränderte Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Schack. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In sechs Bänden. Sechster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. 1883.

Schlagintweit. — Die Santa-Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika. Von Robert von Schlagintweit. 2/3. Lfg. Köln, Ed. H. Mayer. 1883.

Schulz. — Die Lehre von den Harmonien. Eine Einleitung in das Studium der Musik von Adolph Schulz. Berlin, Oscar Parrisius. 1884.

Sehring. — Vom Konzil zu Nicäa bis zum Westfälischen Frieden 325—1648. Epigramme, Lieder und Jamben zur Geschichte der Menschheit von Wilhelm Sehring. Leipzig, Licht & Meyer. 1883.

Spielberg. — Der neue Philosoph für die Welt. Von Otto Spielberg. 2. Bändchen. Der neue Sittencodex. Leipzig und Neuwied, Heuser's Verlag. 1884.

Spir. — Gesammelte Schriften von A. Spir. I. Band: Denken und Wirklichkeit. 1. Lfg. Leipzig, J. G. Findel. 1883.

Spitzberg-Album. — Dichtungen aus Nordböhmen. Gesammelt von Dr. F. Hantschel und Prof. A. Paudler. Zum Besten des Fonds für Erbauung des Kronprinzessin Stephanie-Aussichtsthurms auf dem Spitzberge bei Böhmisch-Leipa. Leipa, 1883. Herausgegeben vom Spitzberg-Thurmbau-Comité.

Stahr. — Herbstmonate in Oberitalien. Von Adolf Stahr. Zwei Theile. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1884.

Staudinger. — Hundemaulkörbe und Hundefuhrwerke. Ein Beitrag zur Förderung des Thierschutzes von E. Staudinger. Leipzig, Paul Wolff. 1883.

Strahl. — Mixed-Pickles für junge und alte Herzen. Neue Gedichte von C. A. Strahl. Prenzlau, A. Mieck. 1883.

Tegnér. — Die Frithjofs-Sage von Esaias Tegnér. Im Versmaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1883.

The Wheelman Illustrated. — Vol. II. September 1882. 6. Washington, The Wheelman Co.

Thóroddsen. — Jüngling und Mädchen. Eine Erzählung aus dem isländischen Volksleben der Gegenwart von Jón Thórdarson Thóroddsen. Ueberseßt von Jos. Cal. Poestion. Berlin, Parrisius. 1884.

Tiersch. — Die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums an Conservatorien und Hochschulen. Von Otto Tiersch. Berlin, Robert Oppenheim. 1883.

Toifel. — Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch von Karl Toifel. Lfg. 17/30. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1883.

Toussaint & Langenscheidt. — Französisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Ch. Toussaint & G. Langenscheidt. Vierte Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Trojan. — Scherzgedichte von Johannes Trojan. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Tschernyschewsky. — Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman von N. G. Tschernyschewsky. Aus dem Russischen übertragen. 3 Thle. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Urbanitzky. — Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet von Dr. A. von Urbanitzky. Mit ca. 600 Illustrationen. Lfg. 1/2. A. Hartleben's Verlag. 1883.

Weißenfeld. — Der geweihte Degen Daun's. Von E. G. L. Weißenfeld. Berlin, R. L. Prager. 1883.

Wissen der Gegenwart, Das. — Bd. XIV.: Abyssinien und die Gebiete der Ostküste Afrikas von Prof. Dr. R. Hartmann. Mit 18 Vollbildern ꝛc. Bd. XV. und XVII.: Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. Von Emil Jung. I./II. Abthl. Bd. XVI.: Die Fixsterne. Von Dr. F. C. W. Peters. Mit 69 Holzschnitten. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Wöbken. — Luther und die Einführung seiner Lehre in die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst und die Herrschaft Jever. Von K. Wöbken. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1883.

Wohlmuth. — Newyorker Kunst- und Strassenbilder. Neue Folge der „Streifzüge" etc. „Streifzüge eines deutschen Comödianten" von Alois Wohlmuth. Wien, Wallishauser'sche Buchhandlung. 1883.

Wolff. — Herzog Ernst. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolff. Kiel, Lipsius & Tischer. 1883.

Wolrad. — Bertrada. Trauerspiel von E. Wolrad. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.

Wrede. — Kleine Gedichte von Gabriele Fürstin Wrede. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1884.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. Zwei Bände. Zweiter Band. Methodenlehre. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Hochzeit des Mönchs.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Vor einem breiten Feuer, das einen weiträumigen Herd füllte, lagerte in den bequemsten Stellungen, welche der Anstand erlaubt, ein junges Hofgesinde männlichen und weiblichen Geschlechtes um einen ebenso jugendlichen Herrscher und zwei von der Flamme abwechselnd beleuchtete schöne Frauen. Dem Herde zur Linken saß diese fürstliche Gruppe, welcher sich die Andern in einem Viertelkreise anschlossen, die ganze rechte Seite des Herdes nach höfischer Sitte frei lassend. Der Gebieter war derjenige Scaliger, welchen sie Cangrande nannten. Von den zwei Frauen mochte die rechts und etwas zurück sitzende, die scheinbar gefühllos blickte, das Eheweib, die andere, lebhaft erregte, eine Verwandte des Fürsten sein, und es wurden, mit Gelächter und bedeutsamen Blicken, Geschichten erzählt.

Jetzt trat in diesen sinnlichen und muthwilligen Kreis ein gravitätischer Mann, dessen scharfe Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen. „Herr, ich komme, mich an Deinem Herde zu wärmen," sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig, und fügte nicht hinzu, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

„Setze Dich neben mich, mein Dante," erwiderte Cangrande, „aber wenn Du Dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach Deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der Deinigen mit dumpfem Gesange Verse scandiren — diese wuchtige Hand darf es heute nicht verschmähen, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen" — er meinte wohl die neun Schwestern — „und vergnüge Dich mit diesen schönen Sterblichen." Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere und gleichgültige nicht daran dachte zu rücken, während die kleinere und aufgeweckte dem Florentiner bereitwillig

neben sich Raum machte. Aber dieser gab der Einladung seines Wirthes keine Folge, sei es, daß ihm die Zweiweiberei des Fürsten — wenn auch nur das Spiel eines Abends — mißfiel, oder dann ekelte ihn der Hofnarr, welcher, die Beine vor sich hingestreckt, neben dem Sessel Cangrande's auf dem herabgeglittenen Mantel desselben am Boden saß.

Dieser, ein alter zahnloser Mensch mit Glotzaugen und einem schlaffen, verschwätzten und vernaschten Maul — neben Dante der einzige Bejahrte der Gesellschaft — hieß Gocciola, d. h. das Tröpfchen, weil er die letzten klebrigen Tropfen aus den geleerten Gläsern zusammenzunaschen pflegte, und haßte den Florentiner mit kindischer Bosheit, denn er sah in Dante seinen Nebenbuhler um die nicht eben wählerische Gunst des Herrn. Auch jetzt gönnte er es sich, seine hübsche Nachbarin zur Linken auf das an einer erhellten Wand des hohen Gemaches sich abschattende Profil des Dichters, welcher sich stolz den letzten Sitz, am Ende des Kreises, dem Fürsten gegenüber, gewählt hatte, höhnisch grinsend aufmerksam zu machen. Das Schattenbild Dante's glich einem Riesenweibe mit langgebogener Nase und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen. Das lebhafte Mädchen verwand ein kindliches Lachen. Ihr Nachbar, ein klug blickender Jüngling, den sie Ascanio nannten, half ihr dasselbe ersticken, indem er sich an Dante wendete mit jener maßvollen Ehrerbietung, in welcher dieser angeredet zu werden liebte.

„Verschmähe es nicht, Du Homer und Virgil Italiens," bat er, „Dich in unser harmloses Spiel zu mischen. Laß Dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen."

„Was ist Euer Thema?" warf Dante hin, weniger ungesellig, als er begonnen hatte, aber immer noch mürrisch genug.

„Plötzlicher Berufswechsel," antwortete der Jüngling bündig, „mit glücklichem oder unglücklichem Ausgange."

Dante besann sich. Seine schwermüthigen Augen betrachteten die Gesellschaft, deren Zusammensetzung ihm nicht durchaus zu mißfallen schien; denn er entdeckte in derselben neben mancher flachen einige bedeutende Stirnen. „Hat Einer unter Euch den entkutteten Mönch behandelt?" äußerte der schon milder Gestimmte.

„Gewiß, Dante!" antwortete, sein Italienisch mit einem leichten deutschen Accent aussprechend, ein Kriegsmann von treuherzigem Aussehen, der einen Ringelpanzer und einen lang herabhangenden Schnurrbart trug. „Ich selbst erzählte den jungen Manuccio, welcher über die Mauern seines Klosters sprang, um Krieger zu werden."

„Er that recht," erklärte Dante, „er hatte sich selbst getäuscht über seine Anlage."

„Ich, Meister," plauderte jetzt eine kecke, etwas üppige Paduanerin, Namens Isotta, „habe die Helena Manente erzählt, welche eben die erste Locke unter der geweihten Schere verscherzt hatte, aber schnell die übrigen mit den beiden Händen deckte und ihr Nonnengelübde verschluckte, denn sie hatte ihren in barbareske Sklaverei gerathenen und höchst wunderbar daraus erretteten Freund unter dem Volk im Schiffe der Kirche erblickt, wie er die gelösten Ketten" — sie wollte

sagen: an der Mauer aufhing, aber ihr Geschwätze wurde von dem Munde Dante's zerschnitten.

„Sie that gut," sagte er, „denn sie handelte aus der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Von alledem ist hier die Rede nicht, sondern von einem ganz andern Falle: wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem Trieb, nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen verkannt hätte, sondern einem andern Menschen zu Liebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an sich selbst wird, sich selbst mehr noch als der Kirche gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und ihn nicht drückte. Wurde das schon erzählt? Nein? Gut, so werde ich es thun. Aber sage mir zuerst, wie endet solches Ding, mein Gönner und Beschützer?" Er hatte sich gegen Cangrande gewendet.

„Nothwendig schlimm," antwortete dieser ohne Besinnen. „Wer mit freiem Anlaufe springt, springt gut; wer gestoßen wird, springt schlecht."

„Du redest die Wahrheit, Herr," bestätigte Dante, „und nicht anders, wenn ich ihn verstehe, meint es auch der Apostel, wo er schreibt: daß Sünde sei, was nicht aus dem Glauben gehe, d. h. aus der Wahrheit unserer Natur."

„Muß es denn überhaupt Mönche geben?" kicherte eine gedämpfte Stimme aus dem Halbdunkel, als wollte sie sagen: jede Befreiung aus einem an sich unnatürlichen Stande ist eine Wohlthat.

Diese dreiste und ketzerische Aeußerung erregte hier kein Aergerniß, denn an diesem Hofe wurde das kühnste Reden über kirchliche Dinge geduldet, ja belächelt, während ein freies oder nur unvorsichtiges Wort über den Herrscher, seine Person oder seine Politik verderben konnte.

Dante's Auge suchte den Sprecher und entdeckte denselben in einem Verwandten des Fürsten, einem vornehmen jungen Cleriker, dessen Finger mit dem kostbaren Kreuze tändelten, welches er über dem geistlichen Gewande trug.

„Nicht meinetwegen," betonte der Florentiner langsam. „Mögen die Mönche aussterben, sobald ein Geschlecht ersteht, welches die beiden höchsten Kräfte der Menschenseele, die sich auszuschließen scheinen, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vereinigen lernt. Bis zu jener späten Weltstunde verwalte der Staat die eine, die Kirche die andere. Da aber die Uebung der Barmherzigkeit eine durchaus selbstlose Seele fordert, so sind die drei mönchischen Gelübde gerechtfertigt; denn es ist weniger schwer, wie die Erfahrung lehrt, der Lust ganz als halb zu entsagen."

„Gibt es aber nicht mehr schlechte Mönche als gute?" fragte der geistliche Zweifler weiter.

„Nein," sagte Dante entschieden, „wenn man die menschliche Schwachheit berücksichtigt. Es müßte denn mehr ungerechte Richter als gerechte, mehr feige Krieger als beherzte, mehr schlechte Menschen als gute geben."

„Und ist das nicht der Fall?" flüsterte der im Halbdunkel.

„Nein," behauptete Dante, und eine Art Verklärung erleuchtete seine strengen Züge. „Fragt und untersucht unsere Philosophie nicht: wie ist das Böse in

die Welt gekommen? Wären die Bösen in der Mehrzahl, so frügen wir: wie kam das Gute in die Welt?"

Diese stolzen und dunkeln Sätze imponirten der Gesellschaft, erregten aber auch die Besorgniß, der Florentiner möchte sich in seine Scholastik vertiefen statt in seine Geschichte.

Cangrande sah, wie die junge Herrin, die ihm zur Linken saß, ein schönes Gähnen verwand. Unter solchen Umständen ergriff er das Wort und fragte: „Erzählst Du uns eine wahre Geschichte, mein Dante, nach Documenten? Oder eine Sage des Volksmundes? Oder eine Erfindung Deiner bekränzten Stirne?"

Dieser antwortete: „Ich entwickle meine Geschichte aus einer Grabschrift."

„Aus einer Grabschrift?"

„Aus einer Grabschrift, die ich vor Jahren bei den Franciscanern in Padua gelesen habe. Der Stein, welcher sie trägt, lag in einem Winkel des Klostergartens, allerdings unter wildem Rosengesträuch versteckt, aber doch den Novizen zugänglich, wenn sie auf allen Vieren krochen und es sich eine von Dornen zerkritzte Wange kosten ließen. Ich befahl dem Prior — will sagen, ich ersuchte ihn, den fraglichen Stein in die Bibliothek zu versetzen und unter die Hut eines Greises zu stellen."

„Was sagte denn der Stein?" ließ die Fürstin nachlässig von der Lippe fallen.

„Die Inschrift," erwiderte Dante, „war lateinisch und lautete: „Hic jacet monachus Astorre cum uxore Antiope. Sepeliebat Azzolinus." "

„Was heißt denn das?" fragte die Nachbarin zur Linken neugierig.

Cangrande übersetzte fließend: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin."

„Der abscheuliche Tyrann!" rief die Empfindsame. „Gewiß hat er die Beiden lebendig begraben lassen, weil sie sich liebten, und das Opfer noch in der Gruft gehöhnt, indem er es die Gattin des Mönches nannte. Der Grausame!"

„Kaum," meinte Dante. „Das hat sich in meinem Geiste anders gestaltet und ist auch nach der Geschichte unwahrscheinlich. Denn Ezzelin strafte wohl eher den kirchlichen Gehorsam als den Bruch geistlicher Gelübde. Ich nehme das „sepeliebat" in freundlichem Sinne: er gab den Beiden ein Begräbniß."

„Recht," rief Cangrande freudig, „Du denkst wie ich, Florentiner! Ezzelino war eine Herrschernatur und, wie sie einmal sind, etwas rauh und gewaltsam. Neun Zehntel seiner Frevel haben ihm die Pfaffen und das fabelsüchtige Volk angedichtet."

„Möchte dem so sein!" seufzte Dante. „Wo er übrigens in meiner Fabel auftritt, ist er noch nicht das Ungeheuer, welches uns, wahr oder falsch, die Chronik schildert, sondern seine Grausamkeit beginnt sich nur erst zu zeichnen, mit einem Zug um den Mund so zu sagen —"

„Eine gebietende Gestalt," vollendete Cangrande feurig das Bildniß, „mit gesträubtem schwarzen Stirnhaar, wie Du ihn in Deinem zwölften Gesange als einen Bewohner der Hölle malst. Woher hast Du dieses schwarzhaarige Haupt?"

„Es ist das Deinige," versetzte Dante kühn, und Cangrande fühlte sich geschmeichelt.

„Auch die übrigen Gestalten der Erzählung," fuhr er mit lächelnder Drohung fort, „werde ich, Ihr gestattet es" — und er wendete sich gegen die Umsitzenden — „aus Eurer Mitte nehmen und ihnen Eure Namen geben: Euer Inneres lasse ich unangetastet, denn ich kann nicht darin lesen."

„Meine Miene gebe ich Dir preis," sagte großartig die Fürstin, deren Theilnahmlosigkeit zu weichen begann.

Ein Gemurmel der höchsten Aufregung lief durch die Zuhörer, und: „Deine Geschichte, Dante!" raunte es von allen Seiten, „Deine Geschichte!"

„Hier ist sie," sagte dieser und erzählte.

„Wo sich der Gang der Brenta in einem schlanken Bogen der Stadt Padua nähert, ohne diese jedoch zu berühren, glitt an einem himmlischen Sommertage unter dem gedämpften Schalle der Flöten und Clarinen eine bekränzte, von festlich Gekleideten überfüllte Barke auf dem schnellen, aber ruhigen Wasser. Es war die Brautfahrt des Umberto Vicedomini und der Diana Pizzaguerra. Der Paduaner hatte sich seine Verlobte aus einem am obern Laufe des Flusses gelegenen Kloster geholt, wohin Mädchen von Stande vor ihrer Hochzeit zum Behufe frommer Uebungen kraft einer alten städtischen Sitte sich zurückzuziehen pflegen. Sie saß in der Mitte der Barke auf einem purpurnen Polster zwischen ihrem Bräutigam und den drei blühenden Knaben seines ersten Bettes. Umberto Vicedomini hatte vor fünf Jahren, da die Pest in Padua wüthete, das Weib seiner Jugend begraben und, obwohl in der Kraft seiner Männlichkeit stehend, nur schwer und fast widerwillig, auf das tägliche Drängen eines alten und siechen Vaters, zu diesem zweiten Ehebunde sich entschlossen.

Mit eingezogenen Rudern fuhr die Barke, dem Willen des Stromes sich überlassend. Die Bootsknechte begleiteten die sanfte Musik mit einem halblauten Gesange. Da verstummten beide. Aller Augen hatten sich nach dem rechten Ufer gerichtet, an welchem ein großer Reiter seinen Hengst bändigte und mit einer weiten Geberde nach der Barke herüber grüßte. Scheues Gemurmel durchlief die Reihen der Sitzenden. Die Ruderer rissen sich die rothen Mützen vom Kopfe, und das ganze Fest erhob sich in Furcht und Ehrerbietung, auch der Bräutigam, Diana und die Knaben. Unterthänige Geberden, grüßende Arme, halbgebogene Kniee wendeten sich gegen den Strand mit einem solchen Ungestüm und Uebermaße der Bewegung, daß die Barke aus dem Gleichgewicht kam, sich nach rechts neigte und plötzlich überwog. Ein Schrei des Entsetzens, ein drehender Wirbel, eine leere Strommitte, die sich mit Auftauchenden, wieder Versinkenden und den schwimmenden Kränzen der verunglückten Barke bevölkerte. Hilfe war nicht ferne, denn wenig weiter unten lag ein kleiner Port, wo Fischer und Fährleute hausten und heute auch die Rosse und Sänften warteten, welche die Gesellschaft, die jetzt im Strome unterging, vollends nach Padua hätten bringen sollen.

Die zwei ersten der rettenden Kähne strebten sich von den entgegengesetzten Ufern zu. In dem einen stand neben einem alten Fergen mit struppigem Barte Ezzelin, der Tyrann von Padua, der unschuldige Urheber des Verderbens, in dem andern vom linken Ufer kommenden ein junger Mönch und sein Fährmann, welcher den staubigen Waller über den Strom stieß gerade in dem Augenblicke, da sich darauf das Unheil zutrug. Die beiden Schiffchen erreichten sich. Zwischen

ihnen schwamm in dem Flusse etwas wie die Fülle eines blonden Haares, in das der Mönch entschlossen hineingriff, knielings, mit weit ausgestrecktem Arme, während sein Schiffer aus allen Kräften sich auf die andere Seite des Nachens zurückstemmte. An einer dicken Strähne hob der Mönch rasch ein Haupt, das die Augen geschlossen hielt, und dann, mit Hilfe des nahe herangekommenen Ezzelin, die Last eines von triefendem Gewande beschwerten Weibes aus der Strömung. Der Tyrann war von seinem Nachen in den andern gesprungen und betrachtete jetzt das entseelte Haupt, das einen Ausdruck von Trotz und Unglück trug, mit einer Art von Wohlgefallen, wie es schien, sei es an den großen Zügen desselben, sei es an der Ruhe des Todes.

„Kennst Du sie, Astorre?“ fragte er den Mönch. Dieser schüttelte verneinend den Kopf und der Andere fuhr fort: „Siehe, es ist das Weib Deines Bruders.“

Der Mönch warf einen mitleidigen scheuen Blick auf das bleiche Antlitz, welches unter demselben langsam die schlummernden Augen öffnete.

„Bringe sie ans Ufer!“ befahl Ezzelin, allein der Mönch überließ sie seinem Fährmann. „Ich werde meinen Bruder suchen,“ rief er, „bis ich ihn finde.“ „Ich helfe Dir, Mönch,“ sagte der Tyrann, „doch ich zweifle, daß wir ihn retten: ich sah ihn, wie er seine Knaben umschlang und von den Dreien umklammert schwer in die Tiefe ging.“

Inzwischen hatte sich die Brenta mit Fahrzeugen bedeckt. Es wurde gefischt mit Stangen, Haken, Angeln, Netzen, und in der rasch wechselnden Scene vervielfältigte sich über den Stellungen der Arbeitenden und den gehobenen Bürden die Gestalt des Herrschers.

„Komm, Mönch!“ sagte er endlich. „Hier gibt es für Dich nichts mehr zu schaffen. Umberto und seine Knaben liegen nun schon zu lang in der Tiefe, um ins Leben zurückzukehren. Der Strom hat sie verschleppt. Er wird sie ans Ufer legen, wenn er ihrer müde ist. Aber siehst Du dort die Zelte?“ Man hatte deren eine Zahl am Strande der Brenta für die mit der Hochzeitsbarke Erwarteten aufgeschlagen und jetzt die Todten oder Scheintodten hineingelegt, welche schon von ihren aus dem nahen Padua herbeigeeilten Verwandten umjammert wurden. „Dort, Mönch, gibt es zu thun, was Deines Amtes ist: Werke der Barmherzigkeit. Tröste die Lebenden! Bestatte die Todten!“

Der Mönch hatte das Ufer betreten und den Reichsvogt aus den Augen verloren. Da kam ihm aus dem Gedränge Diana entgegen, die Braut und Wittwe seines Bruders, mit noch triefenden Haaren und Gewanden, trostlos, aber ihrer Sinne wieder mächtig. „Frommer Vater,“ wendete sie sich an Astorre, „ich bin verlassen: die mir bestimmte Sänfte ist in der Verwirrung mit einer Andern, Lebenden oder Todten, in die Stadt zurückgekehrt. Leistest Du mir einen Dienst? Begleite mich nach dem Hause meines Schwiegers, der Dein Vater ist.“

Die junge Wittwe täuschte sich. Nicht in der Bestürzung und Verwirrung, sondern aus Feigheit und Aberglauben hatte das Gesinde des alten Vicedomini sie im Stiche gelassen. Es fürchtete sich, dem jähzornigen Alten eine Wittib und mit ihr die Kunde von dem Untergange seines Hauses zu bringen.

Da der Mönch viele seinesgleichen unter den Zelten und im Freien mit barmherzigen Werken beschäftigt sah, meinte er, das Gesuch erfüllen zu müssen. „Gehen wir," sagte er und schlug mit dem jungen Weibe die Straße nach der Stadt ein, deren Thürme und Kuppeln auf dem blauen Himmel wuchsen. Die Straße war bedeckt mit Hunderten, die an den Strand eilten oder vom Strande zurückkehrten. Die Beiden schritten, oft von einander getrennt, aber sich immer wieder findend, in der Mitte des Weges, ohne mit einander zu reden, und wandelten jetzt schon durch die Vorstadt, wo die Gewerbe hausen. Hier standen überall — das Unglück auf der Brenta hatte die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht — laut plaudernde oder flüsternde Gruppen, welche das zufällige Paar, das den Bruder und den Bräutigam verloren hatte, mit theilnehmender Neugierde betrachteten.

Der Mönch und Diana waren Gestalten, die jedes Kind in Padua kannte. Astorre, wenn er nicht für einen Heiligen galt, hatte doch den Ruf des musterhaften Mönches. Er konnte der Stadtmönch von Padua heißen, der gerade in dieser volkreichen Straße Trost und Hilfe bringend jede Wohnung schon betreten hatte, den das Volk liebte und auf den es stolz war. Und mit Grund: denn er hatte auf die Vorrechte seines hohen Adels und den unermeßlichen Besitz seines Hauses tapfer, ja freudig verzichtet und gab sein Leben in Zeiten der Seuche oder bei anderen öffentlichen Fährlichkeiten, ohne zu markten, für den Geringsten und die Aermste preis. Dabei war er mit seinem kastanienbraunen Kraushaar, seinen warmen Augen und seiner edeln Geberde ein anmuthender Mann, wie das Volk seine Heiligen will.

Diana war in ihrer Weise nicht weniger namhaft, schon durch die Vollkraft ihres Wuchses, welche das Volk mehr noch als zarte Reize bewundert. Ihre Mutter war eine Deutsche gewesen, ja eine Staufin, wie Einige behaupteten, freilich nur dem Blute, nicht dem Namen nach. Deutschland und Welschland hatten zusammen als gute Schwestern diese große Gestalt gebaut.

Wie herb und strenge Diana mit ihresgleichen umging, mit den Geringen war sie leutselig, ließ sich ihre Händel erzählen, gab kurzen und deutlichen Bescheid und küßte die zerlumptesten Kinder. Dabei war sie eine Almosengeberin und spendete ohne Wahl, wohl weil ihr Vater, der alte Pizzaguerra, nach Vicedomini der reichste Paduaner, zugleich der schmutzigste Geizhals war, und Diana sich des väterlichen Lasters schämte.

So verheirathete das ihr geneigte Volk in seinen Schenken und Plauderstuben Diana monatlich mit irgend einem vornehmen Paduaner, doch die Wirklichkeit enttäuschte diese gute Meinung. Drei Hindernisse erschwerten die Brautschaft: die hohen und oft finstern Brauen Diana's, die geschlossene Hand ihres Vaters und die blinde Anhänglichkeit ihres Bruders Germano an den Tyrannen, mit welchem er, wenn dieser fiel, zu Grunde gehen mußte, seinen Schwager mit sich ziehend.

Endlich verlobte sich mit ihr, ohne Liebe wie es stadtkundig war, Umberto Vicedomini, der jetzt in der Brenta lag.

Uebrigens waren die Beiden so versunken in ihren gerechten Schmerz, daß sie das eifrige Geschwätze, welches sich an ihre Fersen heftete, entweder nicht

vernahmen oder sich wenig um dasselbe bekümmerten. Nicht daran nahm das Volk Anstoß, daß der Mönch und das Weib nebeneinander schritten. Das erschien in der Ordnung, da der Mönch an ihr zu trösten haben konnte und sie Beide denselben Weg hatten, zu dem alten Vicedomini, als die nächsten und natürlichen Boten des Geschehenen.

Die Weiber bejammerten Diana, daß sie einen Mann habe heirathen müssen, der sie nur als Ersatz für eine theure Gestorbene genommen, und dann beklagten sie dieselbe ebenso heftig, daß sie diesen Mann vor dem Ehebette eingebüßt habe.

Die Männer dagegen erörterten mit wichtigen Geberden und den schlausten Mienen eine Alternative, welche sich über den in der Brenta versunkenen vier Stammhaltern des ersten paduanischen Geschlechtes geöffnet hatte. Die Glücksgüter der Vicedomini waren sprichwörtlich. Das Familienhaupt, ein ebenso energischer als schlauer Mensch, der es fertig gebracht hatte, mit beiden, dem gebannten Tyrannen von Padua und der diesen verdammenden Kirche auf gutem Fuße zu bleiben, hatte sich lebelang nicht im Geringsten mit etwas Oeffentlichem beschäftigt, sondern ein zähes Dasein und prächtige Willenskräfte auf ein einziges Ziel gewendet: den Reichthum und das Gedeihen seines Stammes. Jetzt war dieser vernichtet. Sein Aeltester und die Knaben lagen in der Brenta. Sein Zweiter und Dritter waren in eben diesem Unglücksjahre, der eine vor zwei, der andere vor drei Monden von der Erde verschwunden. Den Aeltern hatte der Tyrann verbraucht und auf einem seiner wilden Schlachtfelder zurückgelassen. Der Andere, aus welchem der vorurtheilslose Vater einen großartigen Kaufmann in venezianischem Stile gemacht, hatte sich an einer morgenländischen Küste auf dem Kreuze verblutet, an welches ihn Seeräuber geschlagen, verspäteten Lösegeldes halber. Ihm blieb als Vierter Astorre der Mönch. Daß er diesen mit dem Aufwande seiner letzten Athemzüge den Klostergelübden zu entreißen versuchen werde, daran zweifelten die schnellrechnenden Paduaner keinen Augenblick. Ob es ihm gelinge und der Mönch sich dazu hergebe, darüber stritt jetzt die aufgeregte Gasse.

Und sie stritt sich am Ende so laut und heftig, daß selbst der trauernde Mönch nicht mehr im Zweifel darüber bleiben konnte, wer mit dem „egli“ und der „ella“ gemeint sei, welche aus den versammelten Haufen tönten. Dergestalt schlug er, mehr noch seiner Gefährtin als seinethalben, eine mit Gras bewachsene verschattete Gasse ein, die ihm freilich wohlbekannt war, denn sie führte dicht längs der verwitterten Ringmauer seines Klosters hin. Hier war es bis zum Schauder kühl, aber die ganz Padua erfüllende Schreckenskunde hatte selbst diese Schatten erreicht. Aus den offenen Fenstern des Refectoriums, das in die dicke Mauer gebaut war, scholl an der verspäteten Mittagstafel — die Katastrophe auf der Brenta hatte in der Stadt alle Zeiten und Stunden gestört — das Tischgespräch der Brüder so zänkisch und schreiend, so voller „—inibus“ und „—atibus“ — es wurde lateinisch geführt oder dann stritt man sich mit Citaten aus den Decretalen —, daß der Mönch unschwer errieth, auch hier werde dasselbe oder ein ähnliches Dilemma wie auf der Straße verhandelt. Und wenn er sich vielleicht nicht Rechenschaft gab, wovon, so wußte er doch, von wem die Rede war. Aber was er nicht entdeckte, waren“ — mitten im Sprechen suchte

Dante unter den Zuhörern den vornehmen Cleriker, der sich hinter seinen Nachbar verbarg — „zwei brennende hohle Augen, welche durch eine Luke in der Mauer auf ihn und das nasse Weib an seiner Seite starrten. Diese Augen gehörten einer unseligen Creatur, einem tief unsittlichen Mönche, Namens Serapion, welcher sich, Seele und Leib, im Kloster verzehrte. Mit seiner voreiligen Einbildungskraft hatte dieser schneller als jeder Andere begriffen, daß sein Mitbruder Astorre zum Längsten nach der Regel des heiligen Franciscus gedarbt und gefastet habe und beneidete ihn rasend um den ihm von der entfleischten Hand des Todes zugeworfenen Besitz weltlicher Güter und Freuden. Er lauerte auf den Heimkehrenden, um die Mienen desselben zu erforschen und darin zu lesen, was Astorre über sich beschlossen hätte. Mit gierigen Augen verschlang er das stattliche Weib und sie hafteten noch an ihren Stapfen, da der Mönch und Diana längst vorüber waren.

Astorre lenkte schon seine Schritte und die seiner Schwägerin auf einen kleinen von vier Stadtburgen gebildeten Platz und trat mit ihr in das tiefe Thor der vornehmsten unter ihnen. Auf einer Steinbank im Hofe erblickte er zwei Ruhende, einen vom Wirbel zur Zehe gepanzerten blutjungen Germanen und einen greisen Sarazenen. Der hingestreckte Deutsche hatte seinen schlummernden blonden Krauskopf in den Schoß des sitzenden Ungläubigen gelegt, der, ebenfalls schlummernd, mit seinem schneeweißen Barte väterlich auf ihn niedernickte. Die Zweie gehörten zur Leibwache Ezzelins, welche sich in Nachahmung derjenigen seines Schwiegers, des Kaisers Friedrich, aus Deutschen und Sarazenen zu fast gleichen Theilen zusammensetzte. Der Tyrann war im Palaste. Er mochte es für seine Pflicht gehalten haben, den alten Vicedomini zu besuchen. In der That vernahmen der Mönch und Diana schon auf der Wendeltreppe das Gespräch der Beiden, welches Ezzelin in kurzen ruhigen Worten, der Alte dagegen, der gänzlich außer sich zu sein schien, mit schreiender und scheltender Stimme führte. Unwillkürlich blieben sie am Eingange des Saales unter dem bleichen Gesinde stehen. Die Diener zitterten an allen Gliedern. Der Greis hatte sie mit den heftigsten Verwünschungen überhäuft und dann mit geballten Fäusten weggejagt, weil sie ihm verspätete Botschaft vom Strande gebracht und dieselbe hervorzustottern sich kaum getraut hatten. Ueberdies hatte dieses Gesinde der gefürchtete Schritt des Tyrannen versteinert. Es war bei Todesstrafe verboten, ihn anzumelden. Unaufgehalten wie ein Geist pflegte er alle Häuser und Gemächer zu betreten.

„Und das berichtest Du so gelassen, Grausamer, als erzähltest Du den Verlust eines Rosses oder einer Ernte?“ tobte der Alte, in seiner Verzweiflung jedes Maß überschreitend. „Du hast mir die Viere getödtet, Niemand anders als Du, Ezzelin! Was brauchtest Du gerade zu jener Stunde am Strande zu reiten? Was brauchtest Du auf die Brenta hinauszugrüßen? Das hast Du mir zu Leide gethan! Hörst Du wohl?“

„Schicksal,“ antwortete der Andere.

„Schicksal?“ schrie der Alte. „Schicksal und Sternguckerei und Beschwörungen und Verschwörungen und Enthauptungen, von der Zinne auf das Pflaster sich werfende Weiber und hundert pfeildurchbohrte Jünglinge vom Rosse sinkend in

Deinen verruchten waghalsigen Schlachten, das ist Deine Zeit und Regierung, Ezzelin, Du Verfluchter und Verdammter! Uns alle ziehst Du in Deine blutigen Gleise, alles Leben und Sterben wird neben Dir gewaltsam und unnatürlich, und Niemand endet mehr als reuiger Christ in seinem Bette!"

„Du thust mir Unrecht," versetzte der Andere. „Ich zwar habe mit der Kirche nichts zu schaffen. Sie läßt mich gleichgültig. Aber Dich und Deinesgleichen habe ich nie gehindert, mit ihr zu verkehren. Das weißt Du, sonst würdest Du Dich nicht erkühnen, mit dem heiligen Stuhle Briefe zu wechseln. Was drehst Du da in Deinen Händen? Einen Ablaß? Ein Breve? Ich kenne das päpstliche Siegel. Gib her! Wahrhaftig, ein Breve. Darf ich es lesen? Du erlaubst? Dein Gönner, der heilige Vater, schreibt Dir, daß, würde Dein Stamm erlöschen bis auf Deinen Vierten und Letzten, den Mönch, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, wenn er aus freiem Willen in die Welt zurückbegehre. Schlauer Fuchs, wie viele Unzen Goldes hat Dich dieses Pergament gekostet?"

„Verhöhnst Du mich?" schrie der Alte. „Was Anderes war zu thun nach dem Tode meines Zweiten und Dritten? Für wen hätte ich gesammelt? für die Würmer? für Dich? ... Meinst Du es aufrichtig, Gevatter" — der noch ungebannte Ezzelin hatte den dritten Knaben Vicedomini's aus der Taufe gehoben, denselben, der sich für ihn auf einem Schlachtfelde geopfert —, „hilf mir lieber den Mönch überwinden, daß er wieder weltlich werde und ein Weib nehme, befiehl es ihm, Du Allgewaltiger, gib ihn mir statt des Sohnes, den Du mir geschlachtet hast, halte mir den Daumen, wenn Du mich liebst!"

„Das geht mich nichts an," erwiderte der Tyrann ohne die geringste Erregung. „Das mache er mit sich selbst aus. „Freiwillig", sagt das Breve. Warum sollte er, wenn er ein guter Mönch ist, wie ich glaube, seinen Stand wechseln? Damit das Blut der Vicedomini nicht versiege? Ist das eine Lebensbedingung der Welt? Sind die Vicedomini eine Nothwendigkeit?"

Jetzt kreischte der Andere in rasender Wuth: „Du Böser, Du Mörder meiner Kinder! Ich durchblicke Dich! Du willst mich beerben und mit meinem Gelde Deine wahnsinnigen Feldzüge führen!"

Aber ehe noch der Tyrann Rede stehen konnte, gewahrte der alte Vicedomini seine Schwiegertochter, welche vor dem zögernden Mönche durch das Gesinde und über die Schwelle getreten war. Trotz seiner Leibesschwachheit stürzte er ihr mit wankenden Schritten entgegen, ergriff und riß ihre Hände, als wollte er sie zur Verantwortung ziehen für das über sie Beide gekommene Unheil. „Wo hast Du meinen Sohn, Diana?" keuchte er.

„Er liegt in der Brenta," antwortete sie traurig und ihre blauen Augen dunkelten.

„Wo sind meine drei Enkel?"

„In der Brenta," wiederholte sie.

„Und Dich bringst Du mir als Geschenk? Dich behalte ich?" schrie der Alte mit einem mißtönigen Gelächter.

„Wollte der Allmächtige," sagte sie langsam, „ich läge dort unten oder mich zögen die Wellen und jene Viere alle lebten und stünden hier statt meiner!"

Sie schwieg. Dann gerieth sie in einen jähen Zorn. „Beleidigt Dich mein Anblick und bin ich Dir überlästig, so halte Dich an diesen: er hat mich, da ich schon gestorben war, an den Haaren ins Leben zurückgezogen!“

Jetzt erst erblickte der Alte den Mönch, seinen Sohn, und sein Geist sammelte sich mit einer Kraft und Schnelligkeit, welche der schwere Jammer eher gestählt als gelähmt zu haben schien.

„Wirklich? Dieser hat Dich aus der Brenta geholt? Hm! Merkwürdig! Die Wege Gottes sind oft wunderbar!“

Er ergriff den Mönch an Arm und Schulter, als wollte er sich desselben, Leib und Seele, bemächtigen, und schleppte ihn und sich gegen seinen Krankenstuhl, auf welchen er hinfiel, ohne den gepreßten Arm des nicht Widerstrebenden freizugeben. Auch Diana folgte und kniete sich auf der anderen Seite des Sessels nieder mit hangenden Armen und gefalteten Händen, das Haupt auf die Lehne legend, sodaß nur der Knoten ihres blonden Haares wie ein lebloser Gegenstand sichtbar blieb. Den Dreien gegenüber saß der Tyrann Ezzelin, das Haupt auf die linke Faust gestützt, während — eine seiner Lieblingsgeberden — die gespreizten Finger seiner Rechten sich wühlend in das Gewelle seines schwarzen Bartes begruben.

„Söhnchen, Söhnchen,“ wimmerte der Alte mit einer seltsam aus Wahrheit und List gemischten Zärtlichkeit, „mein letzter und einziger Trost! Du Stab und Stecken meines Alters wirst mir nicht zwischen diesen meinen zitternden Händen zerbrechen! Du begreifst,“ fuhr er in einem schon trockneren, sachlichen Tone fort, „daß, wie die Dinge einmal geworden sind, Deines Bleibens im Kloster nicht länger sein kann. Ist es doch kanonisch, nicht wahr, Söhnchen, daß ein Mönch, dessen Vater verarmt oder versiecht, von seinem Prior beurlaubt wird, um den heimischen Acker zu bebauen und den Urheber seiner Tage zu ernähren. Ich brauche Dich aber noch viel nothwendiger. Deine Brüder und Neffen sind weg und jetzt bist Du es, der die Fackel meines Lebens weiter tragen soll! Du bist ein Flämmchen, das ich angezündet habe, und mir kann nicht dienen, daß es in einer Zelle verglimme und verrauche! Wisse Eines“ — er hatte in den warmen braunen Augen des Mönches ein aufrichtiges Mitgefühl gelesen und die ehrerbietige Haltung desselben schien einen blinden Gehorsam zu versprechen — „ich bin kränker, als Du nicht denkst. Nicht wahr, Isaschar?“ Er wendete sich rückwärts gegen eine dünne Gestalt, welche mit Fläschchen und Löffel in den Händen durch eine Nebenthür sachte hinter den Stuhl des Alten getreten war und jetzt mit dem feinen Haupte bestätigend nickte. „Ich fahre dahin, aber ich sage Dir: Du darfst nicht meines Wunsches ungewährt mich ziehen lassen, sonst weigert sich Dein Väterchen, in den Kahn des Todtenführers zu steigen und bleibt zusammengekauert am Dämmerstrande sitzen!“

Der Mönch streichelte die fiebernde Hand des Alten zärtlich, antwortete aber mit Sicherheit zwei Worte: „Meine Gelübde.“

Jetzt zog Ezzelin das zusammengerollte Breve aus dem Busen und hielt es wie einen Feldherrnstab in der Rechten.

„Deine Gelübde?“ schmeichelte der alte Vicedomini. „Mache eine Bewegung und sie fallen: es sind zerschnittene Bande, durchfeilte Fesseln. Die heilige Kirche

selber, welcher Du Ehrfurcht und Gehorsam schuldig bist, erklärt sie für ungültig und nichtig. Da steht es geschrieben." Sein dürrer Finger zeigte auf das Pergament mit dem päpstlichen Siegel.

Der Mönch näherte sich ehrerbietig dem Herrscher, empfing die Schrift, rollte sie auf und las, von vier Augen beobachtet. Dann that er schwindelnd einen Schritt rückwärts wie ein Träumender, welcher auf einer Thurmhöhe steht, deren Geländer plötzlich in der Luft zerfließen.

Ezzelin griff dem Wankenden mit einer kurzen Frage unter die Arme: „Wem hast Du Dein Gelübde gegeben, Mönch? Dir? oder der Kirche?"

„Natürlich Beiden!" schrie der Alte erbost. „Das sind verfluchte Spitzfindigkeiten! Nimm Dich vor Dem dort in Acht, Söhnchen! Er will uns Vicedomini an den Bettelstab bringen!"

Ohne Zorn legte Ezzelin die Rechte auf seinen Bart und schwur: „Stirbt Vicedomini, so beerbt ihn der Mönch hier, sein Sohn, und stiftet — sollte das Geschlecht mit ihm erlöschen und wenn er mich und seine Vaterstadt lieb hat — ein Hospital von einer gewissen Ausdehnung und Großartigkeit, um welches uns die hundert Städte" — er meinte die Städte Italiens — „beneiden. Jetzt aber, Gevatter, da ich mich von dem Vorwurfe der Raubgier gereinigt habe, darf ich an den Mönch ein paar weitere Fragen richten? Du gestattest?"

Jetzt packte den Alten ein solcher Ingrimm, daß er in Krämpfe fiel, ohne jedoch den Arm des Mönches, welchen er wieder ergriffen hatte, fahren zu lassen.

Isaschar näherte den vollen, mit einer stark duftenden Essenz gefüllten Löffel vorsichtig den fahlen Lippen des Gefolterten, welcher aber mit einer Anstrengung den Kopf abwendete. „Laß mich in Ruhe!" stöhnte er, „Du bist auch der Arzt des Vogts!" und schloß die Augen.

Der Jude wandte die seinigen, welche glänzend schwarz und sehr klug waren, gegen den Tyrannen, als flehe er um Verzeihung für den Ohnmächtigen.

„Wird er zur Besinnung zurückkehren?" fragte Ezzelin.

„Gewiß," antwortete der Jude. „Noch lebt er und wird wieder erwachen, aber nicht für lange, fürchte ich. Diese Sonne sieht er nicht untergehen."

Der Tyrann ergriff die Zwischenzeit, um mit dem Mönche zu reden, welcher ihm antwortete, zuerst ohne den Blick von dem ohnmächtigen Vater zu verwenden.

„Astorre," sagte der Tyrann, „stehe mir Rede! Wie viel haben Dich die drei Gelübde gekostet, die Du vor zehn und einigen Jahren, ich gebe Dir dreißig" — der Mönch nickte — „geschworen hast?"

Ohne Bedenken und die lautern Augen auf den Frager richtend, erwiderte der Mönch: „Armuth und Gehorsam nichts. Ich habe keinen Sinn für Besitz und gehorche leicht." Dann hielt er inne und erröthete.

Der Tyrann fand ein Wohlgefallen an dieser männlichen Keuschheit. „Hat Dir Dieser hier Deinen Stand aufgenöthigt oder Dich dazu beschwatzt?" sprang er ab.

„Nein," erklärte der Mönch. „Seit langeher, wie der Stammbaum erzählt, wird in unserm Hause von Dreien oder Vieren der letzte geistlich, sei es, damit

wir Vicedomini einen Fürbitter besitzen, sei es, um das Erbe nicht zu schmälern — gleichviel, der Brauch ist alt und ehrwürdig. Ich kannte mein Loos, welches mir nicht zuwider war, von jung auf. Mir wurde kein Zwang auferlegt."

„Und das dritte?" holte Ezzelin nach — er meinte das dritte Gelübde, ohne das Wort auszusprechen. Der Mönch verstand ihn.

Mit einem neuen, aber dieses Mal schwachen Erröthen erwiderte er: „Es hat mich gekostet, aber nicht schwerer als andere Mönche, wenn sie gut berathen sind, und ich war es. Von dem heiligen Antonius," fügte er ehrerbietig hinzu.

Dieser verdienstliche Heilige hat, wie Ihr wisset, Herrschaften," erläuterte Dante, „einige Jahre bei den Franciscanern in Padua gelebt."

„Wie sollten wir nicht?" scherzte einer unter den Zuhörern. „Haben doch etliche von uns die Reliquie verehrt, die in dem dortigen Klosterteiche herumschwimmt: ich meine den Hecht, welcher der Fischpredigt des Heiligen beiwohnte, sich bekehrte, der Fleischspeise entsagte, im Guten Stand hielt und jetzt noch in hohem Alter als Vegetarier" — er verschluckte das Ende des Schwankes, denn Dante hatte gegen ihn seine strenge Stirn gerunzelt.

„Und was rieth er Dir?" fragte Ezzelin.

„Meinen Stand einfach zu fassen, schlecht und recht," berichtete der Mönch, als einen pünktlichen Dienst, etwa wie einen Kriegsdienst, welcher ja auch gehorsame Muskeln verlangt, und tägliche Entbehrungen, die ein wackerer Krieger nicht einmal als solche fühlen darf: die Erde im Schweiße meines Angesichtes zu graben, mäßig zu essen, mäßig zu fasten, keinen Mädchen und jungen Frauen Beichte zu sitzen, im Angesichte Gottes zu wandeln und seine Mutter nicht brünstiger anzubeten, als das Breviarium vorschreibt."

Der Tyrann lächelte. Dann streckte er die Rechte gegen den Mönch aus, ermahnend oder segnend, und sprach: „Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus Deinem Gestern und wird unversehens zu Deinem Morgen! Du bist Etwas und nichts Geringes; denn Du übst das Amt der Barmherzigkeit, das ich gelten lasse, wiewohl ich ein anderes bekleide. Würdest Du in die Welt treten, die ihre eigenen Gesetze befolgt, welche zu lernen es für Dich zu spät ist, so würde Dein klarer Stern zum lächerlichen Irrwisch und zerplatzte zischend nach ein paar albernen Sprüngen unter dem Hohne der Himmlischen!

Noch Eines, und dies rede ich als der, welcher ich bin: der Herr von Padua. Dein Wandel war bis heute meinem Volke eine Erbauung, ein Beispiel der Entsagung. Der Aermste getröstete sich Deiner, den er seine karge Kost und sein hartes Tagewerk theilen sah. Wirfst Du die Kutte weg, freiest Du ein Vornehmer eine Vornehme, schöpfst Du mit vollen Händen aus dem Reichthume Deines Hauses, so begehst Du Raub an dem Volke, welches Dich als einen seinesgleichen in Besitz genommen hat, Du machst mir Unzufriedene und Ungenügsame, und entstünde daraus Zorn, Aufruhr, Empörung, mich sollte es nicht wundern. Die Dinge verketten sich!

Auch kann ich Deiner nicht entbehren. Du bist der Stadtmönch von Padua. Mit Deiner edeln Geburt und Deiner ritterlichen Gestalt stichst Du der Menge

mehr in die Augen, als Deine bäurischen Brüder, und hast auch mehr, oder wenigstens einen andern Muth als sie. Wenn das Volk nach seiner rasenden Art Diesen hier" — er deutete auf Isaschar — „ermorden will, weil er ihm Hilfe bringt, was dem Juden in der letzten Pestzeit — wenig fehlte — geschehen wäre, wer vertheidigt ihn, wie Du thatest, gegen die wahnsinnige Menge, bis ich da bin und Halt gebiete?

Hilf mir den Mönch überzeugen, Isaschar!" wendete sich Ezzelin mit einem grausamen Lächeln gegen den Juden. „Schon Deinetwegen darf er sich nicht entkutten!"

„Herr," flüsterte der Jude, „unter Deinem Scepter wird sich die unvernünftige Scene, welche Du so gerecht wie blutig gestraft hast, kaum wiederholen, und meinethalb, dessen Glaube die Dauer des Stammes als Gottes höchsten Segen preist, darf der Erlauchte" — so und schon nicht mehr den Ehrwürdigen nannte er den Mönch — „nicht unvermählt bleiben."

Ezzelin lächelte über die Vorsicht des Juden. „Und wohin gehen Deine Gedanken, Mönch?" fragte er.

„Sie stehen und beharren! Doch ich wollte — Gott verzeihe mir die Sünde — der Vater erwachte nicht mehr, daß ich nicht hart gegen ihn sein müßte! Hätte er nur schon die Zehrung empfangen!" Der Mönch küßte heftig die Wange des Ohnmächtigen, welcher darüber zur Besinnung kam.

Der sich wieder Belebende that einen schweren Seufzer, hob die müden Augendeckel und richtete aus dem grauen Gebüsche seiner hangenden Brauen einen Blick des Flehens auf den Mönch. „Wie steht's?" fragte er. „Was hast Du über mich verhängt, Geliebtester? Himmel oder Hölle?"

„Vater," bat der Mönch mit bewegter Stimme, „Deine Zeit ist um! Dein Stündlein ist gekommen! Entschlage Dich der weltlichen Dinge und Sorgen! Denke an den Himmel! Siehe, Deine Priester" — er meinte die der Pfarrkirche — „sind nebenan versammelt und harren mit den hochheiligen Sterbesacramenten."

Es war so. Aus der halb offenen Thüre eines Nebengemaches schimmerte schwaches, in der Tageshelle kaum sichtbares Kerzenlicht, ein Chor präludirte gedämpft und das leise Schüttern eines Glöckchens wurde hörbar.

Jetzt klammerte sich der Alte, der seine Kniee schon in die kühle Fluth der Lethe versinken fühlte, an den Mönch, wie weiland Sanct Petrus auf dem See Genezareth an den Heiland. „Du thust es mir!" lallte er.

„Könnte ich! Dürfte ich!" seufzte der Mönch. „Bei allen Heiligen, Vater, denke an Deine Seele! Laß das Irdische! Deine Stunde ist da!"

Diese versteckte Weigerung entzündete das letzte Leben des Alten zur lodernden Flamme. „Ungehorsamer! Undankbarer!" zürnte er.

Der Mönch öffnete die Thüre und winkte den Priestern.

„Bei allen Teufeln," raste der Alte, „laßt mich zufrieden mit Eurem Gekniete und Gesalbe! Ich habe nichts zu verspielen, ich bin schon ein Verdammter und bliebe es mitten im himmlischen Reigen, wenn mein Sohn mich grausam verstößt und meinen Lebenskeim muthwillig verdirbt!"

Der entsetzte Mönch, durch dieses grause Lästern im Tiefsten erschüttert,

sah seinen Vater unwiderruflich der ewigen Unseligkeit anheimfallen. So meinte er und war fest davon überzeugt, wie ich es an seiner Stelle auch gewesen wäre. Er warf sich vor dem Sterbenden in bitterer Verzweiflung auf die Kniee und flehte unter strömenden Thränen: „Herr, ich beschwöre Euch, habet Erbarmen mit Euch und mit mir!"

„Laß den Schlaukopf doch seiner Wege gehen!" flüsterte der Tyrann. Der Mönch vernahm es nicht.

Wieder gab er den erstaunten Priestern ein Zeichen und die Sterbelitanei wollte beginnen.

Da kauerte sich der Alte zusammen wie ein eigensinniges Kind und schüttelte das graue Haupt in finsterm Groll.

„Laß den Arglistigen seine Straße ziehen!" mahnte Ezzelin lauter.

„Vater, Vater!" schluchzte der Mönch und seine Seele zerfloß in Mitleid.

„Erlauchter Herr und christlicher Bruder," fragte jetzt ein Priester mit unsicherer Stimme, „seid Ihr in der Verfassung, Euern Schöpfer und Heiland zu empfangen?" Der Alte schwieg.

„Steht Ihr fest im Glauben an die heilige Dreifaltigkeit? Antwortet mir, Herr!" fragte der Geistliche zum andern Male und wurde bleich wie ein Tuch, denn: „Geleugnet und gelästert sei sie!" rief der Sterbende mit starker Stimme, „gelästert und —"

„Nicht weiter!" schrie der Mönch und war aufgesprungen. „Ich bin Euch zu Willen, Herr! machet mit mir, was Ihr wollet! Nur daß Ihr Euch nicht in die Flammen stürzet!"

Der Alte seufzte wie nach einer schweren Anstrengung. Dann blickte er erleichtert, ich hätte bald gesagt vergnügt, um sich, ergriff mit tastender Hand den blonden Schopf Dianas, zog das sich von den Knieen erhebende Weib in die Höhe, nahm ihre Hand, die sich nicht weigerte, und legte sie in die gekrampfte des Mönches.

„Gültig! vor dem hochheiligen Sacramente!" frohlockte der Alte und segnete das Paar. Der Mönch nickte stumm und Diana schloß die Augen. Ihre Geberde sagte: ich thue es blindlings!

„Jetzt rasch, ehrwürdige Väter!" drängte der Alte, „es eilt, wie ich meine, und ich bin in christlicher Verfassung."

Der Mönch und seine Braut wollten hinter die priesterliche Schar zurücktreten. „Nein, nein!" murmelte der Sterbende, „bleibt, daß Euch meine getrösteten Augen zusammen sehen, bis sie brechen!" und Astorre und Diana, nur wenige Schritte zurückweichend, mußten mit vereinigten Händen vor dem erlöschenden Blicke des hartnäckigen Greises stehen bleiben.

Er beichtete, empfing die letzte Zehrung und verschied, während sie ihm die Sohlen salbten und der Priester den schon tauben Ohren jenes großartige: „Brich auf, christliche Seele!" zurief. Das gestorbene Antlitz trug den deutlichen Ausdruck triumphirender Freude über eine gelungene List.

Der Tyrann hatte die heilige Handlung sitzend, während ringsum Alles auf den Knieen lag, und mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, etwa wie man eine fremde Sitte beschaut oder wie ein Gelehrter ein auf einem Sarkophage in

den Marmor gegrabenes Opfer eines verschollenen alten Volkes besichtigt. Er näherte sich dem Todten und drückte ihm die Augen zu.

Dann trat er zu Diana und bot ihr den Ellbogen, daß sie sich darauf stütze. „Edle Frau," sagte er, „ich denke, Ihr gehet nach Hause. Eure Eltern, wenn auch von Eurer Rettung unterrichtet, werden sehnlich nach Euch verlangen."

„Fürst, ich danke und folge Euch," erwiderte Diana, wendete sich aber noch gegen den Mönch, ihren Gatten. Seit die Hände der Beiden in einander lagen, hatten die Blicke sich gemieden. Jetzt schaute Diana dem Mönche fest ins Gesicht und sprach mit einer tiefen, aber wohlklingenden Stimme: „Mein Herr und Gebieter, wir durften den Vater nicht mit einer Lästerung dahinfahren lassen." Ihre Wangen bedeckten sich mit einer dunkeln Gluth. „Euer Bruder hat mich nicht geliebt. Vergebet mir, wenn ich hart rede: ich sage die einfache Wahrheit. Ihr werdet an mir eine feste Treue und einen Gehorsam ohne Murren besitzen. Aber ich bin nicht ohne Fehler und habe zwei Eigenschaften, die ich eingestehe und welche Ihr schonen müßt. Ich bin jähzornig, wenn ich mich in meinem Rechte verletzt glaube, und ich bin darin peinlich oder wie Ihr es nennen wollt, daß man mir nichts versprechen darf, ohne es zu halten. Schon als Kind habe ich das schwer oder nicht gelitten. Ich bin von wenig Wünschen und verlange nichts über das Alltägliche hinaus; nur wo mir einmal etwas gezeigt wurde und ich es versprochen erhalten habe, da bedarf ich der Erfüllung, sonst verliere ich den Glauben, ich verbittere mich und kränke mich schwerer als die andern Frauen über das mir zugefügte Unrecht. Doch wie darf ich so zu Euch reden, mein Herr und Gebieter, den ich kaum kenne? Laßt mich verstummen. Lebet wohl, mein Gemahl, und gebet mir neun Tage, Euern Bruder zu betrauern." Jetzt löste sie langsam ihre Hand aus der andern und verschwand mit dem Tyrannen.

Inzwischen war die geistliche Schar, den Leichnam weghebend, mit demselben ebenfalls verschwunden, um ihn in der Hauscapelle aufzubahren und einzusegnen.

Astorre stand allein in seinem verscherzten Mönchsgewande, welches eine von Reue erfüllte Brust bedeckte, während ein Heer von Dienern, das den seltsamen Vorgang belauscht und genügend begriffen hatte, sich in unterwürfigen Stellungen und mit furchtsamen Geberden seinem neuen Herrn näherte. Dieses Gesinde war eingeschüchtert und verblüfft, weniger noch durch den jähen Wechsel seiner Herrschaft, als durch die Persönlichkeit des Mönches und das vermeintliche Sacrilegium seiner gebrochenen Gelübde. Denn das leise gelesene Breve war von ihnen unbelauscht geblieben. Dem Mönche gelang es nicht, seinen Vater zu betrauern. Ihn beschlich, jetzt da er seines Willens wieder mächtig war, der Argwohn, was sage ich, ihn überkam die empörende Gewißheit, daß ein Sterbender seinen guten Glauben überlistet und seine Barmherzigkeit mißbraucht habe. Er entdeckte in der Verzweiflung des Alten den Schlupfwinkel der List und in der wilden Lästerung das berechnete Spiel an der Schwelle des Todes. Unwillig, fast feindselig wandte sich sein Gedanke gegen das ihm zugefallene Weib. Es versuchte ihn der verzwickte mönchische Einfall, dasselbe so wenig als möglich zu lieben und sich nur als den Stellvertreter seines entseelten

Bruders zu betrachten; aber sein redliches Gemüth und sein gesunder Sinn verwarfen die schmähliche Auskunft. Da er sie nun als die Seinige betrachtete, erwehrte er sich einer gewissen Verwunderung nicht, daß ihm sein Weib mit so sachlicher Rede und roher Wahrheitsliebe entgegengetreten, ohne Schleier und Wolke, und so bündig mit ihm sich auseinandergesetzt habe, eine viel derbere und wirklichere Gestalt als die zarten Erscheinungen der Legende. Er hatte sich die Frauen weicher gedacht.

Jetzt gewahrte der Mönch plötzlich sein Ordenskleid und den Widerspruch seiner Gefühle und Betrachtungen mit demselben. Er schämte sich vor seiner Kutte oder sie wurde ihm lästig. „Gebt mir weltliches Gewand!" befahl er. Dienstfertiges Gesinde umringte ihn, aus welchem er nach einer Weile in der Tracht seines ertrunkenen Bruders, mit dem er ungefähr von gleichem Wuchse war, hervortrat.

In demselben Augenblicke warf sich ihm der Narr seines Vaters, mit Namen Gocciola, zu Füßen und huldigte ihm, nicht zwar um wie die Andern Verlängerung seines Dienstes sich zu erbitten, sondern seinen Abschied und die Erlaubniß, den Stand zu wechseln, denn er sei der Welt überdrüssig, seine Haare ergrauen und es würde ihm nicht dienen, als Narr ins Jenseits zu gehen und in der läutenden Schellenkappe am jüngsten Gerichte zu erscheinen. Mit diesen weinerlichen Worten bemächtigte er sich der abgeworfenen und am Boden liegenden Kutte. Aber sein buntscheckiges Gehirn schlug einen Purzelbaum und er fügte lüstern bei: „Einmal möchte ich noch Amarellen essen, ehe ich der Welt und ihren Täuschungen Valet sage! Hochzeit läßt hier nicht auf sich warten, ich glaube." Er beleckte sich die Maulwinkel mit seiner fahlen Zunge. Dann bog er ein Knie vor dem Mönche, schüttelte seine Schellen und entsprang, die Kutte hinter sich herschleifend.

Amarelle oder Amare aber," erläuterte Dante, „heißt das paduanische Hochzeitsgebäck wegen seines bittern Mandelgeschmackes und zugleich mit anmuthiger Anspielung auf das Paradigma der ersten Conjugation."

Hier machte der Erzähler eine Pause und verschattete Stirn und Augen mit der Hand, den weitern Gang seiner Fabel übersinnend.

Inzwischen trat der Majordom des Fürsten, ein Alsatier, Namens Burcardo, mit abgemessenen Schritten, umständlichen Bücklingen und weitläufigen Entschuldigungen, daß er die Unterhaltung stören müsse, vor Cangrande, welchen er lispelnd in irgend einer häuslichen Angelegenheit um Befehl bat. Deutsche waren dazumal an den ghibellinischen Höfen Italiens keine eben seltene Erscheinung, ja sie wurden gesucht und den Einheimischen vorgezogen wegen ihrer Redlichkeit und ihres anerborenen Verständnisses für Ceremonien und Gebräuche.

Dante, der das Haupt wieder hob, erblickte den Elsäßer vor sich und hörte ihn welschen, Weich und Hart aufs ergötzlichste oder für ein feines italienisches Ohr empfindlichste verwechselnd. Dann weilte sein Blick mit sichtlichem Wohlgefallen auf den zwei Jünglingen, dem Günstling Cangrandes, Ascanio, und dem bepanzerten Krieger. Zuletzt ließ er ihn eine Weile sinnend ruhen auf den beiden fürstlichen Frauen, der Herrin Diana, die sich ein wenig belebt und deren

marmorne Wange sich leise geröthet hatte, und auf Antiope, der Verwandten Cangrandes, einem hübschen und natürlichen Geschöpfe.

Dann fuhr er fort:

„Hinter der Stadtburg der Vicedomini dehnte sich vormals — jetzt da das erlauchte Geschlecht längst erloschen ist, hat sich dieser Platz völlig verändert — ein geräumiger Bezirk bis an den Fuß der festen und breiten Stadtmauer aus, so geräumig, daß er Weideplätze für Heerden, Einhegungen für Hirsche und Rehe, mit Fischen gefüllte Teiche, tiefe Waldschatten und sonnige Weinlauben enthielt. An einem leuchtenden Morgen, sieben Tage nach der stillen Beisetzung des alten Vicedomini, seines in der Brenta aufgefundenen Sohnes und seiner Enkel, saß im schwarzen Schatten einer Ceder, den Rücken an den Stamm gelehnt und die Schnäbel seiner Schuhe in das brennende Sonnenlicht streckend, der Mönch Astorre; denn diesen Beinamen behielt er, obwohl er weltlich geworden war, während seines kurzen Wandels auf der Erde. Er saß oder lag einem Brunnen gegenüber, der aus dem Mund einer gleichgültigen Maske eine kühle Fluth sprudelte, und neben einer bemoosten Steinbank, welcher er das weiche Polster des schwellenden Rasens vorgezogen hatte.

Während er sann oder träumte, ich weiß nicht was, sprangen auf dem beinahe schon mittäglich übersonnten Platze vor dem Palast zwei junge Leute von staubbedeckten Gäulen, der eine gepanzert, der andere mit Wahl gekleidet, obschon im Reisegewand. Ascanio und Germano, so hießen die Reiter, waren die Günstlinge des Reichsvogts und zugleich die Jugendgespielen des Mönchs, mit welchen er brüderlich gelernt und sich ergötzt hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre, dem Beginne seines Noviziates. Ezzelin hatte sie an seinen Schwieger, Kaiser Friedrich gesendet" — hier verneigte sich Dante vor dem großen Schatten — „und die Zweie kehrten mit beantworteten Aufträgen zu dem Tyrannen zurück, welchem sie noch überdies die Neuigkeit des Tages mitbrachten: eine in der Kanzlei Friedrich's für Ezzelin verfertigte Abschrift des an den christlichen Clerus gerichteten Hirtenbriefes, worin der heilige Vater den geistvollen Kaiser vor dem Angesichte der Welt der äußersten Gottlosigkeit anklagt.

Obwohl mit wichtigen, vielleicht Eile heischenden Aufträgen und mit der gefährlichen Encyklika betraut, brachten die Beiden es doch nicht über sich, an dem Heim ihres Jugendgespielen vorbei nach dem Stadtthurm des Tyrannen zu sprengen. Sie hatten nämlich in der letzten Herberge vor Padua, wo sie, ohne den Steigbügel zu verlassen, ihre Pferde fressen und saufen ließen, von dem geschwätzigen Schenkwirth das große Stadtunglück und das größere Stadtärgerniß: den Untergang der Hochzeitsbarke und die weggeschleuderte Kutte des Mönches erfahren, so ziemlich mit allen Nebenumständen, ohne die vereinigten Hände jedoch, die für den Wirth ein Geheimniß geblieben waren. Unzerstörliche Bande, welche uns an die Gespielen unserer Kindheit fesseln! Von dem seltsamen Schicksale Astorre's betroffen, konnten die Beiden keine Ruhe finden, bis sie ihn mit Augen gesehen, den Wiedergewonnenen, welchen sie während langer Jahre, ihm auf der Straße als einem Mönche begegnend, zwar mit einem freundlichen, aber doch durch aufrichtige Ehrfurcht vertieften und etwas fremden Kopfnicken begrüßt hatten.

Gocciola, der Pickelhäring, den sie im Hofe des Palastes fanden, wie er auf einem Mäuerlein saß und die Beine baumeln ließ, führte sie dann in den Garten. Ihnen voranwandelnd unterhielt er die Jünglinge nicht von dem tragischen Schicksale des Hauses, sondern als ein nur mit sich selbst Beschäftigter von seinen eigenen Vorsätzen, welche ihm als das weit Wichtigere erschienen. Er erzählte, daß er brünstig nach einem seligen Ende strebe und verschluckte darüber eine Semmel, ohne sie mit dem Rest seiner wackligen Zähne gekaut zu haben, sodaß er fast daran erstickte. Ueber die Gesichter, die er schnitt und über seine Sehnsucht nach der Zelle brach Ascanio in ein so lustiges Gelächter aus, daß er damit den Himmel entwölkte, wenn dieser heute nicht schon aus eigener Freude in leuchtenden Farben geschwelgt hätte.

Ascanio versagte es sich nicht, das Tröpfchen zu foppen, schon um den lästigen Begleiter los zu werden. „Aermster," begann er, „Du wirst die Zelle nicht erreichen, denn unter uns, im höchsten Vertrauen, mein Ohm, der Tyrann, hat ein begehrliches Auge auf Dich geworfen. Laß Dir erzählen: er besitzt vier Narren: den Stoiker, den Epikuräer, den Optimisten, den Pessimisten, wie er sie benennt. Diese Viere stellen sich, wenn der Ernste spaßt, auf den Wink des Herrn in die vier Ecken eines Saales, an dessen Wölbung der gestirnte Himmel und die Planetenbilder prangen. Der Ohm, im Hauskleide, tritt in die Mitte des Raumes, klatscht in die Hände und die vier Philosophen wechseln hopsend die Winkel; ein Spiel ohne Salz, wenn es nicht etwa besagen will: daß die Dinge sind, wie sie sind, nicht wie sie uns erscheinen nach den Farben unsers Kleides oder dem Schellengeläute unsrer Kappe. Vorgestern ist der Stoiker heulend und winselnd draufgegangen, weil der Unersättliche viele Pfunde Nudeln auf einmal verschlang. Der Ohm hat mir flüchtig angedeutet, er gedenke ihn zu ersetzen, und werde sich von dem Mönche, Deinem neuen Herrn, als Erbsteuer Dich, o Gocciola, erbitten. So steht es. Ezzelin fahndet nach Dir. Wer weiß, ob er nicht hinter Dir geht." Dieses war eine Anspielung auf das unangemeldete Erscheinen des Tyrannen, welches stadtkundig war und die Paduaner in Furcht und beständigem Zittern hielt. Gocciola stieß einen Schrei aus, als falle die Hand des Allgewaltigen schon auf seine Schulter, blickte sich um, und obwohl Niemand hinter ihm ging als sein kurzer Schatten, flüchtete er sich doch zähneklappernd in irgend ein Versteck.

Ich streiche die Narren Ezzelins," unterbrach sich Dante selbst mit einer griffelhaltenden Geberde, als schriebe er seine Fabel, statt sie zu sprechen, wie er doch that. „Der Zug ist unwahr, oder dann log Ascanio. Es ist durchaus undenkbar, daß ein so ernster und ursprünglich edler Geist wie Ezzelin Narren gefüttert und sich an ihrem Blödsinn ergötzt habe." Diesen geraden Stich führte der Florentiner gegen seinen Gastfreund, auf dessen Mantel Gocciola saß, den Dichter angrinsend.

Cangrande that nicht dergleichen. Er versprach sich im Stillen, bei erster Gelegenheit mit Wucher heimzuzahlen.

„Endlich," setzte, fast heiter, Dante seine Erzählung fort, „entdeckten die Beiden den entmönchten Mönch, welcher, wie gesagt, den Rücken an den Stamm einer Pinie lehnte —"

„An den Stamm einer Ceder, Dante," verbesserte die aufmerksamer gewordene Fürstin.

„— einer Ceder lehnte und sich die Fußspitzen sonnte. Er bemerkte die sich ihm von beiden Seiten Nähernden nicht, so tief war er in sein leeres oder volles Träumen versunken. Jetzt bückte sich der muthwillige Ascanio nach einem Grashalm, brach denselben und kitzelte damit die Nase des Mönches, daß dieser dreimal kräftig nieste. Lachend ergriff er die Hände seiner Jugendgespielen und zog die guten Gesellen rechts und links neben sich auf den Rasen nieder. „Nun, was saget Ihr dazu?" fragte er in einem Tone, der eher schüchtern als herausfordernd klang.

„Zuerst mein aufrichtiges Lob Deines Priors und Deines Klosters!" scherzte Ascanio. „Sie haben Dich frisch bewahrt. Du schaust jugendlicher als keiner von uns zwei Andern. Freilich, die knappere weltliche Tracht und das glatte Kinn mögen Dich ebenfalls verjüngen. Weißt Du, daß Du ein schöner Mann bist? Du liegst unter Deiner Riesenceder gleich dem ersten Menschen, den Gott, wie die Gelehrten behaupten, ungefähr als einen Dreißigjährigen erschuf, und ich," fuhr er gesetzter fort, da er den Mönch zu seinem unschuldigen Scherze ein Gesicht ziehen sah, „bin wahrlich der Letzte, Dich zu tadeln, daß Du Dich aus der Kutte befreitest, denn sein Geschlecht zu erhalten, ist der Wunsch alles Lebendigen."

„Es war nicht mein Wunsch noch freier Entschluß," bekannte der Mönch wahrhaft. „Widerwillig that ich den Willen eines sterbenden Vaters!"

„Wirklich?" lächelte Ascanio. „Erzähle das Niemandem, Astorre, als uns Beiden, die Dich lieben. Andern würde Dich diese Unselbständigkeit lächerlich oder gar verächtlich machen. Und, weil wir vom Lächerlichen reden, gib Acht, ich bitte Dich, Astorre, daß Du den Menschen aus dem Mönche entwickelst, ohne den guten Geschmack zu beleidigen! Der heikle Uebergang will sorgfältig geschont und abgestuft sein. Nimm Rath an! Du reisest ein Jährchen, z. B. an den Hof des Kaisers, von wo nach Padua und zurück die Boten nicht zu laufen aufhören. Du lässest Dich von dem Ohm nach Palermo senden! Dort lernst Du neben dem vollkommensten Ritter und dem vorurtheilslosesten Menschen — ich meine unsern zweiten Friedrich — auch die Weiber kennen und gewöhnst Dir die Mönchsart ab, sie zu vergöttern oder gering zu schätzen. Das Gemüth des Herrschers färbt Hof und Stadt und Gebiet. Wie das Leben hier in Padua geworden ist, unter meinem Ohm dem Tyrannen, wild und übertrieben und gewaltthätig, gibt es ein falsches Weltbild. Palermo, wo sich unter dem menschlichsten aller Herrscher Spiel und Ernst, Tugend und Lust, Treue und Unbestand, guter Glaube und kluges Mißtrauen in den richtigen Verhältnissen mischen, bietet Dir das wahrere. Dort vertändelst Du einen Schock Monde mit unsern Freundinnen und Feindinnen, ich meine mit den Weibern, in erlaubter oder läßlicher Weise" — wieder runzelte der Mönch die Braue — „machst etwa einen Feldzug mit, ohne jedoch unbesonnen Dich auszusetzen — denke an Deine Bestimmung — nur daß Du Dich wieder erinnerst, wie Pferd und Klinge geführt wird — als Knabe verstundest Du das — behältst Deine muntern braunen Augen, die — bei der Fackel der Aurora! — leuchten und sprühen, seit Du das

Kloster verlassen hast, überall offen und kehrst uns als ein Mann zurück, der sich und Andere besitzt."

„Er muß dort beim Kaiser eine Schwäbin heirathen," rieth der Gepanzerte gutmüthig. „Sie sind frömmer und verläßlicher als unsere Weiber."

„Schweigst Du wohl?" drohte ihm Ascanio mit dem Finger. „Mache mir keine Langeweile mit semmelblonden Zöpfen!" Der Mönch aber drückte die Rechte Germano's, welche er noch nicht hatte fahren lassen.

„Aufrichtig, Germano," forschte er, „was sagst Du dazu?"

„Wozu?" fragte dieser barsch.

„Nun, zu meinem Wechsel?"

„Astorre, mein Freund," antwortete der Schnurrbärtige verlegen, „ist etwas gethan, frägt man nicht mehr herum nach Beirath und Urtheil. Man behauptet sich, wo man steht. Willst Du aber meine Meinung durchaus wissen, nun, schau, Astorre, gebrochenes Gelübde, falsche Eide, Fahnenflucht u. s. f., dem gibt man in Germanien grobe Namen. Natürlich bei Dir ist's etwas ganz anderes, das läßt sich gar nicht vergleichen — und dann das Breve des heiligen Vaters — Astorre, mein lieber Freund, Du hast ganz hübsch gehandelt, nur wäre das Gegentheil noch hübscher gewesen. Das ist meine Meinung," schloß er treuherzig.

„So hättest Du mir wohl, wärest Du dagewesen, die Hand Deiner Schwester verweigert, Germano?"

„Die Hand meiner Schwester? der Diana? derselben, die sie aus der Brenta gezogen haben?" Germano fiel aus den Wolken.

„Derselben. Sie ist meine Verlobte."

„O herrlich!" rief jetzt der weltkluge Ascanio, und: „Erfreulich!" fiel Germano bei. „Laß Dich umarmen, Schwager!" Der Gepanzerte hatte trotz seiner Geradheit gute Lebensart. Aber er unterdrückte einen Seufzer. So herzlich er die herbe Schwester achtete, dem Mönche, wie dieser neben ihm saß, hätte er, nach seinem natürlichen Gefühle, ein weicheres Weib gönnen mögen.

So drehte er den Schnurrbart und Ascanio das Steuerruder des Gespräches: „Eigentlich, Astorre, müssen wir Dreie damit anfangen, uns wieder kennen zu lernen; nicht weniger als Deine fünfzehn beschaulichen Klosterjahre liegen zwischen unserer Kindheit und heute. Nicht daß wir derweile unser Wesen geändert hätten, wer ändert es? doch wir haben Stellung genommen. Dieser z. B." — er deutete gegen Germano — „freut sich jetzt eines schönen Waffenruhmes; aber ich habe ihn bei Dir, Astorre, zu verklagen, daß er ein halber Deutscher geworden ist. Er" — Ascanio hob und krümmte den Arm — „und hernach wird er tiefsinnig oder händelsüchtig. Zweitens brummt er mitunter die Bärenlaute einer unmenschlichen Sprache. „Ich werde deutsch mit euch reden!" prahlt er und sein Gesinde erschrickt, seine Gläubiger erblassen und unsere Paduanerinnen kehren ihm ihre stattlichen Rücken zu. Dermaßen ist er nahebei so jungfräulich geblieben als Du, Astorre," und er legte dem Mönch traulich die Hand auf die Schulter.

Germano, den sein deutscher Umgang wenigstens nicht empfindlich gemacht hatte, lachte herzlich und erwiderte auf Ascanio zeigend: „Und dieser hier hat seine Bestimmung ebenfalls gefunden, indem er der perfecte Höfling wurde."

„Da irrst Du Dich, Germano," widersprach der Neffe und Günstling des Tyrannen. „Meine Bestimmung war, das Leben leicht und heiter zu genießen," und als wollte er auf der Stelle diese Behauptung erhärten, rief er freundlich gebietend das Kind des Gärtners herbei, das er in einiger Entfernung sich vorüberstehlen und nach seiner neuen Herrschaft, dem Mönche, schielen sah. Das hübsche Geschöpf trug einen mit Trauben und Feigen überhäuften Korb auf dem lachenden Haupte und schaute eher schelmisch als schüchtern. Ascanio hatte sich rasch erhoben. Er legte die Linke um die schlanke Seite des Mädchens und holte sich mit der Rechten eine Traube. Zugleich suchte sein Mund die schwellenden Lippen. „Mich dürstet," sagte er. Das Mädchen that schämig, hielt aber stille, weil es seine Früchte nicht verschütten wollte. Gestreng und unmuthig wendete sich der Mönch von den zwei Leichtsinnigen ab, und das erschreckende Dirnchen entsprang, da es die harte mönchische Geberde erblickte, den Pfad ihrer Flucht mit rollenden Früchten bestreuend. Ascanio, der seine Traube schon in der Hand hielt, hob hinter den flüchtigen Stapfen noch zwei andere auf, deren eine er Germano bot, welcher aber die ungekelterte verächtlich ins Gras warf. Die andere reichte der Muthwillige dem Mönche, der sie eine Weile ebenfalls unberührt ließ, dann aber gedankenlos eine saftige Beere und bald noch eine zweite und die dritte kostete.

„Ein Höfling?" fuhr Ascanio fort, der sich, belustigt durch die Zimperlichkeit des dreißigjährigen Mönches, wieder neben ihn auf den Rasen geworfen hatte. „Glaube das nicht, Astorre! Glaube das Gegentheil! Ich bin der Einzige, welcher meinem Ohm leise aber verständlich zuredet, daß er nicht unbarmherzig werde, daß er ein Mensch bleibe."

„Er ist nur gerecht und sich selbst getreu!" meinte Germano.

„Ueber seine Gerechtigkeit!" jammerte Ascanio, „und über seine Logik! Padua ist Reichslehen. Ezzelin ist Vogt. Wer ihm mißbehagt, lehnt sich gegen das Reich auf. Hochverräther werden —" Er brachte es nicht über die Lippen. „Abscheulich!" murmelte er. „Und überhaupt: warum dürfen wir Welsche kein eigenes Leben unter unserer warmen Sonne führen? warum ihre Strahlen nur hinter dem Nebelphantome des Reiches fühlen? Ich rede nicht für mich. Ich bin an den Ohm gebunden. Stirbt der Kaiser, den Gott erhalte, so wirft sich ganz Italien mit Flüchen und Verwünschungen über den Tyrannen Ezzelin und den Neffen erwürgen sie so nebenbei." Ascanio betrachtete über der üppigen Erde den strahlenden Himmel und stieß einen Seufzer aus.

„Uns Beide," ergänzte Germano kaltblütig. „Das aber hat Weile. Der Gebieter besitzt eine feste Prophezeiung. Der gelehrte Guido Bonatti und Paul von Bagdad, welcher mit seinem langen Barte den Staub der Gasse zusammenfegt, haben ihm, so sehr sich die auf einander Eifersüchtigen gewöhnlich widersprechen, ein neues seltsames Sternbild einmüthig folgendergestalt enträthselt: In einer Kürze oder Länge wird ein Sohn der Halbinsel die ungetheilte Krone derselben erringen mit Hilfe eines germanischen Kaisers, der für sein Theil jenseits der Gebirge alles Deutsche in einen harten Reichsapfel zusammenballt. Ist Friedrich dieser Kaiser? Ist dieser König Ezzelin? Das weiß Gott, der Zeit

und Stunde kennt, aber der Gebieter hat darauf seinen Ruhm und unsre Köpfe verwettet."

„Geflechte von Vernunft und Wahn!" ärgerte sich Ascanio, während der Mönch erstaunte über den weiten Ehrgeiz der Herrscher und den alles mitreißenden Strom der Welt. Auch erschreckte ihn das Gespenst der beginnenden Grausamkeit Ezzelin's, in welchem er gerne die verkörperte Gerechtigkeit gesehen hätte.

Ascanio beantwortete seine schweigende Frage, indem er fortfuhr: „Mögen sie Beide einen bösen Tod finden, der stirnrunzelnde Guido und der bärtige Heide! Sie verleiten den Ohm, seinen Launen und Lüsten zu gehorchen, indem er das Nothwendige zu thun glaubt. Hast Du ihm schon zugeschaut, Germano, wie er bei seinem kargen Mahle in dem durchsichtigen Krystall des Bechers sein Wasser mit den drei oder vier blutrothen Tropfen Sicilianers färbt, welche er sich gönnt? Wie sein aufmerksamer Blick das Blut verfolgt, das sich langsam wölkt und durch den lautern Quell verbreitet? Oder wie er den Todten die Lider zuzudrücken liebt, so daß es zur Höflichkeit geworden ist, den Vogt wie zu einem Fest an die Sterbelager zu bitten und ihm diese traurige Handlung zu überlassen? Ezzelin, mein Fürst, werde mir nicht grausam!" rief der Jüngling aus, von seinem Gefühl überwältigt.

„Ich denke nicht, Neffe," sprach es hinter ihm. Es war Ezzelin, welcher unangemeldet herantrat und, obwohl kein Lauscher, den letzten schmerzlichen Ausruf Ascanio's vernommen hatte.

Die drei Jünglinge sprangen auf und umringten den Herrscher, der sich auf die Steinbank niederließ. Sein Gesicht war ebenso ruhig als die steinerne Maske, die den frischen Quell in den Brunnen sprudelte.

„Ihr Beide, meine Boten," stellte er Ascanio und Germano zur Rede, „was kam Euch an, diesen hier" — er nickte leicht gegen den Mönch — „vor mir aufzusuchen?"

„Er ist unser Jugendgespiele und hat Seltsames erfahren," entschuldigte der Neffe, und der Tyrann schien diese Begründung läßlich zu finden. Er empfing die Briefschaften, welche Ascanio, ein Knie vor ihm biegend, überreichte. Alles schob er in den Busen und behielt nur die Bulle in der Hand. „Siehe da," sagte er, „die Tagesneuigkeit. Lies vor, Ascanio! Du hast jüngere Augen als ich."

Ascanio recitirte den apostolischen Brief, während Ezzelin die Rechte in den Bart vergrub und mit dämonischem Vergnügen zuhörte.

„Ueberspringe den Eingang," gebot der Tyrann. „Er ist absurd." Hier nämlich gab der dreigekrönte Schriftsteller dem geistreichen Kaiser den Namen eines apokalyptischen Ungeheuers. „Auch mich," sagte der Tyrann, „hat der heilige Vater in seinen Briefen ausschweifend betitelt, bis ich ihn aufforderte, mich, welcher Ezzelin der Römer heißt, fortan in classischer Sprache zu schelten. Wie nennt er mich diesesmal? Ich bin neugierig. Suche nur die Stelle, Ascanio, — es wird sich eine finden — wo er meinem Schwieger seinen Umgang vorhält. Gib her!" Er ergriff das Schreiben und fand bald den Ort: hier bezichtigte der Papst den Kaiser, den Gatten seiner Tochter zu lieben, „ihn, Ezzelino da Romano, den größten Verbrecher der bewohnten Erde."

„Correct!“ lobte der Tyrann. Er gab Ascanio das Schreiben zurück. „Lies mir die Gottlosigkeiten des Kaisers, Neffe,“ lächelte er.

Ascanio las, Friedrich habe geäußert, es gebe neben vielem Wahn nur zwei wirkliche Mächte: Natur und Vernunft. Der Tyrann zuckte die Achseln.

Ascanio las ferner, Friedrich habe geredet: drei Gaukler, Moses, Mohammed und — er stockte — hätten die Welt betrogen. „Oberflächlich,“ tadelte Ezzelin, „aber, gesagt oder nicht, der Spruch gräbt sich ein und wiegt für den unter der Tiara ein Heer und eine Flotte. Weiter.“

Nun kam eine wunderliche Mär an die Reihe: Friedrich hätte, durch ein wogendes Kornfeld reitend, mit seinem Gefolge gescherzt und in lästerlicher Anspielung auf die Eucharistie den Dreireim zum Besten gegeben:

„So viele Aehren, so viele Götter sind,
Sie schießen empor in der Sonne geschwind
Und wiegen die goldenen Häupter im Wind —“

Ezzelin besann sich. „Seltsam!“ flüsterte er. „Mein Gedächtniß hat dieses Verschen aufbewahrt. Es ist durchaus authentisch. Der Kaiser hat es mir mit fröhlich lachendem Munde zugerufen, da wir zusammen im Angesicht der Tempeltrümmer von Enna jene strotzenden Aehrenfelder durchritten, mit welchen Göttin Ceres die sicilianische Scholle gesegnet hat. Ich besinne mich darauf mit derselben Klarheit, welche an jenem Sommertage über der Insel leuchtete. Ich bin es nicht, der diesen heitern Scherz dem heiligen Vater mittheilte. Dazu bin ich zu ernsthaft. Wer that es? Ich mache Euch zu Richtern, Jünglinge. Wir ritten zu Dreien. Auch dessen bin ich gewiß, wie dieser leuchtenden Sonne“ — sie warf gerade einen Strahl durch das Laub der Bäume — „der dritte gute Geselle war Petrus de Vinea, der Kanzler des Kaisers. Sollte der Vielbeschäftigte Zeit finden, für das Heil seiner Seele zu sorgen und darüber mit dem heiligen Stuhl Briefe wechseln? Geht ein Sarazene aus Eurem Geleite heute zum Kaiser zurück? Ja? Rasch, Ascanio. Ich dictire Dir eine Zeile in den Stift.“

Dieser zog Täfelchen und Stift hervor, ließ sich auf das linke Knie nieder und schrieb, das gebogene rechte als Pult benutzend:

„Erhabener Herr und geliebter Schwieger! Ein flüchtiges Wort. Das Verschen in der fraglichen Bulle — Ihr seid zu geistreich, um Euch wiederholt zu haben — wurde nur von mir und Eurem Petrus gehört, in den Kornfeldern von Enna, vor einem Jahre oder wenig früher, da Ihr mich an Euren Hof beschieden hattet und ich mit Euch die Insel durchritt. Kein Hahn kräht danach, wenn nicht der im Evangelium, welcher den Verrath des ersten Petrus bekräftigte. Wenn Ihr mich und Euch liebet, Herr, so unterwerfet den Kanzler der scharfen Frage.“

„Blutiges Wortspiel! Das schreibe ich nicht! Die Hand zittert mir!“ rief der erblassende Ascanio. „Ich bringe den Kanzler nicht auf die Folter!“ und er warf den Stift weg.

„Dienstsache,“ bemerkte Germano trocken, hob den Stift auf und beendigte das Briefchen, welches er unter seine Eisenhaube schob. „Es läuft noch heute,“

sagte er. „Ich für meine einfache Person habe dem Capuaner nie getraut: er mied meinen Blick."

Der Mönch Astorre schauderte zusammen trotz der Mittagssonne. Zum ersten Male griff der aus dem Klosterfrieden Geschiedene gleichsam mit Händen, wie die schlüpfrigen Windungen einer Natter, den Argwohn oder den Verrath der Welt, wurde aber rasch zu sich gebracht durch ein gestrenges Wort Ezzelin's, welches dieser, von seiner Steinbank sich erhebend, an ihn richtete.

„Sprich, Mönch, warum vergräbst Du Dich in Dein Haus? Du hast es noch nie verlassen, seit Du weltliches Gewand trägst? Nein, sagst Du. Du scheust die öffentliche Meinung? Tritt ihr entgegen, so weicht sie zurück! Machst Du aber nur eine Bewegung der Flucht, so heftet sie sich an Deine Sohle wie eine heulende Meute. Hast Du Deine Braut Diana besucht? Die Trauerwoche ist vorüber. Ich rathe Dir: heute noch lade Deine Sippen, und heute noch vermähle Dich mit Diana!"

„Und dann rasch!" beendigte Ascanio, „entführe sie auf Dein entlegenstes Schloß im Gebirge!"

„Das rathe ich nicht," verbot der Tyrann. „Keine Furcht. Keine Flucht. Heute vermählst Du Dich, und morgen hältst Du Hochzeit mit Masken. Valete!" Er schied, Germano winkend ihm zu folgen."

„Darf ich Dich unterbrechen, mein Dante?" fragte jetzt Cangrande, der höflich genug gewesen war, eine natürliche Pause der Erzählung abzuwarten.

„Du bist der Herr," versetzte der Florentiner mürrisch.

„Traust Du Kaiser Friedrich jenes Wort von den drei großen Gauklern zu?"

„Non liquet."

„Ich meine: in Deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

„Und doch hast Du den Unsterblichen in den sechsten Kreis Deiner Hölle zu den Gottlosen verdammt. Wie durftest Du das? Rechtfertige Dich!"

„Herrlichkeit," antwortete der Florentiner, „meine Komödie spricht zu meinem Zeitalter. Dieses aber liest die fürchterlichste der Lästerungen, mit Recht oder Unrecht, auf jener erhabenen Stirne. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urtheilen die Künftigen."

„Mein Dante," fragte Cangrande zum anderen Mal, „glaubst Du Petrus de Vinea unschuldig des Verrathes an Kaiser und Reich?"

„Non liquet."

„Ich meine: vor dem Richterstuhle Deines Gewissens?"

Dante verneinte mit derselben Geberde.

„Und Du lässest den Verräther in Deiner Komödie seine Unschuld betheuern?"

„Herr," rechtfertigte sich der Florentiner, „werde ich, wo klare Beweise fehlen, einen Sohn der Halbinsel mehr des Verrathes bezichtigen, da schon so viele Arglistige und Zweideutige unter uns sind?"

Der Fürst, der für die Verhöhnung seines Geschmackes an den Hofnarren dem Florentiner gerne einen Streich versetzt hätte, konnte nicht anders als die zwei freilich mit zweierlei Maß messenden Antworten, wo nicht stichhaltig, doch

schlagfertig zu finden. Er verschob seine Rache und führte Dante's Erzählung in spielendem Scherze weiter:

„Auch der Mönch und Ascanio verließen jetzt den Garten und betraten die kühle Halle im Erdgeschosse der Burg."

„Keineswegs," nahm ihm Dante das Wort, „sondern sie stiegen in eine Thurmstube, dieselbe, wo Astorre als Knabe mit ungeschorenen Locken gehaust: denn dieser mied die großen und prunkenden Gemächer, welche er sich erst gewöhnen mußte als sein Eigenthum zu betrachten, wie er auch die ihm hinterlassenen Schätze und Horte noch mit keinem Finger berührt hatte. Den Beiden folgte in gemessener Entfernung mit steifen Schritten und verdrießlichen Mienen der Majordom Burcardo, dem Ascanio im Vorbeigehen einen Wink gegeben."

Als der Haushofmeister Cangrande's, der entweder lauschend zurückgeblieben oder neugierig in den Saal zurückgetreten war, seinen Namen nennen hörte und sich unversehens und lebensgroß im Spiegel der Novelle erblickte, fand er diesen Mißbrauch seiner Ehrenperson verwegen und unziemlich, zumal im Munde eines beherbergten Gelehrten und geduldeten Flüchtlings, dem er in gerechter Erwägung der Verhältnisse und Unterschiede auf dem oberen Stockwerke des fürstlichen Hauses eine denkbar einfache Kammer eingeräumt hatte. Was die Andern alle lächelnd gelitten, empfand er als ein Aergerniß. Er runzelte die Stirn und rollte die Augen, wurde aber von einem Blicke Cangrande's zur Ruhe gewiesen.

Der Florentiner, der sich mit ernsthaftem Gesichte an der Entrüstung des Pedanten weidete, ließ sich in seiner Fabel nicht stören.

„Würdiger Herr," befragte jetzt Ascanio den Majordom — habe ich gesagt, daß dieser von Geburt ein Alsatier war? — „Wie heirathet man in Padua? Astorre und ich sind unerfahrene Kinder in dieser Wissenschaft."

Der Haushofmeister stellte sich in Positur, starr seinen Herrn anschauend, ohne Ascanio, der ihm nach seinen Begriffen nichts zu befehlen hatte, eines Blickes zu würdigen.

„Distingendum est," sagte er feierlich. „Es ist auseinander zu halten: Werbung, Vermählung und Hochzeit."

„Wo steht das geschrieben?" scherzte Ascanio.

„Ecce!" antwortete der Majordom, indem er ein großes Buch entfaltete, das ihn niemals verließ. „Hier!" und er wies mit dem gestreckten Finger der linken Hand auf den Titel, welcher lautete: „Die Ceremonien von Padova nach genauer Erforschung zu Nutz und Frommen aller Ehrbaren und Anständigen zusammengestellt von Messer Godoscalco Burcardo." Er blätterte und las: „Erster Abschnitt: Die Werbung. Paragraph eins: Der ernsthafte Werber bringt einen Freund gleichen Standes als gültigen Zeugen mit —"

„Bei den überflüssigen Verdiensten meines Schutzheiligen," unterbrach ihn Ascanio ungeduldig, „laß uns zufrieden mit Werbung und Hochzeit, mit ante und post, servire uns das Mittelstück: wie vermählt man sich in Padua?"

„In Batova," formulirte der gereizte Alsatier, dessen barbarische Aussprache in der Gemüthsbewegung noch mehr als gewöhnlich hervortrat, „werden zu den adeligen Sbosalizien geladen die zwölf großen Geschlechter" — er zählte sie aus dem Gedächtnisse her — „zehn Tage voraus, nicht früher, nicht später, von dem

Majordome des Bräutigams, gefolgt von sechs Dienern. In dieser erlauchten Versammlung werden die Ringe gewechselt. Man schlürft Cybrier und verzehrt als Hochzeitsgebäcke die Amarellen —"

„Gott gebe, daß wir uns nicht die Zähne ausbeißen!" lachte Ascanio, und dem Majordom das Buch entreißend, durchlief er die Namen, von welchen sechs Familienhäupter — sechse von zwölfen — und einige Jünglinge mit breiten Strichen ausgelöscht waren. Sie mochten sich in irgend eine Verschwörung gegen den Tyrannen verwickelt und darin den Untergang gefunden haben.

„Merk' auf, Alter!" befahl Ascanio, für den Mönch handelnd, welcher sich in einen Sessel geworfen hatte, und die Stirn, als schmerzte sie ihn, in die Hand gelegt, diese Bevormundung sich gefallen ließ. „Du hältst Deinen Umgang mit den sechs Tagedieben zur Stunde, jetzt gleich, ohne Verzug, verstehst Du? und ladest auf heute zur Vesperzeit."

„Zehn Tage voraus," wiederholte Herr Burcardo majestätisch, als verkünde er ein Reichsgesetz.

„Heute und auf heute, Starrkopf!"

„Unmöglich," sprach der Majordom ruhig. „Aendert Ihr den Lauf der Gestirne und der Jahreszeiten?"

„Jückt Dich der Hals, Alter?" fragte jetzt Ascanio mit einem gewissen sonderbaren Lächeln.

Das genügte. Burcardo errieth. Der Tyrann hatte befohlen und der hartnäckigste der Pedanten fügte sich ohne Murren, so eisern war die Ruthe Ezzelin's.

„Dann ladest Du die beiden Frauen Canossa nicht, die Olympia und die Antiope."

„Warum diese nicht?" fragte der Mönch. Der Name Canossa färbte die Luft vor seinem Blicke und ließ in demselben ein Bild entstehen, welches schon in den ersten und leichtesten Zügen seine ganze Seele fesselte.

„Weil die Gräfin Olympia eine Thörin ist, Astorre. Kennst Du die Geschichte des armen Weibes nicht? Doch Du stakest ja damals noch in den Windeln, will sagen in der Kutte. Es war vor drei Jahren im Frühwinter, da die Blätter gilbten."

„Im Spätsommer, Ascanio. Heute oder morgen jährt es sich," verbesserte der Mönch.

„Du hast Recht — kennst Du denn die Geschichte? Nein? Zu jener Zeit munkelte der Graf Canossa mit dem Legaten, wurde belauscht, ergriffen und verurtheilt. Die Gräfin that einen Fußfall vor dem Ohm, der sich in sein Schweigen hüllte. Sie wurde dann auf die sträflichste Weise von einem habgierigen Kämmerer getäuscht, welcher ihr Gewinnes wegen vorspiegelte, der Ohm beabsichtige, den Grafen vor dem Blocke zu begnadigen. Das ging nicht in Erfüllung, und da man der Gräfin einen Todten brachte, warf sie sich ihm aus dem Fenster entgegen, ohne jedoch sich zu verletzen, außer daß sie sich den Fuß verstauchte. Aber von jenem Tage an war die aus der Hoffnung kopfüber in die Verzweiflung Geschleuderte zerrüttet. Wenn natürliche Stimmungen sich unmerklich in einander verlieren wie das erlöschende Licht in die wachsende

Dämmerung, wechseln die ihrigen in rasendem Umschwung von Hell und Dunkel zwölfmal in zwölf Stunden. Von beständiger Unruhe gestachelt, eilt das elende Weib aus ihrem verödeten Stadtpalast auf ihr Landgut, und aus diesem in die Stadt zurück, in ewigem Irrgange. Heute will sie ihr Kind einem Pächterssohn vermählen, weil nur Niedrigkeit Schutz und Frieden gewähre, morgen wäre ihr der edelste Freier, der übrigens aus Scheu vor einer solchen Mutter sich nicht einstellt, kaum vornehm genug —"

Hätte Ascanio, während seine Rede floß, den flüchtigsten Blick auf den Mönch geworfen, er hätte staunend inne gehalten, denn das Antlitz des Mönches verklärte sich vor Mitleid und Erbarmen.

„Wenn der Tyrann," fuhr der Blinde fort, „an der Behausung Olympias vorüber auf die Jagd reitet, stürzt sie ans Fenster und erwartet, er werde an ihrer Schwelle vom Pferde steigen und die in Ungnade Gerathene, aber nun genug Geprüfte günstig und gnädig an seinen Hof zurückführen, wozu er wahrlich keine Lust hat. Eines andern Tages, oder noch an demselben, wähnt sie sich von Ezzelin, welcher sich nicht um sie bekümmert, verfolgt und geächtet. Sie glaubt sich verarmt und ihre Güter, die er unberührt ließ, eingezogen. So brennt und friert sie im Wechselfieber der schroffsten Gegensätze, ist nicht nur selbst verrückt, sondern verrückt auch Alles, was sie in die wirbelnden Kreise ihres Kopfes zieht, und stiftet — denn sie ist nur eine halbe Thörin und redet mitunter recht treffend und witzig — überall Unheil, wo ihr geglaubt wird. Es kann nicht die Rede davon sein, sie unter die Leute und an ein Fest zu bringen. Ein Wunder ist, daß ihr Kind, die Antiope, welches sie vergöttert und dessen Verheirathung sich im Mittelpunkte ihrer Phantasie dreht, auf diesem schwankenden Boden den Verstand behält. Aber das Mädchen, das in seiner Frühblüthe steht und leidlich hübsch ist, hat eine gute Natur . . ." So ging es noch eine Weile fort.

Inzwischen betrachtete Astorre seinen Traum. So sage ich, weil das Vergangene Traum ist. Denn der Mönch sah, was er vor drei Jahren erlebt hatte: einen Block, den Henker daneben, und sich selbst an der Stelle eines erkrankten Mitmönches als geistlichen Tröster, der einen armen Sünder erwartet. Dieser — kein Anderer als der Graf Canossa — erschien gefesselt, wollte aber durchaus nicht herhalten, sei es weil er wähnte, seine Begnadigung werde, jetzt da er vor dem Blocke stehe, nicht säumen, sei es einfach, weil er die Sonne liebte und die Gruft verabscheute. Er ließ den Mönch hart an und verschmähte seine Gebete. Ein entsetzliches Ringen stand bevor, wenn er fortfuhr, sich zu sträuben und zu stemmen; denn er hielt sein Kind an der Hand, welches ihm — durch eine Fahrlässigkeit der Wache — zugesprungen war und das ihn umklammerte, die ausdrucksvollsten Augen und die flehendsten Blicke auf den Mönch heftend. Der Vater drückte das Mädchen fest an seine Brust und schien sich mit diesem jungen Leben gegen die Vernichtung decken zu wollen, wurde aber von dem Henker nieder und mit dem Haupte auf den Block gedrückt. Da legte das Kind Kopf und Nacken neben den väterlichen. Wollte es das Mitleid des Henkers erwecken? Wollte es den Vater ermuthigen, das Unabwendbare zu leiden? Wollte es dem Unvorbereiteten den Namen eines Heiligen ins Ohr murmeln? That es das Un-

erhörte ohne Ueberlegung, aus überströmender kindlicher Liebe? Wollte es einfach mit ihm sterben? Jetzt leuchteten die Farben so kräftig, daß der Mönch die zwei neben einander liegenden Hälse, den ziegelrothen Nacken des Grafen und den schneeweißen des Kindes mit dem gekräuselten goldbraunen Flaume wenige Schritte vor sich in voller Lebenswahrheit erblickte. Das Hälschen war von der schönsten Bildung und ungewöhnlicher Schlankheit. Astorre bebte, das fallende Beil möchte sich irren, und fühlte sich in tiefster Seele erschüttert, nicht anders als das erste Mal, nur daß ihm die Sinne nicht schwanden, wie sie ihm damals geschwunden waren, als die schreckliche Scene in Wahrheit und Wirklichkeit sich ereignete, und er erst wieder zu sich kam, als Alles vorüber war.

„Hat mir die Herrlichkeit noch einen Auftrag zu geben?" weckte den Verzückten die schnarrende Stimme des Majordoms, der es schwer ertrug, von Ascanio gemeistert zu werden.

„Burcardo," antwortete der Gebieter mit sanfter Stimme, „vergiß nicht, die zwei Herrinnen Canossa, Mutter und Tochter zu laden. Es sei nicht gesagt, daß Astorre der Mönch die von der Welt Gemiedenen und Verlassenen von sich fernhält. Ich ehre das Recht einer Unglücklichen" — hier stimmte der Majordom mit unterwürfigem Nicken bei — „von mir geladen und empfangen zu werden. Würde sie übergangen, es dürfte sie schwer kränken, wie sie beschaffen ist."

„Bei Leibe!" warnte Ascanio. „Thu Dir doch das nicht zu Leide! Dein Verlöbniß ist schon abenteuerlich genug! Und das Abenteuerliche begeistert die Thörichten. Sie wird nach ihrer Art etwas Unglaubliches beginnen oder wenigstens irgend ein tolles Wort in eine Feier schleudern, welche sonst schon alle Mütter aufregt."

Herr Burcardo aber, der die Berechtigung einer Canossa, sich zu den Zwölfen zu versammeln, ob sie bei Verstande sei oder nicht, mit den Zähnen festhielt und seinen Gehorsam dem Vicedomini und keinem Andern, auch nicht dem Freunde des Hauses, verpflichtet glaubte, verbeugte sich tief vor dem Mönch. „Deiner Herrlichkeit allein wird gehorcht," sprach er und entfernte sich.

„O Mönch, Mönch," rief Ascanio, „der die Barmherzigkeit in eine Welt trägt, wo kaum die Güte unbestraft bleibt!"

Doch wie wir Menschen sind," flocht Dante ein, „oft zeigt uns ein prophetisches Licht den Rand eines Abgrundes, aber dann kommt der Witz und klügelt und lächelt und redet uns die Gefahr aus.

Im Grunde, beruhigte sich der Leichtsinnige, welche Beziehung hat die Närrin zu dem Mönche, in dessen Leben sie nicht die geringste Rolle spielt? Und am Ende — wenn sie zu lachen gibt, so würzt sie uns die Amarellen! Er hatte nicht errathen, was sich in der Seele des Mönches begab, und dieser hätte sein keusches Geheimniß dem Weltkinde nicht preisgegeben, auch wenn Ascanio danach geforscht hätte.

So ließ dieser es gut sein, und sich des andern Befehles des Tyrannen, den Mönch unter die Leute zu bringen, erinnernd, fragte er lustig: „Ist für den Ehereif gesorgt, Astorre? Denn es steht in den Ceremonien geschrieben, Abschnitt zwei, Paragraph drei: „Die Reife werden gewechselt."" Dieser erwiderte, es werde sich dergleichen in dem Hausschatze finden.

„Nicht so, Astorre," meinte Ascanio. „Wenn Du mir glaubst, kaufst Du Deiner Diana einen neuen. Wer weiß, was für Geschichten an den gebrauchten Ringen kleben. Wirf das Alte hinter Dich. Auch schickt es sich ganz allerliebst: Du kaufst ihr einen Ring bei dem Florentiner auf der Brücke. Kennst Du den Mann? Doch wie solltest Du! Höre: als ich heute in der Frühstunde mit Germano in die Stadt zurückkehrend unsere einzige Brücke über den Canal beschritt — wir mußten absitzen und die Pferde führen, so dicht war dort das Gedränge — hatte, meiner Treu, auf dem verwitterten Kopfe des Brückenpfeilers ein Goldschmied seinen Laden aufgethan, und ganz Padua kramte und feilschte vor demselben. Warum auf der engen Brücke, Astorre, da wir so viele Plätze haben? Weil in Florenz die Schmuckläden auf der Arnobrücke stehen. Denn — bewundere die Logik der Mode! — wo kauft man feinen Schmuck, als bei einem Florentiner, und wo legt ein Florentiner aus, wenn nicht auf einer Brücke? Er thut es einmal nicht anders. Sonst wäre seine Waare ein plumpes Zeug und er selbst kein echter Florentiner. Doch dieser ist es, ich meine. Er nennt sich Niccolò Lippo dei Lippi und wurde, wie er behauptet und ich glaube, durch einen jener feilen und ungerechten Urtheilssprüche, wie sie am Arno gebräuchlich sind, aus der Heimath vertrieben. Auf, Astorre! gehen wir nach der Brücke!"

Dieser weigerte sich nicht, da er selbst das Bedürfniß fühlen mochte, den Bann des Hausbezirkes zu brechen, welchen er, seit er seine Kutte niedergestreift, nicht mehr verlassen hatte.

„Hast Du Geld zu Dir gesteckt, Freund Mönch?" scherzte Ascanio. „Dein Gelübde der Armuth ist hinfällig und der Florentiner wird Dich überfordern." Er pochte an das Schiebfensterchen des im untern Flure, welchen die Jünglinge eben durchschritten, gelegenen Hauscontores. Es zeigte sich ein verschmitztes Gesicht, jede Falte ein Betrug, und der Verwalter der Vicedomini — leider kein Deutscher, sondern ein Venezianer, wenn ich recht berichtet bin — reichte dem Herrn mit kriechender Verbeugung einen mit Goldbyzantinern gefüllten Beutel.

Am Palastthore hüllte ein Diener den Mönch in einen jener bequemen paduanischen Sommermäntel mit Capuze, und Astorre zog sich dieselbe tief ins Gesicht, weniger gegen die brennenden Strahlen der Sonne, als aus langer Gewöhnung. Jetzt wandte er sich freundlich gegen seinen Begleiter. „Nicht wahr, Ascanio," sagte er, „diesen Gang thue ich allein? Einen einfachen Goldring zu kaufen, übersteigt meinen Mönchsverstand nicht? Das traust Du mir noch zu? Auf Wiedersehen bei meiner Vermählung, wann es Vesper läutet!" Ascanio ging und rief noch über die Schulter zurück: „Einen, nicht zweie! Den Deinigen gibt Dir Diana! Merke Dir das, Astorre!" Es war eine jener farbigen Seifenblasen, deren der Lustige mehr als eine täglich von den Lippen in die Luft jagte.

Fraget Ihr mich, Herrschaften, warum der Mönch den Freund beurlaubte, so glaube ich: er wollte den himmlischen Ton, welchen die junge Märtyrerin der Kindesliebe in seinem Gemüthe geweckt hatte, rein ausklingen lassen.

Astorre hatte die Brücke bald erreicht, welche trotz des Sonnenbrandes randvoll war und von den nahen zwei Ufern ein doppeltes Menschengedränge vor die Bude des Florentiners führte. Der Mönch blieb unter seinem Mantel

unerkannt, ob auch hin und wieder ein Auge fragend auf dem unverhüllten Theile seines Gesichtes ruhte. Adel und Bürgerschaft suchte sich den Vortritt abzugewinnen. Vornehme Weiber stiegen aus ihren Sänften und ließen sich drängen und drücken, um ein Paar Armringe oder ein Stirnband von neuester Mache zu erhandeln. Der Florentiner hatte auf allen Plätzen mit der Schelle verkündigen lassen, er schließe heute nach dem Ave Maria. Er dachte nicht daran. Doch was kostet einen Florentiner die Lüge!

Endlich stand der Mönch, von Menschen eingeengt, vor der Bude. Der Händler, der sich verzehnfachte, streifte ihn mit einem erfahrenen Seitenblick und errieth sofort den Neuling. „Womit diene ich dem gebildeten Geschmacke der Herrlichkeit?" fragte er. „Gib mir einen einfachen Goldreif," antwortete der Mönch. Der Kaufmann ergriff einen Becher, auf welchem, nach florentinischer Art und Kunst, in erhabener Arbeit etwas Ueppiges zu sehen war. Er schüttelte den Kelch, in dessen Bauche hundert Reife wimmelten, und bot ihn Astorre.

Dieser gerieth in die wunderlichste Verlegenheit. Er kannte den Umfang des Fingers nicht, welchen er mit einem Reife bekleiden sollte, und deren mehrere heraushebend, zauderte er offenbar zwischen einem weitern und einem engern. Der Händler konnte den Spott nicht lassen, wie denn ein versteckter Hohn aus aller florentinischen Rede hervorkichert. „Kennt der Herr die Gestalt des Fingers nicht, welchen er doch wohl zuweilen gedrückt hat?" fragte er mit einem unschuldigen Gesichte, aber als ein kluger Mann verbesserte er sich alsobald und in der heimischen Meinung, der Verdacht der Unschuld sei beleidigend, derjenige der Ausgelassenheit aber schmeichle, gab er Astorre zwei Ringe, einen größern und einen kleinern, die er aus Daumen und Zeigefinger seiner beiden Hände geschickt zwischen die Daumen und Zeigefinger des Mönches hinübergleiten ließ. „Für die zwei Liebchen der Herrlichkeit," wisperte er sich verneigend.

Ehe noch der Mönch über diese lose Rede ungehalten werden konnte, erhielt er einen harten Stoß. Es war das Schulterblatt eines Roßpanzers, das ihn so unsanft streifte, daß er den kleinern Ring fallen ließ. In demselben Augenblicke schmetterte ihm der betäubende Ton von acht Tuben ins Ohr. Die Feldmusik der germanischen Leibwache des Tyrannen ritt in zwei Reihen, beide vier Rosse hoch, über die Brücke, den ganzen Menscheninhalt derselben auseinander werfend und gegen die steinernen Geländer pressend.

Sobald die Achte vorüber waren, stürzte der Mönch, den festgehaltenen größern Ring rasch in seinem Gewande bergend, dem kleinern nach, welcher unter den Hufen der Gäule weggerollt war.

Das alte Bauwerk der Brücke war in der Mitte ausgefahren und vertieft, so daß der Reif die Höhlung hinab und dann durch seine eigene Bewegung getrieben die andere Seite hinanrollte. Hier hatte eine junge Zofe, Namens Isotta oder, wie man in Padua den Namen kürzt, Sotte, das rollende und blitzende Ding gehascht, auf die Gefahr hin, von den Pferden zerstampft zu werden. „Ein Glücksring!" jubelte das unkluge Geschöpf und steckte einer jugendlichen Herrin, welcher sie das Begleite gab, mit kindischem Frohlocken den Fund an den schlanken Finger, den vierten der linken Hand, welcher ihr durch seine zierliche Bildung des engen Schmuckes besonders würdig und fähig schien. In Padua

aber, wie auch hier in Verona, wenn mir recht ist, pflegt man den Trauring an der linken Hand zu tragen.

Das Edelfräulein zeigte sich unwillig über die Posse der Magd, war aber doch auch ein bischen belustigt davon. Sie bemühte sich eifrig, den fremden Ring, der ihr wie angegossen saß, dem Finger wieder abzuziehen. Da stand unversehens der Mönch vor ihr und hob die Arme in freudiger Verwunderung. Seine Geberde aber war, daß er die geöffnete rechte Hand vor sich hin streckte, die linke in der Höhe des Herzens hielt; denn er hatte, trotz der entfalteten Blüthe, an der auffallenden Schlankheit des Halses und wohl mehr noch an der Bewegung seiner Seele das Kind wieder erkannt, welches an jenem grausamen Tage sein zartes Haupt auf den Block gelegt hatte.

Während das Mädchen bestürzte, fragende Augen auf den Mönch richtete und immerfort an dem widerspenstigen Ringe drehte, zögerte Astorre, denselben zurückzufordern. Doch es mußte geschehen. Er öffnete den Mund. „Junge Herrin," begann er — und fühlte sich von zwei starken gepanzerten Armen umfaßt, die sich seiner bemächtigten und ihn emporzogen. In demselben Augenblicke sah er sich, mit Hilfe eines anderen Gepanzerten, ein Bein rechts, ein Bein links, auf ein stampfendes Roß gesetzt. „Laß schauen," schallte ein gutmüthiges Gelächter, „ob Du das Reiten nicht verlernt hast!" Es war Germano, welcher an der Spitze der von ihm befehligten deutschen Cohorte ritt, die der Vogt auf eine Ebene unweit Padua zur Musterung befohlen hatte. Da er unvermuthet den Freund und Schwager im Freien erblickte, hatte er sich den unschuldigen Spaß gemacht, denselben neben sich auf ein Pferd zu heben, von welchem ein junger Schwabe auf seinen Wink abgesprungen war. Das feurige Thier, welches den veränderten Reiter spürte, that ein paar wilde Sprünge, es entstand ein Rossegedräng auf der nicht geräumigen Brücke und Astorre, dem die Capuze zurückgefallen war und der von den flatternden Haaren die Kappe verloren hatte, wurde von dem entsetzt ausweichenden Volke erkannt. „Der Mönch! der Mönch Astorre!" rief und deutete es von allen Seiten, aber schon hatte der kriegerische Tumult die Brücke hinter sich und verschwand um eine Straßenecke. Der unbezahlt gebliebene Florentiner rannte nach, aber kaum zwanzig Schritte, denn ihm wurde bange um seine unter der schwachen Hut eines Jüngelchens gelassene Waare, und dann belehrte ihn der Zuruf der Menge, daß er es mit einer bekannten und leicht aufzufindenden Persönlichkeit zu thun habe. Er ließ sich den Palast Astorre's bezeichnen und meldete sich dort heute, morgen, übermorgen. Die zwei ersten Male richtete er nichts aus, weil in der Behausung des Mönches alles drunter und drüber ging, das dritte Mal fand er die Siegel des Tyrannen an das verschlossene Thor geheftet. Mit diesem aber wollte der Feigling nichts zu schaffen haben und so ging er der Bezahlung verlustig.

Die Frauen aber — zu Antiope und der leichtfertigen Zofe hatte sich noch eine dritte, die der Brückentumult von ihnen abgedrängt haben mochte, wiedergefunden — schritten in der entgegengesetzten Richtung. Diese Dritte war ein seltsam blickendes, vorzeitig, wie es schien, gealtertes Weib mit tiefen Furchen, grauen Haarbüscheln, aufgeregten Mienen, und schleppte ihr vernachlässigtes, aber

vornehmes Gewand mitten durch den Straßenstaub. Sotte erzählte eben der Alten, offenbar ihrer Herrin, mit dummem Jubel den Vorgang auf der Brücke: Astorre — auch ihr hatte der Zuruf des Volkes ihn genannt — Astorre der Mönch, der stadtkundig auf Freiersfüßen gehe, habe Antiope verstohlener Weise einen Goldring zurollen lassen, und als sie — Sotte — den Wink der Vorsehung und die Schlauheit des Mönches verstehend, ihn dem lieben Mädchen angesteckt, sei der Mönch selbst vor dasselbe hingetreten und da Antiope ihm den Ring in Züchten habe zurückgeben wollen, habe er — sie ahmte den Mönch nach — die Linke zärtlich auf das Herz gelegt, so! die Rechte aber zurückweisend ausgestreckt mit einer Geberde, die in ganz Italien nichts anderes sage und bedeute als: Behalte, Schatz!

Endlich kam Antiope zu Worte und beschwor die Mutter, auf dieses leere und unnütze Geschwätz Isottens nichts zu geben, aber umsonst. Madonna Olympia erhob die Arme gen Himmel und dankte auf offener Straße dem heiligen Antonius mit Inbrunst, daß er ihre tägliche Bitte über alles Hoffen und Erwarten erhört und ihrem Kleinod einen ebenbürtigen und tugendhaften Mann, einen seiner eigenen Söhne beschert habe. Dabei geberdete sie sich so abenteuerlich, daß die Vorbeigehenden lachend auf die Stirne wiesen. Die arme Antiope gab sich alle erdenkliche Mühe, der Mutter das blendende Märchen auszureden; aber diese hörte nicht und baute leidenschaftlich an ihrem Kartenhause weiter.

So langten die Frauen in dem Palaste Canossa an und begegneten im Thorbogen einem steif geputzten Majordom, dem sechs verschwenderisch gekleidete Diener folgten. Herr Burcardo ließ, ehrerbietig zurücktretend, Madonna Olympia die Treppe voraufgehen, dann, in der öden großen Halle angelangt, machte er drei abgezirkelte Verbeugungen, eine immer näher und tiefer als die andere, und redete langsam und feierlich: „Herrlichkeiten, mich sendet Astorre Vicedomini, hochdieselben unterthänigst zu seinen Sbosalizien zu laden, heute“ — er verschluckte schmerzhaft „in zehn Tagen“ — „wann es Vesper läutet.“

Hier machte Dante wiederum eine Pause. Seine Fabel lag jetzt in ausgeschütteter Fülle vor ihm; aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte.

Während er sann, rief ihn Cangrande. Endlich war der Fürst seiner verschobenen Rache sicher.

„Mein Dante,“ hub er an, „ich verwundere mich, mit wie harten und ätzend scharfen Zügen Du Deinen Florentiner umrissen hast! Dein Niccolò Lippo dei Lippi ist verbannt durch ein feiles und ungerechtes Urtheil. Er selbst aber ist ein Uebertheurer, ein Schmeichler, ein Lügner, ein Spötter, ein Schlüpfriger und eine Memme, alles „nach Art der Florentiner.“ Und doch ist das nur ein winziges Flämmchen aus dem Feuerregen von Verwünschungen, womit Du Dein Florenz überschüttest, nur eine tröpfelnde Neige jener bittern von Essig und Galle triefenden Terzinen, die Du in Deiner Komödie der Vaterstadt zu kosten gibst. Lasse Dir sagen, es ist unedel, seine Wiege zu schmähen, seine Mutter zu beschämen! Es kleidet nicht gut! Glaube mir, es macht einen schlechten Eindruck!

Mein Dante, ich will Dir erzählen von einem Puppenspiele, dem ich jüngst, verkappt unter dem Volke mich umtreibend, in unserer Arena zuschaute. Du rümpfst die Nase, daß ich den niedrigen Geschmack habe, in müßigen Augen-

blicken an Puppen und Narren mich zu vergnügen. Dennoch begleite mich vor die kleine Bühne in der Arena. Was schaust Du da? Mann und Weib zanken sich. Sie kriegt Prügel und heult. Ein Nachbar streckt den Kopf durch die Thürspalte, straft, predigt, mischt sich ein. Aber siehe! das kreuzbrave Weib erhebt sich gegen den Eindringling und nimmt die Partei ihres Mannes. „Wenn es mir beliebt, geprügelt zu werden!" weint sie.

Aehnlicherweise, mein Dante, spricht ein Hochherziger, welchen seine Vaterstadt mißhandelt: „Ich will geschlagen sein!"

Viele junge und scharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieser verhüllte sich schweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß Niemand. Als er es wieder erhob, war seine Stirn vergrämter, sein Mund bitterer und seine Nase länger.

Dante lauschte. Der Wind pfiff um die Ecken der Burg und stieß einen schlecht verwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte seine ersten Schauer gesendet. Man sah die Flocken stäuben und wirbeln, von der Flamme des Herdes beleuchtet. Dante betrachtete den Schneesturm und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Röthe. Er bebte vor Frost.

Und seine feinfühligen Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Sturm beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimathloser!

Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, den nächsten am Feuer. „Er gebührt Dir," sagte er und Dante widersprach nicht. Cangrande aber bediente sich des freigewordenen Schemels. Er konnte dort bequem die beiden Frauen betrachten, zwischen welchen jetzt der Wanderer durch die Hölle saß, den das Feuer glühend beleuchtete und der seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte.

(Schluß im nächsten Hefte.)

August Böckh und Karl Otfried Müller.

Von

Ernst Curtius.

Briefwechsel zwischen A. Böckh und K. Otfried Müller. Leipzig, 1883. Teubner.

Der Briefwechsel zwischen August Böckh und Karl Otfried Müller, dessen Veröffentlichung wir den Hinterbliebenen der beiden Gelehrten verdanken, ist nicht nur für Philologen und Historiker ein reicher Schatz, sondern ein Stück deutscher Culturgeschichte, ein Buch von allgemeinem Interesse. Denn die Erkenntniß des classischen Alterthums ist ja kein abgelegenes Feld, an dessen Bearbeitung nur Fachmänner Antheil nehmen können, wie etwa das Gebiet der höheren Mathematik, sondern für uns Alle die gemeinsame Grundlage der Bildung, welche auch von Denen nicht verleugnet und vergessen wird, welche die beim Studium der Classiker entwickelten Geisteskräfte entweder ganz dem praktischen Leben oder ganz andern Gebieten der Forschung zuwenden. Griechenland und Rom bleiben immer eine Heimath für uns, der wir nicht fremd werden wollen, und darum ist der neu geöffnete Einblick in die geistige Thätigkeit zweier Männer, welche wesentlich dazu beigetragen haben, den Alterthumsstudien die Richtung zu geben, in welcher sie sich heute bewegen, ein wahrer Gewinn für die Geschichte deutscher Wissenschaft, wenn auch viele einzelne Probleme, welche in dem Briefwechsel berührt werden, ein fachmännisches Interesse voraussetzen. Es ist in der That ein Briefwechsel einzig in seiner Art, dem auch nicht leicht ein ähnlicher folgen wird. Denn bei dem unermeßlichen Aufschwung, den der äußere Menschenverkehr genommen hat, ist der innerliche Verkehr, wie er uns in diesem Buch entgegen tritt, mehr und mehr in Abnahme gekommen. Auch in der Wissenschaft kommt es immer häufiger vor, daß jeder Einzelne seinen Faden ruhig fortspinnt, ohne sich um die Andern zu kümmern, die an demselben Webstuhl arbeiten. In der Unruhe der Gegenwart hat man am wenigsten Zeit zu dem, was doch mit Recht als höchster Lebensgenuß angesehen wurde, einem ungestörten Austausch der Gedanken mit befreundeten Männern. Auch ist ja nur in seltenen Fällen die wissenschaftliche Arbeit in dem Grade des Lebens wichtigste Aufgabe, daß ihr sich alles Andere unterordnet. Am seltensten wird es aber noch vorkommen, daß der Gedankenaustausch getrennter Freunde ein Menschen-

alter hindurch fortgesetzt und in ununterbrochener Folge zu Papier gebracht wird, wie es hier geschehen ist, und daß der schriftliche Austausch auf beiden Seiten als ein so wesentliches Stück des Lebens angesehen wurde, daß jeder Correspondent die Briefe des Freundes sorgfältig aufbewahrt.

Die Briefpausen werden durch persönliche Begegnungen veranlaßt. Denn auch das ist das Kennzeichen einer im Verschwinden begriffenen Zeit, daß die Gelehrten, wenn sie die Reise von Berlin nach Göttingen antraten, dies vorzugsweise in der Absicht unternahmen, sich bequemer und gründlicher über gemeinsame Studien unterhalten zu können. Je größer allmälig der Kreis von Menschen geworden ist, mit denen man in Verkehr steht, um so oberflächlicher und flüchtiger werden die persönlichen Beziehungen. Die Ansprüche, die der Freund an den Freund macht, werden herabgestimmt; man gewöhnt sich, weniger zu verlangen und weniger zu geben, und in der Ueberfülle von Anregungen aller Art wird das Leben einsamer und ärmer. Wie Viele gibt es, die stark genug sind an Geist und Gemüth, um dem abstumpfenden Eindruck der Zerstreuung Widerstand zu leisten und an dem festzuhalten, was dem Zusammenleben der Menschen allein wahren Werth und dauernde Befriedigung gibt!

Solche Gedanken erweckt dies Buch, das Denkmal einer vollen Gemeinsamkeit aller Interessen, die mit unerschütterter Treue von beiden Seiten festgehalten ist, bis des Jüngeren Tod frühzeitig diesem Freundschaftsbunde ein Ziel setzt.

Böckh hatte 1811 seine Vorlesungen in Berlin eröffnet und stand mit seiner Wissenschaft noch ziemlich einsam da. Freilich war das, was er wollte, nicht etwas durchaus Neues. Heyne war ihm vorausgegangen; aber dieser hatte ja nur die Themata gestellt, ohne sie durchzuarbeiten; und Fr. August Wolf hatte zum Aufbau der Alterthumswissenschaft einen großartigen Plan entworfen, aber die Ausführung Anderen überlassen. Böckh war der Erste, der Ernst damit machte, die classische Philologie als eine historische Wissenschaft vom Leben der alten Völker auszubauen. Nun kam es darauf an, daß in der Jugend der Funke zünde, und je ferner es ihm selbst lag, anders als durch den Inhalt dessen, was er gab, wirken zu wollen, um so mehr war die Zukunft seiner Lehrthätigkeit davon abhängig, daß ihm ein volles geistiges Verständniß entgegengebracht wurde.

Da stellte sich, als er im vierten Jahre seiner Berliner Professur Encyklopädie der Philologie und Pindar las, unter seinen Zuhörern ein Jüngling ein, dem er eine so lebendige Auffassung seiner Vorträge anspürte, wie bei keinem Andern, und der in den Uebungen des Seminars sofort sich bereit und fähig zeigte, in des Lehrers Arbeit selbstthätig einzutreten. Pindar führte den jungen Müller auf die Insel Aigina, welche so viele Söhne hervorgebracht hat, die pindarischer Siegeshymnen würdig waren. Das Büchlein über Aigina, mit dem Müller 1817 in Berlin promovirte, war, so unscheinbar es aussah, der Anfang einer neuen Betrachtung und Bearbeitung griechischer Geschichte. Denn wenn sie sich bis dahin mehr an den äußeren Verlauf der Begebenheiten gehalten hatte, richtete sich jetzt der Blick auf die in den einzelnen Stämmen und Gemeinden hervorquellende Fülle des geschichtlichen Lebens. Dadurch kam man auf eine ganz andere Weise mitten in das Leben des Alterthums hinein. Es war, so zu sagen, eine physio-

logische Betrachtung der alten Staaten, wozu schon Aristoteles in seiner Geschichte der hellenischen Staatsgemeinschaften den Grund gelegt hatte. Böckh schrieb selbst eine Recension der Aeginetica in den „Heidelberger Jahrbüchern" (neu abgedruckt in den „Kleinen Schriften" (Band VII), welche Müller auf die ehrenvollste Weise in den Kreis der Gelehrten einführte; er blieb mit ihm in engstem Zusammenhange, als derselbe in Breslau Gymnasiallehrer wurde und daselbst seine geschichtliche Forschung auf die Landschaft Böotien lenkte. Kein Vater kann einen geliebten Sohn in allen Angelegenheiten treuer berathen, als es Böckh mit seinem Schüler that. Nachdem er vergeblich versucht hatte, ihm als einem Adjuncten bei der Akademie, oder als Repetenten an der Universität eine seinen wissenschaftlichen Arbeiten förderliche Stellung zu verschaffen, gelang es ihm zu seiner größten Freude unverhofft, ihn durch Heeren als Nachfolger Welckers nach Göttingen zu bringen.

Glücklicher konnte sich Müller's Leben nicht gestalten. Aber es fehlte nicht an Schwierigkeiten. Nach der guten Tradition der Georgia Augusta wurde die alte Kunst als unentbehrlicher Theil der philologischen Wissenschaft angesehen. „Auf alte Kunstgeschichte gibt man hier viel," schreibt Heeren an Böckh. Der junge Doctor empfand die größten Bedenken, darauf sich einzulassen. Böckh aber kannte seine geistige Elasticität und seine Arbeitskraft; hatte er doch schon in seiner Erstlingsschrift gezeigt, wie er neben den schriftlichen Quellen die Anschauung der classischen Länder und ihrer Denkmäler anzuerkennen und zu verwerthen wisse. Böckh schreibt: „Sie müssen sich dazu verstehen, Archäologie zu lesen," und es ist charakteristisch für jene Zeit, in welcher sich die Archäologie der Kunst noch nicht als akademische Disciplin organisirt hatte, daß ein verhältnißmäßig kurzer Aufenthalt in Dresden als eine genügende Vorbereitung angesehen werden konnte, um als Lehrer der alten Kunstgeschichte auftreten zu können. Böckh wollte auch von einer zu erbittenden längeren Frist nichts wissen und setzte es durch, daß Müller schon im Spätherbst 1819 seine Vorlesungen in Göttingen begann, wo er von Böckh warm empfohlen, an Heeren und Dissen nahen Anschluß fand und ein neues ganz der Wissenschaft geweihtes Leben begann.

Sein „Orchomenos" brachte er schon fast vollendet aus Berlin mit. Es war das Erste, was er, von seinem Meister entfernt, zu Stande gebracht hatte. Um so lebhafter war der schriftliche Austausch darüber, und dabei sehen wir recht, wie verschieden von einander die beiden Männer waren. In dieser Verschiedenartigkeit liegt ein besonderer Reiz des Briefwechsels und der fast schwärmerische Zug, den Böckh zu seinem jungen Freunde empfand, beruhte gewiß zu einem guten Theile darauf, daß er in ihm eine Ergänzung dessen empfand, was er selbst besaß. Böckh war eine mathematisch angelegte Natur. Er hatte eine innerliche Scheu vor allen Gebieten, auf denen man nicht mit unbedingt sicherer Methode zum Ziele gelangen konnte. Darum vermied er den schlüpfrigen Boden der Mythologie und Sagenforschung: so sehr ihm auch diese Forschung für vollberechtigt und unentbehrlich galt. Er war mit Müller's Ansichten von dem geschichtlichen Kern der Volkssagen vollkommen einverstanden; aber selbst den Kern herauszuschälen, dazu fühlte er keinen Beruf. Um so lieber

folgte er seinem jungen Freunde und zwar, wie er schreibt, „mit Bewunderung", wenn ihm auch das Ueberwiegen des Mythischen im Verhältniß zum Geschichtlich-Politischen nicht recht ist. Auch der lebhafte Widerspruch, welchen Müller den ägyptisirenden Theorien alter und neuer Zeit entgegensetzt, hat seine volle Sympathie, obwohl er ausdrücklich erklärt, daß die abgewiesene Ansicht noch nicht widerlegt sei, und sich selbst in einer sehr merkwürdigen Stelle seines Briefes vom 31. März 1820 dahin erklärt, daß ihm die ägyptische Herkunft des über Rhodos eingeführten Athenadienstes wahrscheinlich sei; dadurch gibt er zu erkennen, daß er auch in der Religionsgeschichte einen großen Zusammenhang zwischen den Küstenländern des Mittelmeeres annehme, wie er ihn auf dem Gebiete, wo man messend und wägend vorgehen kann, d. h. in der Metrologie, so siegreich nachgewiesen hat. So nahm Böckh an Müller's Forschungen über die Vorzeit der Hellenen lebhaften Antheil; auch benutzt er sie unmittelbar für seinen Pindar, dessen Verständniß ohne Specialgeschichte von Hellas unmöglich ist; diese aber setzt Kenntniß der alten Geschlechter, ihrer Stammregister und Heroenculte voraus. Darum finden sich in der Erklärung Pindar's so viel Bezüge auf Müller's „Orchomenos".

An die Seite uralter Sagen treten nun in unverhoffter Weise die auf dem Boden Griechenlands erhaltenen Denkmäler der Vorzeit. Aus dem Peloponnes kommt die Kunde, daß in Amyklai ein unterirdischer Gewölbbau gefunden sei, der Müller's Ansichten über das homerische Zeitalter bestätigte, und die phrygische Inschrift vom Midasgrabe eröffnete einen ganz neuen Ausblick in die Vorzeit der Hellenen. Attische Inschriften führten ihn zu dem Heiligthum der Burggöttin von Athen und es war etwas Neues in der Geschichte der Wissenschaft, wenn er die Zeichnungen Stuarts und die Bruchstücke einer Bauurkunde mit der schriftlichen Ueberlieferung in seiner Forschung so zu verbinden wußte, daß der ganze Gottesdienst mit den dazu gehörigen Priesterthümern und Gebräuchen, der Kern des religiösen und politischen Lebens von Athen, reconstruirt wurde.

Es war die Zeit, wo die großen Entdeckungen begannen. „Wieviel wird noch an den Tag kommen," schreibt Müller am 21. Juni 1821, „wenn jene Länder zugänglicher werden!" Man stand mit Griechenland durch junge Griechen in Verbindung; der treffliche Asopios (später Professor des Griechischen in Corfu und dann in Athen) stand Böckh wie Müller nahe. Man schwärmte für eine Ausgrabung von Olympia. Das Land selbst aber lag noch wie auf einem andern Planeten, und während Oberst Leake seine reichhaltigen Tagebücher über Athen bearbeitete, entwarf der Göttinger Professor auf seiner Studirstube mit den kargen, ihm zugänglichen Hilfsmitteln für die Halle'sche „Encyklopädie der Wissenschaften" eine ausführliche Topographie von Athen. Es war ein kühnes Unternehmen, das dem jungen Forscher große Mühe machte. Böckh schalt ihn aus, daß er „für eine so verruchte Anstalt, wie eine Encyklopädie" sich so abarbeite; aber die Arbeit hatte doch reichen Erfolg, es war der unentbehrliche Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung der Stadtgeschichte von Athen und nöthigte zu einer immer umfassenderen Denkmälerforschung.

Die kühnste That, zu der sich damals ein deutscher Philologe aufschwingen konnte, war ein halbjähriger Urlaub nach London und Paris. Im Frühjahr

1822 trat Müller zuerst den Alterthümern von Athen im Britisch Museum gegenüber. Die ganze Reise verlief so, daß man kaum sagen konnte, ob er mehr für seine Zwecke reise oder für die seines Lehrers und Freundes. Wie glücklich fühlte er sich, seinem Meister endlich einmal wesentliche Dienste leisten und seinen Wünschen zuvorkommen zu können! Wenn er schon als Student mit wahrer Ehrfurcht von den großartigen Vorarbeiten zur Begründung einer Sammlung aller griechischen Inschriften Kenntniß genommen hatte, so war er jetzt unermüdlich, das Material herbeischaffen zu helfen. Wir sehen in das Werden des großen Thesaurus hinein und erhalten die merkwürdigste Belehrung darüber, wie auch bei Böckh das Verständniß der Schriftdenkmäler allmälig fortschreitet. Böckh aber staunt über die Fülle von Mittheilungen und Zusendungen, die er namentlich aus London erhält, und kein Gelehrter hat sich durch aufopfernde und erfolgreiche Förderung eines großen akademischen Werkes die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Preußischen Akademie der Wissenschaften besser verdient als Müller.

Er hatte damals selbst den Plan, ein besonderes Werk über griechische Kunstwerke mit Inschriften (artis opera inscripta) herauszugeben, um dadurch für die Geschichte der Kunst einen sicheren Anhalt zu gewinnen. Aber nach seiner Heimkehr nehmen ihn wieder Geschichtswerke größerer Art in Anspruch. Der Stamm der Dorier ist es, den er jetzt in seiner gesammten Eigenthümlichkeit darstellen will. Er galt jetzt mit Recht für den vorzüglichsten Kenner hellenischer Geschichte und es erging im Einverständniß mit Süvern 1823 durch Raumer die vertrauliche Anfrage an ihn, ob er für das Fach der Geschichte des Alterthums einem Rufe an die Berliner Universität folgen wolle. Müller lehnte ab. Er fühlte, daß er eine solche Stellung, wie er sie in Göttingen habe, nicht leicht anderswo wieder finden könne, und bald fesselte ihn der Bund mit der Tochter des großen Rechtsgelehrten Hugo noch fester an die Georgia Augusta.

Bis 1824 enthält der Briefwechsel nichts als einen harmlosen Austausch zwischen zwei Freunden, die nur ihre gemeinsamen Interessen im Auge haben und sich sonst um die ganze Welt nicht kümmern. Nun wird die Zeit bewegter. Scharfe Gegensätze treten hervor und die Briefe öffnen uns einen Einblick in die für die Geschichte der Wissenschaft in Deutschland denkwürdigen Bewegungen jener Jahre.

Die „Dorier" brachten viel ganz Neues, und die Zuversichtlichkeit der Darstellung reizte zum Widerspruch. Auch der rasche und glänzende Erfolg des jungen Gelehrten erregte, wie die Welt einmal ist, hie und da Mißstimmung. Aber nicht dem Einzelnen galten diese Angriffe, die nun von verschiedener Seite laut wurden. Schlosser begann unwirsch und polternd den Kampf gegen die „Berliner Schule", und den Heidelberger Jahrbüchern folgte die Literaturzeitung von Jena mit einem anonymen Artikel voll Bitterkeit gegen die „Dorier". Die Freunde schlossen sich um so enger zusammen, und ihren gemeinsamen Bestrebungen, die in sehr unterhaltender Weise zur Sprache kommen, gelingt es, die Person des anonymen Kritikers an das Licht zu ziehen. Nun gibt Müller seine „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" heraus, um seine Grundsätze der Sagenbehandlung im Zusammenhange vorzulegen, und ver-

öffentlicht darin zugleich eine geharnischte Antikritik gegen seine Widersacher. Böckh ist so entzückt von dem Buch, daß er sagt, er könne selbst Lust verspüren, über Mythologie zu schreiben. Bald wird der Kampf allgemeiner und ernsthafter. Während Müller sich in ägyptische Forschungen zurückzieht und die Alterthümer von Delphi topographisch verfolgt, erscheint, gleichzeitig mit den „Prolegomenen", 1825 das erste Heft des großen Werks über griechische Inschriften, das Böckh im Auftrage der Akademie der Wissenschaften herausgab. Jetzt wird Leipzig das feindliche Hauptquartier, und Gottfried Hermann tritt als Parteihaupt auf, um der „modernen Alterthumsforschung" gegenüber als griechischer Grammatiker alter Schule den Beweis zu führen, daß Böckh seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Der Brief, in dem er ihm seine Polemik ankündigt, ist mitgetheilt.

Nun spaltet sich die Gelehrtenwelt immer schroffer in zwei Heerlager. In der „Hallischen Literaturzeitung" tritt Meier entschlossen auf Böckh's Seite; er und sein Freund Schömann bewährten sich im Ausbau der griechischen Alterthümer nach den von Böckh aufgestellten Gesichtspunkten als vorzügliche Kenner. Gleichzeitig bildet sich unter Niebuhr's Auspicien in Bonn ein neues Centrum für historische Alterthumskunde; und obwohl man bei Niebuhr ein Schwanken wahrzunehmen glaubte, indem er für Heinrich in Bonn, den Parteigänger Hermann's, Sympathie zeigen sollte (man sieht wie gereizt die Stimmungen waren!), so trat er doch allen Anmaßungen der damaligen Leipziger Philologie entschieden entgegen, nahm Böckh's polemische Arbeiten, wenn auch mit Milderung des gereizten Tons, die Böckh selbst durchaus billigte, in das „Rheinische Museum" auf und warb auch um Müller's Theilnahme, dessen Schrift „über den Ursprung der Makedonier" ihm im höchsten Grade willkommen war. Sonst stand auch er, als ein durchaus athenisch gesinnter Philologe, zu Müller's Auffassung in einem gewissen Gegensatze. Aber wie sehr dieser selbst es empfand, daß seine „Geschichten hellenischer Stämme und Städte", von denen Orchomenos und die Dorier erschienen waren, einer wesentlichen Ergänzung bedurften, zeigt der merkwürdige Brief (S. 199), wo er seine Absicht ausspricht, eine „politische und Bildungsgeschichte Athens von den Perserkriegen bis zum peloponnesischen" als Schluß seiner Hellenica zu schreiben. Endlich blicken wir auch noch in die Anfänge der „Berliner Jahrbücher" hinein, denen Böckh sich nicht entziehen wollte, obwohl er Müller's Abneigung gegen die der historischen Forschung gefährliche Richtung Hegel'scher Philosophie zu theilen schien. Er wollte das hauptstädtische Organ nicht unter gegnerischen Einfluß gerathen lassen, behielt sich aber bei seiner Theilnahme volle Freiheit vor.

Wenn auch das gemeinsame Arbeitsfeld der Freunde unerwartet zu einem Kriegstheater geworden war, so arbeitete doch Jeder unverdrossen weiter; Böckh mit stetiger Kraft an dem Inschriftenwerke, für das er jetzt mit seiner ganzen Person eingetreten, während Müller mit unglaublicher Elasticität des Geistes auf ganz entlegenen Gebieten thätig war. Im Winter 1825 stockt die Correspondenz. Böckh stutzt und weiß nicht, wie das zugeht.

Auf einmal löst sich das Räthsel: die Akademie der Wissenschaften hatte nämlich „die Geschichte der Etrusker" für den Leibniztag 1826 als Preis-

aufgabe gestellt. Buttmann zeigte Böckh das soeben eingegangene Manuscript, welches ihm eine sehr bedeutende Arbeit zu sein scheine. Böckh erkennt sofort Müller's Hand, der das große Werk ganz in der Stille zu Stande gebracht hatte. Der Meister erkannte darin den „frischen, allem Edeln und Guten offen zugewandten Sinn" seines Freundes, aber zugleich eine Ruhe und Besonnenheit, welche den zum Mann gereiften Forscher zeigt. Was derselbe geleistet hat, erhellt am deutlichsten aus der Thatsache, daß das mit so unvollständigen Hilfsmitteln gearbeitete Werk noch im Jahre 1877 in der Hauptsache unverändert wieder herausgegeben worden ist.

Müller machte dann durch seine Untersuchungen über Phidias' Leben und Werke, zu denen ihn sein Aufenthalt in London angeregt hatte, den Anfang einer kritischen Künstlergeschichte, deren große Schwierigkeit darauf beruht, daß auch in der Blüthezeit der Kunst die großen Meister der Plastik noch immer als Leute des Handwerks betrachtet wurden und im öffentlichen Leben keine angesehene Stellung hatten. Böckh, der an diesen Arbeiten lebhaften Antheil nahm, wundert sich, daß man von einem Praxiteles nicht genau erfahren könne, woher er stamme, und macht bei Gelegenheit dieser archäologischen Unterhaltungen seinem Freunde die merkwürdige Mittheilung, daß Hirt sich nicht entschließen könne, die Giebelstatuen vom Parthenon als Werke des Phidias anzuerkennen. Ja, auf Böckh selbst scheinen diese Bedenken Eindruck gemacht zu haben.

Als nun der Druck der „Etrusker" beginnt, kommt gerade die zweite Auflage von Niebuhr's „Römischer Geschichte" heraus, und bei der Leidenschaftlichkeit, mit der hier die wissenschaftlichen Controversen behandelt werden, gesteht Müller, daß es ihm nicht leicht werde, Stellung zu Niebuhr zu gewinnen. Sonst werden die Zeiten wieder ruhiger, und von Leipzig aus wird unter den Vertretern der „neuen Alterthumsforschung" nur Welcker unablässig verfolgt, dessen ganze Methode zu der von Hermann allerdings im schroffsten Gegensatze stand. Müller sagt aber von ihm mit vollem Rechte, daß der Eindruck von Unklarheit und willkürlicher Gedankenfolge, welchen er mache, viel mehr auf der Darstellungsweise beruht als auf dem Inhalte seiner Werke, dessen Gediegenheit er vollkommen zu würdigen weiß. Viel schwieriger ist seine Stellung zu Lobeck, dessen Gelehrsamkeit er bewundert, dessen Ansicht von griechischer Mythologie ihm aber sowohl wie Böckh vollständig widerstrebt. Ihn verletzt die Einseitigkeit und Nüchternheit der Auffassung, welche uralte Religionsgebräuche aus Carnevalaufzügen erkläre. Lobeck's Untersuchungen seien im Einzelnen ungemein lehrreich, im Ganzen aber resultatlos; doch sei es gut, wenn Ansichten dieser Art auf die Spitze getrieben würden, um zu erkennen, wie es *innerer* Anschauungen bedürfe und gewisser an dem eigenen Geiste gemachter Erfahrungen, um in die Masse der überlieferten Nachrichten Licht und Zusammenhang bringen zu können (S. 272).

Indem Müller sich selbst vom mythologischen Gebiete zurückzieht, wendet er sich mit jener Regsamkeit des Geistes und der unersättlichen Wißbegierde, die wir in diesem Briefwechsel mit neuer Bewunderung erkennen, ganz anderen Studien zu. Jakob Grimm's große Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachgeschichte

und Wilhelm von Humboldt's Forschungen üben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn. Er hält jetzt mit großem Eifer Vorträge über vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen und kommt so auf diesem Wege von Neuem zu seinem historischen Gesichtspunkte zurück. Dabei tritt nun Athen, das er in seinen jugendlichen Werken gewissermaßen umgangen und vernachlässigt hatte, mehr in den Vordergrund. Auf Grund sprachlicher Forschung will er nun die Einheit des athenischen Geisteslebens in Gemeinde und Haus, in Kunst und Wissenschaft, in Rede und Poesie zur Darstellung bringen. Davon schreibt er im Sommer 1828 seinem Freunde, als dieser gerade den ersten Theil seines Inschriftenwerkes vollendet hatte, das unvergängliche Denkmal einer vieljährigen treuen Studiengemeinschaft, in welche wir erst durch die vorliegenden Briefe rechten Einblick gewinnen.

Um diese Zeit war Niebuhr vier Tage in Göttingen und, wie Müller fast überrascht schreibt, trotz seines Grolls gegen den Heynianismus milde, ruhig und liebenswürdig, obgleich er damals über die historische oder mythische Persönlichkeit des Königs Sardanapalos mit ihm in Streit begriffen war.

Für Böckh wie für Müller war es eine Art Lebensbedürfniß, neben großen, zusammenhängenden Werken, die langsam reiften, immer besondere Untersuchungen zu führen, bei denen sich die Forschung auf einzelne Probleme concentrirt. Es begreift sich, daß die letzteren im Briefwechsel mehr hervortreten, da es sich um Lösung einzelner Räthsel handelt. So haben wir nur wenig Kunde von einem der Hauptwerke Müllers, dem „Handbuche der Archäologie der Kunst", wo eine in voller Entwickelung begriffene Wissenschaft nach allen Richtungen organisirt, zu einem systematischen Abschluß gebracht wird, ein Werk, von dem man kaum gedacht hatte, daß es geschrieben werden könnte, als es schon fertig vorlag.

Gleichzeitig führte er seine attischen Specialstudien weiter, indem er Leake's Topographie von Athen, durch seine wichtigen Nachträge vermehrt, in Deutschland einführte, und dann waren es die wunderbaren Entdeckungen in Etrurien, die gleich nach Abschluß seiner Etrusker gemacht wurden, die Auffindung einer Fülle bemalter Thongefäße griechischer Technik in den Todtengrüften Mittelitaliens. Das war ein Räthsel der alten Culturgeschichte, das alle Forscher in Aufregung setzte. Böckh nahm eifrig an diesen Fragen Theil und berichtete über die Ausstellung der aus Etrurien stammenden Vasensammlung und die Eröffnung des Museums, wodurch Berlin nun auch in die Reihe der Städte eintrat, wo griechische Kunstwerke studirt werden konnten.

Böckh ruhte damals von der gewaltigen Arbeit, die er auf die Inschriften des zweiten Bandes des Thesaurus, namentlich auf die große Marmorchronik von Paros verwendet hatte. Er erholte sich von der trocknen Arbeit an Sophokles' „Antigone", und er erfreute sich herzlich an dem jetzt vollendet vorliegenden „Handbuche der Archäologie der Kunst", über dessen Entstehung Müller so wenig Worte gemacht hatte. „Die Fülle des Materials, die schöne Ordnung, die glückliche Auffassung und Verknüpfung" erkannte er lebhaft an, und während er damals in Berlin sich zurückzog und auch aus dem Kreise der griechischen Gesellschaft austrat, hielt er mit seinen Göttinger Freunden die Gemeinschaft in alter Weise fest. Um so schmerzlicher war es ihm, daß sein

ältester Freund, Dissen, dessen „Pindar" gleichzeitig mit der „Archäologie" erschienen war, durch seine Recension desselben sich hatte verletzt fühlen können, und wir sehen gern, wie ernst es Böckh damit nimmt, bis es Müller gelungen war, alle Schatten zu zerstreuen.

Mit wahren Keulenschlägen fiel dagegen Hermann über Dissen's „Pindar" her und der alte Kampf der Parteien, welcher unter der Asche geglüht hatte, bricht wieder in hellen Flammen aus, um so mehr, da nun (1832) auch Müller's „Eumeniden" fertig wurden, eine Ausgabe der Tragödie, in welcher außer Text und metrischer Uebersetzung eine Reihe der wichtigsten Fragen über Composition und Aufführung der attischen Tragödien, über die zu Grunde liegenden ethischen Ideen, über Gottesdienste und Rechtsalterthümer Athens in eingreifenden Untersuchungen behandelt wird.

Müller hatte die Gegner gereizt, indem er von vornherein gegen absprechende Urtheile derselben Protest eingelegt hatte, und in der That wurde das neue Werk als eine wahre Ausgeburt „der modernen Philologie" behandelt. „Die ganze Rotte regt sich wieder," schreibt Böckh, der mit gutem Gewissen sagen konnte, daß nicht von ihm, sondern von Hermann's Seite Alles ausgegangen sei, einen Gegensatz von Schulen und Parteien herbeizuführen. Gegen die Eumeniden wurde Fritsche ins Feld vorgeschickt, was Böckh durch ein Citat aus Molière's „Impromptu de Versailles" parodirt (S. 331).

Gerne wenden wir uns von diesen unerquicklichen Fehden, in denen auch große Gelehrte dahin kommen, es besonders darauf anzulegen, daß sie dem Gegner einige grobe Schnitzer in Grammatik oder Metrik nachweisen, zu den positiven Fortschritten der Wissenschaft, welche in den Briefen uns entgegentreten.

Im Jahr 1832 schickt Müller dem Freunde die „Denkmäler der alten Kunst", die er mit Oesterlei zusammen herausgab, ein Werk von hoher Bedeutung für das Studium der Antike, vorzüglich in Anlage und Ausführung. Bald darauf wurde er durch Böckh veranlaßt, zu Ternite's Wandgemälden von Pompeji den Text zu schreiben, und um dieselbe Zeit begann er seine Studien über das alte Antiocheia, indem er die Kunst unter den Nachfolgern Alexander's zum ersten Male als besonderes Forschungsgebiet in Angriff nahm.

Man sieht, wie er in immer weiteren Kreisen mit den Denkmälern in Berührung kam, und für dies steigende Verlangen nach anschaulicher Denkmäler- und Landeskunde war es ein großes Glück, daß Griechenland nun endlich anfing, auch den Deutschen zugänglich zu werden. Epoche machend war Forchhammer's Brief aus Athen, der Müller zuerst in unmittelbare Beziehung mit dem Boden von Athen brachte. Dann trat Ludwig Roß auf, und eine Fülle neuer Urkundenfunde strömte unsern Gelehrten zu. Müller versenkte sich in die Inschrift von der Wiederherstellung der Stadtmauer von Athen, während die wieder aufgefundenen Inventare des attischen Seezeughauses, ein „Ungeheuer von Inschrift", wie Böckh sie nennt, als Nachtrag seiner Staatshaushaltung der Athener verarbeitet wurde. Eine Menge von Specialuntersuchungen schloß sich zu gemeinsamer Berathung an diese umfangreichen Actenstücke an.

Das genügt aber nicht, die Forscherlust zu befriedigen. Denn inzwischen hatte sich für Böckh wieder ein ganz neues Feld erschlossen. Er war nämlich

ganz von ungefähr auf das altsicilische Geldwesen gerathen und merkte bald zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sich dasselbe gar nicht besonders behandeln lasse. Er kam auf das äginetische, das euböische, das babylonische Maß- und Gewichtsystem und so entwickelte sich unter seiner Hand eine Kette, welche von Mesopotamien her die Culturländer der alten Welt umspannte, ein mit mathematischer Sicherheit nachweisbares Band, das mit alten Gottesdiensten in Zusammenhang stand. Das war ein Böckh's eigenthümlichen Gaben und Neigungen durchaus angemessenes Forschungsgebiet, das zugleich für den brieflichen Verkehr unerschöpflichen Stoff darbot.

Nachdem der ruhige Austausch wissenschaftlicher Gedanken und Entwürfe zwei Decennien lang nur durch litterarische Stürme unterbrochen war, traten 1837 die Ereignisse ein, welche auch den ruheseligsten Professor der Georgia Augusta in den politischen Kampf hineinziehen mußten. Müller trat entschlossen auf die Seite der Sieben und schilderte den Tag von Witzenhausen, wohin den Scheidenden das festliche Ehrengeleit gegeben wurde, als den schönsten Tag seines Lebens. Jetzt kommen zuerst Briefe vor, wo erst auf der dritten Seite die litterarischen Angelegenheiten beginnen. Böckh und mit ihm Alexander von Humboldt nehmen den persönlichsten Antheil und auch hier sind die Freunde eines Sinnes.

Mittlerweile reift der Plan von Müller's classischer Reise. Bei Böckh war die Gedankenarbeit so vorherrschend, daß das Anschauungsbedürfniß zurücktrat, und wenn man ihm von einer griechischen Reise sprach, so pflegte er wohl scherzend zu sagen, er wisse schon so, wie es dort aussähe. Anders war es bei Müller. Er hatte bereits im Eingange seiner Doctordissertation sich in Gedanken auf den Fuß des Lykabettos gestellt, um von dort das Inselmeer zu überschauen, dessen Geschichte er schreiben wollte. Er hatte aufs Eifrigste Karten und Pläne gezeichnet, um sich die Ansiedelungen der Alten bis ins Einzelne deutlich zu machen. Ihm mußte es für die Vollendung seiner Arbeiten ein unabweisliches Bedürfniß sein, die Stätten der alten Niederlassungen mit eignen Augen kennen zu lernen, um zu sehen, wie die Oertlichkeit auf die Bildung der Menschen eingewirkt habe und wie sie sich in derselben eingerichtet haben.

Nachdem er im Juni 1839 dem Freunde anzeigen konnte, daß er über seine „Metrologie" die Anzeige gemacht, daß er die Ausgabe des „Festus" vollendet habe und eben so seine Untersuchungen über die Alterthümer von Antiocheia, trat er die verhängnißvolle Reise nach Italien und Griechenland an. Das Letzte ist das Bruchstück eines Briefes aus München.

Ein so reicher und in sich zusammenhängender Briefwechsel zwischen zwei Männern, welche als Lehrer der akademischen Jugend wie als Forscher auf einem für allgemeine Bildung so wichtigen Gebiete der Wissenschaft ihre Zeitgenossen überragten, Beide von einer schöpferischen Kraft seltenster Art, dabei rückhaltlos offen gegen einander und an ununterbrochenen Austausch über alle wissenschaftlichen Angelegenheiten wie an ein Lebensbedürfniß gewöhnt — ein solcher Briefwechsel liefert, wie die gegebenen Andeutungen zeigen, für die Kenntniß der Männer selbst wie ihrer Zeit ein unschätzbares Material. Die treue Pietät des Jüngern, die väterliche Liebe des Aeltern ist niemals getrübt worden, von den Briefen an,

die Müller als collega quintus am Maria Magdalena-Gymnasium in Breslau empfängt, bis zum Antritt der letzten Reise; Schritt für Schritt sehen wir aus dem Schüler den Freund, den selbständigen Mitforscher, den auch seinerseits anregenden, ergänzenden, des Meisters Thätigkeit wesentlich fördernden Genossen werden. Wir sehen Beide in engerer und weiterer Verbindung mit Welcker, Dissen, Buttmann, Hirt, Niebuhr, Meier, Schömann eine neue Alterthumswissenschaft ausbauen, die mit einer fast beispiellosen Energie rasch gefördert wird, nicht ohne bitteren Widerspruch von Seiten derer, welche die neue Bahn für einen Abweg erklären, auf dem die echte Philologie zu Grunde gehn müsse, deren Führer als Virtuosen in einer enger begrenzten Praxis wohl berechtigt und befähigt waren, Einzelnes zu meistern und zu bessern, aber außer Stande, den glorreichen Aufbau der classischen Philologie als einer geschichtlichen Wissenschaft zu hemmen.

Ein solcher Briefwechsel ist wie der Durchschnitt eines bewohnten Hauses, welcher die Ansicht der Façade ergänzt. Wir sehen die Männer in ihrer Studirstube arbeiten, wir sehen die Werke werden, die für alle Fachgenossen diesseits und jenseits des Oceans zum unentbehrlichen Hausbesitze gehören. Gerade bei Böckh, dessen Werke in so seltnem Grade fertig waren, als sie gedruckt wurden, der mit so classischer Objectivität dem Publicum gegenübersteht, der auch in seinen Reden so zurückhaltend ist, erhalten wir über seine innere Persönlichkeit die werthvollsten Aufschlüsse. Wir lernen sein Herz kennen in der zärtlichen Liebe zu seinen Freunden, namentlich Dissen, seinen anmuthigen Humor, wenn er z. B. im zweiten Bande der „Dorier" den Schwung zu spüren meinte, welchen die glückliche Liebe dem Verfasser einflößte; wenn er dankt für die „Druckfehler, aber besonders dafür, daß es keine sind", indem er die vermeintlichen Fehler genau rechtfertigt. Man erkennt bei solchen Gelegenheiten, welch ein Meister er auch im Kleinen und wie durchdacht Alles war, was er that. Er war, wie er selbst sagt, ein „Gelehrter ohne Collectaneen", darum haben alle seine Erörterungen den Charakter der Frische und Unmittelbarkeit. Dabei geht durch alle Kleinigkeiten ein großer Zug. Denn wie er jeden Vers Pindar's im Zusammenhange des ganzen Gedichts auffaßte, so stand ihm auch in geschichtlicher Forschung nichts einzeln da und bei den trocknen Inventarurkunden des Arsenals von Athen traten ihm die Chöre des Sophokles vor die Seele. Der Schöpfer der griechischen Epigraphik hatte selbst an eine Sammlung der Inschriften ursprünglich gar nicht gedacht; er wollte sie nur als Quellen zur Bearbeitung der inneren Staatsverhältnisse und der „übrigen Dinge bei den Griechen" benutzen. Der Stoff sei aber so „groß geworden, daß er selbst Zweck werden mußte". Wir werden dabei an einen andern hervorragenden Mann derselben Zeit und derselben Hochschule erinnert, an Karl Ritter, welcher seine geographischen Studien nur zur Vorbereitung auf geschichtliche Forschungen eröffnete.

Müller war Böckh gegenüber in der Wissenschaft, so zu sagen, ein Particularist. Seinen poetischen Sinn fesselte das Concrete, Individuelle. Er zog die Stämme und die Städte als die eigentlichen, lebendigen Träger von Sage und Geschichte hervor und brachte dadurch ganz neues Leben in die historische Forschung, wie ja auch die deutsche Geschichte auf diesem Wege neues Leben ge-

wonnen hat. In lebhafter Sympathie wurde er gewissermaßen selbst Minyer und Dorier und suchte von dem gemeinsamen Volksbesitze seinen Stämmen möglichst viel zuzueignen. Darin liegt der Reiz, aber auch die Schwäche seiner jugendlichen Geschichtswerke, deren Eindruck man viel zu sehr hat vorherrschen lassen. Von der Zeit der „Etrusker" an sind seine Arbeiten ganz anderer Art. Aus den Briefen sehen wir, wie er in stetiger Gemeinschaft mit dem älteren Freunde, mit immer reiferem Urtheile, mit immer freierem Umblick und besonnener Klarheit das Ganze des hellenischen Geisteslebens umfaßt, und wir dürfen nie vergessen, daß er, ehe er im Vollbesitze der Anschauungen, die er von Jugend an erstrebt hatte, die Geschichte des Volks der Hellenen zu schreiben beginnen konnte, ein Mann von 43 Jahren, seine Ruhestätte auf attischem Boden fand.

Man muß sich diese Thatsache immer ins Gedächtniß rufen, weil man sich kaum denken kann, daß innerhalb einer so kurz bemessenen Lebensfrist so viel geleistet worden ist. Wie aber jeder Tag und jede Nacht benutzt worden ist, das lernen wir aus diesem Buche, und doch ist so Vieles von dem, was er geleistet hat — ich erinnere nur an seine griechische Literaturgeschichte — in diesen Briefen kaum erwähnt.

Von Natur glänzend und reich begabt, hat er mit seltener Gewissenhaftigkeit unablässig an sich fortgearbeitet. Er hat in seltener Weise mit einer leichten Fassungsgabe, die sich rasch in alles hineinfand, und einer lebhaften Einbildungskraft einen eisernen Fleiß verbunden und eine ausdauernde Geduld; er ist von seinen subjectiven Neigungen und der Liebhaberei für einzelne Erscheinungen des antiken Lebens an der Hand und nach dem Vorbild seines Freundes immermehr zu einer umfassenden Anschauung des gesammten Alterthums vorgedrungen, indem er, wie es Wenigen gelungen ist, Sprache, Geschichte und Kunst in kleinem Bilde umfaßte. Im Vollbesitz einer reichen Gelehrsamkeit, hat er sich von einem gesättigten Gelehrtendünkel vollkommen frei gehalten, immer lernbegierig, immer vorwärtsstrebend, und die Vorzüge seines jugendlichen Geistes zeigen sich auch in den Werken, wo die einen massenhaften Stoff sicher beherrschende und organisirende Kraft des männlichen Geistes am meisten zur Geltung kommt, wie in seiner „Archäologie der Kunst". So trocken formulirt die einzelnen Paragraphen erscheinen, in jedem ist Geist und Leben und eine aus dem Innern stammende Auffassung, überall ein Streben nach lichtvoller Klarheit, das auch da, wo das letzte Resultat noch nicht gefunden, unaufhaltsam vorwärts drängt.

Die Jahrzehnte, welche unser Briefwechsel umfaßt, werden in der Geschichte menschlicher Forschung nicht vergessen werden; die Eröffnung des Verständnisses von Pindar, dem eigenartigsten und unnachahmlichsten unter den großen Dichtern Griechenlands, die Erkenntniß der tragischen Kunst in Athen und des griechischen Versbaues, die Neubelebung hellenischer Volksgeschichte, der Aufbau einer auf Grund umfassender Urkundensammlung gegründeten Kenntniß des antiken Staatswesens, die Organisation einer Geschichte und Theorie der classischen Kunst, die Gründung historischer Sprachforschung und einer die alte Welt umfassenden Metrologie — das sind lauter Thatsachen der durch diesen Briefwechsel erhellten Jahrzehnte und lauter Denkmäler deutschen Ruhms, die dafür entschädigten, was Deutschland nach außen hin an Ruhm und Ansehen zu erwerben außer

Stande war. Was und wie damals von den Besten des Volks gearbeitet wurde, lernen wir aus diesen Briefen.

An Schatten fehlt es auch hier nicht. Von widerwärtigen Zügen der Rechthaberei und Streitsucht, mißgünstiger Verdächtigung und leidenschaftlicher Anfeindung ist das Gelehrtenleben nie frei geblieben und wir beklagen dies am meisten, wenn auf beiden Seiten so hervorragende Männer stehen. Aber wir erkennen, daß auch diese Leidenschaftlichkeit mit dem tiefen Ernste zusammenhängt, mit dem Jeder für das eintrat, was er als Wahrheit erkannte, und mit einer ritterlichen Entschlossenheit, seine Person für die Sache einzusetzen. Auch das Uebermaß von Arbeit mögen wir beklagen, wenn wir immer das Seufzen nach Ruhe von Geschäften aus dem Munde solcher Männer vernehmen, die doch in der That auf den Genuß freier Muße den vollsten Anspruch gehabt hätten. Um so erquicklicher ist aber der Eindruck, den wir aus den Briefen gewinnen, daß die unabläßige Forschung beider Männer niemals eine äußere Berufspflicht ist, welche lästig werden kann, sondern eine nie versiegende Quelle geistiger Erfrischung, ein Bedürfniß des Lebens, wie das leibliche Athemholen, und der unerschöpfliche Gegenstand eines ununterbrochenen, freundschaftlichen Austausches.

Wenn uns beim Lesen der Briefe oft zu Muthe ist, als wenn sie vor Menschenaltern geschrieben wären, so zeigen sie uns, wie rasch wir leben. Veraltet sind sie nicht. Denn die Arbeitskraft und Arbeitslust der beiden Männer, ihre Hingabe an die Wissenschaft, ihre treue Gemeinsamkeit in Mühe und Genuß, im Suchen und Finden, im Leben und Streben werden, so Gott will, für alle Zeit ein Vorbild und ein Sporn für die nachfolgenden Geschlechter sein.

Von den europäischen Colonien.

Von

F. X. v. Neumann-Spallart.

I.

Die Völker des Abendlandes sind längst über ihre Jugendjahre hinaus; einzelne stehen noch in voller Manneskraft, andere sind dem Greisenalter nahegerückt. Mit der Jugend sind ihre idealen Ziele geschwunden; nicht mehr die Phantasie lenkt ihre Schritte, sondern der Verstand beherrscht ihr Thun und Lassen. Die glänzenden Farben werden von dem Culturleben der Gegenwart abgestreift und der schale Kern tritt an die Oberfläche. Literatur und Kunst verfallen allgemach in einen verderblichen Realismus, die bürgerliche Gesellschaft wird auf materiellen Grundlagen neu aufgebaut und die hohe Politik der Staaten gestaltet sich immer vorwiegender als Wirthschaftspolitik. Es hängt damit aufs Innigste zusammen, daß auch das Verhältniß Europa's zu den übrigen Erdtheilen in eine neue Phase tritt. Die überseeischen Niederlassungen werden zu einem Mittel im Kampf ums Dasein und verlieren dadurch jenen poetischen Schimmer, der sie in früheren Epochen umgeben hatte. Wenn wir uns erinnern, welche Legenden im Zeitalter der geographischen Entdeckungen die Seefahrer der Italiener, Spanier und Portugiesen begleiteten und wie kalt berechnend diese Unternehmungen heute durchgeführt werden, so wird der Gegensatz der damaligen von der heutigen Colonisation sofort klar. Abenteuerliche Reisebeschreibungen schufen einen Sagenkreis um Marco Polo, Nuno Tristan, Bartolomeo Diaz, Vasco de Gama und Christoph Columbus; ihre Reisen betrachtete man als ritterliches Kämpfen und Ringen gegen die Gefahren der Elemente. Das „Heldengesindel" der Conquistadores zur Zeit der Balbao, Cortez und Pizzaro ließ sich das heilige Kreuz vorantragen, ja ihre Colonisationen galten gewissermaßen selbst als Nachklänge der Kreuzzüge und waren von religiösem Fanatismus geheiligt, obgleich in ihnen die Culturgeschichte nichts anderes als ein Räuberthum höchsten Stils finden kann. Die glücklichen Entdecker und Occupatoren in jenem jugendlichen Zeitalter wurden bei ihrer Heimkehr mit dem Siegeslorbeer geschmückt, gleichwie Helden der offenen Feldschlacht; es that ihrem Ruhme wenig Eintrag, daß sich „die fromme Wuth mit brennendem Golddurst und viehischer Grausamkeit zu jenem

scheußlichen Ganzen zusammenballte, welches den Namen Spanier zur Verwünschung Amerika's machte"; denn man war davon geblendet, daß sie „märchenhafte Erfolge erzielten, das Kühnste vollbrachten, was Menschen vielleicht je gewagt, den Silberthron Montezuma's umstürzten und den Goldtempel der Sonne zu Kuzko ausleerten". Nichts von diesen glänzenden Beigaben findet sich in der Colonialpolitik der Gegenwart. Wie nüchtern ist sie angelegt! Weder der Reiz der Erforschung neuer, unbekannter Länder, noch der ethisch-religiöse Hintergrund, barbarische Völker in den Kreis christlicher Gesittung hereinziehen zu wollen, noch der höchste Aufschwung menschlicher Kraft begleitet sie. Man kann von der Auswanderung auch nicht mehr mit Alexander von Humboldt sagen, daß die geheimnißvolle Anregung, welche die freie Natur dem ermüdeten Geiste bietet, als Leitstern der Ansiedler diene; oder daß diese in fernen Himmelsstrichen die Besänftigung des Gemüthes suchen, welches schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaft bewegt ist. Diese sentimentalen Regungen sind der heutigen Emigration fremd. Der kalt berechnende Verstand, das Aufsuchen von Arbeit, die Gewinnsucht, der Unternehmungsgeist in Production, Handel und Verkehr leiten die Einzelnen, leiten ganze Völker bei der Colonisation.

Es wird daher auch uns verziehen werden, wenn wir von übel angebrachter Gefühlspolitik absehen und die wirthschaftliche Seite dieser ganzen Bewegung ebenso schmucklos erörtern, wie sie sich thatsächlich entwickelt. Den Anlaß unserer Betrachtung bildet einerseits die Wahrnehmung, daß in keiner Epoche die Colonialfrage so sehr auf den Schauplatz der hohen Politik getreten ist, wie heute; andererseits liegt dieselbe in dem äußerlichen Momente, daß man in Holland heuer den ersten Versuch einer Illustration des Colonialwesens durch die internationale Ausstellung in Amsterdam gemacht und dadurch viele Anknüpfungspunkte geboten hat, welche wir benützen, um über diese Dinge einiges zu berichten. Da die Frage der „Deutschen Colonisation" bereits an dieser Stelle von fachkundiger Seite gründlich behandelt wurde[1]), so versteht sich von selbst, daß wir nicht mehr in diejenigen statistischen Einzelheiten eingehen, welche das eigentliche Rüstzeug einer tieferen Argumentation bilden, sondern uns innerhalb allgemeiner Umrisse halten. Nur die neueste Phase soll uns beschäftigen. Wer sich an den Krieg Hollands mit Atschin, an den Conflict Frankreichs mit Italien aus Anlaß des Protectorats über Tunis, an den Zulu-Krieg, an die Pacification Aegyptens durch die britische Kriegsmacht, an den diplomatischen Hader mit der Gesandtschaft von Madagascar und an die Tonking-Affaire erinnert, wird zugeben, daß die Feldherren und Diplomaten heutzutage in den Colonien ebensoviel zu thun haben, wie in den europäischen Staaten selbst. Und wer den Colonial-Palast der niederländischen Ausstellung mit allen seinen Anbauten besucht hat, wird den Eindruck empfangen haben, daß jenseits des Oceans eine Welt entstanden ist, von welcher das Leben der europäischen Völker mindestens ebenso abhängig ist, wie von ihren eigenen wirthschaftlichen Leistungen.

[1]) „Deutsche Rundschau", Bd. XXXI, S. 39—59, und S. 206—219. 1882.

Wir wenden uns zunächst den Thatsachen selbst zu, welche die Discussion über Auswanderung und Colonisirung in der Mehrzahl der europäischen Staaten angeregt haben. Es ist zweifellos: noch niemals wurde in politischen und gelehrten, in parlamentarischen und publicistischen Kreisen soviel über das Colonialwesen gehandelt wie heute. Zwar hat der berüchtigte Menschenschacher in den zwanziger Jahren die Aufmerksamkeit zeitweilig auf die Kunstgriffe gelenkt, mit welcher Landesherren aus der Auswanderung einträgliche Geschäfte machen können; das waren aber glücklicher Weise nur ganz vorübergehende, vereinzelte Fälle, die mit der Colonisation eigentlich nichts gemein hatten. Und auch die Bewegung, welche zu Ende der vierziger Jahre auf diesem Gebiete begann, hatte eine weitaus enger begrenzte Tendenz; denn sie hing zunächst nur mit den bekannten Gräueln zusammen, welche damals die europäische Emigration recht eigentlich als Sklavenhandel und Viehtransport erscheinen ließen, und denen gegenüber insbesondere in Deutschland der humanitäre Gedanke in Vereinen und literarischen Arbeiten zum Ausdruck gelangte. So hoch wir die aus jener Zeit stammenden Schriften eines Friedrich List, Wappäus und insbesondere die geistreichen, anziehenden Untersuchungen W. Roscher's über das Colonialwesen veranschlagen [1]), so dürfen wir doch die Agitation von damals nicht mit derjenigen der jüngsten Zeit vergleichen. Denn heute haben wir es mit zwei großartigen Erscheinungen zu thun, deren Tragweite erst allmälig zum vollen Bewußtsein der Staatsmänner und Socialpolitiker gelangt. Die eine dieser Erscheinungen besteht darin, daß ein Jahr für Jahr besorglich anschwellender Menschenstrom in früher ungeahnter Mächtigkeit vom europäischen Boden in überseeische Länder abfließt; nicht mehr Tausende oder Hunderttausende, sondern sagen wir in runder Zahl ungefähr eine Million Menschen verlassen jährlich unseren Erdtheil, um sich jenseits des Oceans eine neue Heimath zu gründen. Die Million erscheint vielleicht ungenau oder übertrieben; wir wollen sie daher begründen. Es ist wahr, die sechs wichtigsten Emigrationsgebiete geben niedrigere Auswanderer-Zahlen an, als die voranstehende. Aus Deutschland, Großbritannien, Italien, Frankreich, den skandinavischen Reichen und der Schweiz sind zusammen nach den officiellen Ausweisen im Jahre 1880 nur rund 450,000, im Jahre 1881 530,000 und im Jahre 1882 570,000 Menschen dauernd fortgezogen. Diese Angaben sind aber ganz und gar unvollständig; denn viele, viele Tausende verlassen ihr Vaterland, ohne davon Kenntniß zu geben und außer den hier genannten tragen auch noch die anderen europäischen Staaten, vor Allem Rußland, Oesterreich-Ungarn, Holland, Spanien einen ansehnlichen amtlich nicht nachgewiesenen Tribut zur Emigration bei. Durch diese Lücken der Beobachtung und Aufzeichnung erklärt es sich, daß in Amerika und Australien als Einwanderer fast doppelt so viel Menschen erscheinen, wie in Europa als Auswanderer aufgeführt werden und doch nehmen auch Ostasien und Afrika ein erkleckliches Contingent auf. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein — wir lassen Brasilien und die andern wichtigen süd- und mittelamerikanischen Ansiedlungsgebiete außer Rech-

[1]) Zuerst im Archiv der politischen Oekonomie erschienen im J. 1847; dann erweitert herausgegeben unter dem Titel: Colonie, Colonialpolitik und Auswanderung, Leipzig 1856.

nung — haben im Jahre 1880—81 670,000, im Jahre 1881—82 788,992 und im Jahre 1882—83 603,322 Einwanderer aufgenommen; in den Australischen Colonien betrug der Zuzug in jedem der letzten drei Jahre 160,000 Menschen. Man sieht also, daß die Million als runde Zahl der europäischen Auswanderer keine Uebertreibung in sich schließt, sondern eher eine Unterschätzung ist.

Dieser großartige Menschenabfluß liefert in mehr als einer Beziehung Stoff zu ernstem Nachdenken; er bedeutet zunächst, daß die europäischen Völker einen guten Theil ihres eigenen Blutes abgeben und in andere Staaten — wenn ein medicinischer Ausdruck erlaubt ist — transfusioniren. Nicht bloß der Blutverlust hier, sondern vielleicht noch mehr das Problem, wie man aus dieser Uebertragung dort, wohin sie erfolgt, einen dauernden Nutzen ziehen könnte, beschäftigt heute Volkswirthe und Staatsmänner. Man sagt sich mit Recht, daß diejenigen europäischen Staaten, welche selbst einen Colonialbesitz haben, ihre Auswanderer nicht verlieren, sondern indirect doch dem Mutterlande erhalten, und dies gilt namentlich für Großbritannien in seinem Verhältnisse zu Canada und Australien; den Staaten ohne eigene Colonien dagegen wird ein bedeutender Schaden durch den Verlust nationaler Elemente zugefügt, wenn sich die Auswanderer anderen Stammesgenossenschaften anschließen, und in überseeischen Ländern mit dem herrschenden fremden Stamme so amalgamiren, daß sie gewissermaßen ihr eigenes Volksthum aufgeben; dies trifft insbesondere bei der deutschen Emigration zu, welche ihre Kräfte zumal in Amerika mehr vergeudet als irgend eine andere des Erdballes. Den prägnantesten Ausdruck für diesen Entwickelungsproceß hat wohl Hübbe-Schleiden [1]) gefunden, indem er die bisherigen Wachsthums-Verhältnisse der einzelnen europäischen Stämme mit der durch die Auswanderung bewirkten jährlichen Absorbirung der Deutschen in Verbindung bringt. Nach seiner Berechnung würde in hundert Jahren der englische Stamm nicht durch seinen eigenen natürlichen Anwachs, sondern durch die in den überseeischen Colonialgebieten erfolgende Assimilirung des Ueberschusses der anderen Volksstämme die Deutschen um das 7fache, die Romanen um das $4^1/_2$ fache übertreffen; mit anderen Worten, das deutsche Volk würde dann in der Welt ungefähr dieselbe Rolle spielen, wie heute die Spanier oder die Magyaren. Zwar ist dieses Zukunftsbild grau in grau gemalt, aber es charakterisirt die einstigen Folgen der heutigen Art der Emigration und Colonisation.

Nicht bloß unter dem nationalpolitischen, sondern auch unter dem genauer meßbaren wirthschaftlichen Gesichtspunkte bergen diese Erscheinungen thatsächlich große Gefahren in sich. Die Auswanderer repräsentiren in weitaus überwiegender Mehrzahl Arbeitskräfte, welche auf Kosten der Volkswirthschaft großgezogen und herangebildet worden; sie haben ihre unproductiven Jahre, Kindheit und erste Jugend, wo sie nur Consumenten sind, in der Heimath verlebt und verlassen dieselbe in einem Lebensalter, in welchem sie ihr erst etwas leisten, Arbeitswerthe schaffen, den gemachten Aufwand ersetzen könnten. Jeder Auswanderer erscheint als ein persönliches Capital, das von demjenigen Lande, wo es gebildet wurde,

[1]) In den beiden vorzüglichen Schriften: Ueberseeische Politik, und: Deutsche Colonisation. Hamburg 1881.

in ein anderes gelangt, wo man aus demselben die Zinsen zieht. Und nicht bloß ein persönliches, sondern auch ein Sachcapital trägt jeder Auswanderer mit sich, indem er ein bald kleineres, bald größeres Reisegeld (man nimmt durchschnittlich 400 Mark an), Kleidung und Ausrüstungsgegenstände hinübernimmt. Alles in Allem kann man daher die Verluste, welche Emigrations-Gebiete zum Vortheil fremder Colonien alljährlich erleiden, auf viele Hunderte, wenn nicht Tausende von Millionen Mark schätzen [1]). Die Erkenntniß dieser Gefahr bricht immer mehr durch; noch vor Kurzem wußte ein geistreicher Handelspolitiker der Erscheinung eine gute Seite abzugewinnen, indem er sich so ausdrückte: „Europa setzt sich bei den Antipoden fest; die Colonisten haben aber jenseits des Oceans dem Vaterlande, dem sie den Rücken gekehrt, größere Dienste geleistet, als sie, daselbst zurückgeblieben, zu thun im Stande gewesen wären; gerade durch die scheinbare Einbuße an europäischer Volkskraft wurde der Grund zu der gegenwärtigen großartigen Entwickelung der Weltindustrie und des Welthandels gelegt." Heute fassen wir die Dinge ganz anders auf; zwar den hohen kosmopolitischen Werth dieser Thatsachen geben wir zu, und Niemand wird daran zweifeln, daß die wunderbar rasche Hebung der Güterproduction in der ganzen Welt und insbesondere die Prosperität der nordamerikanischen Union zumeist das Werk der Emigration ist; die Besorgnisse für die Heimathländer werden aber immer lebhafter wachgerufen. Nicht bloß die Vertreter einer engherzigen Schutzpolitik, sondern auch freisinnige Volkswirthe, welche früher begeisterte Vertheidiger der Auswanderung ohne Rücksicht auf deren Zielpunkte waren, suchen dieselbe jetzt in neue, in nationale Bahnen zu lenken. Denn man wird nur allzu deutlich dessen gewahr, daß die in fremde Colonialgebiete auswandernden Elemente nicht bloß wirthschaftlich für ihr Vaterland verloren gehen, sondern auch — oft unbewußt — dazu beitragen, demselben eine mächtige Concurrenz in landwirthschaftlicher und industrieller Hinsicht zu bereiten. Dies gilt im höchsten Grade von dem Verhältnisse zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten; es besteht jetzt in Europa kein Industriezweig mehr, welcher nicht auch schon in Nordamerika durch Einwanderer zu namhafter Entwickelung gelangt wäre. Nichts begreiflicher, als daß diese Thatsachen zu dem Verlangen nach eigenen Colonisations- oder Cultivationsgebieten drängen. Gestatten es die territorialen Verhältnisse nicht, eigentliche Niederlassungen zu gründen, in welchen Emigranten die politische Herrschaft erwerben, so mögen sie doch wenigstens solche Gebiete aufsuchen, wo sie zahlreich in möglichst geschlossenem Lebenskreise ihre Nationalität unverfälscht bewahren und aus der Hebung der materiellen und intellectuellen Cultur für ihr Vaterland Nutzen ziehen.

---

[1]) Die Nordamerikaner veranschlagen nach C. v. Scherzer jeden guten Fabrikarbeiter (und das soll jetzt z. B. eine große Quote Auswanderer aus Sachsen, Rheinpreußen, Schlesien u. s. w. sein) auf 50,000 Dollars; selbst wenn man nach diesem Gewährsmanne und deutschen Verhältnissen den Werth des persönlichen Capitals eines tüchtigen Arbeiters nur auf 50,000 Mark schätzen würde, so bliebe noch immer eine colossale Verlustziffer. Dieser hohe Werth kann sich natürlich nur auf die geschicktesten Leute beziehen; denn für den gewöhnlichen Durchschnitt wird von anderer Seite (Deutsche Rundschau XXXI, S. 46) nur der Werth von 1200 Dollars — wohl zu niedrig — angenommen.

Die Thatsache der Massen-Auswanderung ist aber nicht der einzige Anlaß, um die Frage der Colonisation zu einer actuellen zu machen; es treten dazu die mannigfachen Merkmale der hohen politischen, wirthschaftlichen und finanziellen Vortheile des Colonialbesitzes. Nimmt man eine Statistik Europa's zur Hand, so fällt in die Augen, daß die beiden Staaten, in welchen nach allen vorhandenen Merkmalen relativ das größte Nationalvermögen angehäuft und der am meisten consolidirte, auf breitester Basis ruhende Einzelwohlstand zu finden ist, weder durch ihren Territorialbesitz noch durch ihre Volkszahl in Europa jenen Rang einnehmen könnten, der denselben thatsächlich zuerkannt wird. Großbritannien steht mit Rücksicht auf sein Areal in unserem Erdtheil erst an neunter, mit Rücksicht auf die Bevölkerung an fünfter Stelle; Holland hat eine geringere Ausdehnung als die Schweiz und seine Einwohnerzahl (4,1 Millionen) reiht es hinter Schweden und Portugal. Und dennoch kennen wir Alle die Wichtigkeit der Stimme, welche diese beiden Staaten im europäischen Concerte führen und kennen die hohe materielle Leistungsfähigkeit derselben. Einer der Erklärungsgründe und wohl der bedeutendste liegt in den Colonien mit allen aus denselben gezogenen Vortheilen. Großbritannien ist, wenn man Territorium und Bevölkerung der außereuropäischen Besitzungen ins Auge faßt, der größte und mächtigste aller Staaten; neben den 5726 Quadratmeilen, welche es in Europa sein eigen nennt, hat es seine Herrschaft mehr oder weniger vollständig über 407,000 Quadratmeilen in den übrigen vier Erdtheilen ausgebreitet und gebietet dort über 272 Millionen Seelen. Das Königreich der Niederlande hat außerhalb Europa ein Areal von 28,888 Quadratmeilen mit 28 Millionen Bewohnern zu eigen. Nächst diesen beiden Staaten folgen Frankreich, Portugal und Spanien mit ähnlichen, wenngleich nicht mehr so eclatanten Erfolgen des Colonialbesitzes. Man kann in den weitläufigen Tabellen der Schriften Hübbe-Schleiden's den Einzelnachweis dafür finden, daß der Werth der Handelsumsätze und der Wohlstand einer culturfähigen Nation im gleichen Verhältnisse mit der Ausdehnung der überseeischen Politik wachsen und daß diese letztere die innere Culturentwickelung geradezu anspornt und corrigirt. Der Colonialbesitz erscheint daher im Lichte der gegenwärtigen Auffassung nicht mehr als ein Luxus, welchen sich nur reiche Völker gestatten dürfen, sondern gerade umgekehrt als Reichthum, mit welchem man sich auch einen Luxus gestatten darf.

Nach den bisherigen Erörterungen wird man darüber staunen, daß die Colonialfrage so lange Zeit verhältnißmäßig unbeachtet blieb. Die Ursachen, weshalb gerade erst in neuester Zeit die Discussion plötzlich so intensiv hervortritt, sind jedoch unschwer zu erkennen. Sie liegen in vielen Momenten, welche in keinem früheren Zeitalter mit so großem Gewicht in die Wagschale fielen, wie gegenwärtig. Zuerst die Bevölkerungsverhältnisse der abendländischen Staaten. Liegt auch kein Kriterium vor, um von einer allgemeinen „Uebervölkerung" in dem oft mißbrauchten Sinne dieses Wortes zu sprechen und den Neu-Malthusianisten beizustimmen, so ist es nichtsdestoweniger zweifellos, daß sich in vielen Gebieten besonders im Westen unseres Erdtheiles Anhäufungen von Menschen vollziehen, welche mit den hohen Ansprüchen des Einzelnen an den Lebensgenuß nicht wohl in Einklang zu bringen sind. Dazu kommt, daß die socialpolitischen

Strömungen der Gegenwart immer größere Forderungen an den Staat mit sich bringen, was wieder zu hohem Steuerdrucke und lästigen persönlichen Dienstleistungen führt, und zahlreiche Unzufriedene im Volke schafft. Dieser Anlaß zur Auswanderung wird nicht fehlen, so lange es außereuropäische Länder gibt, in welchen man weniger Abgaben und keine Blutsteuer zu entrichten hat und wo den hier überschüssigen Menschen ein günstigeres Verhältniß des Einkommens zu den Ausgaben versprochen wird, als in der Heimath. Auch ein sehr maßgebendes äußerliches Moment darf nicht übersehen werden: nie zuvor konnte der Entschluß der Auswanderung so rasch und mit so geringen Opfern zur That werden, wie in unserer Zeit! Der geschäftliche Theil der Emigration ist bekanntlich durch weitverzweigte Unternehmungen und Agenturen so großartig organisirt, es ist für die Beförderung der Auswanderer und für deren erste Unterbringung wenigstens längs der großen Migrationsstraßen, die von Europa nach Nord- und Südamerika und nach Australien führen, so gut vorgesorgt, daß heute die Neigung des Auswanderns immer mehr gesteigert, die Ausführung beschleunigt wird.

Als einen zweiten actuellen Antrieb der Auswanderung darf man bezeichnen, daß der hochcultivirte Westen Europa's mit Capital übersättigt ist, und daß für dasselbe nach rentablen Anlagen gesucht wird. Der Einfluß dieses Factors auf die Colonisation ist psychologisch naheliegend und längst bekannt. Die Capitalisten, welche nicht mehr in ihrer Heimath genügenden Gewinn machen, sehen in der Colonie das beste Auskunftsmittel zur fruchtbringenden Verwendung; denn dort sind vertrauenswürdige Landsleute, die bei aller Entfernung doch durch tausend Fäden, durch politische und sociale Bande an die Heimath geknüpft bleiben. So entstehen große Handels- und Verkehrsunternehmungen, es werden landwirthschaftliche und industrielle Productionszweige in den Colonien geschaffen und das Capital, welchem in Europa nur noch die ausgesaugte, schwache Natur zur Seite steht, verbindet sich jenseits des Oceans mit der jungfräulichen Erde, mit dem üppigen Pflanzenwuchse, mit dem günstigsten Klima, um das Vielfache dessen zu schaffen, was es daheim hätte erreichen können. Seitdem sich das europäische Wirthschaftsleben von den Erschütterungen der 1873er Krise erholt hat, ist der Proceß der Capitalbildung wieder normal vor sich gegangen, ohne daß sich gleichen Schrittes mit dem Anwachsen der Ersparnisse auch gute Verwendung in lucrativen Unternehmungen gefunden hätte. Man ist vorsichtiger in der Auswahl und hat in der That keine wirklich verlockenden Ziele in der wirthschaftlichen Hochcultur des Abendlandes; in der Bodenwirthschaft ist vielfach die Intensität schon an der Grenze der Rentabilität angelangt, weil die außereuropäische Concurrenz die Preise drückt; die Industrie wirft solche Massen von Manufacturwaaren auf die Märkte, daß ebenfalls eine namhafte Erweiterung vorläufig nicht rathsam erscheint; das Netz der Verkehrsstraßen ist so eng geschlungen, daß großartige Neuanlagen mit Ausnahme der Transversallinien gegen Südosten und der orientalischen Bahnen nicht mehr in Europa vorkommen werden. Das Ergebniß dieser Zustände liegt ziffernmäßig in dem niedrigen Discontosatze der westeuropäischen Geldmärkte, in den Zinsenreductionen und Convertirungen vor. Nichts ist begreiflicher, als daß das europäische Capital auszuwandern sucht, daß es sich nach Anlagen in überseeischen Ländern umsieht,

daß es mehr als je dieselben durch eigenen Colonialbesitz sichern und schützen möchte.

Endlich hat sich erst im Laufe des letzten Decenniums das Verkehrswesen der Welt so erstaunlich vervollkommnet, daß durch dasselbe die Unterschiede von Raum und Zeit im wirthschaftlichen Sinne des Wortes immer mehr ausgeglichen, ja gewissermaßen beseitigt werden. Mit Blitzesschnelle werden Geschäftsaufträge aus der City Londons nach Calcutta, Sidney oder Quebec und von dort umgekehrt in die britische Metropole auf telegraphischem Wege ertheilt. Der nächste Steamer kann die bestellte Waare heute in ebensovielen Tagen als früher Wochen von Ostasien oder der Südspitze Afrika's in den europäischen Hafen bringen. Kaufleute, Agenten, Beamte, Truppen werden vom Mutterlande in die überseeischen Colonien mit einer Geschwindigkeit befördert, welche die geographischen Entfernungen nebensächlich erscheinen läßt. Eine Reise nach Amerika ist jetzt weniger beschwerlich und kostspielig als im Beginne unseres Jahrhunderts jene von London oder Hamburg nach Wien war; selbst nach Bombay gelangt man heutzutage so leicht, wie ehedem etwa von Marseille nach Danzig. In Folge dieser Fortschritte des Telegraphen- und Postdienstes, der Personen- und Frachtenbeförderung verschwindet beinahe das Bewußtsein der räumlichen Trennung der Colonialgebiete von den europäischen Staaten. Die Colonien werden thatsächlich — im wirthschaftlichen, nicht im politischen Sinne — ein integrirender Bestandtheil der Mutterländer; die gegenseitige Ergänzung und Verschmelzung vollzieht sich in Hinsicht der materiellen Interessen so sehr, daß transoceanische Niederlassungen oft nur noch wie Filialen eines europäischen Unternehmens angesehen werden. Aus dieser innigen Verkettung geht die wachsende Macht der Stammländer hervor und sie erklärt zur Genüge, daß das Streben nach Colonialbesitz eine politische Signatur der Gegenwart geworden ist.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß sich an Erscheinungen von so ungeheuerem Umfange Gedankenströmungen anschließen, welche im socialen und staatlichen Leben an die Oberfläche treten. In jedem Lande nehmen dieselben aber einen charakteristischen Zug an. Was Heinrich Heine von der Freiheit gesagt hat, kann man mit einer geringen Aenderung auf die Colonien anwenden. „Der Engländer," so läßt er den gelben Mann auf dem Verdeck des Themseschiffes in seinen englischen Fragmenten sprechen, „liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Betheuerungen, er schlägt sich für sie auf Leben und Tod, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter." Stellt man den Holländer an die Seite des Engländers, so gilt der ganze Satz von dem Verhältnisse der europäischen Staaten zu den Colonien. Der Deutsche hat eben keine, aber er schreibt in seiner Art über die Colonien wie über eine Großmutter. Bezeichnend genug sehen wir, daß England und Holland ihre Colonien ruhig und mannhaft mit den Waffen in der Hand vertheidigen, ohne viel zu flunkern; daß sie bedachtsam und überlegt in der Erhaltung des Besitzes, schlau

berechnend in der Erweiterung desselben vorgehen; daß sie in nachahmungswürdigster Weise die Hilfsquellen der Colonien anzuregen, auszubeuten, den Wohlstand zu heben verstehen. Wie ganz anders Frankreich! In seiner Colonialpolitik hat es jedesmal, und auch neuestens wieder mit Tunis, Madagascar und Tonking gewaltigen Staub aufgewirbelt, diplomatisch und militärisch großen Lärm geschlagen, feurige Reden gehalten, Säbel klirren lassen; und schließlich schlägt es doch nicht den richtigen Weg ein, um Colonien zu pflegen, oder aus ihnen dauernden großen Nutzen zu ziehen. Unbefangene Beurtheiler, wie namentlich Paul Leroy-Beaulieu in seinen lehrreichen Arbeiten über das Colonialwesen, müssen selbst zugeben, daß die romanischen Völker nicht das volle Geschick und die nöthigen Anlagen dafür haben. Und schließlich Deutschland? Nun es behandelt die Probleme der Auswanderung und Colonisation mit echter Gelehrsamkeit, natürlich nicht ohne unvermeidliche Pedanterie und mit der gehörigen wissenschaftlichen Polemik; es setzt eine Literatur ins Leben, die fast unübersehbar ist — kürzlich hat ein eifriger Kritiker nicht weniger als 40 Bücher und Broschüren, die insgesammt aus den Jahren 1880 bis 1882 datiren, angezeigt[1]) und seither hat sich die Zahl derselben noch fortlaufend vermehrt; um „den Strom der deutschen Auswanderung in nationale Bahnen zu lenken" gründet man den verdienstlichen „Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande" in Berlin mit zahlreichen Zweigvereinen in anderen deutschen Städten und überseeischen Zweigvereinen in Südbrasilien, Argentinien und Australien; einzelne Zweigvereine, wie beispielsweise der „Westdeutsche", setzen den Erwerb von Ackerbau- und Handels-Colonien für das Deutsche Reich auf ihr Programm, andere perhorresciren diese Consequenz; daneben entsteht der „Deutsche Colonial-Verein" (Frankfurt a. M., 1882) und der „Deutsche Handelsverein" mit besonderer Rücksicht auf deutsche Wirthschafts-Unternehmungen in der Levante[2]); kurz an publicistischer Behandlung und Vereinsthätigkeit fehlt es auch in diesem Falle keineswegs. Leider sind viele dieser Anstrengungen eine wahre Kraftvergeudung, denn sie bekämpfen einander gegenseitig, gehen von diametral entgegengesetzten Gesichtspunkten aus und was die für Colonisation plaidirende Partei heute haarscharf bewiesen hat, bezeichnet morgen die Gegenpartei als unausführbares Phantom, als gefahrdrohende Projectmacherei, ... kurz man steht noch immer auf dem alten Flecke. Ja bekanntlich blieb auch der Anlauf, welchen die deutsche Reichsregierung in der Colonialpolitik nahm, ohne äußeren Erfolg; wie man sich erinnert, zeigte die Regierung im Jahre 1879 ihre Geneigtheit, vorsichtige Schritte auf der Bahn der Colonisation zu thun; sie bemühte sich, in Polynesien den deutschen Interessenkreis vor englischer und amerikanischer Annexion zu schützen und durch Erwerbung von Marinestationen Stützpunkte für die deutsche Kriegsmarine zu gewinnen; sie ging in der Samoa-Vorlage sogar zu einem positiven Schritte über und holte

[1]) Haffe aus Leipzig in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik". N. F. IV. S. 306. Auch der ungenannte Verfasser des o. a. Essays in der „Deutschen Rundschau" (XXXI. S. 39 ff.) gibt eine stattliche Reihe einschlägiger Citate.

[2]) Von H. Loehnis gegründet und auch bereits relativ am weitesten ins praktische Leben eingeführt.

sich deren Ablehnung im deutschen Reichstage. Daß seit dem Jahre 1879 in dem Verwaltungsorganismus des Deutschen Reiches ein Ober-Seeamt geschaffen wurde, haben Manche als „die Morgenröthe" einer richtigeren Behandlung dieser Fragen erklärt. Der ganze Verlauf der Dinge im Deutschen Reiche macht aber heute vielmehr den Eindruck des lateinischen Verslein's: Parturiunt montes .... Der Schluß ist bekannt! Deutschland muß zusehen, wie Andere durch seine Auswanderer reich werden.

II.

Gegenüber den Erscheinungen, von welchen wir bisher gesprochen haben, darf es fürwahr als eine zeitgemäße Idee gelten, eine Colonial-Ausstellung zu veranstalten. Man illustrirt heutzutage Alles, von der Wissenschaft bis zur Kochkunst, durch Ausstellungen. Jeder Stand und Beruf, Landwirthschaft und Viehzucht, Fischerei, Gewerbe und Industrie, Schiffahrt und Handel, neuestens die Hygiene und die Elektrotechnik, haben ihre eigenen Tempel gefunden und finden sie noch immer bald in regionalen, bald in nationalen, bald in universellen Ausstellungen; die bildende Kunst, die Literatur, die Graphik, die Archäologie, die Ethnographie und Anthropologie, sie Alle zeigen ihre Leistungen und Fortschritte auf Ausstellungen; ja in Ungarn hat man sich sogar schon zweimal zu der absonderlichen Geschmacklosigkeit verleiten lassen, Expositionen von Frauenschönheiten mit Jury und Preisvertheilungen abzuhalten. Warum sollte nicht auch das Colonialwesen an die Reihe kommen? Auch daß Holland zur Einleitung einer solchen Veranstaltung wegen der politischen und wirthschaftlichen Bedeutung seiner Colonien und mit Rücksicht auf seine geographische Lage vorzüglich berufen sei, konnte keinem Zweifel unterliegen. Als daher im August 1881 allen Regierungen officiell bekannt gegeben wurde, daß es einem Vereine von Patrioten (darunter allerdings Belgier und Franzosen) gelungen sei, die Mittel aufzubringen, um unter dem Protectorate des Königs und dem Ehren-Präsidium des Ministers der Colonien eine internationale Colonial- und Export-Ausstellung im J. 1883 in Amsterdam zu veranstalten, durfte man zuversichtlich erwarten, daß ein gesunder Gedanke von berufenen Kräften verwirklicht werde. Die vielversprechende Voraussetzung war dabei, daß die Niederlande, als eine der ältesten Colonialmächte selbst, die weitreichende Bedeutung der Colonien in socialer, wirthschaftlicher und politischer Beziehung zeigen, daß sie gewissermaßen an der Hand einer illustrirten Geschichte und Statistik darlegen werden, was ihre überseeischen Besitzungen einst waren und was sie durch Cultivation heute geworden sind; man durfte erwarten, daß sich ebenso die übrigen Staaten, welche Colonien besitzen, in einer zu dergleichen Parallelen anregenden Weise präsentiren und daß die specifischen Verhältnisse des Welthandels nach Ausfuhr- und Einfuhrgebieten und Hafenplätzen zur Anschauung gelangen würden. In dieser Beschränkung hätte nach unserer Ansicht die Meisterschaft gelegen; man hat sie leider nicht bewahrt. Zwar der Titel „Colonial- und Export-Ausstellung" blieb unverändert, aber der Inhalt ging weit über diesen Rahmen hinaus. Schon die im Jahre 1881 versendete officielle Verlautbarung ließ es erkennen; sie erklärte, daß die Ausstellung in fünf große Abtheilungen zerfallen werde, 1. die Colonial-Ausstellung, 2. die Export-Ausstellung, 3. eine retrospective

Ausstellung der schönen Künste und der Kunstgewerbe, 4. Special-Ausstellungen und 5. Vorträge und wissenschaftliche Congresse. Wenn man sich vor Augen hält, wie das ganze System aufgebaut wurde, so wird man sofort gewahr, daß in der ersten Abtheilung die Colonialfrage in der umfassendsten Weise behandelt, aber auch abgeschlossen ist, wogegen alles Folgende mit geringfügigen Ausnahmen einfach eine Wiederholung der schon oft und anderwärts viel besser arrangirten Weltausstellungen bildete. Die Veranstalter selbst schienen das Unpassende der folgenden Gruppen gefühlt zu haben, indem sie erklärten, die Colonial-Ausstellung bilde die Grundlage der ganzen Exposition; sie solle das vergleichende Studium der verschiedenen Colonisations-Systeme, der Sitten, Gebräuche und Lebensgewohnheiten der Bewohner der überseeischen Länder ermöglichen, deren Arbeiten und Verkehrsmittel zeigen und indem sie eine richtige Vorstellung dessen gebe, was bereits geleistet worden, natürlich auch andeuten, was noch auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und des Verkehrs zu leisten erübrige. Hier hatte man die richtige Sphäre bezeichnet; warum man sie dennoch überschritt, ist kein Geheimniß; geschäftliche Interessen machten es rathsam, auch anderen Dingen die Pforten der Ausstellung zu öffnen. So entstand ein Sammelwerk von durchaus ungleichem Werthe, ohne innere Zusammengehörigkeit und mit Fälschung des ursprünglichen Charakters. Während wir von der eigentlichen Colonial-Ausstellung sagen können, ihr Programm habe eine offenbar auf reichen Erfahrungen beruhende Auswahl der relevanten Factoren aller und jeder Colonialpolitik, ein System der Anatomie und Physiologie des Coloniallebens enthalten, dürfen wir von den übrigen Theilen schweigen.

Die unsere Aufmerksamkeit ausschließlich fesselnde Colonial-Ausstellung im engeren Sinne war in drei große, die Charakteristik jeder Niederlassung bestimmende Gruppen zerlegt. Die I. Gruppe sollte die Natur der colonisirten oder beherrschten Länder, die II. Gruppe die eingeborene Bevölkerung und deren Lebensweise, die III. Gruppe die Europäer und deren Verhältniß zu den Eingeborenen anschaulich machen. Nach diesem obersten Eintheilungsgrunde wurden weitere Classen gebildet, von deren Inhalt man ohne Uebertreibung behaupten kann, daß Niemand, der die Colonialfrage gründlich beurtheilen will, denselben außer Acht lassen darf.

So zerlegte man zunächst die Gruppe der natürlichen Bedingungen in sieben Classen; die erste derselben: die „Geographie der überseeischen Länder" konnte nur in der einschlägigen Literatur, den Land- und Reisebeschreibungen, Topographien, Atlanten, Karten, Plänen, Reliefs und Profildarstellungen vorgeführt werden. Was man aber durch dieses Darstellungsmittel leisten kann, zeigten die reichhaltigen, gediegenen Sammlungen in dem Ausstellungs-Palais der niederländischen Colonien, den jedenfalls des Studiums werthesten Räumen der ganzen Amsterdamer Exposition. Selbst der flüchtige Besuch überzeugte Jeden von dem hohen geographischen, statistischen und historischen Werthe der zunächst in dieser Classe von wissenschaftlichen Vereinen, von Instituten und Privatgelehrten aus Holland und Java zusammengebrachten Sammlungen. Die Batavische Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, die königl. Association für Naturwissenschaften in Batavia, das königl. Institut für Niederländisch-Ost-

indien im Haag, die Niederländische geographische Gesellschaft und viele Andere boten ihr Bestes, um die Bedeutung dieser Classe ins richtige Licht zu setzen. Wir nennen nur den von Melvill van Carnbée begonnenen und vom Chef des topographischen Bureau's in Batavia, W. F. Versteeg vollendeten General-Atlas von Niederländisch-Ostindien in 60 Karten und das Werk des Professors Veth über „Java", eine der vorzüglichsten Leistungen der einschlägigen Literatur. Diese und die zahlreichen Specialkarten von Java, Madura, Sumatra, Celebes, Borneo beweisen den unermüdlichen Eifer, mit welchem die Holländer in den letzten zwanzig Jahren in der Durchforschung des malayischen Archipels die Lücken des Wissens auszufüllen trachteten, welche frühere Apathie offen gelassen hatte. Der vortrefflich gearbeitete Katalog[1]) bildete in seiner informativen Einleitung selbst eine schätzbare bibliographische Fundgrube.

Wie wenig ernst von Seite der übrigen Colonialregierungen die Betheiligung an der Amsterdamer Ausstellung genommen wurde, erwies sich am deutlichsten an dem fast gänzlichen Mangel von Beiträgen zu dieser Classe; nur einige australische Colonien und Britisch-Ostindien hatten sich die Mühe genommen, die allbekannten Blue books und andere Reports in einigen Exemplaren aufzulegen.

Die zweite Classe, Meteorologie und Erdmagnetismus, sollte die klimatischen Verhältnisse der Colonien darstellen; daß man auch hier auf Literaturbehelfe, Atlanten und Diagramme angewiesen war, ist selbstverständlich. Reicher gestaltete sich die Ausbeute in der dritten Classe, welche dazu diente, die landschaftliche Physiognomie der überseeischen Gebiete und deren Cultivation in Gemälden, Zeichnungen, Stichen und Photographien zur Anschauung zu bringen. Auch hier liegt der tiefere Sinn in dem Zusammenhange der Bilder mit der Colonisationsfrage selbst. Das naturwahre Gemälde und die Photographie aus verschiedenen Perioden herrührend, z. B. die Tuschbilder des alten Batavia aus der Zeit des Generalgouverneurs Reinier de Klerk (1777—1780) und daneben die Aquarelle und Photographien oder die Zeichnungen des Jonkheer Rappard, welche die heutige Stadt und Umgebung zeigen, sind die sprechendsten Argumente für die großartigen Veränderungen, die die europäische Cultur im Vereine mit der reichen Tropennatur während eines Jahrhunderts zuwege gebracht hat. Andererseits geben dergleichen Abbildungen in vielen Fällen den Ausschlag, wenn der Emigrant den Zielpunkt seiner Reise erst auswählt; sie sind ein Lockmittel für den Unschlüssigen, ein kräftiges Werkzeug der Auswanderungs-Agenten. Der Besuch der Amsterdamer Ausstellung überzeugte uns, daß von Seiten einiger

[1]) Der leider erst in der zweiten Septemberhälfte vollendete Katalog: Catalogue de la Section des Colonies Néerlandaises, Leyde, 1883, ein stattlicher Octavband von 826 Seiten unter der Redaction und mit vielen Beiträgen des oben genannten ausgezeichneten Fachgelehrten Prof. P. J. Veth mit großer Sorgfalt bearbeitet, enthält mehr als man gewöhnlich in solchen Gelegenheitsschriften vermuthet. Die Einleitungen jeder Classe und die Erläuterungen bringen eine Menge historischer und statistischer Daten und eingehende Informationen über die politischen, rechtlichen, socialen und wirthschaftlichen Zustände der niederländischen Colonien. Der Katalog bildete in diesen Beziehungen einen wahren Lichtblick gegenüber den Schattenseiten der Amsterdamer Ausstellung und wird als Quellenwerk gewiß noch lange in der Literatur benutzt werden.

Colonien — und dazu gehören vor Allem die Niederländischen — von diesem Mittel ein mäßiger, auf das Wesen der Sache beschränkter Gebrauch gemacht, von manchen anderen aber ein offenbar auf Täuschung berechneter Mißbrauch damit getrieben worden ist. Die Landschafts- und Städtebilder von Java, Sumatra und Celebes erfüllten vollkommen ihren Zweck, sowohl in der retrospectiven als actuellen Beziehung; auch die spanischen Colonien in Westindien schmückten die Wandflächen ihrer überhaupt trefflich geordneten Exposition mit charakteristischen Veduten. Was dagegen in dem circusähnlichen Pavillon von Surinam und in den Sectionen mehrerer anderer amerikanischer Ansiedelungsgebiete vorgeführt wurde, konnte höchstens die Intentionen der Ausstellungs-Commission compromittiren.

Wenn die vorangehenden Theile, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, die kosmischen und bodenplastischen Bedingungen der Colonisation veranschaulichen sollten, so lieferten die nächstfolgenden eine Uebersicht der Bodenschätze und der Belebung der Erdoberfläche durch Pflanzen- und Thierwelt, sowie die anthropologische Charakteristik der autochthonen Volksstämme. Hier folgte in rationeller Anordnung zunächst die geologisch-mineralogische Classe mit Beschreibungen, graphischen Karten, Gesteinssammlungen und Nachweisen des Ertrages der einschlägigen Productionszweige. Die Gelegenheit, sowohl die geologische Tektonik als den Mineralreichthum einzelner Colonien vorzuführen, wurde in einer meist gelungenen, oft sogar glänzenden Weise ausgenützt. Auch die sonst gedankenlos die Ausstellungsräume durcheilenden Besucher, welche nur Neugierde dahin führte, blieben doch gewiß vor der silberglänzenden, etwa $2^1/_2$ Meter hohen und 1 Meter breiten Pyramide stehen, welche die tägliche Zinnausbeute der Billiton-Gesellschaft plastisch darstellte. Die Inseln Bangka und Blitong besitzen in diesem Productionszweige reiche Quellen des Erwerbes; er ist auf Bangka seit dem Jahre 1710 bekannt, und man schätzt die Menge von Zinn, welche bis zur Occupation durch die niederländische Verwaltung (1821) erbeutet wurde, auf $82^1/_4$ Mill. Kilogramm! Was in Singkep und an der Ostküste von Sumatra gewonnen wird, fällt nicht so sehr in die Wagschale. Der gesammte auf Rechnung von Privaten und durch die Regierung bewerkstelligte Export von Zinn aus Niederländisch-Ostindien beträgt jetzt jährlich im Durchschnitt über 10 Millionen Kilogramm, also weitaus mehr als in ganz Europa producirt wird. In noch reichhaltigerer und glänzenderer Weise haben die australischen Colonien ihre geologische Structur und ihren Mineralreichthum dargestellt. Die Goldpyramide von Victoria, die das erste Mal auf der Universalausstellung in London im Jahre 1862 allgemeines Staunen erregte, ist seither mächtig in die Höhe und Breite gewachsen; sie repräsentirt heute eine Masse von 1,949,059 Kilogramm Gold, welche von 1851 bis Ende 1882 gewonnen wurde und das nette Sümmchen von 4126 Millionen Mark (genau 206,288,400 Pfd. St.) ergibt. Wie in diesen am meisten in die Augen leuchtenden Beispielen war in hundert Einzelheiten und Wiederholungen die Charakteristik der meisten Colonialgebiete unter den besprochenen Gesichtspunkten glücklich dargelegt.

Aehnliches gilt von der fünften, das vegetabilische Reich umfassenden

Classe; lebende und getrocknete Pflanzen, Beschreibungen und Versinnlichungen der Flora jedes überseeischen Landes bildeten ihren Inhalt. Die Ueppigkeit und Reichhaltigkeit des Pflanzenschmuckes der Sunda-Inselgruppe, die phantastischen jeder Beschreibung spottenden Vegetationsbilder von Ceylon, die sich ewig verjüngende Flora der Philippinen und der tropischen Ansiedelungsgebiete von Westindien und Südamerika durfte man freilich nicht in Amsterdam suchen. Die schwachen Bemühungen, die dem Nordländer ungewohnten Pflanzenformen in Glashäusern und im Ausstellungsgarten vorzuführen, dürfen als mißlungen gelten; wenn man mit einiger Phantasie sich in das Naturgemälde versenkt, das uns Reisebeschreibungen, wie Haeckel's herrliche Schilderungen von Ceylon, enthüllen, so hat man einen höheren Genuß und eine richtigere Vorstellung als das kleinliche Warmhaus der Ausstellung, die javanischen Gartenanlagen, die Tabakpflanzungen, die unter dem nordischen Himmel fröstelnden Kaffeebäumchen oder Cinchonasprößlinge bieten konnten; die Fülle der Pisanggewächse, der Cycadeen und Palmen, welche in den heißen Ebenen der Südsee-Inseln heimisch sind, die von feuchten Thalwänden beschatteten baumartigen Farnkräuter und die von kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkten Cinchonen, welche die wohlthätige Fieberrinde liefern: sie alle vermochte man an den rauhen Gestaden der Zuyder-See kaum wieder zu erkennen. Desto vollständiger fand man die Producte des Pflanzenbaues, welche die Colonialländer den Weltmärkten liefern: Nahrungs- und Genußmittel, die im europäischen Verbrauche heute eine so hervorragende Rolle spielen, wie das tägliche Brot; Gewürze und Reizmittel, deren Genuß die nervöse Gesellschaft unseres aufgeregten Zeitalters nicht mehr entbehren kann; Droguen und Heilmittel, welche den Schatz der Pharmakopöe bereichern; Farbstoffe, spinnbare Fasern und andere Grundlagen der Großindustrien.

Wir sind überzeugt, daß die Amsterdamer Ausstellung auf diesem Gebiete jede ihrer Vorläuferinnen übertroffen hat; denn nicht bloß die niederländischen, sondern auch die übrigen, insbesondere die französischen und spanischen Colonien, ja alle überseeischen Länder wetteiferten in einer reichen Auswahl der unendlich mannigfaltigen Pflanzenschätze, welche unter den glücklichen Himmelsstrichen mit leichter Mühe herangezogen werden. Die Waarenkunde und Pharmakognosie dürften manche Ausbeute in Amsterdam gemacht haben und man wird gewiß bald aus fachmännischen Berichten erfahren, was sich an neuen Errungenschaften oder Nutzanwendungen daraus ableiten läßt. Dem Laien blieb selbstverständlich das Detail verborgen und auch dem Specialisten mußte die Anordnung der Objecte, welche in verschiedenen Classen zerstreut waren, das Aufsuchen erschwert, sogar vielleicht das Studium vereitelt haben. Aber schon die flüchtige Wanderung zeigte, daß hier ein Material zusammengetragen war, wie es nicht reichhaltiger als Grundlage der werthvollsten Museal-Sammlungen gedacht werden könnte. Die Massenhaftigkeit der Objecte illustrirte den colossalen Umfang des Verbrauches dieser Rohstoffe, am deutlichsten wohl bei drei Genußmitteln, denen die civilisirte Menschheit tributär geworden ist: Kaffee, Thee und Tabak.

Bekanntlich liegt der Schwerpunkt unserer Kaffee-Versorgung jetzt in Brasilien; dieses liefert allein gegenwärtig mehr als die Hälfte alles in den Handel kommenden Kaffee's (im Jahre 1882—83 3,6 Millionen M. Centner); zieht

man die Bedeutung der übrigen süd- und mittelamerikanischen und der westindischen Gebiete in Rechnung, so wird das verhältnißmäßige Zurückdrängen der ursprünglichen Bezugsquelle der edelsten Kaffeebohnen, des Orientes, begreiflich. Der echte Mokka ist heute eigentlich eine Illusion geworden; die Pflanzungen der Hügel und Thäler des inneren Arabiens und des Yemens, von welchen die feinduftenden Sorten herrühren, liefern ein so geringes Erträgniß, daß unter tausend Personen, denen angeblich „echter Mokka" vorgesetzt wird, wohl kaum Eine wirklich einen solchen erhalten kann. Auch in Ceylon und in Niederländisch-Ostindien geht die Kaffee-Cultur allmälig zurück (Java trägt nur noch ungefähr 15 Procent zur Gesammtmenge bei), sie weicht dem Uebergewicht der transatlantischen Länder. Die Colonial-Ausstellung in Amsterdam hat diese Thatsachen lebhaft vergegenwärtigt; während die Niederländischen Colonien in bescheidenem Maße vertreten waren, wußte Brasilien sensationell zu wirken. Die vom Centro da Lavoura e Comercio in Rio de Janeiro organisirte Collectiv-Ausstellung enthielt über 1000 Muster von Kaffee, welche von 911 Plantagen und 879 Exponenten beigetragen waren: eine imposante Schlachtreihe im Concurrenzkampfe, der von brasilianischer Seite seit einigen Jahren mit Energie und sehr geschickt geführt wird. Der größte Theil des umfangreichen brasilianischen Special-Kataloges war mit Nachweisen und Anpreisungen von Kaffee gefüllt, und man las aus denselben deutlich heraus, daß die Kaffee-Cultur die allerwichtigste Existenzquelle Brasiliens geworden ist.[1])

Was das zweite der allgemeinen Sympathie sichere Genußmittel, den Thee betrifft, so hat die Ausstellung ebenfalls in der augenfälligsten Weise diejenigen Veränderungen illustrirt, welche sich im Laufe der letzten Jahre in der Weltwirthschaft vollziehen. China steht vor der Gefahr, seine unbestrittene Suprematie als Theelieferant der ganzen Welt einzubüßen; nicht das ostasiatische Nachbarreich Japan, welches in den ersten siebenziger Jahren rasch emporwuchs, seither aber nur Rückschritte in diesem Culturzweige macht, sondern Britisch-Ostindien droht mit mächtigem Wettbewerb. Noch vor Kurzem geringschätzig behandelt, haben die ostindischen Theesorten in den letzten fünf Jahren, wie man einstimmig zugibt, ganz außerordentlich an Qualität gewonnen. Die rationelle Anlage der Pflanzungen, die richtige Behandlung der Ernten im Gegensatze zur Schleuderhaftigkeit des chinesischen und japanischen Theebaues, haben eine wirkliche Verbesserung und die Concurrenzfähigkeit mit den gewöhnlichen — nicht hochfeinen — chinesischen Sorten bewirkt. Der britische Handelsgeist hat in seiner zähen, energischen Weise das Uebrige gethan, um das Colonialproduct in Australien und Amerika einzuführen und über London in ganz Europa zu verbreiten. Man kann das Anwachsen der indischen Zufuhren von Jahr zu Jahr in der steigenden Procentzahl des britischen Theehandels verfolgen. Noch im Jahre 1872 war von allem nach England kommenden Thee nur ein Zehntel

---

[1]) Le Brésil à l'Exposition internationale d'Amsterdam 1883. Lisbonne 1883. Sowohl die technische, als die ökonomische Seite der Kaffeeproduction ist in dieser Schrift eingehend — vom Parteistandpunkte — erörtert. Nicht weniger als sieben Bücher und Broschüren über den Kaffee, seine Geschichte, Cultur, Zubereitung, die bisherigen Erfolge u. s. w. waren aufgelegt.

indischen Ursprunges; im Jahre 1879 schon ein Fünftel und im Jahre 1882 nahezu zwei Fünftel! Diese Thatsache hatte die Ausstellung verkörpert; China hatte sich in derselben überhaupt nur mit dem gewohnten und bekannten Aufgebote von Porzellan, Lackwaaren, Bronzen, Stoffen, Nippes aller Art bemerkbar gemacht, und war durch die Regierung und ein paar speculative Kaufleute so schlecht vertreten, daß es kaum der Mühe lohnte, bei seiner Exposition länger zu verweilen. Thee erschien hier nur in kleinen Packeten, die zu theueren Preisen an die naiven Besucher reißend abgesetzt wurden: die guten Leute hätten sich das in jedem Kaufladen von Amsterdam billiger verschaffen können! Von einer wirklichen Repräsentation des heutigen Standes der Thee-Cultur war in der chinesischen Section ebenso wenig die Rede, wie in der japanischen. Denn Japan hatte sich nicht eigentlich officiell betheiligt; von Landesproducten war nichts zu finden. In Folge dessen behauptete Britisch-Ostindien mit seiner imposanten Thee-Ausstellung leicht den ersten Platz; es wußte dafür ebenso geschickt Reclame zu machen, wie Brasilien für den Kaffee. Das Calcutta-Tea-Syndicate hatte eine Collection veranstaltet, welche ebenfalls auf nahezu 1000 Muster zu veranschlagen ist; sämmtliche unter gutem Namen bekannten chinesischen Theesorten waren in der britisch-ostindischen Collection wieder zu finden: der Pekoe-Souchong, Flowery Pekoe, Orange Pekoe, Mandarin Pekoe 2c. Soweit das Oeffnen der Gläser die Probe zuließ, konnte man sich überzeugen, daß hier die ganze Scala des Parfums vertreten ist, vom Heu- und Honiggeruch bis zum zarten, angenehm duftenden oder aromatischen „Tea-Scent". Die Photographien der Theegärten in Terai und Assam ergänzten das Bild, dessen Attractionskraft für das große Publicum dadurch gesteigert wurde, daß das Tea-Syndicate in einem mit Teppichen und Divans geschmackvoll ausgestatteten Empfangsraume täglich zu gewissen Stunden indischen Thee gratis serviren ließ.

Gleich diesen beiden hat auch das dritte oben erwähnte Genußmittel: der Tabak seinen Platz in der Colonialausstellung recht umfangreich eingenommen. Das Rauchen scheint noch immer der Production des Tabakes voranzueilen; denn trotz der unter den verschiedensten Formen gehandhabten enormen Besteuerung dieses Genusses in allen Ländern, trotz der Schwierigkeiten, welche der Cultur, Fabrikation und dem Handel bereitet wird, hört man aus keinem Theile der Welt Klagen über mangelnden Absatz, sondern Amerika und Asien vereinigen sich in der Erzeugung der werthvollen edleren Blätter und überlassen Europa unbesorgt die Cultur der Mittelwaare. Was die Exposition geboten hat, zeigte keine irgendwie bemerkenswerthe Wandlung in den bisherigen Verhältnissen. Die Thatsache, daß die Vereinigten Staaten von Amerika fast die Hälfte alles außereuropäischen Tabakes liefern, daß Westindien in Bezug auf den Werth hoch über Ostindien steht und daß speciell die holländischen Colonien seit zehn Jahren ihre Ernten auf die Hälfte reducirt sehen, ist nicht mehr neu und hängt mit den gegebenen natürlichen Verhältnissen unabänderlich zusammen[1]). Auf Schritt und

[1]) Die Tabak-Ernten von Java und den Molukken haben im J. 1872 und 1873 noch je 23 Mill. fl. holländisch ertragen; im J. 1879 nur $4^1/_2$, und im J. 1880 und 1881 je 9 bis 10 Mill. fl. Dagegen stieg der Werth der Tabak-Ernten Sumatra's von 1 Mill. fl. im J. 1872

Tritt in den Ausstellungsgebäuden selbst und in zahlreichen Kiosken des Parkes stieß man auf Muster-Collectionen von Blättern und Fabrikaten, auf Verkaufsläden und Reclamen; die spanischen Colonien waren auf diesem Gebiete officiell sehr schwach vertreten, weil sie es mit Beruhigung den Privatunternehmern überlassen konnten, für entsprechende Propaganda zu sorgen; dagegen hatte sich für die niederländischen Colonien ein „Comité der collectiven Tabak-Ausstellung" gebildet, welches in einem eigenen Pavillon die verschiedenen Sorten roher Tabaksblätter, dann in plastischer Repräsentation das Verfahren des Trocknens, Sortirens und der Fabrikation und endlich die fertigen Cigarren zeigte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die uns der wohlwollende Leser hoffentlich verzeiht, weil sie ja nur die Genüsse des Frühstückstisches: Thee, Kaffee und eine gute Cigarre, betroffen hat, zu der Systematik der Colonialausstellung zurück. Die sechste Classe umfaßte das animalische Reich, die Fauna der überseeischen Länder. Die zoologischen Gärten, durch deren Anlage und Erhaltung gerade Amsterdam, Rotterdam und das nahe Antwerpen sich auszeichnen, bieten begreiflicher Weise ein unendlich bunteres und anregenderes Bild und leiten unsere Phantasie zu richtigeren Vorstellungen von der Belebung der Inselwelt des malayischen Archipels, der tropischen Landschaften Indien's und Südamerika's, als die ausgestopften Thiere, präparirten Vögel, Reptilien, Insecten oder die Abbildungen derselben. Die Ausbeute des Besuchers in diesem Theile der Ausstellung mußte daher ziemlich enttäuschend sein. Desto mehr wurde er in der siebenten Classe: der Anthropologie entschädigt. Mehrere überseeische Länder hatten durch Wachsmodelle, Mannequins, plastische Reproductionen, Abbildungen und anatomische Präparate kleine, aphoristische Beiträge geliefert; eine wirklich erschöpfende Realisirung dessen, was das Programm für diese Classe vorgedacht hatte, fand sich nur in dem niederländischen Colonialgebäude. Mit tiefem wissenschaftlichen Verständnisse geordnet waren unter Glaskästen eine Sammlung von nahezu 200 Schädeln, dann zahlreiche Becken und mehrere Skelette der Bewohner der verschiedensten Provinzen von Java, Madura, Sumatra und Neu-Guinea aufgestellt; im Zusammenhange mit der diese Gebiete behandelnden anthropologischen Literatur und einem Album von 400 Abbildungen der Malayen, Sundanesen, Javanesen, Maduresen, Atschinesen, Hindus und anderer autochthonen Stämme des indischen Archipels lieferten sie dem Fachmanne ein reiches, bisher noch niemals so vollständig gesammeltes Material. Das große Publicum ging nicht ohne begreifliches Unbehagen an diesen Schränken vorbei; man bot ihm einen angenehmen Ersatz in den lebenden Exemplaren der Eingeborenen von Ostindien und Surinam, welche man für die Dauer der Ausstellung nach Amsterdam hatte kommen lassen. Es war eine Truppe von Javanesen aus Preanger, Männer, Weiber und Kinder, welche die melancholische mit Pantomimen verbundene Nationalmusik des „Gamelang" producirten; sie entlocken den metallenen Becken, Holz- und Metallharmonikas, mit flacher Hand geschlagenen Trommeln, Gongs und Glocken die traurigen Töne in einförmiger immer wieder-

---

stetig bis auf 14¼ Mill. fl. holl. im J. 1881. (Vgl. „Der Tabak der niederländischen Colonien. Internat. Colonial-Ausstellung. Amsterdam 1883".)

kehrender Melodie. Der officielle Ausstellungsführer bezeichnete uns diese „geheimnißvolle Musik als den wunderbaren klagenden Nachklang, der die Naturlaute im javanischen Walde nachahmen soll und nach dessen Tact Tänzerinnen in dunkelbraune Sarongs gekleidet und mit dünnen Slendang umhüllt, sich wiegen und beugen." Wir können versichern, daß im Gamelang in Amsterdam oft recht höllische Dissonanzen durchschlugen, welche die einfältigen Gesticulationen der nichts weniger als reizenden Tänzerinnen Amsa und Eno begleiteten; der Orchesterchef Santo Tarouno aus Samakarta scheint nicht sehr tiefe Studien in der Harmonielehre gemacht zu haben! Außer diesen Musikanten waren noch Gärtner und Handwerker mitgekommen, unter denen ein Malaye aus dem Hochlande von Padang und ein Atschinese aus Sumatra ethnographisches Interesse erweckten. Ebenso waren durch einen speculativen Unternehmer mehrere Familien von Eingeborenen aus Surinam, Rothhäute und Neger, nach Amsterdam befördert und in einem schon früher erwähnten circusähnlichen Pavillon dem Publicum gezeigt. Auch unter diesen, die theilweise in ihrer Kostümlosigkeit oder wenigstens Kostümarmuth erschienen, befanden sich mehrere für die Völkerkunde bemerkenswerthe Individuen. Einige gehörten dem Stamme der Arowaken an, welcher im Innern Guyana's und zwar nur noch in der Zahl von etwa 2000 Seelen lebt und von welchem nie vorher ein Repräsentant in Europa gezeigt wurde. Andere der ganzen 24 Köpfe zählenden Truppe, die Ende September schon kläglich fror und sich um eiserne Oefen kauerte, waren Angehörige des ebenfalls im Aussterben begriffenen Stammes der Caraïben (Galibis), die am oberen Surinam wohnen und bis heute an dem Götzendienst und dem Dogma der Seelenwanderung festhalten.

Wir haben schon zu lange bei diesen lebendigen Illustrationen der anthropologisch-ethnographischen Classe verweilt. Das System der Colonial-Ausstellung führt uns in die zweite große Gruppe unter dem Titel: Die Eingebornen der colonisirten oder beherrschten Länder. Der Gedanke, welcher hier verwirklicht werden sollte, bestand darin, das tägliche häusliche, gesellschaftliche und religiöse Leben der aboriginen Bevölkerung anschaulich darzustellen. Als Einleitung in die folgenden Einzelheiten wurde die Statistik der Bevölkerung in graphischen Tableaux vorzuführen versucht. Die wenigsten Colonialländer haben zwar Neues gebracht, die niederländische Section jedoch hat auch in dieser Hinsicht durch Karten und den vorzüglichen Katalog keine Lücke gelassen. Für den Zweck der plastischen Darstellung des häuslichen Lebens haben die Unternehmer der Amsterdamer Exposition unter Mithilfe der Colonial-Regierung in der That mehr gethan, als bei irgend einer früheren Gelegenheit in ähnlicher Richtung zu finden war. Man erinnert sich von den Weltausstellungen in Paris, London und Wien an das häufig bizarre und abenteuerliche Beiwerk von Nationalbauten, welches das Gesammtbild schmückte, ohne jedoch einen inneren Werth oder volle Naturwahrheit zu haben. Anders in Amsterdam; die Ausstellungs-Commission hatte einen Raum von 22500 Quadratmetern dem Colonialpark gewidmet und auf diesem Raume wurden die indischen Ansiedelungen durchweg nach Originalmodellen, mit Materialien, die direct aus den Colonien kamen, theilweise von eingeborenen Handwerkern erbaut, und nachher mit Menschen,

Thieren und Pflanzen aus derselben Heimath belebt. Da entstand jenseits eines Canals, den man auf einer mächtigen Bambusbrücke überschritten, der indische Kampong mit einer Menge von Wohngebäuden der verschiedensten Typen, des verschiedensten Grades von Wohlstand und Geschmack: das Haus eines wohlhabenden Bataviers, die Hütte eines armen Arbeiters, die befestigte Kotta wie sie der Stamm der Oulou ot Danoum bewohnt, ein weitläufiges Haus der Residenz von Japara mit allem Zubehör: kurz echte physiognomische Darstellungen der Wohnungsart in den Colonialgebieten. Mit diesen theils verbunden, theils besonders aufgestellt, folgten reiche Sammlungen von Einrichtungsstücken, Möbeln, Hausrath, Gefäßen, welche uns völlig in das Innerste des häuslichen Lebens einweihen; dann Kleider, Kostüme, Schmuck, in jener unerschöpflichen Abwechselung und Mannigfaltigkeit, wie wir sie nur noch bei den orientalischen Naturvölkern finden, verschieden nach dem Stamme, nach dem Range, nach dem Alter ihres Trägers, verschieden in der Ebene und im Hochlande, verschieden nicht nur auf jeder Insel, sondern in jedem einzelnen Districte. Kostümzeichner hätten hier reiche Anregungen empfangen; die Phantasie vermag nicht zu erfinden, was der ursprüngliche Volkssinn seit Jahrhunderten erhalten und individualisirt hat. An die Bekleidung reihte sich die Darstellung der Nahrungsmittel der Eingeborenen, die Art ihrer Zubereitung, ihres Genusses, ihrer Conservirung; der neugierige Besucher hatte sogar Gelegenheit, sich in einer der malayischen Hütten selbst von der Genießbarkeit einzelner dieser Leckerbissen zu überzeugen, welche in unsere modernen Menus kaum Eingang finden dürften. Ebenso fanden die Reizmittel der Naturvölker, der Sirih, Tabak, das Opium, der Palmwein u. s. w. ihre Vertretung. Durch Modelle, Mannequins und Abbildungen endlich suchte man die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen, besonders die Gebräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen und Volksbelustigungen zu illustriren.

Was in den Systemen wissenschaftlicher Statistik als Demographie bezeichnet wird, hatte in den bisher besprochenen Sectionen der Amsterdamer Ausstellung mit Bezug auf das Colonialleben, wie man entnimmt, eine sehr eingehende Beachtung gefunden; nicht bloß die niederländische, sondern auch mehrere andere Regierungen, welche sich in den übrigen Beziehungen wenig um die Einhaltung des Programms bekümmerten, widerstanden doch nicht der Versuchung, dieses Attractionsmittel für das große Publicum anzuwenden und plastische Gruppenbilder von Volkstypen in mehr oder minder decorativer Umgebung aufzustellen. Die reichhaltige Suite der Straßenscenen, beispielsweise in den „native shops“ von Britisch-Indien, erregte das weiteste Interesse besonders der ländlichen Besucher Hollands.

An den demographischen schloß sich nun ganz richtig der culturelle Theil der Colonialausstellung. Zunächst: die materielle Cultur und die Existenzmittel in allen Stadien der Entwickelung, von den primitiven Formen des Erwerbes durch Jagd und Fischfang beginnend, zur Viehzucht, den nützlichen Insecten, dem Ackerbau, Gartenbau, der Forstwirthschaft und dem Bergbau übergehend, um schließlich die Hausindustrien, das Kleingewerbe, die Verkehrseinrichtungen und den Handel zu beleuchten. Es würde uns zu weit ablenken, wollten wir das in diesen Abtheilungen wirklich gebotene Material auch nur flüchtig schildern; nach der

Aufgabe, welche sich unsere Besprechung des Colonialwesens stellt, dürfen wir uns darauf beschränken, die Methode anzudeuten, in welcher man überhaupt diese verschiedenen, scheinbar schwierig zu behandelnden Kriterien des materiellen Culturlebens anschaulich zu machen suche. Nur die niederländische Colonialregierung hatte diese Aufgabe zu lösen verstanden; der Katalog und die vorgeführten Objecte ergänzten sich so vortrefflich, daß aus der Lectüre des ersteren und dem Besichtigen der letzteren in der That eine klare Vorstellung zu gewinnen war. Der Katalog enthält beispielsweise eine Uebersicht der Jagdthiere und Fische des indischen Archipels, er enthält Beschreibungen ihrer werthvollen Eigenschaften, Angaben des Nutzens, welchen Pelz und Felle, Fleisch oder andere Theile des Thieres liefern, und Schilderungen des Verfahrens, wie das edle Wild, Tiger, Panther, Civetten, Elephanten, Rhinoceros, Tapire, Wildschweine, der große sundaische Banteng (Ochse), Hirsche erlegt, und die niedere Jagd auf allerhand Wildpret, der Vogelfang und die Fischerei betrieben werden; die Ausstellung zeigte uns ergänzend die Geräthschaften, Waffen, Fangeisen, Angeln, Netze, die Modelle der gebräuchlichen Fischerboote, die Gifte, welche die Eingebornen bei Jagd und Fischfang verwenden. In Bezug auf die Viehzucht gab der Katalog die Naturgeschichte der Hausthiere, machte uns mit der Mannigfaltigkeit der Racen und dem Reichthum der Colonien an Büffeln, Rindern, Pferden bekannt; die Ausstellung vervollständigte diese Daten, denn sie enthielt in den javanischen Original-Stallungen des Colonialparkes lebende Exemplare von Büffeln, Pferden, Schafen, Schweinen, Hunden, Katzen und Hühnern und überdies Abbildungen, Stallgeräthe, thierische Producte u. dgl. im Palais. In ähnlicher Weise wurden die übrigen Abtheilungen dieser Classe behandelt; die agrarpolitische Einleitung des Capitels Landwirthschaft weihte den Leser in die herrschenden Rechtsverhältnisse in Betreff des Grundeigenthums in die noch bestehenden Unterschiede zwischen Staats- und Gemeingütern, persönlichem und erblichem Grundbesitz und in die Austheilung des Landes ein; die Ausstellung hinwieder zeigte die Ackergeräthschaften, die Werkzeuge, den primitiven Büffelpflug, die Tinggala, den Gilingan, der unsere Egge ersetzt, den Gatgat, unsern Schollenbrecher, und wie alle die mannigfaltigen Instrumente der verschiedenen Typen und Districte heißen, daneben die Producte: Reis, Paddi, Sago, Tabak, Kaffee, Pfeffer, Muscatnüsse, Zuckerrohr und die übrigen Stapelproducte der malayischen Inselwelt. Daß man sich nicht entgehen ließ, den noch wenig ausgebeuteten Reichthum an werthvollen herrlichen Hölzern aus Ostindien und Surinam vorzuzeigen, — wie auch die spanische Colonialregierung dies in einer der vollständigsten von der Inspeccion general de montes de Filipinas zusammengestellten Collection gethan hat — ist selbstverständlich; das geschäftliche Interesse vereinigte sich in diesen Beziehungen mit der Tendenz der Belehrung.

In der gewerblichen Abtheilung war, was zunächst den niederländischen Colonialpalast betrifft, mehr für die vergleichende Technologie als für die Neigung Jener gesorgt, welche Ausstellungen als Augenweide betrachten und die orientalische Kunstindustrie zu schätzen wissen. Die geographische Isolirtheit der Sunda-Inseln hat es zu keinen unmittelbaren Beziehungen ihrer Bewohner mit dem Hindostan, China und Japan kommen lassen; der ganze Schatz reicher

künstlerischer Traditionen, welchem jene Theile Ostasiens bis heute ihre Ueberlegenheit auf vielen Gebieten des Kunstgewerbes danken, ist dem malayischen Archipel nicht zu statten gekommen; auch die Racen-Elemente haben gewiß ein entscheidendes Hinderniß gebildet; thatsächlich sind es daher nüchterne Formen, unglücklich gewählte Farben, primitive Techniken, deren sich die Javanesen und ihre Stammesbrüder in Niederländisch-Ostindien zumeist bedienen. Weder im keramischen Gewerbe, welches verhältnißmäßig noch am meisten gepflegt wird, noch in der Metallbearbeitung oder Textilindustrie ragen sie hervor; und diese Charakteristik war in der Ausstellung leicht zu bestätigen; mit einigen kostbaren, beinahe überladenen Elfenbeinschnitzereien, Filigran- und Schmuckarbeiten war das kunstgewerbliche Interesse erschöpft, die übrigen Objecte hatten nur technische Bedeutung. Was man in der niederländischen Ausstellung auf diesem Gebiete vermißte, ersetzten auch die übrigen überseeischen Colonialländer nur theilweise. China brachte, wie wir schon oben erwähnt haben, nur die mittelmäßigen Marktwaaren, die freilich reißenden Absatz fanden, weil sie sehr billig waren. Japan hatte sich nicht eigentlich officiell betheiligt; dagegen bildete sich ein Consortium von Unternehmern, welche neben den bekannten Artikeln der Schauläden auch ungemein reichhaltige und werthvolle Prachtstücke von Bronze- und Lackwaaren exponirten; der Fortschritt, welcher in diesen Kunsthandwerken sowohl technisch als ästhetisch während der letzten Jahre wieder gemacht wurde, mußte Jedem sofort in die Augen springen. Endlich war in einer von dem Hauptgebäude getrennten, im neuen Reichsmuseum untergebrachten „retrospectiven Ausstellung" die schon bekannte Sammlung der Geschenke zu sehen, welche der Prinz von Wales während seiner Reise in Britisch-Ostindien erhalten hatte. Diese Sammlung und was sonst an Werken des alten Kunstgewerbes neben derselben exponirt war, fügt sich jedoch nicht mehr in den Rahmen der Colonialfrage selbst ein, sondern hängt nur indirect damit zusammen.

Um die intellectuelle Cultur auch in ihrer selbständigen Bedeutung nicht unbeachtet zu lassen, hatte man zwei Classen: für Kunst und Wissenschaft einerseits, Religion und religiöse Gebräuche andererseits gebildet. In der ersten sollten vor Allem die Leistungen der einheimischen Künstler auf dem Gebiete der Malerei, des Zeichnens, Gravirens, der Plastik ihren Platz finden; daß sich hier im Allgemeinen wenig Bewundernswerthes fand, wird Niemanden in Erstaunen versetzen. Niederländisch-Ostindien freilich rühmt sich eines eingeborenen Malers von bestem Rufe: Raden Saleh, der um das Jahr 1814 in Samarang geboren wurde und im Jahre 1880 in Buitenzorg starb. Seine Landschaften, Thierstücke und Jagdbilder sind nicht unbekannt; sie schmücken mehrere Privatgallerien in Europa und wurden von den Besitzern für die Dauer der Ausstellung entlehnt. Aber auch Raden Saleh verdankt einen guten Theil seines Rufes dem Aufsehen, welches es erregte, daß ein javanischer Prinz mit Palette und Pinsel umzugehen verstand; und auch er hatte seine künstlerische Ausbildung nicht seiner Heimath, sondern europäischen Ateliers zu danken, in welchen er — zuletzt neben Horace Vernet — unter dem Schutze König Wilhelm's I. studirte. Erst 1852 war er wieder nach Java zurückgekehrt und verstand es hier allerdings sehr geschickt, die Eigenthümlichkeiten des großartigen Naturlebens

seines Vaterlandes darzustellen. Die Büffeljagden, der Löwenkampf, die wilden Thiere in der Flucht vor dem Waldbrande üben unter diesem Gesichtspunkt eine seltene Anziehungskraft. Nach der bildenden Kunst kam die Musik mit den Musikinstrumenten der Eingebornen: Trommel, Flöte, eigenthümlichen Saiteninstrumenten, dem Bambus-Instrument (einer Art Mundharmonika) und endlich dem schon oben erwähnten Orchester „Gamelang" an die Reihe; wer sich darüber näher belehren will, findet eine vollständige Sammlung im ethnographischen Museum in Leyden; das Interesse daran kann nur ein beschränktes sein. Auch das Theater und die scenischen Darstellungen haben nur ethnographischen Werth; sie concentriren sich auf den „Wayang" d. i. Marionetten, die aus Büffelkalbshaut ausgeschnitten, mit bunten Farben bemalt und vergoldet werden; sie stellen phantastische Götzen vor, die, seitdem der Islam in Java gesiegt hat, jede Aehnlichkeit mit menschlichen Wesen vermeiden und werden im Hintergrunde der Theaterbühne aufgehängt und bewegt. Ein Cyclus, der „Wayang Pourwo" enthält acht, ein anderer, der „Wayang Gedo" zwölf bizarre Gestalten. Den Abschluß dieser Classe bildete der — dürftige — Nachweis der Schreibmaterialien, Druckwerke, der wissenschaftlichen und Volksbildung, darunter manche zweifellos interessante javanische Manuscripte und Gebetbücher.

Was über die Religions- und Cultusverhältnisse der Colonien vorgeführt wurde, verdiente die höchste Beachtung des Culturhistorikers. Nicht bloß die übersichtliche Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse, die Prof. Veth im Kataloge gab, sondern ebenso sehr die Illustration derselben durch Götzenbilder, Zauberapparate, Amulette, Beschwörungsmittel, Weissagungs- und Traumbücher, durch Idole der polynesischen Religionen, Nachbildungen von alten Hindutempeln und von Moscheen der jetzt herrschenden islamitischen Gläubigen hätten allein ein umfassendes Studium erfordert.

Den Abschluß der ganzen zweiten Gruppe bildete die politische und militärische Organisation der Colonien. In der ersten Beziehung mußte der erläuternde Text zur Hauptsache werden; in der letzteren eröffnete sich dagegen ein weites Feld für die Entfaltung anziehender Expositionen. Regierungsform, Verfassung, Verwaltung, Justizwesen gestatteten nur mittelbare Darstellung in Abbildungen und plastischen Reproductionen von Regierungsgebäuden, Gefängnissen, Insignien u. dgl. Dagegen brachten die meisten überseeischen Länder und insbesondere die niederländischen Colonien Sammlungen und Trophäen von alten und modernen Waffen, welche gewiß hohen archäologischen und culturgeschichtlichen Werth hatten.

Indem wir uns zur dritten Gruppe der Colonialausstellung wenden, betreten wir dasjenige Gebiet, auf welchem sich die actuellen Strömungen der zur Auswanderung und Colonisation neigenden Völker begegnen: „Die Europäer in den Colonien und unterworfenen Gebieten; ihre Beziehungen zu den Eingeborenen." Das Lehrreichste dieses Theiles des Ausstellungsprogramms liegt in der Art und Weise, wie die anscheinend abstracte Frage in ihre concreten, faßbaren Elemente aufgelöst wurde; um den Zusammenhang festzuhalten, führen wir den Inhalt ohne weitere Unterbrechung an:

1. Niederlassung und Ausbreitung der europäischen Herrschaft in den Colonien durch Reisen, Eroberungen und Verträge; dargestellt in geschichtlichen Documenten, Kartenwerken u. s. w.

2. Die verschiedenen Colonial-Systeme; deren wirkliche Durchführung und dadurch erzielte Erfolge.

3. Die Land- und Seemacht; Befestigungs- und Vertheidigungsmittel.

4. Oeffentliche Bauten; Beschreibungen, Pläne und Projecte, Modelle, Karten, Zeichnungen und andere graphische Darstellungen derselben.

5. Post und Telegraphen, Telephone, Semaphore, Apparate, Modelle, Zeichnungen, Briefmarken ꝛc.

6. Handel und Schiffahrt mit und in den Colonien;

a) Literatur über die Gesetzgebung und Verträge, welche Handel und Schiffahrt betreffen, Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhr-Zolltarife, Piloten-Taxen, Hafen- und Anker-Gebühren, Hafen-Reglements.

b) Vergleichende Statistik des Handels und der Schiffahrt vor und nach der Erniedrigung oder Beseitigung von Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhr-Zöllen, ebenso des Handels und der Schiffahrt der Colonien unter einander, mit dem Mutterlande und den fremden Staaten vor und nach der Aufhebung der Differentialzölle; und endlich des Antheils, welchen die Dampf- und Segelschiffahrt an der Handelsbewegung nimmt.

c) Land- und Wasserstraßen-Verkehrsmittel; erläutert durch Beschreibungen und Modelle derselben. Dampf-, Segel- und Ruderschiffe für die Verlade-Operationen; Werften, Docks, Lichterschiffe, Krähne, Taucherapparate ꝛc., Modelle, Zeichnungen und Schnitte. Statistische Daten über den Verkehr im Zusammenhang mit den Tarifen, insbesondere mit Rücksicht auf die Eisenbahnen.

d) Nachweise über Handels- und Credit-Institute.

e) Münzen, Währung, Stempel.

7. Ackerbau und Industrie.

a) Beschreibung der Leistungen der Europäer auf dem Gebiete der Boden-Cultur. Modelle der im Ackerbau verwendeten Geräthschaften und Maschinen. Versuchsstationen. Betriebssysteme.

b) Landwirthschaftliche Statistik, insbesondere in graphischen Darstellungen, welche die Schwankungen der Production, der Preise, der Culturkosten angeben und den Unterschied der Regierungs- und Privat-Culturen erkennen lassen.

c) Landwirthschaftliche Producte: Muster.

d) Forst-Cultur und Baumzucht; Sammlungen der wichtigsten Hölzer, welche in den Colonien selbst für Häuser- oder Schiffbau verwendet werden und für den Export empfehlenswerth sind.

e) Bergbau, Hüttenwesen, artesische Brunnen.

f) Europäische Industrie, Fabriken und Handwerke.

8. Das häusliche und sociale Leben der Europäer.

a) Nothwendige Reise-Ausrüstungen für Diejenigen, die nach den Colonien gehen oder von dort kommen, für die Pioniere der Ansiedlungen und für wissenschaftliche Expeditionen.

b) Das Leben in den Colonien, dargestellt durch Zeichnungen und Modelle der Wohngebäude, Einrichtungsstücke und Kleider, der Nahrung und der nicht in Europa gebräuchlichen Unterhaltungen und Belustigungsmittel.

c) Der Pauperismus und die Mittel, denselben zu bekämpfen. Die Armenpflege.

9. Erziehung und Unterricht.

a) Vorbereitungs- und Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen.

b) Missionen; Nachweis der Leistungen und Erfolge der Missionäre.

10. Wissenschaftliche Forschungen.

a) Bedingungen für das Anlegen wissenschaftlicher Sammlungen von Thieren, Pflanzen, Mineralien, geologischen Typen, ethnographischen Objecten u. s. w. Mittel der Conservirung.

b) Instrumente für wissenschaftliche Beobachtungen, für astronomische und geodätische Arbeiten, Höhenmessungen, hydrographische, meteorologische, magnetische und andere Aufnahmen.

c) Die Presse und ihre Erzeugnisse; Bücher, periodische Werke, Journale, Illustrationen, Einbände.

Selbst ein flüchtiger Blick auf diese Uebersicht zeigt einerseits, daß man es hier mit einem in sich geschlossenen System zu thun hat, welches von denjenigen jeder vorhergehenden Weltausstellung ganz und gar verschieden ist; andererseits wird man daraus entnehmen, daß dasselbe in der That die ungemein verwickelte Colonialfrage in ihre Atome zerlegt. So wenig möglich oder passend es wäre, an dieser Stelle in den Inhalt des erläuternden Textes und der Kataloge selbst einzugehen, oder Ausstellungsobjecte zu beschreiben, ebenso hoffen wir, daß die Mittheilung der Umrisse als solcher eine unmittelbare Berechtigung hat. Denn offenkundig stehen diese Dinge im innigen Zusammenhange mit den vielen in der Luft schwebenden Projecten von Colonisation, mit der gegenwärtig herrschenden Strömung der europäischen Westmächte, in überseeischen Gebieten neue Niederlassungen zu gründen oder die alten zu erweitern.

Fragen wir uns um die wirkliche Durchführung dieser letzten Gruppe des Programms, so zeigt sich von Allem, daß die britische Colonial-Regierung in allen Classen der Amsterdamer Ausstellung hätte reicher vertreten sein können, wenn sie ein Interesse daran gehabt hätte, dieselbe officiell zu beschicken. Niemand, der die Weltausstellungen in London, die Museen und Sammlungen dort besucht hat, oder die reiche Literatur verfolgt, welche über die Colonien besteht, wird dies bezweifeln; daß insbesondere die sämmtlichen Punkte des oben mitgetheilten Programmes von dieser Seite stets beantwortet werden könnten, lehren uns die Blue books und die großartig angelegten, mit immensem Kostenaufwande fortgesetzten Durchforschungen, Erhebungen und Nachweise, welche in den werthvollsten Sammelwerken über Britisch-Ostindien und Australien herausgegeben werden. Großbritannien ist sich über die Ziele seiner Colonialpolitik und über die geeigneten Mittel zur Erreichung derselben vollkommen klar. Daß Holland die ganze Tragweite einer tief eindringenden, rationellen Beherrschung der Colonialfragen nach jeder Richtung würdigt, hat nicht nur die Veranstaltung, sondern auch die ausgezeichnete Durchführung der Amsterdamer Colonial-Ausstellung bewiesen; die vorstehende kurze Schilderung hat Einiges davon wiedergegeben. Wer das fast unerschöpfliche bibliographische Material und die Erläuterungen des Kataloges vor Augen gehabt hat, muß unbefangen zugeben, daß die niederländische Regierung in der Durchforschung aller Lebensbedingung ihrer Colonien während der letzten dreißig Jahre mehr gethan hat, als in früheren Jahrhunderten geschah. Im Gegensatze zu diesen beiden Staaten hat sich aber ebenso zweifellos aus der Art und Weise, wie Portugal und Spanien auf dieser Ausstellung vertreten waren und aus der Lückenhaftigkeit der Informationsquellen, welche sie bei diesem Anlasse nicht zu verhüllen vermochten, die weitaus geringere intellectuelle Beherrschung ihres Colonialbesitzes, und mittelbar auch die beschränktere Fähigkeit derselben zur Erhaltung und Erweiterung des Colonialbesitzes schließen lassen. Und auch von Frankreich darf man sagen, daß sein Verhältniß zu den Colonien durchaus nicht auf der Höhe der Zeit steht. In den Räumen der Ausstellung empfing man eine Reihe von unmittelbaren Eindrücken, welche die aufmerksame Verfolgung der französischen

Colonialpolitik bestätigte; aber auch Frankreich beachtet zu wenig das ruhige, consequente, mühevolle Vorgehen, welches mit der Abwägung der gegebenen natürlichen, demographischen und Cultur-Verhältnisse eines Landstriches beginnt und mit der vollen Anpassung der Colonisten an dieselben erst ein festes Ende erreichen kann.

Wenn im Deutschen Reiche die lebhaft eingeleitete, auf Colonisation und Cultivation gerichtete Bewegung nicht im Sande verrinnen, sondern zu greifbaren festen Ergebnissen führen soll, so wird man sich der mühevollen Aufgabe nicht entziehen können, vor Allem das Informations-System, dessen Inhalt die Amsterdamer Ausstellung bildete, eingehend auf die zu wählenden Territorien anzuwenden. Zu den verschiedenen Streitpunkten der Auswanderungs- und Colonisationsdebatte in Deutschland gehört bekanntlich auch die Unschlüssigkeit über die Wahl der Ansiedlungsgebiete. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtfertigkeit bisher über diese wichtigste aller Vorfragen hinweggegangen wurde; wie man nach oberflächlichen Reisebeschreibungen und einzelnen Schlagworten bald diesen, bald jenen Landstrich als den geeignetsten für die dauernde Cultivation bezeichnet. Die Amsterdamer Colonial-Ausstellung hat gewiß den zahlreichen Besuchern aus dem Deutschen Reiche die Ueberzeugung verschafft, daß ungemein vielfältige Umstände ein weitverzweigtes System jener Bedingungen bilden, ohne welche jeder Colonisationsversuch vergeblich genannt werden muß. Mögen die deutschen Auswanderer aus den Erfahrungen Anderer in Zukunft größeren Nutzen ziehen als bisher, dann werden sie auch ihre Nationalität, ihre hohe intellectuelle und materielle Arbeitskraft dem eigenen Vaterlande jenseits des Weltmeeres besser erhalten, als es leider in der ganzen Vergangenheit gelungen ist!

Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen.

Vorbemerkung.

Die nachstehend in deutscher Uebersetzung wiedergegebenen autobiographischen Aufzeichnungen des großen russischen Novellisten sind in den Jahren 1868 und 1869 zu Baden-Baden geschrieben und im Jahre 1874 zu Moskau dem ersten Bande der bei den Brüdern Salajew erschienenen russischen Ausgabe vorgedruckt worden. (Die Ausgabe von 1869 hatte nur die ersten Abschnitte dieser Schrift enthalten; die damals von dem Verfasser versprochene Abhandlung „die Familie Aksakow und die Slawophilen" ist leider niemals veröffentlicht worden.)

Von einzelnen kurzen Bruchstücken abgesehen, die J. Eckardt in der zweiten Auflage seiner „Russischen und baltischen Cultur- und Charakterbilder" (Leipzig 1876) mitgetheilt hat, sind Turgenjew's „Literatur- und Lebenserinnerungen" in Deutschland unbekannt geblieben, — vornehmlich wohl, weil die in denselben zumeist behandelten russisch-literargeschichtlichen Materien dem größten Theile der deutschen Lesewelt fern abliegen. Wenn die „Deutsche Rundschau" mit der Wiedergabe dieser Skizzen ihren Lesern einen Dienst zu leisten glaubt, so stützt sie sich dabei auf zwei Momente: auf die wachsende Theilnahme der Gebildeten Deutschlands für Volks- und Schriftthum der großen sarmatischen Ebene, und auf die bemerkenswerthen Beiträge, welche diese Bekenntnisse für das Verständniß des gefeiertsten Novellisten der Neuzeit, seines Entwickelungsganges, der Art seines Schaffens und seines politischen Standpunktes liefern. Turgenjew selbst hat häufig auf den bestimmenden Einfluß hingewiesen, den sein Freund, der Kritiker Belinski, auf ihn geübt hat; schon die Möglichkeit, über diesen merkwürdigen Mann Genaueres zu erfahren und die eigenthümliche Atmosphäre kennen zu lernen, in welcher das Geschlecht der Anhänger und Vorläufer der großen, unter Alexander III. stattgehabten geistigen und staatlichen Umwälzung emporkam, wird für zahlreiche Freunde der Turgenjew'schen Muse (und nicht für diese allein!) von Interesse sein.

Die vorliegende Uebersetzung schließt sich genau dem Original an; einzelne für deutsche Leser schlechterdings unverständliche Anspielungen und Anführungen sind in zweckmäßig erscheinender Weise umschrieben worden. Wo es unvermeid-

lich war, sind des Verfassers Ausführungen über literarische Zustände und Personen Rußlands außerdem durch kurze Anmerkungen erläutert worden; Turgenjew's eigene Anmerkungen tragen der Unterscheidung wegen die Unterschrift T. — Zur Vermeidung von Wiederholungen sei über die in dem Abschnitte „Belinski" häufig erwähnten Petersburger führenden Journale der 30er und 40er Jahre vorweg das Folgende bemerkt.

Politische Zeitungen von irgend welcher Bedeutung gab es in dem Rußland des Kaisers Nikolaus nicht. Alles Interesse concentrirte sich auf die Monatsschriften und auf die in denselben veröffentlichten, sehr häufig mit versteckten politischen Anspielungen (es gab dafür einen eigenen, nur für Eingeweihte verständlichen Jargon) gesalzenen kritischen und literarischen Aufsätze. Der Ungeschmack, die Cultur der russischen Pseudoclassiker und die blinde Verehrung der bestehenden Staatsordnung vertrat damals die von Gretsch (einem russificirten Deutschen) und dem russificirten Polen Thaddäus Bulgarin herausgegebene „Nordische Biene", welche sich des besonderen Schutzes der Regierung zu erfreuen hatte, aber eben deshalb von allen unabhängig denkenden Leuten gehaßt und verachtet wurde. — Die liberale und gebildete Jugend gruppirte sich um die von Krajewski (dem späteren Redacteur vom „Golos") herausgegebene „Sapiski" (Annalen), deren Hauptmitarbeiter Turgenjew's Freunde Panajew und Belinski waren. Das „dickleibige Journal", dem der Leser wiederholt begegnen wird, sind eben diese „Sapiski", — der reichgewordene, gescheite, aber in ästhetischen Dingen urtheilslose Herausgeber ist der noch jetzt lebende A. Krajewski, ein journalistischer Geschäftsmann von ebenso viel Talent wie Grundsatzlosigkeit. — 1847 trennten Belinski und Panajew sich von den „Sapiski", denen sie all zu ängstliche Rücksichtsnahme vorwarfen, um sich dem von Puschkin begründeten, aber inzwischen ins Stocken gekommenen Journal „Sowremennik" (Zeitgenossen) zuzuwenden, der, bis zu seiner im Jahre 1863 erfolgten Unterdrückung, als Organ des westeuropäischen Radicalismus eine sehr bedeutende Rolle spielte. Belinski hat seines frühen Todes wegen diesem (später von dem Dichter Nekrassow und dem Historiker Pypin geleiteten) Unternehmen nur kurze Zeit seine mächtige Unterstützung geliehen.

Während der dreißiger Jahre war die von dem russificirten Polen Senkowski (als Romanschriftsteller unter dem Namen Baron Brambeus bekannt) geleitete „Lesebibliothek" maßgebend gewesen. Senkowski war ein gebildeter, geistreicher und unabhängiger Kritiker, dessen beißende Urtheile über die Pseudo-Größen des Tages man sich gern gefallen ließ, dem die jüngere Generation aber wegen seines Cynismus und seiner vornehmen Gleichgültigkeit gegen alle humanen und nationalen Anläufer der Zeit indessen abhold war. — Alex. Herzen meint, Senkowski habe als Pole und heimlicher Radicaler alle Erscheinungen des russischen Lebens gleich gründlich gehaßt und verachtet.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Moskauer Zeitschriften „Molwa" und „Teleskop", für welche Belinski bis zu seiner 1839 erfolgten Uebersiedelung nach St. Petersburg geschrieben hatte, jeder eigentlichen Bedeutung entbehrten.

Statt der Einleitung.

Um Ostern des Jahres 1843 erschien in Petersburg ein an sich völlig unbedeutendes und seit lange von der allgemeinen Vergessenheit verschlungenes Werk: ein kleines „T. L." unterzeichnetes Gedicht „Parascha". Dieser „T. L." war ich; mit diesem Gedicht begann ich meine dichterische Laufbahn. Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre verflossen, und jetzt, bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe meiner Werke, will ich mich mit dem Leser unterhalten und ihm einigen Antheil an den Erinnerungen geben, welche sich im Laufe eines Vierteljahrhunderts bei mir gesammelt haben . . . . . Grande aevi spatium! —

Neues, Pikantes kann ich dem Leser nicht versprechen; ich sage ihm sogar im Voraus, daß Vieles ungesagt bleiben, Anderes nur unvollständig gesagt werden wird. Die Gründe dafür liegen nahe. Wir wissen Alle, daß Vieles sich seit dem Jahre 1843 geändert hat, daß Vieles völlig verschwunden ist . . . . . daß aber doch nicht alle Verbindungen zwischen der Gegenwart und jener Vergangenheit zerrissen sind. Viele Menschen der damaligen Zeit sind am Leben geblieben — und nicht die Menschen allein. Mit unparteiischer Wahrheit kann man aber nur von dem reden, was gänzlich vom Schauplatz verschwunden ist. — Darum will ich mich auf einige Skizzen, auf einzelne Capitel aus meiner Erinnerung beschränken. An der inneren Einheit wird es denselben, wie ich hoffe, nicht fehlen; auf äußere Einheit und richtige chronologische Folge der Erzählungen verzichte ich im Voraus. — Ich halte es nur noch für nothwendig, einige Daten mitzutheilen, die mich persönlich betreffen, und die die Ausgangspunkte meiner Thätigkeit erklären.

Nachdem ich den Cursus an der philologischen Facultät der St. Petersburger Universität im Jahre 1837 beendet hatte, ging ich im Frühjahr 1838 nach Berlin, um daselbst weiter zu studiren. Ich war damals 19 Jahre alt, und von dieser Reise hatte ich seit lange geträumt. Ich war überzeugt, daß man in Rußland höchstens einige vorbereitende Kenntnisse erwerben könne, daß die Quelle des echten Wissens aber nur im Ausland fließe. Unter der Zahl der damaligen Lehrer an der St. Petersburger Universität war nicht einer, welcher diese Ueberzeugung in mir hätte erschüttern können; im Gegentheil, diese waren selbst von derselben durchdrungen. Sie wurden darin auch vom Ministerium bestärkt, an dessen Spitze der Graf Uwaroff stand, der für eigene Rechnung junge Leute auf deutsche Universitäten sandte. In Berlin blieb ich (mit zwei Unterbrechungen) ungefähr zwei Jahre.

Aus der Zahl der Russen, welche dort Vorlesungen hörten, nenne ich: im Laufe des ersten Jahres N. Stankewitsch, den Historiker Granowski und Frolow; im Laufe des zweiten kam der in der Folge so bekannt gewordene M. Bakunin hinzu. Ich beschäftigte mich mit Philosophie, alten Sprachen und Geschichte und studirte unter Anleitung des Professors Werder mit besonderem Eifer Hegel. Als Beweis, wie mangelhaft die Bildung war, welche zu jener Zeit von unseren besten Lehranstalten ausging, führe ich folgendes Factum an: ich hörte in Berlin lateinische Alterthümer bei Zumpt, griechische Literaturgeschichte bei Boeckh — zu Hause aber mußte ich griechische und lateinische

Grammatik stümpern, da ich in dieser nur schlecht beschlagen war. Und ich war doch einer der besseren Candidaten [1]) gewesen. —

Der Zug der jungen Leute — meiner Zeitgenossen — ins Ausland erinnerte an das Verlangen, das die slawischen Häuptlinge einst an die zu ihnen gekommenen überseeischen Waräger gerichtet hatten [2]). Jeder von uns fühlte, daß sein Land (ich spreche nicht von dem Vaterlande, sondern von unserer moralischen und intellectuellen Grundlage) groß und reich sei, daß aber keine Ordnung darin herrschte. Ich kann sagen, daß ich persönlich ganz klar alle Nachtheile einer solchen Ablösung vom väterlichen Boden, eines derartigen gewaltsamen Zerreißens aller Bande und Fäden erkannte, die mich an das knüpften, woraus ich hervorgegangen war . . . . . aber da half nichts. Diejenige Sphäre, wenn ich mich so ausdrücken darf, aus der ich hervorgegangen war, die Sphäre der Gutsbesitzer und der Leibeigenen, bot nichts, was mich hätte zurückhalten können. Im Gegentheil: Alles was mich in derselben umgab, hatte in mir ein Gefühl der Empörung, des Unwillens — ja des Widerwillens geweckt. Ich konnte nicht lange schwanken. Es galt, entweder sich in demüthiger Ergebung dem Herkömmlichen zu unterwerfen, im alten Geleise auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen, oder sich mit einem Male loszureißen, Alles und Alle zurückzustoßen, auf die Gefahr hin, Vieles, was dem Herzen theuer und werth war, zu verlieren. Und so machte ich es . . . . . Ich stürzte mich kopfüber in die deutsche Fluth, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich zu reinigen und umzuschaffen; und als ich endlich aus den Wellen wieder empor tauchte, war ich ein Anhänger des westlichen Wesens geworden. Das bin ich auch geblieben [3]).

Es kommt mir nicht in den Sinn, diejenigen meiner Zeitgenossen zu verurtheilen, welche einen weniger radicalen Weg zu der von mir erstrebten Freiheit einschlugen. Ich muß nur gestehen, daß ich keinen anderen Weg vor mir sah. Ich konnte mit dem, was ich haßte, nicht dieselbe Luft athmen, nicht bei ihm verweilen. Es fehlte mir hierzu wahrscheinlich die gehörige Charakterstärke. Mir war es Bedürfniß, mich von meinem Feinde zu entfernen, damit ich mich in dieser Entfernung besser zum Angriff gegen ihn rüsten könne. In meinen Augen trug dieser Feind eine bestimmte Gestalt, einen bekannten Namen: dieser Feind war die Leibeigenschaft. In diesem Namen concentrirte sich für mich alles Das, was ich mich entschlossen hatte bis an mein Lebensende zu bekämpfen — mit dem ich geschworen hatte, mich nie zu versöhnen . . . . Das war mein Hannibal's-Schwur, und ich war nicht der Einzige, der ihn damals ablegte. Ich ging in den Westen, um meinen Schwur besser zu erfüllen. Ich glaube aber nicht, daß meine westlichen Sympathien mich des Verständnisses für russisches Leben, russische Zustände und russische Mängel entkleidet haben. Das „Tage-

---

[1]) Candidat ist der unterste der drei gelehrten Grade, die auf russischen Hochschulen ertheilt werden.

[2]) In Nestor's Chronik wird berichtet, die slawischen Häuptlinge seien im J. 862 zu Rurik, dem Waräger, gekommen und hätten ihm die Herrschaft über ihr Land angetragen, das „reich und groß" sei, dem aber „die Ordnung fehle".

[3]) Sapadniki oder Westliche heißen in Rußland die Freunde europäischer Bildung im Gegensatz zu den Nationalen.

buch eines Jägers", diese damals in ihrer Art neuen und in der Folge vielfach bereicherten Studien sind während meines Aufenthaltes in Deutschland geschrieben worden — einige von ihnen in schweren Stunden des Zweifels darüber, ob ich in mein Vaterland überhaupt zurückkehren sollte. Man kann mir einwenden, daß das Stück russischer Luft, welches in ihnen weht, mit meinen westlichen Sympathien nichts zu thun gehabt habe, daß dasselbe mir vielmehr trotz dieser Sympathien und gegen meinen Willen erhalten geblieben sei. Es ist schwer, über dergleichen zu streiten; ich weiß nur, daß ich das „Tagebuch eines Jägers" nie geschrieben hätte, wenn ich in Rußland geblieben wäre. Ich sage weiter, daß ich nirgend auf die unübersteigliche Schranke gestoßen bin, welche gewisse ängstliche und selbst manche kühne, aber doch kleinmüthige Patrioten zwischen Rußland und dem übrigen Europa ziehen wollen, — diesem Europa, mit dessen Stamm, Sprache und Glauben wir so eng verbunden sind. Bildet unsere slawische Race nicht nach Meinung der Philologen und Ethnographen einen Hauptzweig der indo-germanischen Völkerfamilie? Und wenn man die Rückwirkung Griechenlands auf Rom und beider zusammen auf die romanisch-germanische Welt nicht bestreiten kann, warum hält man denn die Wirkung dieser — wie soll ich mich ausdrücken — stamm- und geschlechtsverwandten Welt auf die unsere für unzulässig? Sind wir wirklich so unselbständig, so schwach, daß wir jeden fremden Einfluß fürchten und uns mit kindischer Aengstlichkeit gegen etwas vertheidigen müssen, was uns schließlich doch nichts anhaben kann? Ich glaube das nicht; ich glaube im Gegentheil, daß man mit sieben Wassern den eigenthümlich russischen Staub selbst nicht von uns abzuwaschen vermöchte. Und was wären wir auch im entgegengesetzten Falle für ein elendes Völkchen! — Ich urtheile aus eigener Erfahrung: meine durch das Leben im Auslande erzeugten westlichen Sympathien haben mich nie verhindert, für die Reinheit der russischen Sprache lebendig zu fühlen und eifersüchtig über derselben zu wachen. Unsere Kritik, die unzählige und verschiedenartige Beschuldigungen auf mich häufte, sie hat mich, soviel ich weiß, niemals wegen Unwahrheit, mangelnder Reinheit der Sprache oder Nachahmung fremden Stils getadelt.

Jedoch — basta cosi — ich habe genug von der eigenen Person geredet; jetzt heißt es von anderen sprechen. Das wird sowohl dem Leser als auch mir selbst interessanter sein. Ich will nur noch bemerken, daß die Erinnerungsskizzen, welche ich hiermit dem Publicum übergebe, sich in chronologischer Folge aneinander reihen, und daß die erste von ihnen in die Zeit vor dem Jahre 1843 fällt.

Baden-Baden 1868.

I.

Ein literarischer Abend bei P. A. Pletnew.

Zu Anfang des Jahres 1837 erhielt ich (ich war damals im dritten Semester Student der philologischen Facultät der St. Petersburger Universität) eine Einladung zu dem Professor Peter Alexandrowitsch Pletnew, der einen literarischen Abend gab. Kurz vorher hatte ich ihm — wie man im Alter sagt — eine Erstlingsfrucht meiner Muse zur Durchsicht geschickt, ein phantastisches Drama in

fünffüßigen Jamben, „Stenio“. In einer der darauffolgenden Vorlesungen zerlegte Peter Alexandrowitsch, ohne meinen Namen zu nennen, mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit dieses moderne, unschöne Product, in welchem mit kindischem Unverständniß der Byron'sche Manfred in durchaus unselbständiger Weise nachgeahmt worden war. Beim Verlassen des Universitätsgebäudes erkannte er mich auf der Straße, winkte mich zu sich und theilte mir väterlich mit, woran er gemerkt habe, daß an mir „etwas sei“. Diese zwei Worte machten mich so kühn, ihm einige Gedichte zu schicken; er wählte zwei von ihnen aus und brachte sie während des folgenden Jahres im „Sowremennik“ (der unter Puschkin's Leitung stand) zum Abdruck. Auf den Namen des ersten Gedichts kann ich mich nicht mehr besinnen; das zweite trug den Titel „die alte Eiche“ und begann folgendermaßen:

Ein hoher Waldeskönig mit dichtem Lockenhaupt
Beugt sich die alte Eiche zum lieblich sanften Quell, u. s. w.

Dieses mein Erstlingswerk erschien im Druck ohne Unterschrift.

Als ich in das Vorzimmer der Wohnung meines Gönners trat, sah ich in demselben einen mittelgroßen Mann stehen, der eben den Mantel umthat, den Hut aufsetzte, von dem Herrn des Hauses Abschied nahm und beim Weggehen lachend und mit tönender Stimme ausrief: „Ja, ja, unsre Minister sind vortreffliche Leute — es läßt sich nicht leugnen!“ Mir gelang es nur noch der weißen Zähne und der lebhaften, funkelnden Augen des Abgehenden ansichtig zu werden — es war zu meinem Kummer Puschkin gewesen, der das Pletnew'sche Haus just bei meinem Eintritt verlassen hatte und dem ich noch nie begegnet war ..... Puschkin bedeutete damals für mich und viele meiner Zeit- und Gesinnungsgenossen etwas wie einen Halbgott. — Die Verehrung der Autorität ist in der Folge, wie bekannt, mit Spott, ja mit Tadel und, es fehlte nicht viel, sogar mit einem Fluch belegt worden. Eine Autorität anerkennen heißt — nach moderner Anschauung — sich auf ewig zum Narren stempeln. Doch unsere jungen, strengen Richter sollten bedenken, daß es nicht übel wäre, sich vorher über die Bedeutung des Wortes „Autorität“ zu verständigen. Eine Autorität ist nicht wie die andere. Keinem von uns (ich spreche von meinen Universitätsfreunden) fiel es ein, sich vor einem Menschen zu beugen, weil derselbe reich oder mächtig war, oder einen hohen Rang besaß; dieser Zauber wirkte bei uns nicht, im Gegentheil ..... Selbst großer Geist bestach uns nicht, wir bedurften aber des Führers; unsere freisinnigen, fast republikanischen Ansichten vertrugen sich mit der schwärmerischen Ehrfurcht vor denjenigen, in welchen wir unsere Leiter und Führer sahen, ganz vortrefflich. Es scheint mir, als ob diese Art von Enthusiasmus, wenn auch übertrieben, die dem jugendlichen Herzen eigenthümlichste und natürlichste ist. Ein solcher Enthusiasmus entzündet sich schwer an großen Ideen, so schön und erhaben dieselben auch sein mögen, wenn sie nicht in einem Menschen, einem Vorbilde verkörpert sind. Der Unterschied zwischen den jetzigen und der damaligen Generation mag hauptsächlich darin bestehen, daß wir uns unserer Idole und deren Anbetung nicht schämten, sondern im Gegentheil stolz auf sie waren. Unabhängigkeit der eigenen Meinung ist unzweifelhaft ein achtungswerthes und hohes Ding; wer sie nicht besitzt, kann im wahren Sinn des Wortes ein Mann

nicht genannt werden; aber wenn man sie wie alles Schöne auf dieser Welt erringen soll, so ist es jedenfalls leichter, diese Eroberung unter dem Wahrzeichen eines auserwählten Führers zu beginnen. Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß die jungen Leute von heutzutage einen anderen Maßstab haben, als wir ihn hatten. Hätte z. B. zu unserer Zeit einer aus unserer Mitte Achtung für das junge Geschlecht gefordert, so würden wir ihn ausgelacht haben, ja wir würden auch vielleicht verletzt gewesen sein. „Das ist gut für Greise," hätten wir gedacht, „wir brauchen nur Spielraum, und den wollen wir uns selbst erobern." Wer Recht oder Unrecht hat — das damalige Geschlecht oder das heutige — wage ich nicht zu entscheiden; ist das Streben der Jugend doch immer uneigennützig und ehrenhaft. Die Ziele sind dieselben geblieben, aber die Namen haben sich geändert. Es kann sein, daß wegen der höheren staatsbürgerlichen Entwickelung und der größeren Schwierigkeit ihrer Aufgaben die jungen Leute von heute der Unterstützung durch die öffentliche Meinung besonders bedürfen.

Ich habe Puschkin nur noch einmal und zwar wenige Tage vor seinem Tode in einem Vormittags-Concert gesehen, das im Engelhardt'schen Saale gegeben wurde. Neben der Thür stand er an einen Pfeiler gelehnt, die Arme über der breiten Brust gekreuzt, mit unzufriedenem Blick im Kreise umhersehend. Ich entsinne mich genau des düsteren nicht allzugroßen Gesichts, der afrikanischen Lippen, der großen vorstehenden Zähne, des hängenden Backenbartes, seiner finstern Augen unter der hohen Stirn ohne Augenbrauen und seines krausen Haares. Er warf auch mir einen flüchtigen Blick zu; die Ungenirtheit, mit der ich ihn ansah, mochte ihm mißfallen haben, da er ohnehin übler Laune zu sein schien: er zuckte verdrießlich die Achseln und trat bei Seite ..... Einige Tage später sah ich ihn auf der Bahre liegen .....

Peter Alexandrowitsch Pletnew führte mich in seinen Salon und stellte mich seiner Frau, einer nicht mehr jungen, kränklich aussehenden und sehr schweigsamen Dame vor. Außer ihr befanden sich noch sieben oder acht Personen im Zimmer ..... Sie sind alle dahingegangen; von der ganzen Gesellschaft bin ich der einzige Ueberlebende. In der That, über dreißig Jahre sind seitdem verflossen.

Fassen wir die Gäste näher ins Auge. Da war erstens der bekannte Skobelew, Verfasser des „Kremnew", in der Folge Commandant von Petersburg, eine in der damaligen Petersburger Gesellschaft bekannte Figur mit nach Außen gebogenen Fingern, einem faltigen, durchfurchten, soldatisch offenen Gesicht und einem nicht ganz natürlichen Wesen — dem Anschein nach ein durchtriebener Mensch. Ferner der Autor des „Irrenhauses", Wojeikow [1]), ein hinkender Krüppel, eine Ruine mit den Allüren eines alten Advocaten, gelbem aufgedunsenem Gesicht und boshaftem Ausdruck in den kleinen schwarzen Augen; ferner ein blonder

[1]) W. war einer der Mitarbeiter der „Nordischen Biene" (s. oben), ein allgemein gehaßter und verachteter Intriguant und Liebediener, dessen gesellschaftliche Stellung wesentlich auf seinem Verhältniß zu Shukowski beruhte.

stämmiger Mann mit verschiedenfarbigen Augen und kriechendem Gesichtsausdruck, in der Uniform eines Adjutanten bei der Gensdarmerie, Herr Wladislawjew, Herausgeber des seinerzeit bekannten Almanachs „Morgenroth". Es ging damals das Gerücht, daß das Abonnement auf diesen Almanach für einige Kreise der Gesellschaft obligatorisch sei. Ferner: ein großer hagerer Mann mit einer Brille, kleinem Kopf, unruhigen Bewegungen, singender, näselnder Sprache und dem Aussehen eines Staatsraths von deutscher Abkunft — es war der Dichter und Uebersetzer Karlhof; alsdann ein Ingenieur-Officier von der Wassercommunication mit etwas kränklichem blassen Gesicht, großem spöttischen Mund und struppigem Backenbart — der struppige Backenbart galt zu jener Zeit für ein Kennzeichen liberaler Gesinnung. Dieser Herr war der Faust-Uebersetzer Huber; weiter ein schwindsüchtig aussehender Mann, mit einem unschlüssigen Lächeln auf den Lippen und in den Augen, aber mit zarter und sympathischer Stirn, Grebenka — der Feind Polewoi's [1]) (er schrieb Pasquille in Märchenform gegen ihn), der Autor von Novellen und humoristischen Erzählungen im kleinrussischen Localton, durch welche ein kaum bemerkbarer Zug von Wärme und Originalität geht. Endlich war der vortreffliche und unvergeßliche Fürst Odojewsky zugegen. Ihn brauche ich nicht zu beschreiben: jeder kennt seine ehrwürdigen Züge, seine geheimnißvollen und doch leutseligen Blicke, sein kindlich-freundliches Lächeln und seine gutmüthige Feierlichkeit ..... Noch Jemand befand sich im Zimmer, ein Mann in langschößigem Rock, kurzer Weste, mit einer Uhrkette von blauen Glasperlen und geknotetem Halstuch. Er saß in einer Ecke, bewegte leise die Füße und war von öfteren Hustenanfällen geplagt, bei denen er eilig die Hand gegen die Lippen drückte. Dabei sah er sich schüchtern um und hörte aufmerksam zu: ein ungewöhnlicher Verstand leuchtete aus seinen Augen, und doch war sein Gesicht einfach und echt russisch — eine Art von Gesicht, wie man es oft auf Porträts bäuerlicher oder bürgerlicher Autodidacten findet. Es ist bemerkenswerth, daß derartige Gesichter sich nicht, wie man erwarten sollte, durch Energie auszeichnen, sondern daß sie im Gegentheil meist das Gepräge schüchterner Weichheit oder trüber Versunkenheit tragen. Dieser Mann war der Dichter Koljzow [2]).

Mit Genauigkeit kann ich mich nicht darauf besinnen, was an jenem Abend gesprochen wurde; jedenfalls brachte man es nicht zu besonders lebhaften oder eingehenden Erörterungen. Das Gespräch drehte sich um Literatur und sonstige Tagesneuigkeiten. Zweimal nahm es ein kriegerisches und patriotisches Colorit an, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Anwesenheit dreier Uniformen. Es war schon damals eine schwere Zeit. Die Regierungskreise beherrschten und unterdrückten

---

[1]) Geb. 1796, gest. 1846, ein auf den verschiedensten Gebieten fruchtbarer Schriftsteller zweiten Ranges, dem jeder feinere Geschmack fehlte.

[2]) Alexei Koljzow, geb. 1809, gest. 1842, ein ausgezeichneter Lyriker, der, als Sohn eines Viehhändlers und im Geschäft seines Vaters thätig, in elenden, die Vertiefung seiner Bildung hindernden Verhältnissen lebte, den größten Theil seiner Zeit auf Geschäftsreisen im Innern Rußlands zubrachte und an der Schwindsucht starb. — K's. Lieder sind zumeist im Volkston gehalten, zeichnen sich durch reinen Geschmack, Tiefe und Zartheit der Empfindung, religiöse Innigkeit und tiefe Schwermuth aus. In formaler Rücksicht gelten sie auch nach dem Urtheil der strengsten Kritiker für vollkommen.

Alles, besonders stark wurde das in Petersburg empfunden. — Jetzt steht diese Epoche in der Geschichte unserer geistigen Entwickelung bedeutsam da. Dreißig Jahre sind seitdem verflossen und noch fühlen wir den Lebenshauch, der von ihr ausging; wir haben noch nichts dem Aehnliches an Kraft hervorgebracht. In der That: im Frühling des vorhergehenden Jahres (1836) war Gogol's „Revisor" zum ersten Mal gegeben worden, ein Jahr später, im Februar oder März des Jahres 1837, Glinka's Oper, „das Leben für den Zaren" [1]).

Puschkin lebte noch in der vollen Blüthe seiner Kraft und allem Anscheine nach standen ihm noch viele Jahre reichen Schaffens bevor. Es ging das dunkle Gerücht, seine Mappe berge noch bedeutende Werke. Diese Gerüchte bewogen Literaturfreunde — übrigens in beschränkter Zahl — auf das von dem Dichter geleitete Journal, den „Sowremennik", zu abonniren; um die Wahrheit zu gestehen, war es aber nicht Puschkin, auf welchen sich die öffentliche Aufmerksamkeit concentrirte. Marlinsky galt für den Lieblingsschriftsteller und Baron Brambeus spielte eine dominirende Rolle. Sein „großer Empfang beim Satan" galt für den Gipfel der Vollkommenheit, wenn nicht gar für voltairisch genial und die kritische Abtheilung in der „Lesebibliothek" für ein Muster von Scharfsinn und Geschmack. Auf Kukoljnik sah man mit Hoffnung und Achtung, obgleich man fand, daß „die Hand des Allmächtigen" sich nicht mit „Torquato Tasso" [2]) vergleichen lasse; und Benediktow lernte man auswendig. — Unter Anderem las Grebenka an dem Abende, von dem ich rede, auf Wunsch des Wirths eine der letzten Benediktow'schen Schriften vor. Ich wiederhole, die Zeit war eine erdrückende, und selbst die Conversation stand unter dem Einfluß der Regierung; aber es gab damals unangezweifelte, kräftige Talente, und diese hinterließen eine tiefe Spur. Jetzt bestätigt sich vor unseren Augen eine ganz entgegengesetzte Thatsache: der allgemeine Horizont hat sich erweitert; aber die Talente sind schwächer und seltener geworden.

Zuerst verließ Wojeikow die Gesellschaft; er hatte kaum die Schwelle überschritten, als Karlhof sich auch schon anschickte, mit vor Aufregung bebender Stimme ein Epigramm auf ihn vorzulesen. „Der idealistische Dichter und Schwärmer von hervorragender Bedeutung", wie sich Karlhof rühmend zu nennen pflegte, konnte es, wie mir scheint, nicht vergessen, daß ihm die schlechten Verse des „Irrenhauses" gewidmet waren. Auch Skobelew entfernte sich, nachdem der armselige Vorrath seiner Redensarten erschöpft war. Huber fing an, sich über die Censur zu beschweren. Dieses Thema kehrt auch auf literarischen Abenden unserer Zeit häufig wieder..... Wie sollte dem auch anders sein! Die

[1]) Ich wohnte beiden Vorstellungen bei und gestehe offen, daß ich die Bedeutung dessen, was vor meinen Augen vorging, nicht erkannte. Beim „Revisor" habe ich viel gelacht, wie überhaupt das ganze Publicum. Im „Leben für den Zaren" habe ich mich einfach gelangweilt. In der That hatte die Stimme Worowjew's, die mich kurz vorher noch in der „Semiramis" entzückt hatte, schon gelitten; und Mad. Stepanow (Antonida) schrie ganz unnatürlich .... Aber die Musik Glinka's hätte ich trotzdem verstehen müssen. T.

[2]) Zwei Trauerspiele des außerordentlich fruchtbaren und formgewandten, aber schwülstigen und gedankenarmen Dichters Kukoljnik.

Anekdoten von dem „freien Geist", dem „falschen Propheten" u. s. w. sind allbekannt. Schwerlich kann sich heutzutage Jemand eine Vorstellung davon machen, welcher Knechtschaft das gedruckte Wort damals unterlag[1]). Der Literat, wer es auch sein mochte, fühlte sich als eine Art Contrabandist. — Das Gespräch wendete sich sodann auf Gogol, der ins Ausland gegangen war; Belinski hatte seine kritische Carrière eben erst begonnen, und noch Niemand den Versuch gemacht, das russische Publicum über die wahre Bedeutung Gogol's aufzuklären, in dessen Werken das Orakel der „Lesebibliothek" nichts als die schmutzigen kleinrussischen Zustände wieder zu erkennen glaubte. — Soviel ich mich entsinne, beschränkte Wladislawjew sich darauf, eine Phrase aus dem „Revisor" zu citiren und sie mit einer Handbewegung zu begleiten, als wolle er eine Fliege fangen; noch sehe ich die Schwenkung dieser Hand mit dem blauen Aufschlag, und den bedeutungsvollen Blick, den Alle tauschten, vor mir. — Der Hausherr sagte einige Worte über Shukowski und dessen Uebersetzung der „Undine", die ungefähr zu jener Zeit in einer Prachtausgabe, mit Zeichnungen — wenn ich nicht irre — vom Grafen Tolstoi, herausgegeben worden war. Er führte auch den anderen Shukowski an, dessen sehr schwache Verse damals unter großem Lärm in der „Lesebibliothek" erschienen, und das Pseudonym „Bernet" trugen. Pletnew sprach ferner von der Gräfin Rostoptschin[2]), von Herrn Timofejew, ja er gedachte sogar Herrn Kreschew's mit zwei Worten, denn alle diese Herrschaften schrieben Verse, und Verse schreiben galt damals für ein wichtiges Ding. Pletnew wollte Koljzow bitten, sein letztes lyrisches Gedicht vorzulesen (vielleicht war es „die göttliche Welt"). Dieser aber wurde so verwirrt, und sah so verlegen aus, daß Peter Alexandrowitsch nicht weiter in ihn drang. Ich wiederhole es noch einmal, unsere Gesellschaft trug damals ein Gepräge von demüthiger Zahmheit; das rührte noch aus Zeiten her, die der selige Apollon Grigoriewitsch „vorsündfluthliche" nannte. Die Gesellschaft erinnerte sich noch des Schlags, der ihre hervorragendsten Repräsentanten zwölf Jahre zuvor getroffen hatte[3]). Von alle dem, aber was in der Folge, besonders nach dem Jahre 1855 (Tod des Kaisers Nicolaus) in ihr erwachte, rührte sich damals noch nichts, es gährte nur, tief und aufgeregt, in einigen jugendlichen Köpfen. Eine Literatur, im Sinne einer mit den übrigen bedeutenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens in Verbindung stehenden socialen Macht gab es nicht, wie es keine Presse, keine Oeffentlichkeit, keine persönliche Freiheit gab. Aber es gab ein Schriftthum und es gab Meister der Feder, wie wir sie seitdem nicht mehr erlebt haben.

---

[1]) Die Censoren trieben das Streichen bis ins Lächerliche: ich bewahrte lange einen Correcturbogen, auf welchem der Censor K. (Krassowski) die Worte „dieses Mädchen war wie eine Blume" gestrichen und (noch dazu mit rother Dinte!) durch die folgenden ersetzt hatte: „dieses Mädchen glich einer üppigen Rose". T.

[2]) Eine lyrische Dichterin von großem Talent.

[3]) Im J. 1825 war die Verschwörung der sog. „Dekabristen" niedergeschlagen worden, an welcher zahlreiche hervorragende Schriftsteller betheiligt gewesen waren. Der Dichter Rylejew endete am Galgen, Alexander Bestuschew (Marlinski), Fürst Obolenski u. A. wurden nach Sibirien verschickt. Puschkin wurde begnadigt, aber auf längere Zeit verbannt.

Um Mitternacht, als Letzter von Allen, verabschiedete ich mich gleichzeitig mit Koljzow, welchen ich nach Hause bringen wollte; denn ich hatte einen Schlitten. Er willigte ein, hustete unterwegs beständig und wickelte sich fest in seinen elenden Pelz. Ich fragte ihn, warum er sein Gedicht nicht habe vorlesen wollen. „Was hätte ich wohl lesen sollen," antwortete er verdrießlich; „sollte ich lesen, nachdem Alexander Sergeitsch (Puschkin) eben fortgegangen war? Ich bitte Sie, Herr!" — Koljzow betete Puschkin an. Meine Frage erschien mir recht unpassend; in der That: wie hätte auch dieser verlegene Mensch mit dem unscheinbaren Aeußeren aus seinem Winkel heraus declamiren sollen:

Der Herr des Lichts — ist Ewigkeit
Der Sohn des Ew'gen — Kraft
Der Hauch der Kraft — ist Leben ꝛc.

Vor dem Seitengäßchen, in welchem er wohnte, stieg Koljzow aus dem Schlitten und verschwand eilig in dem Nebel einer Petersburger Januarnacht. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Ich will noch einige Worte über Pletnew selbst sagen. Obgleich Professor der russischen Literatur, besaß er keine sehr hervorragenden Kenntnisse; sein gelehrtes Gepäck war leicht. Dafür besaß er aber aufrichtige Liebe für „sein Fach", einen wenn auch etwas schüchternen, doch reinen und feinen Geschmack, den er einfach, klar und nicht ohne Wärme zum Ausdruck brachte. Die Hauptsache war, er verstand die ihn erfüllenden Empfindungen auf seine Zuhörer zu übertragen, sie zu interessiren. Er flößte den Studenten keine übertriebenen Gefühle ein, er versetzte sie auch nicht in ähnlicher Weise, wie z. B. Granowski that, in Erregung; dazu fehlte ihm vor Allem die Veranlassung — non hic erat locus. Dabei war er sehr bescheiden, und dennoch wurde er geliebt. Den Mann, der eng mit dem berühmten literarischen Siebengestirn verbunden war, den Freund Puschkin's, Shukowski's, Barjatinski's — ihn, dem Puschkin seinen „Onägin" gewidmet hatte, ihn umgab in unsern Augen ein Strahlenkranz. Wir alle wußten die Strophen des an Pletnew gerichteten Widmungsgedichts auswendig. In der That sah Peter Alexandrowitsch dem Bilde ähnlich, das der Dichter von ihm entworfen hatte, und es war kein gewöhnliches Compliment, daß er häufig mit Widmungen beehrt wurde. Wer Pletnew kannte, erkannte zugleich seinen Werth.

Er gehörte einer unwiderbringlich untergegangenen Epoche an: er war ein Mann der alten Schule, ein Literat, nicht gelehrt, und doch in seiner Art weise. Die milde Ruhe seiner Umgangsformen, seiner Rede, seiner Bewegungen verhinderte ihn nicht, einsichtsvoll und selbst scharf zu sein; aber dieser Scharfsinn wurde niemals zur List, auch waren die ihn umgebenden Verhältnisse so beschaffen, daß es für ihn keiner List bedurfte. Es war, als fiele ihm Alles, was er wünschen mochte, langsam, aber sicher in den Schoß; als er aus dem Leben schied, konnte er sagen, daß es ihn völlig, oder besser noch mit Maß befriedigt habe. Diese Art von Befriedigung ist zuverlässiger als jede andere; sagten die alten Griechen doch nicht ohne guten Grund, daß die letzte und höchste Gottesgabe des Menschen das Gefühl des Maßes sei. Diese Seite der antiken Auf-

fassung spiegelte sich in ihm wieder, mit ihr sympathisirte er; die andere war ihm versagt. Er besaß nicht das, was man „schöpferisches" Talent nennt; und er wußte das selbst: die Haupteigenschaft seines Verstandes — nüchterne Klarheit — konnte ihn auch nicht in Bezug auf die eigene Persönlichkeit täuschen. „Die Farbe fehlt mir," sagte er mir einst; „Alles kommt grau heraus, und ich kann nicht einmal mit Genauigkeit das wiedergeben, was ich sah und in dessen Mitte ich lebte."

Zur Kritik, im erziehenden und verneinenden Sinne, fehlte ihm die Energie, das Feuer, die Beharrlichkeit, ja die Männlichkeit. Er war nicht für den Kampf geboren. Der Staub und Dampf der Schlacht, die Gefahr, der er in der Reihe der kritischen Kämpfer ausgesetzt war, war seiner zartfühlenden reinen Natur unangenehm; sein Verhältniß zur vornehmen Gesellschaft und zum Hofe, sowie sein ruhiges Naturell ließen ihn zu kritischen Kämpfen ungeeignet erscheinen. Lebendiges Anschauungsvermögen, herzliche Theilnahme, unerschütterliche Beharrlichkeit in der Freundschaft und eine hingebende Verehrung der Poesie, alles Das besaß Pletnew. Es geht das aus seinen wenigen, musterhaft geschriebenen, wenn auch im Uebrigen nur blassen Schriften hervor.

Pletnew war ein prächtiger Siebziger und besaß in seiner zweiten Gattin und seinen Kindern Alles, was zum wahren Glück gehört. Ich begegnete ihm zweimal im Auslande: seine zerrüttete Gesundheit bewog ihn, Petersburg und seine Rectoratspflichten zu verlassen; das letzte Mal sah ich ihn in Paris, nicht lange vor seinem Ende. Er ertrug seine schwere, unerträglich quälende Krankheit mit Ergebung und Freudigkeit. „Ich weiß, daß ich bald sterben muß," sagte er mir, „und ich fühle nichts als Dank gegen die Vorsehung; ich habe genug gelebt, vieles Gute gesehen und erfahren, und herrliche Menschen gekannt; was soll ich weiter wünschen? Man muß nicht zuviel verlangen!" — Wie ich später erfuhr, soll er noch im Tode ein Bild der Ruhe und Ergebenheit dargestellt haben.

Ich liebte es, mich mit ihm zu unterhalten. Bis ins Alter bewahrte er eine beinahe kindliche Frische der Auffassung; er fühlte für das Schöne, ohne davon hingerissen zu werden. Er konnte sich nie von den theuren Erinnerungen seines Lebens trennen, er pflegte sie und war rührend stolz darauf, Puschkin's und Shukowski's Freund gewesen zu sein. Von ihnen reden zu können, war für Pletnew ein Fest. Die Liebe zur vaterländischen Literatur, zum Klang der heimathlichen Sprache erkaltete nie bei ihm, auch darin bewies sich seine rein russische Herkunft. Wie bekannt, war er aus geistlichem Stande. Dieser seiner Herkunft schreibe ich seine Geschmeidigkeit und vielleicht auch seine Lebensweisheit zu. Mit immer gleichem Interesse verfolgte er die Erzeugnisse unserer neuen Schriftsteller und beurtheilte sie, nicht immer tief, aber beinahe immer richtig und bei aller Milde der Form doch streng nach den Grundsätzen, denen er in Sachen der Poesie und Kunst stets gehuldigt hatte. Die studentischen Händel[1]),

[1]) Im Jahre 1861 brachen unter den Studirenden der St. Petersburger Universität mehrere Wochen lang andauernde Unruhen aus, wegen deren die Hochschule für mehrere Monate geschlossen

die in die Zeit seines Aufenthalts im Ausland fielen, ergriffen ihn tief; tiefer als ich, der ich seinen Charakter kannte, erwartet hatte. Ihn jammerte seine „arme" Universität und sein Tadel traf nicht die jungen Leute allein.

Persönlichkeiten solcher Art begegnet man heute nur noch selten; nicht weil etwas Ungewöhnliches an ihnen wäre, sondern weil die Zeit eine andere geworden ist. Ich hoffe, der Leser wird mir keine Vorwürfe darüber machen, daß ich seine Aufmerksamkeit für einen Mann dieser Art, für den würdigen und edlen Literaten vom alten Schlage in Anspruch genommen habe.

II.

Erinnerungen an Belinski.

Meine persönliche Bekanntschaft mit W. G. Belinski begann im Sommer des Jahres 1843 in Petersburg; sein Name war mir aber schon um Vieles früher bekannt geworden. Kurz nach dem Erscheinen seiner ersten kritischen Artikel in der „Molwa" und dem „Teleskop" (1836—1839) begannen in Petersburg Gerüchte über ihn umzugehen. Er galt für einen sehr kampflustigen, hitzigen Menschen, der vor nichts zurückscheue und „Alles" angreife — d. h. Alles in der literarischen Welt. Eine Kritik anderer Art war damals noch nicht denkbar. Viele, selbst unter der Jugend, verurtheilten ihn und fanden, daß er zu kühn sei und zu weit gehe. Auch der alte Antagonismus zwischen Petersburg und Moskau war nicht ohne Einfluß auf das Mißtrauen, mit welchem die Leser an den Ufern der Newa zu dem Moskauer Gestirn aufsahen. Außerdem empörte Belinski's plebejische Herkunft (sein Vater war Arzt und sein Großvater Diacon gewesen)[1] die aristokratischen Seelen, die in der alexandrinischen Zeit, der Zeit des „Arsamaß"[2], in unserer Literatur Mode geworden waren. Bei den damaligen trüben und unfreien Zeitläuften spielte der Klatsch wie allenthalben so auch in der Literatur eine erhebliche Rolle. Bekanntlich hat er auch bis jetzt seine Bedeutung nicht ganz verloren; er wird erst aufhören, wenn wir es zu vollständiger

---

wurde. Man hatte den Studenten gewisse Rechte entzogen, welche ihnen kurz zuvor vom Kaiser selbst verliehen worden waren, und die darauf folgenden Demonstrationen der studirenden Jugend mit brutaler Strenge zu unterdrücken versucht. Da die Mehrzahl jüngerer akademischer Lehrer für die Studenten Partei ergriff, zahlreiche liberale Parteiführer, Schriftsteller und sogar Officiere auf die Seite der Studenten traten und die öffentliche Meinung Petersburgs denselben entschieden günstig war, kam es zu öffentlichen Tumulten, die von der damals entstehenden Revolutionspartei geschürt und ausgebeutet wurden. Die Hauptschuld an diesen Vorgängen trugen der an die Stelle des liberalen Kowalewski getretene bigotte Unterrichtsminister Graf Putjätin, der Curator Philippson und der Polizeimeister General Patkul. Als der während dieser Unruhen von Petersburg entfernt gewesene Kaiser Alexander II. in die Residenz zurückkehrte, mußten die genannten drei Beamten ihre Stellen niederlegen, gleichzeitig aber wurden mehrere compromittirte Professoren zur Einreichung von Abschiedsgesuchen bestimmt. (Ausführlicheres über diese damals vielbesprochenen Vorgänge finden sich in dem Buche „Jungrussisch und Altlivländisch" von J. Eckardt. 2. Auflage. Leipzig 1871, S. 65 ff.)

[1]) Der russische niedere Clerus bildet eine erbliche, wenig geachtete Kaste, zu deren unteren Stufen das Diaconat gehört.

[2]) An der Dichtergesellschaft „Arsamaß" hatten zumeist vornehme Schriftsteller (Fürst Wjasemski, Graf Bludow, Puschkin, der Hofpoet Shukowski u. s. w.) Theil genommen.

Oeffentlichkeit und Freiheit gebracht haben. Um Belinski hatte sich damals ein vollständiger Sagenkreis gebildet. Man erzählte von ihm, er sei ein Student, den der damalige Universitätscurator (von Moskau) Golochwastow wegen liederlichen Betragens (Belinski und liederliches Betragen!) aus der Zahl der Studirenden ausgeschlossen habe[1]). Sein Aussehen sollte ein abschreckendes sein, man schilderte ihn als einen Cyniker und Bulldoggen, den Nadeshdin verachtet und gegen seine Feinde aufgehetzt haben sollte; spottweise nannte man ihn gewöhnlich „Bellinski". Allerdings wurden einzelne Stimmen auch zu seinen Gunsten laut. Der Herausgeber des einzigen dickleibigen Journals jener Zeit sollte ihn als Vogel mit scharfen Klauen, als flinken Burschen bezeichnet haben, den er für sein Unternehmen anwerben wolle; eine Absicht, die bekanntlich in der Folge zum großen Vortheil der Zeitschrift und des Herrn Herausgebers in Ausführung gebracht worden ist.

Meine Bekanntschaft mit Belinski fand unter folgenden Umständen statt. Im Jahre 1836 erschienen Benediktow's[2]) Dichtungen mit der damals unvermeidlichen Titelblattvignette — ich glaube dieselbe noch jetzt vor mir zu sehen — und versetzten alle Welt, alle Schriftsteller, alle Kritiker und die gesammte Jugend in Entzücken. Nicht klüger als Andere, berauschte auch ich mich an diesen Versen, von denen ich viele auswendig konnte. Eines Morgens erschien einer meiner Studienkameraden bei mir und theilte mir voll Entrüstung mit, daß in der Veranger'schen Conditorei ein Heft des „Teleskop" ausliege und daß in demselben ein von dem Kritikaster Belinski geschriebener Artikel enthalten sei, der sich an unserem allgemeinen Idol, an Benediktow, vergreife. Ich begab mich sogleich zu Veranger, las den erwähnten Artikel von Anfang bis zu Ende durch und gerieth natürlich gleichfalls in Entrüstung. Aber wunderbar genug, sowohl *während* der Lectüre, als *nach* derselben sprach zu meiner eigenen Verwunderung, ja zu meinem Aerger, etwas in mir seine Uebereinstimmung mit dem „Kritikaster" und dessen überzeugenden und unwiderleglichen Ausführung aus. Ich schämte mich dieses unerwarteten Eindrucks und suchte meine innere Stimme zu ersticken; im Kreise meiner Freunde sprach ich über Belinski und dessen Kritik mit außerordentlicher Schärfe, im Innern meiner Seele aber flüsterte es immer wieder: *er hat Recht*. Nach einiger Zeit hörte ich auf, Benediktow zu lesen. — Wer besinnt sich heute noch darauf, daß Belinski's damals gesprochenes, für eine unerhörte Neuerung geltendes Urtheil längst von aller Welt getheilt wird und zum Gemeinplatz, zum „truism", wie die Engländer sagen, geworden ist? Und wie mit diesem Urtheil ist es mit vielen anderen von demselben Richter abgegebenen Wahrsprüchen gegangen, welche die folgende Generation unterschrieben hat. — Der Name Belinski war seitdem nicht mehr aus meinem Gedächtniß gewichen, seine Bekanntschaft machte ich aber erst geraume Zeit später.

---

[1]) Belinski (geb. 1812, gest. 1848) war in der That wegen angeblicher Unfähigkeit aus der Zahl der für Rechnung der Krone Studirenden Moskau's gestrichen worden.

[2]) Die Gedichte dieses Lyrikers erregten wegen der melodischen Schönheit ihrer Sprache allgemeine Begeisterung, obgleich ihre Gedankenarmuth eine augenfällige war. In der Folge hat Benediktow sich als Uebersetzer vortheilhaft bekannt gemacht.

Bald nach dem Erscheinen meines kleinen, oben erwähnten Gedichtes „Parascha", am Tage meiner Abreise von Petersburg auf das Land, ging ich zu Belinski (dessen Wohnung ich kannte, und dem ich zweimal bei Bekannten begegnet war); er war nicht zu Hause und ich übergab ein Exemplar meines Buches dem Diener. Ich blieb zwei Monate auf dem Lande und fand inzwischen im Maiheft der „Sapisski" eine längere Kritik meines Gedichts aus der Feder Belinski's. Er beurtheilte mich so wohlwollend, lobte mich so warm, daß ich darüber mehr betroffen als erfreut war. Ich konnte es nicht glauben und als der selige J. W. Kirejewski [1]) in Moskau zu mir kam, um mir zu gratuliren, beeilte ich mich, mein eigenes Kind zu verleugnen und zu behaupten, daß die „Parascha" nicht von mir sei. Nach Petersburg zurückgekehrt, besuchte ich natürlich Belinski und unser Verkehr nahm seinen Anfang. Er ging bald darauf nach Moskau, verheirathete sich und bewohnte nach seiner Rückkehr ein Landhaus in der Nähe des Forstcorps. Ich miethete eines in der Nähe der Pergola und habe in jenem Herbst Belinski beinahe täglich besucht. Ich liebte ihn innig und tief, und er war mir wohlgesinnt.

Ich will sein Aeußeres beschreiben. Sein bekanntes, lithographirtes Porträt, wohl das einzige von ihm vorhandene, gibt eine ganz falsche Vorstellung von seiner Erscheinung. Der Künstler hat es für seine Pflicht gehalten, die Natur zu verbessern und Belinski's Züge zu vergeistigen; weil er dem Kopfe einen gebieterisch-begeisterten Ausdruck, eine Haltung, die eines Feldherrn würdig wäre, und unnatürliche Pose gegeben hat, fehlt es dem Bilde an Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit dem Wesen und Charakter Belinski's. Dieser war von mittlerem Wuchs, auf den ersten Blick ziemlich unschön, mager, mit eingefallener Brust und gesenktem Kopf. Eine Schulter war merklich höher als die andere. Man brauchte nicht erst Arzt zu sein, um ihm auf den ersten Blick die Anlage zur Schwindsucht, den habitus dieser bösen Krankheit anzusehen. Er hustete beinahe beständig. Sein Gesicht war klein, blaß-röthlich, die Nase unregelmäßig, plattgedrückt, der Mund leicht verzogen, als ob er die kleinen weißen Zähne sehen lassen wolle; dichtes blondes Haar fiel in Büscheln über seine weiße, schöne, aber nicht hohe Stirn. Ich habe nie herrlichere Augen als die seinen gesehen. Blau, mit goldigen Funken in den tiefen Augensternen, waren diese Augen gewöhnlich halb von den Wimpern bedeckt, in belebten Momenten leuchteten sie und schienen sie größer zu werden, in Augenblicken der Fröhlichkeit bekam ihr Blick einen hinreißenden Ausdruck von Herzensgüte und sorglosem Glück. Belinski's Stimme war schwach, heiser, aber freundlich; er sprach mit besonderer Betonung und scharfem Accent, „eigensinnig aufgeregt und eilig" [2]). Er konnte von Herzen lachen, wie ein Kind. Er liebte es, im Zimmer auf und nieder zu gehen und mit den Fingern seiner schönen und kleinen Hand auf einer Tabatière mit russischem Tabak zu trommeln. Wer ihn nur auf der Straße sah, wenn

[1]) Neben Aksakow, Chamjäikow und seinem Bruder Peter einer der bekanntesten Gründer der Slawophilenpartei.

[2]) Vers von Nekrassow. T.

er sich in warmer Mütze, einem alten Schuppenpelz und niedergetretenen Galoschen, eiligen und stolpernden Ganges an den Wänden vorbeidrückte und dabei mürrisch umsah, wie es nervösen Leuten eigen ist — der konnte nicht leicht über seine Bedeutung klar werden, und ich verstehe in gewisser Hinsicht den Ausruf eines Provinzialen, dem man ihn zeigte: „Nur im Walde sah ich solche Wölfe und zwar nur gehetzte!" Unter fremden Menschen und auf der Straße war Belinski leicht schüchtern und verlor er die Fassung. Zu Hause trug er meist einen grauen wattirten Rock und hielt sich überhaupt sehr sauber. Sprache, Manieren und Bewegungen mahnten lebhaft an seine Herkunft; sein ganzes Wesen war rein russisch, moskauisch; nicht umsonst floß unvermischtes Blut in seinen Adern, stammte er von unserer großrussischen Geistlichkeit, die so viele Jahrhunderte lang für jede Verbindung mit fremden Rassen unzugänglich war.

Belinski war, was bei uns selten ist, ein wahrhaft leidenschaftlicher und wahrhaft warmer Mensch, der schönsten Hingebung fähig, ausschließlich der Wahrheit ergeben, reizbar, jedoch nicht egoistisch, ein Mensch, der zu lieben verstand und Eigennutz haßte. Diejenigen Leute, welche ihn des Eigennutzes beschuldigten, über seine „Frechheit" und „Grobheit" empört waren, ihn anklagten und Verleumdungen über ihn verbreiteten: sie würden sich wahrscheinlich gewundert haben, wenn sie erfahren hätten, daß dieser Cyniker eine Seele besaß, die keusch bis zur Schamhaftigkeit, weich bis zur Zärtlichkeit und ehrenhaft bis zur Ritterlichkeit war; daß er ein beinahe klösterliches Leben führte und Wein nicht über seine Lippen brachte. In dieser letzteren Hinsicht gehörte er nicht zu den damaligen Moskauern. Man hat keinen Begriff davon, in welchem Grade Belinski gegen Andere und sich selbst wahrhaftig war; er fühlte, handelte, existirte nur durch die Kraft dessen, was er als wahr erkannt hatte, durch die Kraft seiner Principien. Folgendes mag als Beispiel dienen. Zu Anfang unserer Bekanntschaft beunruhigten ihn einmal aufs Neue diejenigen Fragen, die, weil sie zu keiner oder vielmehr zu keiner einseitigen Entscheidung führen, dem Menschen besonders in der Jugend keine Ruhe lassen: die philosophischen Fragen über die Bedeutung des Lebens, das Verhältniß der Menschen zu einander und zu Gott, die Entstehung der Welt, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. Da er keiner fremden Sprache mächtig war (selbst französisch konnte er nur mit Mühe lesen) und da er in russischen Büchern nichts fand, was seinen Wissensdurst hätte befriedigen können, so war Belinski genöthigt, zu langathmigen Erörterungen mit Andern seine Zuflucht zu nehmen; und er unterzog sich ihnen mit der ganzen fieberhaften Wärme seiner nach Wahrheit dürstenden Seele. Auf demselben Wege eignete er sich schon in Moskau unter Anderem die Hauptideen und selbst die Terminologie der Hegel'schen Philosophie an, die damals unumschränkt in den Köpfen der Jugend herrschte. Die Sache lief natürlich nicht ohne komische Mißverständnisse ab. Die Freunde und Lehrer Belinski's, welche ihm die Quintessenz des westeuropäischen Wissens beibringen sollten, verstanden sie oft selbst nicht, oder nur oberflächlich [1]). Aber schon Goethe sagt:

[1]) Besonderes Aufsehen erregte in Moskau der bekannte Hegel'sche Ausspruch, daß das Vernünftige das Wirkliche, und das Wirkliche das Vernünftige sei. Die erste Hälfte dieses Aus-

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt ....[1])

und Belinski im eminenten Sinne „ein guter", ein wahrer Mensch. Bei solchen Gelegenheiten half er sich meist mit dem bemerkenswerthen Instinct, den er besaß; doch davon will ich später reden. — Als ich Belinski kennen lernte, wurde er von Zweifeln gequält. Die Phrase: „von Zweifeln gequält werden" wird häufig gebraucht, und ich habe sie oft selbst gebraucht; in Wahrheit und ihrem vollen Umfange nach konnte sie aber doch eigentlich nur auf Belinski angewendet werden. Im buchstäblichsten Sinn des Worts *marterten* die Zweifel ihn; sie beraubten ihn des Schlafs und der Eßlust, sie nagten und verzehrten ihn, keinen Augenblick wurde er sie los, gab er der Müdigkeit nach; Tag und Nacht brütete er über Fragen, die er sich selbst aufgab. Es geschah häufig, daß er, wenn ich zu ihm kam, blaß und krank vom Sopha rasch aufstand, beständig hustend und bei einem Pulse von hundert Schlägen in der Minute, mit den Spuren nervöser Erhitzung auf den Wangen, ein am Abend vorher abgebrochenes Gespräch wieder aufnahm. Wohl wirkte die Hingabe seines Eifers auch auf mich, wohl steckte sein Feuer mich an, riß die Wichtigkeit des Gegenstandes mich mit fort; wenn wir aber zwei bis drei Stunden disputirt hatten, so erlahmte ich, — der jugendliche Leichtsinn gewann bei mir die Oberhand oder mich verlangte nach einem Spaziergang, einer Mahlzeit. Zuweilen erschien wohl auch Belinski's Frau, indem sie ihren Mann und mich unter Berufung auf die Vorschrift des Arztes, einen Augenblick zu unterbrechen bat. Belinski zu unterbrechen war aber nicht leicht. „Wir sind mit der Frage nach dem Dasein Gottes beschäftigt," rief er mir einmal im Ton des Vorwurfs zu, „und Sie wollen essen gehen." Während ich diese Worte niederschreibe, steigt mir das Bedenken auf, ob ich nicht besser thäte, dieselben zu streichen und dadurch dem Lächeln des einen oder anderen meiner Leser aus dem Wege zu gehen. Wer Belinski selbst diese Worte aussprechen gehört hätte, dem würde freilich kein Lächeln in den Sinn kommen, es sei denn eines der Theilnahme und der Bewunderung.

Erst wenn er zu einem vorläufig befriedigenden Resultat gelangt war, begann Belinski sich zu beruhigen, das Grübeln über diese Capitalfragen bei Seite zu schieben und zu seinen täglichen Arbeiten und Geschäften zurückzukehren. Daß er mit mir besonders gern disputirte, mochte darin seinen Grund haben, daß ich vor Kurzem aus Berlin zurückgekehrt war, daselbst zwei Semester lang Hegel'sche Philosophie getrieben hatte und in der Lage war, ihm die neuesten, letzten Resultate der Forschung mitzutheilen. Damals glaubten wir noch an die Wirklichkeit und an die Wichtigkeit philosophischer und metaphysischer Schluß-

---

spruches ließ man gelten; wie aber sollte die zweite verstanden werden? War es denn denkbar, daß man z. B. Alles, was in Rußland bestand, für vernünftig hielt? Nach langem Streit beschloß man, die zweite Hälfte des Ausspruches nicht gelten zu lassen. — Wenn Jemand den jungen Philosophen zugeraunt hätte, daß Hegel gar nicht die Absicht gehabt habe, alles Bestehende für wirklich zu erklären, so wäre denselben eine Menge geistiger Arbeit und Disputation erspart geblieben; sie hätten erfahren, daß diese berühmte Formel, gleich vielen anderen, eine bloße Tautologie sei, ähnlich derjenigen: „opium facit dormire, quare est in eo virtus dormitiva". T.

[1]) Diese Worte sind im Text deutsch gedruckt.

folgerungen, obgleich wir durchaus keine Philosophen waren und die Fähigkeit, in deutscher Weise abstract zu denken, schlechterdings nicht besaßen. In der Philosophie suchten wir freilich alles Uebrige eher als das abstracte Denken.

Belinski's Kenntnisse waren beschränkt, und er wußte nur wenig. Das war aber nicht zu verwundern. Unfleiß oder Trägheit haben ihm auch seine Feinde nicht zum Vorwurf gemacht; Armuth von Kindheit an, schlechte Erziehung, unglückliche Verhältnisse, frühe Kränklichkeit und die beständig waltende gebieterische Nothwendigkeit, für das tägliche Brot zu arbeiten, hatten ihn verhindert, eine gründliche und ausgebildete Bildung zu erwerben. Nur in einzelnen Gebieten, z. B. dem der russischen Literatur und Literaturgeschichte war er gehörig bewandert: ich möchte aber behaupten, daß diese Unvollkommenheit unter den gegebenen Umständen ein charakteristisches Kennzeichen, nahezu eine Nothwendigkeit gewesen ist. Belinski war, was ich eine centrale Natur nenne; mit seinem ganzen Wesen stand er im Herzen seines Volkes, und verkörperte er dasselbe nach seinen guten und nach seinen schlechten Seiten. Ein wirklicher Gelehrter, — ich sage nicht ein „Gebildeter" — ein wirklicher Gelehrter hätte in den 40er Jahren kein russischer Centralmensch sein, sich nicht mit dem Boden identificiren können, auf welchem und für welchen er wirken sollte. Zwischen einem Gelehrten und unserm Volke wäre, weil die Interessen verschiedene sein mußten, keine Harmonie, vielleicht nicht einmal ein Verständniß möglich gewesen. Kein Zweifel, daß Männer, welche ihren Zeitgenossen auf dem Gebiete der kritischen, ästhetischen und socialen Selbsterkenntniß vorangehen sollen (mir scheint, daß es für meine Bemerkung eigentlich eine allgemeine Anwendung giebt, jedoch beschränke ich mich dieses Mal auf diese Seite der Sache), daß diese Männer über den Durchschnitt hervorragen müssen: aber eine wirkliche Kluft darf nicht zwischen ihnen und ihren Nachfolgern liegen. Schon das Wort „Nachfolger" setzt die Möglichkeit des gemeinsamen Ziels und des nahen Zusammenhangs voraus. Der wahre Führer darf den Unwillen der Besiegten, Ueberwundenen erregen; fluchen dürfen sie ihm: sie müssen ihn aber verstehen. Er soll über seinen Zeitgenossen, aber er muß in ihrer Mitte stehen, ihre guten und schlechten Eigenschaften theilen und die Mängel tiefer und schmerzlicher fühlen als sie. War z. B. Senkowski nicht ungleich gelehrter und von besserer Bildung als seine russischen Zeitgenossen; und welche Spuren hat er hinterlassen? Man wird mir einwenden, daß die Erfolglosigkeit, selbst Schädlichkeit seines Wirkens ihren Grund nicht in seiner Gelehrsamkeit gehabt, sondern darin, daß ihm die innere Ueberzeugung gefehlt habe, daß er uns fremd gewesen, uns nicht verstanden, nicht mit uns gefühlt habe; ich will das nicht bestreiten, aber es scheint mir, daß selbst sein Skepticismus, sein verächtlicher Spott, seine Pedanterie und Kälte, kurz alle seine besonderen Eigenschaften zum Theil wenigstens eine Folge der Sympathien und Ziele waren, die bei ihm als einem Gelehrten, einem Fachmann andere sein mußten, als bei der Masse. Senkowski war nicht allein gelehrt, er war auch scharfsinnig, lebhaft und glänzend; er entzückte die jungen Beamten und Officiere, besonders in der Provinz. Aber dessen bedurfte die Masse der Leser nicht; von dem, was sie wirklich braucht: kritischen Geschmack, Verständniß der

Zeit und ihrer hauptsächlichen Bedürfnisse, Wärme und Liebe auch für den geringeren und unwissenden Bruder — davon findet sich bei ihm keine Spur. Er amüsirt den Leser und verachtet ihn insgeheim wegen seiner Unwissenheit, und der Leser amüsirt sich über ihn — und schenkt ihm nicht für einen Heller Glauben. — Ich hoffe, der Leser wird mich nicht der Vertheidigung oder Anpreisung der Unwissenheit beschuldigen; ich deute hier nur auf ein psychologisches Factum in der Entwickelung unserer Erkenntniß hin. Ich gestehe zu, daß ein Lessing, welcher Führer seiner Generation, Repräsentant seines gesammten Volksthums sein sollte, ein Mann von nahezu Alles umfassendem Wissen sein mußte; er war eine deutsche Centralnatur, aus der der Geist der gesammten deutschen Nation redete. Belinski aber mußte, um in gewisser Hinsicht den Namen des russischen Lessing verdienen zu können, sein, was er war, was er auch ohne reichen Bildungsschatz war. Es läßt sich nicht leugnen, er hat den älteren Pitt (Lord Chatham) gelegentlich mit seinem Sohne William Pitt verwechselt — was thut das aber! „Wir haben ja Alle nur zufällig irgendwie und irgendwo etwas gelernt!" [1]) ..... Um seinen Beruf erfüllen zu können, wußte Belinski genug. Nimmermehr hätte er mit solchem Feuereifer und solcher Hingabe, wie er gethan, für die Sache der Aufklärung eintreten können, wenn er nicht an sich selbst den Jammer schlechter Bildung erfahren hätte. Der Deutsche sucht den Mängeln seines Volkes abzuhelfen, sobald er ihre Bedenklichkeit erkannt hat; der Russe wird noch lange selbst an ihnen leiden.

Unzweifelhaft besaß Belinski alle hauptsächlichen Eigenschaften eines großen Kritikers. Wenn er auch in wissenschaftlichen Fragen zu den Kenntnissen Anderer seine Zuflucht nehmen und seinen Freunden aufs Wort glauben mußte, so war in Bezug auf sein Urtheil von fremdem Einfluß auch nicht entfernt die Rede. Die Anderen hörten auf ihn und er behielt immer festen Boden unter den Füßen. Sein Instinct in ästhetischen Dingen war beinahe unfehlbar, er sah den Dingen auf den Grund und ließ sich durch keinerlei Nebel täuschen. Aeußerlichkeiten und eleganter Schimmer vermochten Belinski niemals zu bestechen, Einflüssen und sogenannten Strömungen war er unzugänglich; er wußte auf den ersten Blick das Schöne von dem Häßlichen, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden und stets gab er mit unerschütterlicher Kühnheit sein Urtheil ab, ganz und voll, ohne alle Umschweife, kräftig und mit der Wärme der Ueberzeugung. Wer Zeuge der kritischen Fehlschüsse gewesen ist, deren sich zuweilen die hervorragendsten Geister schuldig machten (Puschkin glaubte in Pogodin's „Marfa Possadnitza" etwas Shakespeare'sches zu wittern), der wird vor dem sichern Urtheil, dem echten Geschmack und dem Instinct Belinski's, sowie vor seinem Geschick, zwischen den Zeilen zu lesen, den höchsten Respect haben müssen. Von den Abhandlungen, in welchen er ältere Vertreter unserer Literatur aus ihrer angemaßten Stellung wegwies, will ich ebenso wenig reden, wie von den Aufsätzen, in welchen er die (in der Folge auch von späteren Geschlechtern anerkannte) Bedeutung zeitgenössischer Schriftsteller feststellte und die Summe ihrer

[1]) Puschkin, Onägin, Ges. 1.

Thätigkeit zog; kein neues Talent, keine neue literarische Erscheinung trat auf die Bühne, deren wahrer Werth nicht zuerst und am besten durch ein von Belinski gesprochenes kräftiges Wort bezeichnet worden wäre. Hat er nicht zuerst auf Lermontow, Gogol, Gontscharow[1]) und so viele Andere hingewiesen und ihre Bedeutung erkannt? Den kleinen Excurs, welchen Belinski in einer seiner jährlichen Uebersichten dem anonym erschienenen Lermontow'schen Gedicht „vom Kaufmann Kalaschnikow" widmete, um sofort die große Zukunft des Verfassers vorauszusagen, wird Niemand ohne unwillkürliche Bewunderung vor dem diagnostischen Vermögen Belinski's lesen können. Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen. Im Jahre 1846 veröffentlichten die „Sapiski" Grigorowitsch's „Dorf", den ersten Versuch zu einer Annäherung an unser Volksthum, zu einer russischen Dorfgeschichte. Geschrieben war diese Erzählung in einem etwas gesuchten Stil, der sich nicht ganz von Sentimentalität freihielt; das Streben des Verfassers nach realistischer Darstellung des bäuerlichen Lebens war indessen unverkennbar. Der verstorbene J. J. Panajew, ein gutmüthiger aber leichtsinniger und zur Oberflächlichkeit geneigter Mensch, klammerte sich an einzelne in der Erzählung Grigorowitsch's vorkommende lächerliche Ausdrücke, suchte wegen dieser das gesammte Werk lächerlich zu machen und las einzelne seiner Meinung nach besonders komische Abschnitte in Gesellschaften vor. Wie groß aber war sein und seiner lachenden Freunde Erstaunen, als Belinski, nachdem er die Erzählung gelesen hatte, dieselbe nicht nur für höchst bemerkenswerth erklärte, sondern sofort ihre bleibende Bedeutung und eine bevorstehende Wendung in unserer Literatur voraussagte. Panajew blieb nichts übrig, als auch ferner Bruchstücke aus dem „Dorf" vorzulesen, dieselben aber dabei zu loben — und das that er denn. — Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Mystification nicht unerwähnt lassen, welcher der Herausgeber eines dickleibigen Journals (ein Mann, den die Natur mit ebensoviel praktischen Talenten ausgestattet, wie in Rücksicht auf ästhetische Fähigkeiten spärlich bedacht hatte), wiederholt zum Opfer fiel. Es kam vor, daß Jemand aus dem Belinski'schen Kreise dem gedachten Herrn ein neues Gedicht vorlegte und vorlas, ohne jedoch mit einer Silbe die Bedeutung desselben oder die Absicht seiner Vorlesung zu verrathen. Nahm der Vorleser dabei einen ironischen Ton an, so glaubte der Herausgeber daraus den Schluß ziehen zu müssen, daß es sich um ein Musterstück von Geschmacklosigkeit oder Albernheit handle — er begann alsdann zu lachen und mit den Achseln zu zucken; ging der Vorleser nun aber zu einem etwas ernsteren oder gar feierlichen Ton über, so glaubte der Herausgeber, er habe sich anfangs geirrt: er begann dann mit dem Kopf zu nicken und von Zeit zu Zeit ein „nicht übel", oder „vortrefflich", einfließen zu lassen. In der Folge wurde derselbe Wechsel von Ironie und Feierlichkeit wiederholt und der Zuhörer dadurch bewogen, abwechselnd Lob und Tadel zu spenden. Handelte es sich um ein längeres Gedicht, so konnten solche Variationen mehrere Male wiederholt werden — sie erinnerten förmlich an das Spiel mit Kautschuckköpfen, die je nach dem Druck der Finger, der auf sie geübt

[1]) Geb. 1812; Verfasser des in den fünfziger Jahren erschienenen außerordentlich beifällig aufgenommenen Romans „Oblomow" und anderer socialer Romane.

wird, bald diesen, bald jenen Ausdruck annehmen. Schließlich gerieth der unglückliche Herausgeber in eine so vollständige Verwirrung, daß sein sonst so ausdrucksvolles Gesicht keine Miene, weder zum Beifall noch zum Tadel verzog. — Belinski's Nerven waren nicht stark genug, als daß er an dergleichen Exercitien hätte Theil nehmen können; auch war seine Wahrhaftigkeit zu groß, als daß er sich selbst im Scherz hätte verleugnen können. Wenn man ihm aber von diesen Mystificationen erzählte, so konnte er bis zu Thränen lachen.

Eine andere bemerkenswerthe kritische Eigenschaft Belinski's war sein feines Verständniß für das, was wirklich zeitgemäß war und eine rasche Entscheidung forderte; für das, was man „Tagesfragen" nennt. Ein russisches Sprüchwort sagt, daß ein unzeitiger Gast schlimmer als ein Tartarenüberfall sei; so kann auch eine unzeitige Wahrheit schlimmer als eine Lüge sein und eine zur unrechten Zeit zur Discussion gebrachte Frage in bedenklicher Weise verwirren und stören. Belinski würde nie in ähnliche Irrthümer wie der talentvolle Dobroljubow[1]) verfallen sein; er würde z. B. nie Cavour, Palmerston oder den Parlamentarismus als eine falsche und halbe Verfassungsform getadelt haben. Selbst wenn dieser Tadel, wie in Bezug auf Cavour, berechtigt gewesen wäre, so würde er doch das Unzeitige (bei uns in Rußland, im Jahre 1862!) desselben eingesehen, er würde begriffen haben, daß damit einer Partei gedient werde, die derartige Angriffe mit Freuden begrüßte. Belinski wußte nur zu gut, daß es unter den gegebenen Umständen nicht gerathen sei, über die Grenzen einer rein literarischen Kritik hinauszugehen. Denn erstens wäre bei den damaligen officiellen Lebens- und Censurbedingungen eine derartige Wirksamkeit an und für sich gefährlich gewesen; konnte er doch kaum den stürmischen Anklagen wegen seiner Angriffe auf unsere Pseudo-Classiker Stand halten! Und zweitens wußte er klar, daß bei der Entwickelung eines jeden Volkes die literarische Epoche jeder anderen vorausgehe; daß man, ohne diese gehörig durchlebt und durchkämpft zu haben, nicht fortschreiten könne, daß die Kritik, im Sinne der Verneinung des Falschen und Lügenhaften, zuerst und hauptsächlich die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur einer Analyse unterziehen müsse, und daß darin ihr wirklichster und eigenster Beruf bestehe. Ueber politische und sociale Fragen hatte er sehr bestimmte, scharf ausgeprägte Ansichten; er bewegte sich mit denselben aber nur auf dem Gebiet instinctiver Sympathien und Antipathien. Ich wiederhole: er wußte, daß an eine praktische Bethätigung und Durchführung dieser Ansichten nicht zu denken sei, und selbst wenn sich die Möglichkeit dazu geboten hätte, würde er sich doch bewußt geblieben sein, daß ihm für eine politische Thätigkeit die gehörige Vorbereitung und das geeignete Temperament abgingen. Bei dem ihm eigenthümlichen praktischen Sinne verstand er es, die Sphäre seiner Thätigkeit richtig abzugrenzen. Er war in Bezug auf literarische Kritik wirklich das, was der Engländer „the right man in the right place" nennt, „der rechte Mann an der rechten Stelle", was man von seinen Nachfolgern nicht sagen kann. Freilich soll auch nicht geleugnet werden, daß die Auf-

[1]) Ein durch seinen Radicalismus bekannter Journalist und Kritiker.

gaben Jener schwierigere und complicirtere waren, als die seinigen. Kurz vor seinem Tode begann Belinski zu fühlen, daß eine Zeit herannahe, in der es geboten sei, einen Schritt über diese engen Grenzen hinaus zu thun; eine Zeit, in welcher politisch-ökonomische Fragen an die Stelle der ästhetisch-literarischen treten könnten. Er zog sich jedoch zurück und wies auf einen Anderen hin, den er für seinen Nachfolger ansah — auf W. J. Maikow, den Bruder des Dichters. Leider ist dieser talentvolle junge Mensch schon im Beginn seiner Carrière zu Grunde gegangen und bald darauf in ähnlicher Weise ein anderer vielversprechender Jüngling, D. J. Pissarew.

Bei dem Namen Pissarew[1]) fällt mir das Folgende ein. Im Frühjahr 1867, zur Zeit meiner Durchreise durch Petersburg, beehrte er mich mit seinem Besuch. Ich hatte ihn bis dahin noch nie gesehen, aber seine Aufsätze mit Interesse und Anerkennung gelesen, obgleich ich mit seiner Richtung durchaus nicht einverstanden war. Besonders mißfielen mir seine Artikel über Puschkin. Im Laufe des Gesprächs sprach ich ganz offen über sie. Pissarew machte auf den ersten Blick den Eindruck eines ehrenhaften, verständigen Menschen, dem man die Wahrheit nicht allein sagen konnte, sondern sagen mußte. — „Sie ziehen" — so begann ich — „unter Anderem eines der ergreifendsten Gedichte Puschkin's in den Staub. (Es handelt sich um seinen letzten, überlebenden Schulfreund, den „unglücklichen Freund".) Das ästhetische Gefühl ist in Ihnen zu lebendig, als daß Sie im Ernst geglaubt haben könnten, der Dichter riethe seinem Freund, zu resigniren und seinen Kummer zu vertrinken. Sie müssen das vorsätzlich, mit einer bestimmten Absicht gesagt haben. Lassen Sie uns sehen, ob diese Ihre Absicht zu rechtfertigen ist. Ich halte Uebertreibung, selbst Caricatur für zulässig; jedoch nur Uebertreibung der Wahrheit und Caricatur im gerechten Sinne. Wenn in unserer Zeit die jungen Leute nichts weiter thäten, als Verse schreiben, wie in den Zeiten der Almanache, so würde ich Ihren Vorwurf verstehen, ja selbst vertheidigen; ich würde ihn für ungerecht, aber für nützlich halten! Aber so, entschuldigen Sie, worauf zielen Sie? Doch nur auf einen Sperling und das mit einer Kanone! Es existiren bei uns nur noch drei oder vier Menschen, alte Leute von funfzig Jahren und mehr, die sich damit abgeben, Verse zu schreiben; ist es der Mühe werth, sich gegen diese zu erhitzen? Gibt es nicht tausend andere vitale Fragen, die Sie als Journalist verpflichtet sind, vor allem Anderen aufzuspüren und unverzüglich dem Publicum vorzulegen? Eine Heerfahrt gegen Dichter im Jahre 1866! Welch' ein Archaismus! Belinski würde nie in eine solche Verlegenheit gerathen sein!" — Ich weiß nicht, was Pissarew dachte; jedenfalls erwiderte er nichts darauf. Wahrscheinlich war er nicht einverstanden.

Es versteht sich von selbst, daß Belinski durch die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Zeit und seines Berufs keinen Augenblick daran verhindert wurde, seine Ueberzeugungen in jedem Worte, das er schrieb, durchscheinen zu lassen;

---

[1]) Pissarew war zu Ende der fünfziger Jahre Mitherausgeber der hochradicalen Monatsschrift „Russkoe Slowo" und galt für den vorgeschrittensten und geistreichsten Vertreter dieser Richtung.

entsprach doch die negative Thätigkeit, welche er als Kritiker entwickelte, durchaus derjenigen Rolle, welche er in einem politisch höher entwickelten Staatswesen auf sich genommen hätte. Was er empfand und dachte, empfanden und dachten auch Andere; was er schrieb und drucken ließ, bewegte sich ausschließlich auf literarischem Gebiete. Nur in einem seiner Briefe verräth sich die Gluth, welche ihn verzehrte und welche er (um mit Lermontow zu reden) „im Dunkel der Nächte mit Gram und Thränen groß gezogen hatte."

Der Leser möge gestatten, daß ich an dieser Stelle Bruchstücke aus einem Vortrage über Puschkin wiedergebe, welchen ich im Jahre 1859 vor einer zahlreichen Versammlung gehalten habe. Um die Eigenthümlichkeiten der Periode der dreißiger und vierziger Jahre zu charakterisiren, mußte ich auf Gogol's Satire, auf Lermontow's Oppositionsstellung und Pessimismus und auf die Bedeutung von Belinski's kritischer Thätigkeit eingehen. Die bloße Nennung dieses letzteren Namens rief bei einem Theil meiner Zuhörer Unwillen hervor. Der betreffende Passus lautet wie folgt:

„Während unser größter Künstler (Puschkin) sich von der gewöhnlichen Masse ab-, und soweit möglich dem Volke zuwandte und an jenen nachgelassenen Werken arbeitete, die uns die Meinung nahe legen, daß er allein im Stande gewesen wäre, uns mit einem nationalen Drama und mit einem nationalen Epos zu beschenken, vollzogen sich in unserer Gesellschaft und Literatur Ereignisse, die zwar nicht groß, aber bedeutsam waren. Unter dem Einfluß gewisser Vorgänge und Zustände in dem damaligen Europa (von 1830—1840) begann sich in unserer Mitte allmälig eine Anschauung zu bilden, welche trotz ihrer unzweifelhaften Berechtigung damals verfrüht war: die Ueberzeugung nämlich, daß wir nicht nur ein großes Volk, sondern ein großer zum Herren über sich selbst gewordener unerschütterlich starker Staat seien, und daß unsere Kunst und Poesie die Aufgabe hätten, dieser Größe und Kraft würdig zu sein. Als diese Meinung sich zu verbreiten anfing, trat eine Schar junger Männer an die Oeffentlichkeit, denen es an Begabung nicht fehlte, deren Talente aber zu einer Rhetorik und Aeußerlichkeit neigten, welche derjenigen Art von Kraft und Größe entsprach, der sie zum Echo dienen wollten. Diese Männer machten sich gleichzeitig in der Poesie, der Malerei, der periodischen Presse, und selbst auf der Bühne geltend. Ihre Namen brauchen kaum genannt zu werden; ich meine Marlinski, Kukolnik, Sagoskin, Benediktow, den Maler Brüllow und den Schauspieler Karatygin[1]) und erinnere daran, wem Alles zugejauchzt wurde, als nach dem Tode Puschkin's eine Weile Schweigen geherrscht hatte. Der Einbruch dieser pseudo-großen Schule in unser öffentliches Leben ist von nur kurzer Dauer gewesen, obgleich die Beschäftigung mit derselben in gewissen Kreisen noch jetzt fortdauert. Wie groß aber waren anfangs Lärm und Geschrei, und wie breit wußte diese Schule sich zu machen! Einige Glieder derselben hielten sich ja in aller Naivetät für Genies. Etwas Unwahres, innerlich Lebloses fühlte man dieser Richtung aber bereits an, als

[1]) In der ersten Ausgabe hatte ich diese Namen nicht zu nennen gewagt. T.

dieselbe noch auf der Höhe ihrer Triumphe stand: kein einziger eigenartiger Geist hat sich derselben dauernd ergeben. Trotz aller bis zum Selbstlobe gesteigerten Verherrlichung Rußlands, war in den Werken dieser Schule nichts eigentlich Russisches; Patrioten, die ihre eigene Heimath nicht kannten, hatten ebenso geräuschvoll wie ungeschickt eine ungeheuere Decoration, eine Coulisse aufzustellen gesucht. Wie blähte sich das Alles, wie nahm es die Miene an, der Verherrlichung eines großen Staates und Volkes würdig zu sein — und doch stand die Stunde des Zusammenbruchs vor der Thür. Der Grund dieses jähen Falles ist nicht auf die letzten bedeutenden Werke Puschkin's und deren Wirkungen zurückzuführen. Selbst wenn diese Werke bei des Dichters Lebzeiten erschienen wären, so zweifeln wir, ob das betäubte, so zu sagen vor den Kopf geschlagene Publicum dieselben gehörig zu würdigen gewußt hätte. Die Polemik ist für dieselben von keiner Bedeutung gewesen; ihren Sieg haben diese Werke durch ihre eigene Schönheit und Kraft erlangt, die besonders deutlich hervortrat, wenn man sie mit der Unförmlichkeit und Kraftlosigkeit der Schöpfungen der pseudo-großen Periode zusammen hielt. Für den Anfang und damit jene Scheinleistungen (wörtlich Gaukeleien) in ihrer ganzen Leere bloßgelegt würden, bedurfte es anderer, schärferer Waffen, der Kräfte der Byron'schen Lyrik (die schon einmal, aber ohne Ernst bei uns aufgetreten war), der Kräfte der Kritik und des Humors. Und diese Kräfte ließen nicht auf sich warten. Sie waren repräsentirt in Gogol, Lermontow und rücksichtlich der Kritik — in Belinski.

„..... Es ist bereits auf die Bedeutung hingewiesen worden, welche das Erscheinen Puschkin's für unsere künftigen Literarhistoriker haben wird. Die Aufmerksamkeit unserer künftigen Macaulay's (wenn wir es anders überhaupt zu solchen bringen) wird von der Betrachtung der künstlich aufgebauschten officiellen großen Männer jener Zeit abgelenkt werden; und das durch Lermontow, den Husarenofficier und Salonlöwen, von dessen Lippen die Gesellschaft zum ersten Male ihr bisher unbekannt gebliebene, schonungslose Vorwürfe zu hören bekam[1]); durch Gogol's, jenes dunkeln kleinrussischen Lehrers grausige Komödie, der die Worte: „Schilt nicht den Spiegel, wenn das eigene Gesicht schief ist", zum Motto dienten — und endlich durch einen ebenso dunkeln, ungelehrten Ex-Studenten, der sich zu sagen erkühnte, daß wir keine Literatur besäßen, daß Lomonossow kein Dichter sei und daß nicht nur Cheraskow und Petrow, nein auch Derschawin und Dmitrijew keine Muster seien, daß selbst die Angesehensten unter diesen Leuten nichts geleistet hätten. Durch das vereinte und doch von einander unabhängige Wirken dieser drei Männer stürzte nicht nur die sogenannte große Schule unserer Literatur, sondern alsbald auch manches andere Unwürdige und Veraltete in den Staub. Der Sieg war bald entschieden. Gleichzeitig mit demselben nahm freilich auch das Ansehen Puschkin's ab, der von den drei Neuerern selbst hoch und werth gehalten worden war. Das Ideal, dem

---

[1]) Ich erlaube mir die Worte einer hochstehenden Dame anzuführen, die mich mit folgendem Ausruf empfing: „Avez-vous lu la „Douma"? Qui pouvait s'attendre à cela de la part de Lermontoff! Er, der das Gebet an die Mutter Gottes gedichtet hat. C'est affreux!" T.

diese — bewußt oder unbewußt — dienten (Gogol hat diese Thatsache freilich bis an sein Ende bestritten), vertrug sich zu ihrem eigenen Schaden nicht mit dem Puschkin'schen Ideal. Die Macht der Umstände war stärker als jede persönliche Kraft — der allgemeinen Strömung unterliegt eben bei uns meist die eigene Neigung. Wahre Poesie, sowie pseudo-große Phrase hatten ihre Zeit gehabt; es begann eine Aera der Kritik, der Polemik und Satire. Statt zu sagen, „es begann", hätte ich im Angedenken an von Wisin und Nowikow[1]) auch sagen können „es kehrte zurück". Aehnliche Repristinationsbewegungen sind Beobachtern des Völkerlebens nichts Neues. — Die von dem plötzlichen Bewußtsein ihrer Mängel niedergedrückte Gesellschaft fürchtete für die Zukunft noch schwerere Schläge — und sie blieben nicht aus[2]) — sie horchte begierig auf die neuen Stimmen und verwarf, was ihre Bedürfnisse nicht mehr befriedigte. „Torquato Tasso", „die Hand des Allmächtigen", schwanden dahin wie Seifenblasen."

Hier folgen ausführliche Charakteristiken Gogol's und Lermontow's, die mit den folgenden Worten schließen: „Die unabhängige Kritik empörte sich gegen das Falsche, gegen den Stillstand — und auf welchem Gebiete des öffentlichen Lebens hätte damals nicht Stillstand geherrscht? — gegen die Pseudo-Größen, welche keinen wirklichen Anspruch auf Autorität besaßen!" Dann fuhr ich fort: „Wir bitten um die Erlaubniß, noch bei der dritten jener Persönlichkeiten zu verweilen, wenn uns auch bekannt ist, daß ihr Name Ihren Ohren durchaus nicht angenehm klingt. Wir sprechen von Belinski. Dieser Name ist für uns mit der Erinnerung an große Verdienste verknüpft. Sein Wort lebt noch heute, und Rußland hat in seiner Liebe für ihn nicht Unrecht, wenn es dieses Wort noch heute mit Begierde liest[3]). Seiner habe ich nicht deshalb erwähnt, weil ich mit ihm durch persönliche Freundschaftsbande verknüpft war, sondern weil ich Ihre Aufmerksamkeit auf das Princip seiner Thätigkeit richten wollte. Dieses Princip ist der Idealismus. Belinski war im besten Sinne des Wortes Idealist. In ihm lebten die Traditionen jenes Moskauer Freundeskreises der dreißiger Jahre, dessen Wirkungen sich noch gegenwärtig geltend machen. Dieser Kreis, der unter dem Einfluß der deutschen Philosophie stand (es ist bemerkenswerth, daß zwischen dieser Philosophie und Moskau ein dauerndes Band besteht), verdient ihren eigenen Historiker. Die Ueberzeugungen, welche Belinski bis zu seinem Tode vertrat, der Idealismus, dem er diente, stammen daher. Namens dieses Ideals verkündete Belinski Puschkin's künstlerische Bedeutung, indem er gleichzeitig darauf hinwies, daß dem Dichter die richtige bürgerliche (soll heißen politische, der Uebers.) Grundlage gefehlt habe. Namens dieses Ideals war er zugleich der Erläuterer des von Lermontow eingelegten Protestes und der Satire Gogol's. Namens desselben Ideals schlug er die angeblichen Autoritäten der

[1]) Zwei Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts.

[2]) Dieser Vortrag wurde gehalten, als kaum drei Jahre seit Abschluß des Pariser Friedens vergangen waren. T.

[3]) Belinski's gesammelte Werke waren damals zum ersten Male vollständig erschienen.

älteren Zeit in Trümmer, weil er zur Abschätzung ihrer historischen Bedeutung weder die Möglichkeit noch die Muße hatte[1]).....

---

[1]) Dieser für deutsche Leser vielleicht nicht ganz verständliche Excurs bedarf einer kurzen Erläuterung, weil sein Inhalt für das in Rußland zugelassene Maß von Redefreiheit ebenso charakteristisch ist, wie für Turgenjew's politischen Standpunkt.

Was der Dichter eigentlich sagen wollte, hat er wegen der Unmöglichkeit, die Dinge bei dem gehörigen Namen zu nennen, nur andeuten können. Das russische Publicum ist an derartige Verhüllungen von Alters her gewöhnt, und darin geübt, aus Erörterungen anscheinend rein ästhetischen Inhalts den tieferen politischen Sinn herauszulesen. Dieser Sinn möchte vorliegenden Falls der folgende gewesen sein. Wie die Regierungszeit des Kaisers Nikolaus eine Zeit der Scheingröße und Scheingesundheit des russischen Staates war, so bedeutete die nach dem Tode Puschkin's heraufgekommene literarische Schule eine bloße Scheingröße des russischen Schriftthums. Schon weil die Vertreter dieser Schule sich dazu hergaben, das bestehende Regierungssystem zu verherrlichen und demselben eine Kraft und Größe nachzurühmen, die dasselbe nicht besaß, war es von außerordentlicher Wichtigkeit, dieselben zu Fall zu bringen und zugleich mit ihrer Hohlheit diejenige der gesammten bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nachzuweisen. Das ist, nach Turgenjew's Meinung, durch den Pessimismus Lermontow's, die Satire Gogol's und die aufräumende kritische Thätigkeit Belinski's geschehen. Dem Sturz des verhaßten Systems der Nikolaitischen Zeit *mußte* der Sturz der literarischen Richtung vorausgehen, die sich zur Lobrednerin desselben hergegeben hatte. — Dieser Gedanke, der sich auch aus Belinski's letzten Schriften mit unverkennbarer Deutlichkeit herausliest, ist für Turgenjew's politische Stellung außerordentlich bedeutsam.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der „Moskauer Kreis", dessen Einfluß für Belinski's Anschauungen maßgebend gewesen sein soll, aus Anhängern der Hegel'schen *Linken* bestand, und daß auch der Belinski persönlich befreundete Alexander Herzen demselben angehört hatte. (Vergl. darüber „Deutsche Rundschau", Bd. XI, S. 297 und flgde.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Umwälzung in der Atomlehre.

Von

Prof. **Victor Meyer** in Zürich.

Wer es unternimmt, einem größeren Leserkreise den bleibenden Fortschritt zu schildern, welcher der jüngst vergangenen Epoche einer Wissenschaft ihren Charakter verleiht und noch in den Augen der Späteren als deren Signatur erscheinen wird, der wagt einen Versuch, dessen Schwierigkeit keineswegs durch langjährige Vertrautheit mit dem Gegenstande der Darstellung beseitigt wird. Die tägliche Beschäftigung mit den Einzelheiten einer Disciplin schließt die Gefahr nicht aus, daß *Glänzendes* mit *Echtem* verwechselt werde, oder daß Gegenstände, denen unbestreitbar eine gewisse Bedeutung zukommt und die sich längere Zeit im Vordergrund der Tagesdebatten halten, eben darum für epochemachend angesehen werden — während das kommende Geschlecht dieselben nur mit Mühe in der Schar gleichwichtiger Dinge aufzufinden vermag. Geschieht es doch wohl dem Wanderer in den Bergen, daß er die Hügelreihe, in deren Mitte er weilt, den ferneren Hochgipfeln überlegen wähnt, während ihm diese allein sichtbar bleiben, wenn er aus größerer Weite nach der Gebirgskette zurückschaut.

Auch der *Chemiker*, der einen Rückblick auf das letzte Decennium seiner Wissenschaft wirft und sich anschickt, aus der verwirrenden Menge des Neuen dasjenige auszulesen, welches gerade *diese* jüngste Epoche auszeichnet und von allen andern unterscheidet, wird vor solchen Irrthümern auf der Hut sein müssen. Allein wenn er, wie es seine Aufgabe erheischt, nur *dessen* gedenken will, was seine Spuren tiefer als in die Oberfläche eingegraben, und wenn er zudem von Allem absieht, was nur ein weiterer, wenn auch noch so bedeutungsvoller Ausbau des schon in früheren Perioden Begonnenen ist, so wird er über die Wahl seines Themas nicht lange in Zweifel sein. Gewaltig sind die Erfolge, welche in der neuesten Zeit die Chemie errungen hat. Ihr Ruhm ist in Aller Munde, und kaum weniger bewundert als ihre glänzenden *Anwendungen* sind ihre *theoretischen Ergebnisse*. Die bestrickende Pracht der Theerfarbstoffe, die Wirkungen chemischer Heilmittel von Neuem rühmen, hieße Eulen

nach Athen tragen. Aber auch die überraschende Ausbildung, welche die Valenzlehre, welche die Theorie von der Sättigung und Verkettung der Atome erlangt haben — sie wird heute schon in den Schulen gelehrt, und die heranwachsende Generation nimmt spielend auf, was wir Aelteren mit Staunen aus dem Chaos empor wachsen sahen.

Von alledem also wird hier nichts zu berichten sein. Allein außer diesen Errungenschaften, deren Tragweite alsbald in den weitesten Kreisen Würdigung fand, sahen Diejenigen, welche den Fortschritten der theoretischen Chemie aufmerksamer folgten, ein Neues entstehen, welches immer stärker das Interesse der Chemiker auf sich zog, und das jetzt, nach mehr als zehnjähriger mühevoller Arbeit, als ein stolzer Neubau uns entgegentritt — wenn auch der letzten Vollendung noch harrend, so doch mit scharf bestimmtem Gefüge, wohlbegrenzt in Umriß und Höhe, und benannt: das natürliche System der chemischen Elemente. Dieses zu beleuchten, ist der Zweck der folgenden Zeilen. Ich lade den Leser ein zu einer Betrachtung jener Stoffe, welche der Alles zersetzenden Scheidekunst ihre Grenze stecken: der Körper, die sich bisher auf keine Art haben weiter zerlegen lassen, und die wir daher mit dem Namen Elemente belegen. Die Natur derselben zu ergründen ist eine schwere, ja vielleicht eine unlösbare Aufgabe. Aber würdig des Schweißes der Edeln ist es, ihre Lösung wenigstens zu versuchen. Und dieser Versuch ist nicht heut gemacht — schon vor Jahrtausenden ist er zum ersten Male unternommen worden.

Seit Demokritos von Abdera die Philosophie mit einer für die Naturerkenntniß brauchbaren Theorie des Stoffes beschenkt hat, indem er — ähnlich dem Leukippos und dem späteren Epikur — die Materie aus getrennten Atomen zusammengesetzt auffaßte — seit jener Zeit besteht das Streben nach der Erkenntniß der letzten stofflichen Einzeltheile, welche die physische Welt bilden. Aber älter als dieses, und, wie die Geschichte der Wissenschaften lehrt, der menschlichen Natur angeboren, ist das Suchen nach dem anfangs völlig unbestimmten Begriffe des Elementaren, nach einem Urstoffe der Dinge, welcher der Phantasie in Ahnungen längst vorschwebte, ehe die demokritische Lehre die wissenschaftlichen Vorbedingungen für ein Begreifen desselben geschaffen hatte. In den ältesten Zeiten, aus welchen die Ueberlieferung von einem Denken über die Natur meldet, wurden vage Hypothesen über das Wesen der Elemente aufgestellt, und mit einer Willkür — wie sie in der Naturphilosophie immer so lange herrscht, bis man sich entschließt, die Deduction erst nach vorangegangener Beobachtung als erlaubt anzusehen — wurden als „Elemente" nacheinander und in buntester Wahl alle nur immer möglichen Dinge angesprochen, welche diese Auszeichnung kaum etwas Anderem, als der Liebhaberei oder Unkenntniß der sie Erwählenden verdankten.

Wenn die Perser im Feuer, die Aegypter im Wasser den Urstoff aller Dinge sahen, und altindische Ueberlieferungen Feuer, Aether, Wasser, Luft und Erde als die Elemente der Welt hinstellten, so hatten solche Anschauungen gerade so viel oder so wenig Berechtigung, als diejenigen des Thales, Anaximenes und Herakleitos, welche nach Belieben einen dieser Stoffe

herausgriffen und kühnlich behaupteten, daß durch seine Verdichtung oder Verdünnung alle anderen Körper gebildet würden. Und nicht anders können wir über die mittelalterliche Ansicht urtheilen, nach welcher die Metalle aus Schwefel und Quecksilber zusammengesetzt sein sollten; auch daß Basilius Valentinus im funfzehnten Jahrhundert als dritten Bestandtheil das Salz hinzufügte, und Paracelsus alle, auch die nicht metallischen Körper aus Schwefel, Quecksilber und Salz zusammengesetzt wähnte, kann kaum als ein erheblicher Fortschritt zu besserem Erkennen angesehen werden. Diese Hypothesen zeugen nur von einer, den inzwischen gewonnenen Errungenschaften der Alchymie angepaßten realistischen Symbolik, welche man geistreich nennen kann, ohne darum anzuerkennen, daß bei ihrer Aufstellung auch nur eine Spur consequenten wissenschaftlichen Denkens obgewaltet habe. Und so blieben denn im Alterthum und Mittelalter neben dem Demokritos nur wenige Denker, deren Auffassung des Stoffes ernsthafte Würdigung auch heute noch verdiente, und von welchen man — wie von dem, den demokritischen Ansichten so ferne stehenden Aristoteles — sagen darf, daß ihre Naturlehre das erfreuliche Schauspiel einer, auch in ihren Folgen durchgedachten Anschauungsweise geboten hätte.

Dagegen war es ein, im Sinne unserer heutigen naturwissenschaftlichen Methode bedeutungsvoller Einwand, wenn van Helmont das Feuer, — weil es nichts Materielles sei — und die Erde, — weil von wandelbaren Eigenschaften — nicht als Elemente anerkennen wollte; und als endlich im 17. Jahrhundert der Irländer Robert Boyle lehrte, daß wir alles, was wir zerlegen können, als nicht elementar, das für uns unzerlegbare aber als Element anzusehen haben, sprach er damit im Wesentlichen dasjenige aus, was noch heute, und, bei der Beschränktheit allen menschlichen Könnens, wohl für immer als richtige Definition des Elementaren angesehen werden muß. Denn Demjenigen, der die Natur ohne aprioristische Vorurtheile betrachtet, muß doch das einleuchtend erscheinen, daß mit der Vervollkommnung der von der Scheidekunst gelieferten Zerlegungsmethoden das als „Element" anzusehende schwankt, daß überhaupt als Element in letzter Instanz Nichts erkannt werden kann, da unmöglich eine Generation für das Können oder Nichtkönnen der ihr folgenden und mit verfeinerten Methoden arbeitenden gut sagen kann. Was uns heute unzerlegbar ist, können spätere Forscher weiter auflösen, gerade wie auch umgekehrt Stoffe, die lange Zeit als Verbindungen gegolten haben, endlich doch als nicht zerlegbare und somit für uns elementare erkannt worden sind.

Scheint es nun hiernach kaum möglich, eine, die ältere Naturphilosophie befriedigende, für alle Zeiten verbindliche Definition für „Element" zu geben, so wird doch der genügsame Naturforscher in der Boyle'schen Auffassung Befriedigung finden und jede weitergehende Definition vorläufig bei Seite lassen. Sollte es später gelingen, einen der 66 Stoffe, die wir heute als Elemente im Sinne Boyle's annehmen müssen, in zwei oder mehrere andere zu zerlegen, so wird er ohne jede Beschämung gestehn, daß er sich über die Zahl der Elemente in einem, durch den Entwickelungsgrad der Wissenschaft nothwendig bedingten Irrthum befunden habe.

I.

Die Chemie hatte die lange Epoche ihrer Verirrungen überwunden. Die Gefahr, dem Goldfieber derselben zu erliegen, oder als fundamentloser Annex des medicinischen Lehrgebäudes zusammenzubrechen, war vorüber. Ein Scheele, ein Lavoisier erstanden und ihr Genius ließ uns, an der Neige des letzt vergangenen Jahrhunderts, das glänzende Bild einer neu erstehenden Wissenschaft emporsteigen. Das erlösende Wort, das die Verbrennung als Vereinigung der Körper mit Sauerstoff erkennen ließ, war gesprochen, die Wage als Fundamentalrüstzeug des Chemikers erkannt und die Zeit reif für die unvergänglichen Arbeiten der Dalton und J. B. Richter, der Gay-Lussac und Alexander v. Humboldt, jener Männer, welchen der Gedanke, die Atome messen und wägen zu wollen, nicht zu kühn war, um ihn zur Wirklichkeit umzugestalten. Mit fieberhaftem Eifer durchforschten Jünger der Chemie — voran, würdig seinem unsterblichen Landsmann Scheele sich anreihend, der Scandinavier Berzelius — die Mineralschätze ihrer nordischen Heimat sowie die Bestandtheile des Pflanzen- und Thierleibes, und Schlag auf Schlag enthüllten sich die Geheimnisse der unbelebten und der organischen Welt; die Stoffe, die die Natur uns bietet, wurden zunächst gesondert, dann weiter und immer weiter zerlegt und als „Mischungen", die sich schon mechanisch trennen lassen, als „Verbindungen", die nur chemische Kunst weiter aufzulösen vermag, und endlich als „Elemente", die überhaupt keine weitere Zertheilung zuließen, von einander unterschieden. Wie anders aber gestaltete sich nun das Bild von den Elementen, als jene alt überkommenen Fabeln von Feuer und Wasser, von Queckſilber, Schwefel und Salz! An die Stelle der wenigen Phantome trat eine lange Reihe wirklich erforschter Körper. Da finden wir den Sauerstoff, den Wasserstoff, den Stickstoff — jene Gase, die der Luft gleichen, während diese, weil als mechanisches Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff erkannt, aus der Reihe der Elemente gestrichen ist. Das Wasser, einst als Element der Luft zur Seite gestellt, erscheint als chemische Vereinigung zweier Grundstoffe. Aber Körper von gar verschiedenen Eigenschaften fügen sich der Zahl der Elemente bei. Der Schwefel, der Phosphor, das Chlor behaupten — zum Theil erst nach langen Kämpfen — ihren Platz als Grundstoffe; die Schar der Metalle schließt sich an — Eisen, Blei, Queckſilber, Kupfer, Kalium, Natrium und zahlreiche andere werden, als dem Chemiker unzerlegbar, in die Reihe der Grundstoffe aufgenommen. Und so sehen wir rasch die als Elemente geltenden Körper sich mehren, zunehmend noch bis auf unsere Tage, so daß wir heut dazu gelangt sind, 66 Grundstoffe anzunehmen, denen sich weiter ein Häuflein zweifelhafter, noch ungenügend erforschter anzureihen scheint.

Hat die Natur aus diesen 66 Körpern die Welt gebaut? Oder ist es nur unsere Erde, auf welcher ihr diese Stoffe als Bausteine dienten und sind in fremden Theilen des Weltgebäudes andere Elementarkörper zur gleichen Rolle berufen? Diese Frage wird sich endgültig wohl niemals beantworten lassen, aber eine beschränkte Lösung derselben gewährt uns die, durch die Errungenschaften der Spectralanalyse gebotene Möglichkeit, auch räumlich von uns entfernte Gegen-

stände durch Untersuchung des von ihnen ausgesandten Lichtes chemisch zu analysiren. Wenn uns nun bei der Analyse der Sonne, zahlreicher Fixsterne und selbst der in ungemessenen Fernen ausgebreiteten Nebel keine neuen, sondern immer wieder die auch auf der Erde gefundenen Stoffe entgegentreten, so spricht dies wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit für eine gleichförmige Vertheilung der Elemente durch das Universum; allein mit Bestimmtheit kann natürlich aus dem negativen Resultate des Nichtfindens neuer Stoffe unmöglich geschlossen werden, daß nicht unsere Nachkommen das uns Unbekannte finden werden, oder selbst, wenn dies nie geschähe, daß nicht fremde, unentdeckte Stoffe, sei es im Innern der Erde, sei es außerhalb derselben, sich verborgen halten. —

In den folgenden Zeilen ist der Versuch gemacht, die Umgestaltung, welcher unsere Anschauungen von den Elementen seit Beginn der siebziger Jahre unterliegen, allgemein verständlich darzulegen. Wenn dieses in eingehenderer Weise bisher noch nicht geschehen ist, so kann der Grund, bei dem eminent allgemeinen Interesse des Gegenstandes, nur darin gesucht werden, daß derselbe von vorn herein einer gemeinfaßlichen Behandlung viel weniger Handhaben zu bieten scheint, als manches andere, zu solcher Darstellung anregende Thema. Wer es zur Zeit, da die Principien des Darwinismus nur Fachmännern bekannt waren, unternahm, für diesen das Interesse weiterer Kreise zu beanspruchen, hatte eine ungleich leichtere Aufgabe. Waren doch die Gegenstände seiner Darstellung Lebewesen, unsere Mitgeschöpfe und schließlich wir selbst — und für was könnte eines Jeden Theilnahme leichter zu gewinnen sein? Werden, wie das oftmals in populären Darstellungen geschieht, die Fortschritte der angewandten Naturwissenschaft, wie etwa der Elektrotechnik, geschildert, so ist das Praktische des verfolgten Ziels — die häufige Gelegenheit den schließlichen Ergebnissen im täglichen Leben zu begegnen — für den Leser verlockend, und bildet zuweilen wohl auch die trügerische Brücke, welche an Stelle wahren Verständnisses zu einer scheinbaren geistigen Aufnahme des Gebotenen führt. Wie viel ungünstiger die Sachlage bei unserer Aufgabe! Nicht an das Leben, weder an seine directen Träger, noch an etwas mit diesen unmittelbar Zusammenhängendes kann angeknüpft werden. Die Rede ist von Atomen, mit denen noch keine bestimmten physikalischen Vorstellungen uns verbinden, ja — noch schlimmer — von Zahlen, welche uns Atomgewichte darstellen und welche vielleicht in manchem Leser die Erinnerung an die kummervollsten Stunden seiner Schuljahre hervorrufen, da er, der mathematisch Unbegabte, gezwungen war, die verschlungenen Pfade einer ihm gänzlich fremden Deduction zu wandeln. Doch gerade Den, der solches befürchtet, möchte ich schon an dieser Stelle beruhigen. Wird doch Bildung im höchsten Sinne oftmals bei Solchen getroffen, die mit der Mathematik oder den Naturwissenschaften niemals in intime Beziehung getreten sind; und, wenn ich die Schwierigkeit der Aufgabe auch voll erkenne, so bin ich doch überzeugt, daß sie nicht unüberwindlich ist, und daß der Gegenstand einem jeden Gebildeten, ohne Zuhilfenahme irgend welchen naturwissenschaftlichen oder gar mathematischen Rüstzeugs, verständlich gemacht werden kann. —

Es sei gestattet, nunmehr die Aufmerksamkeit des Lesers auf die folgende Tabelle zu lenken, auf welcher sich die bis jetzt bekannten Grundstoffe, alpha-

betisch geordnet, zusammengestellt finden. Sie enthält sämmtliche Factoren, mit denen wir zu arbeiten haben: nämlich die Namen der 66 Elemente und ihre Atomgewichte. Durch diese letztere drücken wir heut noch — wie von je her — nur relative Werthe aus. Die gemeinsame Arbeit der neueren Physik und der Chemie hat uns zwar in den Stand gesetzt, das wirkliche, absolute Gewicht eines Atoms mit Wahrscheinlichkeit zu berechnen, noch keineswegs indessen, dasselbe sicher anzugeben. Bestimmt aber wissen wir, daß ein Atom Sauerstoff 16 Mal so viel wiegt, als ein Atom Wasserstoff, und wir deuten dies dadurch an, daß wir das Gewicht des Sauerstoffatoms = 16, dasjenige des Wasserstoffatoms = 1 setzen. Indem die heutige Chemie, noch ganz wie die ältere, die Atome nicht nach Bruchtheilen von Grammen, sondern nach Wasserstoffatomen wägt, drückt sie das Atomgewicht eines jeden Elementes durch diejenige Zahl aus, welche angibt, wie viel Mal schwerer sein Atom ist, als ein Atom Wasserstoff. So bedeutet denn z. B. die erste Zeile der Tabelle: „Aluminium 27,04" nichts anderes, als daß ein Aluminiumatom das Gewicht von 27,04 Wasserstoffatomen besitzt.

Die Tafel enthält sämmtliche Atomgewichte so, wie sie sich aus den neuesten, zuverlässigsten Bestimmungen ergeben haben [1]).

Name.	Atomgewicht.	Name.	Atomgewicht.	Name.	Atomgewicht.	Name.	Atomgewicht.
Aluminium	27,04	Gallium	69,9	Niob	93,7	Tantal	182
Antimon	119,6	Gold	196,2	Osmium	195	Tellur	127,7
Arsen	74,9	Indium	113,4	Palladium	106	Thallium	203,7
Barium	136,86	Iridium	192,5	Phosphor	30,96	Thorium	231,96
Beryllium	9,08	Jod	126,54	Platin	194,3	Titan	50,25
Blei	206,39	Kadmium	111,7	Quecksilber	199,8	Uran	239,8
Bor	10,9	Kalium	39,03	Rhodium	104,1	Vanadin	51,1
Brom	79,76	Kobalt	58,6	Rubidium	85,2	Wasserstoff	1
Caesium	132,7	Kohlenstoff	11,97	Ruthenium	103,5	Wismuth	207,5
Calcium	39,91	Kupfer	63,18	Sauerstoff	15,96	Wolfram	183,6
Cer	141,2	Lanthan	138,5	Scandium	43,97	Ytterbium	172,6
Chlor	35,37	Lithium	7,01	Schwefel	31,98	Yttrium	89,6
Chrom	52,45	Magnesium		Selen	78,87	Zink	64,88
Didym	145	Mangan	54,8	Silber	107,66	Zinn	117,35
Eisen	55,88	Molybdän	95,9	Silicium	28,0	Zirkon	90,4
Erbium	166	Natrium	23,0	Stickstoff	14,01		
Fluor	19,06	Nickel	58,6	Strontium	87,3		

Ein Blick auf die Tabelle läßt zunächst die völlige Gesetz- und Regellosigkeit dieser Zahlen auffallen; einfache Verhältnisse zwischen denselben zeigen sich nicht, und der Versuch, dieselben mit einander in Beziehung zu bringen, sie etwa als einfache Multipla einer und derselben, allen zu Grunde liegenden Einheit zu betrachten, mißlingt. Das Suchen nach einer solchen, nicht nur arithmetischen, sondern auch stofflichen Einheit unter den Atomen kann in der That im ersten Augenblicke an die traurige Erfolglosigkeit der alchymistischen Träume erinnern, welchen das goldene Ziel der Herstellung edler Metalle aus unedlen vorschwebte.

[1]) In der Folge sind, der Einfachheit halber, statt dieser Werthe abgekürzte Zahlen gebraucht; so z. B. statt „Aluminium = 27,04" : 27, statt „Sauerstoff = 15,96" : 16 ꝛc.

Und doch ist der Versuch gemacht, in den mannigfachen Werthen dieser Tafel das allen Gemeinsame zu suchen; nicht wie ehemals von Träumern und Betrügern, sondern von den ernsthaftesten Männern, deren Bestrebungen, wenn auch anders, als in der ursprünglich geplanten Weise, denn auch schließlich zum Ziele geführt haben.

Eine Hypothese, die denkbar einfachste, welche über den Zusammenhang der Elementaratome aufgestellt werden kann, ward im Jahr 1815 durch *Prout* ausgesprochen. Dieser Forscher stellte sich vor, daß der *Wasserstoff* die *Urmaterie* sei, und *daß durch Vereinigung seiner Atome alle andern Elemente gebildet wären*. Das Atomgewicht des Silbers z. B. ist 108, d. h. ein Atom Silber wiegt 108mal soviel als ein Atom Wasserstoff. Nach Prout's Idee entsteht nun ein Atom Silber in der Art, daß 108 Atome Wasserstoff sich zu einem neuen, um so viel schwereren Atom vereinigen, welches Silber genannt wird. Ein Sauerstoffatom müßte dann aus 16 Atomen Wasserstoff, ein Stickstoffatom aus 14 Atomen Wasserstoff zusammengesetzt sein. Leider erwies sich diese so einfache Hypothese vor dem Richterstuhle der Thatsachen als ganz unhaltbar, denn es ist klar, daß, wenn sie richtig wäre, alle Atomgewichte *ganze* Vielfache von dem des Wasserstoffs, d. h. *ganze* Zahlen sein müßten, daß sie keine Bruchtheile enthalten dürften; wir wissen aber heut, — was Prout unbekannt war — daß das Atomgewicht des Silbers nicht scharf gleich 108, sondern, genauer, nur $107\,^2/_3$ ist. Im Sinne Prout's müßte dann das Silber aus $107\,^2/_3$ Atomen Wasserstoff bestehen, was offenbar sinnlos erscheint, wenn der Wasserstoff Urmaterie, also absolut untheilbar ist; denn Drittel vom Wasserstoffatome, Bruchtheile des Uratoms kann es eben nicht geben. Und noch complicirter würden sich die Verhältnisse z. B. beim Chlor gestalten, dessen Atomgewicht nicht genau 35,5, sondern in Wahrheit 35,37 beträgt. Wollte man diese Zahl Prout's Hypothese gegenüber stellen, so müßte man annehmen, daß das Chloratom aus 35 ganzen und 37 Hundertel Atomen Wasserstoff bestehe, müßte also das untheilbare Uratom als in Hundertel zerlegbar betrachten, d. h. mit andern Worten die Hypothese gänzlich umstoßen. Und dies Schicksal mußte derselben, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, denn auch zu Theil werden; sie ist als solche unhaltbar, wenn sie auch unzweifelhaft einen im Grunde richtigen Gedanken enthält. Diesem aber nachzuspüren, haben die Chemiker, trotz dem ersten Mißerfolge der Prout'schen Hypothese, nicht aufgehört. Jene einfachen Verhältnisse, die Prout annahm und auf Grund der damaligen, wenig genauen Atomgewichtsbestimmungen, anzunehmen einiges Recht hatte, sie entsprechen freilich der Wahrheit nicht. Daß aber zwischen diesen Atomen und den Zahlen, welche ihre Gewichte ausdrücken, doch gewisse Beziehungen bestehen *müssen*, das hat sich mehr und mehr zur Ueberzeugung ausgebildet, für welche zu viele Gründe sprechen, als daß sie jemals wieder hätte ganz aufgegeben werden können.

Ein allgemein naturphilosophischer Gedanke ist es zunächst, welcher immer wieder dazu führt, nach einer einheitlichen Urmaterie zu suchen; welcher für sie mit Gründen plaidirt, die sich freilich mehr an das Gefühl, als an das Urtheil wenden. Im gesammten Weltall finden wir — deß wurde schon oben gedacht —

dieselben Stoffe verbreitet; die Erde, die Sonne, die fernsten Gestirne sind, soweit wir urtheilen können, in ihrer qualitativen Zusammensetzung nicht wesentlich verschieden. Wie wir nun stets die gleichen wenigen Grundstoffe treffen, soweit wir auch den, durch die Spectralanalyse geschärften Blick in den Weltraum schweifen lassen, so müssen wir, — dieser Gedanke drängt sich auf — auch bei immer weiterer Beschränkung ins Kleinste der gleichen Einheit begegnen. Unsere Empfindung sträubt sich, anzunehmen, daß in unsern, durch relativ so grobe Mittel abgespaltenen Elementen *wirkliche, letzte Urstoffe* vorliegen sollten, daß also jedes chemische Element eine Welt für sich darstelle, die mit den andern Grundstoffen durch *keine* Brücke, durch nichts Gemeinsames verbunden sei. Kein Forscher kann gern und freudig die Annahme machen, daß das Lithium und Kalium, der Sauerstoff und die Kohle, das Silber und das Kupfer absolut verschiedene Urstoffe seien und nicht doch gewisse feinere Bestandtheile gemeinsam enthalten, wenn wir doch in den fernsten Welten nichts finden, was von den Stofftheilen unseres Planeten grundsätzlich verschieden wäre.

In viel überzeugenderer Weise aber als diese Einwände, die zur Zeit ebenso wenig zu widerlegen als zu beweisen sind, und deßwegen vor dem strengen Verstande nicht zu Rechte bestehen, wenden sich Bedenken an unser Urtheil, die sich auf bestimmte *Zahlenverhältnisse* stützen. Diese letzteren zeigen sich an gewissen Elementen, die mit einander eine auffallende chemische und physikalische Aehnlichkeit haben; dieselben seien hier einer kurzen Betrachtung unterworfen. — Aus der langen Reihe der metallischen Elemente mögen als Beispiele drei herausgegriffen werden, welche einander in ihrem Gesammtverhalten: in ihren physikalischen Eigenschaften und in ihrem absonderlichen chemischen Charakter, in frappanter Weise ähnlich sind. Alle drei sind auffallend leicht, sind völlig unhaltbar an der Luft, und haben die merkwürdige Eigenschaft, mit Wasser in Berührung gebracht, sich in diesem unter Zischen und zuweilen sogar unter Feuererscheinung aufzulösen. Diese Eigenschaften seien hier nur angeführt, um den gleichartigen Charakter und die große Aehnlichkeit dieser drei, von andern Elementen, wie Eisen, Gold oder Silber so gänzlich verschiedenen Stoffe anzudeuten. Die Namen jener drei Metalle sind: Lithium, Natrium, Kalium; ihre Atomgewichte aber:

Lithium = 7
Natrium = 23
Kalium = 39

Wie ein Blick auf diese Zahlen zeigt, ist das Atomgewicht des Natriums um die Zahl 16 größer, als das des Lithiums, denn 7 + 16 ist = 23 und weiter ist wiederum das Atomgewicht des Kaliums um die gleiche Zahl (16) größer, als dasjenige des Natrium; denn wir haben: 23 + 16 = 39. Mit andern Worten: das Atomgewicht des Natriums steht *in der Mitte* zwischen denjenigen des Lithiums und Kaliums. Wenn nun zugleich diese drei Elemente mit einander eine so große Aehnlichkeit zeigen, wie soeben geschildert wurde, so liegt es nahe, die angedeuteten Zahlenregelmäßigkeiten nicht als ein Spiel des Zufalls anzusehen, sondern sich vorzustellen, daß das Natriumatom nichts anderes sei, als ein Lithiumatom, welchem ein unbekanntes *Etwas* vom Ge-

wichte 16 hinzugefügt sei; und daß das Kalium seinerseits wiederum aus dem Natrium durch nochmaliges Zufügen jenes Sechzehn-Gewichtes entstehe. Man könnte dies in schematischer Weise folgendermaßen zum Ausdruck bringen:

Ein Lithiumatom hat das Gewicht 7,
Ein Natriumatom wäre nun = 1 Lithiumatom + 16 = 23,
Ein Kaliumatom aber wäre = 1 Lithiumatom + 2 × 16 = 39, oder
= 1 Natriumatom + 16 = 39.

Diese Hypothese, so vage sie auch beim ersten Blick erscheinen möchte, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir gewisse chemische *Verbindungen* zum Vergleich zu Hilfe ziehen, bei welchen sich ganz ähnliche Zahlenverhältnisse zeigen, und wenn wir finden, daß *diese* nun mit völliger Sicherheit auf eine, mit jener Hypothese übereinstimmende Ursache zurückgeführt werden können: die drei Säuren: Ameisensäure, Essigsäure und Propionsäure zeigen miteinander eine fast ebenso große Aehnlichkeit, als die drei Metalle Lithium, Natrium und Kalium. Diese Säuren aber sind keine Elemente, sondern *Verbindungen* und zwar bestehen sie alle drei aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, welche aber bei jeder von ihnen in einem andern Verhältniß zusammengetreten sind.

Wir wissen nun durch die Analyse, daß die Essigsäure nichts anderes ist, als Ameisensäure, zu welcher ein Atom Kohlenstoff (mit dem Atomgewicht 12) und 2 Atome Wasserstoff (2 Gewichte) hinzugetreten sind. Daß sie sich also in ihren Atomgewichten um 12 + 2, d. i. 14 von einander unterscheiden, ist selbstverständlich. Und ebenso wissen wir, daß die Propionsäure sich von der Essigsäure in derselben Weise dadurch unterscheidet, daß sie wiederum ein Kohlenstoffatom (12 Gewichte) und 2 Wasserstoffatome (2 Gewichte) mehr enthält, als diese. Wenn nun diese drei Säuren — die in ihren Eigenschaften ähnliche Analogien mit einander zeigen, wie die drei genannten Metalle unter sich — eine jedesmal wiederkehrende Zahlendifferenz von 14 zeigen, die sich hier mit aller Bestimmtheit darauf zurückführen läßt, daß die eine aus der andern durch Hinzufügung gewisser genau bekannter Atome entsteht, so wird man wohl mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß ähnliche Ursachen die Beziehungen zwischen jenen drei Metallen regeln; d. h. daß diese drei sog. Elemente durch bestimmte *Zusammensetzungsdifferenzen* von einander abweichen, somit also doch eine *Zusammensetzung* haben und folglich *keine wahren Urstoffe* sind.

Wer geneigt ist, das hier am Beispiel des Lithiums, Natriums und Kaliums Ausgeführte skeptisch als ein Spiel des Zufalls anzusehen, wird doch einen solchen Einwand nicht aufrecht erhalten können, wenn er sich überzeugt, daß eben diese drei Metalle nur eines aus einer großen Anzahl von Beispielen darstellen, welche zu dem gleichen Resultate führen. Es zeigt sich nicht nur hier, sondern allgemein, daß da, wo drei Elemente mit einander chemisch und physikalisch auffallende Aehnlichkeiten zeigen, die gleiche Beziehung besteht. Ihre Atomgewichte zeigen dann ganz analoge Zahlendifferenzen, wie sie sich an dem gewählten Beispiele in so auffallender Art documentirt haben. So bilden mit einander die Elemente Chlor, Brom, Jod, ferner Schwefel, Selen, Tellur, desgleichen Kalium, Rubidium, Caesium natürliche Gruppen von je drei Stoffen, deren Eigenschaften mit

einander äußerst auffallende Analogien zeigen, und in der That sehen wir denn auch bei ihren Atomgewichten sehr annähernd die eben dargelegte Regelmäßigkeit wiederkehren.

Diese wunderbaren Verhältnisse sind den Chemikern seit geraumer Zeit aufgefallen und zahlreiche Forscher, zumal Döbereiner, Gmelin, Dumas, Pettenkofer und Andere haben auf dieselben hingewiesen. Allein die Erscheinungen standen vereinzelt. Wenn auch die Zahl der „Triaden" — wie man solche Gruppen von je drei Elementen nannte — sich mehrte, so blieb doch die erkannte Eigenthümlichkeit nur auf je drei Stoffe beschränkt und erwies sich zur Ableitung eines Gesetzes, das alle Elemente umfasse, ganz ungenügend. So mußte man denn, so sehr die innere Neigung der Chemiker wohl zu allen Zeiten nach einer Stoffanschauung im Sinne Prout's neigte, resignirt auf dem Boden der Versuche stehen bleiben, welche dessen Hypothese widerlegt hatten und eine Theorie der Grundstoffe, die gleichzeitig unserem Causalitätsbedürfnisse und dem durch Versuche Ermittelten entsprach, blieb frommer Wunsch.

II.

Die bahnbrechende Umwälzung in der Atomlehre, welche den zahlreichen Vorarbeiten einen ersten Abschluß gab, und uns endlich das so lange nur geahnte Ziel wenn nicht völlig erreichen, so doch klar und in greifbarer Nähe erschauen ließ, danken wir den Arbeiten mehrerer Forscher, unter denen Einer in erster Linie genannt werden muß: der russische Forscher Mendelejeff; nach Diesem unser Landsmann Lothar Meyer. Der Erstere, ausgestattet mit einem Scharfblick und einer Kühnheit der Speculation, die für alle Zeit Gegenstand staunender Bewunderung bleiben werden, wußte nicht allein die Früchte zu pflücken, die die Zeit schon zur Reife gebracht hatte, sondern er verstand es zugleich, die noch unentwickelten durch den wärmenden Strahl seiner schöpferischen Phantasie einer, nur von ihm geahnten Reife entgegen zu führen. Bescheidener, aber bleibenden Werthes auch, ist das Verdienst seines deutschen Arbeitsgenossen. Weniger kühn in ungemessene Fernen blickend, als Mendelejeff, und vorderhand mehr auf dem Boden des thatsächlich Festgestellten verharrend, hat Lothar Meyer, nur wenig später als Jener, den Zusammenhang, welcher zwischen den Eigenschaften der Elemente und ihren Atomgewichten besteht, dargelegt, und er muß, nächst Mendelejeff, als ein Begründer des natürlichen Systems der Elemente genannt werden. —

Geleitet von der Idee, daß das ihnen vorschwebende Gesetz sich nicht auf eine kleine Anzahl von Elementen beschränken dürfe, unternahmen die genannten Forscher eine Untersuchung, die sich über alle bekannten Atomgewichte erstreckte. Sämmtliche Elemente wurden, einfach nach der Größe ihrer Atomgewichte geordnet, in eine Reihe gebracht, welche mit dem kleinsten bekannten Atomgewicht beginnt und mit dem größten endigt, und nun ward, unter sorgfältiger Berücksichtigung aller chemischen und physikalischen Eigenschaften der Grundstoffe nach Beziehungen geforscht, die zwischen der Größe der Atomgewichtszahl und dem Charakter der Elemente bestehen möchten. Und in der That, hier zeigte sich ein Erfolg. Indem man zumal den bisher nicht genügend beachteten

specifischen Volumen der Elemente Wichtigkeit beilegte, fand man zwischen *Atomgewichten* und *Raumerfüllung* der Grundstoffe eine anscheinend einfache Beziehung, welche, wenn auch zunächst nicht an allen Elementen bestätigt, doch zu weiterer Verfolgung des Gegenstandes Anlaß gab. Und da zeigte es sich dann bald, daß gewisse, sich in bestimmter Weise andeutende Pfade, die regelmäßig zu verlaufen schienen, plötzlich unterbrochen wurden und dadurch das Aufstellen eines bestimmten Gesetzes unmöglich machten. War die Reihenfolge der, nach der Größe ihrer Atomgewichte geordneten Elemente bis zu einem gewissen Punkte eine solche, daß sie mit dem sich andeutenden Gesetze übereinstimmte, so zeigten sich plötzlich Lücken und Abwege. Da, wo nun eine bestimmte Atomzahl zu erwarten war, fehlte der zugehörige Elementarstoff, und anderseits traten in der Reihe der Grundstoffe, die bis dahin in einer, deren Eigenschaften entsprechenden Weise fortlief, hie und da solche auf, deren Charakter eine ganz andere Stellung im System, und demnach ein anderes Atomgewicht hätte erwarten lassen. Ueber die so entstehenden Lücken und Hemmnisse konnte nicht mehr ruhiges Weiterspüren hinweghelfen. Die Alternative war in bestimmter Weise gestellt: entweder mußte der eingeschlagene Weg, weil nicht continuirlich fortführend, verlassen werden — oder es mußten die Klüfte, die ihn unterbrachen, künstlich überbrückt, die sich entgegenthürmenden Hindernisse gewaltsam entfernt werden. Und zu diesem kühnen Mittel griff denn in der That der forschende Geist. War es ihm auch naturgemäß unmöglich, neue Stoffe hinzuzufügen, die die Lücken ausfüllten, und war es ihm untersagt, von den sich widerspenstig entgegenstellenden Atomgrößen zu Gunsten der geahnten Regel abzusehen, so bot die weit hinausblickende Phantasie doch einen Ausweg: da wo Lücken sich zeigten, wagte sie, noch fehlende, bisher unbekannte Elemente anzunehmen, deren experimentelle Entdeckung sie der Zukunft vorbehielt; und diejenigen Atomzahlen, die in unentwirrbarem Widerspruch mit den Eigenschaften der zugehörigen Elemente zu stehen schienen, erklärte sie für *unrichtig bestimmt* und änderte sie in solchem Sinne, daß sie sich nun dem Gesetze anpaßten.

Es ist begreiflich, daß ein solches anscheinend absolut willkürliches Verfahren die Kritik aufs lebhafteste herausforderte. Ein Gesetz, welches um zu gelten zunächst eine Anzahl scheinbar feststehender Thatsachen umzustoßen und neue, noch unentdeckte vorauszusagen genöthigt war, mußte die schwersten Bedenken erregen. Und es ist in der That zu bewundern, daß die Urheber desselben vor diesen Schwierigkeiten, vor der Wucht der sich ihnen selbst entgegenthürmenden Einwände nicht zurückschreckten, sondern kühn ihrem Stern und — der Zukunft vertrauten. In der That, die Willkür ihrer Maßnahmen war *im Augenblicke* eine unerhörte; aber es fehlte doch nicht ganz an Mitteln und Wegen, die Berechtigung derselben zu prüfen und auf dem Boden der Thatsachen zu entscheiden, ob das, was ihre Einbildungskraft geschaffen, als Phantasiegebilde verschwinden müsse oder, durch den Versuch erhärtet, die Berechtigung erlange, als wissenschaftliche Wahrheit anerkannt zu werden. Dies galt in erster Linie von denjenigen Atomgewichten, die die Urheber der Theorie, weil mit dieser im Widerspruch stehend, für *unrichtig* erklärt hatten; die Anregung war dadurch gegeben, die fraglichen Atomgewichte auf vollkommenere Weise von Neuem ex-

perimentell zu bestimmen und zu ermitteln, ob in der That die alten, bis dahin angenommenen Zahlen irrthümlich gewesen seien. Und hier erwartete denn die neue Lehre alsbald ein erster überraschender Erfolg. Es zeigte sich, daß wirklich die alten Atomzahlen, welche Mendelejeff und Lothar Meyer angezweifelt und durch die von ihnen berechneten neuen ersetzt hatten, früher unrichtig bestimmt worden waren, und daß neue Versuche gerade zu denjenigen Werthen führten, welche jene Forscher auf Grund ihrer Regel prophezeiht hatten.

Eine merkwürdige Verkettung glücklicher Umstände hat wohl dazu beigetragen, schon den ersten Erfolgen, die sich hier zeigten, die allgemeinste Beachtung zuzuwenden und damit der jungen Lehre Freunde zu werben. Unter denjenigen Elementen, deren Atomzahl der Regel durchaus entgegen stand, fand sich ein Metall, das Indium, welchem, erst unlängst entdeckt, auf Grund sorgfältiger, aber unvollständiger Versuche, das Atomgewicht 75,6 beigelegt worden war. Diese Zahl nöthigte aber, dasselbe an eine Stelle der Reihe zu setzen, an welche es nach seinem gesammten Charakter durchaus nicht zu gehören schien. Und Mendelejeff und Meyer kamen daher gleichzeitig zu dem Ergebniß, es müsse diese Zahl unrichtig sein und das Atomgewicht des Indiums in Wahrheit durch die Zahl 113,4, welche sich der Reihe einordnete, ausgedrückt werden. Um die gleiche Zeit nun führte Bunsen in Heidelberg seine berühmten Untersuchungen über das Eiskalorimeter aus. Seine Arbeiten umfaßten auch Beobachtungen über das Indium und führten ihn dazu, das Atomgewicht dieses Metalles durch Versuche zu controliren. Die von ihm auf rein experimentellem Wege gefundene Zahl lautete nun in der That 113,4 und bestätigte so in glänzender Weise die Prognose. Der Eindruck, welchen dieses Ergebniß hervorrief, war ein um so größerer, als Bunsen zur Zeit, da er diese Versuche begann, von den Arbeiten Mendelejeff's und Lothar Meyer's noch keine Kenntniß haben konnte und somit das auf rein speculativem Wege gewonnene Resultat unmittelbar darauf durch ein von ganz fremder Seite kommendes Experiment seine Bestätigung fand. Aber dieser Erfolg blieb nicht vereinzelt; Schlag auf Schlag fielen unter den rührigen Händen experimentirender Chemiker die angezweifelten Atomgewichte und das parteilose Experiment ersetzte sie sämmtlich gerade durch solche Zahlen, welche mit der Prognose übereinstimmten.

Nach diesen Erfolgen wurde es denn auch der neuen Lehre nicht mehr als ein allzu schwerer Vorwurf angerechnet, daß sie, um die von ihr aufgestellte Gruppirung zu ermöglichen, gewisse noch bestehende Lücken durch die Hypothese unentdeckter, erst später aufzufindender Elemente ausfüllte — ein Vorwurf, der sich später in bewundernde Anerkennung verwandelte, als einige der vorher gesagten Elemente wirklich entdeckt und ihre Atomzahlen wie ihre Eigenschaften mit der Prognose vollständig übereinstimmend gefunden wurden. Die Theorie erlangte dadurch eine solche Anerkennung, daß heute kaum ein Chemiker mehr die Bedeutung derselben verkennt, und daß das natürliche oder periodische System der Elemente, trotz der wunderbaren Complicationen, welche dasselbe darbietet, doch als der Ausdruck einer fundamentalen Gesetzmäßigkeit der Natur angesehen wird.

III.

Ordnet man sämmtliche Elemente aufsteigend nach der Größe ihrer Atomgewichte, und läßt man dabei den Wasserstoff, der als Einheit der Atomgewichte dient, außer Betracht, so ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Elemente sich auf natürliche Weise nach zwei Arten von Perioden gruppiren. Man unterscheidet dabei die kleineren Perioden, deren es zwei gibt und deren jede 7 Elemente umfaßt; ferner die großen Perioden, die aus je 17 Elementen gebildet werden. Was diese Perioden auszeichnet und was uns berechtigt und zwingt, die Elemente gerade nach ihnen zu gruppiren, ist nun folgender Umstand: Die Glieder einer Periode zeigen mit einander keine Aehnlichkeit, keine Gemeinsamkeit der Eigenschaften und des chemischen Charakters; nach Verlauf einer Periode aber beginnt nun eine solche, deren Glieder mit denen der ersten in unverkennbarer Beziehung stehen, und zwar finden wir in der zweiten Periode die Elemente, welche je einem Gliede der vorigen verwandt und in Eigenschaften und Charakter durchaus ähnlich sind, in der entsprechenden Reihenfolge zusammengestellt. Fügt man daher zwei solche Perioden, in denen die Elemente einfach aufsteigend nach der Größe ihres Atomgewichtes geordnet sind, neben einander, so findet man, neben jedem Elemente der ersten, in der zweiten Periode gerade das Element, welches einen ihm gleichen chemischen und physikalischen Charakter besitzt und welches daher von jeher, ohne daß man die Regel kannte, schon als sein natürlicher Verwandter angesehen wurde.

Um das Gesagte an einem Beispiel zu erläutern, mögen im Folgenden die vierzehn ersten Glieder der Reihe, diejenigen Elemente also, welche die kleinsten, bisher bekannten Atomgewichte besitzen, zusammengestellt sein. Sie bilden die beiden „kleinen Perioden" Mendelejeff's, die aus je 7 Gliedern bestehen, und sind hier so zusammengestellt, daß neben jedem Elemente die ihm zukommende Atomgewichtszahl sich findet.

Lithium . .	7	Natrium . .	23
Beryllium .	9	Magnesium .	24
Bor . . .	11	Aluminium .	27
Kohlenstoff .	12	Silicium .	28
Stickstoff .	14	Phosphor .	31
Sauerstoff .	16	Schwefel . .	32
Fluor . .	19	Chlor . . .	35,4

Wie ein Blick auf die regelmäßig zunehmenden Atomgewichtszahlen lehrt, ist bei dieser Zusammenstellung aufs Natürlichste und ohne jeden Zwang verfahren. Um so überraschender wirkt daher die Erkenntniß, daß der Chemiker nun in Wahrheit in einem jeden Elemente der zweiten Periode das natürliche Analogon des neben ihm stehenden in der ersten Periode wiederfindet. Wir sehen das Natrium neben dem Lithium stehen — und wirklich gelten beide dem Chemiker von jeher wegen ihres gleichartigen Charakters als naturgemäß zusammengehörige Elemente; ebenso finden wir das Beryllium neben dem Magnesium, den Kohlenstoff neben dem Silicium, den Sauerstoff neben dem Schwefel — sämmtlich verschwisterte, naturgemäß zu Paaren vereinigte Elemente. In viel auffallenderer Weise aber, ja mit überzeugender Gewalt wirkend, zeigt

sich das Gesetz der natürlichen Perioden, wenn wir uns nicht auf die beiden ersten, kleinen Gruppen beschränken, sondern die großen, aus je siebzehn Gliedern bestehenden Perioden mit hinzu nehmen.

Es möge gestattet sein, den beiden eben behandelten noch die zwei nächsten großen Perioden, sowie eine dritte, von welcher allerdings nur 5 Glieder bekannt sind, anzureihen, um das Frappante der Gesetzmäßigkeit deutlicher hervortreten zu lassen:

Kleine Perioden:				Große Perioden:					
Erste Periode.		Zweite Periode.		Dritte Periode.		Vierte Periode.		Fünfte Periode.	
Lithium	7	Natrium	23	Kalium	39	Rubidium	85	Caesium	133
Beryllium	9	Magnesium	24	Calcium	40	Strontium	87	Barium	137
Bor	11	Aluminium	27	Scandium	44	Yttrium	89,6	Lanthan	138,5
				Titan	48	Zirkon	90,4	Cer	141
				Vanadin	51	Niob	94	Didym	145
				Chrom	52,5	Molybdän	96		
				Mangan	55	?			
				Eisen	56	Ruthenium	103		
Kohlenstoff	12	Silicium	28	Cobalt	59	Rhodium	104		
				Nickel	59	Palladium	106		
				Kupfer	63	Silber	108		
				Zink	65	Cadmium	112		
				Gallium	69,9	Indium	113,4		
				?		Zinn	117,4		
Stickstoff	14	Phosphor	31	Arsen	75	Antimon	120		
Sauerstoff	16	Schwefel	32	Selen	79	Tellur	127		
Fluor	19	Chlor	35,4	Brom	80	Jod	127		

Wenige Blicke auf diese Tabelle genügen, um zu zeigen, in wie überraschender Weise diese Gruppirung nach natürlichen Perioden die wirklich mit einander verwandten Elemente in Parallele bringt. In jeder Horizontalzeile finden sich die naturgemäß zu einander gehörigen Elemente wirklich zusammen, und nur die Stellung des Kohlenstoffs und Siliciums, deren Charakter einerseits dem des Titans und Zirkons, andrerseits des Zinns gleicht, mußte in besonderer Weise (durch punktirte Linien) angedeutet werden. Man sehe z. B. auf die erste dieser Horizontalzeilen; sie enthält die Metalle Lithium, Natrium, Kalium, Rubidium, Caesium. Diese sind dem Leser bereits aus den Darlegungen auf Seite 427 bekannt. Lithium, Natrium und Kalium bilden zusammen eine Triade, sie zeigen in frappanter Weise gemeinsame Eigenschaften, die so vertheilt sind, daß stets das Natrium — wie in der Tabelle — in der Mitte zwischen den beiden andern steht. Genau dasselbe aber gilt vom Kalium, Rubidium und Caesium, die als eines der auffälligsten Beispiele unter den Triaden seit lange die Aufmerksamkeit erregt hatten. Die gemeinsamen Beziehungen beider Gruppen aber, das Aufsteigen sämmtlicher Eigenschaften von dem am wenigsten elektropositiven Lithium bis zu dem Caesium, dem elektropositivsten aller bekannten Stoffe, wird durch diese Linie in treffender Weise zur Geltung gebracht.

Daß wir alle Triaden, diese früher als unverstandene Wunder erscheinenden Gruppen, hier in natürlichster Weise vereinigt wiederfinden, wird nun kaum mehr überraschen; so auf der zweiten Horizontalzeile die einander ebenfalls ver-

schwisterten Metalle Calcium, Strontium, Barium; auf der letzten die drei eigentlichen Halogene, Chlor, Brom und Jod, die mit einander wohl unter allen Elementen die ausgeprägteste Familienähnlichkeit zeigen und denen sich das ihnen analoge Fluor — neben dem Chlor stehend — anreiht. Und in nicht minder vollkommener Art trägt die Tabelle dem elektrochemischen Charakter der Elemente Rechnung, indem sie die 5 positivsten aller Körper, die Alkalimetalle, auf die erste, dagegen die höchst elektronegativen Halogene auf die letzte Zeile gesetzt hat. Es ist leider unmöglich, ohne specielle chemische Kenntnisse vorauszusetzen, auf die überraschende Mannigfaltigkeit der Beziehungen hinzuweisen, die bei dieser Anordnung zwischen der Stellung der Elemente im System und fast allen ihren chemischen und physikalischen Eigenschaften besteht. Für den Fachkundigen von schlagender Wirkung, entziehen sie sich gemeinfaßlicher Darstellung; und es möge daher, ehe wir uns von der Tabelle abwenden, nur mit wenigen Worten noch der Lücken gedacht werden, welche uns in derselben auffallen. Eine solche bemerken wir z. B. zwischen Gallium (69,9) und Arsen (75). Ihre Bedeutung ist klar. Die Lücken signalisiren uns noch unentdeckte Stoffe, und es muß erwartet werden, daß ein unbekanntes Element existirt, dessen Atomgewicht zwischen 69,9 und 75 liegen wird und dessen Eigenschaften denen des Zinns, das rechts neben ihm in der Tabelle steht, ähnlich sein werden. Und ebenso deutet die Lücke zwischen Molybdän und Ruthenium das Fehlen eines Elementes an, dessen Atomgewicht einen zwischen 96 und 103 liegenden Werth besitzen wird. —

Aber erscheint eine solche Prophezeihung nicht als ein übermüthiges Beginnen? Ist es der ernsthaften Forschung erlaubt, Grundstoffe vorauszusagen, die sich nirgends in der Natur gezeigt haben und für deren Existenz keine andern Andeutungen sprechen, als numerische Regelmäßigkeiten — ja mit solchen Stoffen, als wirklich existirenden, wenn auch noch unentdeckten zu rechnen? In der That, solche Prognosen zu wagen, welche an Le Verrier's Voraussagung des noch ungesehenen Planeten Neptun erinnern, das erforderte nicht nur die unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Gesetzes, sondern gleichzeitig jene Kühnheit, welche, ohne Furcht vor Spott und Niederlage, das Wahre auch dann zu verkünden für Pflicht hält, wenn die Aussicht, daß es Glauben finden werde, fehlt. Diesen Muth besaß Mendelejeff, und der Erfolg trat schneller ein, als irgend Jemand es ahnen konnte. Zur Zeit, als der geniale Russe seine Tafeln veröffentlichte, war die Zahl der bekannten Elemente erheblich kleiner als heute. Zwei Grundstoffe, die sich in der dritten Verticalzeile unserer Tabelle finden, das Scandium und das Gallium waren noch unentdeckt und demgemäß die Regelmäßigkeit, welche die Tabelle in ihrer jetzigen Form in so einfacher Weise zeigt, durch Verschiebung der übrigen Stoffe von ihren gegenwärtigen Plätzen völlig verdeckt. Mendelejeff nahm daher keinen Anstand, die Existenz dieser beiden Metalle, für deren wirkliches Vorhandensein im Universum damals noch nicht der geringste thatsächliche Anhalt sprach, zu prognosticiren, und nicht nur die Atomgewichtszahlen, sondern auch die wichtigsten Eigenschaften dieser unentdeckten Stoffe mit prophetischem Geiste zu schildern. Diese anfangs belächelte Voraussagung wurde überraschend schnell

durch die Thatsachen bewährt: der französische Forscher Lecoq de Boisbaudran entdeckte bald nach Mendelejeff's Prognose ein neues Metall, das er Gallium nannte und auf welches die zum Voraus gegebene Schilderung aufs Genaueste paßte; und ganz das Gleiche gilt vom Scandium, welches neuerdings von Nilson entdeckt ward und in jeder Hinsicht übereinstimmt mit dem von Mendelejeff vorausgesagten und genau beschriebenen Metalle.

Wie weit diese Prognosen mit dem später thatsächlich ermittelten übereinstimmen, möge die folgende Zusammenstellung lehren. Mendelejeff sah für das Gallium ein Atomgewicht von „ungefähr 68" und ein specifisches Gewicht von circa 6 voraus. Die später experimentell gefundenen Werthe aber lauten in wunderbar annähernder Uebereinstimmung mit der Prognose für das Atomgewicht: 69,9 und für das specifische Gewicht: 5,9. —

So sind wir denn heute im Besitze einer allgemeingültigen Gesetzmäßigkeit, welche sämmtliche chemischen Elemente als Angehörige einer großen Familie erscheinen läßt; ihre Beziehungen zu einander sind durch unverkennbare Regeln bestimmt, und der Wahn, daß dieselben wirklich grundsätzlich von einander verschiedene Urstoffe, getrennte Welten für sich seien, ist beseitigt. Freilich, der Traum des geistvollen Prout, von dem das Experiment nüchtern sich abzuwenden schien, er hat eine unzweideutige Bestätigung bisher nicht erhalten. Aber der Grundgedanke desselben: die Einheitlichkeit des Stoffs, welcher in den verschiedenen Elementen nur in mannigfacher Art gruppirt auftritt, hat durch die Lehre von der natürlichen Periodicität eine wunderbare Stütze erhalten, und experimentelle Untersuchungen, die darauf ausgehen, die bisherigen Elemente weiter zu zerlegen, erscheinen von Neuem hoffnungsreich und geboten. Solche Versuche bieten nun allerdings große Schwierigkeiten und sind nicht eben in erheblicher Zahl angestellt worden. Trotzdem sind sie nicht ganz ohne Erfolg geblieben.

In den letzten Jahren unternahmen es der Verfasser dieser Zeilen, sowie bald darauf Crafts, die Elementarstoffe enormen Hitzegraden zu unterwerfen und zu prüfen, ob sie dabei nicht irgend welche Veränderungen erkennen lassen. Der Sauerstoff, der Stickstoff, das Quecksilber und andere Grundstoffe wurden einer Weißglühhitze ausgesetzt, bei welcher selbst Schmiedeeisen und Palladium schmelzen und nur Gefäße aus Platina oder feinstem Porzellan zu widerstehen vermögen. Bei diesen Temperaturen, die mit einem aus Platina und Porzellan gefertigten Lufthermometer gemessen wurden und die jüngst bis ungefähr 1650 Grad Celsius gesteigert worden sind, blieben die genannten Elemente durchaus unverändert. Aber nicht alle zeigten die gleiche Widerstandsfähigkeit. Die Gruppe der Halogene, das Chlor, Brom und Jod, verriethen deutlich, daß sie gegenüber dem Einflusse der Hitze nicht unveränderlich sind. Schon bei ungefähr 1000 Grad Celsius beginnen sie, ihre Dichte zu verringern, und bei immer weiter gesteigerter Temperatur zerfallen ihre Doppelmoleküle schließlich ganz in isolirte Atome, so daß das specifische Gewicht ihres Dampfes nur noch die Hälfte seines normalen Werthes behält. Dies Resultat wurde beim Jod ganz, bei den beiden anderen Halogenen bisher nur annähernd erreicht, weil bei diesen die vollständige Zersetzung erst bei Temperaturen eintritt, welche zu ertragen das Material der Ver-

fuchsgefäße kaum im Stande ist. — Solche Versuche ergaben also die Zerlegbarkeit der Elementarmoleküle in freie Atome; aber eine Zersetzung der Elemente in qualitativ verschiedene Stoffe, oder gar die Abspaltung einer Urmaterie aus ihnen, ist bis jetzt in keiner Weise gelungen. —

Kehren wir zum Schlusse zu dem zurück, was uns das Gesetz der natürlichen Perioden erschlossen hat, so bleibt uns die Erkenntniß der gegenseitigen Abhängigkeit von Eigenschaft und Atomgewicht, vor Allem aber des Zusammenhanges sämmtlicher Elemente, und somit die unverkennbare Hinweisung auf eine, ihnen allen gemeinsamen Grundmaterie, als sicherer, dauernder Gewinn. Und wenn es auch fest steht, daß das, was wir heut ein Atom Wasserstoff nennen, nicht die wahre Ureinheit darstellt — was verhindert uns, anzunehmen, daß nicht einem unbekannten Bruchtheile desselben diese Rolle zukommt? Wie groß derselbe, wie geartet er sei, ist uns freilich nicht bekannt. Dies Räthsel, auf das der Geist immer von Neuem zurückgeführt wird, endgültig zu lösen, bleibt der Zukunft vorbehalten. Es wird gelöst werden, wie so viele andere Fragen, die uns heut noch die Atomlehre unbeantwortet läßt; aber einen gewaltigen, den bedeutungsvollsten Fortschritt zur Lösung hat uns das periodische System gebracht. Ein Ziel, auf das überhaupt nur hinzuweisen Vielen für vermessen galt, liegt nun, als ein nothwendig anzustrebendes, klar vor unsern Augen. Wir werden dasselbe gewinnen. Das Dogma seiner Unerreichbarkeit ist überwunden.

Die Geschichte eines Genies.

Von

Ossip Schubin.

XIII.

In Nummer 10 der Rue Ravestein herrschte große Aufregung. Treppen und Gänge durchwehte der Duft frischen Theegebäcks. Annette wechselte beständig die Farbe, stellte die Möbel bald so, bald so, um ihre verschiedentlichen Mängel zu maskiren, heftete ihre schönen Augen betrübt auf die grüne Tapete und murmelte zaghaft: „wie wird es ihm bei uns vorkommen!“ Gesa aber lächelte nur, küßte sie auf die Stirn, gab ihr einen kleinen vertraulichen Schlag auf die Wange und meinte: „Sei ruhig, er kommt, um Dich kennen zu lernen, Kleinod, nicht um unsere Wohnung zu kritisiren.“

Noch aufgeregter als seine Tochter war der alte Delileo. Er hatte aus einem wurmstichigen Koffer seinen alten Frack exhumirt und in diesem stark nach Kampher riechenden, d. h. mit seinem mächtigen Kragen an den massiven Geschmack des Bürgerkönigthums erinnernden Kleidungsstück wanderte er unstät aus einem der kleinen Zimmer in das andere, staubte mit seinem Taschentuch einen Bilderrahmen ab, warf einen verschämt schielenden Blick in den halb erblindeten Spiegel und zupfte mit zitternden Fingern an seiner imposanten Atlascravatte, welche ebenso wie sein schöngesticktes, vergilbtes Battisthemd unter dem Parapluiescepter Louis Philipp's jung gewesen war.

Gesa scherzte über die Aufregung seiner kleinen Familie, fand dieselbe jedoch innerlich dem bevorstehenden großen Ereigniß gegenüber vollkommen gerechtfertigt.

Um acht Uhr klopften alle Herzen, fünf Minuten nach acht bemerkte Delileo: „er kommt vielleicht nicht“ — um ein Viertel nach acht blickte Annette den Geiger befremdet und unruhig an und flüsterte, die Lippe verschiebend: „er hat Dir's doch bestimmt versprochen, Gesa“ — um ein halb nach acht hörte man eine Bewegung im Hausflur. „Es wird eine Absage sein, die de Sterny sendet,“ meinte, seiner Gewohnheit gemäß Enttäuschungen vorbeugend, Delileo.

„Komm ich hier zu Monsieur Delileo?“ hörte man im selben Moment eine sehr cultivirte Stimme auf der Treppe fragen. Gesa stürzte hinaus. Der alte

Journalist fuhr sich mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand über die Wangen, um sich eine unbefangene Haltung zu geben. Annette verschwand.

Ein paar Secunden später öffnete sich die Thür und in den schäbigen grünen Salon trat ein vornehmer blonder Mann, den es etwas unbeholfen machte, daß er seinen Pelz nicht draußen hatte ablegen können. Das währte jedoch keinen Augenblick. Kaum hatte ihn Gesa des schwerfälligen Kleidungsstücks entledigt, so reichte er dem Hausherrn, den ihm Gesa hatte förmlich vorstellen wollen, aufs herzlichste die Hand und bemerkte: „wir sind ja alte Bekannte!" und da der „droevige Heer" diese Verbindlichkeit mit einer deprecirenden Handbewegung von sich abwehren wollte, fuhr de Sterny fort: „Sie mögen sich vielleicht des liebeskranken Schwärmers nicht mehr erinnern, mit dem Sie in alten Zeiten bei der Gräfin d'Agoult zusammentrafen. Ich aber entsinne mich noch recht gut ihrer mitleidigen Freundlichkeit. Sie that mir wohl. Wir hatten, glaube ich, damals denselben Kummer, nur" ... mit einem Blick auf das Bild der Gualtieri, welches seine rasch musternden Augen sogleich entdeckt —, „waren Sie später glücklicher als ich!"

Da freilich traten dem „droevigen Heern" die Thränen in die Augen und er drückte dem Virtuosen die Hand.

„Nun?" de Sterny blinzelte den Geiger lustig an — „man hat mir noch mehr versprochen als ein Wiedersehen ... eine ganz neue Bekanntschaft!"

Gesa sah sich um. „Oh, die kleine Närrin, sie hat sich vor Dir versteckt." Er eilte in das Nebenzimmer. Man hörte seinen zärtlichen Zuspruch: „voyons fillette, sei kein Kind!"

An Gesa's Arm, schüchtern und zaghaft, blaß vor Aufregung, dunkle Fieberröthe auf den Lippen, kam sie dem Virtuosen entgegen und legte ihre eiskalten Fingerchen in seine dargebotene Hand.

Wie verzaubert starrte dieser das junge Mädchen an; dann sich sammelnd küßte er ihr die weiche Kinderhand leicht und ritterlich und sagte: „Sie müssen mir dies verzeihen, Fräulein; ich bin ein sehr alter Freund Ihres Bräutigams und war ehemals ein sehr bescheidener, aber inbrünstiger Verehrer Ihrer Mutter." Dann sich zu Delileo wendend, meinte er: „die Aehnlichkeit ist geradezu unheimlich, es ist eine Auferstehung!" —

— — — — —

Man konnte nicht liebenswürdiger sein, als es de Sterny in der Rue Ravestein war, und obendrein kostete ihn seine Liebenswürdigkeit nicht die geringste Anstrengung. Wie andere große Herren machte er mit Vergnügen kleine Ausflüge in Sphären, in denen es ihm fürchterlich gewesen wäre leben zu müssen.

Gegen den alten Delileo schlug er einen Ton bescheidener Ehrerbietung an, gegen Gesa, wie immer, einen Ton halb kameradschaftlicher, halb väterlicher Neckerei. Er trank zwei Tassen Thee, prahlte mit seinem Hunger und lobte das köstliche Theegebäck.

Delileo kramte Reminiscenzen aus, die ebensoweit zurückdatirten wie sein Frack und dem herrschenden Zeitgeschmack ebenso treffend angepaßt waren.

Stumm und blaß saß die Tochter der Gualtieri dem Gaste gegenüber und

schlug kein einziges Mal die Augen zu ihm auf. Dennoch entging ihr kein kleinstes Detail seiner Erscheinung. Da er noch denselben Abend aus der Rue Ravestein in die Welt zurückzukehren gedachte, trug er den Gesellschaftsanzug, der ihn immer gut kleidete. Seine weiße Cravatte, sein gilet en cœur, seine correcte Frisur waren für sie eine Offenbarung.

Er richtete wiederholt das Wort wohlwollend an sie; sie aber antwortete ihm einsilbig.

„Ist Mademoiselle nicht musikalisch?" wandte er sich von diesen mühsamen Conversationsversuchen an den alten Delileo.

„Ja, sie singt ein wenig!"

„Hat die Stimme vielleicht Aehnlichkeit mit . . . mit . . ." de Sterny stockte.

„Willst Du uns Etwas vortragen, bijou, sag'," flüsterte Gesa der Kleinen zu — „wir wollen Dich nicht zwingen, aber wenn —"

„Sie würden mir ein so großes Vergnügen machen!" versicherte de Sterny. Ohne zu antworten, mit schwermüthigen Bewegungen, wie schlafwandelnd, erhob sich das Mädchen, trat an das Spinett und legte ein Notenheft auf das Pult, die hübsche alte Romanze von Martini: „plaisir d'amour". Der Virtuose trug ihr augenblicklich an, sie zu begleiten. Sie nickte schüchtern. Durch das arme grüne Zimmer schwebte weich und traurig das unsterblichste aller Liebeslieder — ein Lied, das die vereinten Kräfte sämmtlicher europäischer Conservatoristinnen noch nicht umzubringen vermocht.

Plaisir d'amour ne dure qu'un instant
Chagrin d'amour dure toute la vie —!

Sie hielt die Hände vorschriftmäßig leicht in einander gelegt — das Köpfchen aber gegen alles Herkommen der rechten Schulter zugeneigt!, als sei es ihr plötzlich zu schwer geworden. Ihre Stimme drang dumpf und beklommen aus ihrer Brust. Es zitterte darin wie unterdrücktes Schluchzen.

„Sie fürchtet sich vor Dir," meinte Gesa, der neben die Kleine getreten war; „ich weiß gar nicht, was sie hat, sonst fehlt ihr's nicht an Muth. Pauvre petit chat —" und er strich ihr leicht übers Haar.

Der Virtuose runzelte die Stirn, als ob es ihm weh thäte, dieser unschuldigen Liebkosung zuzusehen. „Es ist dieselbe Stimme, absolut dieselbe Stimme," wandte er sich an Delileo — „eine wunderbare Aehnlichkeit. Nun, Fräulein, Sie werden mir doch noch eine Kleinigkeit gönnen, nicht wahr? — ich bitte Sie darum."

Gesa suchte aus einem Notenstoß ein beschriebenes Blatt und legte es auf das Pult. — „Thu es nur, Annette," drang er in sie und nahm zugleich seine Geige, die auf dem Spinett lag. „Das Lied ist für Gesang und Geige — ein a, de Sterny — ich bitte Dich!"

De Sterny schlug den verlangten Ton an.

Es war das „nessun maggior dolore" aus seiner Musik zu Dante's Hölle, das Gesa aufs Pult gelegt und eine gar eigenthümliche Composition, in der die menschliche Stimme aus weicher halblauter Träumerei zu herbverzweifelndem Schmerzenslaut anschwoll, während von der Geige eine Melodie von einschmeichelndster Süßigkeit, wie die quälende Erinnerung an längst entschwundene

Wonnestunden ertönte, die Wangen brannten Gesa, als er den Vortrag dieser, seiner Lieblingscomposition beendet. De Sterny ließ die Hände von den Tasten niedergleiten; er fixirte den Geiger scharf. „Das ist von Dir?" frug er.

Gesa nickte.

„Nun, dann laß Dich auf der Stelle umarmen, — es ist ganz einfach sublim," rief der Virtuose.

Es war gegen elf Uhr, als de Sterny sich dessen entsann, daß ihn die Pflicht rufe. Der Geiger hatte ihm noch Mehreres aus seinen Compositionen vorspielen müssen; Alles hatte den Virtuosen lebhaft interessirt.

Gesa begleitete den Freund aus der Rue Ravestein bis in civilisirtere Gegenden. De Sterny war zerstreut und schweigsam. „Nun, was sagst Du?" drang sein Jünger in ihn.

„Du wirst sehr viel Erfolg haben." —

„Womit? — mit meiner Heirath?" lachte Gesa.

„Ach, Deine Heirath!" Der Virtuose fuhr zusammen — „ja Deine Heirath ... Nun, sie ist das reizendste Geschöpf, dem ich ... seit ihrer Mutter überhaupt begegnet ... welche Stimme ... sie könnte eine Malibran werden."

„Und?" ...

Sie standen jetzt auf der Place Royale. „Dieu merci, da kömmt ein Wagen, ich verzweifelte schon, einen zu finden," rief de Sterny — „adieu, bring mir doch morgen Deine ganze „Hölle" — auf Wiedersehn!"

Hiermit sprang de Sterny in den Fiaker, der auf ein Zeichen von ihm stehen geblieben war, und rollte von dannen.

— — — — —

In der Rue Ravestein hatte man sich den Abend noch viel zu erzählen. Der alte Delileo, dem die Wangen glühten, als habe er Champagner getrunken, war sehr geschwätzig. Gesa theilte seiner Braut Wort für Wort de Sterny's schmeichelhaftes Urtheil in Bezug auf ihre kleine Persönlichkeit mit. Annette aber zeigte sich verdrießlich und nervös, wie ein zu früh aus dem Schlafe geweckes Kind. Sie klagte darüber, daß sie schlecht gesungen habe; sie, die sonst die Geschwätzigkeit ihres armen alten Vaters so freundlich ermunterte, hörte ihm gar nicht zu, machte sogar ungeduldige kleine Grimassen, und sagte, seine Art auf und ab zu gehen, bringe sie außer Rand und Band. Als der Alte hierauf eine verletzte Miene annahm und sich niedersetzte, that es ihr wieder leid, sie bat ihn um Verzeihung, sie brach in Thränen aus.

Gesa hob sie auf seine Knie, beruhigte sie mit liebkosenden Scherzen und trocknete ihre Thränen. „Sie lebt zu einsam; das geringste Ereigniß regt sie auf, Vater," meinte er, ihre Wangen streichelnd. „Wir müssen ein wenig Zerstreuung für sie suchen!"

Der alte Herr sah düster aus. — — —

Gegen drei Uhr stieg der Virtuose die Treppe seines Hôtels hinauf. Man hatte ihm gerade so gehuldigt wie gewöhnlich. Dennoch fühlte er sich verstimmt.

„Jetzt weiß jeder Gassenjunge meinen Namen," murmelte er vor sich hin, „und die Straßenkehrer zeigen einander den berühmten de Sterny, wenn ich vorübergehe. Was aber bleibt von mir, wenn ich sterbe! — Nichts als ein

paar armselige Claviercompositionen ... über die man nach meinem Tode lachen wird!"

Durch seine Seele klangen die Lieder des Geigers. Ihn fröstelte. Er dachte an das schöne Mädchen und fuhr sich über die Stirn. — „Hm! die Gefahren eines zu ruhigen Familienlebens drohen ihm von der Seite nicht," meinte er. „Sie schläft noch, aber — — sie hat die ganze Leidenschaftlichkeit der Mutter — die ganze Nervosität des Vaters geerbt. Wie schön sie ist ... Wie schön ..."

XIV.

Es war um diese Zeit, daß de Sterny anfing unruhig und ehrgeizig zu werden. Sein Spiel veränderte sich. Er ergab sich einer affectirten Genialität und Tastenschlägerei, die das Massenpublicum entzückte, die die Kritik als eine „großartige Entwickelung" seines Talentes pries, und die ihn selbst anwiderte.

— — — — —

Eine Eiskruste deckte die Gosse in der Rue Ravestein, lange Eiszapfen hingen von den Armen des Christusbildes herab und an die Fenster des kleinen grünen Salons malte der Frost seine kalten Blumen; aber Annette's Hände waren jetzt immer heiß und ihre Lippen glühten. Ihr Gang wurde schleppend, ihre Bewegungen erhielten etwas träumerisch Gleitendes. Ihre Augen blickten ins Weite. Anstatt mit neckischem Eigensinn oder zuthunlicher Kinderei, begegnete sie ihrem Bräutigam mit der gleichgültigsten Nachgiebigkeit — manchmal mit abwehrender Irritation. Dann wieder kamen Stunden, in denen sie sich leidenschaftlich an ihn hing, ihn unter Thränen bat, ihr nicht böse zu sein und ihm des Lieben und Guten gar nicht genug thun konnte. Er grübelte über ihr seltsames widerspruchsvolles Wesen nicht viel nach und verzieh ihr einfach wie einem kranken Kinde.

Eines Abends, während er und sein Pflegevater sich in eines ihrer endlosen Gespräche über Musik und Literatur verwickelt hatten, hob Annette, die indessen verschlossen und einsilbig in einer Ecke des steifen Roßhaarsophas lehnte, plötzlich lauschend das Köpfchen.

Es klopfte an die Thür; weder Gesa noch Delileo achteten darauf. „Entrez!" rief Annette athemlos.

Die Thür öffnete sich. „Störe ich nicht?" rief eine liebenswürdige Stimme, und herein trat Alphonse de Sterny.

— — — — —

Mehrere Tage später bemerkte Gesa, von seinen Stunden in die Rue Ravestein zurückkehrend: „Sonderbar, Annette, es riecht nach Ambre ... war de Sterny hier?"

„Er hat uns Billette für sein nächstes Concert gebracht," erwiderte sie, ohne ihren Bräutigam anzusehn.

— — — — —

„Lieber Freund! Ich habe mit Dir zu reden, komme wo möglich morgen zu mir.

Sterny."

Diesen Zettel fand Gesa eines Abends in seiner Wohnung. Als er sich

pflichtschuldigst den nächsten Morgen im Hôtel de Flandre einfand, empfing ihn de Sterny mit der Frage: „Hättest Du Lust, viel Geld zu verdienen?"

„Wie kannst Du nur an so etwas zweifeln! Du weißt, wie dringend ich dessen bedarf ... Bietet sich vielleicht Gelegenheit, meine „Hölle" zu verwerthen?" rief Gesa.

„Noch nicht, aber etwas Anderes bietet sich Dir. X ... erhielt gestern ein Telegramm. Winansky hat sich den Arm gebrochen, Marinsky braucht in Folge dessen einen Violinisten ersten Rangs und bietet 10,000 Francs monatlich nebst freier Verpflegung. Würde Dir das passen?"

Gesa senkte den Kopf. „Wie lange müßte ich fortbleiben," murmelte er.

„Sechs ... acht Monate. Bis morgen mußt Du Dich entscheiden. Hast Du vielleicht Angst vor der Seekrankheit?" lachte de Sterny.

„Das nicht ... aber ... Nun ich werde die Kleine fragen. Sechs bis acht Monate ... es ist lang ... und so weit ... Sie wird den Muth nicht haben. Indessen dank' ich Dir recht herzlich!"

Der Bediente meldete den Besuch eines illustren Amateurs und Gesa zog sich zurück.

Zu seiner großen Befremdung jauchzte Annette geradezu, als er ihr Marinsky's Antrag mittheilte. „Ich wußte gar nicht, daß Du schon ein so großer Mann bist ... für die Welt!" rief sie triumphirend.

„Soll ich annehmen?" fragte Gesa mit zitternder Stimme, die Thränen in den Augen. Sie betrachtete ihn staunend. „Du wolltest ablehnen?" murmelte sie. „Gesa, denke nur, wenn Du als reicher Mann von Amerika zurückkommst! ..."

Noch einmal seufzte er tief, dann beugte er sich über sie, küßte sie auf die Stirne und sprach einfach: „Du hast Recht, Kleine ... ich war feig!"

Er nahm Marinsky's Antrag an. —

Einige Tage später wurde in der Rue Ravestein ein für die dortigen Verhältnisse sehr soignirtes kleines Diner aufgetragen, bei dem Gesa alle seine Lieblingsspeisen unberührt stehen ließ und der alte Delileo sich bemühte, recht geläufig von den gleichgültigsten Dingen zu reden, Pfeffer in seine Marmelade streute und schließlich mit zitternder Hand sein Glas erhob, um einen Toast auf Gesa's baldige glückliche Wiederkehr auszubringen.

Annette, welche bis zu diesem Punkt mit dem lustigsten Muthwillen der Abreise Gesa's entgegengesehen, gerieth jetzt von Minute zu Minute in schmerzlichere Aufregung. Sie aß nichts, sprach kein Wort, sah elend aus. Eine schreckliche Angst leuchtete aus ihren Augen. Als Gesa sie an sich zog und ihr freundlich die blassen Wangen streichelte, brach sie in maßloses Schluchzen aus, klammerte sich krampfhaft an ihn, bat einmal um das andere: „Laß mich nicht allein, laß mich nicht allein! ..."

Auf diese unvernünftigen Worte antwortete er gar nichts, bedauerte sie nur recht liebevoll, gab ihr tausend süße Namen und sprach, sich an Delileo wendend: „Trachtet, sie ein wenig zu zerstreuen, Vater — führt sie manchmal ins Theater und sobald die schöne Jahreszeit anbricht, aufs Land; — und leset ein wenig mit ihr ... keine von den verworrenen alten Scharteken, die uns

Freude machen, sondern etwas Einfaches, Unterhaltendes, wie's für so ein verzogenes kleines Mädchen paßt." —

„Gibts auf der Welt einen Bessern als ihn, Papa?" schluchzte Annette.

Die Magd trat herein und meldete, daß der Wagen auf der Place Royale warte und der Commissionar gekommen sei, um Monsieur Gesa's Gepäck zu holen. Hiermit griff sie nach seiner Reisetasche und Violine. Gesa sah auf die Uhr — „es ist Zeit," sagte er ruhig — „sei vernünftig, Annette!"

Sie aber schluchzte unaufhörlich: „Laß mich nicht allein." —

Er mußte ihre lieben weichen Arme mit Gewalt von sich losringen. Stumm drückte er die Hände des Vaters, und eilte hinaus. Auf der Straße hörte er das Klirren eines sich öffnenden Fensters — hinter sich hörte er Annette's Stimme: „Kehr um!" — Er blieb stehen — sah zurück, rief „auf Wiedersehn!" — dann beschleunigte er seinen Schritt und eilte der Place Royale zu.

Ehe der Zug hinwegbrauste, stürzte ein schlanker blonder Mann in einem Biberpelz noch auf die Plattform der Bahn.

„De Sterny!" rief Gesa tief gerührt.

„Nun — nun — Du hast mich doch erwartet, hoff' ich, ich bin von X. hinweggehuscht, um Dich noch zu erwischen. Du begreifst, daß ich Dich nicht abreisen lassen mochte, ohne Dir ein letztes Mal „bonne chance!" zu wünschen."

Die Schaffner schlugen die Thüren der Coupés auf — Gesa stieg ein.

„Bonne chance! es kann Dir nicht fehlen," rief de Sterny.

Gesa beugte sich aus dem Wagenfenster zu ihm nieder; „tausend Dank für alle Deine Güte," rief er, „und wenn's Dich nicht zu sehr langweilt, so schau' morgen ein wenig nach, wie es ihr geht . . ."

„Ich werde ihr Deine letzten Grüße bringen!" sagte de Sterny.

Der Virtuose winkte noch lächelnd, während der Zug davon brauste. —

So, lächelnd, freundlich, theilnehmend, verlor Gesa den Freund aus dem Gesicht — so behielt er ihn im Gedächtniß. —

XV.

Dank dem in allen Südstaaten, sowie in Brasilien plötzlich ausgebrochenen gelben Fieber verließ die Truppe Marinsky's früher als verabredet war, den fernen Westen.

Mit seinem durch diesen Umstand ein wenig geschmälerten Honorar, einem Bündel bombastischer Recensionen und ein paar sehr hübscher Schmucksachen von Tiffany in New-York für Annette, begab sich Gesa an Bord der „Arkadia", in der die Truppe Marinsky's dem alten Europa wieder entgegen schiffen sollte.

Wie er sich auf die Kleine freute! Sie hatte gar so schlecht ausgesehn, als er Brüssel verlassen, war so trostlos gewesen beim Abschied. Er beabsichtigte, sie durch seine plötzliche Rückkehr zu überraschen. Was sie für große Augen machen würde! Manchmal fuhr er des Nachts plötzlich aus dem Schlaf, ein Jauchzen und ihren Namen auf den Lippen. —

Die ganze Truppe wußte, weshalb er so sehr nach Hause eilte. Er wurde nicht müde von Annette zu erzählen, von Annette und de Sterny. Er war sehr beliebt bei allen seinen Reisegenossen, und Alle interessirten sich lebhaft für

Annette, von de Sterny jedoch wollten sie nichts hören, und ein alter Bassist, der den Geiger ganz besonders ins Herz geschlossen hatte, sagte warnend: „Nimm Dich in Acht, il te fera des farces, c'est un vilain monsieur!"

Gesa nahm das Wort sehr übel, fuhr auf und putzte den Bassisten ganz gehörig herunter. Der Bassist lächelte vor sich hin.

Unter den weiblichen Kräften der Truppe befand sich eine gewisse Giuseppina D..., eine blasse Sylphide mit reichem rothen Haar, das ihr, wenn sie es aufrollte, bis an die Ferse reichte. Ihre ungeheuren schwarzen Augen, ihr kurzes Näschen, ihr großer Mund verliehen ihr Aehnlichkeit mit einem Todtenkopf. Dennoch fehlte es ihr nicht an einer gewissen Anmuth. Besonders ihr Lächeln war reizend, und sie lächelte beständig, wie Leute, die nichts mehr freut. Ihr erzählte Gesa am häufigsten von seiner Braut. Sie hörte ihm gar freundlich zu — manches Mal weinte sie. Sie war die Sopranistin der Truppe, und lebte in bittrer Feindschaft mit der Altistin, die mit dem Tenor verheirathet, maßlos eifersüchtig und sehr stolz auf ihre Tugend war.

In Paris, wo sich die Truppe auflösen sollte, legte die Giuseppina beim Abschied ihre beiden Arme um Gesa's Hals und küßte ihn. Dies hatte die tugendhafte Altistin übrigens auch gethan; nur flüsterte die Giuseppina dabei: „Der Kuß ist für Dich mit meinem Glückwunsch und dies" — sie reichte ihm ein kleines goldenes Kreuz — „dies ist für Deine Braut mit dem Segen meiner Mutter, der noch daran hängt. Es stammt von meiner ersten Communion und ist das Einzige unter meinen Sachen, das mich Deiner Braut würdig dünkt!" Einige der Künstler versprachen ihm, auf seine Hochzeit zu kommen.

Endlich hatte er von allen Abschied genommen und verließ Paris. — Es war in der zweiten Hälfte Juni und der Frohnleichnamstag. Auf allen Stationen, die der Zug passirte, erblickte man weißgekleidete Mädchen — ein oder das andre Mal sah man eine Procession in der Ferne vorüberziehn und leise, wie ein Geisterchor, zitterten die katholischen Hymnen bis zu den Reisenden herüber.

Spät am Nachmittag kam er in Brüssel an, sprang in einen Wagen und dirigirte ihn an die Ecke der Rue Montagne de la cour. Der Wagen holperte mit der ganzen phlegmatischen Verdrießlichkeit einer Brüsseler Vigilante langsam seinem Ziel entgegen.

Die feuchte dumpfe Schwüle nordischer Sommer brütete über der Stadt. Die Luft hatte etwas Erstickendes, etwas Drückendes, wie in einem Glashause oder einem überheizten Zimmer. Ueber der Erde war Alles regungslos — nur in den allerhöchsten Wipfeln der Linden auf den Boulevards rauschte es leise. Aus dem Boden dampfte die Feuchtigkeit des gestrigen Regengusses, am Himmel thürmten sich die Wolken zu einem neuen Unwetter. Und rings um den Horizont grollte es dumpf. Durch die Atmosphäre zog sich schwer und traurig der Duft von Weihrauch brennender Wachskerzen und verblühender Blumen — der Duft des Frohnleichnamstages! — An den Wänden mancher Häuser lehnten noch die Altäre, die dem Tage zu Ehren erbaut worden, umgeben von zusammengeschrumpftem Laub und todten Blüthen. Ueppige Rosen, zarter Heliotrop und bescheidene Reseda lagen auf dem Pflaster zertreten und beschmutzt. —

Als Gesa auf der Place Royale ausstieg, bückte sich ein Weib in einem

verdrückten, aber buntbebänderten Hut und rothem Shawl hastig nach den welken Blumen. Es war eine von denen, die sich verstecken, wenn die Frohnleichnamsprozession vorüberzieht. Sie lebte in der Rue Ravestein und Gesa erkannte sie. Immer mitleidig griff er in die Tasche und reichte ihr ein Zwanzigfrankenstück. Sie sah empor, fixirte ihn scharf, dankte ihm und wandte plötzlich ihr geschminktes Gesicht von ihm ab. —

Er betrat die Rue Ravestein. Ekle Miasmen stiegen aus der Gosse empor — eine Wolke von Mücken verdunkelte die Luft — der Heiland sah trauriger aus denn je. Alles grüßte ihn im Vorübergehn, die mageren hyänenartigen Köter wedelten mit dem Schweif, einige steckten ihre feuchten Nasen in seine Hand. „Es ist Niemand zu Hause," rief ihm die Gemüsehändlerin zu, welche im Erdgeschoß, unter der Wohnung Delileo's ihren Kram hatte, — „Niemand, weder der Herr noch das Fräulein!" — „Haben sie vielleicht einen Ausflug gemacht?" frug Gesa enttäuscht. — „Nein — ich glaube nicht. Uebrigens muß das Fräulein bald zurückkommen, denn, wenn ich nicht irre, ist sie in die Kirche gegangen, und um diese Zeit schließt man die Kirchen. Vielleicht findet sie Monsieur noch in Ste. Gudule!"

Schon eilte Gesa die Straße hinab dem Dome zu. Hinter ihm bildeten sich kleine Gruppen — die Gevatterinnen der Rue Ravestein lachten.

XVI.

Auf einem unebenen Platze, von dem aus strahlenförmig zahllose Gäßchen und Straßen sich ausbreiten, erhebt sich Ste. Gudule! Leicht und durchsichtig im Bauwerk, stolz in der Haltung ragt die Kirche aus der Stadt empor, in welcher die Geister Egmont's und Horn's umgehen. Ihre Mauern sind geschwärzt, als trügen sie Trauer für die Verbrechen, so die Menschen im Namen Gottes begangen haben; und durch ihre kühlen Hallen weht die modrige Atmosphäre einer Gruft.

Gesa trat ein. — Es war düster: dichte Schatten umhüllten die Füße der braunen wurmstichigen Kirchenbänke, und der weißlichen Strohsessel. Nur wenige Personen befanden sich noch in der Kirche. Umsonst spähte der Geiger anfangs nach seiner Braut. Ein paar alte Weiber sah er, ein Kind in blauer Schürze, das sich mühsam auf die Fußspitzen stellte, um das Wasser in dem Weihkessel erreichen zu können, zwei Bettler an der Thür, sonst Niemanden. Kein Priester stand am Altar, der Gottesdienst war beendigt. — — — Das Kind war hinausgetrippelt, die Weiber hatten sich zurückgezogen. Ein letztes Mal durchspähte er aufmerksam die Kirche; dann näherte er sich dem Hochaltar, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Trotz des phantastischen Pantheismus, in dem ihn Delileo erzogen, war ihm ein starker Hang zu katholischer Andacht übrig geblieben, ein Hang, den ihm vielleicht seine Mutter in längst vergessenen Stunden eingeprägt. Da plötzlich hörte er etwas ... einen Seufzer. In dem tiefsten Schatten, beinahe zu seinen Füßen kauerte eine dunkle Gestalt ... Eine süße Beklommenheit überkam ihn. „Annette!" flüsterte er, „Annette!" —

Da tauchte sie aus dem Schatten empor. Sie starrte ihn an, that einen kurzen Schrei und hielt sich schaudernd an einer Säule.

„Annette, was ist Dir?" rief er entsetzt, beinahe zornig, „erschrickst Du vor mir?"

Sie schüttelte den Kopf. War's die Dämmerluft, die sie so bleich erscheinen ließ, so aschfahl? „Du kömmst so plötzlich, und ich bin krank."

„Krank, mein armes Herz — dann freilich ... ich bin vor Dir erschienen wie ein Gespenst, ich wollte mich an Deiner Ueberraschung freuen — alberner Egoist, der ich bin — verzeihe mir." So stotterte er, und ganz vergessend, wo er sich befand, wollte er sie an sich ziehen. Sie wehrte ihn von sich ab — „nicht hier," rief sie, „nicht hier," und sah sich mit einem feierlichen Blicke in den geheiligten Mauern um, „nicht hier!"

An seinen Arm gelehnt schritt sie ins Freie.

Die Luft war feucht und schwül, die Wolken hingen tief; eine Schwalbe flatterte ängstlich über den Platz. Im Vergleich zu der fahlen Kirchendämmerung war es draußen noch hell.

Gesa heftete die verlangenden Augen auf das Gesichtchen seiner Braut. Es war todtenblaß, die Wangen schmäler, die Augen größer, die Lippen dunkler als früher; kleine Linien um den Mund und das Näschen, schwermüthige Schatten um die Augen hoben dessen ehedem schwere, rein materielle Schönheit.

„Ich hatte ganz vergessen, wie reizend Du bist," murmelte er mit vor Leidenschaft erstickter Stimme. Sie lächelte ihm zu — ein irres, seltsames Lächeln, bei dem sie noch schöner wurde und die Schatten um ihre Augen sich vertieften.

Ihm war's plötzlich, als erinnere sie ihn an Jemanden — an etwas — doch umsonst durchforschte er seine Seele. An die blassen, welkenden Malmaisonrosen doch nicht, die ihre zarten Köpfchen gegen das Pflaster lehnten — und ... doch nicht ... ja ... ein wenig ... Annette erinnerte ihn an die Giuseppina!

Ihre Hand, die sie ihm anfangs nur passiv überlassen, nestelte sich nun zärtlicher an seinen Arm. Da er ihre Schritte der Rue Ravestein zulenkte, hielt sie ihn plötzlich zurück.

„Wenn wir einen Umweg machten," flüsterte sie. „Führe mich in den Park ... an alle Deine Lieblingsplätze, hörst Du?"

„Mein Herz, mein Kleinod!" murmelte er wonnetrunken.

Der Duft der welkenden Blumen schwängerte noch immer die Atmosphäre und der Geruch frischer Akazienblüthen zitterte dazwischen.

Sie schritten dem Parke zu. Er war wie ausgestorben. Durch die dunklen Baumkronen glitt es von Zeit zu Zeit wie ein Schaudern der Angst — wie ein Leben der Luft.

„Und bist Du wirklich krank, Annette?" murmelte er.

„Ja!" erwiderte sie und ihre Stimme klang dumpf und röchelnd wie ein unterdrückter Angstschrei, dann stieß sie leidenschaftlich hervor: „Warum hast Du mich allein gelassen!"

„Du hast mich ja zuerst selber geschickt," erwiderte er halb scherzend, „und dann konnt' ich nicht mehr bleiben."

„Das ist wahr," sagte sie einfach.

Sie schwiegen Beide. Es wurde düster. Plötzlich blieb sie stehen, „weißt

Du noch, hier war im Herbst immer eine große Pfütze, über die Du mich hinüberzutragen pflegtest, erinnerst Du Dich?"

Er nickte lächelnd. Sie gingen ein paar Schritte weiter. Die weißlichen Reflexe des Abendlichts spielten über dem Wasser eines Bassins.

„Und hier hast Du mir von Nizza erzählt — von der Engelsbai!"

Wieder lächelte er und wieder gingen sie weiter. Sie kamen zu einer Statue — „hier hast Du mir die Villa in Bordighera geschenkt. Weißt Du noch? Wir haben Luftschlösser gebaut — wunderschöne Luftschlösser!" sagte das Mädchen.

Das Schauern in den Baumkronen wurde stärker. Sie bog den Kopf zurück und blickte den Geiger wie in einen Traum versunken an. „Es sieht uns Niemand," flüsterte sie, „küsse mich!" und sie reichte ihm ihre Lippen. Er küßte sie lange, innig, brennend. Sie lächelte — „noch einmal!" flüsterte sie so leise, daß ihre Stimme mit dem Blätterlispeln verklang.

Er küßte sie noch einmal, dann murmelte er: „Ich wußte nicht, wie schön das Leben ist, bis heute!"

Ein langer schluchzender Seufzer glitt durch die Bäume. „Komm' nach Hause, sonst erreicht uns das Gewitter," sprach sie und ihre Stimme klang plötzlich herb. Sie kehrten um.

XVII.

„Ich will Dir nicht zumuthen, es zu tragen, aber in Ehren sollst Du es halten wie eine Reliquie," hatte Gesa seiner Braut gesagt, indem er ihr das Kreuz der Giuseppina übergab. „Es war das Beste, was sie besaß."

Er hatte Annette von der bleichen Sängerin erzählt, von der rührend schüchternen Art, mit der sie ihm das Geschenk eingehändigt. Annette hatte das Kreuz geküßt an der Schwelle des Hauses, wo sie Abschied von ihm genommen. „Der Vater kommt heute nicht vor Mitternacht nach Hause," flüsterte sie. „Leb' wohl," worauf er sie erst gar sehnsüchtig anblickte, dann aber, sich in ihre Bestimmung fügend, ruhig sagte: „Auf morgen!"

Nun saß er in seinem alten kleinen Stübchen, dem Nr. 10 gegenüber, und sann über den Abend nach. Ein süßpeinliches Glücksgefühl schwellte seine Adern. Noch nie war ihm Annette so zauberisch schön erschienen, noch nie ihm so herzgewinnend innig begegnet. Die Erinnerung an ihr zärtliches Lächeln, an ihren großen strahlenden Blick, durchschlich liebkosend sein Herz. Seine Seele konnte sich der Wonne nicht genug ausdenken, welche ihn an ihrer Seite erwartete!

Aber sie war krank. Ein kalter Schauder durchfuhr plötzlich seinen warmen Traum. Sie war krank, sehr krank. Ihre Innigkeit war die einer Scheidenden und ihre Schönheit die ...

Und plötzlich kam ihm eine furchtbare Angst. Der dumpfe schwüle Gewitterwind wehte draußen, und von der Straße her drang zu ihm empor ein Geruch von Fäulniß und welkenden Blumen.

Er blickte hinüber zu dem Fenster Annettens, es war geöffnet, ein zartes Köpfchen lauschte daraus hervor. Gegen die mit bläulichem Mondschein übergossene Wand des alten Hauses zeichnete sich eine zierliche schwarze Silhouette.

„Annette!" rief Gesa über die schlafende Straße hinüber, „Annette!"

Durch die grauen Schleier der Dämmerung sah er sie lächeln. „Gute

Nacht!" hauchte sie. Sie legte ihre beiden kleinen Hände an die Lippen und sandte ihm einen Kuß. Dann zog sie sich zurück. Bleiernes Schweigen ruhte auf der Rue Ravestein. Eine betäubende Glückstrunkenheit hatte sich Gesa's bemächtigt. Ihr Lächeln im Herzen schlief er ein.

Es war noch nicht fünf Uhr Morgens, da belebte eine unheimliche Bewegung das Gäßchen. Gesa erwachte. Aufgeregte Stimmen, hastige Schritte hallten durcheinander. War ein Feuer ausgebrochen? Immer unheimlicher wurde die Unruhe draußen. Etwas ging vor. Er fuhr in seine Kleider und eilte hinab.

Die Luft war noch herb. In das glanzlose Morgenlicht mischte sich ein fahlröthlicher Schimmer. Die Spatzen auf den Dächern zwitscherten überlaut. Unter den Fenstern Delileo's standen ein paar Leute — zerzauste Frauen, die sich den Schlaf aus den Augen rieben, einige Blousenmänner auf dem Weg zur Arbeit. Wie ein Häuflein Aasgeier mit gierigen Augen und weit vorgestreckten Köpfen drängten sie sich aneinander. Die Gemüsehändlerin führte das Wort. Aus ihren Zügen sprach der Stolz, etwas Schauerliches selbst mit erlebt zu haben. Er begriff nicht schnell, was geschehen, nein, sehr, sehr langsam. Er hörte die Gemüsehändlerin sprechen: „Wie ich Euch sage, soeben haben sie meinen Buben in die Apotheke geschickt ... es ist zu spät ... viel zu spät ..."

„Hat Monsieur Delileo der Schlag getroffen?" frug Gesa athemlos. „Mon ... sieur Delileo?" wiederholten die Weiber. Einige wendeten sich ab. „Annette! ..." Ihm schwindelte. „Was ... was konnte ..."

Halb besinnungslos eilte er die Treppe empor. Er riß die Thür des Zimmerchens seiner Braut auf. Er kannte das Stübchen wohl; es war ja dasselbe, das er vor Jahren mit seiner Mutter bewohnt, nur war's jetzt auf das Zierlichste herausgeputzt. Der alte Delileo saß auf dem Rande des kleinen Lagers und starrte mit thränenloser Verzweiflung auf etwas, das die weißen Vorhänge des Bettchens verdeckten.

„Vater!" rief Gesa.

Da schnellte der Alte empor, er zitterte am ganzen Leibe, fuhr sich mit der Hand über die Stirn — sein armes gelbes Gesicht zuckte.

„Hab' Mitleid!" stotterte er mit gebrochener unkenntlicher Stimme. „Hab' Mitleid ... sie hat bereut ... sie ist ... todt!"

Gesa riß den Vorhang zurück ... Da auf dem weißen Bettchen, wachsbleich aber noch immer schön — das Abschiedslächeln auf den Lippen lag Annette!

Sie hatte das blaue Kleid angezogen, in dem er sie vor vierzehn Monaten zum ersten Male gesehen; das Kreuzchen der Giuseppina hing ihr um den Hals.

— — —

Es gibt ein Leid, so schmerzlich, daß keine Hand zart genug ist, es zu berühren; und so tief, daß kein Herz muthig genug, es zu ergründen. Stumm senken wir das Haupt, wie vor etwas Heiligem, und in unser Mitleid mischt sich eine Art Andacht!

Wie konnte er ihr grollen, wo sie vor ihm lag in dem lieben blauen Kleidchen, von dem jede Falte ihm zurief: „Verzeihe ... nicht auf unsere entweihte Liebe berufe ich mich — aber auf unsere süße, tändelnde Freundschaft — vergib der Schwester, was die Braut an Dir verbrochen!"

Wie konnte er ihr grollen, die Erinnerung an ihren Abschiedskuß noch auf den Lippen?

Sie hatte ihren Verlobungsring vom Finger gezogen und auf ihren Betttisch in einen Briefbogen gelegt, auf dem in ihrer großen unbeholfenen Kinderschrift die Worte standen: „Meinem lieben, theuern Bruder Gesa. Gott segne ihn tausend Mal!"

Er steckte ihr den Ring wieder an und küßte ihre kalte Hand dabei. —

Das schreckliche Mysterium, welches uns von unsern Todten trennt, ist so unfaßbar, daß wir die Vollständigkeit unseres Verlustes nie begreifen, so lange wir eine geliebte Leiche noch vor uns sehen. Unwillkürlich ist es uns, als wüßte der Todte um jeden kleinen Dienst, den wir ihm erweisen, und dieser Gedanke umschwebt uns wie eine Beruhigung, ein Trost.

Die ganze Bitterniß unseres Schmerzes fühlen wir erst, wenn wir unser Glück begraben und das Leben mit seinen nüchternen Gewohnheiten und Bedürfnissen an uns herantritt und uns anherrscht: „Was hast Du länger mit dem Tod zu tändeln, ich fordere mein Recht!"

Und so überkam Gesa das herbste Leid erst, als er mit seinem Pflegevater von dem Kirchhof, auf den man die arme Kleine gebettet, heimkehrend, in dem grünen Wohnzimmer Alles geordnet, Annette's kleine Lieblingssachen weggeräumt und den Tisch für zwei gedeckt fand.

Sie setzten sich einander gegenüber, der alte Journalist und der junge Geiger. Sie aßen Beide nichts. Gesa war stumm — Delileo streichelte ihm mitleidig die Hand und murmelte ab und zu: „Mein armer Junge! ... mein armer Junge!"

Plötzlich heftete Gesa seine großen Augen starr auf das Gesicht des Greises. „Wer war's, Vater?" fragte er dumpf. Der „droevige Heer" schlug die Augen nieder, zerknitterte seine Serviette: „Ich weiß es nicht!" stotterte er.

Gesa fuhr auf. „Vater! ..."

„Ich wußte von der ganzen Sache nichts ... sie hat sich mir nie anvertraut — — erst ganz kürzlich hatte ich einen Verdacht ... eine Angst ..." der alte Herr wurde immer verlegener.

„Ihr mußtet doch merken, daß sich Annette für irgend Jemanden interessirte!" rief Gesa, den Zorn in den Augen, die Scham auf den Wangen.

„Ach Gott! Sie ist einem geradezu dämonischen Zauber verfallen ..." an diesem Punkt stockte der Alte und schloß die Lippen fest, wie über ein schreckliches Geheimniß.

— — —

Die Tage folgten einander eintönig traurig. Der alte Herr ging seinen Beschäftigungen nach, Gesa saß in dem grünen Wohnzimmer und brütete. Er sprach nicht davon, wieder abzureisen. Er fürchtete jede Begegnung mit seinen alten Bekannten, denen er ehedem so viel von seinem Glück erzählt. Einen einzigen Menschen gab's, nach welchem er sich sehnte, und das war — de Sterny.

De Sterny hatte eine so seltene, beinahe weiblich zarte Art zu verstehen und zu bedauern! Und dann, er würde ja nicht einmal staunen, er hatte ja Alles voraus gesehen!

Gesa erkundigte sich nach de Sterny's Aufenthaltsort. Der Virtuose befand sich in England. Gesa schrieb ihm einen einfachen herzlichen Brief, in welchem er dem Freund Annettens plötzlichen Tod mittheilte und damit schloß: „Lasse mich es wissen, wann Du wieder in Paris eintriffst, ich würde dann dorthin übersiedeln, um eine Zeit neben Dir zu arbeiten. Der Verkehr mit Dir ist das Einzige auf der Welt, was mir noch einigen Trost bieten könnte."

Auf diesen Brief erhielt er keine Antwort. Er zog zu Delileo hinüber und bewohnte jetzt Annette's Zimmer.

Einmal, als er an dem kleinen Schreibtisch des armen Mädchens saß und in den Schubläden nach einem Briefumschlage kramte, fand er in einem Spalt eingeklemmt die Hälfte eines zerrissenen Billets. Er erkannte — die Schrift de Sterny's:

„. . . . . ire vor Seligkeit. Um ein Uhr in der Rue de la Montagne —
Dein S."

Der Geiger las den Zettel zweimal, dann blickte er sich mit einem stumpfen, verdummten Ausdruck um — streckte die Arme empor, wie durchs Herz Geschossene es thun — und sank bewußtlos zu Boden.

— — — — —

Ein schleichendes Nervenfieber streckte ihn nieder, brach seine Gesundheit und das Bischen Energie, das er noch gehabt, fürs Leben!

Als er, ein müder Reconvalescent mit gelichtetem Haar, anfing in seinem Stübchen herum zu schleichen, suchte er sogleich Feder und Tinte. Jeden Tag setzte er einen andern Brief an de Sterny auf und zerriß ihn wieder. Wenn ihn Delileo, der ihn während seiner ganzen Krankheit wie eine Mutter gepflegt, bat: „Rege Dich nicht auf, rege Dich nicht auf!" da seufzte er jedes Mal: „Ich muß es vom Herzen haben!" und kritzelte einen neuen Brief und schickte ihn nie ab. Eines Tages sagte er sich, daß es sich nicht schicke zu schreiben, daß es ihm seine Ehre gebiete, mündlich von Sterny Rechenschaft zu fordern. Aber ehe das geschehen konnte, mußte sich seine Gesundheit befestigt haben. Von nun an schrieb er nicht mehr.

Er lebte sein brütendes Leben weiter, träg und schwermüthig. In seinen Schmerz mischte sich eine glühende Scham. Beständig glaubte er Jemandem zu begegnen, der ihn nach seiner Braut fragen würde, oder nach seinem Freunde. Bei diesem Gedanken stieg ihm das Blut in die Wangen und selbst wenn er ganz allein zu Hause war, kehrte er sein Gesicht gegen die Wand.

Er zitterte am ganzen Leib, eine rasende Wuth überkam ihn, wenn er des Verführers gedachte. Dann . . . . dann fielen ihm die tausend Gefälligkeiten ein, mit denen ihn der Virtuose verwöhnt, seine Liebenswürdigkeit im Verkehr, der herzliche Ton seiner Stimme, er griff sich an die Schläfe und stöhnte. Er konnte sich nicht hinein verstehen.

Und die Tage vergingen und . . . er suchte de Sterny nicht auf. Eine rasende Menschenscheu bemächtigte sich seiner. Bei Tag verließ er fast nie die Wohnung Delileo's, aber als sich seine Gesundheit in etwas befestigte, gewöhnte er sich daran, bei Nacht auszugehen. Er war noch jung. Es drängte ihn, sich zu be-

täuben. Inmitten der wildesten Orgien saß er bleich und stumm mit starrem, ausdrucksloſem Gesicht.

Dieſes genußloſe Wüſten gab er bald auf; seine wunde Seele suchte andere Linderungsmittel, und langsam — allmälig ergab er sich dem Trunke.

Die Musik vernachläſſigte er gänzlich. Jeder Ton weckte seine Erinnerungen. Wenn er zum Broderwerben seine Carrière hätte fortsetzen müſſen, so wäre er wahrscheinlich nie so vollständig zu Grunde gegangen. Aber das Capital, das er aus Amerika mitgebracht, erlaubte ihm zu leben.

Wenn der alte Delileo, dem es die Seele zerschnitt, seinen Liebling so hoffnungslos leiden, seine herrliche Begabung so jammervoll verkümmern zu sehen, ihm Fragen bezüglich seiner Zukunft stellte, so antwortete Gesa jedesmal: „Ich werde schon wieder arbeiten, aber laßt mich nur noch ein wenig ... es thut mir zu weh!“ Und immer krampfhafter hüllte sich seine Menschenscheu in die weltvergeſſenen Schatten der Rue Ravestein. Er tauchte in ihnen unter, wie sein Pflegevater früher darin untergetaucht war.

Es gibt Gaſſen, wie die Rue Ravestein in allen größeren Städten; es gibt ihrer viele in Paris. Man flüchtet hin, wenn man ein Fiasco erlebt hat, oder einen großen Schmerz, versteckt sich dort vor dem Spott der Feinde, dem Mitleid der Freunde — dem Mitleid, das im besten Fall nichts ist, als eine sentimentale Form von Verachtung. — Man hat nie die Absicht, sein ganzes Leben lang in dieſer ungesunden Dunkelheit zu verbleiben — man will seiner Wunde nur Zeit gönnen zu heilen. Man schmiedet während des freiwilligen Exils Projecte; man träumt davon, noch einmal in der Welt aufzutreten, sich durch einen großen Erfolg zu rehabilitiren. Die Träume gehen nie in Erfüllung! —

Denn solche Gaſſen sind Gräber, und wer es nach längeren Jahren versucht, ihrer Einsamkeit zu entfliehen, der wandelt dann unter den Menschen von Moderluft umweht, von längst verjährten Gedanken befangen, wie eine auferstandene Leiche, die eine todte Sprache spricht.

XVIII.

„Der „Satan“ ist eine der schönsten musikaliſchen Schöpfungen der Neuzeit,“ verkündet die „Indépendance Belge“.

„Der „Satan“ enthält Nummern von classiſchem Werth,“ versichern die Künstler.

„Haben Sie es schon gehört, der „Satan“ hat einen ungeheuren Erfolg,“ theilt sich die große Welt mit.

Der Ruhm des „Satan“ dringt bis in die Rue Ravestein, schlägt an das Ohr des verkommenen Geigers, den man vor kaum einem Dutzend Jahren mit Paganini verglichen hat, der heute zu den obscursten Mitgliedern des Orchesters der Monnaie zählt.

Obzwar Delileo längst todt ist, wohnt Gesa noch immer in demselben alten Haus. Die Reste seines kleinen Vermögens hat er bei der letzten langwierigen Krankheit des alten Herrn zugesetzt; nun ernährt er sich, wie er kann.

In schwermüthiger Trägheit erschlafft, überdies dem Trunke ergeben, beschleicht ihn dennoch von Zeit zu Zeit wieder der Gedanke, etwas leisten zu

wollen bis — bis —, aber es tritt immer etwas dazwischen ... Da hört er von der bevorstehenden Aufführung des „Satans" unter der Leitung de Sterny's. Ein wahnsinniger Zorn schüttelt ihn; wie kann de Sterny es wagen nach Brüssel zu kommen, auf die Gefahr hin, ihm zu begegnen! dann murmelt er bitter: doch, de Sterny hat mich längst vergessen, wie alle — alle; oder er hält mich für todt. Er sagt sich, „wenn Gesa van Zuylen noch am Leben wäre, so hätte die Welt etwas von ihm gehört!"

Ein schrecklicher Schmerz durchwühlt ihn; ein Schmerz, der weder dem Tod seiner Braut, noch dem Verrath des Freundes gilt. Das Gespenst seiner großen degradirten Fähigkeiten steht plötzlich neben ihm.

„Der Satan zählt zu den schönsten musikalischen Schöpfungen der Neuzeit," — murmelt er immer wieder. — „Unsinn — blague" — setzt er hinzu.

Mit retrospectiver Kaltblütigkeit hat er das Compositionstalent des Virtuosen längst „gemessen, gewogen und gezählt!" Mit triumphirender Verachtung ruft er sich jetzt die leeren Transscriptionen und Phantasien de Sterny's in das Gedächtniß zurück, erinnert sich dessen, wie mühsam der berühmte Pianist vor Jahren an dem kleinen Comtessen-Ballet gearbeitet, ja nicht fertig hat werden können damit, bis Gesa in vollem Schwung seiner Freundschaft es für ihn beendet. Das Ballet hatte damals sehr gefallen.

Und jetzt — jetzt soll sich de Sterny wirklich zu einem Componisten von Bedeutung entwickelt haben?

Neugierig prüfend, mit beinahe fiebernder Spannung, sieht er seinen Part durch. Der aber enthält mehr Pausen als Noten.

Der Tag der zweiten Probe kommt. — Gesa hat beabsichtigt, sich krank melden zu lassen, wie das erste Mal, doch kann er es nicht über sich bringen. Ein ihm selber unerklärlich banges, athemberaubendes Gefühl zieht ihn in die salle de la grande harmonie. Es sind nicht nur die Clavierlehrerin und der Freund Rossini's, die sich zu der zweiten Probe eingeschlichen haben. Die hervorragendsten Dilettanten von Brüssel drängen sich um das Podium, — alle musikalischen Damen aus der Societät haben sich eingefunden, sitzen nun beisammen in der vordersten Reihe des Parquets der Rampe gegenüber. Eine eigenthümliche, fast feierliche Stimmung herrscht ... ein Fieber von Neugier, von Erwartung zittert in allen Anwesenden. Zugleich meldet sich bei ihnen jene eigensinnige Opposition, jenes überlegene „nicht glauben wollen", das man jeder übermäßig gelobten Neuigkeit entgegenbringt. „Il parait, que c'est épatant," sagt der Graf de Sylva, der von seiner anstrengenden Diplomatencarrière ausruhend, alle Zeit, welche seine gesellschaftlichen Pflichten nicht absorbiren, darauf verwendet, das Violoncell zu studiren. „Épatant," wiederholt er an die Damen herantretend: „Ich muß gestehen, daß ich de Sterny's Compositionstalent nicht so hoch hielt!"

„Ich wahrhaftig auch nicht," grollt der Freund Rossini's; „wie er im Stande war den Satan zu schreiben, begreife ich nicht. Aber der Satan ist ein Meisterwerk, das steht fest. Diese Melodien — Melodien, die einen tyranniſiren, die sich einem in die Nerven schleichen, in das Blut! ... Es gehen Gespenster um in dieser Musik."

„Es ist wahr, daß große Talente Zeit zur Reife brauchen," bemerkt der Fürst L . . . ., „aus Wunderkindern wird selten etwas, meine Damen. Erinnert sich vielleicht eine von ihnen des kleinen Zigeuners, den uns de Sterny eines Abends brachte?"

„Hm — ein kleiner Buckliger mit einem Schnürrock . . ." sagt eine der Damen.

„Nein, nein, das war ein anderer. Ein hübscher Junge ohne Schnürrock — aus der Rue Ravestein," meint der Fürst.

Keine von den Damen erinnerte sich. „Was war es mit ihm?" fragen sie.

„Nichts Besonderes," meint der Fürst, „ich citirte ihn nur à propos von Wunderkindern. Nie hab ich schöner improvisiren hören und was ist aus ihm geworden?" „Ja, was ist aus ihm geworden?" wiederholen die Damen . . . In diesem Augenblick hört man eine kleine Bewegung — de Sterny betritt das Podium. Man klatscht ihm Beifall zu, man verbeugt sich vor ihm, man drückt ihm die Hände.

Er tritt ans Pult, läßt die Augen über die Reihen seiner musikalischen Truppen gleiten — sie sind vollzählig. Plötzlich wird er blaß, der Tactirstab sinkt an seiner Seite nieder . . . er möchte fliehen . . . die Augen seiner vornehmen Freundinnen glänzen zu ihm herüber . . . er klopft ans Pult und durch den öden Saal tönt die schwülstige Antrittsfuge des „Satan!"

Die Zuhörer zucken enttäuscht die Achseln, Gesa van Zuylen zieht die Mundwinkel tief und spöttisch herab. Langsam, ängstlich, dann immer beherzter hebt er die Augen zu dem Antlitz des Dirigenten, dem Antlitz, das ihm einstens Alles war — sein Gott — seine Welt! Er lächelt bitter vor sich hin.

Da singt die Altistin ihr erstes Lied. — Wie von einem elektrischen Schlag getroffen zucken die Zuhörer zusammen. Alles lauscht wie berückt; aber gespannter als alle Anderen horcht der Geiger, Gesa van Zuylen.

Ein gar seltsames Gefühl durchbebt ihn, ein Gefühl warmer Jugendluft, beinah irrer Freudentrunkenheit, das Gefühl, mit dem er vor Jahren jenes Lied geschrieben! Immer neugieriger horcht er. Die Indignation hat keine Zeit laut zu werden, so mächtig ist die Wonne, sein Werk zu hören. Ihm ist, als habe man ihm seine Seele wieder geschenkt. Er will nur hören . . . . hören! —

Immer stärker wird der Beifall. Wie in einem Traum befangen geigt er weiter; manchmal krümmt er die Schultern, wenn ein schwülstiger Beisatz de Sterny's seine ursprüngliche Schöpfung verunstaltet.

„Jetzt kommt das Schönste!" flüstert Jemand im Publicum. „Es soll ein wahres Meisterstück sein, das Duett der Verstoßenen."

In schwermüthiger Klage ertönen die Stimmen der Scheidenden — leise, weich verschwimmend mischt sich der Gesang des Engels in den ihren und umflüstert sie mit der Erinnerung an ihre ewig verlorenen Freuden. — — —

Gesa horcht — horcht . . . sein Bogen stockt . . . er sieht das kleine grüne Zimmer, den lächelnden Virtuosen vor dem alten Spinett und neben ihm das liebliche Mädchen, die Hände in einander geschlungen, das Köpfchen leicht der

Schulter zugeneigt, als sei es plötzlich zu schwer geworden ... „Nessun maggior dolore ...“ murmelte er.

Das ganze Publicum jauchzt. Das Orchester erhebt sich und applaudirt, die Amateurs drängen sich an das Podium ... doch da ... was gibt's ... Keuchend, athemlos, den Schaum auf den Lippen, den Zorn in den Augen drängt sich ein Geiger durch die Reihen des Orchesters, tritt auf den Dirigenten zu ... „Schuft, Mörder!“ röchelt er und schlägt ihm seinen Bogen ins Gesicht — dann sinkt er bewußtlos zu Boden.

De Sterny fährt sich über die Stirn und während man den Geiger hinausschleppt, murmelt er, sich zu dem an ihn herantretenden Capellmeister wendend, mit der routinirten Geistesgegenwart, die den Weltmann am Schaffot den Heroismus lehrt: „Ein plötzlicher Anfall von Delirium tremens. Sie hätten doch wirklich dafür sorgen können, daß mir ein solch unangenehmer Auftritt erspart geblieben wäre!“

Die Probe nahm ihren Fortgang. Man brachte den Geiger nach Hause. Zur Besinnung zurückgekehrt, suchte Gesa in allen Wandschränken und Kisten nach dem Original-Manuscript seiner „Hölle“, von der er eine Abschrift de Sterny geborgt. Er fand das Manuscript nicht mehr — Alles, was er fand, waren die einzelnen Abschnitte der Oper, die er nie beendet.

XIX.

Zwischen dem Boulevard extérieur, — dem „Boulevard des crimes“, wie der Volksmund ihn nennt — und den Buttes Montmartre zieht sich ein Stadttheil, der an Weltentrücktheit gegen die Rue Ravestein zurücksteht, an Elend sie weit übertrifft. Kein trauriger Heiland streckt hier der Menschheit seine gekreuzigten Arme entgegen, als wolle er sagen: „ich hätte euch alle gerne an meiner Brust erwärmt, aber ihr habt mir die Hände festgenagelt — ich bin machtlos!“ — Keine gemalten Kirchenfenster schillern hier zwischen das Elend und die Verworfenheit hinein. Die alte Kirche ist abgebrochen, an der neuen wird noch gebaut.

Auf den Buttes Montmartre hängt in einem provisorischen Holzthurm eine schrille Glocke, die wie eine Fabriks- oder Eisenbahn-Glocke klingt und die zu bestimmten Tageszeiten ein wenig verzweifelnden Katholicismus in das nüchterne republikanische Getöse hineinschwirrt.

Ein Antiquar drückt sich hier an den andern und hölzerne Trödlerbuden, meist von aufmerksamen Pudeln bewacht, stehen im Wind.

Eines ist besonders auffallend im Faubourg Montmartre. Alle Gegenstände, die man dort kauft, werden Einem in alte Zeichnungen, in alte Manuscripte oder in beschriebenes Notenpapier gewickelt, eingehändigt. Ueberall staubt uns der Moder vernichteter Künstlerexistenzen entgegen und der Schutt zusammengebrochener Luftschlösser.

In den zahllosen elenden Garnis wimmelt's von jungen Künstlern, die nichts erreichen werden — von alten, die nichts erreicht haben. Gegen einen Hintergrund von frechem Laster und grollender Armuth zeichnen sich die abgespannten Gestalten todesmüder Schwärmer ab.

In seinen „petits poèmes en prose“ beschreibt Baudelaire drei Menschen, die, vor Mattigkeit beinahe umsinkend, aber ohne sich gegen ihre Bürde aufzulehnen, drei enorme Chimären auf dem Rücken tragen, drei große grinsende Chimären, deren Krallen ihnen die Schultern zerfleischen. Jeder Künstler im Faubourg Montmartre trägt seine Chimäre. Seine Last erhält ihn aufrecht. Wenn die Chimäre verschwindet, verschwindet er mit. Ganzen Scharen von prätentiösen Talentlosigkeiten begegnet man; aber, zwischen diesen excentrischen Hansnarren hie und da auch irgend einer wirklich großen, jedoch längst vernichteten Künstlerexistenz, die einen letzten Versuch macht zu leben und ihren Namen mit zitternder Hand in den Staub schreibt.

Da träumen sie und spähen hinüber nach dem Boulevard, der Heerstraße des Glücks; horchen und warten mit der Mark und Vernunft aufzehrenden Hoffnung der Spieler.

— — — — —

Eines Morgens stieg in dem bescheidensten Garni der Rue de Steinkerque im Faubourg Montmartre Gesa van Zuylen ab. Er war nach Paris gekommen, um der Rue Ravestein zu entfliehen, und weil Paris für das Californien der Künstler gilt.

Ein Tenor, dem er auf der Eisenbahn begegnet, hatte ihm die Adresse des Garnis gegeben. Es sei ein ruhiger Ort, in dem man arbeiten könne, hatte er gesagt. Und Gesa wollte arbeiten! Er hatte tausend Frank in der Tasche, den Erlös einer Amatigeige, die ihm einst ein hoher Gönner geschenkt. Die Geige war um tausend Frank verschleudert; aber was that das. Er brauchte Geld und hätte zur Erreichung dieses Pariser Aufenthalts, von dem er sich so viel versprach, das Blut aus seinen Adern verkauft.

— — — Er hörte den donnernden Beifall, den man *seinem* Werke gezollt, er sah de Sterny's herablassende Verbeugung. Er grub sich die Nägel in die Hände, aber er zwang sich zur Ruhe. Er wollte arbeiten, er mußte arbeiten, um dem Betrüger seinen gestohlenen Königsmantel von den Schultern zerren zu können!

Jedem echten Talent schlug wenigstens einmal im Leben seine Triumphstunde, und er — er war kein Talent, er war ein Genie!

Wie frei er aufathmete den ersten Tag nach seiner Ankunft in Paris! Sein neuer Bekannter, der Tenor, hatte ihn gefragt, „ob er nicht mit ihm einen Gang nach dem wirklichen Boulevard machen wolle.“ Damit meinte er den Boulevard zwischen der neuen Oper und der Madeleine. Gesa aber scheute den großen wirren Lärm, und während der Tenor mit der Hast eines kürzlich in der Hauptstadt angelangten Provinzlers dem Herzen von Paris zueilte, schlich der Geiger langsam auf die Buttes Montmartre.

Ein banal angelegter Garten mit neuer dürftiger Vegetation breitete sich über den Hügel aus, zu dem eine glitschrige Holztreppe emporführte.

Kinder, magere, schlecht gehaltene Kinder, die nicht im Geringsten an die Elfen in den Champs Elisées und dem Park Monceau erinnerten, tummelten sich über die zinnoberrothen Sandwege. Hinter dem Garten war ödes Land,

kalkbestaubtes Gras erstreckte sich bis an den Fuß einiger elender Hütten. Paris schien so weit!

Er setzte sich auf eine Bank; die schrillen Kinderstimmen, aus deren breitem Laut man schon den zukünftigen Fluch des Fabrikarbeiters, das rohe Lachen der Paissarde hörte, umschwirrten ihn. Er war todtmüde.

Ehemals hatte er die kleine Reise von Brüssel nach Paris gar nicht gespürt. Sein Kopf sank auf seine Brust. Ihm träumte, er ginge unter den schläfrig rauschenden Bäumen des Brüsseler Parks spazieren, Annette Delileo am Arm. Der blaue Himmel spiegelte sich in einer großen, seichten Pfütze, auf der ein paar rothe Mohnblätter schwammen und er erzählte Annette, daß „er ein Genie sei und etwas Großes leisten werde."

Er fühlte das zärtliche Anschmiegen ihrer warmen jungen Gestalt ... Plötzlich zuckte er zusammen. Ein paar kalte Fingerchen hatten seine Hand berührt, und ein kleines Mädchen in einem weißen Mützchen und einer großen blauen Aermelschürze stand neben ihm und sagte: „Monsieur, man schließt."

Das Angelus schwirrte durch die Luft, er verließ den Garten. Ein Geruch von Feuchtigkeit entschwebte den schlüpfrigen Hügeln. Große Nebelfetzen glitten an ihnen entlang und senkten sich langsam über das Elend von Montmartre.

— — — — —

In seine Wohnung zurückgekehrt, machte Gesa Licht, fröstelnd sah er sich in dem unbehaglichen Raum um, dessen ursprünglich orangegelbe und blaugeblümte Tapete ein monotoner Schmutzfirniß überzog und aus dessen mit grauem Marmor verkleideten Kamin ein eisernes Oefchen hervorsah. Zwei widerliche Terracotta-Statuetten standen auf der Kaminplatte. Der Tenor, welcher sich gut auskannte in der Rue de Steinkerque und im selben Garni mit Gesa abgestiegen war, hatte Letzterem erzählt, die Statuetten stammten von einem gewissen Vaudreuil, einem zweiten Michel Angelo, dessen Genie an der Stumpfheit und Härte des Publicums zerschellt sei.

„Genie!" — Wie ihn der Mißbrauch des Wortes geärgert — „Genie!" — „der Mensch besaß ja nie die Spur von Talent" — hatte Gesa gerufen, als er die ekelhaften Figuren angesehn.

„Si! Si!" hatte der Tenor entgegnet! „Er hat sein Vermögen zugesetzt in Versuchen, die Welt zur „großen Kunst" zu bekehren, hat einen Ecce homo gemeißelt — aber was wollen Sie — der Marmor ist theuer! Er ist melancholisch geworden, hat sich dem Trunke ergeben und dann ... il a fini par faire cela!"

Worauf Gesa schaudernd gefragt: „Was ist aus ihm geworden, hat er sich umgebracht?"

„Nein, aber er arbeitet nicht mehr. Seine Tochter unterstützt ihn; vous savez! Les filles d'artistes! ... cela a quelque chose dans le sang ... er hatte ihr seiner Zeit die Thür gewiesen, sie verflucht. Aber daran erinnert er sich jetzt nicht mehr — er erinnert sich an gar nichts mehr. So lang er sein warmes Zimmer hat, seine Partie Billard und sein Glas Absynth, fühlt er sich zufrieden. Er wohnt im Hôtel de Nancy hier an der Ecke. Sie können morgen seine Bekanntschaft machen, wenn Sie wollen. Junge Maler tractiren

ihn manchmal, um ihn über die Kunst peroriren zu hören. Il est très drôle!“ — — —

Der Michel Angelo im Hôtel de Nancy war das Erste, was Gesa einfiel, als er sein elendes Zimmer betrat. Sein Blick suchte die beiden terra cotta Statuetten. Mit krankhafter Neugier betrachtete er sie. Er nahm eine derselben auf und hielt sie an seine trüb brennende Lampe, um sie deutlicher zu sehn. Sein Auge war künstlerisch kritisch genug, um in der Bildung derselben die Spuren einer verwilderten, aber sehr großen Begabung zu erkennen.

Ein schreckliches Schluchzen übermannte ihn, — die Figur zitterte in seiner Hand . . . er ließ sie fallen. Sie zersprang in tausend Stücke; aber man schrieb sie ihm nicht einmal auf die Rechnung. Sie hatte für Niemanden Werth!

— — — — —

Er trank nicht mehr. Eine namenlose Angst schnürte ihm das Herz zusammen, rothe Wolken wälzten sich vor seinen Augen. Eine schreckliche Müdigkeit lähmte ihn. Aber — er trank nicht mehr und arbeitete.

Und anfangs schien ihm die Vollendung seiner Oper recht gut von Statten zu gehen; mit großer Flinkheit beschrieb er ganze Stöße von Notenpapier; und als seine Erfindungsgabe plötzlich stockte, erschreckte ihn das nicht. Er erinnerte sich, daß seine Fähigkeiten auch während seiner besten Zeit an solchen Momenten der Erschlaffung gelitten. Er nahm sich vor, in Erwartung eines neuen Aufschwungs das Geschriebene auszufeilen; als er es aber durchsah, da war es ein Wirrsal, in welches er sich selbst nicht hinein verstand. Ganze Tacte fehlten, die Begleitung war völlig unzusammenhängend. Wohl tauchten noch hie und da ergreifend schöne Stellen auf; jedoch ganz vereinzelt, wie prachtvolle Trümmer in Haufen von Schutt.

Noch Eines beunruhigte ihn. Viele von den mechanischen Zeichen der Orchestrirung waren ihm entfallen — er konnte keine ordentliche Partitur mehr aufsetzen. Die ganze Nacht brachte er damit zu, in einem Werk über die Compositionslehre nachzuschlagen. Den nächsten Morgen begann er seine Arbeit von Neuem.

Die elendeste kleinste Periode reinlich auszuführen verursachte ihm die peinlichsten Schwierigkeiten. Die Fähigkeit, sich zu sammeln, war ihm abhanden gekommen. Aber er scheute keine Mühe. „Geduld, Geduld! — es wird sich Alles geben!“ tröstete er sich und dabei fielen seine Thränen auf das Notenpapier.

Er legte sich die schrecklichsten Entbehrungen auf, um mit seiner Barschaft möglichst weit zu reichen. Aus dem orangegelben Zimmer stieg er in eine Mansarde, — er aß einmal des Tags.

Er wurde grau; die Hände zitterten ihm und er stotterte beim Sprechen.

Die Kinder auf den Buttes Montmartre, wohin er des Nachmittags manchmal schlich, um Luft zu schöpfen, kannten ihn alle; freundlich trippelten sie auf die Bank zu, wo er immer vor sich hinmurmelnd, einen Bleistift in der Hand, ein Notizbuch auf den Knieen, kauerte, und wünschten ihm einen guten Tag. Er streichelte ihnen die Wangen, hob auch eines oder das andere auf seine Kniee, und freute sich, daß sie sich nicht vor ihm scheuten. Gerne hätte er ihnen ein kleines Vergnügen bereitet, ihnen eine Geschichte erzählt. Aber die Worte kamen ihm nicht!

Eines Tages brachte er seine Geige auf die Buttes Montmartre. Gutmüthig bemüht, den Geschmack der Kinder zu treffen, spielte er kleine Tanzstücke. Seine Finger waren steif geworden, seitdem er so plötzlich dem Genuß geistiger Getränke entsagt. Der Bogen schwankte in seiner zitternden Hand. Er schämte sich vor den Kindern. Für die aber war sein Spiel gerade gut genug. Ein ganzes Auditorium hatte sich bald um ihn versammelt. Einige der kleinen Leute blickten ihn mit feierlicher Aufmerksamkeit an, die Köpfchen leicht zurückgeworfen, die Hände auf dem Rücken, und andre drehten sich lustig mit einander.

Das freute ihn. Er nahm sich vor den Kindern zusammen. Er hatte improvisiren wollen; da plötzlich schienen ihm die Weisen, welche unter seinen Fingern hervorquollen, seltsam bekannt. — — Es waren dieselben, welche er vor beinahe dreißig Jahren in dem Circus auf dem „Sablon" gespielt!

Und täglich schleppte er nun seine Geige in den schäbigen Garten mit. Der Beifall der armen Kleinen wurde ihm Bedürfniß.

— — — — —

Immer intimer befreundete er sich mit dem Tenor. Dieser war, nachdem er — Dank einem „niederträchtigen Complott" — nach seinem Probesingen bei der Oper abgewiesen war — zu der praktischen Ueberzeugung gekommen, daß diese große Oper ein im Verfall begriffenes Institut, ein „Serail der Directoren" sei, mit dem er sich schämen würde in Beziehungen zu treten, und hatte ein Engagement in einem Café chantant des Faubourg Montmartre angenommen, wo er sich ein bequemes Auskommen verdiente.

Anfangs hatte Gesa nichts davon hören wollen, dem Sänger etwas aus seiner Oper vorzutragen; später aber, als er heimlich an seiner Arbeit zu verzweifeln begann, überkam ihn ein beständiger Drang sich mitzutheilen. Stundenlang spielte er dem Tenor auf einem erbärmlichen alten Pianino vor und krähte zuweilen mit unheimlich hohler Stimme die Arien dazu, nur um sich von irgend Jemandem versichern zu lassen: „cela sera superbe!" Dann redete er sich selber in eine unnatürliche Begeisterung hinein; seine Augen leuchteten, mit der geballten Faust fuchtelte er in der Luft herum und rief: ... „es hat Race, nicht wahr ... die große Manier! ..."

Er war sonst so bescheiden gewesen! —

Seine Mittel waren endlich erschöpft. Er verkaufte seine Uhr, seine Bücher. Den Tenor behandelte er immer noch protegirend wie einen Untergebenen und der Tenor schonte ihn wie einen Geisteskranken.

Einmal aber, da die Beiden einander gegenüber vor dem Kamin in dem Zimmer des Tenors saßen, sagte dieser, indem er sich mit den Fingern durch die Locken strich: „Lieber Freund ton génie ne te fera pas vivre!"

Gesa stierte den Comödianten finster an.

„Nun, nun!" beeilte sich der Tenor ihn zu besänftigen — „ich meinte nur, daß die bloße Inscenirung eines so großartigen Werkes, wie Deine Oper es ist, sehr lange dauern muß. Wie wäre es, wenn Du Dich indessen ein wenig hier beschäftigtest!"

Gesa seufzte. „Ich könnte etwas Kleines componiren," sagte er, „zum Beispiel Romanzen!"

„Das trägt leider nichts," entgegnete der Tenor, „es sei denn, Du liirtest Dich mit einer Schauspielerin oder Sängerin, die Deine Romanzen in die Mode brächte. — Und dann ... wäre es doch auch jammerschade, Deine Erfindungsgabe von ihrem Hauptziele abzulenken, Dich zu zersplittern. Nun, Du sollst eine Stelle in einem Orchester suchen."

„Ja, an der Oper," sagte Gesa und dachte schaudernd an die Steifheit seiner Finger. Da er dem Comödianten diese Infirmität jedoch um keinen Preis hätte eingestehen mögen, so setzte er etwas verlegen hinzu: „Das ist Alles so complicirt ... die vielen Proben ... man ist beschäftigt bis in die Nacht hinein ..."

„Nein!" entgegnete der Andre, „einer solch absorbirenden Thätigkeit darfst Du Dich nicht unterziehn. Das wäre Verrath an Deiner Muse. Ich dachte an eine bequeme Stelle in einem Orchester, das keine großen Flausen macht — nicht viel probirt."

„Nun?" murmelte der Geiger dumpf.

„Ich habe neulich im Hôtel de Nancy die Bekanntschaft eines Clowns gemacht — eines prächtigen Menschen, der in einem Circus am Boulevard Rochechouart arbeitet. Kein Circus ersten Ranges, aber ein ganz anständiger Circus ist es. Ich habe dem Clown von Dir erzählt. Sie brauchen gerade einen Primgeiger und ..."

Gesa schnellte empor und verließ das Zimmer. Von dem Augenblick an sprach er nicht mehr mit dem Tenor.

— — — — —

Seine Müdigkeit und Schwäche steigerte sich mit jedem Tag. Das Blut kroch ihm wie erkaltendes Blei durch die Adern, beständig flimmerte es ihm vor den Augen und in seinen Ohren klang es wie das Flattern eines ermattenden Schmetterlinges. Die elende Nahrung, die er sich gestatten konnte, genügte nicht, ihn zu erhalten, er vermochte sein Zimmer nicht mehr zu verlassen, er wurde bettlägrig.

Da er allgemein beliebt war, so thaten seine Hausgenossen, ja selbst seine Wirthin ihm des Guten so viel sie konnten — sie brachten ihm Nahrung, ordneten sein Lager und borgten ihm Zeitungen. Er dankte für Alles mit demselben verschüchterten Lächeln, demselben ins Weite spähenden Blick und brachte beinah' den ganzen Tag in einem Zustand trauriger Erschlaffung, leicht schlummernd zu.

Da eines Nachmittags war es ihm, als führe ihm eine weiche Hand zärtlich über die Stirn. Er öffnete die Augen. Ueber ihn beugte sich ein schönes altes Gesicht, von grauen Haaren ordentlich umrahmt und eine Stimme, die wie aus weiter Ferne zu ihm herüber klang, murmelte: „Gesa!"

Er fuhr zusammen ... „Gesa!" rief sie ... es war seine Mutter! — —

Ja, seine Mutter, die er beinahe fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen. Sie hatte den Akrobaten Fernando geheirathet. Der Circus am Boulevard Rochechouart gehörte ihnen, es ging ihnen gut. So schlecht, wie man es wohl glauben mochte, war die leichtsinnige Frau nie gewesen. Lange Zeit hatte sie sich nach Gesa heimlich erkundigt und sich überzeugt, daß er gut aufgehoben sei und, wie sie es nannte, unter „vornehmen Leuten" lebe ... dieser

letzte Umstand hatte ihr den Muth benommen, sich ihm zu nähern. Von der Ferne hatte sie sich manchmal seines Anblicks gefreut. Dann war er langsam ihrem Gesichtskreis entschwunden. Nun aber hatte der Tenor Monsieur Augusti, dessen Bekanntschaft sie unlängst gemacht, gar viel von seinem neuen Freunde erzählt, jedoch erst am gestrigen Tage den Namen desselben erwähnt. Dies Alles theilte Margaretha ihrem Sohne mit und dabei weinte sie, rückte ihm jedoch zugleich sein armseliges Kissen zurecht und glättete das Betttuch. Er ließ Alles ruhig mit sich geschehen, murmelte manchmal ein dankendes Wort und beobachtete sie halb stumpf, halb verwirrt. Er konnte sich in dieses plötzliche Wiedersehen nicht finden!

Aber als sie, eingeschüchtert von seiner passiven Haltung, fortfuhr: „ich habe Dich spielen gehört ... vor Jahren, vor langen Jahren in Nizza ... oh, ich war so stolz auf Dich und ich habe mir Dein Stück gekauft — weißt Du, das, worauf Dein Bild gedruckt ist, oh, ein wunderhübsches Bild!" — da grub der Geiger sein Gesicht in die Kissen und röchelte wie ein Sterbender. Sein Schmerz brach die Scheu, die seine Mutter noch von ihm zurückhielt.

„Pauvre garçon!" murmelte sie, indem sie das spröde ergrauende Haar des gebrochenen Mannes liebkosend streichelte, wie sie in längst vergangener Zeit die weichen Locken des frischen Knaben gestreichelt hatte.

„Du darfst Dir Dein Leid nicht so zu Herzen nehmen. Ich weiß Alles — was Du für ein Genie bist und wie grausam die Welt an Dir gehandelt. Wir werden Dich gesund pflegen und dann wird Alles gut gehen. Du sollst zu uns ziehen, wir wollen Dich nicht stören, keiner von uns — nur für Dich sorgen. Du sollst Dein eigenes Stübchen haben, in dem Du arbeiten kannst, so viel Dich's freut."

Langsam blickte er auf, ein starker Hustenanfall erschütterte seine eingesunkene Brust. Die Mutter schob ihren Arm unter seine mageren Schultern und hob ihn etwas empor, um ihm das Athmen zu erleichtern, und stützte seinen müden Kopf an ihre Brust. „Wie abgezehrt Du bist!" murmelte sie wieder, halb weinend, „und Dein armes Hemd ... es zerfällt ja, ich muß Dir morgen frische Wäsche bringen ... und jetzt versuche, etwas zu Dir zu nehmen — Du mußt Dich stärken!" — und sie reichte ihm eine Tasse Suppe, die sie für ihn gewärmt.

Stumm ließ er sie gewähren, die Suppe schmeckte ihm sogar. Sein großes Leid, seine tiefe Degradation hatte er vergessen über dem angenehmen Gefühl, sich wieder einmal umsorgt und verwöhnt zu wissen. Ein Empfinden schläfriger Beruhigung, zufriedener Trägheit überkam ihn plötzlich. Stumm, aber dankbar küßte er der Mutter Hand.

Ihre Augen leuchteten auf. „Ich muß jetzt fort," bemerkte sie; „die Casse des Circus wird um sechs Uhr geöffnet, da muß ich da sein. Leb' wohl — gegen acht Uhr werde ich mich los machen und zu Dir kommen können. Jetzt wirst Du ohnedies ein wenig schlafen!"

Sie drückte ihre Lippen an seine Schläfe und verschwand.

— — —

Der Geiger schlummerte ein. Da durchglitt eine längst vergessene Erinnerung seine Seele; nicht die Erinnerung an seine todte Braut — an seinen treu-

losen Freund ... nein, eine ganz schlichte, schmerzlose Erinnerung — die an seine erste Rückkehr in die Rue Ravestein.

Ein träumerisch narkotisirender Geruch umwehte ihn — deutlich sah er vor sich einen Strauß in wundersamen Farben schillernder Mohnblumen. Er hörte das leise Geräusch, mit dem ein abfallendes Blüthenblatt sterbend auf die Marmorplatte niedersank. Er fuhr auf. Das Herz klopfte ihm, als solle es ihm die Brust zersprengen. Eine namenlose Angst überkam ihn — die Angst vor dem zufriedenen Versumpfen!

Er raffte sich auf — er wollte fliehen ... den Tod suchen ... Er griff nach seinen Kleidern, aber die Kleider entglitten seinen Händen — ihn schwindelte — machtlos sank er auf sein Lager zurück. ... Die Resignation, jene Schlaftrunkenheit zerrissener Seelen, die zu müde geworden sind zur Verzweiflung, überkam ihn ... Ein unheimlicher Genius durchschwebte plötzlich die kahle Mansarde — der Genius der Hoffnungslosen! Er trug einen Büschel rother Mohnblumen in der Hand.

— — — — —

Tage vergehen, Wochen, Monate. Auf den von Künstlerproletariat aller Art bevölkerten Boulevards Rochechouart und Clichy begegnet man öfters einem großen, greisenhaft aussehenden Mann mit grauem Haar, das ihm unordentlich um die Wangen flattert —

Es ist Gesa van Zuylen.

Sein Gesicht ist noch immer schön, der Ausdruck desselben aber ist stumpf und seelenlos. Bisweilen bleibt er stehen, legt die Hand an das Ohr und streckt das Haupt vor, als horche er in die Ferne — dann aber schüttelt er den Kopf, wie in einer Art Ungeduld, seufzt und geht seiner Wege. Er wohnt bei seiner Mutter und wird von ihr ebenso wie von seinem Stiefvater und seinen Halbbrüdern mit jener Deferenz behandelt, die einem Menschen gebührt, der einmal für ein Genie gegolten.

Sorgsam gepflegt, sauber gekleidet und gut verköstigt, fühlt er sich nicht unglücklich. Er freut sich auf seine Mahlzeiten und schlürft nicht ohne Genuß sein Gläschen Grog.

Meistens ist er sanft, wortkarg und gefällig, besorgt mit großer Pünktlichkeit kleine Commissionen für seine Mutter und bringt den Rest seiner Zeit halb schlummernd in einem großen Lehnstuhl neben dem Kamin zu.

Nur manchmal kommt es noch über ihn wie eine Art Raserei. Dann beschreibt er mit einer unheimlichen Geschwindigkeit ganze Stöße von Notenpapier, geberdet sich gegen seine Umgebung hart, hochmüthig und abwehrend, zeigt sich krankhaft reizbar und spricht sehr viel von dem, „was er noch leisten wird". Man läßt ihn gewähren.

Diese Anfälle werden immer seltener und kürzer.

Ganz Montmartre kennt ihn; die Maler zeigen einander sein pittoreskes Profil und die Gassenbuben stoßen einander an, wenn er vorüber geht und lachen darüber, daß er sich für einen großen Mann hält. Im ganzen Quartier heißt er der „Raté von Montmartre"!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Anscheinend hat die politische Lage während der letzten vier Wochen keine Veränderung erfahren, ja es könnte behauptet werden, dieselbe stelle sich noch friedlicher und befriedigender dar, als in den Tagen, die auf den Pariser Straßenlärm vom 29. September und auf die vielbesprochenen Vorgänge in Sofia folgten. Hat die Regierung der Herren Ferry und Waldeck-Rousseau nicht mühelos ihre Positionen behauptet und die ungeschickten Angriffe der radicalen Opposition auf die ostasiatische Politik Challemel-Lacour's spielend zurückgewiesen? Alle neueren Nachrichten aus Rußland und Bulgarien bestätigen, daß eine Verständigung zwischen den beiden Staaten über die Zukunft der bulgarischen Armee vor der Thüre stehe und daß die geräuschvolle Entfernung der dem Fürsten Alexander beigegebenen höheren Officiere ohne Folgen bleiben werde. Unmittelbar vor dem Bekanntwerden dieser Nachrichten hatten des Grafen Kalnoky Eröffnungen über Oesterreich-Ungarns auswärtige Verhältnisse die Runde um die Welt gemacht. Allenthalben wurden die Versicherungen über den Fortbestand „normaler" Beziehungen zwischen den Cabinetten von Wien und St. Petersburg mit sichtlichem Behagen aufgenommen und die Unzufriedenheits-Aeußerungen gewisser russischer Preßorgane über diese Mittheilungen keiner weiteren Beachtung gewürdigt. In diesen letzten Tagen hat es sogar den Anschein gewonnen, als ob auch bei den russischen Unversöhnlichen friedlichere Stimmungen die Oberhand gewinnen sollten. Die von einem Berliner Mitarbeiter der „Köln. Ztg." gemachte Andeutung darüber, daß der für Rußland ungünstige Ausgang des Berliner Congresses lediglich die Folge davon gewesen, daß man sich russischer Seits nicht zur Besetzung Constantinopels und der Meerengen entschlossen habe, ist von dem „Nowoje Wremjä" und dessen Gesinnungsgenossen so ausgelegt worden, als ob das Berliner Cabinet die damalige Zurückhaltung des russischen Obercommandirenden mißbilligt und mit seinen Sympathien auf der Seite der Petersburger Partei der kühnen That gestanden habe. Und außerdem hat der Erbe der österreichischen Krone in unserer Hauptstadt, Herr von Giers bald darauf in Friedrichsruhe verweilt.

Wären diese Zeichen die einzigen, die sich am politischen Himmel wahrnehmen ließen, es sähe in der That so aus, als lebten wir in der besten Welt und als würden allein die Entscheidungen über die Reform der preußischen Personalsteuern und über das Unfallversicherungsgesetz die Physiognomie des einbrechenden Winters bestimmen. Es stehen aber noch andere Zeichen am Himmel und die Betrachtung lehrt, daß dem nicht so oder doch nicht ganz so ist.

Zunächst ist den Versicherungen, die Herr Challemel-Lacour über die Lage in Ostasien und über den Stand der mit China gepflogenen Verhandlungen gegeben hat, der hinkende Bote auf dem Fuß gefolgt. Genau wie die anglo-chinesische Presse es voraussagte, hat die Pekinger Regierung Herrn Tricou's Berichte über die Einleitung

einer Verständigung Lügen gestraft, das abweisende Verfahren des Botschafters Tseng in allen Stücken gebilligt und militärische Anordnungen getroffen, die verschiedene Auslegungen der letzten Absichten China's kaum mehr zulassen. Der englische Handelsstand aber macht kein Hehl daraus, daß er das von Herrn Tseng befolgte Verfahren billige und daß vom Standpunkte der englischen Interessen gegen einen bewaffneten Protest China's wider den Vertrag von Hue nichts einzuwenden sein würde. Die friedliche Beilegung des Madagassischen Streitfalls hat an der britischen Auffassung des französisch-chinesischen Handels nicht das Geringste geändert; kommt es zu einem förmlichen Zusammenstoß, so wird England zum Mindesten nicht auf der französischen Seite stehen, sondern, so weit an ihm ist, den Chinesen freie Hand lassen und von einer etwaigen Bedrängniß seiner Rivalen in Hinterindien und am Gelben Meere größtmöglichen Vortheil zu ziehen versuchen. Herrn Gladstone's persönliche Stellung zur Sache dürfte dabei kaum in Betracht kommen; denn Einfluß und Ansehen der im Frühjahr 1880 an das Staatsruder gelangten Partei sind in so sichtlichem Rückgang begriffen, daß die officiellen Staatslenker der von der öffentlichen Meinung des Landes eingeschlagenen Richtung folgen müssen. — Der spanische Zwischenfall hat seit dem letzten Madrider Ministerwechsel nicht mehr von sich reden gemacht, das neue Cabinet vielmehr die Miene angenommen, denselben für geschlossen anzusehen. Vergessen ist die Episode vom 29. September darum noch nicht, und die am 8. d. Mts. angekündigte spanische Reise unseres Kronprinzen wird das Gedächtniß derselben nöthigenfalls erneuern. — Das gesammte Verhalten der Pariser Regierung in den auswärtigen Fragen zeugt von einer Leichtfertigkeit, der die wahre Bedeutung der südlich von den Pyrenäen und nördlich von der Straße von Malakka hervorgerufenen Mißstimmungen noch gar nicht aufgegangen zu sein scheint. Noch halten die Täuschungen vor, in welche Herr Ferry sich selbst und sein Publicum gewiegt hat; dauernd werden dieselben aber nicht am Leben erhalten werden können.

Was von den auswärtigen Beziehungen Frankreichs gilt, gilt auch von der inneren Lage; die Schwierigkeiten, die man überwunden zu haben glaubte, kommen noch. Mit dem Zukurzschuß des Budgetvoranschlags für das Jahr 1884 und mit dem Zwiespalt zwischen dem Finanzminister Tirard und der parlamentarischen Budget-Commission ist ein Rückgang der Ausfuhr und des Absatzes französischer Industrieerzeugnisse zusammengetroffen, der die Hoffnungen auf eine durch Erhöhung der Erträge aus den inneren Steuern bewirkte Balancirung der Staatsausgaben ausschließt und Gerüchte von der bevorstehenden Aufnahme einer neuen Anleihe in Umlauf gesetzt hat. Die Kräftigung, welche die Regierung durch ihren leichten parlamentarischen Sieg errungen zu haben schien, will nicht recht vorhalten und es bedarf nur eines erneuten Anstoßes, damit die Opposition einen abermaligen Angriff unternimmt. Von Rechts wird derselbe nicht kommen, denn die Einheit der monarchischen Parteien läßt ebensoviel zu wünschen übrig, wie die Entschlossenheit der Führer. Der „roi de tous", dessen Sieg die bekannte Flugschrift im Voraus angekündigt hatte, vermag mit dem fanatischen Theile des legitimistischen Heerbannes nicht in Ordnung zu kommen und die Werbungen des „Figaro" und der übrigen royalistischen Blätter scheitern immer wieder an der Zurückhaltung des Grafen de Mun und der durch den „Univers" vertretenen ultramontanen Coterie des Legitimismus. Durch den Tod des Cardinal Bonnechose hat diese Partei allerdings ihre anerkannte Oberhoheit verloren, den Speculationen der orleanistischen Werber ist der Mangel eines anerkannten clericalen Parteihauptes aber noch nicht zu Gute gekommen. — Desto rühriger ist man im radicalen Lager, wo die Agitation keinen Augenblick stille steht und wo man Herrn Ferry's Anspielungen auf die schließliche Unvermeidlichkeit der Verfassung trefflich auszubeuten gewußt hat. Als getreuen Verbündeten der Opposition von Links hat sich auch neuerdings der Pariser Gemeinderath bewährt, der an Waldeck-Rousseau's Vorschlage, die die Polizeiverwaltung betreffenden Positionen des städtischen Budgets in das Staatsbudget hinüberzunehmen, den Vorwand zu offenen Feindseligkeiten gegen die Regierung genommen hat. Auf Antrag eines Herrn Yves Guyaut hat die Budget-Commission des Gemeinde-

raths den Beschluß gefaßt, dieser Körperschaft die Streichung des größten Theils der für die Erhaltung der hauptstädtischen Polizeiverwaltung eingesetzten Posten zu empfehlen und durch die Zweckmäßigkeit des in der Kammer gestellten Antrages zu illustriren, nach welchem Paris alsbald in den Vollbesitz der ihm gebührenden Selbstverwaltungsbefugnisse gesetzt werden soll. Ganz besonders war es dabei auf die Wiedererrichtung einer Central-Mairie abgesehen, wie die französische Hauptstadt sie bis zum Jahre 1852 besessen hatte. Ueber die Unmöglichkeit, diesem Wunsche zu willfahren, Paris zu gewähren, was alle übrigen europäischen Hauptstädte besitzen, sind bekanntlich alle europäischen Staatsmänner der letzten Jahrzehnte einig gewesen. Herr Waldeck-Rousseau denkt über diesen Punkt genau so, wie Napoleon III., Thiers, Mac-Mahon und Gambetta gedacht haben. Seit den Zeiten der großen Revolution hat der Anspruch auf communale Selbständigkeit der Landeshauptstadt ja nur den Deckmantel für das revolutionäre Verlangen nach der Beherrschung Frankreichs durch den Pariser Radicalismus gebildet; Paris Selbstbestimmung und Municipalfreiheit bewilligen, hieße der Selbstbestimmung des Landes vorgreifen und die Freiheit des Staats der hauptstädtischen Commune ausliefern. Ist die „commune de Paris“ doch längst zu einem socialdemokratischen technischen Begriff geworden, der mit dem, was im germanischen Europa Gemeinde und Gemeindefreiheit heißt, nichts mehr zu thun hat! Rings von Feinden umgeben muß die Regierung mindestens Herrin des Platzes sein, auf welchem sie sich bewegt und der, infolge des thörichtsten aller unter dem republikanischen Regime gefaßten Beschlüsse, abermals der Sitz der gesetzgebenden Körperschaften geworden ist.

Daß den Arbeiten dieser Körperschaften während des Winters 1883/84 größere als die vorjährigen Erfolge gegönnt sein würden, wird auch in Paris nicht geglaubt. Die Sorge um das politische tägliche Brot nimmt den besten Theil der Zeit und der Kräfte so vollauf in Anspruch, daß die Füllung der gesetzgeberischen Vorrathskammer trotz der Unzahl auf die Tagesordnung gesetzter Aufgaben immer wieder in's Stocken geräth. Von der Energie des neuen Kriegsministers Campenon läßt sich allerdings erwarten, daß dem Rekrutirungs- und Ersatzgeschäft endlich zu einer zweckentsprechenden gesetzlichen Grundlage werde verholfen werden, im Uebrigen wird die Regierung zufrieden sein, wenn sie ihre Budgetvorlage durchbringt und wenn es zu einer halbwege befriedigenden Regelung des Finanzwesens kommt. Diese letztere ist schon durch die Erwägung geboten, daß stündlich auswärtige Ereignisse eintreten können, welche Mehraufwendungen für die Armee und die Flotte bedingen. — An den Vorgängen in der östlichen Hälfte des Welttheils hat Frankreich bis jetzt so gut wie gar keinen Antheil genommen, weil es am eigenen Heerde hinreichend zu thun hatte. Für uns haben dieselben stündlich an Wichtigkeit gewonnen. Gegenüber den Ueberraschungen, die sich an der unteren Donau vollziehen und die diese moderne Pandorabüchse noch in sich birgt, können selbst Vorgänge von dem Gewicht der spanischen Reise unseres Kronprinzen und der gegen dieselbe geplanten französischen Intriguen alsbald in die zweite Reihe zurücktreten. Die während der ersten Novembertage in Serbien ausgebrochenen Wirren würden auch in harmloseren Zeitläuften, als den unsrigen, die lebhafteste Aufmerksamkeit verdienen: heute, wo deutsche und österreichisch-ungarische Interessen ein beinahe untrennbares Ganze bilden und wo alle Welt den Punkt kennt, an welchem die Machtgebiete der Cabinette von Wien und Petersburg einander berühren, heute kann die serbische Revolte in den Mittelpunkt der internationalen Politik gerückt werden, ohne daß es dazu eines besonders großen Maßes von Anstrengung oder von üblem Willen bedürfte.

Die Vorgeschichte des serbischen Cabinetswechsels vom September d. J. und der Folgeereignisse ist an dieser Stelle wiederholt erörtert worden. Eine kurze Recapitulation derselben dürfte indessen nicht überflüssig sein. — Als König Milan sich endgültig für den Anschluß an Oesterreich-Ungarn entschieden und die Leitung der Geschäfte dem Ministerium Piroschanez übertragen hatte, trat der Metropolit Michael von Belgrad an die Spitze der nationalen, d. h. großserbischen und russenfreundlichen

Opposition. Herr Piroschanez antwortete mit der Entsetzung des widerspenstigen Prälaten und als der gesammte serbische Episcopat auf die Seite seines Primas trat, mit der Entlassung der renitenten Bischöfe und dem Entwurf einer neuen Synodalverfassung, welche den Einfluß der Weltgeistlichkeit auf Unkosten des höheren (mönchischen) Clerus erhöhte. Die Durchsetzung dieser neuen Ordnung und der auf Grund derselben vorgenommenen Erwählung eines neuen Metropoliten gelangen, — zur Anerkennung desselben ließen sich aber weder der ökumenische Patriarch von Constantinopel, noch die St. Petersburger Synode bestimmen, indem sie canonische Bedenken vorschützten. Um dem neugewählten Prälaten überhaupt zu einer Präconisirung zu verhelfen, mußte die Belgrader Regierung sich an den griechisch-orthodoxen Patriarchen von Carlowitz, das geistliche Oberhaupt der unter ungarisch-österreichischem Scepter lebenden rechtgläubigen Serben wenden. Diesen Verstoß gegen Herkommen und nationales Vorurtheil wußte man von russischer Seite meisterhaft auszubeuten. Während man den „Märtyrern" der serbischen Kirchenfreiheit ehrenvolle Asyle in Rußland anbot und den ehemaligen Metropoliten eine Rundreise durch die Länder griechisch-orthodoxen Bekenntnisses antreten ließ, wurde dem Nachfolger Michaels die herkömmliche Einschließung in das russische Kirchengebet verweigert, und dem Moskauer serbischen Kloster, welches den verpönten Namen des Metropoliten Theophilus in seine Fürbitte aufgenommen hatte, die Thüre versiegelt. Die Folge davon war, daß der um die Glaubenseinheit der morgenländischen Kirche besorgte Clerus Serbiens seinen neuen „uncanonischen" Primas mit feindlicher Zurückhaltung behandelte und daß es für die radicale Oppositionspartei des Landes verhältnißmäßig leicht hielt, die von ihren Popen beeinflußten ländlichen Massen auf ihre Seite zu ziehen. Noch größeren Eindruck machte es, daß die mit Beweisen russischen Vertrauens überhäufte montenegrinische Regierung aus ihren Sympathien für die Feinde der Belgrader Regierung kein Hehl machte und daß die eben damals in Cettinje gefeierte Hochzeit des Prätendenten Peter Karageorgewicz mit der Prinzessin Zorka unter Assistenz eines kaiserlich russischen Generaladjutanten und zahlreicher aus St. Petersburg angelangter vornehmer Gäste begangen wurde; davon, daß der Enkel des Schwarzen Georg (des auf Geheiß von Milan's Großvater ermordeten National- und Freiheitshelden der Jahre 1801 bis 1805) eventuell die Erbschaft des Hauses Obrenowitsch übernehmen könne, wurde in vorgeschrittenen Organen der panslawistischen Partei mit einer Offenheit geredet, die sich von allen Rücksichten des internationalen Anstandes emancipirt hatte. Wen konnte es nach solchen Antecedenzien Wunder nehmen, daß die serbischen Radicalen ihre Wahlagitationen mit außerordentlichem Erfolg betrieben und daß die Mehrheit der neugewählten Skuptschina mit einer Entschlossenheit auftrat, welche dem zum Nachfolger des Ministers Piroschanez gemachten Präsidenten Christicz gerathen erscheinen ließ, die unbotmäßige Versammlung noch vor Beginn der Verhandlungen über den Wiener Eisenbahnvertrag vom 9. Mai zu schließen? Von dem benachbarten Montenegro ermuthigt und des Einverständnisses der gemeinsamen Hintermänner versichert, haben die Belgrader Oppositionsführer kein Bedenken getragen, vom parlamentarischen zum bewaffneten Widerstande überzugehen und in Veranlassung einer Regierungsaufforderung zur Einlieferung im Privatbesitz befindlicher Kriegswaffen die Fahne des Aufruhrs zu entfalten. Der außerordentlichen Energie, mit welcher Herr Christicz gegen die Ungehorsamen vorgegangen, scheint eine rasche Bewältigung der Meuterei gelingen zu sollen — die Strenge der angewendeten Mittel (Suspension der Preß- und Versammlungsfreiheit, Verkündigung des Standrechts in den aufständischen Landestheilen und Verhaftung sämmtlicher Mitglieder des radicalen Centralcomités) lassen die Lage indessen höchst bedrohlich erscheinen. Um eine Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen ist auf die Dauer nicht herum zu kommen und wie diese bewerkstelligt werden soll, ist nicht abzusehen. Die parlamentarische Opposition befindet sich infolge der gefänglichen Einziehung ihrer Führer in einer Erregung, die ruhige Verhandlungen ausschließt, und eine etwaige Ausschreibung von Neuwahlen würde unter den einmal gegebenen Umständen zu Nichts führen, sondern neues Oel

in das entzündete Feuer gießen. Nichts aber könnte unwillkommener sein, als eine dauernde Offenhaltung der serbischen Wunde, welche von einer in Rußland weitverbreiteten Partei längst als eine der russischen Orientpolitik und ihrem Einfluß geschlagene Wunde angesehen wird.

Für den Zustand der Gereiztheit, in welchem das russische Nationalgefühl sich bereits seit geraumer Zeit befindet, liegen die Erklärungen auf der Hand. Auch ohne daß es zu gewaltsamen Erschütterungen gekommen wäre, ist die innere Lage der großen Monarchie des Ostens so unbehaglich wie immer möglich geblieben. Rasch wie sie gekommen war, ist die freudige Erregung über die Moskauer Kaiserkrönung wieder verflogen; ihr Gedächtniß wird nur noch dadurch erhalten, daß der zur Niederlegung seines Amtes bestimmte Moskauer Bürgermeister Tschitscherin keinen Nachfolger findet und daß man um eine Illusion ärmer geworden ist. Die Staatseinnahmen sind im Rückgang begriffen, der Cours der Valuta sinkt langsam, aber anscheinend unaufhaltsam, die nationale Propaganda in den westlichen Grenzländern macht außerordentliche Geschäfte und zu den an der Centralstelle hin- und hergeschobenen Reformprojecten hegt Niemand Vertrauen. Die Gerüchte über den bevorstehenden Rücktritt des Finanzministers Bunge und über die Aufnahme einer neuen auswärtigen Anleihe sind dementirt worden — an der Ueberzeugung, daß die erstere Maßregel längst eine nothwendige gewesen wäre und daß die letztere nicht zu umgehen sein wird, hat man indessen Nichts zu ändern vermocht. Die projectirte Umgestaltung des provinziellen Verwaltungsmechanismus trägt einen rein bureaukratischen Charakter und ist vorläufig auf dem Papier geblieben. Gegen den Gesetzentwurf aber, mit dessen Hilfe der Unterrichtsminister Deljanow den Universitäten den Rest ihres Selbstbestimmungsrechts nehmen, die Studirenden in die vor vierundzwanzig Jahren abgeschafften Uniformen zwängen und ihre Zahl beschränken will, regt sich ein Widerspruch, der selbst die zunächst in Betracht kommende Behörde, den ausschließlich aus hohen Beamten zusammengesetzten Reichsrath, fortreißen zu sollen scheint. Daß Graf Tolstoy seinen Collegen und Nachfolger unterstützt, ruft peinliche Erinnerungen an die Tage hervor, in denen dieser unbeliebte Staatsmann das Unterrichtswesen lenkte, und Tolstoy's Vorgänger, der Unterrichtsminister der liberalen Aera (1862 bis 1866), Golownin, steht an der Spitze der Oppositionspartei, deren Programm er in einem an den Kaiser gebrachten Memoire ausführlich entwickelt hat. Die Spitze dieser Ausführungen bildet der Nachweis, daß die Ausbreitung revolutionärer Ideen in den höheren Lehranstalten mit den während der letzten Jahre unternommenen Versuchen zur Wiederaufrichtung der Unterrichts- und Disciplinarordnungen alten Stils im engsten Zusammenhang stehe und daß allein von den europäischen analogen Universitäts- und Schuleinrichtungen eine Besserung des Geistes der russischen Jugend erwartet werden könne. — Herr Golownin hätte hinzufügen können, daß für die Gefährlichkeit dessen, was die Tolstoy und Deljanow conservative und nationale Unterrichtspolitik nennen, eben jetzt merkwürdige Belege geliefert worden sind. In dem zu Russificirungs- und Gräcisirungszwecken begründeten adligen Mädchenpensionat zu Warschau sind Spuren einer revolutionär-nihilistischen Propaganda entdeckt worden, an welcher Lehrerinnen und Schülerinnen gleich stark betheiligt waren; als man das Nest ausnehmen wollte, wurde das Gebäude der Anstalt von den Insassinnen in Brand gesteckt und dadurch allen weiteren Nachforschungen ein Ende bereitet. Nachdem ähnliche Früchte national-conservativer Propaganda bereits früher in Finnland und in Livland geerntet worden, dürfte der Glaube an die Ersprießlichkeit des Deljanow'schen Systems auch bei den eigenen Anhängern erschüttert worden sein — daß die Kunde von des Ministers neuen Entwürfen in den Kreisen der akademischen Lehrer und Schüler einen wahren Entrüstungssturm hervorgerufen und den unvermindert thätigen Geheimpressen der Revolutionspartei ein unvergleichliches Anklagematerial geliefert haben, versteht sich von selbst.

Dem Mißbehagen im Innern hat es nur Vorschub leisten können, daß die Bemühungen um weitere Ausbreitung von Rußlands südslawischem und orientalischem Einflusse von einem chronisch gewordenen Mißgeschick begleitet worden sind, und daß

eigenes Verschulden an demselben reichlichen Antheil gehabt hat. Bei Gelegenheit ist von einsichtigeren Russen selbst anerkannt und eingeräumt worden, die Herren Sobolew, Kaulbars und Zonin seien die wahren Todtengräber russischen Einflusses und russischer Popularität in Bulgarien gewesen. Der Entschluß, diesen Verlust mit allen überhaupt möglichen Mitteln, auch denjenigen der gewaltsamen Auflehnung gegen die internationalen Feststellungen von 1878 wieder einzubringen, scheint bei den „staatsmännischen" unter den Moskau-Petersburger Publicisten indessen ebenso unwiderruflich festzustehen, wie bei den rohen und gedankenlosen Chauvinisten des Nowoje Wremjä, der Russ. Pet. Zeitung und der Nowoßti. Der bekannte Artikel der Moskauer Zeitung, der die Errichtung einer großbulgarischen Republik auf den Trümmern der „werthlosen und armseligen" monarchischen Ordnung von Sofia empfiehlt, hat den Abgrund, der russische von europäischen Anschauungen trennt, seinem ganzen Umfange nach bloßgelegt und uns darüber belehrt, daß vollendete Gleichgültigkeit gegen das bestehende Recht, gegen die eigenen Antecedenzien und Traditionen in Rußland auch noch bei anderen Leuten, als den revolutionären Nihilisten zu finden sind. Niemals früher ist mit gleich vollendeter Offenherzigkeit eingestanden worden, daß die Ausbreitung der russischen Machtsphäre über die Balkanhalbinsel das einzige von den nationalen Politikern an der Newa und Moskwa verfolgte Ziel bildet, und daß diesem Ziele alle sonst geltenden Rücksichten bedingungslos unterzuordnen sind. Die Resultate, bei denen man schließlich angelangt ist, sind für die gesammte Vorgeschichte charakteristisch. Die parlamentaristischen, absolutistischen und constitutionellen Experimente, mit deren Hilfe die russische Staatskunst Bulgarien für ihre Interessen auszubeuten versuchte, sind der Reihe nach gescheitert. Alle an dieselben geknüpften Versicherungen von Rußlands Antheil an einer lebensfähigen, auf conservativen Grundlagen beruhenden Entwickelung Bulgariens werden nunmehr als werthlose Phrasen über Bord geworfen, und weil der russische Staatsvortheil es so zu erheischen scheint, soll zur Republik gegriffen, mit den Mitteln der Revolution für den Panslawismus Propaganda gemacht, die 1878 gezogene Grenze zwischen Bulgarien und Ostrumelien verwischt und ein neuer Beleg für die Wahrheit des Herzen'schen Worts geliefert werden, nach welchem der russische Absolutismus der Todfeind aller festen Ordnungen ist. Sich hinter den „hölzernen Mauern" niederzulassen, die die nordischen Befreier ihm anweisen wollen, zeigt das bulgarische Volk indessen keine Neigung. Die Brutalität, mit welcher der russische Gesandte in Sofia aufgetreten ist, hat bis jetzt nur die Wirkung gehabt, den Thron des Fürsten Alexander zu befestigen, ein bisher noch nicht dagewesenes Einvernehmen zwischen Regierung und Volksvertretung herzustellen und die bulgarischen Antipathien gegen das officielle Rußland bis über die Landesgrenze hinaus nach Ost-Rumelien zu verbreiten. Während die in Sofia erscheinende officiöse „Bulgarie" Herrn Zonin mit Nennung des Namens als Urheber der Zettelungen bezeichnet, welche den Fürsten zur Entfernung seiner russischen Adjutanten, zu Zwangsmaßregeln gegen den interimistischen Kriegsminister Rüdinger und zur Zurückberufung der in der russischen Armee dienenden bulgarischen Officiere nöthigte, enthüllt ein in Philippopel erscheinendes Blatt die Fäden des Complotts, welches von russischer Seite gegen den Fürsten und gegen die „Ehre" der bulgarischen Nation geschmiedet worden waren, und die angeblich auf die Einsetzung einer neuen Dynastie abzielten. Zur bulgarischen Nation gehören auch die Bewohner Ost-Rumeliens, und mit der Verstimmung derselben gegen Rußland muß es ziemlich weit gekommen sein, wenn man selbst in der Hauptstadt des dem Fürsten Alexander von jeher feindlich gewesenen Alekko-Pascha für geboten hält, für die Regierung des Rivalen in Sofia und gegen den mächtigen nordischen Beschützer das Wort zu ergreifen. — Solchen Stimmungen gegenüber dürfte Katkow's neues bulgarisches Programm wenig Aussicht auf Annahme und Zustimmung haben. Der einzige praktische Erfolg, auf welchen die Ankündigung dieses revolutionären Planes rechnen darf, wird in einem gesteigerten Mißtrauen des übrigen Europa gegen die russische Orientpolitik und in der Befestigung des Entschlusses bestehen, den slawistischen Intriguen in Serbien ein rasches und vollständiges Ende zu bereiten. Für

Rußland würde die Lahmlegung des großserbischen Radicalismus und Zerreißung der von Cettinje nach Belgrad reichenden Fäden aber allerdings eine neue Niederlage bedeuten. Oesterreich hat im Gegentheil keine andere Wahl, als die Sache König Milan's erforderlichen Falls zu der seinigen zu machen, denn mit dieser Sache steht und fällt die Sicherheit seines bosnischen Besitzes, ja die Erhaltung der gesammten durch den Berliner Congreß aufgerichteten Ordnung. Gelingt es dem Ministerium Christicz, die ausgebrochene Feuersbrunst zu löschen, bevor dieselbe größere Verhältnisse angenommen hat, so wird man wohl auch in Petersburg und Moskau aus der Noth eine Tugend machen, und in Serbien wie in Bulgarien die Gewalt der vollendeten Thatsachen anerkennen. An der russischen Bereitschaft dazu, entgegengesetzten Falls auch die serbische Monarchie für „werthlos und armselig" zu erklären und aus den südlichen Bezirken des Königreichs ein neues Stück Herzegowina zu machen und zunächst den Herren der Schwarzen Berge zu Gunsten der Patrioten von Zaitschow und Banja ins Feld rücken zu lassen, fehlt es sicher nicht, und Vorwände dazu ließen sich unschwer beschaffen.

Für dergleichen Befürchtungen liegt glücklicher Weise bis jetzt kein Grund vor. Das Jahr 1883, das so viele gefährliche Klippen zu umschiffen gewußt hat, wird wohl auch diese zu bestehen und die südslawischen Gewässer noch einmal zu glätten vermögen. Daß die Gegensätze in steter Verschärfung begriffen sind, und daß der Umfang der mit heutigen Friedensstörungen verbundenen Gefahren und die Gewalt financieller und wirthschaftlicher Rücksichten an der Erhaltung des Friedens stärkeren Antheil haben, als Einsicht und guter Wille der von dem mitteleuropäischen Friedensbündniß ferne gebliebenen Völker, stellt indessen sich mit zunehmender Deutlichkeit heraus. Die Ausnahme, welche England in dieser Rücksicht macht, die Beschränkung der scandinavischen Staaten auf innere Angelegenheiten sind in der Natur der gegebenen Verhältnisse begründet. Seit seinen in Aegypten errungenen Erfolgen hat Mr. Gladstone zu Einmischungen in die continentalen Angelegenheiten keine Zeit und keine Gelegenheit gehabt. Sein Verhältniß zu Frankreich stand unter dem ausschließlichen Einfluß der afrikanischen und asiatischen Colonialfragen, welche die französische Begehrlichkeit aufgeworfen hat, — zu neuen Anknüpfungen mit Rußland aber fehlten die gehörige Gelegenheit und das gehörige russische Entgegenkommen. Dazu kam, daß die Sorge um Irland von Monat zu Monat breiteren Raum einnahm, und daß alle Versuche, der Revolutionspartei Boden abzugewinnen, fehlschlugen. Die vollständige Rathlosigkeit, bei welcher man in Sachen der grünen Insel angelangt ist, wird von dem größten Theil der englischen Presse offen eingestanden. Wenn die Tories sich die Miene geben, durch Rückkehr zu dem alten Repressionssystem und durch Parteinahme für die Auffassungen der irobritischen Orangemänner Rath schaffen zu können, so bedeutet das nichts weiter, als einen der bekannten Schachzüge in die Opposition gedrängter und darum mit keiner Verantwortung belasteter parlamentarischer Parteien. Breitet der Abfall von der Whigregierung sich weiter aus und kehren Graf Salisbury und Sir Stafford Northcote einmal wieder auf die im April 1880 geräumten Regierungsbänke zurück, so wird die Zuversichtlichkeit, mit welcher der ehemalige Staatssecretär des Innern während seiner irländischen Rundreise auftrat, bald geschwunden und ein neuer Beleg dafür geliefert sein, daß politische Erbschaften sich nicht mit der Rechtswohlthat des Inventars antreten lassen. Maßregeln von dem Gewicht der irländischen Agrarreform können weder zurückgenommen, noch in ihren Consequenzen aufgehalten werden. Bestimmt ausgeprägte, geschweige denn principielle Gegensätze bestehen bezüglich innerer Fragen unter den beiden großen britischen Parteien zudem überhaupt nicht mehr und am wenigsten in Irland, wo Whigs und Tories an der Beseitigung des alten Systems der kirchlichen und politischen Unterdrückung gleich bedeutenden Antheil gehabt haben. Was von den alten Parteiverschiedenheiten übrig geblieben ist, kommt mit Deutlichkeit nur noch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zum Ausdruck. Traditionell vertreten die Tories den britischen Anspruch auf Theilnahme an den festländischen Angelegenheiten und auf eine dominirende Stellung im europäischen Orient, während die

Whigs den Standpunkt der Nichtintervention einnehmen, Mr. Gladstone's nähere Freunde aber ihres Meisters phantastische Thorheiten mitmachen und den Wahnvorstellungen von einer britisch-slawischen kirchlichen und politischen Alliance wenigstens zum Schein nachgehen. Ob die torystischen Ueberlieferungen sich erhalten werden, ist nach dem Tode Lord Beaconsfield's durchaus zweifelhaft geworden. Als Leiter des Londoner auswärtigen Amtes hat Graf Salisbury Entschlossenheit, Thatkraft und Einsicht nur soweit bethätigt, als sein berühmter College ihm zu Hilfe kam, — des gegenwärtigen Toryführers selbständige Leistungen (z. B. diejenigen auf der Conferenz vom Winter 1876/1877) verriethen eine tastende Unsicherheit, die zu Erwartungen auf eine Wiederaufnahme der Politik der Jahre 1878 bis 1880 nicht eben ermuthigt. Zu Spielereien mit der südslawischen Föderation und der Politik des hands off würden die Tories allerdings niemals herabsinken, — von diesen haben aber auch die Whigs Abschied genommen. Nachdem Mr. Gladstone bei Gelegenheit des Citybanketts bekannt hat, daß die Bestimmungen des Berliner Vertrages auch für ihn ein wichtiges Stück des europäischen Staatsrechts bedeute, dürften die auf die festländischen Angelegenheiten bezüglichen Anschauungen beider Parteien nicht mehr allzuweit von einander entfernt sein, — mindestens so lange nicht, als es sich um Worte und nicht um Thaten handelt. Auf britische Thaten zu rechnen hält seit dem Tode Lord Beaconsfield's für europäische Staatsmänner, welche es mit der Gesammtlage des Welttheils zu thun haben, außerordentlich schwer. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, wird auf dieselben auch da nicht gerechnet, wo man auf alle Fälle eingerichtet und mit all' den Alliancen versehen ist, die für die Erhaltung des Friedens überhaupt in Bewegung gesetzt werden konnten.

Literarische Rundschau.

Gottfried Keller's Gedichte.

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

Den Freunden deutscher Poesie wird zum Feste die schönste Gabe zu Theil. Ein lang gehegter Wunsch erfüllt sich, indem Keller's Gedichte, an Einem Ort vereinigt, vor uns treten. Was der Autor in zwei älteren Sammlungen (von 1846 und 1851) zuerst veröffentlicht hatte, was in zahlreichen Zeitungen, Zeitschriften, Taschenbüchern, zerstreut gewesen, wird nun, zumeist in geläuterter Form, Jedem zugänglich; und den Reichthum des Dichters auch auf diesem Gebiete erkennen wir jetzt erst voll. Vierzig Jahre eines Poetenlebens ziehen an uns vorüber, eine Fülle von Stimmungen, die der Zeiten Wechsel wiederspiegeln und den Wechsel des Ichs; von Dingen, die gewesen, zu den gegenwärtigen und zu denen, die ewig sind, werden wir geführt und ein Dasein voll reiner Menschlichkeit ersteht vor uns.

Aus drei Quellen fließt der Lyrik Keller's ihre besondere Färbung zu. Es ist die Lyrik eines Epikers, eines Humoristen und eines Schweizers.

Das Erste in der Lyrik ist die Empfindung. Das Erste in der Epik ist die Phantasie. Bei Keller ist jederzeit die Phantasie die treibende Kraft; und es ist kein Zufall, daß dem Dichter selbst das Wort „Phantasie" so oft in die Gedanken und in die Feder kommt, daß er jene bald dem Garten vergleicht, in dem er mit sanftem Schritt sich ergeht, bald sie seinen Oberstfeldzeugmeister nennt, dessen tapfere Geister ihn noch nie verließen. Die Lebendigkeit seiner Phantasie ist es, die ihn zu dieser Fülle der eigenartigsten Erfindungen leitet, und ihn doch nie, auch in den gewagtesten Wendungen, die Anschaulichkeit verlieren läßt; die ihm schlagende Vergleiche eingibt und eine großartige Bildlichkeit ihn in kühnen Allegorien entfalten macht. Das winzigste Erlebniß gestaltet sie ihm zum Stimmungsbild und läßt ein alltägliches Begegnen, das Gedränge eines Leichenzuges, das Lärmen um einen gefallenen Baum, unter der Hand des Dichters Form und eine Seele gewinnen.

Wie die Nacht sich mit himmelweiten Schwingen auf der See wiegt, wie die Freiheit mit wallend aufgelöstem Haar und einer Purpurschleppe über Gräber wandelt, wie die Sorge, des Menschen traute Muhmenfrau, in spinnegrauer Kapp' und Schleiern still einherschleicht, ein zieres Weiblein, weiß und fein, schildert der Poet, überall Leben, Action und eine novellistische Abrundung erstrebend; und von den Bildern im großen Stile finden wir uns zu grotesken, kecken und grellen geführt, von dem wunderſamen zum wunderlichen: die Phantasie erzeugt Phantastik. Die letzten Stunden einer Mücke werden uns dargestellt — und die eines lebendig Begrabenen; und vom Weihnachtsmarkt am Berliner Schloßplatz müssen wir zu der alten Wendel fort, die sich an eines Weihnachtsbaumes unterstem Ast erhenkte:

Hell schien der Mond ihr ins Gesicht,
Das festlich still verkläret;
Weil auf der Welt sie nichts besaß
Hatt' sie sich selbst bescheeret.

Und hier ist der Punkt, wo der Humorist Keller dem Lyriker sich zugesellt. Er leitet das Phantastisch-Greuliche in das Ergötzliche über, er ist ganz unerschöpflich in immer neuen, überraschenden Einfällen und Bildern und Schnurren. Den Humor des Landsknechtsthums, mittelalterlicher Raufluft läßt er auferstehen, und mit der gleichen, unbefangen heitern Laune umfängt er das Irdische und das Himmlische, den Narren, den Vagabunden und den Schuhflicker Sanct Petrus: der Dichter der „Gerechten Kammmacher" und jener der „Sieben Legenden" steht vor uns. Er findet den Ton für das bloß Lustige, für den harmlosen Spaß und für den Tiefsinn des Humors, der mit den letzten Dingen frei spielt; mit einem nassen, einem heitern Auge schaut er, als ein echter Humorist, in die Welt, er geht dem Ernst niemals aus dem Wege, aber er findet, wie oft! eine befreiende Wendung, einen hoffenden Ausblick, eine Beziehung von natürlicher Symbolik. Die vier Genien, die aus dem Hause seines sterbenden Poeten ausziehen:

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freunde Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, still und kalt, —

sie sieht auch er vor sich, aufrechten Blickes und mit gefülltem Becher; ihm ist es in die Seele geprägt, daß die Freude eine Traumgestalt der Phantasie ist, aber doch glaubt er an sie, an ihren endlichen Sieg, und mit schönem Optimismus kündet er:

Laß pfeifen sie und nagen nur
Die Ratten, im dunklen Erdenhaus,
Es tagt dereinst der Wandertag,
Dann schweigen sie und sterben aus.

Wie schön, wie schön ist dieses kurze Leben! ruft er jubelnd aus; und schon sieht er aus Wolkensäumen ihn roth hervorleuchten: den Tag, der ob der tiefsten Nacht triumphiren wird.

Wie hier die Lyrik des Dichters plötzlich eine Wendung zum Politischen hin nimmt, so geschieht es noch in vielen anderen Fällen. An die Naturlieder knüpft er überraschend, oft wie eine angehängte Moral, Betrachtungen über die Zeit und den Staat, und neben den Poeten tritt der leidenschaftliche Patriot. Ja, der Patriot in Keller hat den Poeten geweckt: mit politischen Gedichten ist er zuerst in die Oeffentlichkeit getreten. Nicht nur die politische Lyrik jener vierziger Jahre, in die seine Jugend fiel, die Kampflyrik der Herwegh, Freiligrath, Dingelstedt, hat diese Richtung Keller's bestimmt, sondern mehr noch: sein Schweizerthum.

Fest steht der Dichter auf dem Boden seiner Heimath, hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft. In der Besonderheit dieses Landes ist die Besonderheit seiner Kunst erwachsen. Die kleineren Verhältnisse, die Möglichkeit einer unmittelbaren Theilnahme an den Dingen bewahrten ihn vor der Gefahr jener Deutschen, gegenstandlos ins Allgemeine zu schweifen; und wohl hat er ein Recht, seines Schweizerthums sich zu freuen:

Das Land ist eben recht,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
Um d'rin ein freier Mann zu sein.

Ein starkes Gefühl für das Gemeinwesen, ein fester Sinn für Freiheit und Recht entwickelt sich auf diesem Boden, und Niemand hat diesem Empfinden reineren Ausdruck gegeben, als Keller. Leidenschaftlich und heftig äußert es sich in jungen Tagen:

die Sonderbund-Kämpfe der vierziger Jahre, die drohende Herrschaft der Jesuiten lassen den Dichter starke Worte finden, und den Gegner „Schuft" und „Schurke" zu heißen kostet den jugendlichen Heißsporn wenig. Wie bitter klingt es, wenn er den „Apostaten" reden läßt:

Nieder mit dem Jungfernkranz!
Ausgelöscht der Ehre Glanz!
Ausgepfiffen jede Wahrheit,
Angeschwärzt der Sonne Klarheit
In den Staub mit dem Popanz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Aber die Leidenschaft klärt sich und wird milde Sicherheit, freudiges Zutrauen in den Sieg des Guten. Die zahlreichen Feste, die sein frohes Volk feiert, und denen er mit herzlichem Antheil zuschaut, aus der Nähe und Ferne, geben ihm Gelegenheit, die kräftige Gesundheit und Weisheit seiner ethischen Anschauungen immer von Neuem zu bezeugen. Cadettenfest und Sängerfest und Schützenfest verherrlicht er in seinen Versen mit congenialem Behagen: es sind Gelegenheitsgedichte, im besten, im Goetheschen Sinne, und die Macht eines großen Dichters trägt uns schnell aus dem prosaischen Gebiet hinweg in das Land der Poesie. Wenn man als Ueberschrift eines Gedichtes liest „Schlußgesang am Volkstage in Solothurn für Annahme der abgeänderten Bundesverfassung 1873", so wird man sich fragen, ob unter solchem Titel ein Lied sich bergen könne; aber man höre eine Strophe, so voll Schwung und rhythmischer Bewegtheit:

Schließt auf den Ring, d'rin wir im Frieden tagten,
Aus treuer Brust entbietend unsern Rath!
Die Zweifel fliehen, die lang am Herzen nagten,
Und mit uns schreitet froh der Geist der That . . . .
Was schlecht ist, soll zerrinnen,
Die Lüge nicht gewinnen!
Ein furchtlos Herz und off'ne Bruderhand
Gewinnt den Sieg im alten Heimathland!

Das Lied heißt „Schlußgesang" und etwas Sangbares lebt in diesen Versen; ein eigenthümlicher Schwung, Klang und Melodie lebt in vielen der Gedichte. Nicht als ob Keller die Form mit spielender Leichtigkeit beherrschte: vielmehr fühlt man zuweilen, daß ein Hemmniß zu überwinden ist, ehe der innere Drang sich voll ausströmen kann. Aber diese Spröde und Schwere (wo sie überall vorhanden ist) scheint nur aus der Kraft zu stammen, mit welcher die Ueberzeugungen und Empfindungen des Dichters gehegt werden.

Empfindungen und Ueberzeugungen — denn diese beiden verketten sich zumeist in ihm. Die Ueberzeugung, die politische, philosophische, sittliche, wird zur Empfindung, sie spricht sich nicht kahl theoretisch, sondern dichterisch aus: denn Keller ist ein Poet; und umgekehrt die Empfindung erhebt sich zur Ueberzeugung und umfaßt mit tiefsinniger Ethik das Große und das Kleine: denn Keller ist ein Schweizer. In den Ghaselen und den Weinliedern so gut wie in den Gedichten von den letzten Dingen offenbart sich der Dichter und der Denker zumal. Wie schön spricht er das Gefühl des Pantheisten aus, in dem Gedicht „Unter Sternen":

Heilig ist die Sternenzeit,
Oeffnet alle Grüfte;
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.
Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,

Hier fühl' ich Zusammenhang
Mit dem All und Einen!
Hohe Lust, im dunkeln Thal
Selber ungesehen,
Durch den majestät'schen Saal
Athmend mitzugehen!

Alle die Eigenschaften, welche die Gedichte kennzeichnen, die Kühnheit der Phantasie, die Macht der Anschauung und des dichterischen Ausdrucks, das tiefsittliche Empfinden treffen wir auch in dem größeren Werke wieder, welches Keller der Sammlung eingefügt hat: „Der Apotheker von Chamouniz". In diesem Buch „Romanzen", das hier zum ersten Male veröffentlicht wird, hat der Dichter sich mit dem bedeutendsten Lyriker seiner Zeit, mit Heine, auseinandergesetzt. Dem Einfluß Heine's konnte auch Keller nicht entgehen, und die Größe des Mannes erkennt er so herzlich und rein, wie wenige, aber die „Geisteswillkür" der Heine'schen Epen reizte ihn zum Widerspruch, zu einem Acte der Selbstbefreiung, und als nun der „Romanzero" erschien, mit seinem glänzenden, übermüthigen Nachwort, da wurde der Dichter zu der großartigen literarischen Satire geführt, die in diesem „Apotheker von Chamouniz" vor uns liegt.

Sie zerfällt in zwei, nur lose verknüpfte Theile. Der erste, kürzere schildert in echt Heine'schem Tone, in den vierfüßigen Trochäen des „Atta Troll" die tragikomische Geschichte eines Apothekers, der durch Liebe, Eifersucht und Schießbaumwolle ums Leben kam: eine Schnurre im Stil der „Fliegenden Blätter", aber erzählt von einem Poeten und einem Humoristen. Ungleich bedeutender ist der zweite Theil, der Heine in Person einführt und ihn schildert: zuerst wie er sich zu Gott bekehrt, dann wie er im Traume in den Himmel kommt, endlich wie er wirklich stirbt und sein Schatten in den Schweizer Eisbergen für die Seligkeit temperirt wird. Das Nachwort des „Romanzero" hatte Keller das Recht gegeben, alle diese Dinge zu erörtern, und den Tod des Dichters darzustellen, da er noch lebte: Heine selbst hatte seine Rückkehr zu dem persönlichen Gotte feierlich bekannt, hatte sich, wieder und wieder, als ein Sterbenskranker eingeführt (der er freilich war) und mit dem Gedanken an Gott frei gespielt, als wäre es Herr Maßmann. Man fragt sich unwillkürlich, wie Keller's Satire gewirkt hätte, wenn sie damals, am Anfang der fünfziger Jahre, erschienen wäre; und die Antwort scheint nicht zweifelhaft sein zu können: sie hätte ihn mit einem Schlage zu einem ersten Platz in der deutschen Literatur verhelfen müssen, und es würde nicht ein Vierteljahrhundert gebraucht haben, ehe die Nation erkannt hätte, was sie in Gottfried Keller besitzt.

Mit einer Kühnheit und einer plastischen Gewalt, die die Erinnerung an Dante heraufruft, gestaltet Keller diesen Himmel und dieses Purgatorium im Montblanc, und zugleich mit einem Humor, der das besondere Eigenthum des Modernen ist. Die Erfindung ist einfach, und es sagt wenig, wenn ich berichte, daß der Dichter Heine mit Goethe und mit Schiller, mit Lessing, Platen und Börne zusammenführt; auf das Wie kommt es an, auf diese zugleich so überlegene und so menschlich warme, so übermüthige und so gerechte Darstellung, mit ihrer Fülle von Weisheit, und Anschauung, und Phantasie. Das wahrste Wesen unserer Großen spricht Keller in wenigen Versen aus, wenn er etwa Lessing schildert, wie er die beiden Streitenden, Heine und Börne, zu dem grauslichen Tintenmeere führt, über dem eine Schimmeldecke sich wie ein Feld im fahlem Lichte dehnt:

Einen langen Schifferhaken
Nun ergriff der tapf're Lessing,
Riß damit ein tüchtig Loch
In den weißlichgrauen Schimmel,
Daß die gallig bitt're Fluth
Schwarz aufquellend überfloß

Und auch stracks ein paar Skandäler
Pfauchend aus der Tiefe stiegen. . . .
Wieder grollt der tapf're Lessing:
„Nehmet wahr die Willkürbestien,
Wie sie bittre Tinte saufen,
Alle die nicht rechtthun mochten!
Dankt dem Schöpfer, ihr zwei Lümmel,
Daß er euch Talent verliehen!
Sicher würdet sonst ihr patschen
Unter diesem Dunkelvolke! . . ."
Je zuweilen schlug der gute
Lessing seinen Eisenhaken,
Wie im Traum vergang'ner Tage
Einem Seehund auf die Schnauze,
Oder stört ein breites Haimaul
Aus der Tiefe, dem die schwarzen
Schnüre aus den Ecken flossen,
Als es grimmig klaffend auffuhr.
Immer liegt ein solcher Kraken
Grämlich lauernd auf dem Grunde,
Aber kommt ein neuer Tintrich,
Wird er fürchterlich rumoren . . . .

Wir haben nur andeuten können in wenigen Linien, was die Sammlung der Keller'schen Gedichte enthält; wer traute sich, diesen Reichthum ausschöpfen zu wollen! Wie die Blätter dieses Buches in ihrer soliden Vornehmheit auf die Dauer berechnet scheinen, so ist auch ihr Inhalt ein bleibender, dauernder; keine Novität, die das Jahr bringt und verschlingt, sind die Gedichte, sondern das herrliche Erträgniß eines Menschenlebens, ein Schatz, der, einmal uns geschenkt, auch unser Leben fort und fort bereichert und schmückt.

Otto Brahm.

Weihnachtliche Rundschau.

Von den Werken, welche in diesem Jahre erschienen sind, dürfte wohl den größten Erfolg haben:

Heinrich Heine's Buch der Lieder. (Mit Ausschluß des „Nordsee-Cyklus".) Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze.

Es hat manches Kopfschütteln hervorgerufen, als man erfuhr, daß Paul Thumann das „Buch der Lieder" illustrire. Wie man nun aber immer über die heute herrschende Sucht, alles mit Bildern zu commentiren, denken mag, sicher ist, daß Niemand ohne Interesse die Zeichnungen Thumanns sehen wird. Man kennt des Künstlers Individualität und wird deshalb begreifen, daß ihm das Gespenstige, Wildlüsterne und Frivole ferne liegt. Er selbst weiß es und hat darum selten nur versucht, Stimmungen solcher Art zu reproduciren; so S. 13 (Die Sphinx), dann S. 25 (Ich kam von meiner Herrin Haus), S. 94 (Der bleiche herbstliche Halbmond). In diesen Fällen fühlt er sich nicht Eins mit dem Stoff und das empfindet man sofort. Ganz anders, wo diese Einheit besteht oder er, nur angeregt von einem Wort, einer Stimmung, ganz frei schaffen kann. Das erstere ist der Fall bei den Vollbildern zu dem zweiten Gedicht der „Traumbilder", zu den „Grenadieren" (S. 38), zu „Mein Kind, wir waren Kinder" — eines der reizendsten Blätter — und bei der Darstellung der badenden Elfe (S. 108) mit den keuschen Linien des jugendlichen Körpers. Am meisten Geist zeigt sich jedoch in vielen der kleinen Textbilder, wo Thumann in außergewöhnlich sinniger Weise an den Dichter anknüpft; so S. 62 „Im wunderschönen Monat Mai"; so in der Zeichnung zu „Mich hat das unglückselige Weib vergiftet" u. s. w., wo er Amor, seinen Pfeil in eine Tollkirsche bohrend, darstellt; so in der Einfassung zu „Du bist wie eine Blume" u. s. w. Hier zeigt sich der Künstler von einer neuen Seite und mir scheint fast, als sei diese die bedeutendere seiner Begabung. Jedenfalls machen wir die Leser der „Rundschau" auf das Werk nachdrücklich aufmerksam. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung musterhaft und von feinstem Geschmack; der so schnell berühmt gewordene Verleger ist bestrebt, seinen Ruf zu wahren.

Ebenfalls bei Titze ist ein anderes, kleineres Werk erschienen, welches in einem sehr hübsch ausgestatteten Carton die ebenfalls von Thumann gezeichneten Vollbilder aus „Amor und Psyche" enthält — und zwar in Cabinetformat. Die Lichtdrucke sind von Bruckmann in München. Diese kleine Ausgabe wird viel Anerkennung und allgemeine Verbreitung finden.

Von neuen illustrirten poetischen Werken ist außerdem noch eins zu nennen:

Wanderlieder aus den Alpen von Rudolf Baumbach. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher und einem Holzschnitte nach dem Gemälde von Ernst Heyn. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Die Werke aus diesem Verlage zeichnen sich alle durch feine und geschmackvolle Ausstattung aus; auch das genannte macht einen vornehmen Eindruck. Den Inhalt bilden einunddreißig Gedichte in Baumbach's bekannter Art, zum Theil Trink- und Liebeslieder, welche mit einer schalkhaften Wendung schließen. Zu jedem der Lieder hat Stauffacher eine Blume oder einen Zweig von Blüthen — zumeist der Alpenflora angehörig — gezeichnet; hie und da sind noch Vögel, Schmetterlinge — ja selbst Schnecken angebracht. Gerne gestehen wir zu, daß die Behandlung eine außerordentlich feine und sorgsame ist; man sieht, daß der Künstler seine Vorbilder mit sehr großer Liebe studirt hat; aber für die Schnecken, welche ohne Terrain auf das weiße Papier hingezeichnet sind, können wir uns, trotz aller Anerkennung für den feinen Naturſinn, nicht begeistern. Der Einband ist einfach, aber geschmackvoll.

Das dritte Werk dieser Gattung sind:

Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quijote von der Mancha. Neu bearbeitet von Ernst von Wolzogen. Mit Illustr. v. Gustav Doré. 4. Aufl. Berlin, Schmidt u. Sternaux.

Diese Zeichnungen Doré's gehören bekanntlich zu den besten des Künstlers; hier hat er Phantastik und Realismus vereinigt, den Spuren des Dichters folgend. Die Bearbeitung des Romans ist pietätvoll; die Ausstattung lobenswerth. Bis Weihnachten 1884 wird die auf vierzig Lieferungen berechnete Ausgabe vollendet sein.

Von Prachtwerken, welche das Gebiet der Kunst behandeln, ist zuerst zu nennen:

Geschichte der Kunst im Alterthum. (Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom.) Von Georges Perrot und Charles Chipiez. 1. Bd. Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Das hochbedeutende Werk, dessen erster Band in 20 Lieferungen vollendet sein wird, liegt bis zum 19. Heft vor. Ohne Bedenken darf gesagt werden, daß wir es hier mit einer grundlegenden Arbeit zu thun haben, welche nicht nur den vorhandenen Stoff zusammenfaßt, sondern ihn unter neuen Gesichtspunkten ordnet. Der moderne Geist der inductiven Methode hat auch hier die Art des Aufbaues bestimmt, nicht das Sein, das Werden wird dargestellt. Perrot wirft eine Menge von Vorurtheilen um, welche sich in Bezug auf die ägyptische Kunst tief eingewurzelt hatten, und weist uns in der scheinbaren Starrheit die organische Entwickelung nach. Mit überzeugender Klarheit zeigt der Verfasser, wie die Anschauung vom Tode maßgebend nicht nur für die Architektur von der ältesten Zeit her gewesen sei, sondern auch wie die Veränderung der Anschauungen vom zukünftigen Leben in der Thebäischen Zeit die Wandlungen der Grabanlage bewirkt habe (276 ff.), und legt den innigen Zusammenhang von Grab und Tempel dar. Am meisten fesselt das 7. Capitel, welches die „Construction, Ordnungen und Secundärformen" behandelt. Die Ausführungen über Baumaterial, Holzbau und seine Einflüsse auf den Steinbau, über Gewölbe, Grundformen der Stützen u. s. w. bieten eine Fülle wichtiger Beobachtungen. Manchmal glaubt man auf den ersten Blick mancher Reconstruction, welche sich nur auf die Reliefdarstellungen stützt, mißtrauen zu müssen, aber fast immer wird man durch die Schärfe und innere Wahrheit der Ausführung widerlegt. Ueberall enthüllt sich dem Leser die Beziehung auf die weitere Entwickelung der Kunst bei anderen Völkern (Bemerkungen über den Tempel von Elephantine 373 ff. und öfters). Der Theil, welcher sich mit den Satzungen der ägyptischen Sculptur beschäftigt, ist besonders deswegen von hervorragender Wichtigkeit, weil er auf verschiedene, bis jetzt kaum beachtete Einflüsse hinweist. Selbstverständlich finden auch Malerei und Kunstgewerbe ihre Würdigung. In Kreisen der Kunstforscher ist das Werk seit seinem Erscheinen als ein vorzügliches anerkannt; es ist aber zu wünschen, daß auch die Theilnahme gebildeter Kunstfreunde sich ihm zuwende. Die Bilder sind ebenso zahlreich als vorzüglich; die Ausstattung schön und gediegen.

Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von Fischer, Forberg, Halm, Kraustopf, Kühn, Raab, von Siegl, Unger, Wörnle u. A. und zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Als wir im vorigen Jahr die erste Lieferung dieses Werkes anzeigten, bemerkten wir, es verspreche eins der vornehmsten Unternehmen des deutschen Verlags zu werden. Unsere Erwartungen sind voll erfüllt worden, die bedeutendsten Kritiker des In- und Auslandes haben „die Kunstschätze" mit seltener Einstimmigkeit als eine in jeder Beziehung hervorragende Erscheinung anerkannt. Es liegen uns bis jetzt zwölf Lieferungen vor und es läßt sich nun ein Urtheil über den Werth des Werkes leichter fällen. — Schon die Namen der Radirer gewähren jedem Kunstverständigen die Ueberzeugung, daß er keine gewöhnlichen Arbeiten zu erwarten habe, und ein Blick in eine beliebige Lieferung bestätigt sie; es ist kaum ein Blatt zu finden, welches nicht strengen Anforderungen Genüge leistete. Wir erwähnen aber besonders: Palma Vecchio's „Heilige Barbara" von Wörnle; Verocchio's Standbild Colleonis — eines der markigsten Blätter Unger's; von demselben: Titian's „La Bella" aus der Sammlung Pitti; Sebast. del Piombo's Altarbild „Johann der Täufer" von Kühn; „Madonna mit Heiligen" von Romanino, radirt von Kühn; Moroni, „Weibliches Bildniß" von R. v. Siegle — von hervorragender Kraft Moretto's „Krönung der Maria" von Wörnle. Sehr groß ist die Zahl der Holzschnitte (theils Zeichnungen im Texte, theils Vollbilder), welche nicht nur Architekturen, Gemälde und Sculpturen, sondern auch Waffen, Stoffmuster, kleinere Bronzen, Details von Holzarbeiten u. s. w. wiedergeben und alle vorzüglich gezeichnet und sorgfältig geschnitten sind. — Wie unvergleichlich jedoch auch der bildliche Schmuck sein möge, der Text behält seine Bedeutung. Nirgendwo verliert sich v. Lützow in nüchterne und für wahres Kunstverständniß bedeutungslose Einzelnheiten und in den heute leider so beliebten Schulstil; seine Darstellung wird nie die Unterlage ernster Forschung verlassen, aber dabei strebt sie stets nach würdiger, edler Form, und verbindet die ästhetische Betrachtung mit dem Geschichtlichen zu inniger Einheit. Das Werk ist kein bloßes Salonprachtmöbel, sondern eine werthvolle Bereicherung unserer Kunstliteratur, welche die Förderung des Publicums in hohem Grade verdient.

In Anknüpfung an dieses Werk sei noch gedacht der in gleichem Verlage erscheinenden **„Gewerbehalle"**, von welcher die elf Monatshefte des Jahres 1883 vorliegen. Wenn einmal ein Kunsthistoriker die Bewegung auf dem Gebiete der Kunstindustrie, wie sie sich seit etwa fünfzehn Jahren vorbereitet und entwickelt hat, wird schildern wollen, so wird dieses gediegene Unternehmen eine wichtige Quelle für ihn bilden.

A. Racinet's Geschichte des Kostüms. In 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck. Mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Von dem kostbaren Werke sind drei weitere Lieferungen erschienen. Wir haben erst jüngst wieder Gelegenheit genommen, die deutsche Ausgabe mit der französischen zu vergleichen und dürfen ohne die geringste Voreingenommenheit sagen, daß der Text der neuen Ausgabe an wissenschaftlichem Werthe den des ursprünglichen

Werkes überragt. Herr Rosenberg, in Fachkreisen schon seit Jahren als einer der kenntnißreichsten unter den jüngeren Kunsthistorikern geachtet, hat keine Mühe gescheut, um die Mißgriffe Racinet's, der zuweilen etwas kritiklos verfuhr, zu verbessern. Wenn auch die Blätter nicht verändert wurden, so wurde doch jedesmal angemerkt, wo eine Zeichnung nach einem unrichtig für echt gehaltenen Vorbild gemacht war; außerdem sind die Quellennachweise vermehrt u. s. w. Die Vielseitigkeit der Darstellungen ist eine sehr große, vielleicht zu große, für eine „Geschichte des Kostüms". Die vorliegenden Blätter bringen Trachten aus dem alten Aegypten, aus Griechenland und Rom, aus dem mittelalterlichen Frankreich neben Darstellungen indischer, indianischer, algerischer Kostüme; dann folgen antike Möbel, Musikinstrumente, Gemmen u. s. w., das meiste nach Originalbildern oder wirklichen Gegenständen. Die Ausführung ist ganz vorzüglich, selbst bei den kleinsten Figuren sind die Einzelnheiten mit oft entzückender Feinheit wiedergegeben. Wir wünschen dem Werke, das auf 50 Lieferungen (zu 6 farbigen und 4 schwarzen Tafeln) berechnet ist, den besten Fortgang.

Besonders zahlreich sind auch diesmal wieder die Prachtwerke, welche Länder und einzelne Städte schildern. Wir beginnen mit

Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten. Von Friedrich von Hellwald. Leipzig, Schmidt und Günther.

Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieses Werk, von welchem bis jetzt zehn Lieferungen erschienen sind, bei uns vielfach Theilnahme erwecken kann. So häufig auch die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sein mögen, die Vorstellungen über Land und Leute sind trotzdem noch sehr unklar. So findet der Illustrator einen „jungfräulichen Boden" und das ist sicherlich ein Vortheil, den man nicht unterschätzen darf. Die Zeichnungen stammen alle von englischen und amerikanischen Künstlern, theilweise von denselben, welche an „Palästina" mitgearbeitet haben. Die Mehrzahl der Vollbilder und Textzeichnungen sind sehr interessant, sie zeigen uns den unendlichen Reichthum an landschaftlichen Schönheiten jeder Art, über welchen die Union gebietet. Zumeist sind sie auch künstlerisch gelungen, nur zuweilen macht sich jene Unruhe der zeichnerischen Manier („New Haven und Umgegend") oder die Anwendung stehender Effecte, wie der sehr beliebten Sonnenstrahlen und der frisirten Bäume, geltend, welchen man auf anglo-amerikanischen Landschaften so oft begegnet.

Vollendet ist:

„Palästina". Herausgegeben von G. Ebers und H. Guthe. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Wir haben seit Jahren das im Text und Bilderschmuck vorzügliche Werk unsern Lesern empfohlen und wiederholen hier nur, daß es in jeder Beziehung den strengsten Anforderungen entspricht. Möge es ein Freund des deutschen Hauses werden.

Im Verlage von Schmidt und Günther erscheint ein anderes Prachtwerk, welches sich, obwohl noch unvollendet, eines verdienten Erfolges rühmen darf:

Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit ca. 300 Illustrationen.

Es liegen uns bis jetzt neunzehn Lieferungen vor. Nach eingehender Prüfung dürfen wir sagen, daß dieses Unternehmen unter allen, welche der rührige Verlag herausgegeben hat, die größte Lebenskraft behalten wird; dafür bürgen Text und Bilderschmuck. Der erste ist von einem Schriftsteller verfaßt, welcher den Stoff genau kennt und die Gabe lebendiger Schilderung besitzt. Vergangenheit und Gegenwart treten uns gleich klar entgegen und eine Fülle kleineren culturgeschichtlichen Beiwerks füllt die großen Linien aus, mit welchen Ring das Bild der neuen Kaiserstadt entworfen hat. Die Illustrationen sind gut gewählt und entsprechen dem gegenwärtigen Stand der Dinge. Für eine zweite Auflage, welche wir dem Autor und dem Verleger wünschen, wäre nur ein Wunsch übrig: einige Bildnisse, wie jene Hegel's, Fichte's, Ranke's, durch bessere zu ersetzen.

Vollendet liegt nun vor:

Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Rud. Kleinpaul. Mit 417 Illustrationen. Leipzig, Schmidt und Günther.

Schon zweimal hat unsere „weihnachtliche Rundschau" Gelegenheit gehabt, die Arbeit Kleinpaul's rühmend zu erwähnen. Die Begeisterung für Rom, welche die Deutschen, soweit sie den gebildeteren Ständen angehören, schon mit der Muttermilch einsaugen, ist auch dieses Autors Muse gewesen; an vielen Stellen erhebt sich der Stil fast zu sehr zu einer dithyrambischen Prosa; aber man fühlt, daß dieser Kunstenthusiasmus aus dem Herzen kommt. Er ist um so berechtigter, als er an einem umfassenden Wissen kräftigen Rückhalt findet. Wer die Menge der vorhandenen Quellen nur etwas kennt, wird die gewissenhafte Arbeit Kleinpaul's doppelt schätzen. Die Illustrationen sind sehr instructiv, wenn auch verschieden an Werth. — Es sei noch bemerkt, daß König Albert von Sachsen die Widmung des Werkes angenommen hat.

Das dritte Werk, welches eine Stadt und deren Umgebung behandeln soll, ist:

Neapel und seine Umgebung. Geschildert von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Schmidt und Günther.

Die zwei bis jetzt vorliegenden Hefte schließen sich in Format und Ausstattung an die andern Ausgaben des Verlags an. Es sollen im Ganzen 15 Hefte mit ca. 150 Bildern werden. Auch hier ist der Text sehr lebendig geschrieben.

Bilder aus der Altmark. Von Hermann Dietrichs und Lud. Parisius. Mit 140 Originalholzschnitten. Hamburg, J. F. Richter. 1883.

Das Werk, dessen fünf erste Lieferungen wir voriges Jahr angezeigt haben, wird diese Weihnacht in zwölf Heften vollständig zu haben sein. Was schon den Anfang ausgezeichnet hat, ist auch dem Schlusse eigen: die lebensvolle, auf gediegenes Wissen begründete Schilderung, welche, obwohl von mehreren Verfassern herrührend, sich

stets eine gewisse Gleichheit der Stimmung, der Frische und Anschaulichkeit bewahrt. Man hat durchaus das Gefühl, ein wissenschaftlich durchdachtes Werk zu lesen. Der Reichthum an geschichtlichem, ethnographischem, sittengeschichtlichem Stoff ist ein sehr großer; dabei sind die Einzelnheiten oft so fesselnd, daß es uns wundern sollte, wenn nicht irgend einer der nach Hunderten zählenden Verfasser „historischer Romane" an dieser reichen Quelle schöpfen sollte. Wir machen auf die Abtheilung „Aus dem Drömling" (Bd. II, S. 69) und dann besonders auf jene, die das Geschlecht der Alvensleben behandelt, aufmerksam. Die Gestalten eines Matthias I. und seines Sohnes Heinrich sind geradezu frappant. Die schlichten aber mit Liebe bearbeiteten Bilder machen einen freundlichen Eindruck.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark. Land und Leute geschildert mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst . . . . . von Friedrich von Hellwald und H. Weitemeyer. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Der vorliegende Band verdankt sein Entstehen dem großen Erfolge, welchen die drei ersten Bände — auf sie allein war das Werk berechnet — errungen haben. Und mit Recht. Was wir von diesen früher bereits gesagt, können wir einfach wiederholen: Text und Bilderschmuck sind beide vorzüglich. Hellwald hat Holland lebensvoll geschildert. Ohne zu schmeicheln, aber auch ohne jede Voreingenommenheit zeichnet er Land und Leute, und versteht auf verhältnißmäßig beschränktem Raum sehr viel zu geben. In Bezug auf den Verfasser der Abschnitte über Dänemark sind wir etwas im Unklaren, da auf einzelnen Lieferungen Weitemeyer, auf anderen Rich. Oberländer genannt wird und der Antheil beider nicht erkennbar ist. Im Allgemeinen steht „Dänemark" etwas zurück, obwohl auch hier vieles für uns Deutsche Neue geboten wird. Die Illustrationen sind zum größten Theile eigens für das Werk gezeichnet, wodurch der Werth desselben steigt — es wird leider auf dem Gebiete der „Prachtwerke" neuerdings zu viel mit Clichées gearbeitet. — Jeder Band der „Nordlandfahrten" ist für sich zu beziehen.

Ein neues Gebiet hat der Verlag von Friedrich Bruckmann in München betreten mit:

Die Säugethiere in Wort und Bild. Von Carl Vogt und E. Specht.

Das Werk wird bis zu Weihnachten 1883 in achtundzwanzig Heften vollständig sein. Es ist unsere Ueberzeugung, daß diese Publication unter allen auf diesem Gebiete erschienenen illustrirten Werken auf eine der ersten Stellen Anspruch erheben kann. Der Text umfaßt nicht nur die eingehende Beschreibung der Thierarten und der hervorragenderen Species, sondern behandelt auch ihr Leben, ihre geographische Verbreitung und die Verwandtschaft mit ausgestorbenen Gruppen — wo das letztere nachweisbar ist. Daß Vogt den Stoff beherrscht, ist zu betonen überflüssig, so wie seine Darstellungsweise bekannt ist. Ebenso werden die Leser wissen, welchen Ruf Specht als Thierzeichner besitzt. Die Bilder dieses Werkes zeigen im vollsten Maße alle jene Eigenschaften, welche den Namen des Künstlers zu einem berühmten gemacht haben: schärfste Auffassung des Thiercharakters in allen seinen Aeußerungen, Blick und Bewegung und untadelhafte Technik. Beispiele brauchen wir nicht anzuführen, da jedes einzelne Bild vorzüglich ist. Die Ausstattung entspricht dem Ruf des Verlags.

Demselben Verlage von Fr. Bruckmann in München entstammt die folgende hervorragende Publication:

Allgemeines historisches Porträtwerk. Eine Sammlung von 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Völker und Stände seit 1300 mit biographischen Daten. Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen.

Das Ganze soll in zwölf Serien zu zehn Lieferungen erscheinen. Die erste Reihe wird Fürsten und Päpste in zwanzig Heften umfassen, deren jedes fünf Bildnisse enthält. Nach der ersten Lieferung zu schließen wird das Unternehmen eine der ersten Stellen unter den Porträtwerken einnehmen. Sie bringt, wirklich nach den besten Originalen, Bildnisse von Papst Julius II. nach dem Stich von Moraco; von Gustav Adolf nach Pontius; von Maria Stuart, Ludwig XIV. und der Kaiserin Maria Theresia. Die Ausführung der Blätter ist vorzüglich.

Eine andere Erweiterung des Gebietes illustrirter Prachtwerke stellt dar:

Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Bildern von Doré und deutschen Künstlern und über 100 Text-Illustrationen. Leipzig, J. G. Bach.

Der Verfasser des Textes, durch culturgeschichtliche Schriften bekannt, verfügt über ein umfassendes Wissen; nur wäre manchmal eine größere Klarheit im Ausdruck der leitenden Gedanken zu wünschen. Die bis jetzt vorliegenden sieben Lieferungen, welche einleitende Abschnitte über den Kampf zwischen Islam und Christenthum und dann die Schilderung der ersten Kreuzzüge enthalten, lassen noch kein Urtheil über die Auffassung der geistigen Vorgänge zu, in deren Darstellung das Werk natürlich wird gipfeln müssen. Lebendig und fesselnd ist übrigens schon das Erschienene. Der Bilderschmuck ist sehr reich. Ueber Doré vermag man nichts zu sagen, was nicht schon zur Genüge gesagt wäre — jedenfalls sind diese Blätter viel weniger manierirt als jene zu „Orlando furioso" und zeigen klarer die Eigenart Doré's nach ihrer gesunden Seite, obwohl auch hier einzelne Blätter es an Seltsamkeiten nicht fehlen lassen. Die Textillustrationen stellen Bauwerke, Waffen u. s. w. dar — eine wünschenswerthe Ergänzung.

Heraldisches Handbuch für Freunde der Wappenkunst, sowie für Künstler und Gewerbtreibende bearbeitet und mit Beihilfe des kgl. preuß. Cultusministeriums herausgegeben von E. Warnecke. Mit 313 Handzeichnungen von E. Doepler d. J. und sonstigen Ab-

bildungen in Lichtdruck von C. A. Starke. III. Aufl. Görlitz, C. A. Starke. 1883.

Vor etwa drei Jahren ist die erste Auflage erschienen — der Erfolg beweist, daß die Arbeit des ebenso kenntnißreichen als gewissenhaften Verfassers das Bedürfniß eines großen Kreises befriedigt hat. H. Warnecke entwickelt den Begriff „Wappen", den Ursprung desselben und das Werden der Heraldik; er gibt Auskunft über die Anwendung des Wappens, über die Kunstsprache, erläutert die Bestandtheile (Schild, Helm, Helmkleinod- und Decke 2c.). Der Anhang bespricht das Schriftwesen und gibt eine Anleitung zum Abformen der Siegel u. s. w. Das alles ist durch Zeichnungen erläutert, welche ein Berliner Künstler, der jüngere Doepler, mit Geschmack und Geschick entworfen hat. Liebhabern der Wappenkunde, Sammlern u. s. w. sei das sehr schön ausgestattete Werk bestens empfohlen.

Album altdeutscher Leinenstickerei. Von Erna von Manteuffel. Harburg a. d. E. Gustav Elkan.

Das Interesse für die Wiederbelebung der farbigen Leinenstickerei ist ein solch' allgemeines geworden und die weitesten Kreise bevorzugen die altdeutschen Muster vor den modernen so sehr, daß es auch diesen sorgfältig ausgewählten und ungemein sauber reproducirten Vorlagen, welche die reichste Auswahl ermöglichen, an regem Beifall und warmer Aufnahme nicht selten wird. Das geschmackvolle äußere Gewand erhöht den Charakter des Buches als Festgeschenk.

Wir schließen unseren diesmaligen Ueberblick mit einem Prachtwerk ersten Ranges, welches uns in letzter Stunde, gerade frühe genug zugeht, um an dieser Stelle noch hervorgehoben werden zu können; nämlich:

Ed. Hildebrandt's Aquarelle. Neue Folge, dritte Serie. Berlin, Raimund Mitscher.

Diese fünf Blatt reihen sich dem Schönsten an, was wir dem unvergeßlichen Meister zu danken haben; ja, das eine derselben, „die Grotte des Posilippo" (aus dem Besitze Sr. Durchlaucht des Herzogs von Ratibor) dürfte, was die Magie der Farbenwirkung betrifft, nur wenige seines Gleichen in der Zahl seiner Vorgänger haben. Von wunderbarer Vollendung und Feinheit in der Wiedergabe der architektonischen Formen ist das Städtebild „Sevilla", und leuchtend von dem Blau des Himmels, dem Grün der Wogen die Ansicht von „Cadix" (beide aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers). Keinen größeren Gegensatz kann man sich denken, als das von allem Zauber Griechenlands umschwebte Bild von „Athen" (aus dem Besitz des Herrn Franz Mendelssohn) und das unter dem weißlichen Himmel Englands sich emporhebende, von der Nebelsonne schwach beleuchtete „Schloß Windsor" (auch dieses aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers); und doch, wie gut erkennt man in beiden die Hand und die Palette des Künstlers, der, über sein zu frühes Grab hinaus, nicht aufhört, uns von Weihnacht zu Weihnacht aus unerschöpfter Fülle neu zu beschenken! Die Reproduktion (von R. Steinbock) ist über alles Lob erhaben, und eine ganz besondere Zierde dieser neuen Serie die in japanischem Geschmack ausgeführte Carton-Mappe.

Weihnachtsbücher für die Jugend.

Eine der anmuthigsten Gaben des diesmaligen Weihnachtsbüchermarktes sind die **„Märchen für Hans und Grete"** von Friederike Dessoff (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), — Geschichten, wie eine Mutter sie ihren Kindern erzählt haben mag, einfach, natürlich, voll schalkhaften Humors und echter Märchenfreudigkeit. — Man fühlt sogleich, daß die Verfasserin, deren Namen uns hier zum ersten Mal begegnet, aus den ewigen Quellen des Kindergemüths geschöpft, ihren Geist an der Poesie des Volksmärchens gebildet hat; man fühlt auch, daß dieses Büchlein entstanden, nicht gemacht ist, und man kann ihm gewiß kein schöneres Lob spenden, als daß nicht nur die kleinen Leser, sondern ebenso sehr deren Mütter von diesen Märchen entzückt sein werden, welche keinen andern Schmuck haben, als ihren eigenen, inneren Reichthum. — Prächtiger, farbenbunter präsentirt sich das **„Neue Märchentheater"** (Stuttgart, J. Engelhorn), von dem zwei Bändchen: Aschenputtel und Dornröschen, vorliegen. Otto von Leixner hat den Text in Prosa und wohlklingenden Versen beigesteuert, während G. Franz und C. Osterdinger ihn mit sehr schönen Aquarellen illustrirt haben. Die Einrichtung der Bücher ist eine ganz eigenartige, originelle und wird sicherlich warme Anerkennung finden. Künstlerischen Bilderschmuck, nach Aquarellen von Professor P. Mohn, enthält auch die von Rosalie Koch veranstaltete neue Sammlung der **Rübezahl-Sagen,** die schon in siebenter Auflage (Berlin, Winckelmann und Söhne) vorliegt und auch noch manche weitere erleben wird. Ein alter Kinderfreund tritt uns in den mit Speckter'schen Bildern geschmückten **„Fünfzig Fabeln für Kinder"** von Wilhelm Hey (Gotha, F. A. Perthes) entgegen; er erscheint diesmal in stattlicherem Format und auch die Zeichnungen zeigen sich in neuer, bunter Gewandung. Das letztere ist auch bei dem **„Gang durch's Dörfchen"** von Oscar Pletsch (Leipzig, Alphons Dürr) der Fall, während desselben Meisters **„Im Freien"** und **„Daheim"** (vers. Verlag, sämmtliche drei Bücher in zweiter Auflage) nur schwarze Zeichnungen enthalten. Diese dem Kinderleben so treu abgelauschten Scenen sind uns schon wohlvertraut, aber immer und immer wieder sehen wir diese pausbäckigen kleinen Geschöpfchen mit demselben Vergnügen an.

Für die heranwachsenden A-B-C-Schützen sind die **„Kleinen Erzählungen"** von J. A.

C. Löhr (Stuttgart, Julius Hoffmann) bestimmt, die sich sowohl zum Vorlesen wie zur Leseübung eignen und von L. von Kramer sehr hübsch illustrirt worden sind. Für junge Mädchen hat Rosalie Koch ihr **„Vergißmeinnicht"** (Siebente Auflage, Berlin, Winckelmann und Söhne) gepflückt, und an dieselben Leserinnen wendet sich noch Emma Bitter's **„Puppenfamilie"** (Stuttgart, Julius Hoffmann). Für jüngere und ältere Leser und Leserinnen eignen sich die beiden letzten Bände (21 und 22) der **„Deutschen Jugend"** (Leipzig, Alphons Dürr), die, ebenso wie ihre Vorgänger, Julius Lohmeyer mit Geschmack und Sorgfalt redigirt hat. Die gesammelten Jugenderzählungen des Herausgebers der ebengenannten Zeitschrift sind unter dem Titel **„Junges Blut"** (Stuttgart, Gebrüder Kröner) erschienen und Woldemar Friedrich hat das Buch durch sechs Illustrationen besonders gefällig gemacht. Von einer erst neuerdings bekannt gewordenen Jugendschriftstellerin — Johanna Spyri — liegen uns eine ganze Anzahl Erzählungen vor: **„Aus Nah und Fern"**, **„Heidi"**, **„Kurze Geschichten"**, **„Gritli"**, **„Heimathlos"**, **„Ein Landaufenthalt von Onkel Titus"** und **„Aus unserem Lande"** (Gotha, F. A. Perthes). Die Verfasserin verdient den guten Namen, den sie sich, wie die stattliche Zahl der Auflagen zeigt, erworben hat, in vollem Maße; denn in ihren Erzählungen herrscht ein gesunder Ton, der Inhalt ist fesselnd, die Sprache frisch und wir können diese Bändchen darum bestens empfehlen. In dem gleichen Verlage gibt G. Chr. Dieffenbach eine Sammlung auserwählter **„Geschichten für Kinder und Kinderfreunde"** heraus, die sich an Kinder von 8 bis 12 Jahren wenden und von der bis jetzt sieben Bändchen vorliegen. Jungen Mädchen wird das bereits in siebenter Auflage erschienene **„Lebensbuch"** von A. Stein (Berlin, Winckelmann und Söhne) sehr gefallen; während die in achter Auflage vorliegenden **„Gefahren der Wildniß"** von Franz Hoffmann (Stuttgart, Julius Hoffmann), ein anerkanntes Lieblingsbuch der reiferen männlichen Jugend sind. Als Neuheit desselben Verlags empfiehlt sich die von Julius Hoffmann besorgte Bearbeitung des Mügge'schen Romans **„Afraja"**, welche Hermann Vogel mit hübschen Illustrationen geschmückt hat. Drei ausgezeichnete Jugendschriften hat der Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig publicirt: Oskar Höcker's Erzählungen: **„Cadett und Feldmarschall"** (Zeit des Großen Kurfürsten), **„Husarenkönig und Kürassiergeneral"** (Feld- und Lagerleben der Soldaten des alten Fritz) und **„Unter dem Joche der Cäsaren"** (Hadrian und der Verfall Judäa's). Die Einkleidung des Lehrhaften in das Gewand der Unterhaltungslectüre wird für den didactischen Zweck immer ihr Recht und für die Jugend stets ihren Reiz behalten, und mit um so größerem Vertrauen wird man Bücher dieser Art empfehlen dürfen, wenn, wie Beides hier zusammentrifft, der Autor ein erprobter Jugendschriftsteller und der Verleger ein angesehener Herausgeber guter Jugendschriften ist. — Ein besonders reizendes Kinderbuch ist das **„A. B. C."** von Paul Meyerheim (Berlin, Raimund Mitscher), siebenundzwanzig aquarellirte Original-Zeichnungen, zu welchen der liebenswürdige Humorist J. Trojan die Verse geschrieben hat. Die kleinen Bilder aus der Natur und dem häuslichen Leben, die hübschen Landschaften, die mit gewohnter Meisterschaft aufgefaßten und wiedergegebenen Thierfiguren und Menschentypen, sogar die Zusammenordnung dieser verschiedenen Gegenstände unter die einzelnen Buchstaben des Alphabets: Alles das zeugt von so intimem Verständniß der Aufgabe und ist zugleich so nachdenklich und so drollig, daß nach dem Wunsch der Verfasser dieses „A. B. C." nicht nur denen gefallen wird, „die erst lernen sollen", sondern ebenso sehr den Anderen, „die wiederholen wollen". — Mit Bildern anderer, aber nicht weniger ansprechender Art hat B. P. Mohn die **„Kinder-Lieder und Reime"** geziert, welche gleich dem vorhergehenden Büchlein bereits in zweiter Auflage und ebenfalls bei Raimund Mitscher in Berlin erschienen sind. Man findet hier die schönsten unserer volksthümlichen Kinderlieder mit einfachen Singweisen unserer ersten Componisten; und die Vereinigung von Dichtung, Musik und Malerei macht ein harmonisches Ganzes, dessen bildender und veredelnder Einfluß auf die Kinderwelt nicht leicht zu hoch geschätzt werden kann.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus Sturm und Noth. — Selbstschriften-Album des Deutschen Reiches. Volks-Ausg. Berlin, J. H. Schorer.

Bitter. — Die Puppenfamilie. Kleinen Mädchen erzählt von Emma Bitter. Mit 4 Farbendruckbildern. Stuttgart, Jul. Hoffmann.

Björnson. — Norwegische Erzählungen von Björnstjerne Björnson. Deutsch von George Schwuchow. 2. Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachf. 1883.

Braun. — Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. In zwei Bänden. Erster Band. Berlin, Friedrich Stahn. 1884.

Die schmalkaldischen Artikel vom Jahre 1537. Nach Dr. Martin Luther's Autograph in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg zur vierhundertjährigen Geburtsfeier Luther's herausgegeben von Dr. Karl Zangemeister. Mit 47 Seiten in Lichtdruck. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1883.

Deutsche Geschichte. I. Band (1. Hälfte) Geschichte der deutschen Urzeit von Felix Dahn. VI. Band (2. Hälfte) Das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II. von Alfred Dove. (1740—1745). Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1883.

Deutsche Jugend. Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 21./22. Band. Verlag von Alphons Dürr. 1883.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Erste Abtheilung: 35. Lieferung, Zweite Abtheilung: 17. und 18. Lieferung. Breslau, Eduard Trewendt. 1883.

Engel. — Lord Byron. Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen. Mit Einleitungen und Erläuterungen. Von Eduard Engel. Dritte Aufl. Minden i/W., J. C. C. Brun's Verlag. 1884.

Goldschmidt. — Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Heine. — Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Tietze. 1883.

Helm. — Pflanzen-Album zum Sammeln und zweckmäßigen Aufbewahren gepreßter Pflanzen und Pflanzentheile. Mit 143 Abbildungen. Von Dr. F. E. Helm. Leipzig, Gustav Fritzsche. 1884.

Höcker. — Unter dem Joche der Cäsaren. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Kaisers Hadrian und den Tagen des Verfalls Judäa's. Für die reifere Jugend von Oscar Höcker. Mit vielen Illustrationen von Prof. G. Baur. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1884.

Höcker. — Kabett und Feldmarschall. Der große Kurfürst und seine Paladine. Der reiferen deutschen Jugend gewidmet von Oscar Höcker. Mit vielen Illustrationen von Karl Römer, Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1883.

Hoffmann. — Die Gefahren der Wildniß. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Nach dem Englischen von Franz Hoffmann. Achte Aufl. Mit 6 Illustrationen. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Hoffmann. — Afraja. Romantische Erzählung aus dem hohen Norden. Nach Theodor Mügge für die Jugend bearbeitet von Otto Hoffmann. Mit sechs Farbendruckbildern. Stuttgart, Julius Hoffmann

Hoffs. — Gedichte von Friedrich van Hoffs. Essen, G. D. Bädeker. 1883.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. I. Bd.: Unsere Erde von A. Jakob. II. Bd.: Der Amazonas. Von D. von Schütz. Freiburg i/B., Herder'sche Verlagsbuchh. 1884.

Katscher. — Charakterbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Biographisch-kritische Essays von Leopold Katscher. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1884.

Keil. — Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genie-Periode. Von Robert Keil. Neue Ausgabe. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

Keller. — Am heimischen Strande. Roman von Sophie von Keller. Hagen i/W., Hermann Risel & Comp. 1883.

Klaar. — Das moderne Drama. Dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern von Alfred Klaar. II. III. Abthlg. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Klee. — Die deutschen Heldensagen für Jung und Alt wiedererzählt von Gotthold Klee. Mit 5 Bildern. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1883.

Koch. — Rübezahl. Neue Sammlung der schönsten Sagen und Märchen von dem Berggeiste im Riesengebirge. Von Rosalie Koch. 7. Aufl. Mit Illustrat. von Prof. P. Mohn. Berlin, Winckelmann & Söhne.

Koch. — Vergißmeinnicht. Erzählungen, Gedichte und Märchen für Mädchen von 7 bis 11 Jahren von Rosalie Koch. Mit 9 col. Bildern. 7. Aufl. Berlin, Winckelmann & Söhne.

Köstlin. — Geschichte der Musik im Umriß von Dr. Heinrich Adolf Köstlin. Dritte durchges. und erg. Aufl. Freiburg i/B. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 1884.

Lang. — Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Alterthum von Paul Lang. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1883.

Lehnhardt. — Die antisemitische Bewegung in Deutschland, besonders in Berlin. Von Erich Lehnhardt. Zürich, Verlags-Magazin. 1884.

Leixner. — Neues Märchentheater. I./II. Aschenputtel. Dornröschen. Neu erzählt von Otto von Leixner. Mit Illustr. nach Aquarellen von G. Franz und C. Osterdinger. Stuttgart, J. Engelhorn.

Löhr. — Kleine Erzählungen. Zum Vorlesen und zur Leseübung für kleine Kinder. Von J. A. C. Löhr. Mit acht farbigen Bildern. Dritte Auflage. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1883.

Mainländer. — Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. II. Band. Zwölf philosophische Essays. 4. Lfg. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1883.

Manteuffel. — Album altdeutscher Leinenstickerei. Von Erna von Manteuffel. Harburg a. d. E., Gustav Elkan.

Meyer. — Das Leiden eines Knaben. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Meyer. — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Zweite verm. Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Pletsch. — Ein Gang durch's Dörfchen. 16 Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch, mit Reimen von Friedrich Oldenberg. Leipzig, Alphons Dürr.

Pletsch. — Daheim. Zwanzig Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch. Zweite Auflage. Leipzig, Alphons Dürr.

Pletsch. — Im Freien. Zwanzig Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch. Zweite Auflage. Leipzig, Alphons Dürr.

Schlichtegroll. — Stürmisch und still. Gedichte von Felix von Schlichtegroll. Hagen i/W., H. Risel & Comp. 1883.

Schuré. — Eduard Schuré's Geschichte des deutschen Liedes. Eingeleitet von Adolf Stahr. Dritte Aufl. Mit einem Vorwort von Oscar Schwebel. Minden i/W., J. C. C. Brun's Verlag. 1884.

Schwäbisches Dichterbuch. Herausgegeben von Eduard Paulus und Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1883.

Stein. — Lebensbuch. Eine Erzählung für junge Mädchen von A. Stein (Margarethe Wulff). Mit Illustr. von W. Friedrich. Siebente Aufl. Berlin, Winckelmann & Söhne.

Thesen, 95, zum gegenwärtigen Stand der religiösen Dinge in Deutschland. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1883.

Thumann. — Amor und Psyche. Neun Bilder von Paul Thumann zu der gleichnamigen Dichtung von Robert Hamerling. Leipzig, Adolf Tietze.

Traut. — Vingt et une Cœur- und Pique-Damen. Historische Feuilletons von Dr. H. Th. Traut. Leipzig, P. M. Blüher. 1884.

Warren. — Chabrillac. Roman von Leo Warren. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884.

Windelband. — Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Windelband. Freiburg i/B. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXVIII.

(Januar — Februar — März 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchh. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Reval**, Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchh. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtunddreißigsten Bande (Januar — März 1884).

		Seite
I.	Die Hochzeit des Mönchs. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer.** II. (Schluß.)	1
II.	Die auswärtige Politik Deutschlands	28
III.	Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens. Von Professor **G. Hirschfeld** in Königsberg i/Pr. IV. (Schluß)	53
IV.	Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** Die Kreuzberg-Gegend	77
V.	Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen. II/III.	100
VI.	Das Haus meines Großvaters. Skizze aus der Kindheits-Erinnerung. Von **Gustav zu Putlitz**	120
VII.	Die deutschen Pilgerväter. Von **Friedrich Kapp**	130
VIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	139
IX.	Politische Rundschau	150
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Bibliographie	158
XII.	Der schöne Valentin. Von **Helene Böhlau.** I.	161
XIII.	Jessonda. Von **Philipp Spitta**	195
XIV.	Pergamon. Von **A. Milchhoefer** in Göttingen	214
XV.	Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen. IV/VI. (Schluß.)	236
XVI.	Ueber den gegenwärtigen Stand der Polarforschung. Von **Friedrich Ratzel**	256
XVII.	Zwischenspiel und bewölkter Himmel. Zwei Novelletten von **Salvatore Farina.** Deutsch von **Hans Hoffmann**	278
XVIII.	„O alte Burschenherrlichkeit"	298
XIX.	Politische Rundschau	302
XX.	Zwei Romane. (Fr. Spielhagen's „Uhlenhans" und „Julius Wolff, Der Sülfmeister".) Von **Otto Brahm**	309

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXI.	Mach's Mechanik. Von **L. Sohncke**	311
XXII.	Dem Andenken zweier Mitarbeiter	314
XXIII.	Literarische Notizen	318
XXIV.	Bibliographie	320
XXV.	Der schöne Valentin. Von **Helene Böhlau.** II. (Schluß.)	321
XXVI.	Ueber die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben. Von **E. Zeller**	359
XXVII.	Cornelius betreffend. Von **Herman Grimm**	389
XXVIII.	Theodoros, König von Abessinien. Von Professor **Th. Nöldeke** in Straßburg i. E.	406
XXIX.	Vom alten und vom neuen Roman. Von **Karl Hillebrand**	422
XXX.	Lieutenant Günther. Von **Henning Schönberg**	436
XXXI.	Briefe von Eduard Lasker. Nebst persönlichen Bemerkungen. Von **Julius Rodenberg**	443
XXXII.	Edmund O'Donovan's Reisen, Abenteuer und Tod. Von **Albert M. Seiß**	460
XXXIII.	Politische Rundschau	466
XXXIV.	Goedeke's Grundriß. Von **Otto Brahm**	474
XXXV.	Literarische Notizen	475
XXXVI.	Bibliographie	479

Die Hochzeit des Mönchs.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

(Schluß.)

„Während die mindern Glocken in Padua die Vesper läuteten, versammelte sich, was von den zwölf Geschlechtern übrig geblieben war, in dem Festsaale der Vicedomini: Männer, Edelweiber, Jünglinge und Signorine, den Eintritt des Hausherrn erwartend. Der Saal hatte gleiche Länge, Tiefe und Höhe, doch die Balken seiner Decke trugen Säulen von ungleicher Herkunft und aus verschiedenen Jahrhunderten, die einen von plumper und barbarischer Mache, andere von reiner, andere von entarteter Kunst. Ein leises Geschwätze lief um. Die Männer beredeten ernst und gründlich die politische Seite der Vermählung zweier großer städtischer Geschlechter. Die Jünglinge scherzten unter der Stimme über den heirathenden Mönch. Die Frauen bekreuzten sich, trotz dem Breve des Papstes, vor dem Sacrilegium, welches nur die von knospenden Töchtern umringten Matronen milder beurtheilten, mit dem Zwang der Umstände entschuldigten oder aus der Herzensgüte des Mönches erklärten. Die Mädchen waren lauter Erwartung.

Die Anwesenheit der Olympia Canossa erregte Verwunderung und Unbehagen, denn sie war in auffallendem, fast königlichem Staate, als ob ihr bei der bevorstehenden Feier eine Hauptrolle zustünde, und redete mit unheimlicher Zungenfertigkeit in Antiope hinein, welche die Mutter auf alle Weise zu beschwichtigen suchte. Madonna Olympia hatte sich schon auf den Treppen gewaltig geärgert, wo sie — Herr Burcardo beschäftigte sich eben mit dem Empfange zweier anderer hoher Herrschaften — von Gocciola, der eine neue rothe Kappe mit silbernen Schellen in der Hand hielt, ehrfürchtig willkommen geheißen wurde. Jetzt mit den Andern im Kreise stehend, belästigte oder ängstigte sie durch ihr maßloses Geberdenspiel ihre Standesgenossen. Mit Augenwinken und Kinnheben wurde auf die Aermste gedeutet. Keiner hätte sie an des Mönches Statt geladen und jeder machte sich darauf gefaßt, sie werde diesem einen ihrer Streiche spielen.

Burcardo meldete den Hausherrn. Astorre hatte sich von den Germanen leicht losgemacht, war auf die Brücke zurückgeeilt, ohne dort den Ring noch die Frauen mehr zu finden, und davon beunruhigt, obschon im Grunde nur der Zufall anzuklagen war, hatte er in der ihm bis zur Vesper bleibenden Stunde den Entschluß gefaßt, in Zukunft immerdar überlegt und besonnen zu handeln. Mit diesem Vorsatze trat er in den Saal und in die Mitte der Versammelten. Der Druck der auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit und die so zu sagen in der Luft fühlbaren Formen und Forderungen der Gesellschaft belehrten den weltunkundigen und lautern Menschen ohnehin, daß er nicht die Wirklichkeit der Dinge sagen dürfe, nackt und energisch und mitunter häßlich wie sie ist, sondern ihr eine gemilderte und gefällige Gestalt geben müsse. So hielt er sich unwillkürlich in der Mitte zwischen Wahrheit und schönem Schein und redete untadelig.

„Herrschaften und Standesbrüder," begann er, „der Tod hat eine reiche Ernte unter uns Vicedomini gehalten. Wie ich in Schwarz gekleidet vor Euch stehe, trage ich Trauer um den Vater, drei Brüder und drei Neffen. Daß ich, von der Kirche freigelassen, den Wunsch eines sterbenden Vaters, in Sohn und Enkel fortzuleben, nach" — hier verhüllte sich seine Stimme — „ernster Erwägung und gewissenhafter Prüfung vor Gott, nicht glaubte ungewährt lassen zu dürfen, dieses werdet Ihr verschieden beurtheilen, billigend oder tadelnd, nach der Gerechtigkeit oder Milde, die Euch innewohnt. Darüber aber werdet Ihr einig gehen, daß es mir bei meiner Vergangenheit nicht angestanden hätte zu zaudern und zu wählen, und daß hier nur das Nächstliegende und Ungesuchte Gott gefällig sein konnte. Wer aber stand mir näher, als die schon mit mir durch die trostlose Trauer um meinen letzten Bruder vereinigte jungfräuliche Wittib desselben? Dergestalt ergriff ich über einem frommen Sterbebette diese Hand, wie ich sie jetzt ergreife" — er führte Diana, welche sich bei Vater und Bruder hielt, in die Mitte — „und ihr den Trauring um den Finger lege." So that er. Der Ring paßte. Diana that dasselbe, indem sie dem Mönch einen goldenen Reif anlegte. „Es ist der meiner Mutter," sagte sie, „die ein wahrhaftes und gehorsames Weib war. Ich gebe Dir einen Ring, der Treue gehalten hat." Ein feierlich gemurmelter Glückwunsch aller Anwesenden beschloß die ernste Handlung, und der alte Pizzaguerra, ein würdiger Greis — denn der Geiz ist ein reinliches Laster und läßt zu Jahren kommen — weinte die übliche Thräne.

Madonna Olympia sah ihr Traumschloß auflodern und brennen mit sinkenden Säulen und krachenden Balken. Sie that einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihre Augen überführen, daß sie sich betrügen, dann einen zweiten in wachsender Wildheit, und jetzt stand sie dicht vor dem Ehepaare, die grauen Haare gesträubt, und ihre rasenden Worte rannten und stürzten, wie ein Volk in Aufruhr.

„Elender!" schrie sie. „Gegen Deinen Ring an dem Finger dieser Diana zeugt dieser andere und zuerst gegebene." Sie riß Antiope, welche ihr in Herzensangst, mit den flehendsten Geberden gefolgt war, hinter sich hervor und hob die Hand des Mädchens. „Diesen Ring hier hast Du meinem Kinde heute vor nicht einer Viertelstunde auf der Brücke bei dem Florentiner an den Finger gestreift!" So hatte ihr eine falsch spielende Einbildungskraft den Vorgang verkleidet und

verwandelt. „Ruchloser Mensch! Ehebrecherischer Mönch! Oeffnet sich die Erde nicht, Dich zu verschlingen? Hängt den Bruder Pförtner, der im Rausche schnarchte und Dich Deiner Zelle entspringen ließ! Deinen Lüsten wolltest Du fröhnen, aber Du durftest Dir eine andere Beute wählen, als eine ungerecht verfolgte, rathlose Wittib und eine unbeschützte Waise!"

Die Marmordiele öffnete sich nicht und in den Blicken der Umstehenden las die Unglückliche, die einem gerechten Mutterzorne arme und schwache Worte zu geben glaubte, den hellen Hohn oder ein Mitleid anderer Art, als sie es zu finden hoffte. Sie vernahm hinter sich das verständlich geflüsterte Wort: „Närrin!" und ihr Zorn schlug in ein wahnsinniges Gelächter um. „Ei, seht mir einmal den Thoren," hohnlachte sie, „der so dumm zwischen diesen Beiden wählen konnte! Ich mache Euch zu Richtern, Herrschaften, und Jeden, der Augen im Kopfe hat. Hier das herzige Köpfchen, die schwellende Jugend" — das Uebrige vergaß ich," unterbrach sich Dante — „aber ich weiß Eines: alle Jünglinge im Saale Vicedominis — und mehr als einer unter ihnen mochte locker leben — alle Jünglinge, die enthaltsamen und die es nicht waren, wendeten Ohr und Auge ab von den empörenden Worten und Halbgeberden einer Mutter, welche Zucht und Scham unter die Füße trat vor dem Kinde, das sie geboren, und dieses preisgab wie eine Kupplerin.

Alle im Saale bemitleideten Antiope. Nur Diana, so wenig sie an der Treue des Mönchs zweifelte, empfand ich weiß nicht welchen dumpfen Groll über die ihrem Bräutigam frech gezeigte Schönheit.

Antiope mochte es verschuldet haben dadurch, daß sie den unseligen Reif am Finger behielt, um die sich selbst bethörende Mutter nicht zu reizen, in dem Glauben, diese werde, durch die Wirklichkeit enttäuscht, aus dem Hochmuth, nach ihrer Art, in plötzlichen Kleinmuth verfallen und es bei ein paar gemurmelten Worten und rollenden Augen bewenden lassen. Oder dann hatte Antiope selbst eine Fingerspitze in den sprudelnden Märchenbrunnen getaucht. Wäre ihre Erkiesung durch den Mönch wunderbarer gewesen, als ein gebrochenes ewiges Gelübde?

Jetzt erlitt sie die grausamste Strafe. Soweit es eine zügellose Rede vermag, beraubte sie die eigene Mutter der schützenden Hüllen.

Eine dunkle Röthe und dann eine noch dunklere fuhr ihr über Stirn und Nacken. Darauf begann sie in der allgemeinen Stille bitterlich zu weinen.

Selbst die graue Mänade lauschte bestürzt. Dann zuckte ihr ein entsetzlicher Schmerz über das Gesicht und verdoppelte ihre Wuth. „Und diese Andere!" Sie zeigte auf Diana. „Dieses kaum aus dem Rohen gehauene breite Stück Marmor! Diese verpfuschte Riesin, die Gott Vater stümperte, als er noch Gesell war und kneten lernte! Pfui über den plumpen Leib ohne Leben und Seele! Wer hätte ihr auch eine gespendet? Die Bastardin ihre Mutter? Die stupide Orsola? Oder der dürre Knicker dort? Nur widerstrebend hat er ihr ein karges Almosen von Seele verabfolgt!"

Der alte Vicedomini blieb gelassen. Mit dem klaren Verstande der Geizigen vergaß er nicht, wen er vor sich hatte. Seine Tochter Diana aber vergaß es. Schon über die Vergleichung ihres großen Wuchses mit dem schlankern Antiope's unmuthig, schwer unmuthig, zog sie die Brauen zusammen. Jetzt verlor sie das

Kaltblut, da die Närrin ihre Eltern ins Spiel zog, ihr die Mutter im Grabe beschimpfte, ihr den anwesenden Vater, dem sie in möglicher Ehrerbietung zugethan war, an den Pranger stellte. Ein jäher Zorn packte und übermannte sie.

„Hündin!" schrie sie, ballte die Faust und schlug — in Antiope's Angesicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte sich unversehens zwischen Diana und die Mutter gedrängt. Antiope stieß einen Jammerlaut aus, der den Saal und alle Herzen erschütterte.

Nun drehte sich das Rad in dem Kopfe der Thörin vollständig um. Die höchste Wuth ging unter in unsäglichem Jammer. „Sie haben mir mein Kind geschlagen!" stöhnte sie, fiel schluchzend auf die Kniee und rief: „Gibt es keinen Gott mehr im Himmel?"

Jetzt war das Maß voll. Es wäre schon früher überlaufen, hätte sich das Unheil nicht rascher begeben, als mein Mund es erzählte; so rasch, daß weder der Mönch noch der nahestehende Germano den gewaltthätigen Arm Diana's ergreifen und aufhalten konnten. Ascanio umschlang die Thörin, ein anderer Jüngling faßte sie bei den Füßen, die sich kaum Sträubende wurde fortgetragen, in ihre Sänfte gehoben und von den Zweien nach Hause begleitet.

Noch standen sich Diana und Antiope gegenüber, eine bleicher als die andere, Diana reuig und zerknirscht nach schnell verrauchtem Jähzorn, Antiope nach Worten ringend; sie konnte nur nicht stammeln, sie bewegte lautlos die Lippen.

Wenn jetzt der Mönch Antiope's Hand ergriff, um der von seinem verlobten Weibe Mißhandelten das Geleite zu geben, so erfüllte er damit nur eine ritterliche und die gastwirthliche Pflicht. Alle fanden es selbstverständlich. Besonders Diana mußte wünschen, das Opfer ihrer rohen Handlung aus den Augen zu verlieren. Auch sie entfernte sich dann mit Vater und Bruder. Die versammelten Gäste aber hielten es für das Zarteste, gleichfalls bis auf die letzte Ferse zu verschwinden.

Es klingelte unter dem mit Amarellen und Cyperwein bestellten Kredenztisch. Eine Narrenkappe kam zum Vorschein und Gocciola kroch auf allen Vieren aus seinem leckern Verstecke hervor. Alles war köstlich verlaufen nach seiner Ansicht; denn er hatte jetzt die volle Freiheit, wie sie ihm sonst nicht zu Theil geworden wäre, Amarellen zu naschen und ein Gläschen um das andere zu leeren. So vergnügte er sich eine Weile, bis er nahende Schritte vernahm. Er wollte entwischen, aber einen Blick nach dem Störer werfend, erachtete er jede Flucht für unnöthig. Es war der Mönch, der zurückkehrte, und der Mönch war ebenso frohlockend und ebenso berauscht wie er; denn der Mönch —"

„— liebte Antiope," unterbrach den Erzähler die Verwandte des Fürsten mit einem krampfhaften Gelächter.

„Du sagst es, Herrin, er liebte Antiope," wiederholte Dante in tragischem Tone.

„Natürlich!" „Wie anders?" „Es mußte so kommen!" „So geht es gewöhnlich!" scholl es dem Erzähler aus dem ganzen Hörerkreise entgegen.

„Sachte, Jünglinge," murrte Dante. „Nein, so geht es nicht gewöhnlich. Meinet Ihr denn, eine Liebe mit voller Hingabe des Lebens und der Seele sei etwas Alltägliches, und glaubet wohl gar, so geliebt zu haben oder zu lieben? Enttäuschet Euch! Jeder spricht von Geistererscheinungen, doch Wenige haben

derlei gesehen. Ich will Euch dafür einen unverwerflichen Zeugen bringen. Es schleppt sich hier im Hause ein modisches Märenbuch herum. Darin mit vorsichtigen Fingern blätternd, habe ich unter vielem Wuste ein wahres Wort gefunden. „Liebe," heißt es an einer Stelle, „ist selten und nimmt meistens ein schlimmes Ende." Dieses hatte Dante ernst gesprochen. Dann ging er in einen spottenden Ton über. „Da Ihr alle in der Liebe so ausgelernt und bewandert seid und es überdies mir nicht dienen kann, einen von der Leidenschaft überwältigten Jüngling aus meinem zahnlosen Munde reden zu lassen, überspringe ich das verrätherische Selbstgespräch, das der zurückkehrende Astorre mit sich führte, und sage kurz: als es der verständige Ascanio belauschte, erschrak er und predigte ihm Vernunft."

„Wirst Du Deine rührende Fabel so kläglich verstümmeln, mein Dante?" wendete sich die Verwandte des Fürsten leidenschaftlich gegen den Florentiner. „Laß den Mönch reden, daß wir theilnehmend erfahren, wie er sich abwendete von einer Rohen zu einer Zarten, einer Kalten zu einer Fühlenden, von einem steinernen zu einem schlagenden Herzen —"

„Ja, Florentiner," unterbrach die Fürstin in tiefer Bewegung und mit dunkel erröthender Wange, „laß Deinen Mönch reden, damit wir staunend vernehmen, wie es kommen konnte, daß Astorre, so unerfahren und täuschbar er war, ein edles Weib verrieth für eine Verschmitzte — hast Du nicht gemerkt, Dante, daß Antiope eine Verschmitzte ist? Du kennst die Weiber wenig! In Wahrheit, ich sage Dir" — sie hob den kräftig gebildeten Arm und ballte die Marmorfaust — „auch ich hätte geschlagen, nicht die arme Thörin, sondern wissentlich die Arglistige, die sich um jeden Preis vor das Angesicht des Mönches bringen wollte!" Und sie führte den Schlag in die Luft.

Cangrande, welcher die zwei Frauen, denen er jetzt gegenüber saß, nicht aufhörte zu betrachten, bewunderte seine Fürstin und freute sich ihrer Leidenschaft. In diesem Augenblicke fand er sie unvergleichlich schöner, als die kleinere und zarte Nebenbuhlerin, welche er ihr gegeben hatte, denn das Höchste und Tiefste der Empfindung erreicht seinen Ausdruck nur in einem kräftigen Körper und in einer starken Seele.

Dante für sein Theil lächelte zum ersten und einzigen Mal an diesem Abende, da er die beiden Frauen so heftig auf der Schaukel seines Märchens sich wiegen sah. Er brachte es sogar zu einer Neckerei. „Herrinnen," sagte er, „was verlangt Ihr von mir? Selbstgespräch ist unvernünftig. Hat je ein weiser Mann mit sich selbst gesprochen?"

Nun erhob sich aus dem Halbdunkel ein muthwilliger Lockenkopf und ein Edelknabe, der hinter irgend einem Sessel oder einer Schleppe kauernd in traulichem Verstecke mochte gelauscht haben, rief herzhaft: „Großer Meister, wie wenig Du Dich kennst oder zu kennen vorgibst! Wisse, Dante, Niemand spricht geläufiger mit sich selbst als Du, in dem Grade, daß Du, mit Dir plaudernd, nicht nur uns dumme Buben übersiehst, sondern selbst das Schöne dicht an Dir vorübergehen lässest, ohne es zu begrüßen."

„Wirklich?" sagte Dante. „Wo war das? Wo und wann?"

„Nun, vorgestern auf der Etschbrücke," lächelte der Knabe. „Du lehntest

am Geländer. Da ging die reizende Lucrezia Nani an Dir vorüber, Deine Toga streifend. Wir Knaben folgten ihr bewundernd, und ihr entgegen schritten zwei feurige Kriegsleute, nach einem Blicke aus ihren sanften Augen haschend. Sie aber suchte die Deinigen: denn nicht Jeder hat mit heiler Haut in der Hölle geluftwandelt! Du, Meister, betrachtetest eine rollende Welle, welche in der Mitte der Etsch daherfuhr, und murmeltest etwas."

„Ich ließ das Meer grüßen. Die Woge war schöner als das Mädchen. Doch zurück zu den zwei Thoren! Horch, sie sprechen mit einander! Bei allen Musen aber, fortan unterbreche mich Keiner mehr, sonst findet uns Mitternacht noch am Märchenherde.

Als der Mönch, der Antiope heimgeführt, seinen Saal wieder betrat — doch ich vergaß zu sagen, daß er Ascanio nicht begegnete, obwohl dieser mit der Sänfte, und Madonna Olympia darin, denselben Weg gemacht hatte. Denn der Neffe, nachdem er die gänzlich Vernichtete ihrer Dienerschaft übergeben, eilte zu seinem Ohm dem Tyrannen, um diesem frisch aus dem Ofen Alles und Jedes zu erzählen. Er hinterbrachte Ezzelin lieber eine tolle Stadtgeschichte als einen staatsgefährlichen Anschlag.

Ich weiß nicht, ob der Mönch so wohlgestaltet war, wie der Spötter Ascanio ihn genannt hatte. Aber ich sehe ihn, der wie der blühendste Jüngling schreitet. Mit beflügelten Füßen durchschwebt er den Saal, als trüge ihn Zephyr oder führte ihn Iris. Seine Augen sind voller Sonne und er murmelt Laute aus der Sprache der Seligen. Gocciola, der viel Cyperwein geschluckt hatte, fühlte sich gleichfalls beherzt und verjüngt. Auch unter seinen Sohlen löste sich der Marmorboden in weißes Gewölk auf. Er verspürte einen unbesiegbaren Durst, das Gemurmel auf den frischen Lippen Astorre's, wie man sich über eine Quelle beugt, zu belauschen, und begann neben demselben die Länge des Saales zu durchmessen, bald mit gespreizten, bald mit hüpfenden Schritten, das Narrenscepter unter dem Arme.

„Dasselbe zärtliche Haupt, das sich für den Vater bot, hat sich auch für die Mutter geboten und gegeben!" lispelte Astorre. „Das schamhafte! Wie es brannte! Das geschlagene! Wie es aufschrie! Das mißhandelte! Wie es wehklagte! Hat es mich je verlassen, seit es auf dem Blocke lag? Es folgte mir geistig. Es begleitete mich allgegenwärtig, schwebte in meinem Gebete, strahlte in meiner Zelle, bettete sich auf mein Kissen! Lag das herzige Haupt nicht neben dem des heiligen Paulus —"

„Des heiligen Paulus?" kicherte das Tröpfchen.

„Des heiligen Paulus auf unserm Altarbilde —"

„Mit dem schwarzen Kraushaar und dem ziegelrothen Halse und dem beilschwingenden Römer daneben?" Gocciola verrichtete bei den Franciscanern zeitweilig seine Andacht.

Der Mönch nickte. „Sah ich lange hin, so regte sich der Arm des Römers, das Beil zuckte, siehe, darunter lag das schmale, dünne Hälschen und ich erbebte. Habe ich es nicht dem Prior gebeichtet?"

„Und was sagte der Prior?" examinirte Gocciola.

„Mein Sohn," sagte er, „was Du sahest, war ein vorausgeeiltes Kind des

himmlischen Triumphzuges. Fürchte nichts! Dem ambrosischen Hälschen geschieht kein Leid!"

„Aber," reizte der böse Narr, „das Kind ist gewachsen, so hoch!" Er hob die Hand. Dann mit dem Zeigefinger einen weiblichen Wuchs in die Luft zeichnend, senkte er sie und hielt sie über dem Boden. „Und die Kutte Euer Herrlichkeit," grinste er, „liegt so tief!"

Das Gemeine konnte den Mönch nicht berühren. Ein schöpferisches Feuer war aus der Hand Antiope's in die seinige hinübergeronnen und begann, zuerst zart und sanft, dann immer wärmer und schärfer brennend, in seinen Adern zu fließen. „Gepriesen sei Gott Vater," frohlockte er plötzlich, „der Mann und Weib geschaffen hat!"

„Die Heva?" fragte der Narr.

„Die Antiope!" antwortete der Mönch.

„Und die Andere? die Große? Was fängst Du mit der an? Schickst Du sie betteln?" Und Gocciola wischte sich die Augen.

„Welche Andere?" fragte der Mönch. „Gibt es ein Weib, das nicht Antiope wäre?"

Dies war selbst dem Narren zu stark. Er glotzte den Mönch verblüfft an, wurde aber von einer Faust am Kragen gepackt, gegen die Pforte geschleppt und auf den Flur gesetzt. Dieselbe Hand legte sich dann auf Astorre's Schulter.

„Erwache, Traumwandler!" redete der zurückgekehrte Ascanio, welcher die letzte schwärmerische Rede des Mönches belauscht hatte. Er zog den Verzückten auf eine Fensterbank nieder, heftete fest Augen auf Augen, und: „Astorre, Du bist von Sinnen!" rief er ihn an.

Dieser wich zuerst den prüfenden Blicken wie geblendet aus, dann begegnete er ihnen mit den seinigen, die noch voller Jubel waren, um sie scheu niederzuschlagen. „Wunderst Du Dich?" sagte er dann.

„So wenig als über das Lodern einer Flamme," versetzte Ascanio. „Aber da Du kein blindes Element, sondern eine Vernunft und ein Wille bist, so tritt die Flamme aus, sonst frißt sie Dich und ganz Padua. Muß Dir das Weltkind Gebot und Gesetz predigen? Du bist vermählt! So redet dieser Ring an Deinem Finger. Wenn Du, wie erst Dein Gelübde, jetzt Dein Verlöbniß brichst, brichst Du Sitte, Pflicht, Ehre und den Stadtfrieden. Wenn Du Dir den Pfeil des blinden Gottes nicht rasch und heldenmüthig aus dem Herzen ziehst, ermordet er Dich, Antiope und noch ein paar Andere, wen es gerade treffen wird. Astorre! Astorre!"

Ascanio's muthwillige Lippen erstaunten über die großen und ernsten Worte, welche er in seiner Herzensangst ihnen zu reden gab. „Dein Name, Astorre," sagte er dann halb scherzend, „schmettert wie eine Tuba und ruft Dich zum Kampfe gegen Dich selbst!"

Astorre ermannte sich. „Man hat mir ein Philtrum gegeben!" rief er aus. „Ich rase, ich bin ein Wahnsinniger! Ascanio, ich gebe Dir Macht über mich, fessle mich!"

„An Dianen will ich Dich fesseln," sagte Ascanio. „Folge mir, daß wir sie suchen!"

„War es nicht Diana, die Antiope schlug?“ fragte der Mönch.

„Das hast Du geträumt! Du hast Alles geträumt! Du warst Deiner Sinne nicht mächtig! Komm! Ich beschwöre Dich! Ich befehle es Dir! Ich ergreife und führe Dich!“

Wenn Ascanio dem Mönche die Wirklichkeit ausreden wollte, so brachte sie ihm der klirrende Schritt des nahenden Germano zum Bewußtsein. Mit einem entschlossenen Gesichte trat der Bruder Dianens vor den Mönch und faßte seine Hand. „Ein gestörtes Fest, Schwager!“ sagte er. „Die Schwester schickt mich — ich lüge, sie schickt mich nicht. Denn sie hat sich in ihre Kammer eingeschlossen und drinnen flennt sie und verflucht ihren Jähzorn — heute ersaufen wir in Weibertränen! Sie liebt Dich, nur bringt sie es nicht über die Lippen — es ist in der Familie: ich kann es auch nicht. An Dir hat sie keinen Augenblick gezweifelt. Es ist einfach: Du hast irgendwo einen Ring verschleudert — wenn es der Deinige war, den die kleine Canossa — wie heißt sie doch? richtig: die Antiope! — am Finger trug. Die närrische Mutter fand ihn und hat daraus ihr Märchen gesponnen. Antiope ist natürlich an alledem unschuldig wie ein neugeborenes Kind — wer es anders meint, hat es mit mir zu thun!“

„Wahrlich nicht ich!“ rief Astorre. „Antiope ist rein wie der Himmel! Der Ring wurde von einem Zufall gerollt!“ und er erzählte mit fliegenden Worten.

„Aber auch der Schwester, die zufuhr, darfst Du es nicht anrechnen, Astorre,“ versicherte Germano. „Ihr schoß das Blut zu Haupte, sie sah nicht, wen sie vor sich hatte. Sie glaubte die Närrin zu treffen, die ihr die Eltern verhunzte, und schlug die liebe Unschuld. Diese aber muß vor Gott und Menschen wieder zu Ehren und Würden gezogen werden. Laß das meine Sache sein, Schwager! Ich bin der Bruder. Es ist einfach.“

„Du sagst immer dasselbe und bleibst doch dunkel, Germano! Was gibst Du, wie vergütest Du es der Aermsten?“ fragte Ascanio.

„Es ist einfach,“ wiederholte Germano. „Ich biete Antiope Canossa meine Hand und mache sie zu meinem Weibe.“

Ascanio griff sich an die Stirn. Die Ueberraschung betäubte ihn. Als er dann aber, schnell sich besinnend, näher zusah, fand er das heroische Mittel gar nicht so übel; doch warf er einen geängstigten Blick auf den Mönch. Dieser, seiner selbst wieder mächtig, hielt sich mäuschenstille und lauschte aufmerksam. Das Ehrgefühl des Kriegers scholl wie ein heller Ruf durch die Wildniß seiner Seele.

„So treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage, Schwager,“ erläuterte Germano. „Das Mädchen wird in ihren Züchten und Ehren hergestellt. Den möchte ich sehen, der hinter meinem Weibe flüsterte! Dann stifte ich Frieden zwischen Euch Eheleuten. Diana braucht sich nicht länger vor Dir und sich selbst zu schämen und ist daneben von ihrem Jähzorne gründlich geheilt. Ich sage Dir: sie ist davon genesen, zeitlebens!“

Astorre drückte ihm die Hand. „Du bist brav!“ betonte er. Der gute Wille, seine Lust, ob sie himmlisch oder irdisch sei, tapfer zu überwinden, erstarkte in dem Mönche. Doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos; denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: nicht anders als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch

Antiope von einem Manne sich umfangen lassen, welcher sie kurzerdinge gefreit, um das Unrecht einer Schwester gut zu machen. Wir verzichten Alle! Entsagung und Kasteiung in der Welt wie im Kloster!

„Was geschehen muß, verschiebe ich nicht," drängte Germano. „Sonst würde sie sich schlummerlos wälzen." Ich weiß nicht, meinte er Diana oder Antiope. „Schwager, Du begleitest mich als Zeuge: ich thue es in den Formen."

„Nein, nein!" schrie Ascanio erschreckt. „Nicht Astorre! Nimm mich!"

Germano schüttelte den Kopf. „Ascanio, mein Freund," sagte er, „dazu eignest Du Dich nicht. Du bist kein ernsthafter Zeuge in Ehesachen! Auch wird der Mönch, mein Schwager, es nicht sich nehmen lassen, für mich zu werben. Es ist ja zum großen Theile seine eigene Angelegenheit. Nicht wahr, Astorre?" Dieser nickte. „So bereite Dich, Schwager. Mache Dich hübsch! Hänge Dir eine Kette um!"

„Und," scherzte Ascanio gezwungen, „wenn Du über den Hof gehst, tauche den Kopf in den Brunnen! Du selbst aber, Germano, trägst Panzer? So kriegerisch? Schickt sich das zur Freite?"

„Ich bin lange nicht aus den Riemen gekommen und sie kleiden mich. Was betrachtest Du mich von Kopf zu Füßen, Ascanio?"

„Ich frage mich, woher dieser Gepanzerte seine Sicherheit nimmt, nicht mitsammt der Sturmleiter seiner plötzlichen Werbung in den Graben geworfen zu werden?"

„Das kann nicht in Frage kommen," versetzte Germano seelenruhig. „Wird sich eine Beschämte und Geschlagene einem Ritter verweigern? Da wäre sie eine noch größere Närrin als ihre Mutter. Das ist doch sonnenklar, Ascanio. Komm, Astorre."

Während der Zurückbleibende mit verschlungenen Armen diese neue Wendung der Dinge bedachte, zweifelnd, ob dieselbe auf einen grünen Spielplatz blühender Kinder seiner Jugendfreunde, oder auf ein Camposanto führe, schritten diese den nicht langen Weg zu dem Palaste Canossa.

Der wolkenlose Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde, und horch! es läutete Ave. Der Mönch sprach innerlich seine Gewohnheitsgebete und sein etwas erhöht liegendes Kloster verlängerte zufällig das vertraute Geläute um ein paar friedlich wehmüthige Schläge, welchen die andern Stadtglocken den Luftraum nicht länger streitig machten. Auch der Mönch wurde des allgemeinen Friedens theilhaft.

Da traf sein Blick das Gesicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geschwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer seligen Insel zu erreichen. „Die süße Unschuld!" seufzte der Krieger.

Rasend schnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens sich selbst täuschte, wenn er sich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und sein Nebenbuhler war. Seine Brust empfand einen scharfen Biß, dann einen zweiten noch schärfern, daß er hätte aufschreien mögen. Und jetzt wühlte und wimmelte schon ein ganzes Nest grimmiger Schlangen in seinem Busen. Herrschaften, Gott möge uns Alle, Männer und Weiber, vor der Eifersucht behüten!

Sie ist die qualvollste der Peinen, und wer sie leidet, ist unseliger als meine Verdammten!

Mit verzogenem Gesichte und gepreßtem Herzen folgte der Mönch dem selbstbewußten Freier die Treppen des erreichten Palastes hinauf. Dieser stand leer und verwahrlost. Madonna Olympia mochte sich eingeschlossen haben. Kein Gesinde und alle Thüren offen. Sie durchschritten ungemeldet eine Reihe schon dunkelnder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer verhielten sie sich stille, denn die junge Antiope saß am Fenster.

Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust zu Nacken umfing. Ihre gezauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die schmachtenden Lippen schlürften den Himmel. Das geschlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erschlafften Armen; aber in der Stille ihres Herzens frohlockte sie und pries ihre Schmach, denn diese hatte sie mit Astorre auf ewig vereinigt.

Und entzündet sich nicht heute noch und bis ans Ende der Tage aus tiefstem Mitleide höchste Liebe? Wer widersteht dem Anblicke des Schönen, wenn es ungerecht leidet? Ich lästere nicht und kenne die Unterschiede, aber auch das Göttliche wurde geschlagen und wir küssen seine Striemen und Wunden.

Antiope grübelte nicht, ob Astorre sie liebe. Sie wußte es. Da war kein Zweifel. Sie war davon überzeugter als von den Athemzügen ihrer Brust und den Schlägen ihres Herzens. Keine Silbe hatte sie mit Astorre gewechselt vom ersten Schritt des Weges an, den sie zusammengingen. Die Hände hielten sich nicht fester beim letzten: sie verwuchsen, ohne sich zu drücken. Sie durchdrangen sich, wie zwei leichte geistige Flammen, und waren doch beim Scheiden wie die Wurzel aus der Erde kaum auseinander zu lösen.

Antiope vergriff sich an fremdem Eigenthum und beging Raub an Dianen fast in Unschuld, denn sie hatte weder Gewissen mehr noch auch nur Selbstbewußtsein. Padua, das mit seinen Thürmen vor ihr lag, Mutter, des Mönches Verlöbniß, Diana, die ganze Erde, alles war vernichtet: nichts als der Abgrund des Himmels, und dieser gefüllt mit Licht und Liebe.

Astorre hatte von der ersten zur letzten Stufe der Treppe mit sich gerungen und meinte den Sieg erkämpft zu haben. Ich werde das Opfer vollbringen, prahlte er gegen sich selbst, und Germano bei seiner Werbung zur Seite stehen. Auf dem obersten Tritte rief er noch alle seine Heiligen an, voraus Sanct Franciscus, den Meister der Selbstüberwindung. Er griff in die Brust und glaubte, durch den himmlischen Beistand stark wie Herkules, die Schlangen erwürgt zu haben. Aber der Heilige mit den vier Wundmalen hatte sich abgewendet von dem untreuen Jünger, der seinen Strick und seine Kutte verschmähte.

Der daneben stehende Germano entwarf indessen seine Rede, konnte aber nicht über die zwei Argumente hinauskommen, welche ihm gleich anfänglich eingeleuchtet hatten. Uebrigens war er guten Muthes — hatte er doch schon öfter im Reiterkampfe seine Germanen angeredet — und fürchtete sich nicht vor einem Mädchen. Nur das Warten ertrug er ebensowenig als vor der Schlacht. Er klirrte leis mit dem Schwert an den Panzer.

Antiope schrak zusammen, blickte hin, erhob sich rasch und stand, den Rücken gegen das Fenster gewendet, mit dunkelndem Antlitz den sich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber.

„Sei getrost, Antiope Canossa!" redete Germano. „Ich bringe Dir diesen mit, Astorre Vicedomini, welchen sie den Mönch nennen, den Gatten meiner Schwester Diana, als gültigen Zeugen: siehe, ich bin gekommen, Dich — ohne Vater wie Du bist und bei einer solchen Mutter — von Dir selbst zum Weibe zu begehren. Meine Schwester hat sich gegen Dich vergangen" — er sträubte sich, ein stärkeres Wort zu brauchen und damit Dianen, die er verehrte, preiszugeben — „und ich, der Bruder, bin da, gut zu machen, was die Schwester schlecht gemacht hat. Du an meiner und Diana an der Hand Astorre's, so Euch entgegenkommend, werdet Ihr Weiber Euch leicht versöhnen."

Der athemlos lauschende Mönch stieß sich an dieser rohen Gleichstellung der Schlagenden und der Geschlagenen, der Schuldigen und der Schuldlosen — oder krümmte sich eine Natter? „Germano, so wirbt man nicht!" raunte er dem Gepanzerten zu.

Dieser vernahm es und da zugleich die dunkle Antiope mäuschenstille blieb, verstimmte er sich. Er fühlte, daß er weicher reden sollte, und sprach barscher. „Ohne Vater und mit einer solchen Mutter," wiederholte er, „bedürfet Ihr einer männlichen Hut! Das konntet Ihr heute lernen, junge Herrin. Ihr werdet nicht zum andern Male vor ganz Padua beschämt und geschlagen werden wollen! Gebet Euch mir, wie Ihr seid, und ich schirme Euch vom Wirbel zur Zehe!" Offenbar dachte Germano an seinen Panzer.

Astorre fand diese Werbung von empörender Härte: Germano, so schien ihm, behandelte Antiope wie eine Kriegsgefangene — oder zischte die Schlange? „So wirbt man nicht, Germano!" keuchte er. Dieser wendete sich halb. „Wenn Du es besser versteheſt," sagte er verdrießlich, „wirb Du für mich, Schwager." Er trat raumgebend bei Seite.

Da näherte sich Astorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit sich einander berührenden Fingerspitzen und seine flehenden Blicke befragten das dunkle Haupt auf dem blassen Goldgrunde. „Findet Liebe Worte?" stammelte er. . . . Dämmerung und Schweigen . . .

Endlich lispelte Antiope: „Für wen wirbst Du, Astorre?" „Für diesen hier, meinen Bruder Germano," preßte er hervor. Da barg sie das Antlitz mit den Händen.

Jetzt ging Germano die Geduld aus. „Ich werde deutsch mit ihr reden," grollte er, und: „Kurz und gut, Antiope Canossa," ließ er das Mädchen rauh an, „wirst Du mein Weib oder nicht?"

Antiope schaukelte das kleine Haupt sanft und sachte, aber trotz der wachsenden Nacht mit deutlicher Verneinung.

„Ich habe meinen Korb," sprach Germano trocken. „Komm, Schwager!" und er verließ den Saal mit eben so festen Schritten, als er ihn betreten hatte. Der Mönch aber folgte ihm nicht.

Astorre verharrte in seiner flehenden Stellung. Dann ergriff er, selbst zitternd, Antiope's zitternde Hände und löste sie von dem Antlitz. Welcher

Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden.

Auch wurde es darin so stille, daß, wäre ihr Ohr nicht voll stürmischen Jubels und seliger Chöre gewesen, die Liebenden leicht die in einem anstoßenden Gelasse unter der Stimme gemurmelten Sätze einer Seelenmesse hätten vernehmen können. Das verhielt sich so: neben Antiope's Kammer, einige Stufen tiefer, lag die Hauskapelle, und heute jährte sich zum dritten Male der Tod des Grafen Canossa.

Ebenso wenig hatten sie die schlurfenden Pantoffeln der Madonna Olympia vernommen, welche die Tochter gesucht hatte und nun bei dem spärlichen Scheine der Hausleuchte, die sie in der Hand trug, das Liebespaar still und aufmerksam betrachtete. Daß die frechste Lüge einer ausschweifenden Einbildungskraft vor ihren Augen in diesen zärtlich verschlungenen Gestalten zu That und Wahrheit wurde, darüber wunderte sich Madonna Olympia nicht; aber, es sei der Thörin zum Lobe gesagt, ebenso wenig kostete sie einen Genuß der Rache. Sie weidete sich nicht an dem der gewaltthätigen Diana bevorstehenden bittern Leiden, sondern es überwog die einfache Zärtlichkeit und mütterliche Freude, ihr Kind zu seinem Preise gewerthet, begehrt und geliebt zu sehen.

Da jetzt, von einem scharfen Strahl aus ihrer Leuchte getroffen, die Beiden verwundert aufblickten, fragte sie mit einer weichen und natürlichen Stimme: „Astorre Vicedomini, liebst Du die Antiope Canossa?"

„Ueber Alles, Madonna!" antwortete der Mönch.

„Und vertheidigst sie?"

„Gegen eine Welt!" rief Astorre verwegen.

„So ist es recht," begütigte sie, „aber nicht wahr, Du meinst es redlich? Du verstoßest sie nicht, wie Dianen? Du närrst mich nicht? Du machst eine arme Thörin, wie sie mich nennen, nicht unglücklich? Du lässest mein Kindchen nicht wieder zu Schanden kommen? Du suchst keine Ausflüchte noch Aufschübe? Du gibst den Augen die Gewißheit und führst die Antiope gleich, als ein frommer Christ und wackerer Edelmann, zum Altar? Auch hast Du nicht weit nach dem Pfaffen zu gehen. Hörst Du es murmeln? Da unten kniet einer."

Und sie öffnete eine niedrige Thür, hinter welcher ein paar steile Stufen in das häusliche Heiligthum hinabführten. Astorre wagte einen Blick: unter dem plumpen Gewölbe vor einem kleinen Altar bei dem ungewissen Lichte weniger Kerzen wurde Messe gelesen von einem Barfüßer, welcher ihm an Alter und Gestalt nicht unähnlich war und auch die Kutte und den Strick des heiligen Franciscus trug.

Ich glaube, daß dieser Barfüßer hier und gerade zu dieser Stunde durch göttliche Schickung knieen und murmeln mußte, um Astorre zum letzten Male zu erschrecken und zu warnen. Doch in seinen lodernden Adern wurde die Arznei zum Gifte. Da er die Verkörperung seines Klosterlebens erblickte, kam ein trotziger Geist des Frevels und der Sicherheit über ihn. „Mit gleichen Füßen habe ich über mein erstes Gelübde weggesetzt," lachte er innerlich, „und siehe, die Schranke verflüchtigte sich unter meinem Sprunge — warum nicht die zweite, dritte, vierte? Meine Heiligen haben mich unterliegen lassen! Vielleicht retten

und beschützen sie den Sünder!" Der Verwildernde bemächtigte sich Antiope's und trug sie mehr, als daß er sie führte, die Stufen hinunter; Madonna Olympia aber, die sich nach einem kurzen lichten Momente wieder verwirrte, schlug hinter dem Mönch und ihrem Kinde die schwere Thüre zu, wie hinter einem gelungenen Fange, einer gehaschten Beute, und lauschte durch das Schlüsselloch.

Was sie sah, bleibt ungewiß. Nach der Meinung des Volkes hätte Astorre den Barfüßer mit gezogenem Schwerte bedroht und vergewaltigt. Das ist unmöglich, denn Astorre hat niemals mehr den Leib mit einem Schwerte gegürtet. Der Wahrheit näher mag es kommen, daß der Barfüßer — traurig zu sagen — ein schlechter Mönch war und der Beutel unter seine Kutte wanderte, den Astorre zu sich gesteckt hatte, da er die Ringe kaufen ging.

Daß sich aber der Priester anfänglich gesperrt hat, daß die zwei Mönche mit einander rangen, daß das schwere Gewölbe eine häßliche Scene verbarg — solches lese ich in dem gequälten und verzerrten Gesichte der Lauscherin. Donna Olympia verstand, daß da unten ein Frevel begangen wurde, und daß sie als die Anstifterin und Mitschuldige desselben der Strenge des Gesetzes oder der Rache einer Verrathenen sich preisgebe, und da sich heute die Hinrichtung des Grafen ihres Gemahles jährte, glaubte sie auch *ihr* thörichtes Haupt dem Beile unrettbar verfallen. Sie wähnte den leisen Tritt Ezzelins zu vernehmen: da floh sie und schrie: „Hilfe! Mörder!"

Die Geängstigte stürzte auf den Flur und an das in den engen innern Hof blickende Fenster. „Mein Maulthier! meine Sänfte!" rief sie hinunter, und lachend über den doppelten Befehl — das Maulthier war für das Land, die Sänfte für die Stadt — erhob sich das Gesinde der Thörin langsam und bequem aus einem Winkel, wo es bei einer Kürbislaterne trank und würfelte. Ein alter Stallmeister, welcher allein der unglücklichen Herrin Treue hielt, sattelte bekümmert zwei Maulthiere und führte sie durch den Thorweg auf den an der Gasse liegenden Vorplatz des Palastes: er hatte Donna Olympia schon auf mancher Irrefahrt begleitet. Die Andern folgten witzereißend mit der Sänfte.

Auf der großen zum Palastthore führenden Treppe stieß die flüchtige Thörin, welche der auch bei den Unseligen übermächtige Trieb der Selbsterhaltung sogar ihr geliebtes Kind vergessen ließ, gegen den behenden Ascanio, der in Sorge um das Ende der Werbung Germano's auf Kundschaft ausgegangen war.

„Was ist geschehen, Signora?" fragte er eilig.

„Ein gräßliches Unglück!" krächzte sie wie ein auffliegender Rabe, rannte die Treppe hinab, saß auf ihrem Thier, stachelte es mit rasender Ferse und verschwand im Dunkel.

Ascanio suchte durch die finstern Gemächer bis in die von dem stehen gebliebenen Licht der Madonna Olympia erhellte Kammer Antiope's. Eintretend sah er zwei schöne Gespenster aus dem Boden steigen. Er erbebte. „Astorre, Du bist mit ihr vermählt!" Der schallvolle Name dröhnte im Echo des Gewölbes wie die Tuba jenes Tages. „Und Du trägst Dianens Ring am Finger!"

Astorre riß ihn ab und schleuderte ihn.

Ascanio stürzte an das offene Fenster, durch welches der Ring gesprungen

war. „Er ist in eine Spalte zwischen zwei Quadern geglitscht," sprach es nach einer Weile aus der Gasse herauf. Ascanio erblickte Turbane und Eisenkappen. Es waren die Leute des Vogtes, welche ihre nächtliche Runde begannen.

„Auf ein Wort, Abu Mohammed!" rief er, rasch besonnen, einen weißbärtigen Greis, der höflich erwiderte: „Dein Wunsch ist mir Befehl!" und mit zwei andern Sarazenen und einem Deutschen im Thore des Palastes verschwand.

Abu-Mohammed-al-Tabîb überwachte nicht nur die Sicherheit der Straße, sondern betrat auch das Innerste der Häuser, um Reichsverräther — oder was Ezzelin so benannte — zu verhaften. Kaiser Friedrich hatte ihn seinem Schwiegersohne dem Tyrannen geschenkt, damit er diesem eine sarazenische Leibwache werbe, und an deren Spitze war er in Padua verblieben. Abu Mohammed war eine feine Erscheinung und hatte gewinnende Formen. Er nahm Antheil an dem Schmerze der Familie, deren Glied er in den Kerker oder zum Blocke führte, und tröstete die betrübte in seinem gebrochenen Italienisch mit Sprüchen arabischer Dichter. Ich glaube, daß er seinen Beinamen „al Tabîb", d. i. der Arzt, wenn er auch einige chirurgische Kenntnisse und Griffe besitzen mochte, zuerst und voraus gewissen ärztlichen Manieren verdankte: ermuthigenden Handgeberden, beruhigenden Worten, wie z. B.: „Es geht vorüber," oder: „Es thut nicht weh," womit die Jünger Galens eine schmerzliche und gefährliche Operation vorzubereiten pflegen. Kurz, Abu Mohammed behandelte das Tragische gelinde und war zur Zeit meiner Fabel trotz seines strengen und bittern Amtes in Padua keine verhaßte Persönlichkeit. Später, da der Tyrann eine Lust daran fand, menschliche Leiber zu martern, woran Du nicht glauben kannst, Cangrande! verließ ihn Abu Mohammed und kehrte zu seinem Kaiser zurück.

Auf der Schwelle des Gemaches winkte Abu Mohammed seinen drei Begleitern, stehen zu bleiben. Der Deutsche, der die Fackel trug, ein trotzig blickender Geselle, verharrte nicht lange. Er hatte heute zur Vesperstunde Germano nach dem Palaste Vicedomini begleitet und dieser ihm zugelacht: „Laß mich jetzt! Ich verlobe hier mein Schwesterchen Diana dem Mönche." Der Germane kannte die Schwester seines Hauptmanns und hatte eine Art stiller Neigung zu ihr, ihres hohen Wuchses und ihrer treuen Augen halber. Da er nun den Mönch, welchem er heute Mittag zur Seite geritten, Hand in Hand mit einem kleinen und zierlichen Weibe sah, das ihm, neben dem großen Bilde Dianens, als eine Puppe erschien, witterte er Treubruch, schmiß erzürnt die lodernde Fackel auf den Steinboden, wo sie der eine der Sarazenen behutsam aufhob, und eilte davon, den Verrath des Mönches Germano zu melden.

Ascanio, der den Deutschen errieth, bat Abu Mohammed, ihn zurückzurufen. Dieser aber weigerte sich. „Er würde nicht gehorchen," sagte er sanft, „und mir zwei oder drei meiner Leute niederhauen. Mit welchem andern Dienste, Herr, bin ich Dir gefällig? Verhafte ich diese blühenden Jugenden?"

„Sie wollen uns trennen!" schrie Antiope und suchte Schutz in den Armen des Mönches. Jetzt da sie vor dem Altar an Diana gefrevelt, hatte sie mit einer schuldlosen Seele auch einen Theil ihrer natürlichen Beherztheit eingebüßt. Der Mönch, welchen seine Schuld vielmehr verwilderte und begeisterte, that einen Schritt gegen den Sarazenen und riß ihm unversehens das Schwert aus der

Scheide. „Vorsichtig, Knabe, Du könntest Dich schneiden," warnte dieser gutmüthig.

„Laß Dir sagen, Abu Mohammed," erklärte Ascanio, „dieser Rasende ist der Gespiele meiner Jugend und war lange Zeit der Mönch Astorre, den Du sicherlich auf den Straßen Paduas gesehen hast. Der eigene Vater hat ihn um sein Klostergelübde geprellt und mit einem ungeliebten Weibe vermählt. Vor wenigen Stunden wechselte er mit ihr die Ringe, und jetzt, wie Du ihn hier siehst, ist er der Gatte dieser Andern."

„Verhängniß!" urtheilte der Sarazene mild.

„Und die Verrathene," fuhr Ascanio fort, „ist Diana Pizzaguerra, die Schwester Germano's! Du kennst ihn. Er glaubt und traut lange, sieht und greift er aber, daß er ein Getäuschter und Betrogener ist, so spritzt ihm das Blut in die Augen und er tödtet."

„Nicht anders," bestätigte Abu Mohammed. „Er ist von der Mutter her ein Deutscher und diese sind Kinder der Treue! Nicht alle jedoch: es gibt einen Schlauen unter ihnen."

„Rathe mir, Sarazene. Ich weiß nur eine Auskunft: vielleicht eine Rettung. Wir bringen die Sache vor den Vogt. Ezzelin mag richten. Inzwischen bewachen Deine Leute den Mönch in seinem eigenen festen Hause. Ich eile zum Ohm. Diese aber bringst Du, Abu Mohammed, zu der Markgräfin Cunizza, der Schwester des Vogts, der frommen und leutseligen Domina, die hier einige Wochen Hof hält. Nimm die hübsche Sünderin! Ich anvertraue sie Deinem weißen Barte." „Du darfst es," versicherte Mohammed.

Antiope aber umklammerte den Mönch und schrie noch kläglicher, als das erste Mal: „Sie wollen mich von Dir trennen! Laß mich nicht, Astorre! Keine Stunde! keinen Augenblick! Oder ich sterbe!" Der Mönch hob das Schwert.

Ascanio, der jede Gewaltthat verabscheute, blickte den Sarazenen fragend an. Dieser betrachtete die sich umschlungen Haltenden mit väterlichen Augen. „Laß die Schatten sich umarmen!" sagte er dann weichgestimmt, sei es, daß er ein Philosoph war und das Leben für Schein hielt, sei es, daß er sagen wollte: vielleicht verurtheilt sie morgen Ezzelin zum Tode, gönne den verliebten Faltern die Stunde!

Ascanio zweifelte nicht an der Wirklichkeit der Dinge; desto zugänglicher war er dem zweiten Sinne des Spruches. Nicht allein als der Leichtfertige der er war, sondern auch als ein Gütiger und Menschlicher zauderte er, die Liebenden auseinander zu reißen.

„Astorre," fragte er, „kennst Du mich?"

„Du warst mein Freund," antwortete dieser.

„Und bin es noch. Du hast keinen treuern."

„Trenne mich nicht von ihr!" flehte jetzt der Mönch in einem so ergreifenden Tone, daß Ascanio nicht widerstand. „So bleibet zusammen," sagte er, „bis Ihr vor das Gericht tretet." Er flüsterte mit Abu Mohammed.

Dieser näherte sich dem Mönche, entwand ihm sachte das Schwert, Finger um Finger von dem Griffe lösend, und ließ es in die Scheide an seiner Seite zurückfallen. Dann trat er ans Fenster, winkte seiner Schar, und die Sarazenen

bemächtigten sich der auf dem Vorplatze stehen gebliebenen Sänfte Madonna Olympia's.

Durch eine finstere Gasse bewegte sich die schleunige Flucht: Antiope voran, von vier Sarazenen getragen, ihr zur Seite der Mönch und Ascanio, dann die Turbane. Abu Mohammed schloß den Zug.

Dieser eilte an einem kleinen Platz und einer beleuchteten Kirche vorüber. In die enge dunkle Fortsetzung der Gasse einmündend, stieß er in hartem Anprall mit einem ihm entgegenkommenden andern, ebenfalls von zahlreichem Volke begleiteten Zuge zusammen. Heftiges Geschrei erhob sich. „Raum der Sposina!" rief die Menge. Chorknaben brachten aus der Kirche lange Kerzen herbei, deren wehende Flämmchen sie mit vorgehaltener Hand schützten. Der gelbe Schimmer zeigte eine geneigte Sänfte und eine umgestürzte Bahre. La Sposina war ein gestorbenes Bräutchen aus dem Volke, das zu Grabe getragen wurde. Die Todte blieb unendlich ruhig und ließ sich gelassen wieder auf ihre Bahre legen. Das versammelte Volk aber erblickte den Mönch, der die aus der Sänfte gesprungene Antiope schützend umfing, und es wußte doch, daß der Mönch heute mit Diana Pizzaguerra sich vermählt hatte. Abu Mohammed schaffte Ordnung. Ohne weitern Unfall erreichte man den Palast.

Astorre und Antiope wurden von der Dienerschaft mit bestürzten und entsetzten Blicken empfangen. Sie verschwanden im Thore, ohne von Abu Mohammed und Ascanio Abschied genommen zu haben. Dieser wickelte sich in sein Kleid und begleitete noch einige Schritte weit den Sarazenen, welcher die Stadtburg, die er bewachen sollte, umging, ihre Thore zählend und mit dem Blicke die Höhe ihrer Mauern messend.

„Ein gefüllter Tag," sagte Ascanio.

„Eine selige Nacht," erwiderte der Sarazene, den sternbesäten Himmel betrachtend. Die ewigen Lichter, ob sie nun unsere Schicksale beherrschen oder nicht, wanderten nach ihren stillen Gesetzen, bis ein junger Tag, der jüngste und letzte Astorre's und Antiope's, die göttliche Fackel schwang.

In einer Morgenstunde desselben lauschte der Tyrann mit seinem Neffen durch ein kleines Rundbogenfenster seines Stadtthurmes auf den anliegenden Platz hinunter, den eine aufgeregte Menge füllte, murmelnd und tosend wie die wechselnde Meereswoge.

Die gestrige Begegnung der Sänfte mit der Bahre und der daraus entstandene Tumult hatte blitzschnell durch die ganze Stadt verlautet. Alle Köpfe beschäftigten sich wachend und träumend mit nichts anderm mehr, als mit dem Mönche und seiner Hochzeit: nicht nur dem Himmel habe der Ruchlose sein Gelübde gebrochen, sondern jetzt auch der Erde, seine Braut habe er verrathen, seinen Reif verschleudert, in rasend raschem Wechsel mit einmal aufgeloderten Sinnen ein neues, fremdes Weib gefreit, ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Blüthe des Lebens, und aus der zerrissenen Kutte sei ein gieriger Raubvogel aufgeflattert. Aber der gerechte Tyrann, der kein Ansehen der Person kenne, lasse das Haus, das den Verbrecher und die Verbrecherin verberge, von seinen Sarazenen bewachen; er werde heute, bald, jetzt die Missethat der zwei Vornehmen — denn die junge Sünderin Antiope sei eine Canossa — vor seinen Stuhl ziehen,

der keuschen Diana ihr Recht schaffen und dem durch das schlechte Beispiel eines verdorbenen Adels beleidigten tugendhaften Volke die blutenden Köpfe der zwei Schuldigen durch das Fenster zuwerfen.

Der Tyrann ließ sich, während er einen beobachtenden Blick auf die gährende Masse warf, von Ascanio das Gestrige berichten. Die Verliebung rührte ihn nicht, nur der zugerollte Ring beschäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schicksals. „Ich lobe," sagte er dann, „daß Du sie bewachst! Ich tadle, daß Du sie gestern nicht auseinander gerissen hast. Das Verlöbniß mit Diana besteht zu Recht. Das mit dem Schwert erzwungene oder mit dem Beutel gekaufte Sacrament ist so nichtig als möglich. Der Pfaffe, der sich erschrecken oder bestechen ließ, verdient den Galgen und, wird er eingefangen, so baumelt er. Noch einmal: warum tratest Du nicht zwischen den Unmündigen und das Kind? Warum zerrtest Du nicht einen Taumelnden aus den Armen einer Berauschten? Jetzt sind sie Gatten."

Ascanio, welcher sich wieder hell und leichtfertig geschlafen hatte, verbarg ein Lächeln. „Epikuräer!" strafte ihn Ezzelin. Er aber schmeichelte: „Es ist geschehen, gestrenger Ohm. Wenn Du den Fall in Deinen Machtkreis ziehst, ist Alles gerettet! Beide Parteien habe ich vor Deinen Richterstuhl beschieden auf diese neunte Stunde." Ein gegenüberstehender Campanile schlug sie. „Wolle nur, Ezzelin, und Deine feste und kluge Hand löst den Knoten spielend. Liebe verschwendet und Geiz kennt Ehre nicht. Der verliebte Mönch wird dem niederträchtigen Geizhals, als welchen wir Alle diesen würdigen Pizzaguerra kennen, hinwerfen, was er verlangt. Germano freilich wird das Schwert ziehen, aber Du heißest es ihn in die Scheide zurückstoßen. Er ist Dein Mann. Er knirscht, aber er gehorcht."

„Ich frage mich," erwiderte Ezzelin, „ob ich recht thue, den Mönch dem Schwerte meines Germano zu entreißen. Darf Astorre länger leben? Kann er es, jetzt da er nach verschleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe getreten hat und der Cantus firmus des Mönches zum Gassenhauer entartet ist? Doch — was an mir liegt — friste ich dem Treubrüchigen und Werthlosen das Leben. Allein ich vermag nichts gegen sein Schicksal. Ist Astorre dem Schwerte Germano's verfallen, so kann ich diesen es senken heißen, jener rennt doch hinein. Ich kenne das. Ich habe das erfahren." Und er verfiel in ein Brüten.

Scheu wandte Ascanio den Blick seitwärts. Er wußte eine grausame Geschichte:

Einst hatte der Tyrann ein Castell erobert und die Empörer, die es gehalten hatten, zum Schwerte verurtheilt. Der erste beste Kriegsknecht schwang es. Da kniete, um den Todesstreich zu empfangen, ein schöner Ephebe, dessen Züge den Tyrannen fesselten. Ezzelin glaubte die seinigen zu erkennen und fragte den Jüngling nach seinem Ursprunge. Es war der Sohn eines Weibes, das Ezzelin in seiner Jugend sündig geliebt hatte. Er begnadigte den Verdammten. Dieser, von der eigenen Neugierde und den Sticheleien der neidischen Andern, welche ihre Söhne durch jenes Bluturtheil eingebüßt hatten, gereizt und verfolgt, ruhte nicht, bis er das Räthsel seiner Bevorzugung löste. Er soll den Dolch gegen die eigene

Mutter gezückt und ihr das böse Geheimniß abgepreßt haben. Seine enthüllte unehrliche Geburt empörte ihn dann und nagte an seinem jungen Herzen. Er verschwur sich von neuem gegen den Tyrannen, überfiel ihn auf der Straße und wurde von demselben Kriegsknechte, der zufällig der Erste war, Ezzelin zu Hilfe zu eilen, und mit demselben Schwerte niedergestoßen.

Der Tyrann brütete eine Weile über dem Schicksale seines Sohnes, dann erhob er langsam das Haupt und fragte gedehnt: „Was aber wird aus Diana?"

Ascanio zuckte die Achseln. „Diana hat einen Unstern. Zwei Männer hat sie verloren, den einen an die Brenta, den andern an ein lieblicheres Weib. Und dazu der karge Vater! Sie geht in ein Kloster. Was bliebe ihr sonst?"

Jetzt erhob sich drunten auf dem Platze ein Murren, ein Schelten, ein Verwünschen, ein Drohen. „Mordet den Mönch!" reizten einzelne Stimmen, aber ehe sie in einen allgemeinen Schrei sich vereinigten, ging der Volkszorn auf die seltsamste Weise in ein erstauntes und bewunderndes „Ach!" über. „Ach, wie schön ist sie!" Der Tyrann und Ascanio konnten durch ihr Fenster den Aufritt der Sarazenen mit ihren schlanken Berbern, in deren Mitte der Mönch Astorre und sein junges Weib auf Maulthieren saßen, bequem beobachten. Die Vicedomini ritt verschleiert. Aber da die tausend Fäuste des Volkes sich gegen den Mönch ihren Gemahl ballten, hatte sie sich vor ihn geworfen. Die leidenschaftliche Geberde zerriß den Schleier. Es war nicht der Liebreiz ihres Antlitzes allein, noch die Jugend ihres Wuchses, sondern das volle Spiel der Seele, das gestaltete Gefühl, der Athem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie gestern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiseste Furcht, denn er glaubte sich durch die Liebe gefeit, mit seiner warmen Beute einherzog.

Ezzelin betrachtete diesen Sieg der Schönheit fast verächtlich. Er wandte sein Auge theilnehmend gegen einen zweiten Aufritt, welcher aus der entgegenliegenden Gasse auf den Thurmplatz mündete. Drei Vornehme, wie Astorre und Antiope von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, suchten Bahn durch die Menge. In der Mitte ein schneeweißes Haupt: die würdige Erscheinung des alten Pizzaguerra. Ihm zur Linken Germano. Dieser hatte gestern schrecklich gezürnt, als ihm sein Deutscher die Kunde des Verrathes brachte, und stürzte spornstreichs zur Rache, wurde aber von dem Sarazenen ereilt, welcher ihn, den Vater und die Schwester auf die nächste Frühstunde in den Thurm Ezzelin's und vor das Gericht des Vogtes lud. Er hatte dann der Schwester den Verrath des Mönches geoffenbart, welchen er ihr lieber bis nach genommener Rache verheimlicht hätte, und sich über ihre Fassung gewundert. Diana ritt zur Rechten des Vaters, keine andere als sonst, nur daß sie den breiten Nacken um einen Gedanken tiefer als gestern trug.

Die Menge, welche die Gekränkte und ihr Recht Fordernde eine Minute früher mit zürnendem Jubel begrüßt hätte, begnügte sich jetzt, das Auge noch geblendet von dem Glanze Antiope's und den Frevel des Mönches begreifend und mitbegehend, der Gedrückten ein mitleidiges: „Arme! Aermste! Immer Geopferte!" zuzumurmeln.

Jetzt standen die Fünfe vor dem Tyrannen, welcher in einem schlichten

nackten Saale auf einem nur um zwei Stufen über dem Boden erhöhten Stuhle saß. Vor ihm standen Kläger und Verklagte sich gegenüber: hier die beiden Pizzaguerra und, ein wenig bei Seite, die große Gestalt Diana's, dort, Hand in Hand geschlungen, der Mönch und Antiope, alle in Ehrfurcht, während Ascanio an den hohen Sessel des Tyrannen lehnte, als wolle er seine Unparteilichkeit und die Mitte wahren zwischen den zwei Jugendgespielen.

„Herrschaften," begann Ezzelin, „ich werde Euern Fall nicht als eine Staatssache, wo gebrochene Treue Verrath, und Verrath Majestätsverbrechen ist, behandeln, sondern als eine läßliche Familienangelegenheit. In der That, die Pizzaguerra, die Vicedomini, die Canossa sind ebenso edeln Blutes als ich, nur daß die Erhabenheit des Kaisers mich zu ihrem Vogte in diesen ihren Ländern gemacht hat." Ezzelin neigte das Haupt bei der Nennung der höchsten Macht; er konnte es nicht entblößen, da er dasselbe, wenn er es nicht mit dem Streithelm bedeckte, überall, selbst in Wind und Wetter, nach antiker Weise baar trug. „So bilden die zwölf Geschlechter eine große Familie, zu der auch ich durch mehr als eine meiner Ahnfrauen gehöre. Aber wie sind wir zusammengeschmolzen in Folge unseliger Verblendung und strafbarer Auflehnung Einiger unter uns gegen das höchste weltliche Amt! Wenn Ihr mir glaubet, so sparen wir nach Kräften zusammen, was noch vorhanden ist. In diesem Sinne halte ich die Rache der Pizzaguerra gegen Astorre Vicedomini auf, obwohl ich sie ihrer Natur nach eine gerechte nenne. Seid Ihr," er wendete sich gegen die Pizzaguerra, „mit meiner Milde nicht einverstanden, so höret und bedenket Eines: ich, Ezzelino da Romano, bin der erste und darum der Hauptschuldige. Hätte ich mein Roß nicht an einem gewissen Tage und zu einer gewissen Stunde längs der Brenta jagen lassen, Diana wäre standesgemäß vermählt und Dieser hier murmelte sein Brevier. Hätte ich meine Deutschen nicht zur Musterung befohlen an einem gewissen Tage und zu einer gewissen Stunde, so hätte mein Germano den Mönch nicht unzeitig auf einen Gaul gesetzt und dieser der Frau, welche er jetzt an der Hand hält, den ihr von seinem bösen Dämon —"

„Von meinem guten!" frohlockte der Mönch.

„— von seinem Dämon zugerollten Brautring wieder vom Finger gezogen. Darum, Herrschaften, begünstigt mich, indem Ihr mir die verwickelte Sache schlichten und beilegen helfet; denn besteht Ihr auf der Strenge, muß ich mich selbst zuerst verurtheilen!"

Dieser unerwartete Eingang brachte den alten Pizzaguerra keineswegs aus der Fassung, und als ihn der Tyrann anredete: „Edler Herr, Euer ist die Klage," sagte er kurz und karg: „Herrlichkeit, Astorre Vicedomini verlobte sich öffentlich und ganz nach den Gebräuchen mit meinem Kinde Diana. Dann aber, ohne daß Diana sich gegen ihn vergangen hätte, brach er sein Verlöbniß jäh, unbegründet, ungesetzlich, kirchenschänderisch. Diese That wiegt schwer und verlangt, wo nicht Blut, welches Deine Herrlichkeit nicht vergossen sehen will, eine ebenso schwere Sühne," und er machte die Geberde eines Krämers, der Gewichtstein um Gewichtstein in eine Wagschale legt.

„Ohne daß Diana sich vergangen hätte?" wiederholte der Tyrann. „Mich dünkt, sie verging sich. Hatte sie nicht eine Wahnsinnige vor sich? Und Diana

schalt und schlug! Denn Diana ist jähzornig und unvernünftig, wenn sie sich in ihrem Rechte verkürzt glaubt."

Da nickte Diana und sprach: „Du sagst die Wahrheit, Ezzelin."

„Das ist es auch," fuhr der Tyrann fort, „warum Astorre sein Herz von ihr abgekehrt hat: er erblickte eine Barbarin."

„Nein, Herr," widersprach der Mönch, die Verrathene von neuem beleidigend, „ich habe Diana nicht angeschaut, sondern das süße Antlitz, das den Schlag empfing, und mein Eingeweide erbarmte sich."

Der Tyrann zuckte die Achseln. „Du siehst, Pizzaguerra," lächelte er, „der Mönch gleicht einem sittsamen Mädchen, das zum erstenmal einen starken Wein geschlürft hat und sich danach geberdet. Wir aber sind alte, nüchterne Leute. Sehen wir zu, wie die Sache sich austragen läßt."

Pizzaguerra erwiderte: „Viel, Ezzelin, thäte ich Dir zu Gefallen, wegen Deiner Verdienste um Padua. Aber, läßt sich beleidigte Hausehre anders sühnen als mit gezogenem Schwerte?" So redete der Vater Dianens und machte mit dem Arm eine edle Bewegung, welche aber in eine Geberde ausartete, die einer geöffneten, wo nicht hingehaltenen Hand zum Verwechseln ähnlich sah.

„Biete, Astorre!" sagte der Vogt mit dem Doppelsinne: biete die Hand! oder: biete Geld und Gut!

„Herr," wendete sich jetzt der Mönch offen und edel gegen den Tyrannen, „wenn Du einen Haltlosen, ja einen Sinnberaubten in mir erblickst, ich zürne Dir es nicht, denn ein starker Gott, den ich leugnete, weil ich sein Dasein nicht ahnen konnte, hat sich an mir gerächt und mich überwältigt. Noch jetzt treibt er mich wie ein Sturm und jagt mir den Mantel über den Kopf. Muß ich mein Glück — bettelhaftes Wort! armselige Sprache! — muß ich das Höchste des Lebens mit dem Leben bezahlen: ich begreife es und finde den Preis niedrig gestellt! Darf ich aber leben und mit dieser leben, so markte ich nicht." Er lächelte selig: „Nimm meine Habe, Pizzaguerra!"

„Herrschaften," verfügte der Tyrann, „ich bevormunde diesen verschwenderischen Jüngling. Unterhandeln wir zusammen, Pizzaguerra. Du hörtest es: ich habe weite Vollmacht. Was denkst Du zu den Bergwerken der Vicedomini?"

Der ehrbare Greis schwieg, aber seine nahe zusammen liegenden Augen glitzerten wie zwei Diamanten.

„Nimm meine Perlfischereien dazu!" rief Astorre, aber Ascanio, der die Stufen heruntergeglitten kam, verschloß ihm den Mund.

„Edler Pizzaguerra," versuchte jetzt Ezzelin den Alten, „nimm die Bergwerke! Ich weiß, die Ehre Deines Hauses geht Dir über Alles und steht um keinen Preis feil, aber ich weiß ebenfalls, Du bist ein guter Paduaner und thust dem Stadtfrieden etwas zu Liebe."

Der Alte schwieg hartnäckig.

„Nimm die Minen," wiederholte Ezzelin, der das Wortspiel liebte, „und gib die Minne!"

„Die Bergwerke und die Fischereien?" fragte der Alte, als wäre er schwerhörig.

„Die Bergwerke, sagte ich. Damit gut! Sie ertragen viele tausend Pfunde.

Würdest Du mehr fordern, Pizzaguerra, so hätte ich mich in Deiner Gesinnung betrogen und Du setztest Dich dem häßlichen Verdachte aus, um Ehre zu feilschen."

Da der Geizhals den Tyrannen fürchtete und nicht mehr erlangen konnte, verschluckte er seinen Verdruß und bot dem Mönche die trockene Hand. „Ein schriftliches Wort, Lebens und Sterbens halber," sagte er dann, zog Stift und Rechenbüchlein aus der Gürteltasche, entwarf mit zitternden Fingern die Urkunde „coram domino Azzolino" und ließ den Mönch unterzeichnen. Dann verbeugte er sich vor dem Vogt und bat, ihn zu entschuldigen, wenn er, obwohl einer aus den Zwölfen, Altersschwäche halber der Hochzeit des Mönches nicht beiwohne.

Germano hatte seine Wuth verbeißend neben dem Vater gestanden. Jetzt löste er den einen seiner Eisenhandschuhe. Er schleuderte ihn dem Mönch ins Gesicht, hätte ihm nicht eine Herrschergeberde des Tyrannen Halt geboten.

„Sohn, gedenkst Du den öffentlichen Frieden zu brechen?" verbot jetzt auch der alte Pizzaguerra. „Mein väterliches Wort enthält und verbürgt auch das. Bei meinem Fluche! Bei Deiner Enterbung!" drohte er.

Germano lachte. „Kümmert Euch um Eure schmutzigen Händel, Vater!" warf er verächtlich hin, „und auch Du, Ezzelin, Herr von Padua, darfst es mir nicht verbieten! Es ist Mannesrecht und Privatsache. Verweigere ich dem Kaiser und Dir, seinem Vogte, den Gehorsam, so enthaupte mich; aber Du hinderst mich nicht, gerecht wie Du bist, diesen Mönch zu erwürgen, der meine Schwester geäfft und mich beheuchelt hat. Wäre Untreue straflos, wer möchte leben? Es ist des Platzes auf der Erde zu wenig für den Mönch und mich. Das wird er selbst begreifen, wenn er wieder zu Sinnen kommt."

„Germano," gebot Ezzelin, „ich bin Dein Kriegsherr. Morgen vielleicht wird die Tuba tönen. Du bist nicht Dein eigen, Du gehörst dem Reich!"

Germano erwiderte nichts. Er befestigte den Handschuh wieder. „Vor Zeiten," sagte er dann, „unter den blinden Heiden gab es eine Gottheit, welche das gebrochene Gelübde rächte. Das wird sich mit dem Glockengeläute nicht geändert haben. Ihr befehle ich meine Sache!" Rasch erhob er die Hand.

„So steht es gut," lächelte Ezzelin. „Heute Abend wird im Palaste Vicedomini Hochzeit mit Masken gefeiert, ganz wie gebräuchlich. Ich gebe das Fest und lade Euch ein, Germano und Diana. Ungepanzert, Germano! Mit kurzem Schwerte!"

„Grausamer!" stöhnte der Krieger. „Kommt, Vater! Wie möget Ihr den Herrschaften länger das Schauspiel Eurer Schande geben?" und er riß den Alten mit sich fort.

„Und Du, Diana?" fragte Ezzelin, da er vor seinem Stuhle nur noch diese und die Neuvermählten sah. „Begleitest Du nicht den Vater und den Bruder?"

„Wenn Du es gestattest, Herr," sagte sie, „hätte ich ein Wort mit der Vicedomini zu reden." An dem Mönche vorüber blickte sie fest auf Antiope.

Diese, deren Hand Astorre nicht losgab, hatte an dem Gerichte des Tyrannen einen leidenden aber tief erregten Antheil genommen. Bald erröthete das liebende Weib. Bald entfärbte sich eine Schuldige, die unter dem Lächeln und der Gnade Ezzelin's sein wahres und ein sie verdammendes Urtheil entdeckte. Bald jubelte

ein der Strafe entronnenes Kind. Bald regte sich unmerklich das erste Selbstgefühl der jungen Herrin, der neuen Vicedomini. Jetzt, von Diana ins Gesicht angeredet, warf sie ihr scheue und feindselige Blicke entgegen.

Diana ließ sich nicht beirren. „Schau her, Antiope!" sagte sie. „Dieser mein Finger" — sie streckte ihn — „trägt noch den Ring Deines Gatten. Den darfst Du nicht hier stecken lassen. Ich bin nicht abergläubischer als Andere, aber an Deiner Stelle wäre mir schlimm zu Muthe! Schwer hast Du Dich gegen mich vergangen, doch ich will sanft und milde sein. Heute Abend feierst Du Hochzeit mit Masken nach den Gebräuchen. Ich werde Dir erscheinen. Nahe Dich reuig und demüthig und ziehe mir den Ring vom Finger."

Die einst so beherzte Antiope stieß einen Schrei der Angst aus und klammerte sich an ihren Gatten. Dann, in seinen Armen geborgen, redete sie leidenschaftlich: „Ich soll mich erniedrigen? Was befiehlst Du, Astorre? Meine Ehre ist Deine Ehre! Ich bin nichts mehr als Dein Eigenthum, Dein Herzklopfen, Dein Athemzug und Deine Seele. Wenn Du willst und Du gebietest, dann!"

Astorre sprach, sein Weib zärtlich beruhigend, gegen Diana: „Sie wird es thun. Möge Dich ihre Demuth versöhnen! und die meinige! Sei mein Gast heute Nacht und bleibe meinem Hause günstig!" Er wendete sich zu Ezzelin, dankte ihm ehrerbietig für Gericht und Gnade, verneigte sich und entführte sein Weib. Auf der Schwelle aber wandte er sich noch fragend gegen Diana: „Und in welcher Tracht wirst Du erscheinen, daß wir Dich kennen und Dir Ehre bezeigen?"

Diese lächelte verächtlich: „Ich verkehre mit keinem Treubrüchigen." Sie wendete sich gegen Antiope. „Kommen werde ich als die, welche ich mich nenne und welche ich bin: die Unberührte, die Jungfräuliche!" sagte sie stolz. Dann wiederholte sie: „Antiope, vergiß nicht: reuig und demüthig!"

„Meinst Du es ehrlich, Diana? Führst Du nichts im Schilde?" zweifelte der Tyrann, als ihm die Pizzaguerra allein gegenüberstand.

„Nichts," erwiderte sie, jede Betheuerung verschmähend.

Ezzelin glaubte ihr. „Und was wird aus Dir, Diana?" fragte er.

„Ezzelin," antwortete sie, „vor diesem Deinem Richtstuhle hat mein Vater die Ehre und Rache seines Kindes um ein paar Erzklumpen verschachert. Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne bescheine. Für solche ist die Zelle!" Und sie verließ den Saal.

„Allervortrefflichster Ohm!" jubelte Ascanio. „Du vermählst das seligste Paar in Padua und verwandelst eine schlimme Geschichte in ein reizendes Märchen, womit ich einst, als ein ehrwürdiger Greis, meine Enkel und Enkelinnen am Herdfeuer ergötzen werde!"

„Idyllischer Neffe!" spottete der Tyrann. Dann trat er ans Fenster und blickte auf den Platz hinunter, wo die Menge noch in fieberhafter Neugier Stand hielt. Ezzelin hatte Befehl gegeben, die vor ihm Erschienenen durch eine Hinterpforte zu entlassen.

„Paduaner!" redete er jetzt mit gewaltiger Stimme und Tausende schwiegen wie eine Einöde. „Ich habe den Handel untersucht. Er war verwickelt und die Schuld getheilt. Ich vergab, denn ich bin zur Milde geneigt jedesmal,

wo die Majestät des Reiches außer Spiel ist. Heute Abend halten Hochzeit mit Masken Astorre Vicedomini und Antiope Canossa. Ich, Ezzelin, gebe das Fest und lade Euch Alle. Lasset es Euch schmecken, ich bin der Wirth! Euch gehören Schenke und Gasse! Den Palast Vicedomini aber betrete noch gefährde mir Keiner, sonst, bei meiner Hand! — und jetzt kehre ruhig Jeder in das Seinige, wenn Ihr mich lieb habet!"

Ein unbestimmtes Gemurmel drang empor. Dann verrieselte und verrann es.

„Wie sie Dich lieben!" scherzte Ascanio.

Dante schöpfte Athem.

„Nachdem der Tyrann sein Gericht gehalten hatte, verritt er zu noch nicht später Stunde nach einem seiner Castelle, wo er baute. Er begehrte Abends rechtzeitig nach Padua zurückzukehren, um die vor Diana sich demüthigende Antiope zu betrachten.

Aber gegen Voraussicht und Willen wurde er auf der mehrere Miglien von der Stadt entfernten Burg festgehalten. Denn dorthin kam ihm ein staubbedeckter Sarazene nachgesprengt und überreichte ihm ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, das umgehende Antwort verlangte. Die Sache war von Bedeutung. Ezzelin hatte vor Kurzem, eigenmächtig genug, eine kaiserliche Burg im Ferraresischen, in deren Befehlshaber, einem Sicilianer, sein Scharfblick den Verräther argwöhnte, nächtlicherweile überfallen, eingenommen und den zweideutigen kaiserlichen Burgvogt in Fesseln gelegt. Nun verlangte der Staufe Rechenschaft über diesen klugen, aber gewaltthätigen Eingriff in seinen Machtkreis. Die arbeitende Stirn in die Linke gelegt, ließ Ezzelin die Rechte über das Pergament gleiten und sein Stift zog ihn vom Ersten zum Zweiten und vom Zweiten zu einem Dritten. Gründlich unterhielt er sich mit dem erlauchten Schwiegervater über die Möglichkeiten und Ziele eines bevorstehenden oder wenigstens in Aussicht genommenen Feldzuges. So verschwand ihm Stunde und Zeitmaß. Erst als er sich wieder zu Pferde warf, erkannte er aus dem ihm vertrauten Wandel der Gestirne — sie blitzten in voller Klarheit —, daß er Padua kaum, oder nicht mehr vor Mitternacht erreichen werde. Wie ein verspätetes Gespenst flog er mit flatterndem Mantel über das nächtige Feld. Aber er beachtete seinen Weg wohl, und umritt selbst vorsichtig einen wenig tiefen Graben, über welchen der kühne Reiter an einem andern Tage spielend gesetzt hätte: er suchte das Schicksal zu verhindern, seinen Hengst zu stürzen und seine Fahrt zu bedrohen.

Während der Renner in gestrecktem Laufe den Raum verschlang und Padua's Lichter immer noch nicht schimmern wollten" — so endigte in raschen Sätzen Dante seine Fabel — „schwärzte sich die breite Stadtfeste der Vicedomini in der rasch wachsenden Dämmerung. Zügellose wechselten mit possierlichen Scenen auf dem nicht großen Platze. In der gedrängten Menge gohr eine wilde, zornige Lust, ein bacchantischer Taumel, welchem die ausgelassene Jugend der Hochschule ein Element des Spottes und Witzes beimischte.

Jetzt ließ sich eine schleppende Cantilene vernehmen, in der Art einer Litanei, wie unsere Landleute zu singen pflegen. Es war ein Zug Bauern, alt und jung, aus einem der zahlreichen Dörfer im Besitze der Vicedomini. Dieses

arme Volk, welches in seiner Abgelegenheit nichts von der Verweltlichung des Mönches, sondern nur in unbestimmten Umrissen die Vermählung des Erben erfahren, hatte sich vor Tagesanbruch mit den üblichen Hochzeitsgeschenken aufgemacht und erreichte nun sein Ziel nach einer langen Wallfahrt im Staube der Landstraße. Es hielt und duckte sich zusammen, langsam über den wogenden Platz vorrückend, hier ein lockiger Knabe, fast noch ein Kind, mit einer goldenen Honigwabe, dort eine scheue, stolze Dirne, ein blökendes bebändertes Lämmchen in den sorglichen Armen. Alle verlangten sie sehnlich nach dem Angesichte ihres neuen Herrn.

Nun verschwanden sie nach und nach in der Wölbung des Thores, wo rechts und links die eben angezündeten Fackeln in den Eisenringen zu lodern begannen und mit der letzten Tageshelle stritten. Im Thorwege befahl Ascanio, als Ordner des Festes, er der sonst so freundliche, mit einer schreienden und gereizten Stimme.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Frevelmuth des Volkes, und als jetzt die vornehmen Masken anlangten, wurden sie gestoßen, dem Gesinde die Fackeln entrissen und auf den Steinplatten ausgetreten, die Edelweiber von ihren männlichen Beschützern abgedrängt und von den Studenten lüstern gehänselt, eine Frechheit, welche diese an gewöhnlichen Abenden sofort mit einem Schwertstiche gebüßt hätten.

Dergestalt kämpfte unweit des Palastthores ein hohes Weib in der Tracht einer Diana mit einem immer enger sich schließenden Ringe von Klerikern und Schülern niedersten Ranges. Ein hagerer, abgelebter Mensch ließ seine mythologischen Kenntnisse glänzen. „Nicht Diana bist Du," näselte er verbuhlt, „sondern die der Salzfluth Entstiegene! Hier sitzt Dein Täubchen!" und er zeigte auf den silbernen Halbmond über der Stirne der Göttin. Diese aber schmeichelte nicht wie Aphrodite, sondern zürnte wie Artemis. „Weg, Schweine!" schalt sie. „Ich bin eine reinliche Göttin und bemenge mich nicht mit Klerikern!" „Gurr, gurr!" girrte die Hopfenstange und tastete mit den Knochenhänden, stieß aber in demselben Augenblicke einen durchdringenden Schrei aus. Der Bestrafte hob eine blutige Hand und zeigte dem Volke wimmernd seinen Schaden. Diese war durch und durch gestochen wie die durchbohrte eines Crucifixus: das muthige Weib hatte hinter sich in den Köcher gelangt — den entwendeten Jagdköcher ihres Bruders — einen Pfeil ergriffen und die ekle Hand gezüchtigt.

Aber schon wurde der Auftritt von einem andern ebenso grausamen, wenn auch unblutigen verdrängt. Eine alle erdenklichen Mißtöne und Widersprüche vereinigende Musik, die einem rasenden Streite der Verdammten in der Hölle glich, brach sich Bahn durch die betäubte und ergötzte Menge. Das niederste und schlimmste Volk — Beutelschneider, Kuppler, Dirnen, Betteljungen — blies, kratzte, pfiff, paukte, meckerte und grunzte vor und hinter einem seltsamen Paare. Ein großes, verwildertes Weib von zerstörter Schönheit ging Arm in Arm mit einem trunkenen Mönche in zerrissener Kutte. Dieses war der Klosterbruder Serapion, der, von dem Beispiele Astorre's aufgestachelt, nächtlicherweile aus der Zelle entsprungen war und sich seit einer Woche in der gemeinsten Lust wälzte. Vor einem aus der finstern Palastmauer vorspringenden erhellten

Erker machte die Horde Halt, und mit einer durchdringenden Stimme und der Geberde eines öffentlichen Ausrufers schrie das Weib: „Kund und zu wissen, Herrschaften: Heute Nacht schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope!“ Ein gellendes Gelächter begleitete diese Verkündigung.

Jetzt nickte aus dem schmalen Bogenfenster des Erkers die läutende Schellenkappe Gocciola's und ein melancholisches Gesicht zeigte sich der Gasse.

„Gutes Weib, sei stille!“ klagte der Narr weinerlich auf den Platz hinunter. „Du beleidigest meine Erziehung und verletzest mein Schamgefühl!“

„Guter Narr,“ antwortete die Schamlose, „stoße Dich nicht daran! Was die Vornehmen begehen, dem geben wir den Namen. Wir setzen die Titel auf die Büchsen der Apotheke!“

„Beim Daumen des Papstes,“ johlte Serapion, „das thuen wir! Bis Mitternacht soll die Hochzeit meines Brüderchens auf allen Plätzen Paduas ausgeschellt und hell verkündigt werden. Vorwärts, marsch. Hopsasa!“ und er hob das nackte Bein mit der Sandale aus den hangenden Fetzen der besudelten Kutte.

Dieser von der Menge wüthend beklatschte Schwank verscholl an den steilen Mauern der nächtigen Burg, deren Fenster und Gemächer zum großen Theile gegen die innern Hofräume gingen.

In einem stillen, geschützten Gemache wurde inzwischen Antiope von ihren Zofen, Sotte und einer andern, gekämmt und geschmückt. Astorre, welcher den nicht endenden Schwarm der Gäste oben an den Treppen empfing, hatte sie für eine Weile verlassen. Sie schaute in ihre eigenen ängstlichen Augen, die ihr aus einem Silberspiegel begegneten, welchen die Unterzofe mit einem gleichgültigen oder neidischen Gesicht in nackten frechen Armen hielt.

„Sotte,“ flüsterte das junge Weib bange, „Du ähnelst mir und bist ungefähr von meinem Wuchs: wechsle mit mir die Kleider, wenn Du mich lieb hast! Gehe hin und ziehe ihr den Ring vom Finger! Reuig und demüthig! Geschwind! Verbeuge Dich mit gekreuzten Armen vor der Pizzaguerra, wie die letzte Sklavin! Falle auf die Kniee! Wälze Dich am Boden! Wirf Dich ganz weg! Meinetwegen. Nur nimm ihr den Ring! Ich lohne fürstlich!“ und da sie Sotte zaudern sah: „Behalte alles Gewand und Geschmeide, was Du, Dich vor jener verneigend, auf dem Leibe tragen wirst!“ flehte die Herrin, und dieser Versuchung widerstand die eitle Sotte nicht.

Astorre, welcher der Pflicht des Wirthes einen Augenblick entwendete, um sein Liebstes zu besuchen, fand im Gemache zwei sich umkleidende Frauen. Er errieth. „Nein, Antiope!“ schalt er. „So darfst Du nicht durchschlüpfen. Es muß Wort gehalten werden! Ich verlange es von Deiner Liebe. Ich befehle es Dir!“ Indem er diesen gestrengen Spruch mit einem Kuß auf den ungehorsamen Nacken zu einem Koseworte machte, wurde er weggerissen von dem herbeieilenden Ascanio, welcher ihm vorstellte, seine Bauern wünschen ihm ihre Gaben ohne Verzug zu überreichen, um in der Kühle der Nacht den Heimweg anzutreten. Da sich Antiope wendete, um den Gatten wiederzuküssen, küßte sie die Luft.

Jetzt ließ sie sich rasch fertig kleiden. Selbst die leichtfertige Sotte erschreckte die Bläße des Angesichtes im Spiegel. Nichts lebte darin als die Augen und

der Schimmer der durch ein unheimliches Lachen halb entblößten Zähnchen. Der Schlag Dianens wurde auf Antiope's Stirne sichtbar.

Nach beendigtem Putze erhob sich das Weib Astorre's mit fiebernden Pulsen und hämmernden Schläfen, verließ die sichere Kammer und durcheilte die Säle, Dianen suchend. Sie wurde getrieben von dem Muthe der Furcht und wollte jubelnd mit dem zurückeroberten Ringe ihrem Gatten entgegeneilen, dem sie den Anblick ihrer Buße erspart hätte.

Sie unterschied bald aus den Masken die hochgewachsene Göttin der Jagd, erkannte in ihr die Feindin und folgte, bebend und zornige Worte murmelnd, der gemessen Schreitenden, welche den Hauptsaal verließ und sich gnädig in eines der schwach beleuchteten und nur halb so hohen Nebengemächer verlor. Die Göttin schien nicht die öffentliche Demüthigung der Schuldigen, sondern die Demuth des Herzens zu verlangen.

Jetzt neigte sich im Dämmerlicht Antiope vor Diana. „Gib mir den Ring!" bat sie hastig und tastete an dem kräftigen Finger.

„Demüthig und reuig?" fragte Diana.

„Wie anders, Herrin?" preßte das junge Weib mit kreischendem Tone hervor. „Aber Du treibst Dein Spiel mit mir, Grausame! Du biegst Deinen Finger, jetzt krümmst Du ihn!"

Ob Antiope es sich einbildete? Ob Diana wirklich dieses Spiel trieb? Ich halte sie dessen für unfähig. Genug, die Vicedomini hob den geschmeidigen Leib und rief, die flammenden Augen auf die strengen der Pizzaguerra gerichtet: „Neckst Du eine Frau, Mädchen?" Dann bog sie sich wieder und suchte mit beiden Händen der Göttin den Ring gewaltsam zu entreißen — da durchfuhr sie ein Blitz. Ihr die linke Hand überlassend, hatte die strafende Diana mit der Rechten den Pfeil aus dem Köcher gezogen und Antiope getödtet. Diese sank zuerst auf die linke, dann auf die rechte Hand, drehte sich halb und lag den Pfeil im Nacken, auf die Seite gewendet.

Der Mönch, der jetzt nach Verabschiedung seiner ländlichen Gäste zurückgeeilt kam und sein Weib suchte, fand eine Entseelte. Dem Pfeile, welchen er aus dem weißen Nacken zog, folgte ein spritzender Blutstrahl. Er auch verlor die Sinne.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, stand Germano vor ihm mit gekreuzten Armen. „Bist Du der Mörder?" fragte der Mönch.

„Ich morde keine Weiber," antwortete der Andere traurig. „Es ist meine Schwester, die ihr Recht gesucht hat."

Astorre tastete nach dem Pfeile und fand ihn. Aufgesprungen in einem Satze und das lange Geschoß mit der blutigen Spitze wie eine Klinge handhabend, fiel er in blinder Raserei den Jugendgespielen an. Der Krieger schauderte leicht vor dem schwarzgekleideten fahlen Gespenste mit den gesträubten Haaren und dem blutigen Pfeil in der Faust.

Er wich um einen Schritt. Das kurze Schwert ziehend, welches der Ungepanzerte heute trug und den Pfeil damit festhaltend, sagte er mitleidig: „Geh in Dein Kloster zurück, Astorre, das Du nie hättest verlassen sollen!" Da gewahrte er plötzlich den Tyrannen, der, gefolgt von dem ganzen Feste, welches

dem längst Erwarteten bis ans Thor entgegengestürzt war, ihm gerade gegenüber durch die Thüre trat.

Ezzelino streckte die Rechte, Friede gebietend, und Germano senkte seine Waffe vor dem Kriegsherrn. Der Mönch aber ergriff den Augenblick und stieß dem Ezzelin Entgegenschauenden den Todespfeil durch das Herz mit einer solchen Gewalt, daß er selbst in das von dem Berührten blitzschnell wieder gehobene Schwert stürzte.

Germano war still zurückgesunken, während der Mönch, von Ascanio gestützt, noch einige wankende Schritte that, um sich neben sein Weib betten zu lassen, Mund gegen Mund.

Die Hochzeitsgäste umstanden schweigend die todten Vermählten. Der Tyrann betrachtete sie ohne Ueberraschung, dann ließ er sich auf ein Knie nieder und drückte erst Antiope, darauf Astorre die Augen zu. Durch ein ins Freie gehendes offenes Fenster scholl eine mißtönige Musik herein. Dann wurden durch die Stille der Nacht ausgerufene Worte vernehmbar. Von einem großen Zwischenraume gedämpft, aber noch deutlich, Silbe um Silbe, wie eine weiland begegnete Geschichte, wie der Inhalt einer Grabschrift, lautete es: „Jetzt schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope." Dann ein fernes Gelächter.

Dante erhob sich. „Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt," sagte er, „und suche nun den Frieden des Schlummers. Er beglücke uns Alle!" Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe behende geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer im Hintergrunde liegenden fackelhellen Treppe langsam und ermüdet emporstieg.

Die auswärtige Politik Deutschlands.

Von * * *

Wenn wir an Frankreich ein trauriges Beispiel haben, wie die auswärtige Politik eines großen Staates nicht geführt werden sollte, so ist es für eine deutsche Zeitschrift eine um so angenehmere Aufgabe, durch eine Beleuchtung unserer eigenen Politik zu zeigen, wie durch eine wahrhaft staatsmännische Leitung unser Vaterland auf der Höhe der Stellung erhalten ist, welche die unvergleichlichen Erfolge unserer Waffen errangen.

Als Herr von Bismarck ins Ministerium trat, fand er eine Lage vor, welche für die Verwirklichung seiner großen Pläne so ungünstig wie möglich war. Der Natur der Sache nach waren alle Großmächte der Einigung Deutschlands, welche dasselbe zur ersten Militärmacht emporheben mußte, entgegen, vielleicht mit Ausnahme Englands, von dem aber keine Unterstützung zu hoffen war, schon weil das Ministerium Bismarck durch den Verfassungsconflict dort sehr unpopulär war; mit Oesterreich stand Preußen ganz schlecht, mit Frankreich kühl, nur Rußland war freundlich gesinnt. Die Hauptaufgabe war nun, Oesterreich für den bevorstehenden Entscheidungskampf zu isoliren; dazu mußten die Beziehungen mit Rußland gestärkt und Frankreich für die Neutralität gewonnen werden. Beides erleichterte Oesterreich durch seine Fehler. Der Aufstand in Polen verleitete die Westmächte zu einem diplomatischen Feldzug gegen Rußland, welchem sich unbegreiflicher Weise auch Oesterreich anschloß. Bismarck's realpolitischer Blick durchschaute sofort die Hohlheit dieser Coalition; er wußte, daß Rußland hier nicht nachgeben werde, daß Oesterreich gar nicht handeln könne, vielmehr die Rancüne des Grafen Rechberg sich nur für Rußlands Haltung in der italienischen Frage rächen wollte, daß England nicht handeln wolle und Frankreich allein nicht handeln werde. Er lehnte es daher nicht bloß ab, sich an den Vorstellungen der drei Mächte zu betheiligen, sondern unterstützte Rußland in dem kritischen Augenblicke, wo man in Petersburg selbst den Kopf verloren zu haben schien, auf das Wirksamste. Der Erfolg rechtfertigte diese Berechnung vollständig: binnen sechs Monaten war die Coalition der drei aufgelöst, ohne anderes Ergebniß, als daß dieselben unter sich gründlich entzweit waren und jeder dem anderen die

Schuld des Mißerfolges zuschob. Die seit 1856 von Frankreich und Rußland angestrebte Allianz, welche Bismarck's Plänen so sehr im Wege stand, hatte gegenseitiger Entfremdung Platz gemacht und Preußen sich Rußlands Erkenntlichkeit gesichert. So ging der preußische Minister allein mit einem soliden Gewinn aus dieser Angelegenheit hervor. Um die Niederlage in der polnischen Sache voll zu machen, unternahm Oesterreich den Frankfurter Fürstentag, der durch die einfache Weigerung des Königs von Preußen, sich daran zu betheiligen, mit vollständigem Fiasco endete. Durch diese Erfahrung endlich darüber belehrt, daß ohne und gegen Preußen in Deutschland nichts zu erreichen sei, ging Oesterreich darauf ein, mit Preußen gemeinsame Sache zu machen, als die Frage der Herzogthümer zur Krisis kam. Daß Bismarck von Anfang an die Einverleibung Schleswig-Holsteins ins Auge gefaßt, kann schwerlich behauptet werden; aber da die nationale Erregung ihn zwang, zu handeln, sicherte er sich durch die österreichische Allianz gegen die Intervention des Auslandes und trennte Oesterreich von den Mittelstaaten, indem es mit Preußen dem Bunde den Rücken kehrte und denselben in voller Ohnmacht erscheinen ließ. Unbegreiflich bleibt es gleichwohl, daß Oesterreich den Frieden mit Dänemark unterzeichnete, ohne die Zukunft der Herzogthümer gesichert zu haben und damit die Sache aus der Hand gab. Daß es Bismarck bei seinem Besuche in Wien im Herbste 1864 gelang, Graf Rechberg dazu zu bestimmen, indem er die österreichisch-preußische Allianz als die einzige Sicherheit gegen die Revolution hinstellte, war ein Meisterstück; jeden Morgen fürchtete er, Rechberg mit einem Protokoll eintreten zu sehen, durch welches Oesterreich und Preußen sich verpflichten sollten, keine Separatvortheile bei der Regelung der Frage zu suchen. Als er Wien im Rücken hatte, ohne sich gebunden zu haben, hatte er Großes erreicht.

Noch schwieriger war es, Frankreich zum Aufgeben seiner traditionellen Intervention in deutschen Fragen zu bewegen. Zunächst stimmte der preußische Minister Napoleon günstig, indem er den deutsch-französischen Handelsvertrag trotz des Widerspruches der Mittelstaaten (mit Ausnahme Sachsens) und Oesterreichs unterzeichnete; dann faßte er den Kaiser bei seinem Verlangen, sein italienisches Programm, frei bis zur Adria, zu verwirklichen und gewann ihn persönlich so, daß derselbe Italien zur Allianz mit Preußen bewog, weil er Preußens militärische Kraft gänzlich unterschätzte. Im letzten Augenblicke drohte das ganze mühsam aufgerichtete Gebäude zu stürzen, als Napoleon in einem Augenblick des Schwankens sich von England bewegen ließ, einen Congreß vorzuschlagen. Preußen konnte nicht ablehnen; aber kam derselbe zu Stande, so waren die Herzogthümer verloren. Oesterreich, das die Einladung bereits angenommen, rettete Bismarck durch einen neuen Fehler, indem es nachträglich die Bedingung stellte, daß keine Territorialveränderungen auf dem Congreß erörtert werden sollten, wodurch dieser gegenstandslos wurde.

So war das Deck klar zum Kampfe, der mit Königgrätz endete. Die Geschichte der Verhandlungen von Nikolsburg ist zu bekannt und zu verwickelt, um sie hier auch nur in ihren Hauptpunkten zusammenzufassen; ein französischer Diplomat, M. Rothan, hat in seinem wahrheitsgetreuen Werke: „La politique française en 1866“ dem deutschen Staatsmann den unverdächtigsten Tribut der

Bewunderung gezollt. Ebenso wenig ist es nöthig, auf den französisch-deutschen Krieg einzugehen; die schwierigste Aufgabe des nunmehrigen Reichskanzlers begann, als es galt, die errungene Stellung Deutschlands zu behaupten. Er löste dieselbe ihrer Natur entsprechend, da es nicht mehr galt zu erobern, sondern das Gewonnene zu behaupten, durch einen vollkommenen Wandel seiner Politik. Der Mann, der die Welt durch unerhörte Offenherzigkeit überrascht, ehe er sie durch seine Erfolge staunen machte, ward der Einsiedler von Varzin, der nur sehr selten öffentlich über auswärtige Verhältnisse sprach und nur dann und wann aus der Wolke des Schweigens, die ihn umhüllte, einen Blitz oder einen kalten Wasserstrahl sandte, über dessen Bedeutung die Leute sich dann die Köpfe zerbrachen. An die Stelle der „Blut- und Eisens-" trat eine entschiedene Friedenspolitik, welche jede auswärtige Verwicklung Deutschlands vermied. Aber im Dienste des deutschen Friedens entfaltete Fürst Bismarck eine erstaunliche diplomatische Thätigkeit, die Berlin zum Mittelpunkte der europäischen Politik machte. Das erste Mittel dazu war der Dreikaiserbund. Frankreich erholte sich von den Folgen seiner beispiellosen Niederlagen wirthschaftlich in einer Weise, die alle Berechnung täuschte und alle Welt staunen ließ. War es nun auch auf Jahre hinaus nicht im Stande, allein einen erfolgreichen Krieg gegen Deutschland zu führen, um das Verlorene wieder zu gewinnen, so ging doch, seit der Herzog Decazes die auswärtige Politik leitete, sein ganzes Bestreben dahin, die russische Allianz zu gewinnen. Diese war also die Gefahr der Zukunft für Deutschland um so mehr, als Rußland keineswegs Grund hatte, mit seiner Stellung nach dem Kriege zufrieden zu sein. Vom russischen Gesichtspunkte war es sehr zweifelhaft, ob die preußenfreundliche Politik des Fürsten Gortschakow, welche wesentlich aus dessen Haß gegen Oesterreich entsprang, richtige Ziele verfolge. Die Gespaltenheit Deutschlands war für Rußland so vortheilhaft wie für Frankreich; wie Olmütz bewies, lag bei jedem Streite zwischen Oesterreich und Preußen die Entscheidung in der Hand Oesterreichs, und bei den Mittelstaaten war sein Einfluß maßgebend: 1851 verlieh Kaiser Nicolaus dem bayrischen Minister v. d. Pfordten einen hohen Orden „wegen seiner Verdienste um die Erhaltung des traditionellen Besitzstandes in Deutschland". Es war daher gewiß ein Bruch mit der traditionell-russischen Politik, daß das Petersburger Cabinet Preußen in den Herzogthümern freie Hand ließ, wo es letzteres 1848 und 1850 so rücksichtslos zum Rückzug gezwungen; russisches Interesse war es nicht, eine derartige Verstärkung der preußisch-deutschen Ostseestellung zuzulassen. Und um sie zu hindern, brauchte Rußland keine Compagnie marschiren zu lassen: sobald es im Vereine mit Frankreich und England oder nur mit letzterem auf der Londoner Conferenz erklärte, es werde die Zerreißung des Londoner Protokolls von 1852, seines eigensten Werkes, nicht zulassen, so stand Preußen vor einem Widerstand, den es nicht durchbrechen konnte, Oesterreich wäre sofort zu seinen Gegnern getreten und König Wilhelm hätte nie dem vereinten Europa den Handschuh hingeworfen. Als dann Fürst Gortschakow 1866 Preußen freie Hand gegen Oesterreich ließ, hatte er wohl eine Demüthigung des letzteren im Auge, war aber nicht weniger als Napoleon III. durch Königgrätz überrascht und bestürzt und ließ durch Herrn von Oubril in Berlin erklären, daß er alle Abmachungen als non-avenues be-

trachte, so lange nicht durch einen europäischen Congreß darüber entschieden sei. Der Kaiser Napoleon, der mit beiden Händen hätte zugreifen müssen, unterstützte diese Forderung nicht, weil er noch hoffte, von Preußen eine besondere Compensation für Frankreich zu erhalten. Graf Bismarck aber beseitigte die russische Forderung, indem er durch General von Manteuffel in Petersburg Napoleon's Pläne auf Belgien enthüllen und gleichzeitig andeuten ließ, daß bei dem voraussichtlich unvermeidlichen Kriege mit Frankreich Rußland Gelegenheit haben werde, sich von den Fesseln des Pariser Friedens zu befreien. Das that denn der Fürst Gortschakow auch durch seine einseitige Lossagung von der Neutralisirung des Schwarzen Meeres, die er durchsetzen konnte, weil von den drei Garanten des Pariser Friedens, welche dessen Verletzung durch den Vertrag vom 15. April 1856 zum Kriegsfall erklärt hatten, Frankreich sich nicht widersetzen konnte, England nicht wollte und Oesterreich allein ohnmächtig war. Gleichwohl darf man sehr bezweifeln, ob dieser immerhin bescheidene Gewinn ausreichend war, um die deutschfreundliche Haltung der russischen Politik im französischen Kriege zu rechtfertigen. Katharina II. oder Nikolaus hätten sicher nicht dem Siege des „Oheims, des tüchtigen Kerl's", bei Sedan zugejubelt, sondern marschiren lassen, um die Aufrichtung einer neuen, Frankreich überlegenen, Rußland nicht mehr bedürftigen Macht zu hindern. Es war nicht Interessenpolitik, welche Alexander II. zu seiner Haltung bewog, sondern Politik der persönlichen Sympathie, durch die er wett machte, was einst Friedrich Wilhelm III. und IV. darin für Rußland geleistet; daß die Strömung in national-russischen Kreisen im schärfsten Gegensatz dazu stand, hat uns der Verfasser des Buches „Berlin und Petersburg" durch hinreichende Belege gezeigt und wer kann behaupten, daß sie von russischem Gesichtspunkte Unrecht hatte? Denn das Resultat des Krieges war doch, daß Rußland statt des getheilten Deutschlands die erste Militärmacht des Festlandes zum Nachbarn bekam, die zwar damals sich durchaus freundlich gesinnt zeigte, aber keine Bürgschaft gab, daß ihre Freundschaft stets dauern werde.

Fürst Bismarck aber benutzte die Gefühlspolitik des Kaisers Alexander nicht nur geschickt, um das gute Verhältniß mit Rußland aufrecht zu halten und so Frankreichs Liebeswerben zu vereiteln, sondern seine Diplomatie brachte auch das Kunststück fertig, die beiden sich entfremdeten Mächte Rußland und Oesterreich so weit zu versöhnen, daß sie mit Deutschland sich für die Erhaltung des damaligen Territorialbestandes verbanden, so daß jeder Versuch Frankreichs, daran zu rütteln, auf einen unübersteiglichen Widerstand stoßen mußte. Daß dieser Bund nicht auf dauernd gemeinsamen Interessen beruhte, sondern nur ad hoc Dienste leisten konnte, daß der unlösliche Antagonismus Rußlands und Oesterreichs im Orient früher oder später zum Conflict führen mußte, entging seinem Scharfblick keinen Augenblick. Hatte er doch schon in seiner vertraulichen Depesche vom 14. April 1867 an Herrn v. Werther, bei Gelegenheit der Sendung des Grafen Tauffkirchen, in dieser Beziehung nichts weiter sagen zu können geglaubt, als daß er „nicht ohne Hoffnung sei, für einen beschränkten Zeitraum Rußlands Zustimmung zu einer Aufrechterhaltung des status quo in den türkischen Grenzländern zu gewinnen." Um so weniger konnte er 1872 hoffen, daß sich dieser status quo auf unbeschränkte Zeit erhalten lasse, wo die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel

zusehends unhaltbarer wurden. Aber für Deutschland hatte der Orient nur secundäres Interesse; Rußland und Oesterreich waren die Nächstbetheiligten, und so lange zwischen ihnen kein Zwiespalt sich erhob, kam es darauf an, sie für die Erhaltung des europäischen Friedens im Westen zu interessiren und so die französische Gefahr abzuwenden. Nach dieser Seite hin hat das Dreikaiserverhältniß seine volle Wirksamkeit geübt.

Die Episode des „Kriegs in Sicht" war der Anlaß, daß das Verhältniß sich löste. Dieser Vorgang ist noch nicht hinreichend aufgeklärt und wir halten es nicht im Interesse der deutschen Politik, den Schleier zu lüften. So viel steht indeß fest, daß dabei die Bedeutung der Machtstellung Rußlands sehr auffällig hervortrat. Mochte auch die Eitelkeit Gortschakow's sich ein Verdienst zuschreiben, das schließlich doch nur der Friedensliebe des Kaisers Wilhelm zu verdanken war, so stellte sich doch Rußland offen auf Frankreichs Seite. Gortschakow erklärte, als er im Mai 1875 in Berlin als Friedensstifter erschien, Rußlands Interesse verbiete eine weitere Minderung der Machtstellung Frankreichs und der Kaiser Alexander sagte beim Empfang des diplomatischen Corps zu dem französischen Botschafter: „Comptez sur moi, si quelque danger sérieux vous menaçait, je serais le premier à vous en avertir." Der russische Kanzler hatte zwar wiederholt in Paris erklären lassen, er habe wohl die Annexion Elsaß-Lothringens gemißbilligt und widerrathen, aber Frankreich könne keineswegs auf Rußlands Unterstützung für einen Revanchekrieg rechnen. Indeß eine Allianz der beiden Mächte blieb immerhin möglich, wenn Frankreich in seiner Wiedererstarkung weitere Fortschritte machte. Um dieser Gefahr zu begegnen, öffnete der deutsche Kanzler die Pandorabüchse der orientalischen Frage. Fürst Gortschakow verfolgte in derselben die vom russischen Gesichtspunkte unstreitig richtige Politik, nicht aggressiv gegen die Pforte vorzugehen und dadurch den Widerstand Europas herauszufordern, sondern einerseits die russische Herrschaft in Asien immer weiter auszudehnen, die Türkei so von dieser Seite zu umklammern und wenn der kritische Augenblick gekommen, in Afghanistan und Persien auf England einen Druck auszuüben, der diesem verbot, der Pforte wirksam zu Hilfe zu kommen, andererseits die Herrschaft derselben in Europa in der Stille zu untergraben, eine Aufgabe, die Ignatiew und russisches Gold auf das Beste besorgten.

Aber diese Politik, bei der Rußland langsam, doch ohne Opfer seine Ziele im Orient erreichen konnte, war nicht im deutsch-österreichischen Interesse. Ein großer Krieg Rußlands gegen die Pforte dagegen legte auch ersterem große Opfer auf, störte seine innere Erstarkung, die namentlich in finanzieller Beziehung bis zur Beseitigung des Deficits gediehen war, und doch konnte Europa, vor allem England, nicht zugeben, daß Rußland von dem Kriege entsprechende Früchte ernte. Der Erfolg hat diese Voraussicht vollauf gerechtfertigt. Fürst Gortschakow hatte selbstgefällig von Berlin in die Welt hinaustelegraphirt, daß der Friede gesichert sei und zugleich durch sein Vorgehen den deutschen Kanzler tödtlich beleidigt. Wenige Wochen nachher erhob sich im Orient ein Wölkchen, das sich langsam aber unaufhaltsam vergrößerte, bis es zum gewaltigen Gewittersturm wurde. Die Franzosen haben behauptet, der deutsche Kanzler habe den Aufstand hervorgerufen und Fucheval-Clarigny führt in der „Revue des deux mondes" als Be-

weis dafür an, die Herzegowinesenen hätten plötzlich ihre Waffenkäufe in Ragusa mit Zwanzigmarkstücken bezahlt; das ist auf Rechnung der Einbildungskraft unsrer Nachbarn zu schieben, welche überall die Hand ihrer bête-noire sieht, wo etwas geschieht, was ihnen unbequem ist. Der Ausgangspunkt dürfte vielmehr in der dalmatinischen Reise des Kaisers Franz Joseph im Frühjahr 1875 zu suchen sein, welcher seinen südslawischen Unterthanen warme Worte gewidmet hatte, die in der Bevölkerung des Nachbarlandes auf empfänglichen Boden gefallen waren und so aufgefaßt wurden, daß man auf Oesterreichs Unterstützung rechnen könne. Aber gewiß ist es, daß der Kanzler den Conflict sich entwickeln ließ; bald durch meisterliche Unthätigkeit, bald durch wirksames Eingreifen. Nichts ist unbegründeter als sein bekanntes Wort „das bischen Herzegowina" dafür anzuführen, daß er die Bedeutung der heraufziehenden Verwickelung verkannt hätte. Damals galt es die Lawine ins Rollen zu bringen, und dazu mußte er die Miene der Gleichgültigkeit und Geringschätzung annehmen, um so mehr, als Gortschakow von dem Ausbrechen des Aufstandes sehr unliebsam überrascht war und auf seiner Rückreise im October in Berlin daraus kein Hehl machte, daß man die Sache nicht zu einem neuen Ausbruch der orientalischen Frage auswachsen lassen dürfe, vielmehr suchen müsse, durch gemeinsame Maßregeln, die er selbst als Flickwerk (replâtrage) bezeichnete, den Brand zu ersticken. Deutschland sah also gleichmüthig zu, wie sich die Elemente des Conflicts vergrößerten und die andern Mächte leisteten dabei treffliche Dienste. In England war Beaconsfield am Ruder, der, im Gegensatz zu Gladstone's schwacher auswärtiger Politik, die auswärtigen Interessen lebhaft betonte. Auf dem Bankett im Mansion-House (9. November 1875) erklärte er, England habe im Orient, wenn nicht so unmittelbare, doch ebenso bedeutende Interessen wie andre Mächte und die Regierung werde diese zu wahren wissen. Er hatte dabei die öffentliche Meinung, welche die Niederlagen seines Vorgängers bitter empfunden, auf seiner Seite; aber, abgesehen von dem geschickten Ankauf der Suez-Actien, dem Fürst Bismarck lebhaften Beifall zollte, wußte er seinen Absichten keinen Nachdruck zu geben. Nach seiner Rückkehr vom Berliner Congreß, sagte er, habe er dort die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn England fest gesprochen hätte, der Krieg vermieden worden wäre; aber er hat nicht gesagt, weshalb er denn nicht fest sprach, da doch England alles Interesse hatte, den Krieg vermieden zu sehen. Orientirte Engländer meinten, hieran sei wesentlich seine wankende Gesundheit Schuld gewesen; er ward auch gelähmt durch seine Collegen, von denen Lord Salisbury, Lord Carnarvon, Sir Stafford Northcote und Herr Croß glaubten, durch Entgegenkommen eine Verständigung mit Rußland erzielen zu können. Wahrhaft unbegreiflich aber war es, daß er lediglich aus persönlichen und Parteirücksichten zum auswärtigen Minister Lord Derby nahm, der sich schon in der Luxemburger Frage mit Schmach bedeckt hatte, indem er erklärte, der soeben geschlossene Garantievertrag binde England nicht, wenn er von einem der Garanten verletzt würde. Lord Derby ist kein unbedeutender Mann und besitzt viel common sense, aber seine Talente liegen auf dem Gebiete der inneren Politik; er würde ein guter Präsident des Handelsamtes oder home secretary sein, von auswärtigen Dingen verstand er nichts, sprach nicht einmal geläufig französisch und hatte

keinen andern Gedanken, als England vor jeder Verbindlichkeit und jeder Verwickelung zu bewahren, welche zum Kriege führen konnte. So wußte er keine der Gelegenheiten, welche unerwartete Wendungen mehrfach auftauchen ließen, zur wirklichen Erhaltung des Friedens zu benutzen, weil er nicht entschlossen war, denselben eventuell auch zu erzwingen. Daher konnte die augenblickliche Stauung des Stromes nur dazu dienen, die ursprünglichen Gegensätze zu steigern, und die Hinausschiebung der Entscheidung mußte die Wucht derselben nur verstärken.

Zunächst griff man zu dem beliebten Verlegenheitsmittel, der Pforte Reformen in den aufständischen Provinzen zu empfehlen, welche, an sich schon schwer auszuführen, bei den thatsächlich herrschenden Zuständen ganz unmöglich waren. Die Pforte ging um so bereitwilliger darauf ein, als es sich nur um Wiederversprechung dessen handelte, was schon so oft zugesagt und nie gehalten war, und erließ einen Irade für das ganze Reich, der eine wahre Fülle von öffentlichen Freiheiten versprach, den alten Mißbräuchen der Verwaltung ein Ziel setzen und das Vertrauen vollkommen herstellen sollte. Thatsächlich war damit nicht das Mindeste geändert, die Consuln richteten daher bei den Aufständischen nichts aus und die Andrassy'sche Note über die in den insurgirten Provinzen einzuführenden Reformen war ein Schlag ins Wasser. Dagegen handhabte der notorisch slawenfreundliche Statthalter von Dalmatien, General Rodich, die Grenzcontrole der Art, daß der Zufuhr von Waffen und Munition so wenig ernste Hindernisse in den Weg gelegt wurden, als dem Zuzug von Freiwilligen, und die Aufnahme der Flüchtigen in Oesterreich erleichterte gleichfalls die Fortdauer des Aufstandes. Gleichzeitig zeigten sich Symptome eines bemerkenswerthen Umschwungs in Rußland. General Ignatiew stimmte keineswegs mit seinem Kanzler darin überein, daß man die Sache möglichst rasch beenden müsse; bereits im October 1875 hatte er gegen dessen Ansicht bei einem Besuch in Livadia eine Erklärung im „Regierungsanzeiger" durchgesetzt, daß Rußland dem Einvernehmen mit seinen Alliirten nicht seine Sympathien für die slawischen Christen opfern werde. Er bewog sodann die Pforte zur Einstellung der Zahlung ihrer Schuldzinsen, was große Mißstimmung gegen dieselbe bei den zahlreichen englischen Gläubigern hervorrief. Die Begünstigung des Aufstandes durch Montenegro und Serbien ward immer offener, und als der energische Kriegsminister Hussein Avni Pascha demselben den Krieg erklären wollte, wußte Ignatiew nicht nur dies zu hintertreiben, sondern denselben zu stürzen, sodaß nun sein Werkzeug, Mahmud Pascha, allein regierte.

Bisher waren mit dem Kanzler auch der Kaiser, der Hof und das höhere Beamtenthum schon deshalb gegen den Krieg, weil sie die Probe scheuten, auf welche durch denselben die neugeschaffenen Staatseinrichtungen gestellt werden mußte; weil sie voraussahen, daß für letztere Sieg wie Mißerfolge verhängnißvoll sein könnten, und der Krieg jedenfalls die finanzielle Kraft des Reiches auf lange brach legen mußte. Aber Rußland ist nicht mehr das des Kaisers Nicolaus. Unter der äußern Form der Autokratie haben sich mächtige Strömungen gebildet, und da dieselben nicht in Institutionen Ausdruck finden können, haben sich Leute ihrer bemächtigt, die reden und schreiben, als seien sie der Ausdruck

der öffentlichen Meinung. Slawophilen wie Nihilisten arbeiteten für den Krieg, letztere in der Zuversicht, daß Sieg wie Niederlage ihre Ziele finden müßten, erstere weil die Befreiung der Südslawen ihr Ziel war. Fast alle Minister waren gegen die slawische Agitation; in Hofkreisen sprach man mit Verachtung und Unwillen von Tschernajew und Fadejew, aber die slawischen Comités setzten ihr Werk fort, und Gortschakow, um seine Popularität nicht zu verlieren, gab mehr und mehr nach. Er ließ es geschehen, daß ihr Agent Wesselitzky Bozidorowich mit großen Summen zur Unterstützung der Insurgenten nach Bosnien ging, ja daß der russische Consul in Ragusa dieselben offen begünstigte. Inzwischen fand vom 10.—12. Mai 1876 eine Conferenz der leitenden Minister der Ostmächte in Berlin statt, welche in einem Memorandum erheblich weitergehende Forderungen aufstellten, denen beizutreten jedoch England ablehnte. Nun aber folgte eine Krisis in Constantinopel selbst. Die Aufregung der muselmännischen Bevölkerung über ihre eigene unfähige Regierung, die ganz in Händen Ignatiew's war, stieg auf das höchste; als verlautete, Mahmud Pascha zeige sich dem Vorschlag des Botschafters geneigt, eine russische Besatzung zum Schutze Constantinopels einrücken zu lassen, einigten sich einige energische und entschlossene Männer, die längst von der Nothwendigkeit eines Umschwungs an höchster Stelle überzeugt waren, Abdul-Aziz zu entfernen. Wollte die englische Regierung den Frieden erhalten, so mußte sie jetzt das Eisen schmieden, wo die Pforte zu allen billigen Concessionen bereit war; aber sie that nichts, sondern meinte, man müsse den neuen Ministern Zeit lassen. So brach der bulgarische Aufstand aus, der Gladstone zu seiner thörichten Agitation veranlaßte, welche die schwache Hand der Regierung vollständig lähmte. Serbien ward in den Krieg gezogen, die Zuzüge der russischen Freiwilligen begannen, welche die Regierung nicht mehr zu hemmen wagte, sondern als angebliches Sicherheitsventil gewähren ließ; der russische Consul in Belgrad feierte in öffentlicher Rede am 11. September diese Waffenbrüderschaft, Rußland trat für das geschlagene Serbien mit einem Ultimatum ein, welches einen Waffenstillstand verlangte und durchsetzte, und schlug die Bildung autonomer und tributpflichtiger Staaten vor. Daran war zwar nicht zu denken; aber unter dem Eindruck des bulgarischen Entrüstungsmeetings und um die von Gortschakow vorgeschlagene Besatzung Bosniens durch Oesterreich, Bulgariens durch Rußland abzuwenden, ließ sich Lord Derby bewegen, ein ungemein vages Reformprogramm für die aufständischen Provinzen aufzustellen, welches durch eine Conferenz der Mächte in Constantinopel weiter ausgeführt werden sollte. Kaum aber waren die Bedenken anderer Mächte, namentlich Oesterreichs, dagegen überwunden, so kam die Nachricht von der Moskauer Rede des Kaisers Alexander, welche die feste Absicht aussprach, allein zu handeln, wenn man in einer Conferenz der sechs Mächte nicht zu einer Verständigung kommen und Rußland nicht wirkliche Garantieen für die Ausführung dessen, was es ein Recht habe von der Pforte zu verlangen, erhalte. Am 17. November wurde die Mobilisirung von sechs Armeecorps befohlen, und Fürst Gortschakow erklärte offen den Pariser Vertrag, der die Integrität und Unabhängigkeit der Türken anerkennt, für unhaltbar.

Die Aufgabe der nunmehr zusammentretenden Conferenz war so abnormer

Natur, daß kaum ein Vorgang dafür zu finden sein wird. Die Vertreter von sechs Mächten sollten Reformen der Verwaltung eines fremden Staates feststellen, die sonst überall eine rein innere Angelegenheit sind, und der Artikel 9 des Pariser Friedens untersagte ausdrücklich jede Einmischung in innere türkische Fragen. Diese Vertreter waren Diplomaten, welche, bei aller unbezweifelten Fähigkeit in ihrem Fache, schwerlich mit administrativen Schwierigkeiten sehr vertraut waren, und von denen wohl kaum Einer die aufständischen Provinzen aus eigner Anschauung kannte. Diese selbst hatten keine Vertreter, die Pforte mußte sich ihrerseits jedem Eingriff in ihre Souveränetät nach Kräften widersetzen. Dazu kamen nun die abweichenden Interessen Rußlands, Oesterreichs und Englands, und ersteres nahm sofort einen Anlauf weit über das englische Reformprogramm hinauszugehen, indem es die Forderungen von Vasallenstaaten aufstellte, welche durch das Programm ausdrücklich ausgeschlossen waren. Allgemein erwartete man lebhafte Kämpfe in der Conferenz, vor allem zwischen England und Rußland; aber die Welt sollte in dieser Beziehung überrascht werden. Lord Salisbury gehörte, wie erwähnt, zu den Mitgliedern des Cabinets, welche glaubten, eine Verständigung mit Rußland sei durch Entgegenkommen zu erreichen; seine Wahl für die Conferenz fand selbst Gladstone's Beifall, und auf der Durchreise durch Paris äußerte er, man müsse Rußland eine goldene Brücke bauen, dann werde es sich befriedigt zurückziehen. In dieser Anschauung wurde er nun sehr bestärkt durch die Besprechungen, die er mit Fürst Bismarck hatte, welcher eigens von seinem Landsitz nach Berlin kam, um den Marquis zu sehen. Dem Scharfblick des Kanzlers entging es natürlich keinen Augenblick, daß auf diesem Wege der Friedensgedanke nur unter der Voraussetzung einer Schwäche der Pforte, welche sich selbst aufgab, Erfolg haben konnte, daß davon aber keine Rede sei, da die türkischen Staatsmänner einsahen, schlimmere Bedingungen, als Ignatiew sie auf der Conferenz forderte, könne kaum ein unglücklicher Feldzug der Türkei auferlegen. Sobald die Pforte sich durch ihre Isolirung nicht einschüchtern ließ, war die Conferenz zum Mißlingen verurtheilt und Rußland durch die Nichterfüllung seiner Forderungen der Art bloßgestellt, daß es zum Schwerte greifen mußte. Somit mußte Lord Salisbury's Brückenbau den Russen nicht zum Rückzug, sondern zum Vormarsch über den Pruth dienen, von dem die englische Versöhnlichkeit sie entfernen wollte. Gerade aber weil Bismarck den Krieg wollte, bestärkte er den Lord in seinen Absichten; die Erregung der öffentlichen Meinung, sagte er ihm, mache es Rußland unmöglich, ohne ein bedeutendes Ergebniß aus der Conferenz zu kommen, die Pforte werde nur unter starkem Druck nachgeben, aber werde es thun, wenn sie sehe, daß sie nicht auf Englands Beistand rechnen könne. So erlebte die Welt das Schauspiel, den Staatssecretär für Indien am goldenen Horn Arm in Arm mit einem Manne gehen zu sehen, der dort „der Vater der Lüge" hieß, und dessen Name einer der verhaßtesten für den Islam war. Da Lord Salisbury so wirksam das Spiel des Kanzlers spielte, konnte der deutsche Bevollmächtigte sich auf der Conferenz der größten Zurückhaltung befleißigen und sich darauf beschränken, Vorschläge zu beseitigen, welche entweder unpraktisch waren, oder Deutschland gebunden hätten; so namentlich den russischen Antrag eines Protokolls, durch welches die sechs Mächte sich an das Programm

der Conferenz binden sollten. Noch bestimmter weigerte er das gewünschte Mandat zur zwangsweisen Ausführung desselben. Rußland hatte somit nichts erreicht als die Einsicht, daß England es nicht hindern werde das Schwert zu ziehen und dies beeilte sich Lord Derby zu bestärken, indem er im Parlament erklärte, die Regierung Ihrer Majestät könne die Pforte nicht vor den Folgen ihrer Mißregierung und Halsstarrigkeit schützen. Bald darauf verkündete er, der Friede sei das höchste Interesse für England, was unter den Umständen hieß, daß Rußland England nicht zu fürchten brauchte, und Lord Salisbury verspottete die eingebildeten Gefahren von Rußlands asiatischer Stellung für Indien mit den Worten, daß die Alarmisten nicht genügend große Karten brauchten. Noch schwankte die Wage einen Augenblick in Petersburg; ein Druck in der Wilhelmstraße ließ sie für den Krieg sinken. Kaiser Alexander wünschte denselben noch zu vermeiden und suchte nach einem annehmbaren Auswege; der deutsche Kanzler aber sagte dem russischen Botschafter, Herrn von Oubril: „Ich höre, daß Ihr Kaiser schwanke. Ich kenne Rußland, er ist verloren, wenn er zurückzieht, er hat keine andre Wahl als Krieg". Am 24. April 1877 benachrichtigte ein Circular Gortschakow's die Mächte, daß sein erhabener Gebieter sich entschlossen habe, das zu unternehmen, was in Gemeinschaft mit ihm zu thun Se. Majestät die Großmächte eingeladen; am selben Tage erschien das Kriegsmanifest.

So war Rußland gebunden und der Sommerfeldzug zeigte nur zu sehr, daß Fürst Bismarck nicht zu viel gesagt, wenn er behauptete es zu kennen; die Unfähigkeit der Heeresleitung, der Leichtsinn, mit dem man glaubte die Türkei überrennen zu können, die grauenhafte Corruption der Verwaltung, die Wirthschaft des kaiserlichen Hauptquartiers in Bucharest, die Orgien der Großfürsten, während die Soldaten hungerten, die Niederlage von Plewna, die ohne die Hilfe Rumäniens zur Vernichtung der russischen Armee geführt hätte, zeigten der Welt, auf wie thönernen Füßen der russische Koloß stehe. Man konnte damals eher fürchten, daß die Türken zu siegreich würden, zumal Oesterreich die Freiheit seiner Action bewahrt hatte. Eine Begegnung mit Graf Andrassy in Salzburg zeigte indeß dem deutschen Kanzler, daß die österreichische Regierung zu gutmüthig oder zu kleinmüthig sei, Rußlands Niederlagen auszunutzen. Der Fall von Plewna brachte dann einen Umschwung nach entgegengesetzter Seite zu Wege und ward der Stein, der die Lawine ins Rollen brachte, die nun über die Pforte hereinbrach. Der Kanzler konnte nicht übersehen, daß wenn Europa Rußland vor Constantinopel die Friedensbedingungen dictiren ließ, dieses Herr des Orients werde, daß die Errichtung slawischer Fürstenthümer unter russischem Protectorat auf die verwandten Nationalitäten Oesterreichs einen auflösenden Einfluß üben müsse, daß eine solche Steigerung der Macht Rußlands auch Deutschland bedrohe und seine Allianz für Frankreich nur um so wünschenswerther mache. Die Maßlosigkeit der Russen, die sich im Glück eben so übermüthig, als im Unglück kleinmüthig zeigten, kam ihm zu Hilfe, um ihnen den besten Theil der Kriegsbeute zu entreißen, ohne daß er die Knochen eines preußischen Grenadiers aufs Spiel zu setzen oder nur die Rolle des „ehrlichen Maklers" mit der eines Schiedsrichters zu vertauschen brauchte. Der Friede von San Stefano zeigte, was von Rußlands Versprechungen in seinem Kriegs-

manifest zu halten war: „Wir ziehen nicht auf Eroberungen aus, sondern um unsere unterdrückten Brüder zu befreien und eine Humanitätsmission zu erfüllen"; derselbe war der Art, daß weder Oesterreich noch England seine Ausführung gestatten konnten. Es ist behauptet worden, ersteres sei damals bereit gewesen, das Schwert zu ziehen, wenn letzteres eine Subsidie von 30 Mill. £ hätte geben wollen, daß aber Lord Beaconsfield nicht gewagt habe, eine so unpopuläre Maßregel vor das Parlament zu bringen. Lassen wir dahingestellt, ob dies begründet, obwohl es klar ist, daß England, welches keine Armee hat, die den festländischen gegenüber in Betracht kommt, nur durch die Rückkehr zu dem Pitt'schen System der Subsidien wirksam in Europa eingreifen kann. So viel ist gewiß, daß die öffentliche Meinung in England damals in einer Erregung war, welche das Ministerium zu handeln zwang. Der kläglichste aller auswärtigen Minister, die in Downing-Street regiert, der sich durch seine Gemahlin von Graf Schuwalow gängeln ließ und so weit gegangen war, Depeschen zu unterdrücken, die im Cabinet beschlossen waren, mußte sich vor dem Sturm des Unwillens zurückziehen, der im Parlament ausbrach, als er sich der Einfahrt der englischen Flotte in die Dardanellen widersetzte; es ward damals in der Lobby selbst das Wort impeachment ausgesprochen, von dem Sir R. Peel gesagt, es gehöre der Vergangenheit an. Das Circular seines Nachfolgers, Lord Salisbury's, vom 1. April 1878 sprach Englands Entschluß aus, die Ausführung des Friedens von San Stefano nicht zu gestatten, die Rüstungen wurden mit fieberhafter Eile betrieben und zum ersten Male wurde ein Contingent der indischen Armee eingeschifft, um in Europa verwendet zu werden. Hätte aber England den Krieg erklärt, so wäre Oesterreich gefolgt; nicht umsonst hatte der Kriegsminister Graf Bylandt in den Delegationen von 1876 und 77 ein solches Gewicht auf die Herstellung der kostspieligen Befestigungsarbeiten in Krakau, Przemysl und in Siebenbürgen gelegt, d. h. auf der Rußland und Rumänien (welches letztere die Russen damals besetzt hielten) zugekehrten Front. Rußland war finanziell wie militärisch nicht in der Lage, einen neuen Krieg auch nur mit einer Großmacht aufzunehmen und konnte doch nicht Englands Bedingungen ohne Schwertstreich acceptiren. So fehlte eine Basis der Vermittelung; sie ward erst gefunden, als plötzlich ein russischer Gesandter in Kabul auftauchte und der Vertrauensseligkeit Lord Salisbury's zeigte, was England für Indien zu fürchten habe. Jetzt gab er sein stolzes Circular preis und verständigte sich mit Schuwalow in dem geheimen Mai-Memorandum; der Botschafter aber unternahm es, diese Vereinbarung in Petersburg zur Annahme zu bringen und erfüllte damit eine patriotische Pflicht, die, wie er voraussehen mußte, ihn zum unpopulärsten Mann in Rußland machen würde. Er ward dabei von dem ganzen Einfluß des Fürsten Bismarck auf den Kaiser unterstützt; der Kanzler nahm jetzt die Vermittelung in die Hand und es gelang ihm die Formel zu finden, welche, obwohl von der englischen Forderung ausgehend, daß der ganze Vertrag von San Stefano discutirt werden solle, es Rußland möglich machte, ohne Demüthigung anzunehmen.

Auf dem Berliner Congreß vermochten sich die Mächte nur darüber zu verständigen, was nicht geschehen dürfe, wenn nicht für die eine oder die andere Macht der Kriegsfall eintreten sollte; es handelte sich darum, die gegenseitige Neben-

buhlerschaft in Schach zu halten, indem man sie theilweise befriedigte, und die für die Machterweiterung und den Einfluß Rußlands im Frieden von San Stefano gewonnene Stellung möglichst einzuschränken. Schon diese Aufgaben waren schwierig genug und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit und Energie des Fürsten Bismarck, durch die vielfachen Klippen hindurchzusteuern, welche sich einer Einigung entgegenstellten; um dies Ziel zu erreichen, mußte er manche Uebel in Kauf nehmen, wie z. B. die wortbrüchige Beraubung Rumäniens, dem Rußland seine Integrität bis Ausbruch des Krieges garantirt; die Türkei mußte dann die Kosten zahlen. Der Herrschaft der Pforte in Europa ward durch den Vertrag vom 18. Juli 1871 thatsächlich die Zukunft abgesprochen und die Linien der künftigen Theilung vorgezeichnet, so daß, wenn auch die Erbschaft noch nicht eröffnet ist, man doch alles vorbereitet hat, damit die präsumtiven Erben eventuell in Besitz treten können. Das nächste Interesse des Weltfriedens war, daß der stille Zerfall der osmanischen Herrschaft sich allmälig und ohne große Katastrophe vorbereite und zu hindern, daß nicht Rußland sich ein europäisches Mandat zur Execution der Türkei anmaßen konnte. Dies erreichte Fürst Bismarck, indem er mit Oesterreich und England Rußland nöthigte, die Besetzung Bosniens durch Oesterreich zuzugeben, so daß letzteres jene Provinzen nun nicht mehr aus der Hand Rußlands und nicht um den Preis einer militärischen Cooperation mit diesem, wie General Sumarokow 1876 beantragt hatte, sondern aus der Hand Europa's empfing.

Ueber die Bedeutung Oesterreichs für Deutschlands Interessen im Osten war der Kanzler sich vollständig klar; er war stets der Ansicht, daß nicht nur Europa in seiner Mitte einen so consolidirten Staat wie diese Monarchie verlange, sondern auch, daß der, welcher diese angreife, Deutschland sich gegenüber finden müsse. „Wir brauchen Oesterreich für den Orient," antwortete er in Nikolsburg denen, die den Sieg noch weiter ausbeuten wollten; bereits in der Depesche vom 14. April 1867 bot er ein dauerndes internationales Bündniß. Graf Beust lehnte dies ab, da sein ganzes Streben nur auf die Organisation der Revanche ging[1]); aber unbeirrt dadurch und obwohl Niemand die feindlichen Absichten des importirten Ministers bei Ausbruch des französischen Krieges besser kannte als Bismarck, bot er dem alten Gegner schon von Versailles aus die Hand, die diesmal wenigstens nicht abgelehnt ward. Mit Rußland stand es anders; damals waren freilich die Beziehungen beider Regierungen officiell sehr herzlich, aber Bismarck wußte, daß es bei günstiger Gelegenheit seine offensive Politik im Orient wieder aufnehmen werde und dafür auf Deutschlands stille Hilfe zähle. Die russischen Staatsmänner hatten stets einen Verbündeten gesucht, der ihnen im Orient freie Hand ließ und dem sie Gleiches im Westen erlaubten; je nach-

[1]) Es dürfte interessant sein zu sehen, wie Graf Beust in den Denkwürdigkeiten seines Lebens, an denen er jetzt arbeiten soll, diese Episode darstellen wird. Von der Bank, die für den künftigen Krieg mit dem Gelde des Kurfürsten von Hessen und Königs von Hannover gegründet ward, dürfte man dabei wohl so wenig hören, als von der Begründung der „Situation", dem von der Kaiserin Eugénie begünstigten Hrn. Grenier und der Vermittelung der Correspondenz zwischen dem Grafen und Napoleon durch Klindworth, den bekannten früheren geheimen Agenten Louis Philippe's.

dem hatten daher ihre Allianzen gewechselt. Als Karl X. bei dem Türkenkriege 1826—28 auf Rußlands Seite trat, war Kaiser Nicolaus bereit, ihm das linke Rheinufer zu überlassen; nach dem französischen Kriege schien dieser Verbündete in dem mit Frankreich tödtlich verfeindeten, England entfremdeten und von Oesterreich doch mißtrauisch angesehenen deutschen Reiche gefunden zu sein. Die Haltung in der Pontusfrage schien dafür zu sprechen, daß das schließliche Ende wäre, an Deutschland, welches im Orient uninteressirt ist, Westösterreich zu überlassen, während die östlichen Provinzen des Kaiserstaats dem Panslawismus ausgeliefert würden. Kurzsichtige deutsche Verehrer Bismarck's glaubten, dies sei wirklich auch sein Ziel und arbeiteten damit denen in die Hände, welche am Wiener Hofe die Ansicht vertraten, Bismarck steuere unablässig auf Oesterreichs Auflösung hin und für dasselbe sei, seit dem Niedergange Frankreichs, Rußland die einzige Allianz. Selbst ein Mann, der gern das Wort als berufener Dollmetscher der Bismarck'schen Politik nimmt, Herr v. Treitschke, schrieb noch Mitte 1874 (Preuß. Jahrb. 34 S. 662 „Ein Wort über russische Kirchenpolitik"):

„Auf dem Bunde Deutschlands und Rußlands ruht heute der Friede der Welt und die neue Ordnung des Staatensystems — diese Freundschaft wurzelt in so tiefem Grunde, so tiefen Ueberlieferungen, daß selbst ein Thronwechsel in Petersburg, den die Feinde Deutschlands inbrünstig ersehnen, sie schwerlich stören würde. So weit wir heute in die Zukunft blicken, läßt schlechterdings sich kein Grund entdecken, der eine besonnene russische Politik zur Feindschaft gegen das friedliche Deutschland bewegen müßte. — Die nüchternen Köpfe am Petersburger Hofe wissen wohl, wie schwer sie die geistigen Kräfte ihres eigenen Staates schädigen würden, wenn sie dem fanatischen Rath radicaler Moskowiter folgen und die Privilegien der baltischen Ritterschaft, dies Bollwerk deutscher Gesittung an der Ostsee, aufheben wollten. (Was sagt der Verf. jetzt zur Mission des „revidirenden" Senators Manassein?) Auch die unselige Handelssperre wird nicht zu einer dauernden Entfremdung in beiden Nachbarstaaten führen, der freiere Geist, der heute unverkennbar am Petersburger Hofe waltet, muß vielmehr früher oder später der Erkenntniß Bahn brechen, daß unter dieser verkehrten Handelspolitik die russischen Westprovinzen ebenso leiden, wie unsere deutschen Grenzlande. (Seitdem hat Rußland seine Zölle stetig weiter erhöht!) Unter allen Schlägen, welche heutzutage den Weltfrieden treffen könnten, wäre der gräßlichste ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland."

Treitschke gibt zwar zu, daß dieser Bund, seit er vor 72 Jahren in Memel begründet, stets rein dynastisch gewesen und das Verhältniß der Nationen kühl blieb, aber verlangt doch, daß wir die Russen als das politisch bestbegabte der slawischen Völker und die Berechtigung der despotischen Formen des russischen Staatswesens anerkennen, da durch Kaiser Alexander's Reformen dasselbe der europäischen Bildung um viele Schritte näher getreten sei. Er fordert andererseits, daß wir den Aberglauben an die englische Allianz aufgeben, da „wir mit England doch kaum anders stehen als nach dem siebenjährigen Kriege", weil es den französischen Krieg nicht gehindert und „der Krämersinn der englischen Waffenhändler den Kampf um einen blutigen Winter verlängert hat." (?) Und wenige Monate vor Ausbruch des Krieges gegen die Türkei behauptete derselbe Schriftsteller, daß seit den Reformen die frühere Eroberungspolitik Rußlands aufgegeben worden, während England nur noch der unverschämte Vertreter der Barbarei im Völkerrecht sei und seine Machtstellung einen offenbaren Anachronismus bedeute. Oesterreich aber wurde darüber belehrt, „daß es heut zu Tage in der Türkei nichts mehr erobern kann und darf", und daß es allein in „einem ehrlichen

Einvernehmen mit Rußland das Heil zu suchen habe" (Preuß. Jahrb. 37, Heft 5. 6).

Wie weit entfernt war der deutsche Kanzler von solchen Träumen seiner deutschen Freunde und österreichischen Gegner[1]). Gewiß, Rußlands Unterstützung hatte ihm unschätzbare Dienste geleistet, man wollte auch fernerhin mit ihm gut Freund bleiben; aber die Verwirklichung seiner orientalischen Pläne auf Kosten Oesterreichs konnte Deutschland nicht zulassen[2]), das dann zwischen dem übermächtigen Slawenreiche und Frankreich stand, und sobald der deutsch-freundliche Alexander verschwand, mußte voraussichtlich die Idee des französischen Bündnisses aufleben. Indeß der Kanzler wußte auch, daß Rußland noch keineswegs bereit zur Aktion, und daß demselben bis dahin Ruhe willkommen sei. Es galt also, das noch gute Verhältniß zu Petersburg zu benutzen, um eine Brücke nach Wien zu schlagen; mochten darin die österreichischen Gegner den Anfang einer russischen Allianz sehen, Fürst Gortschakow umgekehrt ein Mittel Oesterreich hinzuhalten, bis es über dasselbe verfügen konnte: der Kanzler war überzeugt, daß, wenn man erst einmal in Wien gelernt haben würde, seine Absichten für Oesterreich unbefangen zu würdigen, aus den gemeinsamen Interessen sich ein dauerndes Zusammengehen, eine wahre Allianz ergeben werde, welche zugleich Oesterreich jeder Versuchung entrücken würde, sich Frankreich zu nähern. Das Dreikaiserverhältniß entsprach also dem doppelten Zwecke, die drei Hauptmächte des Festlandes für die Erhaltung des status quo zu binden und das deutsch-österreichische Bündniß anzubahnen. Sehr zu statten kam es nun dem Kanzler für seine Zwecke, daß Beust durch Graf Andrassy ersetzt wurde. Dieser glänzende und geistreiche Cavalier ward von seinen Landsleuten vergöttert, der einstige revolutionäre Agent und Verbannte war nach der Versöhnung mit Oesterreich ungarischer Ministerpräsident und persona gratissima am Hofe geworden; aber diese Stellung genügte seinem Ehrgeiz nicht, und da Beust die Revanche verfolgte, so war dies Grund genug für ihn, sich auf die entgegengesetzte Seite zu schlagen, zumal die Ungarn von einem Kriege mit Deutschland, dessen Siegen sie die Wiederherstellung des Königreichs verdankten, nichts wissen wollten. So warf Andrassy beim Ausbruch des französischen Krieges in Hietzing sein ganzes Gewicht für die Neutralität in die

---

[1]) Als der österreichisch-ungarische Consul in Belgrad, B. v. Kallay, mit seinem dortigen deutschen Collegen einmal in nicht amtlicher Unterhaltung über die europäische Lage hinwarf, die deutschen Provinzen Oesterreichs ständen unter der Anziehungskraft der deutschen Einheit, erhielt er andern Tages ein „nicht amtliches" Telegramm Bismarck's, welches ihm versicherte, daß Deutschland an Erwerbungen auf Kosten jener Provinzen nicht entfernt denke.

[2]) Benedetti, sicher ein unverdächtiger Zeuge, wo es sich darum handelt, den Scharfblick des deutschen Kanzlers anzuerkennen, schrieb am 27. Januar 1870 seiner Regierung: „Rußland ist eine Karte in Bismarck's Spiel für die Ereignisse, die am Rhein oder in Süddeutschland auftauchen können, und er hält sehr darauf, die Rollen nicht zu tauschen und nicht selbst eine Karte in Rußlands Spiel zu werden." (Ma mission en Prusse, p. 285.) In der That hatte der Kanzler schon vorher wiederholt in London durch Graf Bernstorff erklären lassen, daß er durch keinerlei Verpflichtung hinsichtlich des Orients gegen Rußland gebunden sei, und trat der griechischen Begünstigung des candiotischen Aufstandes sehr zu Gortschakow's Mißvergnügen offen entgegen, indem er die Initiative zur Pariser Conferenz vom Januar 1869 nahm, welche diese Gefahr für den europäischen Frieden beseitigte.

Schale, siegte, und entschied damit auch den Anschluß Bayerns an Preußen. Der glänzende Erfolg der deutschen Waffen rechtfertigte diese Haltung vollkommen und die Militärpartei, die vorher über seinen Einfluß sehr erbittert gewesen war, mußte ihn hernach als den providentiellen Mann anerkennen, der die Monarchie vor einem verhängnißvollen Fehler bewahrt hatte. Andrassy mußte daher um so mehr dem deutschen Kanzler als der geeignete Mann erscheinen an die Spitze der Regierung in Wien berufen zu werden, als einerseits seine Popularität in Ungarn dort unbedingten Rückhalt sicherte, andererseits derselbe bei allem Geist, Ehrgeiz und Unternehmungsgeist keineswegs die soliden Eigenschaften eines wirklichen und unabhängigen Staatsmanns besaß, vielmehr das „Detail" der Geschäfte als zu langweilig verachtete, und eben deshalb von einem überlegenen Geiste leicht geleitet werden konnte; er vereinte eben, wie Franz Pulzsky sagte, alle guten und schlechten Eigenschaften eines ungarischen Magnaten. Diese Auffassung wurde verstärkt, als die Begegnung des deutschen Kaisers mit dem österreichischen in Gastein im Herbst 1871 zur ersten persönlichen Berührung des Fürsten Bismarck mit dem Grafen Andrassy führte; und als Beust, um sich zu halten, das Maß seiner Fehler voll machte, sich Hohenwart's Compromiß mit dem Grafen anschloß, darüber aber fiel, war Andrassy der gegebene Nachfolger (14. November 1871). Am 3. September 1872 erschien er in Berlin mit seinem Souverän, dem die Reise nicht leicht geworden sein mag, zur Dreikaiserzusammenkunft. Daß Andrassy als auswärtiger Minister keine klare zielbewußte Politik verfolgt hat, wird nicht zu leugnen sein, wenn man seine Laufbahn als solcher unbefangen betrachtet; die dalmatinische Reise, deren Bedeutung oben erwähnt ist, wurde ohne ihn entschieden, und doch begleitete er den Kaiser in der Hoffnung, zu verhüten, daß dabei etwas vorfalle, was ihn eventuell compromittiren könne — man weiß, mit welchem Erfolge — und als nach Ausbruch des Aufstandes in der Herzegowina er in der Delegation interpellirt ward, versicherte er, daß demselben gar keine Bedeutung beizumessen sei, während die dalmatinischen Behörden doch in der Stille die Unterstützung der Insurgenten gewähren ließen. Gewiß entfaltete er als Minister glänzende Gaben: schlagende Worte, geschickte Wendungen, große Kunst die parlamentarische Vertretung zu behandeln, standen ihm zu Gebote; aber sein „von Fall zu Fall" war doch im Grunde nur der Ausdruck der Planlosigkeit, mit der er sich von den Ereignissen treiben ließ. Thatsächlich wurde sein Verhalten von Bismarck bestimmt, und nur wenn ihm Dinge zugemuthet wurden, von denen er wußte, daß selbst er sie Ungarn gegenüber nicht wagen konnte, wie die 1876 von General Sumarokow vorgeschlagene, von Berlin warm empfohlene, gleichzeitige Besetzung Bosniens und Bulgariens durch Oesterreich und Rußland — widerstand er, ließ aber gleichwohl Rußland freie Hand in Bulgarien. Von seiner unpraktischen Reformnote behauptete er noch zu Anfang der Conferenz von Constantinopel, schließlich werde doch nur sein Memorandum die Türkei retten. Als dann dieses Heilmittel doch nicht hinderte, daß Rußland den Pruth überschritt, sagte er, es möge nur in die Falle gehen, und bei der Niederlage von Plewna meinte er, man müsse böse Miene zum guten Spiele machen. Freilich, als durch den Frieden von San Stefano Rußland versuchte, doch ohne Europa der Türkei seine Bedingungen zu dictiren,

ward Graf Andrassy hochgradig nervös; aber nicht er war es, der Rußland hinderte, seine Ziele durchzusetzen, auf dem Berliner Congreß widersetzte er sich nicht der Beraubung Rumäniens, welche Rußland wieder zum Donauuferstaat machte, und nur Deutschland und England verdankte er das Mandat zur Besetzung Bosniens. Ihm allein dagegen fällt die Verantwortlichkeit für den Leichtsinn zu, mit dem er es unternahm, dies Mandat auszuführen, indem gegen den Rath erfahrener Generäle [1]) der Einmarsch mit ganz unzureichenden Kräften ausgeführt ward, und dann bei der Verwaltung der Provinz die beklagenswerthesten Mißgriffe geschahen.

Vom Gesichtspunkt des Fürsten Bismarck war die Besetzung durchaus richtig, gleichmäßig in Oesterreichs wie in Deutschlands Interesse. Und zwar handelte er dabei keineswegs, wie Gabriel Charmes meint (Rev. des deux Mondes Oct. 1. 1883) nach der Politik der Quadratmeilen, durch welche die Wiener Militärpartei, welche einen entsprechenden Ersatz für den Verlust der Lombardei und Venetiens in türkischem Gebiete suchet, gewonnen werden soll. Bei dem unaufhaltsamen Sinken der osmanischen Herrschaft in Europa muß eine Regierung eine Art Protectorat über die vorhandenen und sich bildenden Staaten übernehmen, welche ebenso unfähig sind, sich zu vereinigen, als allein zu stehen. Keiner dieser Staaten kann die anderen absorbiren, sie sind verschieden in Sprache, Race und Religion, sind also ohne Zusammenhang und deshalb ist Gladstone's Project einer Balkanconföderation eine Utopie. Jeder der drei Staaten Serbien, Bulgarien, Montenegro kann seine Ziele nur auf Kosten der anderen erreichen; schon Montenegro strebt nach der Einverleibung der Herzegowina und Dalmatiens, in Belgrad möchte man ein großserbisches Reich durch die Herrschaft über Bosnien begründen, Bulgarien wünscht mindestens Ostrumelien zu gewinnen. Isolirt aber haben diese Staaten bis jetzt nicht hinreichende Kraft, einem starken Angreifer zu widerstehen und doch macht die geographische Lage dieser Länder sie in politischer, militärischer und commerzieller Beziehung zu einem so begehrenswerthen Besitz, daß sie nicht sicher vor Angriffen sein können.

Es ist klar, daß dies Protectorat nicht von der Gesammtheit der Großmächte geübt werden kann, von denen die einen wenig, die anderen widerstreitende Interessen in diesem Punkte haben; es fragt sich nur, soll Oesterreich diese Macht sein oder Rußland? Vom deutschen wie vom allgemein europäischen Standpunkt spricht alles für Oesterreich. Die Fortschritte Rußlands im Osten sind stets Eroberung und Unterdrückung der unterworfenen Völkerschaften gewesen; mag diese Politik in Centralasien ihre Berechtigung haben, wo sie wenigstens Ordnung an die Stelle ewiger Kriege der muselmännischen Staaten untereinander setzt und die Sklaverei beseitigt: im europäischen Osten ist es anders. Was dort russisches Protectorat bedeutet, davon können die Donaufürstenthümer erzählen.

[1]) Freilich hat man im österreichischen Kriegsministerium damals nicht den Optimismus Andrassy's getheilt, welcher glaubte, die beiden türkischen Provinzen ohne Blut „mit einer Compagnie und einer Musikbande" in seine Gewalt zu bekommen; aber man wollte die Hauptmacht nicht durch starke Abcommandirungen nach Bosnien schwächen, da man die Möglichkeit einer allgemeinen Mobilisirung gegen Rußland bei dessen Erbitterung gegen Oesterreich nicht für ausgeschlossen hielt.

Oesterreich dagegen ist die einzige Macht, welche sich fähig gezeigt, heterogene Racen in einem politischen Verbande zu erhalten, den Eroberungen und Revolutionen nicht haben erschüttern können. Beruhte es auf bloßer Zusammenschweißung sich hassender Stämme, wie seine Gegner sagen, so hätte es sich nicht in solchen Stürmen behaupten können, wie es zu Anfang des Jahrhunderts und wiederum seit 1848 gethan, wo ganz neue politische und sociale Kräfte sich geltend machten. Und auch für die Zukunft wird sich die Zähigkeit dieses Zusammenhaltens bewähren, durch welches Oesterreich so oft die Welt überrascht hat; das Vordringen der slawischen Elemente in der westlichen Reichshälfte ändert daran nichts, je mehr Freiheit der Bewegung und Bedeutung diese erreichen, desto weniger werden sie nach Rußland schielen, von dem sie übrigens auch Religion und Geschichte trennen, Polen spricht hier vernehmlich sein vestigia terrent. Schlimmsten Falles aber bleibt diese Monarchie ein Reich, in dem Deutsche und Magyaren so stark vertreten sind, daß es stets der Nebenbuhler Rußlands und der Hauptdamm gegen den Panslawismus sein wird. Oesterreich ist eben nicht ein nationaler, sondern ein dynastischer Staat, der eigene Zwecke hat, die mit denen keiner seiner einzelnen Stämme vollständig zusammenfallen. Eine ganz entsprechende Aufgabe aber, wie sie Oesterreich bisher erfüllt hat, wartet auf der Balkaninsel ihrer Lösung; es handelt sich um Staatswesen, welche ein autonomes Leben führen wollen und doch von anderer starker Hand geleitet und geschützt werden müssen. Oesterreich ist durch die neuesten Ereignisse definitiv eine Orientmacht geworden, das Programm dafür war bereits von Talleyrand entworfen; nach der Capitulation von Ulm legte er Napoleon den Plan vor, Oesterreich seine schwäbischen und venetianischen Besitzungen zu nehmen, um es außer Berührung mit Frankreichs Interessen zu bringen und es durch die Donaufürstenthümer, Bessarabien und Nordbulgarien zu entschädigen, wodurch Rußlands Ehrgeiz ein Damm vorgeschoben und die Türkei durch das Opfer von Provinzen, welche Rußland schon besetzt hatte, die Sicherheit der Zukunft für ihren übrigen Besitz erkaufen würde [1]). Napoleons Maßlosigkeit verwarf diesen staatsmännischen Plan, dessen Ausführung damals vollkommen möglich war und der Geschichte Europa's eine andere Gestalt gegeben hätte. Metternich und Gentz, welche allein unter den Staatsmännern ihrer Zeit die Ziele der russischen Orientpolitik durchschauten, konnten ihr nicht wirksam entgegentreten, weil Oesterreich durch Italien und Deutschland gebunden war; selbst nach den Ereignissen von 1848—50 wies die Verblendung der Wiener Hofburg einen Tausch der Lombardei für die Donaufürstenthümer ab, den Napoleon 1855 vorschlug. Schwarzenberg hätte dies nicht gethan, er bezeichnete vielmehr kurz vor seinem Tode in einer Denkschrift als Hauptaufgabe Oesterreichs im Orient die Erlangung des Hafens von Salonichi, schon weil dieser Hafen nach der Herstellung einer türkischen Eisenbahn Triest ruiniren würde, wenn sich die Linien von Oesterreich nach dem ägäischen Meere in anderen Händen befänden. Er hielt es daher für geboten, daß Oesterreich, wenn es in der Orientfrage in Action trete, nicht nur Bosnien und die Herzego-

[1]) Die von Straßburg datirte Denkschrift, die ganz von Talleyrand's Hand geschrieben, ist zum ersten Male in ihren Hauptzügen von Mignet 1839 in der Akademie mitgetheilt.

wina, sondern auch Macedonien erwerbe. Fürst Bismarck verwies sofort bei einem Eintritt ins Ministerium Oesterreich darauf, „seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen"; man spottete in Wien über dies Wort, wie über andere Offenherzigkeiten, um schließlich nach schweren Opfern doch diesen Weg als den einzig richtigen einzuschlagen.

Ganz anders stellte sich aber damit natürlich das Verhältniß Deutschlands zu Rußland, welches auf den Dreikaiserbund nur mit dem Gedanken eingegangen war, Oesterreich seiner Zeit mit Hilfe Deutschlands matt zu setzen. Von dem Augenblick an, wo es klar wurde, daß Fürst Bismarck nicht durch Dick und Dünn mit Rußland gehen und ihm Oesterreichs Lebensinteressen preisgeben werde, war der innerliche Bruch zwischen Berlin und Petersburg vollzogen. Thiers' Wort vor dem Kriege „les Russes vaincus seront plus exigeants que les Russes victorieux" hatte sich bewährt. So groß war die Erbitterung über die Niederlagen einer unfähigen Heeresführung, so tief wurden die ungeheuren Opfer gefühlt, welche der Krieg forderte, daß als endlich Rußland siegreich war, die öffentliche Meinung in dem Frieden von San Stefano nur ein sehr mäßiges Resultat sah und das Verlangen Europa's bei der Regelung mitzusprechen, als eine unbegründete Anmaßung empfand. Obwohl das rumänische Bessarabien, Batum und Kars sicherlich kein verächtlicher Preis eines Krieges waren, bei dessen Beginn die Absicht jeder Eroberung geleugnet war, so wurde doch allgemein in Rußland das Zurückweichen von dem Vertrage von San Stefano auf den von Berlin von der Nationalpartei als eine Niederlage aufgefaßt, die Gortschakow auf die Schultern des Mannes zu wälzen wußte, der allein den Muth hatte, dem Kaiser zu sagen, daß Unnachgiebigkeit eine europäische Coalition gegen Rußland zur Folge haben würde, mit der letzteres es aufzunehmen nicht im Stande war. Wie eine russische Zeitschrift uns kürzlich erzählte, schloß Gortschakow seinen Bericht an den Kaiser über den Berliner Vertrag mit den Worten: „Dies ist die traurigste Seite in meiner ganzen Laufbahn". Alle Schalen des russischen Zornes aber ergossen sich über den falschen Freund, der die Zweitheilung Bulgariens und die österreichische Besetzung Bosniens unterstützt hatte. Selbst die maßvollste und westeuropäisch gesinnte Zeitschrift „Wesstnik Jewropy" erklärte, das Erreichte stehe so wenig im Verhältniß zu dem, wozu Rußland berechtigt gewesen, Deutschland habe so wenig für letzteres gethan, was es hätte thun müssen, daß der Dreikaiserbund zu Ende sei; und als man auch die letzte Hoffnung getäuscht sah, an die man sich noch klammerte, Deutschland werde die Hand dazu bieten, daß Rußland um die Ausführung der Vertragsbestimmungen, betr. den Abzug der russischen Truppen aus Bulgarien, herumkomme und Oesterreich nicht bis Novi-Bazar vorrücke, da war der Bruch auch zwischen den Regierungen entschieden und der Versuch der Begütigung durch die Zusammenkunft der Souveräne in Alexandrowo konnte daran nichts ändern. Fürst Bismarck, der jener Begegnung fern geblieben war, sah, daß eine wirkliche Aussöhnung nicht möglich war ohne Oesterreichs und unsere Interessen preiszugeben und Rußlands Uebelwollen nicht dadurch zu begegnen sei, daß man demselben Zugeständnisse mache, sondern daß man ihm einen Damm entgegensetze, welchen es nicht überschreiten konnte. So beantwortete er die russische Aufkündigung der Freundschaft, indem er nach

Wien ging, das österreichisch-deutsche Defensivbündniß schloß und die Nothwendigkeit desselben durch Graf Stolberg in Baden-Baden so eindringlich darlegen ließ, daß nach langem Zögern Kaiser Wilhelm dasselbe genehmigte.

Es ist der maßgebende Factor der ganzen seitherigen Entwicklung der europäischen Politik geblieben und hat seine wohlthätigen Folgen nach allen Seiten immer ausgiebiger entfaltet. Zu einer wirklichen Umkehr konnte freilich Rußland durch die Reise des Kanzlers nach Wien nicht gebracht werden. Man fühlte es in Petersburg sehr wohl, daß dieselbe kein bloßer Schachzug sein sollte, um Rußland zum Wiedereinlenken in das frühere Verhältniß zu bestimmen, sondern das definitive Ende desselben sei und die Isolirung Rußlands bezwecke. Nicht einmal in Paris fand dasselbe Gehör, vergeblich waren die Liebeserklärungen, welche Fürst Gortschakow in Baden durch einen orleanistischen Journalisten Frankreich machte, vergeblich die Allianzwerbungen des Generals Obrutschew bei den französischen Manövern. Der damalige Minister des Aeußeren, Waddington, war beschäftigt, die von Deutschland und England erhaltene Erlaubniß auszubeuten, Frankreichs Machtgebiet in Nordafrika zu erweitern, daher nicht geneigt, sich in Abenteuer zu stürzen durch Allianz mit einem Reiche, dessen innere Auflösung immer deutlicher zu Tage trat. So offenbar war die diplomatische Niederlage Rußlands, daß man sich in Petersburg trotz aller Erbitterung entschließen mußte, einzulenken und wenigstens äußerlich ein erträgliches Verhältniß wieder herzustellen. General Ignatiew mußte das Feld räumen, Fürst Gortschakow's Nachfolger wurde der friedfertig gesinnte Hr. v. Giers und im September 1881 wurde durch die Begegnung der beiden Souveräne mit ihren Ministern in Danzig wenigstens ein modus vivendi wieder hergestellt. Ungünstige Wendungen für die deutsche Politik haben freilich auch in den letzten Jahren nicht gefehlt; keine Staatskunst kann solche verhindern, vielmehr zeigt sich der wahre Staatsmann in der Gabe, denselben die Spitze abzubrechen und seine Mittel der Art zu wechseln, daß er auf anderem Wege doch sein Ziel erreicht und dies hat Fürst Bismarck gethan. So aufrichtig war seine Friedensliebe, daß er stets für ein gutes Verhältniß zwischen Frankreich und England eintrat; er wußte, daß solange letzteres ersteres an seiner Seite hielt, die russisch-französische Allianz nicht zu fürchten sei. Von diesem Standpunkte war im Mai 1879 sein Vorgehen gegen Ismail-Pascha eingegeben; als man in England zögerte, den Aufforderungen Waddington's gemeinsam einzuschreiten zu folgen, ging er voran, sodaß nun England nicht zurückbleiben konnte. Aber dieses Verhältniß setzte den guten Willen Englands voraus. Bei Lord Beaconsfield war derselbe vorhanden und Lord Salisbury begrüßte das deutsch-österreichische Bündniß als good tidings of great joy, als den Kern einer mitteleuropäischen Coalition zum Schutz gegen die slawische Hochfluth. Mit dem Sturz des Toryministeriums war die Lage gründlich geändert. Der Grund dieses unvermutheten Scenenwechsels war nicht eine falsche Richtung der Politik Beaconsfield's, sondern, daß er nicht gewagt, den Stier bei den Hörnern zu fassen; auf den Freudentaumel, den die Besetzung von Cypern erregte, folgte bald eine starke Ernüchterung, als der afghanische Krieg ausbrach und zeigte, was es mit dem peace with honour auf sich hatte, mit dem er vom Berliner Congreß zurückzukehren glaubte. So gelang es der Agi-

tation Gladstone's, durch maßlose Angriffe und Versprechungen nach allen Seiten den unberechenbaren Wankelmuth der englischen Wählerschaft zu den Wahlen vom April 1880 hinzureißen. Mußte er nun auch, um in Downingstreet einzuziehen, dem österreichischen Botschafter in aller Form wegen seiner beleidigenden Sprache gegen dessen Regierung Abbitte thun, so war immerhin England aus einem Verbündeten ein Gegner geworden und die Verbissenheit seines leitenden Ministers war bekannt genug, um zu wissen, daß er innerlich Oesterreich gegenüber an seinem „hands off" festhielt und für Rußlands civilisatorische Mission im Orient schwärmte; hatte es doch Bulgarien mit einer Verfassung nach dem Herzen der Radicalen beglückt und bedrohte Rußlands Industrie die englische doch nicht mit einer Concurrenz auf der Balkanhalbinsel, wie die österreichisch-deutsche. Das bisherige deutsche Interesse an einem guten Einvernehmen der Westmächte setzte sich in sein Gegentheil um und erfolgreich wußte zunächst der Kanzler Frankreich zu bestimmen, daß es alle Vorschläge Englands ablehnte in der Frage der montenegrinischen und griechischen Grenzregulirung sich auf Abenteuer einzulassen. Die Flottendemonstration vor Dulcigno beugte den Widerstand der Pforte nicht, da sie nur zu gut wußte, daß die Kanonen der Panzerschiffe nicht schießen würden und der Antrag Gladstone's, Smyrna zu blockiren, verfiel geradezu der Lächerlichkeit; lediglich der Einfluß Deutschlands bewog schließlich den Sultan, in den Grenzen des Möglichen nachzugeben. England mußte einsehen, daß es ohne Deutschland nicht vorwärts kann und diese Lehre trug nun wieder umgekehrt gegen Frankreich Frucht, als im November 1881 unser gefährlichster Gegner, Gambetta, ans Ruder kam. Freilich mit schon sehr geschwächten Kräften, denn die Ereignisse hatten ihm das Concept erheblich verrückt; statt die Präsidentschaft als Dictatur durch das scrutin de liste zu erreichen, führte die Verwerfung des letzteren dazu, daß er selbst ein Ministerium bilden mußte. Man darf es seinem Jünger J. Reinach aufs Wort glauben, wenn derselbe kürzlich erzählte, daß Gambetta alles Ernstes versucht habe, das „große" Ministerium zu bilden, das man von ihm erwartete und das alle ersten Kräfte in sich vereinigen sollte; aber die L. Say, Freycinet, Ferry u. s. w. kannten ihn eben zu gut, um unter ihm Minister sein zu wollen und so mußte er sich mit einer Reihe Nullen begnügen. Für die auswärtige Politik war sein Grundgedanke die englische Allianz und diese galt es zunächst in Aegypten zu bewähren. Dies war vom französischen Gesichtspunkt durchaus richtig, wie sein Gegner Waddington im Senat offen anerkannte und Niemand kann bezweifeln, daß noch zu Anfang 1882 der Entschluß Englands und Frankreichs, gemeinsam am Nil Ordnung herzustellen, von Erfolg gewesen sein würde. „Wenn," sagte Gambetta am 15. December 1881 zu Lord Lyons, „es Jemand gelingen sollte, in der ägyptischen Angelegenheit seinen kleinen Finger zwischen England und Frankreich zu stecken, so wäre dies das Ende des Zusammengehens dieser beiden Mächte in jedem Theile der Welt" (Egypt. Corresp. No. 24). Dieser Jemand war der deutsche Kanzler; den an sich richtigen Plan Gambetta's durchschauend, war er ihm in London mit der Erklärung zuvorgekommen, er sei mit Oesterreich und Italien darüber einig, daß wenn eine Intervention in Aegypten nothwendig werden sollte, diese der Türkei zufallen müsse. Dieser Kundgebung der drei Mächte

gegenüber wagte Lord Granville nicht, mit Gambetta allein zu gehen, zumal dessen chauvinistische Neigungen ihm bekannt waren, das Prestige desselben bedenklich erschüttert war und Niemand wissen konnte, wie lange er Minister bleiben würde. Er lehnte daher dessen Vorschlag ab, den er selbst später erfolglos wiederholt hat, und dies war weit mehr als der Eigensinn, mit dem Gambetta nochmals auf dem scrutin de liste bestand, der Grund seines raschen Falles. Mit seinem Nachfolger Freycinet trat die vollendete Planlosigkeit ein, er führte das Parlament nicht, sondern wollte nur dessen gehorsamer Diener sein, er erklärte in der Kammer, Frankreich müsse seine privilegirte Stellung in Aegypten aufrecht halten und kein französisches Ministerium könne einer bewaffneten Intervention der Pforte zustimmen; wenige Wochen nachher aber empfahl er dieselbe mit den anderen Mächten. Als er dann durch Say und Ferry gedrängt, wenigstens soweit auf Englands Antrag einer gemeinsamen Intervention einzugehen Willens schien, daß er einen Credit von 10 Mill. Frs. forderte, um den Suezcanal zu besetzen, benutzte der Haß Gambetta's und Clemenceau's diese Gelegenheit ihn zu stürzen, und so hatte der französische Parlamentarismus es richtig dahin gebracht, Frankreich in Aegypten auszustreichen und England, das dringend um seine Mitwirkung nachsuchte, aber schließlich durch den Druck des öffentlichen Unwillens über Gladstone's Politik gezwungen war, allein zu handeln, zum Gebieter Aegyptens zu machen. Bisher hatte dort ein westmächtliches Condominium bestanden, das England einseitig weder aufheben konnte noch wollte; Frankreich selbst entband es seinen Verpflichtungen, indem die Parteiintriguen über die Staatsinteressen siegten. Hätte Frankreich sich auch nur mit dem kleinsten Contingent an der ägyptischen Intervention betheiligt, so hätte England stets mit ihm rechnen müssen und konnte keinen Schritt zur Reorganisation ohne seine Zustimmung thun; statt dessen haben die französischen Führer England gezeigt, daß mit einem Lande eine Allianz unmöglich ist, in dem zufolge persönlicher Nebenbuhlereien die Ministerien kaleidoskopisch wechseln. Und während so Frankreich eine wichtige Stellung aufgab, die Niemand ihm streitig machte und Englands Achtung verscherzte, stürzte es sich gleich darauf in Tonkin und Madagascar in Abenteuer, welche es mit den Interessen Englands derart in Conflict bringen, daß auch den franzosenfreundlichsten aller englischen Ministerien es unmöglich ist, seinen Sympathien zu folgen. Fürst Bismarck aber ließ, als er Englands Entschluß, zu handeln, sah, dasselbe nicht nur ruhig gewähren, sondern hat ihm auch bei den Verhandlungen mit der Pforte nach Kräften geholfen und ist unschuldig an der wohlfeilen und thörichten Entrüstung, welche mehrere deutsche Blätter gegen Englands Vorgehen in Scene setzten. Ihn beschäftigten damals freilich andere Fragen mehr; der italienische Minister-Präsident Depretis zeigte im Herbste 1881 mehr Neigung, sich an Gambetta anzuschließen, als Deutschland lieb sein konnte und zugleich auffallende Nachsicht gegen die Agitationen der Irredentisten. Hier schien, wenn nicht ein kalter Wasserstrahl, doch eine abkühlende Warnung angezeigt; zunächst äußerten sich Graf Andrassy und Hr. v. Kallay, sicher nicht ohne Inspiration von Berlin, in der ungarischen Delegation (6. Novbr.) ziemlich unhöflich über Italien, schossen dabei freilich so über das Maß hinaus, daß Graf Andrassy sich damit nur um die Nachfolger-

schaft des plötzlich verstorbenen Baron Haymerle brachte, da Kaiser Franz Joseph derartige Aeußerungen unmittelbar nach dem Besuch des italienischen Königspaares in Wien als eine Verletzung des Gastrechts empfand. Sodann aber äußerte der Kanzler selbst in seiner Rede vom 29. November sich dahin, daß in Italien der Schwerpunkt von Ministerium zu Ministerium immer mehr nach links geglitten sei, so daß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links fallen könne. Endlich fand im December die „Post" plötzlich angezeigt, die Frage der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erörtern, dessen gegenwärtige Stellung unerträglich sei; es war auch die Rede davon, demselben den bischöflichen Palast in Fulda zur Verfügung zu stellen. Schwerlich nahm die Curie diese Plänkeleien des „unabhängigen aber ergebenen" Blattes ernsthaft und verspürte sicher noch weniger Lust, das Exil von Avignon in der alten Bonifaciusstadt zu erneuern; aber die unangenehmen Dinge, die so der italienischen Regierung gesagt waren, wurden doch ebenso beifällig im Vatican aufgenommen, als sie peinlich im Quirinal berührten. Depretis fühlte, daß der Kanzler Italien doch sehr unbequem werden konnte, und änderte seine Haltung demgemäß; sobald somit die beabsichtigte Wirkung erzielt war, traf eine Depesche an Hrn. v. Keudell ein, welche die Auslegung bestätigte, die der Minister Mancini jenen Aeußerungen des Kanzlers vom 29. November gegeben und bemerkte, daß Niemand an Deutschlands Sympathien für Italien und dessen erlauchtes, dem deutschen so befreundetes Herrscherhaus zweifeln könne.

Nachfolger des am 10. October 1881 plötzlich gestorbenen auswärtigen Ministers Baron Haymerle war der österreichische Botschafter am russischen Hofe Graf Kalnocky geworden, derselbe, der in einer durch Indiscretion im „Egyetertes" veröffentlichten Depesche vom 15. September aus Petersburg gemeldet hatte, daß bei der Danziger Begegnung „die Weisheit und unerwartete Mäßigung der Sprache des Fürsten Bismarck sowohl auf den Czar wie auf Hrn. v. Giers einen guten Eindruck gemacht, und sie darüber beruhigt, daß er nach keiner Richtung andere als friedliche Absichten verfolge". Dasselbe ungarische Blatt brachte den Wortlaut eines überaus herzlichen Telegramms des Czaren an Kaiser Franz Joseph mit dem Schluß: „Ich bin sehr glücklich gewesen, den Kaiser Wilhelm wiederzusehen, unsern verehrten Freund, mit dem uns gemeinsame Bande der herzlichsten Zuneigung verknüpfen". Die österreichische deutsch-freundliche Presse folgerte hieraus eine Verschiebung der Beziehungen der drei Kaiserreiche und dem Grafen Kalnocky, der in Petersburg persona grata war, wurde die Neigung zugeschrieben, mit Rußland selbständig nähere Fühlung zu suchen. Derselbe hat dies sowie jede Trübung des deutsch-österreichischen Einvernehmens in der ungarischen Delegation in Abrede gestellt, jedenfalls fand der Kanzler für eine mögliche Eventualität dieser Art das richtige Correctiv in dem Eintritt Italiens in das österreichisch-deutsche Bündniß, nachdem Depretis und Mancini sich immer freundlicher zu Deutschland gestellt hatten und auf dessen Rath auch die Theilnahme an der englischen Intervention in Aegypten ablehnten. Hinter Oesterreich gestellt, hinderte Italien dieses, zurückzuweichen und deckt andererseits in der Eventualität eines Conflicts seine Flanken; denn Oesterreich kann im Orient nicht vorgehen, ohne der Neutralität Italiens sicher zu sein. In einem Kampfe, der seine ganze Kraft in An-

spruch nehmen würde, darf es sich nicht der Gefahr aussetzen wie 1866 zwischen zwei Feuer zu kommen; zugleich aber sichert der Eintritt Italiens in das Bündniß Oesterreich gegen die irredentistischen Umtriebe in Triest und Wälsch-Tyrol. Dieser Eintritt konnte also seitens Deutschlands vielleicht gewisse Kreise in Wien erinnern sollen, welche Vortheile das Bündniß Oesterreich sichere, aber niemals eine feindliche Bedeutung gegen Oesterreich haben. Im Gegentheil, als nach dem Besuch, welchen der Minister von Giers im November 1882 in Varzin machte, dies russischerseits so ausgebeutet wurde, als ob unsere Beziehungen zu Rußland denjenigen zwischen unserer und der österreichischen Regierung gleichartig seien und als ob das Zweikaiserbündniß in ein Dreikaiserbündniß zu verwandeln sei, trat man dem deutscherseits sehr bestimmt entgegen und ließ durch officiöse Federn zum ersten Mal sagen, das deutsch-österreichische Bündniß sei „ein regelrecht und in aller Form abgeschlossenes, in Documenten niedergelegtes", es sei auf fünf Jahre, also bis zum 15. October 1884, abgeschlossen, habe sich aber so bewährt und verspreche auch künftig eine so große Friedensbürgschaft für beide Reiche zu bleiben, daß man wohl auf dessen Verlängerung rechnen könne. Gegenüber den Anstrengungen, welche von verschiedenen Seiten gemacht wurden, Oesterreichs Stellung auf der Balkanhalbinsel zu erschweren, hielt man es für nothwendig, dessen Stellung zu stärken, indem man sein enges Verhältniß zu Deutschland aufs Neue betonte und seine südslawischen Feinde daran erinnerte, daß man eine Beeinträchtigung der österreichischen Orient-Interessen in Berlin nicht dulden werde. Die Wiener „Polit. Corresp." aber gab hierauf die Quittung durch die Erklärung, das Verhältniß zwischen beiden Staaten sei wegen des hohen Grades ihrer Interessengemeinschaft ein so enges, „daß keine dritte Macht zu den betheiligten Staaten in ein Verhältniß treten könne, welches der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft an Intimität gleichkomme."

In der That, Oesterreich hat sich bei diesem Bündniß nicht schlecht gestanden; sein Einfluß ist maßgebend in Serbien geworden, es hat den Anschluß der serbisch-bulgarisch-türkischen Bahnen an die seinigen in der conférence à quatre schließlich durchgesetzt und die Ratificationen des Vertrages sind soeben ausgetauscht. Im Herbste sind nun auch Serbien und Rumänien dem mitteleuropäischen Friedensbündniß beigetreten, wenn auch keine schriftlichen Abmachungen deshalb stattgefunden haben. Der Regierung des Königs Karl ist dies besonders hoch anzurechnen, da sie sich mit Recht über wenig freundliche Behandlung in der Juden- wie in der Donaufrage zu beklagen hat; aber der einsichtsvolle und tüchtige Fürst, der Rumänien aus einem mißhandelten und verwahrlosten Lande zu einem geordneten und wohlhabenden Königreich erhoben hat, ließ alle diese Bedenken zurücktreten, weil er weiß, daß Rußland diejenige Macht ist, welche die wesentlichste Gefahr für die ehrenvoll errungene Selbständigkeit Rumäniens ist; mit dessen Anschluß an das mitteleuropäische Bündniß ist Rußland der Landweg nach der Balkanhalbinsel verlegt, den es bisher für alle seine Angriffe gegen die Pforte benutzen konnte. Endlich zeigte die Sendung Muhktar-Pascha's, daß auch die Türkei, wenn nicht den Anschluß an das Bündniß, so doch Fühlung mit demselben sucht, und daß der Einfluß, welchen Deutschland sich am goldnen Horn errungen, in unveränderter Stärke besteht. Dagegen hat nun

allerdings Rußland verschiedene Gegenzüge versucht; es hat eine Aussöhnung seines Satrapen, des Fürsten von Montenegro, mit dessen Erbfeind, dem Sultan, durch eine Grenzregulirung vermittelt und ihn bewogen, seine Tochter mit dem serbischen Prätendenten Karageorgewitsch zu vermählen, der so als russischer Throncandidat gegen König Milan im Hintergrunde gehalten wird; auch hat Rußland allen seinen Einfluß aufgeboten, um bei den Wahlen zur Skupschtina das österreichisch gesinnte Ministerium Pirotschanatz zu stürzen. Das ist nun zwar gelungen, aber man würde irren, wenn man die Mehrheit der Versammlung als russisch gesinnt bezeichnen wollte; sie grollt dem gefallenen Minister wegen seiner finanziellen Abmachungen mit Bontoux und seines gewaltthätigen Vorgehens in der Kirchenfrage, nicht wegen des Eisenbahnvertrags mit Oesterreich, der für Serbien eine Nothwendigkeit war. Wegen der Ratification dieses Vertrages wird das Ministerium Christics keine parlamentarischen Schwierigkeiten zu befürchten haben, wenn es in jenen erwähnten inneren Angelegenheiten andere Bahnen einschlägt; Ristic, der russisch gesinnt ist, steht allein. Eine entscheidende Niederlage aber hat Rußland auf dem Boden erlitten, den es bisher wie seinen eigenen betrachten durfte. Bulgarien war bisher einfach von russischen Generalen regiert; aber allzu scharf macht schartig. Die Bulgaren haben von dem Regiment der Herren Sobolew und Kaulbars ebenso genug bekommen, wie der Fürst Alexander; die beiden Generale sind entlassen, und wenn vorläufig die Verwaltung des Kriegsministeriums noch einem russischen Obersten übertragen ist, so ist doch dieser auf die Verwaltung der Armee beschränkt, die Ausnahmestellung desselben, der Befreiung von aller constitutionellen Controle ein Ende gemacht und das Commando der Armee dem Fürsten übertragen. Alles Aufpochen, alle Intriguen des Staatsraths Jonin, eines der gelehrigsten Schüler Ignatjew's und bisherigen Vormunds des Fürsten Nikita, alle heftigen Artikel der censirten „Petersburger Presse" gegen den schnöden Undank und die Umtriebe Oesterreichs können nichts an der Thatsache ändern, daß bis auf weiteres Rußland sein Spiel in Bulgarien verloren hat und der Fürst auf die volle Zustimmung und Unterstützung des Landes rechnen kann, wenn er fest die Selbständigkeit des Landes wahrt. Russischerseits hat man nach der Sendung des Ministers Balabanow, der in Petersburg über das Treiben Jonin's Aufschlüsse gab, einlenken müssen. Die Regierung scheint entschlossen auf dem betretenen Wege zu beharren, das geht aus der Sprache der halbamtlichen „Bulgarie" hervor, die in maßvoller Form und bei aller Verehrung für den Czaren und die edle russische Nation, den entlassenen Generalen die bittersten Wahrheiten sagt und sehr unliebsame Thatsachen aufdeckt; der Anschluß auch Bulgariens an das deutsch-österreichische Bündniß scheint nur noch eine Frage der Zeit, die Genehmigung und Ratification der Eisenbahnconvention der conférence à quatre spricht deutlich dafür. Mögen nun die französischen Publicisten über die Pilgerfahrten der „rois de fraîche date, devenus dit-on indépendants" nach Gastein, Homburg und Wien spotten, mögen sie versuchen, das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich umzukehren und die Sache so darzustellen, als plane Deutschland einen großen Schlag gegen Rußland und wolle Oesterreich, das einen Gegensatz zwischen seinen und den russischen Interessen nicht anerkenne,

zur Heeresfolge für den Kampf zwingen, indem der Kanzler Italien und Rumänien angeworben, eventuell den nöthigen Druck auf das Wiener Cabinet zu üben —, mögen sie suchen, letzteres damit zu reizen, daß sie ihm vorhalten, es habe alle Initiative verloren und folge nur der Leitung des Fürsten Bismarck: Alles das wird vergeblich sein und kann nur den Aerger über die vollendete Isolirung Frankreichs zeigen. Rußland, so erbittert es über seine Lage sein mag, zieht vor, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sucht lieber durch die neue Reise des Herrn von Giers leidliche Fühlung mit Deutschland zu wahren. Die innere Zerrüttung, die kopflosen Abenteuer nach Außen, in welche das gewissenlose Treiben der Parteien das Land stürzt, machen Frankreich bündnißunfähig und ohnmächtig in Europa; in der Hauptstadt des Landes, das so gern glaubt an der Spitze der Civilisation zu stehen, wird der königliche Gast beschimpft, weil der Pöbel an ihm seinen Haß gegen Deutschland auslassen zu können meint, den man gegen uns officiell nicht zu zeigen wagt, und der Präsident weiß nicht einmal so viel Würde und Haltung zu bewahren, daß er seine Ohnmacht gesteht, derartiges zu hindern. Die Franzosen haben Fürst Bismarck nur Gelegenheit zu einem glänzenden Gegenzug gegeben; unmittelbar darauf traf sein Courier bei dem auf der Weinburg weilenden Kronprinzen mit einem Schreiben ein, welches die spanische Reise vorschlug, durch die der Erbe der deutschen Krone sich und uns dieselben Sympathien jenseit der Pyrenäen gewonnen hat, die er früher in Italien zu erwerben wußte. Das mitteleuropäische Bündniß bleibt die beherrschende Thatsache der Situation. Oesterreich hat die Probe bereits gemacht; in Wien weiß man es ganz genau, daß es nicht sowohl unmittelbar deutsche, als österreichische Interessen sind, die den Gegensatz zwischen Berlin und Petersburg bedingen, und daß Rußland Deutschland Alles bewilligen würde, wenn Fürst Bismarck seinen Entschluß aufgäbe, Oesterreichs europäische und orientalische Stellung zu schützen. Weil es feststeht, daß dies nie geschehen wird, weil überall Deutschland Oesterreichs Interessen im Orient vertheidigt und unterstützt hat, als ob es seine eigenen wären, weil nach diesem Vorgang jeder offene oder stille Theilhaber des Bündnisses in seinem Schutze Friede und Sicherheit für seine berechtigten Interessen findet, darum bleibt es der rocher de bronze, an dem die verbissene Feindschaft in Ost und West vergeblich nagen wird; vielmehr ist zu hoffen, daß, wenn schließlich das gegenwärtige britische Cabinet unter der Wucht seiner Fehler fallen wird, seine Nachfolger die Kette der Liga durch die Einfügung des letzten Ringes, der ersten Seemacht schließen werden. So darf Deutschland der Zukunft und den Stürmen, welche sie bringen wird, mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen.

1. December 1883.

Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens.

Von

Professor **G. Hirschfeld** in Königsberg i. Pr.

IV [1]).

Gleich hinter Kargy treten Höhen dicht an den Halys, nach wenigen Minuten entziehen sie den Ort den Blicken und lassen den Wanderer allein mit dem Flusse, der hier in unerforschtem Thale schnell und breit dahinströmt, bald dunkelbraungelb von Farbe, bald glänzend purpurschlammfarbig — wenn ich so sagen darf — Eigenheiten, welchen der heutige Name des „rothen Flusses", Kyzil Irmak, verdankt wird. Fern im Grunde vor uns, wo der Fluß mit scharfer Wendung aus der östlichen in die Nordrichtung übergeht, hebt eine Bergmasse sich majestätisch bis zu kahlfelsigen Spitzen empor, der „Olivenberg", in welchen eine stark bevölkerte Ebene, die „Olivenebene", ansteigend sich hineinzieht. Bald zur rechten, bald zur linken Seite des Flusses treten die begrenzenden Berge etwas zurück, geben einer kleinen Ebene unmittelbar über dem Ufer Raum und einer Ansiedelung, welche von dem fruchtbaren Boden sich nährt. Dieser zeitigt Früchte von überraschender Güte, Pfirsiche, vor Allem Trauben in reichster Fülle, die theilweise frisch oder conservirt zu jedem Mahle gegessen, theilweise zu einem dicken Gelée eingekocht werden. Unaufhörlich, auf dem Marsche und bei der Rast, wurden wir mit den mannigfachen blauen und grünen, großen und kleinen, länglichen und runden Sorten beschenkt. Seine Gaben wiegt der Himmel in diesen Bergwinkeln durch eine außerordentliche Hitze gleichsam auf: übertreibend sprechen die Bewohner davon, wie die Gluth der Sommersonne stark genug sei, um Eier zu kochen!

Der Halys ist hier aber keineswegs in Steilfelsen eingesenkt, wie man gemeint hat — auf diese werden wir erst später stoßen — sondern beiderseits auf gebahnten Pfaden zu Rosse und zu Fuß verfolgbar; allerdings sind dieselben nicht unbedenklich an den vielen Stellen, wo sie die unmittelbar ans Wasser

---

[1]) Man vergl. Deutsche Rundschau 1883, Bd. XXXVI, Juliheft S. 49 ff., und Septemberheft S. 400 ff.

tretenden Bergfüße mühsam und stark gewunden überschreiten müssen, und durch Geröll schwierig oder auch durch langes Betreten glatt und schlüpfrig geworden sind.

Als wir gegen Ende des ersten Tagemarsches uns gerade der Olivenebene gegenüber befanden, hatten wir an unserer, der linken Flußseite einen solchen vorgebauten Felsen zu überschreiten, über dessen Fuß es hinein ging in ein stilleres Thal von zahmerem Charakter. Hier drehte sich unser Zabtieh herum und wies schweigend rückwärts, — wir konnten einen Ruf des Staunens nicht unterdrücken: aus hohem isolirtem Felsenblock, hart am Flußrande, sah uns ein gewaltiges, uraltes Felsengrab, das drei Säulen trugen, entgegen. Man hätte weiter reiten können, ohne es zu bemerken. Da es etwa erst zwölf Fuß hoch über dem Boden einsetzte, so riefen wir einen jungen Burschen um einen der gefällten Bäume an, mit denen er gerade am jenseitigen Ufer hantierte, legten den Baum an und befanden uns bald Alle in der Vorhalle und der anstoßenden kleinen Kammer des Grabes, die zum Theil mit Sand gefüllt war. Auf einer Stufe vor den Säulen lagerte, wie Alles aus dem lebendigen Felsen gemeißelt, inmitten wachthaltend ein Löwe, ihm kam der Vordertheil eines zweiten aus der rechten Ecke entgegen, in der linken folgte ein dritter. Im flach angelegten Giebel waren einander gegenüberstehende Thiere nur noch schwach und theilweise erkennbar. Alles Bearbeitete hatte schon längst wieder die altersgraue Verwitterungsfarbe der umgebenden unberührten Felsen angenommen.

War es bei dem ganzen Charakter dieses unbekannten Halysstückes undenkbar, daß dasselbe im Alterthum *nicht* sollte bewohnt worden sein, so gaben dies imposante Grab und die gebahnten Pfade auch die äußere Bestätigung. In einen ursächlichen Zusammenhang brachte diese beiden Elemente auch die Sage der Umwohner, deren Phantasie das einzige Monument wie die gebahnten Pfade in gleicher Weise beschäftigten, da auch diese der Fassungskraft des modernen Geschlechtes dort als Leistungen erscheinen müssen, die eine gleichsam übernatürliche Erklärung verlangen. Sehr originell war freilich das Märchen nicht: Es war einmal ein König, der hatte eine viel umworbene Tochter. Der König aber stellte den Freiern die Aufgabe, Pfade den Fluß entlang zu bahnen. Es müssen schließlich nur zwei Candidaten sich darauf eingelassen haben, da es heißt, die Tochter ward dem versprochen, an dessen Seite der Weg zuerst fertig würde. Das gelang dem Freier am linken Ufer, wo auch das Grab sich befindet. In diesem ward der alte König beigesetzt, der glückliche Gewinner erhielt mit der Tochter auch die Herrschaft — und die Hauptfactoren wenigstens: Grab, Pfade und eine begehrenswerthe Ebene am Flusse existiren noch heutigen Tages. Andere Köpfe verriethen freilich bei der Gelegenheit eine curiose Anschauung von der Vergangenheit: sie bezeichneten das Grab als „genuesisch" — der beliebte Ausdruck für alles mögliche Alte, gleichsam eine Art von Rumpelkammer — die Pfade als „griechisch", und „daher" seien diese jünger als das Grab.

Jedenfalls freuten wir uns über den unerwarteten Fund von Herzen und machten uns nichts daraus, daß wir unser Quartier auf halsbrechenden Wegen erst in tiefer Dunkelheit erreichten. Das ganze Dorf saß noch beim Licht von Kienspänen im Vorhof der Moschee und feilschte um ein paar Heller mit dem

Steuereinnehmer, der in Begleitung von ein paar stämmigen Bewaffneten den Frieden auch dieses stillen Thales zu stören gekommen war.

Die Versammelten, zu denen ich mich setzte, behandelten mich ohne Weiteres als ihren „Freund" und theilten mir bereitwillig von ihrem sehr beschränkten Wissen mit: der Fluß sollte noch eine ganze Strecke unmittelbar verfolgt werden können. So war es in der That: am nächsten Tage hielten wir erst nach fünf bis sechs Stunden in einem Dorfe über dem Halys nicht weit von der engen hohen Felsenpforte, in welche der Fluß alsdann eintritt. Von da an könne ihm kaum eine Ziege folgen; nur an ganz wenigen Stellen lockere sich der feste Gürtel der Felsen, bis der Fluß, noch etwa sechs Stunden vom Meere, endlich wieder befreit, in ebenem Boden dahinfließe, mit derselben bewegten und verhängnißvollen Vergangenheit, welche wir in kleineren Verhältnissen schon beim Devrikianflusse kennen gelernt haben.

Eine merkwürdige Erzählung hatte sich überall am Flusse erhalten: vor angeblich acht Jahren sollten fremde Männer vom Meere her in einem Boote den Fluß hinaufgeschwommen sein bis zu den Punkten, die wir eben berührten; Einige behaupteten, sie seien auf dem Rückwege verunglückt. Eine andere Sage datirte es etwa achtzig Jahre zurück, daß Fremde auf einem Floß, das sie gezimmert, durch den engen Felsencanal hinausgeschwommen seien zum Meere. Die Mitwirkung der Umwohnenden hätten sie dabei erreicht durch das Versprechen, den Fluß zu reguliren. Etwas mag daran sein und zwar an dem früheren Ereigniß: man weiß, daß etwa um die angegebene Zeit Agenten Napoleon's I. Kleinasien berührten. Jedenfalls würde solche Fahrt das einzige Mittel zur Klärung des nun noch unbekannt gebliebenen Flußlaufes sein und nach den Höhenverhältnissen ist so viel wenigstens unwahrscheinlich, daß Wasserfälle dabei irgend ein Hinderniß bereiten würden. Uns selber gelang es, auf etwas beschwerlichem Wege das erste große unsichtbare Stück des Flusses zu umgehen bis zu einer Oeffnung, deren frühere Bedeutung für den Verkehr die Reste einer antiken Brücke noch verriethen. Auf Pfaden, die im Alterthum viel betreten waren, befanden wir uns offenbar in jenen Halystagen.

Nachdem wir den Lauf soweit als möglich festgelegt, kehrten wir am rechten Ufer zurück bis zu einem Dorfe, das dem Felsengrabe gegenüber lag. Hierbei fiel mir besonders oft auf, wie sehr verschieden dieselbe Landschaft bei nur wenig verändertem Augenpunkt, ja nur bei anderer Tageszeit erscheint, so daß man diese eigentlich bei jedem empfangenen Eindruck anmerken sollte.

Wir zogen quer durch die Olivenebene und überstiegen auf unbekannten Wegen hohe Kämme des Olivenberges, die uns landeinwärts zu einem oberen Stücke des viel gewundenen Stromes führen sollten.

Beim Abstiege nahmen die umgebenden Felsen höchst auffällige Formen an; endlich bogen wir aus dem engen bizarren Felsentheater hinaus und betraten eine sich erweiternde Ebene um den rechts nach Westen hinausfließenden Halys, dem wir uns mehr und mehr näherten. Nur einzelne Felsen ragten noch wie emporgeworfene erstarrte dunkle Wellenkämme aus dem gleichmäßigen Boden empor, unmittelbar am Strom der höchste, der Berg mit der Burgruine von Osmandjik. Trotz der Hitze ritten wir froh darauf los, ich unterließ sogar, was

ich sonst aus Vorsicht für jede Eventualität immer that, eine Photographie des Ortes schon im Herankommen zu nehmen. Denn wir hatten ja nun vorläufig das Vilajet von Kastamuni verlassen und machten uns auf durchgehends bessere Aufnahme gefaßt —, obgleich mir in der Beziehung kleinere Orte mit geringeren Beamten unter allen Umständen immer sicherer sind als große. Auch dies Mal sollten wir nicht angenehm enttäuscht werden.

In der Mittagssonne ritten wir in den elenden Ort mit seinen 200 Lehmhäusern ein. Im geräumigen Kaffeehause am Fluß war kein Raum für uns, oder man mochte die Ungläubigen nicht aufnehmen. Das sogenannte Zimmer eines kleinen Chans war ein Lehmstall von sechs bis acht Fuß an jeder Seite, mit Löchern in den Wänden, in der Decke und im Boden. Es sah überhaupt nicht aus, wie eine ernst gemeinte Behausung, nicht einmal hier. Nach diesen Erfahrungen dirigirte ich den Zug auf den Konak zu, um mir vom Kaimakam ein Privatquartier anweisen zu lassen. Ich traf den Würdenträger mit einigen anderen Türken in seinem Geschäftsraum; es war ein jüngerer schwarzbärtiger Mann in Nationaltracht, einer von denen, welche nach dem letzten Kriege aus Rumelien in die Türkei gekommen sind. Er ließ sogleich für ein Quartier sorgen; wir unterhielten uns noch eine Weile, wobei seine Höflichkeit und Glätte mir schon von etwas fatalem Beigeschmack erschien. Ich verstand, daß er beiläufig noch einen auf mich bezüglichen Befehl ertheilte; dann verfügten wir uns in das angewiesene Haus, wo uns ein alter Herr in weitem weißen durchsichtigen Umwurf — dem Kennzeichen des muselmanischen Jerusalempilgers, — mit einer ganzen Schar robuster Diener sehr freundlich begrüßte. Er bat dann, ihn wieder in die Weingärten zu beurlauben, wo im Augenblick, in der Mitte des September, die allgemeine Lese stattfand, und wir setzten uns zu unserem einfachen Mahle, dessen Hauptbestandtheile das fast unvermeidliche Huhn, dicke Milch und Trauben waren.

Noch ehe wir geendet, drangen zwei Männer ins Zimmer, die sich als Polizeibeamte vorstellten, sich ohne Weiteres niederließen, ein Papier hervorholten und ungenirt begannen, mich nach mir selber auszufragen. Ich war erstaunt; ich hätte ja dem Kaimakam meine officiellen Papiere gezeigt, hier läge ein Irrthum vor, ich bäte die Herren, sich zu verabschieden. Sie verschwanden, aber nur um nach kurzer Zeit wieder zu kommen: der Kaimakam wüßte um ihr Vorgehen, es sei gesetzlich streng vorgeschrieben, daß ein Nationale von jedem fremden Ankömmling aufgenommen werde, daß man wisse, „was er nehmen, was er geben würde." Ich erwiderte, daß ich zum dritten Mal in Anatolien sei und Hunderte von Orten berührt hätte, ohne je durch solch Ansinnen belästigt worden zu sein. Ich würde nicht unterlassen, in Stambul dem Minister zu erzählen, daß Osmandjik der einzige Ort des Reiches sei, wo man seinen Empfehlungen nicht glaube.

Die zwei beharrten, nur fielen sie aus ihrer ursprünglichen Frechheit in einen einschmeichelnden Ton, wälzten alle Schuld auf Andere und baten endlich, daß ich meinem Diener gestatten solle, über mich die nöthige Auskunft zu geben. Das geschah denn; ich glaube, der Schelm bezeichnete mich als einen Pascha aus Deutschland; schließlich verlangten die Herren meine Unterschrift, wieder mit der

größten Dringlichkeit. Ich hatte nicht im mindesten Lust, Etwas zu unterschreiben, was ich nicht lesen konnte und warf die Herren, als sie zum dritten Mal kamen, definitiv hinaus, verlangte meine Pferde und hatte allen Ernstes vor, sofort die ungastliche Stadt, wenn auch nur auf eine kürzere Strecke zu verlassen. Da entstand ein wahrer Aufruhr unter den Dienern des Hauses; erst warfen sie ein, daß weder die nöthigen Eisen noch der Schmied an dem Tage aufzutreiben seien, dann trugen sie meine Stiefel fort, nahmen mir den Hut weg und flehten mich an, ihrem Herrn nur nicht diese Schmach anzuthun, er würde dann ohne Zweifel den Kaimakam ermorden. Inmitten des Wirrwarrs ließ dieser würdige Mann seinen Besuch ansagen. „Laß ihn nicht kommen!" riefen die Diener. Ich hielt aber unter allen Umständen das Gegentheil für besser und alsbald trat er denn auch ein, begleitet vom Richter. Ich versäumte nicht, den Herren zunächst Kaffee und Cigaretten reichen zu lassen, dann nahm ich dicht neben ihnen Platz und fragte einfach und deutlich — das heißt also gänzlich untürkisch: „Kaimakam, was soll das bedeuten, daß Ihr mich hier wie einen Verbrecher verhören laßt; liegt irgend ein Verdacht gegen mich vor?" Diese directe Ansprache schüchterte ihn ein: „o nein," sagte er; „aber die Ordnung will es so, es ist ein Befehl gekommen." „Seit wann?" fragte ich. „Seit acht Tagen," behauptete er frisch, „und ist es bei Euch nicht ebenso?" — Er war während des letzten Krieges einmal in Wien gewesen, anscheinend mit irgend einem Anliegen seiner Landsleute und mochte damals der Polizei allerdings nicht ganz klar erschienen sein. — „Ja wohl ist es so," erwiderte ich, „vorausgesetzt, daß der Fremde sich verdächtig gemacht hat; aber wenn Du einmal mit einer Empfehlung unserer Regierung bei uns herumreisen solltest, und man Dich so belästigt, wie mich hier, so kannst Du auf meine Verantwortung die Inquirenten hinauswerfen. Wenn solche Schreiben nicht mehr genügen, um uns zu legitimiren, so werden wir wohl nächstens Euren Padischah selber zu uns stecken müssen, sobald wir unter Euch reisen." „Wie kannst Du so sprechen," entgegnete er, „ein Verdacht gegen Dich, wie unmöglich! aber ein Befehl ist da ..." „Unsinn," fiel ich ein, „und daß Du damit auch gerade an mich kommen mußtest, der ich mich überall als den größten Freund Deiner Landsleute bekenne! Sollte ich übrigens Gelegenheit haben, den Sultan in Stambul zu sehen, so glaube ich, wird er sich wundern, daß dergleichen passiren konnte."

Der Kaimakam war in Verzweiflung, ward blaß und roth und wendete sich zuletzt Hilfe flehend an seinen Begleiter: „nicht wahr, Richter, habe ich Dir nicht gleich gesagt, wie sehr das Gesicht dieses Fremden mir gefiel?" Der Richter bestätigte mit Wärme. „Aber unsere Freundschaft bleibt doch bestehen?" fuhr der Kaimakam bittend fort. Ich zuckte die Achseln, wünschte statt aller Antwort gerade unter seiner Begleitung die Stadt anzusehen und zwang ihn so — zu seiner innern Verzweiflung, glaube ich — bescheiden an meiner Seite durch die belebte Hauptstraße zu promeniren bis auf die große Brücke von fünfzehn Bogen, einem einzigen Prachtwerk, die Sultan Bayezid II. (1481—1512) unmittelbar unterhalb der Burg über den Halys geschlagen hat. Zu leicht vergißt man, wenn man es überhaupt weiß, daß Kleinasien außer seiner antiken auch eine

seldschukische und nach ihr noch eine türkische Blüthezeit gehabt hat, die allerdings längst vorüber ist.

Der schlammige Strom fließt unter der Brücke eilends und flach in breitem Bette fort; er treibt dabei eine große Anzahl von Rädern und pumpt auf diese Weise sein eigenes Wasser in die angrenzenden Gärten. Die verfallene Burg, so log der Kaimakam, sei unbetretbar. Ich hatte allmälig so heftigen Kopfschmerz bekommen, daß ich nicht auf Weiterem bestand, und ritt am anderen Morgen in der Frühe ab, auch ohne die erwünschten photographischen Aufnahmen gemacht zu haben, da ich fürchten mußte, dadurch aufs Neue Verdacht zu erregen und so kostbare Zeit zu verlieren. Der Kaimakam konnte sich einfallen lassen, sich erst an seinen nächsten Vorgesetzten in Amasia zu wenden, die erste Telegraphenstation war 10 Stunden entfernt; und wenn schon überall so können besonders in der Türkei die geringfügigsten Affairen unberechenbare Dimensionen annehmen, wenn man den Fehler begangen hat, sie nicht von vorn herein und schnell abzuthun, sondern Zeit gelassen zum Ueberdenken und Intriguiren.

Uebrigens war offenbar auch der Zabtieh, den der Kaimakam uns mitgab, angewiesen, uns scharf aufs Korn zu nehmen; mit demonstrativem Diensteifer hielt er sich fortwährend in unserer Nähe und genirte mich nicht wenig beim Croquiren. Der Schlaue behauptete, schon einmal einen „Pascha" begleitet zu haben, der es überaus aufmerksam gefunden hätte, daß er ihn fortwährend angestarrt habe. Mit Mühe und List gelang es Georgios, ihn wenigstens während der ersten Mittagsrast anderweitig zu beschäftigen, so daß ich einige in Osmandjik versäumte Arbeiten nachholen konnte.

Das Mahl, das uns der Eigenthümer unseres Ruhezimmers auftragen ließ, war auffallend splendide; auffallend auch, daß er das kleine Geldgeschenk, das sonst mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit angenommen zu werden pflegt, entschieden zurückwies. „Heute," erklärte er, „ist gerade der Todestag meines verstorbenen Vaters; möchte doch Gott immer an diesem Tage mir die Gnade erweisen, mir Gäste zu bescheren, die ich bewirthen kann."

Auf den verbrannten Oeden, die wir am Vormittag noch nahe dem Halys durchzogen, hatten wir große Herden von Rindern — bräunlichen und hellen — Eseln, Pferden, Schafen und Ziegen getroffen; am Nachmittag stiegen wir in enge bewaldete Seitenschluchten, in denen es angeblich nicht immer geheuer war und blieben am Abend bei einem begüterten alten Landbauern, den wir wie einen Patriarchen auf seinen Feldern hockend fanden, wie er von fast gleichalten Knechten das Getreide in Säcke messen ließ. Ein junger Steuereinnehmer, der das Gastzimmer des Hauses schon vor uns besetzt hatte, überließ es uns sofort und schlief im Vorraum mit unseren Leuten.

Den folgenden Morgen kamen wir nahe an die hohen Ketten, die wir schon eine Woche vorher von der erhabenen Warte über dem Halys als die fernsten Höhen im Süden gesehen hatten. In brennender Gluth stiegen wir Nachmittags von den gefurchten sandigen Bergen steil abwärts in ein schmales Thal, das einer eingesenkten Sohle gleich nach Süden sich hinwand. Den klaren geschlängelten Bach faßten von beiden Seiten Gärten und Weinpflanzungen ein, deren volles Grün mit der fahlen Farbe der Berge stark contrastirte. Immer mehr lockerten

sich die Begrenzungen, das Thalband ward breiter, und mit einer gewissen Spannung erwarteten wir seine endliche Entwickelung. Aber siehe da, bei der letzten Wendung zeigt sich statt eines freien Ausganges eine hohe dunkele Felsenkappe, die abschließend und drohend zugleich emporsteigt und jeden Ausblick hindert; nur treten auf ihrer Höhe einzelne Häuser bestimmter hervor, während an ihrer linken Seite Bauten aller Art Häuser, Moscheen, Minarets von jenseits her gleichsam überzuquellen scheinen. Die unerwartete Burg war die Veste von Iskelib, unterhalb welcher die große Stadt im erweiterten Thale nach Süden sich hinlagert. Voller Besorgniß nach den letzten Erfahrungen, machte ich noch vor dem Einritt ein paar photographische Aufnahmen, um so vorsichtiger, da wir uns hier wieder in einem Zipfel des Vilajets Kastamuni befanden. Wir hielten im Hof eines geräumigen Chan, vor dessen Thor mehrere prächtige alte Türken kauerten im stillzufriedenen Genuß der Ruhe und der Wasserpfeife; es waren, wie sich gleich herausstellte, vornehme Leute, Mitglieder des Rathes.

Fast noch ehe ich aus dem Sattel gestiegen, näherte sich mir ein Sergeant der Feldgensdarmerie mit großer Höflichkeit: das Medjlis — eben der Rath — habe vernommen, daß ein Fremder angelangt und lasse mich bitten, wenn es mir beliebe, in das Amtsgebäude zu kommen. Ganz sicher ist man ja auch bei so ausgesuchter Höflichkeit nie, ob nicht doch irgend eine versteckte Absicht dabei im Spiele ist, etwa die, den Schein zu erwecken, als habe der Giaur sich zunächst gehörig zu legitimiren. Im Allgemeinen habe ich mich aber gut dabei befunden, nicht erst lange über solche etwaige Absichten zu grübeln, und so begaben wir uns auch dies Mal unverweilt in den Konak. Es war ein ganz stattlicher Bau in einem weiten Hofe, in den von allen Seiten die starren felsigen Höhen hineinschauten. Nachdem wir im Rathszimmer kurze Zeit gewartet, öffneten sich die Thüren, und herein schritten im feierlichen Aufzug etwa ein Dutzend Türken; die Aeltesten, Weißbärtigen an der Spitze, bewegten sich langsam auf die Divans zu und nahmen nach Alter und Würdigkeit Platz. Nie hatte ich bei derartigen Gelegenheiten so stark wie hier den Eindruck, bei einer theatralischen Vorstellung betheiligt zu sein. Nach Würde und Alter begannen sie auch die Begrüßung, stellten der Reihe nach die stereotype Frage, „ob wir viel auf der Reise gelitten?“ und hießen uns in derselben stereotypen Weise willkommen.

Während der Versuche, das Gespräch langsam in Fluß zu bringen, erschien der Richter; schließlich der von Allen Erwartete, der Kaimakam, der beim Straßenbau noch zu thun gehabt. Das Auftreten des noch jugendlichen Mannes war frappant, nicht nur in Tracht, auch in Bewegungen war er so auffallend europäisch, daß ich nicht zweifeln konnte, einen sehr ausgeprägten Jungtürken vor mir zu haben. Schon vor Wochen hatte man ihn mir sehr gerühmt in einem kleinen Ort an der Küste, den er eine Zeit lang verwaltet hatte. Die Grüße, die ich ihm von dort zu bestellen hatte, wo man sich seiner noch so gern und lebhaft erinnere, nahmen ihn schon für uns ein. Leicht ward Alles geordnet, was auf eine ungestörte Besichtigung der Alterthümer des Ortes und auf sichere Fortsetzung unserer Reise Bezug hatte. Dabei wurde das Gespräch lebhafter: es kämen so selten Franken in den Ort, klagten sie. Das sei kein Wunder, wagte ich zu äußern, denn den Einzigen, der meines Wissens gekommen ist —

es war der Engländer Ainsworth — haben Eure Väter oder Großväter vor 40—50 Jahren so behandelt, daß er gewiß froh war, noch gut davongekommen zu sein." Unsere neuen Freunde waren sichtlich etwas betreten; aber sie waren liebenswürdig genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. In vertraulicher Aufwallung schlug mir der Kaimakam aufs Knie: „gib Acht," sagte er, „wir wollen Dich eines Besseren belehren; Zabtiehs habe ich im Augenblick ohnehin nicht hier, Du wirst auch morgen hier bleiben und unser Gast sein." Die Anwesenden nickten Beifall und sie hielten ihr Wort: unermüdlich waren die ersten Männer der Stadt, der Kaimakam an der Spitze, darin, uns zu den merkwürdigen Resten des Alterthums zu geleiten. Die wichtigsten waren auch hier Felsengräber mit säulengetragenen Vorhallen, welche dem Fuße des Burgberges eingearbeitet sind. Alle suchten in ihrer Erinnerung nach antiken Monumenten, was freilich bei der allgemeinen Theilnahmlosigkeit für die alten Ueberbleibsel kein besonderes Resultat haben konnte. Osman-Bey, der vornehmste Mann der Stadt, trug eigenhändig eine Leiter unter eine Brücke, wo eine antike Inschrift vermauert war. Schon um 10 Uhr Morgens genossen wir bei ihm ein vortreffliches Mahl, wie die Herren von Iskelib überhaupt als hervorragende Feinschmecker in ihrer Art sich auswiesen.

Ueber unser Erlebniß zu Osmandjik zeigten die Hiesigen eine lebhafte Entrüstung. Was ein thatkräftiger Mann auch hier vermag, ward uns bei unsern Gängen durch die Stadt klar: eine so außerordentliche Thätigkeit war mir noch nirgends im Innern begegnet. Da wurden Häuser errichtet, an Wegen gebaut, Straßen gebessert, da doch in der Türkei sonst leichter hundert neue Dinge ins Werk gesetzt, als ein fertiges älteres gebessert wird. Jeden Moment des Vorübergehens benützte der Kaimakam zu einem anfeuernden Wort: „vorwärts, meine Löwen! gut, meine Seelen!"

Am buntesten ging es im Hof des Konaks zu; es war ein Bild von biblischem Charakter. Der Kaimakam ließ da eine Schule errichten. Was nur in der Stadt tragen, karren und mauern konnte, war thätig; die Rathsmänner theilten sich in die Aufsicht, der Tschausch (Sergeant) ging mit einer kurzen Peitsche, die aber nur die Bedeutung eines Abzeichens hatte, wie ein Frohnvogt unter den wimmelnden Haufen umher. Der Kaimakam und wir saßen da eine lange Zeit und sahen dem Treiben zu; alle Augenblicke trat irgendwer heran, bat um Weisung, zeigte unbrauchbar gewordene Karren, brachte neue Instrumente oder Geräthe. „Sie erhalten für ihre Arbeit kein Geld," raunte der Kaimakam mir zu; „würde man das bei Euch für unrecht halten?" Ich beruhigte ihn, statt der körperlichen Leistung zahle man bei uns eben Geld.

Unter die Steinträger drängten sich auch Kinder, Knaben und Mädchen; in Anbetracht des Zweckes fanden wir das ganz in der Ordnung. Etwas sehr Türkisches war dann aber doch wieder dabei: im Erdgeschoß des Konaks fehlte auf eine Strecke jede Mauerfüllung des Fachwerks; und was befand sich in dem luftigen Raum dahinter? Das Gefängniß für die schweren Verbrecher, die mit rasselnden eisernen Ketten beladen ganz vergnügt dem Leben zuschauten, wie der Kaimakam und wir, der wir ihnen gerade gegenüber saßen.

Schließlich bat man mich, alle die würdigen Männer und die Arbeiter als

großes Gruppenbild zu photographiren. Als ich dann noch nach einem passenden Punkte suchte, um ein Panorama der Stadt aufzunehmen, war ein Rathsherr übermüthig genug, ein Minaret dazu vorzuschlagen. Der Kaimakam vertuschte schnell diesen tactlosen und auffällig untürkischen Einfall.

Fast nirgends sind die Türken im Gespräch so warm und zutraulich geworden wie hier; an andern Orten fehlte freilich vielleicht nur ein ebenso langer Aufenthalt. Es waren merkwürdig geweckte und in ihrer Art vorurtheilsfreie Leute; schon höher im Norden hatte ich öfter gehört, daß die Leute von Iskelib auch im Handel für besonders gewitzt galten.

Ruhig besprachen sie mit uns gewisse Ursachen des physischen Niederganges ihrer Nation, besonders der oberen Schichten; die drei Factoren, die ich nannte: Uebermaß im Genuß von Schnaps, Tabak und schwerem Essen erkannten sie an, setzten aber ohne Weiteres von selber hinzu, und „die Frauen".

Der Kaimakam war ein fanatischer Europäer. Wir fanden uns freilich zunächst einig in dem Gedanken, daß die europäische Presse im Allgemeinen ein Unglück für die Türken sei, da ihre Correspondenten, meist ohne Kenntniß von Land und Leuten, ihre ganze Weisheit in der verdorbenen Luft Constantinopels einsaugen, während doch der gute und brave Türke, das wahre Volk — wie überall — *nicht* in der Hauptstadt, sondern in Anatolien gesucht werden muß. Es sei mir bei dieser Gelegenheit eine kurze allgemeinere Bemerkung gestattet: in den größeren Städten des Orients — und vielleicht auch anderwärts — pflegen bei den fremden Ansiedlern bestimmte feste Anschauungen über die Eingesessenen zu existiren, deren Ursprung in unbekannte Zeit zurückreicht und die mit der Autorität eines Dogmas gewöhnlich jeden neuen Ankömmling überwältigen. So berechtigt einzelne der zu Grunde liegenden Urtheile im Anfang einmal gewesen sein mögen, so sind sie doch jetzt jedenfalls durch langen Gebrauch so abgegriffen, durch ununterbrochenes Nachplappern so verschoben, unlebendig und rein formelhaft geworden, daß man wohl sagen darf, es sei oft ein gewissenhafter Beobachter einiger Monate ungleich verläßlicher im Urtheil als ein Ansiedler, der ein viertel Jahrhundert im Lande verbracht hat. Luft und Geschick, dem Volke näher zu treten, und Fähigkeit, neue Eindrücke vorurtheilslos und ohne jede fremdartige Beimischung zu empfangen, sind die unerläßlichen Voraussetzungen einer zugleich treffenden und förderlichen Beurtheilung des Volkes.

Unser Kaimakam trat mit Lebhaftigkeit ein für die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen; in Iskelib betrieb man sogar das verpönte Keltern der Trauben. Jedes Stück seiner Kleidung und derjenigen seiner Umgebung regte ihm den Gedanken der Hilflosigkeit seines Landes an, da so gut wie Alles vom Auslande komme. Diese Erregung war keineswegs eine künstliche, für den Europäer veranstaltete — wie das wohl auch vorkommt — sie ging ihm ans Herz. Es war ihm unverkennbar eine Wohlthat, in dem entlegenen Ort, in den er verschlagen war, sich einmal so ganz aussprechen zu können.

Und dennoch — am Abend waren wir bei ihm zum Nachtmahl, unter einem großen Nußbaum im Garten lagen Teppiche gebreitet und standen bequeme gestickte Hausschuhe bereit, in die wir schlüpfen mußten; — denn immer gilt es für höchst unanständig, irgend einen Wohnraum mit denselben Sohlen zu

berühren, welche die Straße betreten haben. — Ein paar Laternen hingen an den Zweigen, der Kaimakam saß zwischen uns im kostbaren geblümten weiten Hausrock von Seide, die Wasserpfeife stand vor ihm; es war ein durchaus orientalisches Bild. Es gab zuerst wunderschöne sehr große Pfirsiche, die der Kaimakam mit eigener Hand für uns eingekauft hatte; aber wir bekamen wenig davon, sein kleines Söhnchen biß sie fast sämmtlich an unter dem sehr schwachen Einspruch des Vaters, der in schlechter Erziehung des männlichen Sprossen sich ganz als Türke erwies. Etwas Ungezogeneres als solch ein türkischer Bube des mittleren oder höheren Standes kann nicht leicht gedacht werden. Ich weiß nicht, ob die Väter früher durch größere Strenge den jugendlichen Despoten zügelten, den das Haremsleben gestaltet. Jetzt kann man sich nur darüber wundern, wie eine zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit und religiöser Einfluß in späteren Jahren dann doch noch eine Reihe menschlicher Tugenden zeitigt, unter welchen die Ehrfurcht vor den Eltern obenan steht.

Dann ein Anderes: vor der Mahlzeit kam, wie gewöhnlich, eine große Flasche mit Mastixschnaps auf das niedrige Tablet, um das wir kauerten. Unser Gastfreund leerte ganz beiläufig dreizehn Gläser. Natürlich war er danach bei Weitem nicht mehr so vernünftig wie vorher, er fragte einen der Zabtiehs, die gerade zurückkamen und sich meldeten, wohl ein Dutzendmal sehr vertraulich danach, welche Meinung der Mütisarif von Kastamuni über ihn geäußert hätte, den die Zabtiehs von Iskelib nach Tossia geleitet hatten, auch stand er keineswegs sehr fest auf den Beinen, als wir uns empfahlen. Am Schluß war er freilich noch so aufmerksam, uns mit einer der hübschen bunten Drechslerarbeiten von Iskelib und mit einer schönen alten Stickerei zu beschenken und fand auch hierbei wieder Anlaß, auf die Dürftigkeit einheimischer Erzeugnisse hinzuweisen, indem er Beides vor sich hinstellte und einmal über das Andere rief: „Das nimmst Du Deinem Sohn mit und sagst ihm, sieh, das ist die Türkei, so etwas können sie machen, mehr nicht!“ Aber der Eindruck blieb stark getrübt.

Am Morgen machten wir uns, nach dem üblichen Zank mit dem armenischen Chanwirth, früh auf den Weg, behielten unsere strict südliche Richtung bei, und überschritten nach einigen Stunden zum letzten Mal den noch immer hundert Schritt breiten Halys, der etwa neun Monate hindurch auch dort nur auf einem Fährboot zu kreuzen ist. Dann begannen wir langsam auf die gewellte, im Allgemeinen tausend Meter hohe Ebene emporzusteigen, von welcher die Wasser nach Westen zum Halys, nach Osten zum Iris, dem zweiten Strome des Landes ablaufen. Auch Erhebungen von bedeutender absoluter Höhe erscheinen von hier oben aus in der Ferne nur wie unwesentliche Unterbrechungen des einförmigen Horizontes. Tscherkessische Ansiedelungen fanden wir hie und da unter die türkischen gemischt; die letzteren schlossen sich mit ihren weißgetünchten Lehmhütten dem graufteinigen unebenen Terrain oft so an, daß man ganz ahnungslos auf ihre platten Dächer gerathen konnte. Für den Sommer räumten sie diese heißen niedrigen Gelasse, wanderten ein paar Schritte hinab auf ebeneren Boden, breiteten hier auf ein paar Stangen ein grobes braunes Gewebe als Schutzdach aus und umhegten den überdachten Raum mit aufgerichteten Strohmatten, eine überaus einfache und luftige Sommerwohnung. Als besonders merkwürdig fiel

mir hier wieder die Freude an bunten Farben und der Geschmack in der Auswahl auf; von bunten Karrenrädern und Hausbalken habe ich früher schon einmal gesprochen; hier sah man wundervolle gestickte längliche Kissen, Hauptstücke der Ausstattung, buntgestrickte Strümpfe, ja selbst die Säcke, in welche Getreide gesammelt wurde, waren mit bunten Wollfäden gestickt.

Nach zwei Tagen erreichten wir das Dorf Oejük auf einer regelmäßigen, künstlichen Anhöhung des Terrains, wie sie den Unterbau der alten Paläste des Mittelstromlandes zu bilden pflegt. Auch hier sind an einer Seite höchst alterthümliche und großartige Reste einer großen Baufront übrig, deren Eingangsthor zwei hohe sphinxartige Gebilde markiren, während der Sockel der daran stoßenden Wände, die wohl nach oben hin einst großentheils nur aus Lehm bestanden, Aufzüge roher Figuren in flachem Relief zeigt. Diese Reste sind seit noch nicht fünfzig Jahren bekannt, aber seitdem verhältnißmäßig viel besucht worden; der brave alte Aga beklagte sich, daß noch keiner der Besucher ihm eine Abbildung geschickt, da sie doch von ihm wie schon von seinem Vater immer gern und gut aufgenommen worden seien. Man hat geglaubt, hier den Palast eines Satrapen suchen zu dürfen aus der alten Zeit, da dieser Theil Kleinasiens vom weiteren Osten abhängig war. Ich halte das für möglich, beschränke mich aber hier auf die kurze Andeutung und behalte mir vor auch in dieser Zeitschrift einmal gelegentlich auf diese Reste zurückzukommen, ebenso wie auf die merkwürdigen Denkmäler von Bogazkjöi, welche wir eine kleine Tagereise südlich von Oejük aufsuchten, und von deren wichtigsten eben durch Humann Gipsabdrücke ins Berliner Museum gekommen sind. Zwischen zwei Schluchten zieht sich hier ein Bergfuß empor; oben sind in einer natürlichen Oeffnung und in einem versteckten Gange dahinter lange Aufzüge und einzelne bedeutsame Figuren in den lebendigen Felsen gehauen. Sicher ist hier nur zweierlei: daß hier ein Heiligthum war und daß diese Art felsenfester Monumente etwas specifisch Kleinasiatisches ist. Auch ist die Verwandtschaft mit den Sculpturen von Oejük unverkennbar. Andere bedeutende Reste von einem Prachtbau, von Befestigungen deuten auf die einstige Existenz einer großen Stadt. Auch ich glaube, daß hier Pterion lag: dann hat wohl die insignificante, etwas schläfrige Ebene dort zu unsern Füßen, aus der in der Ferne ein indirecter Zufluß zum Halys hinauseilt, die Schlacht gesehen, in welcher Cyrus den Cröfus überwand, der, das Orakel mißdeutend, den Halys überschritten hatte.

Bei den persönlichen Eindrücken verweile ich, meiner augenblicklichen Absicht gemäß, auch hier etwas länger. Wir waren die Gäste eines mächtigen begüterten Mannes, Halilbey, der in einem weitläufigen Gebäude am Fuß der Bergzunge hauste und eine ausgedehnte Feldwirthschaft betreiben ließ. So bot auch der Gutshof, der bei uns zu Lande allerdings schon den Eindruck hoffnungslosen Verfalles gemacht haben würde, ein hier auffälliges und seltenes Bild von Thätigkeit und Leben. Bei Halilbey, der uns mit allen Ehren empfing, war gerade der ältere und bedeutendere Bruder zum Besuch, dessen Stimme seinem Namen Arslanbey, Bey Löwe, vollkommen entsprach. Von diesem gewaltthätigen Manne cursirten seltsame Geschichten: er hatte es für eine ganz aberwitzige Zumuthung gehalten, daß der Sultan einst auch von ihm, dem Sprößling eines

mächtigen „Thalfürsten", wie sie früher hier fast unbeschränkt in ihren Bezirken geboten, die üblichen Steuern verlangte. Da der Sultan trotzdem beharrte, so that Arslanbey das Seinige, bot seine zahlreichen Anhänger auf, sperrte Handel und Wandel, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis ihm — außer dem Erlaß der Steuern — auch noch ein bedeutendes Jahrgehalt bewilligt war. So wenigstens erzählten seine Mannen, hielten es also jedenfalls für möglich.

Zur Mahlzeit am Abend war noch der Richter des Bezirkes und ein christliches Rathsmitglied aus der nächsten größeren Stadt anwesend. Die Herren erkundigten sich angelegentlich nach der Gastfreundschaft in Europa, worauf ich ihnen freilich fast nur mit der Schilderung von Hotelbräuchen antworten konnte. Auf gewisse Formen unserer Geselligkeit ging ich dabei in unserm eigenen Interesse nicht weiter ein; für Speisung um der Speisung willen und für Feste, die gegeben werden, um sie hinter sich zu haben, hätte ich doch schwerlich Verständniß gefunden.

Die Herren benahmen sich durchaus gebildet, trugen aber doch nicht das mindeste Bedenken, in meiner Gegenwart unsern Georgios nach der Höhe seines Lohnes und nach meiner eigentlichen Stellung im Vaterlande auszufragen, obgleich sie wußten, daß ich Alles das ganz gut verstand. In Bezug auf die Stellung wurde ich ihrer Fassungskraft am meisten angenähert, als Georgios mich als ein Rathsmitglied für Unterricht in einer größeren Stadt Deutschlands bezeichnete, die der Sitz eines Vali sei.

In dem geräumigen Saale, der uns angewiesen war, fanden wir treffliche Lagerstätten mit seidenen Decken, bronzene Leuchter von einem Meter Höhe standen an den Kopfenden. Aber es contrastirte seltsam zu der Pracht, daß wir uns am Morgen alle gemeinsam in dem großen unbehaglichen Vorflur wuschen, wobei die Utensilien an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Was Teppiche, Decken, Stickereien, Täfelung, auch etwa Metallgeräthe noch gut machen können, geschieht im türkischen Haushalt; aber nichts ist ärmlicher als die meisten Geräthe gewöhnlichen Gebrauches, besonders soweit — etwa auch weil? — sie aus fremder Sitte hervorgegangen sind wie Schränke, Commoden, Truhen u. a. Die kostbarsten Lagerstätten sind, wenn sie nicht überhaupt an der Erde liegen, auf Bretterpodien gebreitet, die auf Böcken stehen von der Art, wie sie bei uns zu provisorischen Festtafeln verwendet zu werden pflegen.

Nachmittags — wir blieben einen ganzen Tag — führte uns Halilbey in seinen Harem, um eine kranke Frau zu untersuchen, d. h. zu sehen. Der Harem war wie gewöhnlich in großem Haushalt ein Bau für sich, um einen Hof gruppirt, der mit dem andern Hause nur durch eine Thür in Verbindung stand. Als wir in den großen Vorraum traten, auf den viele Thüren gingen, schlüpften neugierige kleine Mädchen in den langen, entstellenden, gelben oder rothen Schleppkleidern an uns vorüber, andere blickten verstohlen um die Ecken, Tauben girrten in großen Käfigen, die von der Decke hingen, ein starker, warmer Geruch aus verbranntem Weihrauch schlug uns entgegen. Die kranke alte Dame hockte in ihrem Zimmer auf einem Divan wie eine Pagode, ganz umhüllt von leichten, weißen Stoffen, sie gab übrigens sehr verständige Antworten und stand bei ihrem

Gatten nach seinem ganzen Benehmen offenbar in hoher Achtung. Ihr Leiden war Gelenkrheumatismus.

Später setzte sich Halilbey lange zu uns, und bat um Aufschluß über die Religionen im ferneren Asien: Indien und China. Ich sagte, was ich wußte; er hörte gespannt und mit dem größesten inneren Antheil zu, dem inneren Antheil, den diese Leute glücklicherweise denn doch noch oft an der Religion nehmen. „Aber das ist Heidenthum," brach er los, „nichts Anderes!" „Ich gebe das zu," antwortete ich; „aber meinst Du nicht, daß Gottes Barmherzigkeit unendlich über all' diesen Dingen steht, und daß vor ihm die Gerechten aller Völker Gnade finden werden?" — „Nie und nimmermehr," rief er heftig; „das ist unmöglich!" Der Gedanke war ihm unfaßbar, wie den allermeisten seiner Glaubensgenossen, — und etwa bloß diesen?

Mit Spannung hörten zwei gerade anwesende griechische Kaufleute zu; es war ihnen offenbar recht, daß einmal ein Giaur da war, der solche Gespräche mit dem vornehmen Türken wagen durfte. Später schalt unser Gastfreund auf sie, daß sie nichts von ihrer Sprache wüßten und nichts von den Werken ihrer Ahnen, über die wir auch gesprochen hatten. Ungern füge ich hinzu, daß die beiden Hellenen schamlos genug waren, aus Liebedienerei ihren Stamm fast zu verleugnen: geringschätzig warfen sie hin, daß ja ihre Sprache und ihre Voreltern ihnen in ihrem jetzigen Beruf nichts nützten. Gott sei Dank, daß das Erwachen der Nation nicht mehr von solchen Leuten abhängig ist, und daß es — in Anbetracht der menschlichen Schwäche — jetzt Stätten gibt, wo der Grieche sich ungescheut bekennen darf; aber kann man sich unter solchen Umständen noch wundern, wenn die Türken im Laufe langer Jahrhunderte in der Verachtung der Giaurs nur bestärkt worden sind.

Einmal ist es mir begegnet, daß auch ein türkischer Zabtieh sich dadurch — in übrigens völlig verfehlter Weise — bei mir zu insinuiren suchte, daß er mir empfahl, am Abend in einem armenischen Dorfe einzukehren und nicht bei Türken, die keine guten Menschen seien. „Und was ist Dein Glaube?" fragte ihn sofort scharf und unbekümmert um die Trinkgeldschancen ein sonst sehr friedfertiger und sehr schweigsamer Begleiter: „was ist Dein Glaube, daß Du Dich nicht schämst, so etwas zu sprechen?"

Wir hatten zufällig gehört, daß der Vali von Angora, in dessen Grenzen wir uns befanden, zufällig in Geschäften in Iysgat sei, das etwa sieben Stunden von uns entfernt war und so recht im Herzen von ganz Kleinasien liegt. Wir beschlossen daher, unser Empfehlungsschreiben an ihn, das wir sonst offen den Unterbehörden vorzuweisen pflegten, persönlich zu überreichen, und gegen einen Geleitsbrief einzutauschen und ritten nach Iysgat. Unter kahlen Höhen in heißer Senkung liegen die 5000 Häuser der Stadt, welche jungen Datums ist und unter einer einheimischen Dynastie der Tschapanoglu bis in den Beginn dieses Jahrhunderts einer ungewöhnlichen Blüthe sich erfreute. Die ganze Jugend des Ortes zog aufgeregt und johlend hinter uns her, was das Reiten auf dem fatalen Pflaster nicht gerade erleichterte. Iysgat ist der Sitz eines Regierungspräsidenten, Mütisarif, an den zuerst mich zu wenden ich für correct hielt. Er ließ um unsern Besuch bitten. Als wir den Hof des Regierungsgebäudes betraten, sagte

ich meinem Reisegefährten: „ich habe die Ahnung, dieser Mütisarif ist ein alter Bekannter von mir.“ Wir traten in das kleine Bureau; ein starker, älterer Herr erhob sich und reichte uns die Hand. „Erlauben Sie,“ sagte ich, „waren Sie nicht vor acht Jahren Mütisarif in Aidin — im vorderen Kleinasien — und erinnern Sie sich an einen deutschen Reisenden, den Sie damals auf deutsch fragten: lebt Papa Wrangel noch? diesmal müßte ich das leider verneinen.“ Der alte Herr fand das Zusammentreffen ebenfalls sehr merkwürdig; gern erinnerte er sich auch dieses Mal an die paar Jahre, die er vor langer Zeit einmal bei der türkischen Gesandtschaft in Berlin zugebracht hatte.

Unsere Anliegen wurden schnell erledigt, ich mußte ihm noch mancherlei erzählen und zum Schluß fragte er mich, ob er nicht noch irgend etwas für uns thun könnte. Ich bat ihn, uns auf unserm Gange durch die Straßen einen Zabtieh mitzugeben, der uns vor dem schmeichelhaften, aber etwas lästigen Interesse der Schuljugend von Iysgat schützte.

Dann gingen wir zum Vali: ein Herr mittleren Alters von einem angenehmen Ausdruck in fränkischer Kleidung, mit goldener Brille, kam uns artig entgegen. Seine Liebenswürdigkeit ließ uns nur noch einmal empfinden, wie schlecht wir in Kastamuni behandelt worden waren. Wir bereuten nicht den kleinen Umweg nach Iysgat, der uns übrigens auch im weiteren Verlauf eine Richtung aufzwang, welche zur Klärung geographischer Verhältnisse wesentlich beitrug. Das Buyuruldù, das der Vali uns bereits nach einer Stunde zuschickte, war in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt und ist uns oft recht nützlich gewesen.

Wir gingen mit unserm Zabtieh hinüber in den christlichen Stadttheil, besuchten — es war gerade ein Sonntag — die Kirche der Armenier, die man hier auf 1500 Häuser veranschlagt, und die der Griechen, welche nur 200 zählen. Schließlich geriethen wir ganz zufällig auch in den Bet- und Schulraum einer protestantischen Gemeinde, welche lediglich aus Armeniern zu bestehen schien und durch die amerikanische Mission gebildet worden war. Der Gottesdienst war eben vorüber; ein würdiger Alter begrüßte uns mit Herzlichkeit. Die jüngeren Elemente, ich kann es nicht verhehlen, machten einen etwas selbstzufriedenen Eindruck, und einer derselben, der uns später besuchte, stellte uns in ernstem Eifer zur Rede, weshalb wir auch am Sonntag gereist seien. Mein Einwand, daß bei derartigen Touren die Rücksicht auf das Gefundene, auf Leute und Pferde Ruhetage verlange, die nicht immer mit einem Sonntag zusammenfallen könnten, war ihm unverständlich. Es mag die starke Beimischung von Fanatismus in diesen neu Bekehrten ein sehr wichtiger erhaltender und ausbreitender Factor sein; unvermeidlich ist er gewiß. —

Vier Tagereisen trennten uns vom nordöstlichen Amasia; sie halfen uns eine große Wasserader klären, den Skylax der Alten, dessen Gebiet bis dahin in arger Verwirrung gewesen war. Auf dem leichten Terrain waren viele Stücke der Straße Samsun-Sivas in Angriff genommen, eine Strecke, für welche der im Eingang erwähnte Rapport sogar eine Eisenbahn plant. Die Arbeiter bettelten uns regelmäßig um Tabak an, der seit der Einführung der Regie für den Armen unerschwinglich geworden und doch bis dahin sein einziger Genuß gewesen ist.

Da wir nur geringe Quantitäten für unsere Leute mit uns führten, so konnten wir die Ansprüche nicht immer befriedigen; eine Horde Arbeiter hatte daher nicht übel Lust, über uns herzufallen, und wurde nur dadurch abgeschreckt, daß auf ein Pfeifensignal unsere etwas zurückgebliebene Begleitung herbeikam.

Auf den weiten gewellten Flächen trieben die zahlreichen Ortschaften Ackerbau, soweit ihr Bedarf das verlangte. Nach gewissen Anzeichen hat dort auch im Alterthum, besonders aber in byzantinischer Zeit ein ruhiges Geschlecht von Ackerbauern in vergänglichen Hütten gehaust, während nur die Kirchen in soliderer Ausführung feste und beständigere Mittelpunkte bildeten. Da gab es kaum eine Ansiedelung, in der uns die Bewohner nicht gebeten hätten zu bleiben und etwas anzunehmen. Ich konnte mir schließlich nicht anders helfen, als daß ich den guten Menschen in Aussicht stellte, ich würde einmal expreß eine Reise machen, um alle Einladungen anzunehmen, denn dann dürfte man überhaupt keine anderen Zwecke haben. Das wollte freilich nie Jemandem in den Kopf, daß ich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte sein müßte. Und vorwärts trieb es uns; mit Freude erblickten wir am dritten Tage fern am Ausgange des Flußthales, dem wir folgten, die bläulichen hohen Bergmassen hinter Amasia.

Nach den Anstrengungen der letzten Wochen verspürten wir den entschiedenen Wunsch nach ein paar angenehmen Ruhetagen; in Amasia winkte uns ein deutsches Viceconsulat; darauf hofften wir und brachen aus dem letzten Rastorte schon vor Tagesanbruch auf, um nur bei guter Zeit in Amasia einzurücken. Wir folgten noch bis gegen Mittag unserm Flusse und rasteten bei großer Hitze in einem Tscherkessendorf vor der armseligen Oda, in welcher wir einen schwer Kranken liegen fanden.

Kurz vor unserm Aufbruch sahen wir einen Arabah vorüberjagen, in dem wir ein paar europäisch gekleidete Männer zu bemerken glaubten; hinterdrein ritten ein paar gut bewaffnete Tscherkessen.

Als wir quer über die Ebene auf die Stelle zuritten, wo der aus einem großartigen Thale von Osten her herabströmende Iris, mit unserm Flusse vereint, in eine nordöstliche Enge eintritt, gesellte sich ein Bäuerlein auf einem Esel zu uns. Nachdem er mit der Neugier des Griechen unsere Nationalität ermittelt, fragte er: „Habt Ihr nicht eben Eures Consuls Bruder an Euch vorüberfahren sehen? Ja," fuhr er fort, „der muß nun Alles allein besorgen, denn der Consul ist todt." Wir trauten unseren Ohren nicht. „Wann starb er?" „Nun, vor drei oder vier Wochen." So lange hatten wir allerdings nichts davon hören können. Wir waren stark niedergedrückt; mit der Erholung in Amasia war es nun wohl nichts. Etwas theilnahmlos ritten wir in die immer großartigere Engschlucht, wo zwischen hohen röthlichen und grauen Felsen der Strom sich seine Bahn erzwungen hat; hart an seinen Rand drängte sich die fahrbare belebte Straße. Zuletzt entschlossen wir uns kurz, ließen das Gepäck zurück und jagten voraus, um wenigstens noch die Briefe aus der Heimath, die an den Consul dirigirt waren, an dem Tage zu erhalten. Es kam viel besser, als wir geglaubt hatten. Der Viceconsul Arved Krug war allerdings leider gestorben, und seine junge Wittwe stand im Begriff, mit zwei kleinen Knaben in

ihre Heimath, die Schweiz, zurückzukehren; aber der jüngere Bruder hieß uns nichts destoweniger willkommen, und wir verlebten ein paar schöne Tage der Ruhe in dem Hause, das auch nach solchem Unglück auf die Ausübung einer weitgehenden Gastfreundschaft nicht verzichten mochte. Hierzu kam, daß ich in einer verwandten alten Dame eine ältere Bekannte wiederfand, deren Sohn ich einmal vor 11 Jahren von Smyrna mit mir nach Athen genommen hatte, wo er damals die Buchhandlung erlernen sollte.

Mit wahrer Lust genossen wir so schöne europäische Einrichtungen, wie Stühle, Tische, Betten es sind. Dank der unermüdlichen Fürsorge der deutschen Postverwaltung in Constantinopel fanden wir unsere heimische Correspondenz lückenlos vor.

Unser Aufenthalt war in jeder Beziehung beneidenswerth. Der Iris bricht zwischen zwei Felsen hindurch, von welchen der linke steil und gewaltig emporsteigt und oben mit den malerisch verfallenen Resten einer ausgedehnten und lang benutzten Burg bekrönt ist. Mäliger steigt die andere Seite empor, an ihr klimmt die Stadt noch aufwärts, die im Uebrigen unten beide Seiten des Flusses eng besetzt hält. An dieser Seite hoch oben lag unser Wohnhaus, ganz Amasia zu unsern Füßen, mit seinem bunten Häusermeer, seinen großen alten Moscheen und Minarets, dem hohen auffälligen Uhrthurm; vor uns stand majestätisch die Burg; nur die großartigen Felskammern, welche die pontischen Könige nach uralter kleinasiatischer Gewohnheit in jene Felsen hatten graben lassen, entzogen sich hier unsern Blicken.

Etwas über dem Hause lag ein Friedhof, auf welchem neben seinen Eltern und anderen Deutschen auch der jugendliche Viceconsul bestattet worden war. Amasia hat unter allen Städten im Innern Kleinasiens, ja ich glaube unter allen außer Smyrna, die größte deutsche Colonie. Der Vater der Herren Krug war im Auftrage des Hauses Metz in Freiburg vor Jahren hinausgegangen zugleich mit einer Anzahl deutscher Handwerker. Es war die Absicht gewesen, den Betrieb von Handel und Gewerbe mit einer gewissen Missionsthätigkeit durch vorbildliches Leben und Lehre zu verbinden. Dieser idealere Gesichtspunkt ist dann vor dem andern zurückgetreten; doch gibt es einige protestantische Armenier in Amasia. Die etwa vorhandenen dreißig Deutschen arbeiten, wenn mir recht ist, alle im Anschluß an das Haus Krug entweder in der Fabrik oder als Müller, welche die mannigfachen Wasserkräfte der Stadt und der Umgegend ausnützen. Ein Ueberbleibsel der älteren Generation, ein Schuhmacher, bekleidet jetzt das ehrsame Amt eines Nachtwächters in der Fabrik. Hier werden Zündhölzchen gemacht, wobei zahlreiche armenische Mädchen in türkischem Kostüm beschäftigt sind; es wird Mehl gemahlen unter Aufsehern aus Süddeutschland, demjenigen Theil unseres Vaterlandes, der zur eigentlichen Colonisation überhaupt mehr Neigung und Geschick zu haben scheint, als der Norden. Früher ward in der deutschen Fabrik auch Seide gesponnen, jetzt werden die Cocons einfach versendet.

Außer den Resten des Alterthums ziehen in Amasia mehrere ausgezeichnete, aber ganz vernachlässigte Bauten der Seldschuckenzeit die Blicke auf sich: Schulen — Medreses —, ein Chan, eine Armenküche — Imaret. Hier sind

Schätze zu heben und mit leichter Mühe, wenn man nur aufhören wollte, Kleinasien lediglich als antikes Land zu durchforschen. —

Im Anfang des October ritten wir unter strömendem Regen ab. Der Herbst hatte auch hier auf dem 41. Breitengrad definitiv eingesetzt; die herrliche und mannigfaltige Färbung des reichen verwelkenden Laubes gab der Landschaft einen neuen Reiz.

In den späteren Stunden des zweiten Tages erblickten wir endlich in einer Ebene vor uns die Vereinigung des Iris mit seinem letzten und größten Nebenflusse, dem Lykus, die von Westen nach Osten einander entgegenfließen, nachdem ihr Lauf vorher ein Landstück von der Form eines Trapezes umklammert hat, das der Klärung außerordentlich bedurfte. Der geeinte starke Fluß theilt das Schicksal seiner Genossen: er tritt in eine unheimliche, dunkle, felsenstarrende Enge, die er erst wenige Stunden oberhalb des Meeres wieder verläßt. Wir ritten auf den Lykus zu, wo in der Niederung der Hauptort Herek hingebreitet liegt. Der vorausgesandte Zabtieh nahm uns am Eingang wieder in Empfang und brachte uns vor den Konak des Kaimakam, wo wir zu unserem Erstaunen absteigen sollten. Wir wurden in das Schreibzimmer des Landraths hinaufgenöthigt, der gleich erscheinen werde. Er kam auch bald, aber wir trauten kaum unsern Augen: ein junger Mann von höchst civilisirtem Aussehen in einem modischen hellen Sommerüberzieher trat ins Zimmer; ohne den Fez würden wir ihn etwa für einen preußischen Assessor gehalten haben. Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen und fragte ihn, als es irgend angängig war: „Aber Sie gehören doch nicht in das elende Herek?" „Ganz richtig," sagte er, etwas melancholisch lächelnd; „ich gehöre auch eigentlich nicht hierher. Aber — ich war ein Freund des Sultan Murad" — bekanntlich Abdul Hamid's älterer Bruder, von dem Einige behaupten, daß er noch lebe — „wurde mit ihm zusammen erzogen und bin nun nach seinem Sturz aus der Hauptstadt verbannt." Beiläufig bemerke ich, daß wir schon im Mütisarif von Amasia einen solchen Mann kennen gelernt hatten; auch er machte einen höchst angenehmen Eindruck.

Unser Gastfreund gewann bei näherer Bekanntschaft immer mehr; er war viel umhergekommen, im Gefolge des Sultans Abdul Aziz in den Hauptstädten Europa's gewesen, und ohne die charakteristisch armselige Umgebung hätten wir glauben können, uns noch mit ihm dort zu befinden. Er bemerkte meine Lust, noch das südlich gelegene Tokat zu sehen und erbot sich ohne Weiteres, uns zu begleiten; unser Gepäck wollte er inzwischen unter Bedeckung nach Nikfar vorausschicken. Der Ausflug hätte unter andern Umständen zu viel Zeit gekostet. Mit Freuden nahm ich sein Anerbieten an. Am nächsten Morgen war er im elegantesten Reitkostüm; auf dem schönen Pferde lag ein ganz neuer englischer Sattel. Wir ritten freilich nicht ab, ohne daß er uns vorher noch zu Mastixschnaps geladen hätte.

Ueber die mehrfachen Bergschranken, auf deren Klärung es mir ankam, ritten wir so schnell wie möglich nach Süden. Unser Gastfreund war auf dem ganzen langen Ritte die Rücksicht selber; auch er hielt große Stücke auf gute Beziehungen zu Deutschland. Bei diesem Ritt erfuhr ich übrigens auch zufällig, was unsern türkischen Leuten an uns vor Allem imponirte: Ali rühmte dem Kai-

makam, wir seien höchst eigenthümliche und in unserer Art ausgezeichnete Leute; wir hätten Briefe der Hohen Pforte und könnten daher einfach Alles requiriren, was wir brauchten, aber — es sei ganz merkwürdig — wir zahlten Alles: Eier, Hühner, Mehl, Pferdefutter u. s. f. Andererseits hatte ich auch einmal gehört, daß eben unsere Leute solchen, die uns unter Berufung auf die Freigebigkeit türkischer Beamter überfordern wollten, ruhig antworteten: „Aber diese unsere Herren stehlen auch das Geld nicht."

Gegen Abend lag das große Tokat jenseits des Iris in einer Bergöffnung hingebreitet vor uns, rechts daneben die scharfe Höhe mit der zertrümmerten Burg. Durch die schmutzigen Straßen ritten wir zu einem neu erbauten Holzhause, wo uns ein Gastfreund unseres Kaimakams empfing, ein sehr alter Herr, dessen ältester Sohn auch kein Kind mehr war, aber nach Landessitte vollkommen zurücktrat, so lange der Vater gegenwärtig war. Eine gewisse neumodische Eleganz, welche freilich im Vergleich zu früherer stilvollerer Ausstattung immer den Charakter der Dürftigkeit hat, war nicht zu verkennen: in die weiß getünchten Wände des Hauptzimmers waren ein paar Spiegelstücke eingelassen und einige Consolen angemauert, auf welche am Abend die Lampen gestellt wurden, wirkliche Petroleumlampen, wenn auch geringer Art.

Der alte Herr war unermüdlich in seiner Unterhaltung; auch er betonte die Freundschaft Deutschlands, von der seine Landsleute ein Wunder für ihr Vaterland erwarteten, ohne freilich recht zu wissen, welches? Er meinte, daß 100,000 türkische Soldaten von hundert deutschen Officieren geführt noch heute die Welt in Schrecken setzen würden, wie ehedem. Einige verfängliche Aeußerungen, die er in aller Harmlosigkeit über die protestantische — amerikanische — und die neuere jesuitische Mission in Tokat machte, fing der Kaimakam geschickt auf und machte sie unschädlich, ehe sie zur Discussion kommen konnten. —

Am Abend ließ uns der Mütisarif um unsern Besuch bitten.

Wer in orientalischen Städten bei der Dunkelheit keine eigene Straßenbeleuchtung mitnimmt, findet überhaupt keine, und läuft außerdem Gefahr, mit der Polizei zusammen zu gerathen. Zwei Laternenträger gingen daher unserm Zuge voran, in der Nähe des Konaks erwarteten uns schon ein paar andere. Im Hausthor und unten an der Treppe drängte sich Volk, um einen Blick auf uns zu erhaschen. Oben an der Thür des Saales eilte der Mütisarif uns entgegen, ein angenehmer Herr, der zu unserem Empfange die Spitzen der Bevölkerung entboten, den ganzen Saal splendide erleuchtet und einen großen Tisch mit sehr seltsamen künstlichen Blumen hatte schmücken lassen. Auch hier war das bewegende Thema Aegypten, dann das gute Verhältniß der Türkei zu Deutschland; wir hatten eine lange und behagliche Unterhaltung, beklagten auch hier gemeinsam die Unkenntniß Europa's über das wahre Wesen des türkischen Volkes. Ich gestand, daß ich, der ich nun zum dritten Male Anatolien besuchte, dem Volke immer näher komme und es lieber gewinne. Der Mütisarif hielt das bescheiden für einen theilweis individuellen Eindruck: nicht Jeder werde solche Erfahrung machen, denn nicht jedem Reisenden merke man sofort an, daß er ein Herz für die Bevölkerung habe. —

Nach einer guten, also ausnahmsweisen Nacht, klomm ich auf die Burg und fand dabei noch ein paar Spuren einer antiken Niederlassung, die man hier nicht angenommen hatte. Später durchstreifte ich den Bazar, wo besonders Gefäße aus getriebenem Kupfer eine Specialität bilden, Teller, Schüsseln, Scherbetbehälter, Becher mit frommen Inschriften, einfachen Blattornamenten und gradlinigen Verzierungen. Seit langer Zeit werden in Tokat Kupfererze geschmolzen, die man auffallender Weise aus weiter Entfernung, aus Argana, dahin bringt. Erst seit 12—15 Jahren ist eine Fabrik modernen Zuschnitts für den Schmelzproceß eingerichtet, für welche das Brennmaterial zehn Stunden weit her den Fluß herabgeschwommen kommt, vor der Stadt aufgefangen und um nicht ganz 40 Pfennige für die Eselslast zur Fabrik gebracht wird.

Bei dem Leben und Treiben in Tokat, das zu zwei Fünfteln, nämlich in zwei Tausend Häusern, von Armeniern bewohnt wird, hatte ich gar nicht den Eindruck, außerhalb Europa's zu sein. Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist fruchtbar, die Gärten bringen ganz einzige Pfirsiche und Trauben in solcher Fülle, daß das Kilo in bester Zeit etwa auf einen halben Pfennig kommt. Der Hauptort der ganzen Gegend lag aber im Alterthum eine gute Stunde weiter aufwärts und am jenseitigen, rechten Ufer des Flusses, den dort eine Brücke auf antiken Bögen überschreitet: es war die alte Stadt Komana Pontica, von der auf einer kleinen Anhöhe und der daranstoßenden Ebene späte unansehnliche Reste umherliegen. Hier führte unser Weg vorüber, als wir uns definitiv nach Norden zur Rückkehr wendeten. Wir rasteten in dem ausgedehnten armenischen Kloster von Bizeri, in dessen Kirche gerade ein Fest stattfand, zu welchem die christliche Bevölkerung der ganzen Umgegend zusammengeströmt war. Der stattliche Abt empfing uns im Thor, das zugleich zu einem Hof mit umfänglichen Nebenbauten, wie zu dem Platze leitete, auf welchen Kirche und Hauptbau ausgingen. Der ganze Complex glich einem Castell. Vor der Kirche wurde eben ein dunkler Hammel geschlachtet, dessen Blut man, wie für Tiresias, in die Erde durch die Oeffnung einer Steinplatte fließen ließ. Der Abt, mit dem wir uns — wie mit den Armeniern und auch Griechen des Inneren überhaupt — türkisch zu verständigen hatten, warf bisweilen ein paar höchst fremdartige Worte ins Gespräch. Wir erkannten dieselben erst allmälig als französische, die der Autodidact genau so aussprach, wie er sie geschrieben sah. Außer ihm befanden sich für gewöhnlich nur noch fünf bis sechs Mönche, und für die Wirthschaft eine Alte in dem weiten Bau. Der elende Ort beim Kloster habe, so erzählte der Abt, einst 800 armenische Häuser gehabt, „welche die Türken in ihrem Blute ertränkt hätten".

Ein reicher Armenier aus Tokat, Patron des Klosters, nahm sich unserer mit besonderer Herzlichkeit an. Der Bruder seiner Frau hatte in München studirt; seine dortigen Erfahrungen hatten der ganzen Familie Sympathie für Deutschland gegeben. Er lud mich allen Ernstes ein, mit meiner Familie für einen ganzen Sommer nach Tokat zu kommen. Mit der amerikanischen Mission, die zunächst unter der Form einer Schule wirkte, stand er auf gutem Fuße, besonders mit dem vor Jahren in Tokat ansässigen Reverend van Lennep, der

übrigens auch ein werthvolles Buch über das Land geschrieben hat. Dagegen haßte er die neu angekommenen Jesuiten; er zieh sie wie ihre Erziehungsmethode der Heuchelei; ich muß dabei jedoch ausdrücklich auf den fast instinctiven Haß des Armeniers gegen den römischen Katholiken hinweisen.

Der Abt hatte nicht bloß heilige Gedanken; es wäre ihm ganz lieb gewesen, wenn wir ihm einen alten Teppich aus der Kirche um schweres Geld abgekauft hätten. Aber in Bezug auf Verpflegung und Unterkunft that er wirklich sein Mögliches; im Obergeschoß fanden wir unsere Lager am Boden eines ungeheuren Festsaales gebreitet, den schon Nachmittags unsere Türken mit einem Gemisch von Neid und Bewunderung betrachtet hatten. Im Ganzen trat aber gerade hier der christlichen Festfeier gegenüber in ihrem ganzen Benehmen hervor, daß sie sich doch als unvergleichliche Religionsaristokraten fühlten.

Auf unsern Lagern fanden wir je einen geblümten Schlafrock bereit liegen, aber umsonst, denn schon in aller Frühe ritten wir bei feinem Sprühregen zunächst auf grundlosen Wegen gegen Niksar zu, wohin unser Gepäck mit zwei Leuten schon von Herek aus direct gegangen war. Wir zogen dabei wieder aus dem Gebiet des Iris in das des Lykus hinüber und betraten eine weite, an ihm hinziehende sumpfige und ungesunde Ebene, welche jenseits des Flusses eine große zusammenhängende Gebirgsmasse, der Paryadres der Alten, begrenzt. Wo aus einer eng eingerissenen Seitenschlucht Häuser und volles Laub dichter Bäume schon von ferne herausdringend erscheinen, da zieht sich Niksar hinein, die alte Neocäsarea, vorher noch unter dem Namen Kabira eine Hauptveste Mithradates' des Großen.

Die Freundschaft des Kaimakams von Herek, der schon für dieselbe Stellung in Niksar designirt war, wirkte auch hier noch; sie erlöste uns aus einem sehr schmutzigen Chan und brachte uns in das angenehme Haus eines vornehmen Türken, der unter so vielen gastfreundlichen Menschen doch noch hervorstach.

Was in Niksar auf den ersten Blick am fremdartigsten berührte, waren die ungewöhnlich hohen, dreistöckigen Häuser, zum Theil mit offenen Veranden in jeder Etage. An beiden Seitenwänden der engen Schlucht stiegen sie empor, verloren sich an der Linken allmälig ganz unter den Baumgärten und wurden an der Rechten von den Resten einer lang gedehnten Burg überragt. Von hier oben aus bot die Stadt ein überraschend anmuthiges Bild, ferner erschien die Lykusebene, deren helles Feldergrün nur hier und da dunkle Baumgruppen unterbrachen; den Horizont begrenzten die dunkeln Bergzüge zwischen Lykus und Iris, die wir durchritten hatten.

Am Abend saßen wir mit dem Wirth und seinem jüngeren Bruder, der fast dienend zurücktrat, in dem behaglichen alterthümlichen kleinen Zimmer, das ein geschnitztes Gitter gegen einen schmalen profaneren Vorgang abschloß; zwischen den zierlichen Holzpfeilern, welche einen Holzbalken trugen, hingen an Schnüren mehrere jener kostbaren älteren Stickereien, welche mit Seidenfäden, Gold- und Silberdrähten auf roher Leinwand oder Baumwolle gearbeitet sind, von beiden Seiten gleich sorgfältig und für die jetzige Generation, wie es scheint, unnach-

ahmlich. Das Mahl, das wir erhielten, war in türkischem Stil, aber wie gewöhnlich in guten Häusern von vollendeter Zubereitung[1]).

Nachdem wir uns dann gewaschen, Kaffee geschlürft, Cigaretten angezündet und die Beine an uns auf den Divan gezogen hatten, plauderten wir bis zum späten Abend. Unser Wirth hatte merkwürdig viel gelesen; er sprach mit Sachkenntniß über den Feldzug der Russen nach Chiva. Besonders frappirte mich dann — und nicht hier allein oder hier zuerst — das gleichsam persönliche Interesse an Amerika, an dem dortigen Treiben, der europäischen Auswanderung. Es war beinahe, als ob der ernste, melancholische Mann in Gedanken nach einem Asyl suche für sein Volk. Das öde Nikšar predigte allerdings Verfall und Niedergang in ganz besonders eindringlicher Weise. Ohne Weiteres gab der Gastfreund zu, daß die neue Zeit auch neue Arbeit verlange; er lobte das Wandern der Franken als sehr belehrend. Ich schien nur seine schon vorher feste Ueberzeugung damit auszusprechen, daß Europa's Getriebe durch die modernen Verkehrsmittel seinem stagnirenden Vaterlande erdrückend nahe gerückt sei. Freilich dürfte der innige Antheil, den ich an der unabwendbaren Erfüllung des tragischen Geschickes der Türken nehme, sie etwas mittheilsamer und offener machen, als gewöhnlich. Hier in Nikšar empfand ich das besonders. Daß der Ton tiefer Herzlichkeit, den auch ich dabei vernahm, nur Täuschung sei, daß nach meinem Abgang der Gläubige mir seinen Fluch oder seine Verachtung nachwerfe, mag ich den Griechen und Armeniern Anatoliens nicht glauben, die mit solchen Bildern ihren Nationalhaß nähren und steigern. Wir Andern haben keinen Grund, in diesen Verhältnissen blindlings Partei zu ergreifen und Alles sollte uns davon abhalten zu vermeinen, es gäbe Nationen, die *ganz* schuldig, und wieder andere, die *ganz* unschuldig wären.

Ueber den *Thermodon* wußte auch in Nikšar, wo wir ihm doch nahe sein *mußten*, Niemand etwas zu sagen; es galt ihn zu suchen. Unter fortwährendem Regen überstiegen wir anderthalb Tage hindurch Bergzüge, die ihre Wasser alle noch nach Westen, nach dem Iris abgeben, dessen Lauf wir rechts fern in tief eingerissener Schlucht nur vermuthen konnten. Eine wunderschöne Bewaldung von hohen Eichen und Buchen zeigte uns auch ihrentheils, daß wir uns schon wieder an dem äußeren Saume des Landes — im weiteren Sinne — befanden. Oft sanken Menschen und Pferde tief ein in die erweichten Pfade; die Richtung schien nicht selten verloren, dann mußte irgend ein Aufgegriffener weiter helfen, das Gefolge schwoll dabei bisweilen ganz unnatürlich an mit abenteuerlichen Gestalten. Die Bevölkerung wohnte beinahe ausschließlich in zerstreuten Gehöften; die Hütten waren hier wieder aus rohen, verzahnten Balken geschichtet. In dem kleinen Raum einer erbärmlichen Behausung, die ganz umhängt war vom Wintervorrath trocknender Melonenschalen, verbrachten wir eine der schlimmsten Nächte. Den Widerwillen, uns aufzunehmen, bekämpften wir

[1]) Vielleicht interessirt einmal ein solches Menu: Bouillon mit feinen Nudeln; Bohnen, sehr fett gekocht; gebratene Rinderstücke, kleine Kürbisse farcirt, Pilaf (Reis) mit Huhn; Airan oder Aryan, d. i. durch Wasser verdünnte saure Milch, oft mit Gurkenschnitten; Trauben vom ersten bis zum letzten Gang. Getränk: Wasser, das immer nur auf besonderen Wunsch gereicht wird.

gleich von vornherein glücklich mit einem probaten Mittel, dessen Wirkung an keinen Breitengrad gebunden zu sein scheint: wir beschenkten die schmutzigen Kleinen mit Backwerk und Kupfermünzen. Mein Feldbett war längst dahin; seit vielen Wochen lag ich Nachts am Boden auf den Decken, für welche die Gastfreunde zu sorgen pflegten, und gegen die mein Mißtrauen leider fast jedes Mal gerechtfertigt war. Und während sonst meine Beschäftigung bei Nacht in Wachen und Spazierengehen bestand, von kürzeren Schlafpausen unterbrochen, hatte ich dies Mal vollauf mit der Heizung des Kamins zu thun, durch welchen die kalte Nachtluft auf kurzem directen Wege zu uns niederfuhr. Wir hatten gegen Abend — es war der 9. October — nur noch 6° Cels. gehabt.

Beim Abschiede war der Greis, der dem Hauswesen vorstand, schon so ehrerbietig, meinen Steigbügel mir küssend zu berühren; bei dem furchtbaren Mangel an baarem Gelde wird auch eine geringe Gabe unschätzbar, ja sogar die bloße Bezahlung für Stroh, Eier, Hühner u. A. muß für einen unerwarteten Gewinn gelten.

Um Mittag trafen wir hoch oben bei einer Quelle eine malerische Gruppe von acht bis zehn alten Türken lagernd, die uns sagten, daß jenseits des kleinen Grates rechts von uns ein Bach hinunterlaufe, der am Städtchen Terme vorüber ans Meer ginge. Das war der Thermodon. Erwartungsvoll stiegen wir hinüber und unter herrlichen Buchen, wie ich sie sonst nur noch am dänischen Gestade gesehen zu haben mich erinnere, auf grundlosen Wegen abwärts. Immer vernehmlicher ward das Brausen und Rauschen eines durch den letzten Regen geschwellten Baches, und als wir etwa 1100 Fuß hinabgekommen waren, standen wir an dem klaren grünen Wasser, eine Stunde nur fern von dem Punkte, wo es von einem giebelartig geformten Berge, dem Egsidagh, abläuft.

Meine Freude war sehr groß; so nahm ich erst nach einigen Minuten eine bunte Scene am jenseitigen Ufer wahr, wo Männer von Rossen gestiegen waren, während Andere in blauen Pumphosen, blauen Jacken und enormen blauen Turbanen die Pferde hielten. Es war eine Versammlung von etwa einem Dutzend Männern; wir hielten sie für Reisende. Aber als wir hinüber kamen, konnten wir nicht zweifeln, daß der ganze Aufzug uns galt: ein fränkisch gekleideter Herr stellte sich uns als den Müdir — Bürgermeister — des Bezirkes und mehrere ältere Türken als Ortsschulzen vor; er bat um die Ehre, uns in den eine halbe Stunde entfernten Hauptort geleiten zu dürfen; er habe uns erwartet. „Aber," fragte ich, „wie konntet Ihr wissen, daß wir kommen?" „Ich habe Auftrag gegeben," erwiderte er bescheiden, aber nachdrücklich, „daß man mir sofort Nachricht schickt, wenn ein hervorragender Mann im Anzuge ist." Das mußten wir denn auf uns sitzen lassen, und mit dem prächtigen Troß sprengten wir aufwärts nach Guzkjöi, wo das ganze neu entdeckte Thal alpinen Charakters, mit seinen haldigen Abfällen, verstreuten Ansiedelungen, dunkeln Baumgruppen groß und herrlich hingebreitet auf einen Schlag vor uns lag. Unser Wirth war ein Muhadjir aus Batum, seine blau gekleideten Diener waren Lazen; auch ein gerade anwesender Richter und ein Schreiber waren solche Flüchtlinge; alle klagten um die verlorene Heimath. Viele ihrer Genossen waren etwas nördlicher in Uenieh am Meere angesiedelt worden. Keiner von ihnen hoffte

auf eine Zukunft der Türkei: „adamlar var, adam yok!“ rief der Müdir einmal über das andere, ein unübersetzbares Schlagwort, daß es Menschen gäbe bei ihnen, aber keinen Mann.

Am meisten gefiel uns der Ortsschulze, ein fein aussehender, sehr gut gekleideter alter Mann. Abends war er sinnlos betrunken, der Müdir hielt sich etwas besser, trotzdem er eine Flasche Raki fast allein geleert. Am nächsten Morgen waren beide nüchtern und anscheinend ohne die üblichen Nachwehen, was wenigstens stark für ihre Uebung spricht.

Der Wasserreichthum, welchen die Alten am Thermodon rühmen, ist auch jetzt eine sehr augenfällige Erscheinung im ganzen Thal; die Seitenwände triefen von Wasser. Aber dadurch ist der Boden „kalt“, der Ertrag dürftig. Das Klima ist rauh: wir fanden in der Frühe dünne Eisschichten auf Wasserlachen; vom December bis zum April bleibt der Schnee liegen.

Zum Thermodonthal gehört eine östliche, nur durch eine gratartige Erhebung getrennte Furche von gleicher Länge, erst ein paar Stunden vom Meere gehen beide in einander. Links, östlich folgt eine Parallelschlucht der anderen, in welchen kleine Küstenflüsse tief eingesenkt und schwer verfolgbar sich hinausarbeiten zum Meere. Unter ihnen nimmt der Thermodon durch sein breiteres Thal, wohl auch durch seine Wassermasse, eine Ausnahmestellung ein; dies, sowie die Ebene an seiner Mündung, wird ihm auch zu seiner hervorragenden Stellung in der alten Sage mit verholfen haben, — hier localisirte das Alterthum die Amazonen, — eine Stellung, zu welcher ihn seine Größe so wenig berechtigte, wie etwa den Skamander oder den Simoeis der Troischen Ebene.

Nachdem wir etwa anderthalb Tage auf dem theilweis ganz schmalen Grat entlang geritten waren, der den Thermodon von seinen östlichen Nachbarn trennt, erreichten wir den Vereinigungspunkt beider Arme und damit die Ebene am Gestade, welche von hier nordwestlich hinauf bis gegen Samsun sich hinzieht, zuerst von einem labyrinthischen Baummeer überzogen, dann kahl, feucht, durchrissen und fast ausschließlich von Tscherkessen bewohnt.

Wir überschritten den zum Meer eilenden breiten Iris auf langer Holzbrücke bei Tscharschembe, einem großen Marktort, und verbrachten die letzte Nacht in einem der Kaffeehäuser, welche an der viel begangenen Straße nach Samsun sich finden. Der Zustand derselben spottete nach dem letzten Regen jeder Beschreibung: die unwahrscheinlichsten Sumpf- und Pfuhlbecken erwiesen sich als legitime Stücke des Weges, an dem sogar einmal gebaut worden sein soll.

Je mehr man sich Samsun nähert, desto mehr dringen die Höhen wieder ans Meer, wo sie dasselbe erreichen, liegt die Stadt, die alte Amisos. Die letzte Brücke unmittelbar vor den Häusern ist seit Jahren zusammengebrochen und unpassirbar; die Bachschlucht wird auf einem Umweg nicht ohne Schwierigkeiten durchwatet; zu guterletzt gleichsam ein Wahrzeichen, in dem die ganze Indolenz sich noch einmal zusammenfaßt.

Elf Wochen nach unserer Ankunft in Ineboli zogen wir in Samsun ein und fanden auch hier die gastlichste Aufnahme im Hause des Agenten des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd.

Die Ordnung unserer Angelegenheiten, besonders der Verkauf der Pferde,

ward durch die allgemeine Geldnoth erschwert, man erbot sich allen Ernstes Tabaksballen in Zahlung zu geben, die offenbar auch schwer los zu werden waren.

Wir benutzten die Muße zuerst zur Besichtigung der Stadt und ihres alten Burgberges; plötzlich flog da einmal meinem türkischen Begleiter und mir eine Ladung Schrot um die Köpfe. Der Türke, der unten stand und aufs Neue lud, behauptete, es lediglich auf ein paar Vögel abgesehen zu haben.

Wir gingen dann auf einige Tage nach Trapezunt. Als wir genau drei Monate nach unserer Ausfahrt wieder in Constantinopel einfuhren, hatten wir die ganze Nordküste Kleinasiens wenigstens gesehen, im Innern aber das Programm erfüllt, das ich mir ein Jahr vorher entworfen hatte.

Ich habe im Vorhergehenden einige persönliche Eindrücke schildern wollen; wenn sie bunt aussehen, so geben sie die Wirklichkeit wieder. Aber gerade das ist es nicht zum Wenigsten, was die Zustände den europäischen gegenüber dort so unhaltbar erscheinen läßt; und dies Gefühl der Unhaltbarkeit theilen sie Alle, Türken und Christen, Alle fürchten, wünschen oder hoffen, daß sie eines Morgens erwachen mögen „und eine andere Kopfbedeckung vorfinden als das Fez". Alle theilen das Bewußtsein, daß keine Arbeit, keine Bravheit des Individuums sie erlösen kann, sondern nur plötzliche Aenderung und gewaltsame. Indessen gehört ja auch das gerade zu den melancholischen Eindrücken des Ostens, daß unhaltbare Zustände dort lange Jahre hindurch bleiben können; nur Solche, die an unheilbaren Leiden kranken, oft sehr viel später und langsamer dem Tode verfallen, als der gesündeste Körper.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Die Kreuzberg-Gegend.

Während des vergangenen Sommers bin ich Nachmittag für Nachmittag in den Süden unserer Stadt gewandert. Nicht als ob die Gegend mir fremd gewesen wäre; man kennt ja sein Berlin so ziemlich und die mannigfachen Veranlassungen des täglichen Lebens führen Denjenigen, der mit der Welt geht, bald hierhin, bald dorthin. In dem einen Stadttheil ist ein Theater, in dem andern ein Vereinslocal für große Versammlungen; irgend ein Vorfall, der plötzlich die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, lenkt den Blick auf einen dritten, und Begräbnißplätze, diese letzten Ziele der Wanderschaft, sind in allen. Doch welchen Zweck sie auch immer haben mag, die Unterhaltung eines Abends oder die Erfüllung einer Pflicht der Pietät: solch' eine Fahrt von einem Ende der Stadt zum andern gleicht einer Reise, deren Eindrücke viel zu flüchtig sind, als daß sie haften könnten. Im Sinne der Verwaltungsorganisation mögen wir ja wohl bald so weit sein, von Berlin zu sagen, was man längst schon von London gesagt hat: daß es nämlich nicht mehr eine Stadt sei, sondern eine mit Häusern bedeckte Provinz. Aber in jedem andern besteht ein Zusammenhang und Gefühl der Gemeinsamkeit, der Assimilation und Verwandtschaft, welches mit dem hinausrückenden Weichbild immer gleichen Schritt hält und jeden neuen Baugrund in dem Augenblick zu Berlin macht, wo das erste Berliner Haus darauf errichtet wird. Sofort treten hier die charakteristischen Eigenschaften und typischen Züge des Berliners hervor: eine gewisse, absprechende Sicherheit, welche von Fremden so leicht für Selbstüberschätzung gehalten wird, und eine gewisse Art, die Dinge ironisch zu nehmen, welche den Berlinern mehr Feinde gemacht hat, als sie verdienen. Denn wenn man das allgemeine Gesetz von der Einwirkung des Bodens auf die individuelle Entwickelung anwendet, so wird man diese Züge sehr natürlich finden bei der Bevölkerung einer jämmerlich flachen, ursprünglich öden und unfruchtbaren Landschaft, aus welcher niemals das Rauschen eines wirklichen, von Gottes Hand gepflanzten Waldes, niemals das sehnsucht-

erweckende Blau ferner Gebirge zu den Gemüthern sprach, sondern immer nur die Sorge, die kleinliche, für des nächsten Tages Nothdurft, immer nur das harte Müssen und die Mühseligkeit des Lebens und des Kampfes. Welche Summe von Arbeit, jahrhundertelanger Arbeit steckt in diesen Haiden und Morästen, über welchen sich heute die glanzvolle Reichshauptstadt erhebt; und welches Mittel besaß der Vorfahr des heutigen Berliners, der ein ganzer Mann war, um sich über die Misère seines scheinbar hoffnungslosen Unternehmens hinwegzusetzen? Wenn man es so betrachtet, dann werden diese beiden hervorstechenden, nicht immer liebenswürdigen Züge des Berliners erklärlich, sein starkes, zuweilen trotziges Selbstgefühl respectabel und sein meistens doch recht gutmüthiger Spott, der sich nicht einmal selber schont, verzeihlich. Denn was er mit dem Pflug und dem Spaten sich geschaffen, mit der Axt und der Kelle wohnbar gemacht und mit dem Schwerte vertheidigt hat, das ist fürwahr sein Eigen; die bindende Kraft, welche den auseinanderfliegenden Sand zu Festigkeit und Dauer zwang, ist in das gemeine Wesen übergegangen und so stark erweist sie sich, daß selbst der Eingewanderte, der Zugezogene, wie man hier sagt, gar bald zum Berliner wird — vielleicht nicht, was den Witz und die Schlagfertigkeit desselben anbelangt, gewiß aber in der Anhänglichkeit und Liebe zur neuen, gemeinsamen Heimath.

Mag man daher in Berlin auch so weit wandern, als man will, in neubebaute Gegenden und Straßen, die man zuvor nicht gekannt: immer wird man das Gefühl haben, zu Hause zu sein in diesen ungeheuren Gebäudemassen und diesem unaufhörlichen Menschengewühl; immer, in diesen tausenden von Gebäuden und diesen hunderttausenden von Menschen, und sollte man sie heut' auch zum ersten Male sehen, in diesen Läden und Magazinen, diesen Werkstätten und Kellern, diesem Kaufmann, der seine Kunden bedient, diesem Schlächtermeister, der behäbig vor seiner Thür steht, diesem Schusterjungen, der pfeifend seines Weges zieht, diesem Droschkenkutscher, der wie ein Stoiker auf seinem Bock sitzt, diesem Schutzmann, der wie das verkörperte Gesetz an seiner Straßenecke steht — Straße für Straße, stundenweit rechts und stundenweit links, immer und überall gewahren wir den gleichen oder ähnlichen Schnitt der Physiognomie, die Familienähnlichkeit.

Und doch besteht ein bedeutender Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen, dem Norden und dem Süden unserer Stadt, ja zwischen den einzelnen Districten innerhalb dieser großen Abtheilungen, zwischen den einzelnen Straßen innerhalb dieser Districte und selbst zwischen dem Aussehen derselben Straße, je nachdem man sie zu den verschiedenen Tageszeiten betrachtet. Die Wilhelmstraße scheint eine ganz andere zu sein Mittags, wenn die Herren mit den Diplomatengesichtern und den weißen Cravatten, die Ledermappen unter dem Arm, in die Ministerien gehen oder fahren, als am frühen Vormittag und am späten Nachmittag; und am Abend, wenn die Scharen der Fabrikarbeiter, staubbedeckt, rußgeschwärzt, jeder mit seinem Kaffeekesselchen in der Hand, durch die Straßen am Rosenthaler und Schönhauser Thor drängen, oder die jungen Männer aus den Bureaux und Comptoiren in ihren langen modischen Röcken und mit ihren wohlverdienten Cigarren von der Spandauerstraße bis zur

Leipzigerstraße schlendern und die jungen Mädchen aus den Geschäften im Centrum der Stadt, müd und froh wie Vögelchen aus dem Käfig, nach ihren bescheidenen Nestern in der Peripherie flattern: dann bieten auch alle diese Straßen ein anderes Bild und ein anderes Publicum, als in den Stunden vorher oder nachher. Und wenn ich gesagt habe, daß jeder Berliner an jedem Punkt seiner Stadt sich gleichsam zu Hause fühle, so muß ich doch hinzufügen, daß es ein gar großes Haus ist, in welchem auf Jeden nur ein ganz kleines Kämmerchen oder Theil eines solchen kommt, und man kann von ihm billigerweise nicht mehr verlangen, als daß er darin Bescheid wisse. Jeder hat so viel mit sich selber zu thun, der Einzelne verschwindet, zählt nur mit als Nummer in dem Alles und Alle nivellirenden Rechenexempel, und ich erinnere mich hier an Berthold Auerbach, der zu der Zeit, als er sich in Berlin dauernd niederließ, lange nicht verwinden konnte, daß er mit Leuten unter einem Dache wohnte, zu denen er in keinem persönlichen Verhältnisse stand, daß die Nachbarn ihn nicht grüßten und die Kinder ihm nicht entgegenliefen. Süddeutscher und Gemüthsmensch, der er war, an die Zutraulichkeit des Dorfes und der kleinen Stadt gewöhnt, fand er später, obwohl er sich niemals ganz damit aussöhnte, daß das, was er Anfangs für die Gemüthslosigkeit des Nordens gehalten, in Wahrheit das unterscheidende Merkmal des großstädtischen Lebens sei, dem er ebensogut in Paris und London begegnet sein würde. Was mich betrifft, so erschien mir von jeher als der vorzüglichste Reiz dieser mächtigen Städte, daß man in ihnen wie ein Unbekannter leben kann, — daß ich mich nur in den nächsten Pferdebahnwagen oder Omnibus zu setzen brauche, um in eine neue Welt und unter neue Menschen zu kommen, die nichts von meiner Existenz wissen; daß ich das Schauspiel menschlicher Thätigkeit betrachten darf wie ein unbefangener Zuschauer und nicht wie Einer, der auf der Bühne selber etwas vorstellen will; daß der Schauplatz mit jedem Nachmittagsspaziergang wechselt und die Gegenstände meines Interesses unerschöpflich sind wie das Leben; daß ich mitten im dichtesten Haufen einsam und auf allen meinen Wegen ungestört bin, mag ich nun fröhlich mit dem Menschenstrome fortziehen, oder sinnend vor einem alten Hause stehen bleiben.

Das ist es, was mir das Sommerleben Berlins so angenehm macht, wenn die langen Tage solche Wanderungen begünstigen und man in Berlin auch wirklich Berliner sieht. Dann streife ich umher, bald hierhin und bald dorthin, nach meines Herzens Lust und Begehr, und diesmal, wie gesagt, liegt mein Wandergebiet südwärts. Ich habe nicht einmal weit, um es zu erreichen; es beginnt hinter der Potsdamer Brücke, da, wo einst das Schöneberger Feld war und jetzt die Schöneberger Vorstadt an die Tempelhofer grenzt. An diesem Ufer, als es noch still und grün hier war, hab' ich lange Jahre gelebt und Freunde mit mir, die nicht mehr sind. Von diesen Fenstern aus, die mich nicht mehr kennen, habe ich diese Häuser rings entstehen sehen, die stolzen Gebäude, die mit ihren Dächern und Giebelspitzen, Kuppeln und Thürmen den einst unbegrenzten Horizont einengen. Ich habe sie wachsen sehen, wo sonst nur der Kartoffelacker, das Kornfeld, der Holzplatz und die Bäume waren; zuerst den Bretterverschlag, dann die Backsteinwand, Stockwerk auf Stockwerk, Arbeiter an Leitern und

Balken auf- und niederkletternd, bis eines Tages die Maurer hoch über den Bäumen waren und an einem andern Tage die Zimmerleute kamen, um das Dach zu schließen und den Kranz darauf zu setzen. Das Haus ist fertig, die Gerüste verschwinden, an den Fenstern erscheinen Gardinen, Kinder treten auf den Balkon heraus, über dem Schornstein steigt der erste Rauch auf und am Abend ist zum erstenmal Licht in den Zimmern — menschliches Leben beginnt nun auch hier, menschliches Glück, menschliches Elend, Gewinn und Verlust, Herrschen und Dienen — das allgemeine Loos, der Kampf, den wir alle kämpfen.

Die ländliche Umgebung — und Etwas davon haben wir doch auch in Berlin — weicht immer mehr zurück und der wohlthuende Blick auf weite grüne Flächen verschwindet unter den vordringenden Steinmassen der Stadt. Aber wie dem Großstädter insgemein, ist auch dem Berliner die Liebe zur Natur angeboren und sie zeigt sich nicht nur in dem wundervollen Gartenschmuck der öffentlichen Plätze: jede Blume spricht davon, welche die Arbeiterin, fünf Treppen hoch, vor ihrem Dachkämmerchen pflegt. Besonders groß aber ist bei uns die Pietät für die Bäume. Man schont sie, man hegt sie ein, man umgibt sie mit Schutzwehren, daß sie bei Neubauten nicht verletzt werden. Als die Potsdamer Straße zeitgemäß verbreitert werden sollte, konnte das Herz des Kaisers — denn auch er ist ein Berliner — sich nicht entschließen, die alten Pappeln fällen zu sehen, die er schon aus der Knabenzeit gekannt, und sie stehen heute noch. Ueberall, bis tief hinein in Berlin findet man Bäume, manchmal einen einzelnen mitten in einer Straße, wie den in der Victoriastraße, der daran erinnert, daß noch vor dreißig Jahren an dieser Stelle der Thiergarten war. Auch hier, am Ende des Schöneberger Ufers, steht der alte Weidenbaum noch, von allen Weidenbäumen Berlins der älteste, der ehrwürdigste und der schönste. Er stand hier schon, als Berlin zu Ende war mit der Stralauer Straße und Cölln mit der Schloßfreiheit; als hier an den Sümpfen Schilf wuchs und sonst, so weit das Auge reichte, Haideland sich dehnte. Zweihundert, dreihundert Jahre mögen über seinem Haupte dahingerauscht sein, die Blitze des Himmels haben ihn getroffen, die Geschlechter der Menschen haben gewandelt, Häuser, Straßen sind um ihn her gebaut und unaufhörlich an ihm vorüber sausen die Züge der Potsdamer Bahn. Er aber steht immer noch, frisch in seinem grünen Alter, und möge er lange noch stehen, Allen lieb und werth als das Wahrzeichen dieser Gegend. Auf dem Wasser lagert noch der Aepfelkahn, der Ueberrest einer idyllischen Vorzeit und mühsam, melancholisch die geräuschlose Bahn dahin schleppt sich das Schiff, ein traurig Zurückgebliebener in diesem Jahrhundert des Dampfs und der Maschinen. Sonst aber ist Alles verändert und verwandelt, rings um mich her.

Das Ufer, einst ein anmuthiger Spaziergang vor den Thoren, dröhnt von dem betäubenden Lärm der Frachtkarren, von Hufschlag und Peitschenknall, die Straße ist gefurcht von den tiefen Einschnitten der Räder. Wo man über selten befahrene Schienenstränge bedächtig dahinschritt, donnert und rasselt jetzt auf eisernen Brücken Zug nach Zug über unserem Haupte; wo der Bretterschuppen war, den man den Anhalter Bahnhof nannte, lange der Schrecken aller Reisenden, ragt jetzt hoch über den höchsten Häusern ein Bau, dessen Glasdach

Abends schimmert von dem Blau des elektrischen Lichtes, und die reich modulirten Façaden neuer Uferstraßen schließen das Bild aus dem modernen Berlin.

Aber in all' diesem Glanz und all' dieser Pracht hat ein Fleckchen Erde sich erhalten, wie es vor zwanzig Jahren war und vor fünfzig Jahren schon gewesen sein mag. Es ist ein kleiner Garten mit halb verwitterten Bäumen und ein kleines Haus, schräg hineingebaut: ein Haus, noch von der altmodischen Sorte, gelb angestrichen, die Fenster braun, die Läden grün und die Stuben niedrig. Wenn ich an diesem Hause vorübergehe, dann überkommt mich zuerst wieder ein Gefühl der Heimathlichkeit und ich trete hinein oder vielmehr hinunter in den Garten, denn er liegt tiefer als der Uferdamm. Es ist ein Weißbiergarten. Leute verkehren hier, auch noch vom alten Schlag, obwohl sie noch nicht einmal alle so gar alt sind — Frauen mit Strickstrümpfen, Kinder, die im Sande herumspielen und immer dazwischen an den Tisch herangelaufen kommen, um aus dem großen Glase zu trinken, welches von Hand zu Hand und von Mund zu Mund circulirt. O die Weiße! Man fühlt sich doch eigentlich erst als Berliner, wenn man die Weiße vor sich stehen hat! Und die Eleganz zu bewundern, mit welcher der Kellner das breite Glas, einer kleinen Tonne ähnlich, zwischen Daumen und Zeigefinger, auf der Hand balancirend daher trägt! Dieses Ding muß nach allen Regeln der Kunst behandelt werden, wenn man nicht Aufsehen erregen will in diesem kleinen Biergarten. Denn es versammelt sich hier gegen Abend ein sehr würdiges Publicum von Stammgästen, denen es Ernst ist mit ihrer Weißen, die nicht mit sich spaßen lassen und keine Miene verziehen, wenn sie das Glas auf der flachen Hand erheben. So Etwas will gelernt sein. Daran erkennt man den Berliner. Ganze Generationen mögen hier aufgewachsen sein, von den Kinderspielen an. Männer kommen hierher, die schon an die dreißig, vierzig Jahre hierher gekommen sind, — Einer darunter, der regelmäßig, so oft er kommt, erst alle Stühle durchprobiert, bis er denjenigen findet, auf dem er seit Menschengedenken jeden Abend gesessen hat. Einige von den ganz Alten haben ihre Pfeifen in der Stube stehen; und wenn diese erscheinen, so läßt der Kellner Alles liegen und stehen, um ihnen die Pfeifen zu holen — auch er übrigens kein Jüngling mehr, sondern Einer, der mit sammt seinem Frack im Dienste dieser bejahrten Herren und dieses Gartens grau geworden ist. Aber auch dieses alte Nest, so alt, daß man meint, es werde von der Zeit gar nicht mehr berührt, hat ihr seinen Tribut zahlen müssen. Es hieß früher, ich weiß nicht wie; wahrscheinlich hatte es gar keinen Namen. Jetzt heißt es „Café Bismarck".

Und von hier hab' ich denn nicht mehr weit bis zum Belle-Alliance-Platz. Wenn man in einer so großen Stadt nach Jahren eine Gegend betritt, in der man früher tagtäglich gewesen ist und die man seitdem nicht mehr gesehen hat, so fühlt man sich wie ein Fremder oder Fremdgewordener, der nach Jahren wieder in die Heimath kommt. Man erkennt sie nicht; und nur noch Einzelnes hier und dort erinnert an die Zeit, in der wir jung waren.

Aber mag Wehmuth vielleicht das erste Gefühl sein, so ist Stolz und Freude sicherlich das zweite, wenn man an Orte kommt, die man klein, unscheinbar, dürftig gekannt hat, und jetzt groß und gewaltig wieder sieht. Als ich zum

letzten Mal auf diesem Platze war, es mag im Jahre 1872 oder 1873 gewesen sein, da stand noch das alte baufällige Halle'sche Thor, da war hier die ärmliche Holzbrücke, der öde, vernachlässigte Platz, mit der Säule ganz vergraben in dem unendlichen Sande. Heute dagegen ist hier Marmor und Granit, prangt die steinerne Brücke mit kunstreichen Figuren, aus der Wüste ward ein Park und aus üppigem Grün schauen Marmorbilder — nicht jene des Goethe'schen Gedichts, die uns fragen: „was hat man dir, du armes Kind gethan?" — nein, — Bilder des Kriegs, Bilder der Tapferkeit, Bilder des Ruhms und des Todes fürs Vaterland; die ganze Schöpfung gipfelnd in der Säule mit der Victoria — der ersten und der heiligsten von Berlins Victorien, denn sie befreite uns vom Joche der Fremdherrschaft! Das alte „Rondeel", dem der Tag von Belle-Alliance den neuen Namen gab, trägt jetzt auch ganz und vollständig die Signatur des neuen Berlins — gen Norden die drei majestätischen Straßenadern der Friedrichsstadt ausstrahlend, gen Süden der Blick auf den Kreuzberg. Der Fremde, der nach Berlin kommt, muß zuerst und vor Allem den Eindruck des Kriegerischen, des Soldatischen erhalten. Waren wir nicht die modernen Spartaner, bevor wir nach dem Ruhme geizten, die modernen Athener zu sein — ah, und unsere Minerva ist gut gepanzert! Von der Säule des Belle-Alliance-Platzes bis zu der des Königsplatzes, welch' ein weiter Weg! Aber wir haben ihn doch gemacht; und er ist eine einzige lange Siegesstraße. Der militärische Lorbeer erleuchtet und verdunkelt hier Alles; das Geschlecht, welches zwischen diesen Zeichen aufwächst, muß ein kriegerisches werden, ein Volk von Soldaten. Aber die Trophäen sind auch ringsum aufgesteckt. Was wir geworden, das sind wir durch Krieg geworden. Wir waren eine Gesellschaft von bescheidenen kleinen Leuten, und wir können uns jetzt sehen lassen, Gott sei Dank. Wir hatten altmodische, unbequeme, unansehnliche, unschöne Häuser, und wir haben jetzt stilvolle Häuser, mächtige Häuser, colossale Häuser — Häuser mit Marmortreppen und Sammetgeländern, Häuser mit elektrischen Klingeln und Telephondrähten — und überall das Brausen und Branden der Weltstadt, das Rollen der Wagen, das Klingeln der Pferdebahnen, die hier, am Belle-Alliance-platz, von drei oder vier Seiten sich treffen, — Arbeiterscharen und Equipagen, Alles durcheinander — Bilder der unabläßigen Bewegung, des unermüdlichen Fleißes, des ungeheuer gesteigerten Verkehrs, des Wohlstandes, des vermehrten Reichthums, des erhöhten Luxus — und die letzten Quellen und Ursachen von alle Dem? Der Krieg! — das heißt die Geltendmachung einer jungen, kräftigen Volksindividualität, das Sprengen von Fesseln, welche sein natürliches Wachsthum zurückgehalten, das Ringen um die höchsten idealen und nationalen Güter, der Krieg von 64, von 66, von 70 — immer gewaltiger in seinen Dimensionen, immer wuchtiger in seinen Erfolgen — Krieg predigt hier Alles; aber jenen Krieg, dessen höchster und letzter Preis der Frieden, das Glück und die Freiheit des Vaterlandes ist.

Auch bei dem Namen des Tempelhofer Feldes, wenn man ihn in Berlin nennt, denkt wohl Jeder zuerst an die Frühjahrsübungen und die große Parade, wenn die ganze Garnison der Hauptstadt in Bewegung ist, wenn die Morgensonne lustig in den Helmen der Küraſſiere blitzt und der Wind mit den Fähnlein

der Ulanen spielt, wenn Batterie nach Batterie durch die Straßen rasselt und mit klingendem Spiel Fußvolk und Reiterei nach dem Tempelhofer Felde rückt. Hier ist es, auf der weiten Ebene, wo man dann den Pomp und die Pracht des Krieges sehen kann, die schimmernden Fronten, die berühmten Regimenter, deren jedes eine gewonnene Schlacht bedeutet, die Garden, die den Tag von Gravelotte entschieden und das Dorf Le Bourget erstürmten, die langen unabsehbaren Linien, die mit mathematischer Genauigkeit sich zusammenziehen und entwickeln, theilen und wieder schließen — bis der furchtbare, aber imposante Apparat fertig dasteht, des letzten Winkes harrend. Nun erscheint der Kaiser, umgeben von seinem Stab und gefolgt von allen Prinzen und Prinzessinnen unseres Hofes — und nun geht es durch die Reihen; alle Musiken spielen, alle Fahnen senken sich, alle Waffen klirren unter dem Griff der Mannschaften: das preußische Heer salutirt seinem obersten Kriegsherrn. Und nun wird es still; aber nur für einen Augenblick. Dann beginnt der Galopp der Schwadronen und der Marschtritt der Colonnen, das Exerciren im Feuer, das Knacken und Knattern der Gewehre, das Rollen der Salven, der Trommelschlag, der Ruf der Signalhörner, das Commando der Officiere — man glaubt die wirkliche Schlacht zu hören. Aber wenn gleich nur ihr Scheinbild, hat es doch etwas Hinreißendes in sich. Zuschauer in dichten, dunklen Scharen bedecken zu beiden Seiten die Hügel, drängen sich Kopf an Kopf bis an die Barrièren, und aus den Equipagen, die zu einer ungeheuren Wagenburg aufgefahren sind, flattern zahllose weiße Tücher in der blauen, warmen Mittagsluft.

So sieht es hier im Frühling aus.

Kommt man aber zu irgend einer anderen Zeit des Jahres und gegen Abend hierher, wie still ist es dann auf dem Tempelhofer Felde. Wenn vielleicht ein regenschwerer Himmel darüber liegt, grell beleuchtet vom Abendroth, dann hat man so recht ein Bild dessen, was man in Berlin und der Mark eine Haide nennt — weit und grün, etwas melancholisch, mit nur hier und dort einem Baum, links eine Allee und das dichte Gehölz der Hasenhaide, dahinter eine Anschwellung des Terrains, violett gefärbt, rechts die Chaussee, mit einem Wägelchen darüber hinrollend, und an der Grenze des Horizontes und der Haide, weißlich schimmernd und undeutlich in der beginnenden Dämmerung, die kleinen Häuser von Tempelhof. Einzelne Spaziergänger, Bewohner dieser Gegend, bewegen sich auf dem mattgrünen Hintergrunde wie schwarze Punkte. Die Kinder der Nachbarschaft tummeln sich auf dem spärlichen Graswuchs, spielen in den Gräben und Gruben, hängen in den Bäumen, lassen den Papierdrachen fliegen. Denn der Herbst naht und der Wind weht über die Haide. Dort kniet ein Mann an der Erde und macht seinen beiden Knaben, die aufmerksam neben ihm stehen, den Drachen in Ordnung. Ich geselle mich zu der Gruppe. Der Mann ist ein ehrbarer, junger Handwerker, der mir auf alle meine Fragen höflichen Bescheid gibt. Denn bei diesen Wanderungen ist man immer auf die Auskunft der Leute angewiesen, denen man begegnet. Handwerker, Arbeiter, Marktfrauen — sie alle sind meine guten Freundinnen und Freunde. Manches, was nicht in den Büchern steht, wissen diese Leute. Ich erkundige mich nach dem „Dusteren Keller", einer ehemaligen Berühmtheit des Tempelhofer Berges, nunmehr aber

längst von der Erde verschwunden. Mich verlangt zu erfahren, an welchem Platze diese Merkwürdigkeit gewesen und was daraus geworden. „Gehen Sie nur in die Bergmannstraße," sagt mein junger Meister, „da und dorthin" — und er beschreibt mir ganz genau den Weg. „Ist denn noch viel da zu sehen?" frag' ich. „Ja, mein lieber Herr," versetzt er, „das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin nie darin gewesen; es soll aber gut sein." Diese Antwort macht mich stutzig und als ich hinkomme, finde ich in einer ganz neuen Straße ein ganz neues Weißbierlocal, das den Namen „Dusterer Keller" auf einem ganz neuen Schilde zeigt. Das also kann es nicht sein, wenn ich auch auf der richtigen Fährte bin. An diesem Abend kann ich vom „Dusteren Keller" nicht mehr erfahren; aber am anderen komm' ich mit einem langjährigen Freund und Kameraden, einem alten Berliner, wieder und der bringt Licht in die Sache. Vor einer Seitenstraße, die noch ganz wie ein Feldweg aussieht, ungepflastert ist, an Hinterhäusern vorbei zum „Bock" hinaufführt und „Am Tempelhofer Berg" heißt, macht er Halt. „Dies war der „Dustere Keller"," sagt er, „ein Revier, welches ich in meiner Knabenzeit, an den freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen oft mit anderen Knaben durchschwärmt — eigentlich ein gruseliger Ort damals, eine tiefe Schlucht oder Höhlung, mit einem verräucherten Bauwerk darin, einem kellerartigen, unterirdischen Gemäuer. Dies" — und er deutet auf das ziemlich neue Haus, das die Ecke der Bergmann- und der anderen, im Entstehen begriffenen Straße bildet, „war die Stelle. Jedes Kind in Berlin kannte sie."

So rasch verliert sich in der jungen Generation das Andenken jahrhundertalter, wenn nicht historisch berühmter, so doch stadtkundig gewesener Plätze!

Mannigfache Sagen und Legenden verknüpften sich mit dem „Dusteren Keller". Ein Uralter soll hier zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. gehaust haben, ein Einsiedler, wie Diogenes in seiner Tonne. Einst, als der König vom Exercirplatz auf dem Tempelhofer Felde zurückkam, hielt er bei der Höhle, ließ den Bewohner derselben herausführen und fragte nach seinem Namen, seiner Lebensart und zuletzt nach seiner Religion. „Ei," erwiderte der Alte, „ich glaube noch immer dasselbe, was ich geglaubt habe, als ich Seinem Großvater die Psalmen vorlas." — „Na, dann habe ich allen Respect vor Seinem Glauben," sagte der König, den es amüsirte, daß der Höhlenbewohner ihn, wie alle Welt, mit „Er" anredete; „hier hat er einen Gulden." — Aber der Philosoph des düsteren Kellers sagte: „die Münze ist mir zu groß; ich nehme nur Kupfer." Sprach's, drehte Seiner Majestät den Rücken und kroch in seine Höhle zurück.

Darüber, was der „Dustere Keller" ursprünglich gewesen oder bedeutet habe, streiten die Gelehrten. „Worüber wären sie jemals einig gewesen?" wirft mein Freund hin, mit den Achseln zuckend. Ein Hain mit heiligen Eichen, unter denen die Priester der Wenden dem Swantewit und dem Zernebog geopfert; eine Lehmgrube, aus der die ersten Ansiedler von Cölln das Material zu ihren Hütten entnahmen; ein Bärenzwinger, eine Räuberhöhle, eine Falschmünzerwerkstatt — wer weiß es? „Fata habent sua", sagt mein Freund, „der „Dustere Keller" mag alles Das gewesen sein. Zu meiner Zeit war er ein Bierkeller und vorher war er ein Weinkeller. Das scheint mir das einzig Historische in der Geschichte des „Dusteren Kellers" zu sein."

Denn in der sicheren Kunde lebt noch, daß Weinberge hier waren, Weinberge des Kurfürsten, Weinberge der Bürger von Cölln; und mag Wein an den Abhängen des Tempelhofer Berges auch noch unglaublicher klingen als heilige Eichen, es ist dennoch die Wahrheit. Der Wein dürfte sauer gewesen sein, aber er war da. Diese Thatsache kann nicht bestritten werden. Und er war nicht nur am Tempelhofer Berg, er war auch am Kreuzberg, er war nicht nur im schönen Süden, er war auch im hohen Norden und fernen Westen unserer Stadt — und Wollank's Weinberg, die Weinmeisterstraße, die Weinstraße, der Weinbergsweg und noch manch' andere Straßen und Wege erinnern daran, daß Berlin im Mittelalter eine weinbauende Stadt war — unser Schöpfer sei gelobt, daß wir ihn nicht mehr zu trinken brauchen. Erst während des dreißigjährigen Krieges ist diese Cultur hier nachweisbar zu Grunde gegangen, so daß die blutige Geißel der Völker doch mindestens eine gute Folge zu verzeichnen hat.

Zur Zeit, wo hier die Reben noch blühten, mag der „Dustere Keller" denn in der That zur Aufbewahrung des fürstlichen Wachsthums gedient haben und das Gesindel, die Räuber, die Bären und die Falschmünzer mögen hinterdrein gekommen sein; aber, wie gesagt, der Weinberg und der Keller sind beide dahin und nichts von ihnen, nicht einmal der Name, hat sich erhalten. Zwar auf der topographischen Karte der Umgegend von Berlin, welcher dem II. Bande des vom Magistrat herausgegebenen Verwaltungsbericht 1861—1876 beiliegt, findet sich allerdings noch die Bezeichnung „Weinberg" und auf dem Plan des Berliner Adreßbuchs für 1873 ist auch der „Dustere Keller" noch angegeben — aber seitdem ist jede Spur verloren und Häusermassen bedecken die Stellen.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dies Alles, westlich und östlich, bis zum heutigen Belle-Alliance-Platz freies Feld; und noch um die Mitte des unsrigen standen hier, zuweilen in beträchtlichen Entfernungen von einander, jene kleinen, meist einstöckigen Häuser, Sommerwohnungen der Berliner, wie sie zur selben Zeit auch noch zu sehen waren im Thiergarten und in der Potsdamerstraße, damals Potsdamer Chaussee genannt. Auf dem Grundriß von 1778 war Berlin am Halle'schen Thor zu Ende und auf dem von 1831 führt das, was heute die großmächtige Belle-Alliance-Straße ist, den anspruchslosen Namen „Weg nach Tivoli", Tivoli war ein berühmtes, nach Pariser Muster im Jahre 1829 angelegtes und genanntes Vergnügungslocal am Kreuzberg, da, wo gegenwärtig die Brauerei gleichen Namens liegt. Aber hier war nicht mehr Berlin, sondern „Umgegend von Berlin"; man fuhr nach Tivoli, wie man heute nach Tegel oder Pichelswerder fährt. Im Jahre 1842 hieß die Straße, welche bis dahin „Weg nach Tivoli" geheißen hatte, die „Tempelhofer Straße": aber sie war, wie wir dem Buche von Fidicin („Berlin, historisch und topographisch" 1843) entnehmen, nur „in der Nähe der Stadt mit Häusern besetzt". Die eigentliche Bebauung dieser Strecke, welche an Ausdehnung die Friedrichsstadt übertrifft, fällt in die Periode von 1866—1875, und die Belle-Alliance-Straße, eine Geschäftsstraße voll regen Verkehrs, länger als die Linden und fast ebenso breit, bildet seitdem den Kern eines neuen Stadttheils mit vorstädtischem Charakter und sehr eigenthümlich zusammengesetzter Bevölkerung. Gegen das Tempelhofer Feld ansteigend und zu beiden Seiten flankirt von den mäßigen Terrainerhöhungen,

die man sich gefällt, den Tempelhofer Berg und den Kreuzberg zu nennen, macht sie mit ihren Bäumen, Casernen, großen Läden und hohen Häusern einen sehr stattlichen Eindruck, als die vornehmste dieses Quartiers. Aber man würde nicht vermuthen, daß hinter ihr, am östlichen Abhang des Kreuzbergs, eine der reizendsten kleinen Straßen sich versteckt, und, wenn man den Eingang nicht kennt, sie nicht einmal finden. Hier ist nichts mehr von dem Lärm und der Arbeit der volksthümlichen Nachbarschaft. In aristokratischer Einsamkeit herrscht hier beschauliche Ruhe. Zierliche Häuser sind hier in schönen Gärten, ein Teich, auf welchem Schwäne schwimmen, ein kleiner Palast in den reinsten italienischen Formen, auf dessen Freitreppe man sich gern einen Kreis anmuthiger Frauen, einen Scaliger, einen Mediceer dächte.

Zehn, zwanzig Schritte bringen uns wieder in die Wirklichkeit zurück, und zwar in eine, die auch ihre Ueberraschungen hat. Denn diese Vorstadt ist noch weit davon, vollständig ausgebaut zu sein, und hier kann man, wenn ich so sagen darf, Berlin wachsen sehen.

Namentlich die nähere Umgebung des Kreuzberges nach Norden und Westen hin bietet noch solch' einen Anblick. Hier sind Trottoirs ohne Straßen, und, was noch ärger ist, Straßen ohne Trottoirs, Holzplätze, Kohlenplätze, dann wieder ein einzelnes Haus, ein Baugerüst, ein Bretterzaun und ein Stück Eisenbahn, ganz voll ausrangirter Wagen. Nähert man sich von einer dieser Seiten, etwa unter den alten Pappeln und Häusern der Möckernstraße, dann sieht der Kreuzberg aus wie eine Düne am Meeresstrand, unten ganz weiß, oben spärlich begrünt — man meint, man müßte die Segelstangen vorüberziehender Schiffe erblicken unter dem milden, grauen Abendhimmel. Knaben spielen im Sande, auch ein Reiter auf schwerfällig sich fortbewegendem Rosse ist da, und dunkle Vertiefungen und Schluchten. Stark und lau weht der Abendwind und macht die Täuschung noch vollständiger. Rechts ist die Fortsetzung der Kreuzbergstraße und der Sandweg mit den Weidenbäumen, der nach Schöneberg führt. Wie manchmal bin ich ihn gegangen vor vielen Jahren! Aber hier hat sich noch Nichts geändert, hier ist Alles noch, wie es war. Nur drei Freunde, drei gute Gesellen im Leben, die mit mir gingen, ruhen jetzt dort oben, nicht weit voneinander, auf dem Schöneberger Kirchhof, dessen Mauer sich über dem ansteigenden Felde zeigt. Hier sind auch noch die beiden altmodischen Tanzlocale, in welche beim Vorübergehen hineinzuschauen uns damals so viel Vergnügen machte: „zum Thürmchen" und „zum alten Thürmchen" — letzteres über dem Dach mit einem veritablen, grün angestrichenen Thürmchen, das wie ein Taubenschlag aussieht und vielleicht auch einer sein mag. Wieder ist es Sonntag-Nachmittag. Wieder ist hier die Drehorgel und das Marionettentheater; es wird gekegelt und getrunken. Plötzlich höre ich Jemanden rufen: „Naucke!" Ich achte nicht darauf. Da frägt ein Zweiter einen Dritten: „Haft'e Naucken nich jesehn?" und ein Vierter sagt: „Wo is Naucke?" Mein Gott, denke ich, wer mag der Mann sein, nach dem alle sich so theilnehmend erkundigen? Wer ist Naucke? Da steht vor dem Eingang zum „alten Thürmchen" ein kleiner Stillvergnügter, der sich fortwährend um sich selber dreht und dazu mit gerührter Stimme singt:

Naucke is nich mehr zu sehn,
Naucke is mich jar zu kleen.

Nun denn, so will ich mich darein ergeben; ich fürchte, mich zu blamiren, wenn ich weiter nach diesem interessanten Unbekannten forsche. Doch ein paar Tage später, beim Stralauer Fischzug und auf dem Erntefest im Schwarzen Adler zu Schöneberg — überall hör' ich denselben Namen, überall ist Naucke, oder ist er vielmehr nicht; und ich überzeuge mich nun, daß es sich hier um eine jener Neckereien handelt, die oft so plötzlich, man weiß nicht woher, im Berliner Leben auftauchen. Vielleicht daß bei einer Landpartie eine liebende Gattin ihren Mann verloren hat, der sich des Namens Naucke erfreut. „Naucke!" ruft sie — „wo ist Naucke?" Ihr Schicksal erregt Theilnahme, man hilft ihr suchen, alle Bezirksgenossen schließen sich an — was anfänglich bitterer Ernst gewesen, wird allmälig fröhlicher Scherz, der Ruf wird populär und lange noch, nachdem, so wollen wir hoffen, Frau Naucke ihren Mann wieder gefunden hat, klingt es durch ganz Berlin bis zum alten Thürmchen in der Schöneberger Feldmark: „Wo ist Naucke?"

Von hier aus hat der Rücken des Kreuzbergs ganz den Haidecharakter, d. h. etwas Gras und viel Sand. Das Denkmal, welches früher auch im Sande stand, steht jetzt auf festem Unterbau, mit hohen, zinnengekrönten Mauern. Der Blick auf das unter einem violetten Abendhimmel flach daliegende Berlin imponirt nicht besonders; man sieht Thürme, Kuppeln, viele Häuser; man unterscheidet ganz in der Ferne die gegenüberliegenden Höhenzüge und weit weg links die Spandauer Haide und die Spandauer Forst; aber es gibt kein Bild, man hat nicht den Eindruck einer ungeheuren Stadt, in der Millionen Menschen wohnen. Nach der Seite von Tivoli hin sind viel dichte Laubmassen um den Hügel und sie erwecken den Wunsch, dieses ganze, jetzt noch ziemlich öde Terrain in den Südpark umgeschaffen zu sehen, den man uns so lange schon verheißen und dem es in der That so mannigfache Vorzüge der Bodenformation entgegenbringt. Wer weiß, ein Wanderer, der nach mir kommt, wird ihn finden und beschreiben.

Die Berge von Berlin! Wer wird ernsthaft an sie glauben? Aber sie sind nun einmal da und sie heißen so, wenn auch ein künftiges Geschlecht sie vielleicht nur noch an der etwas stärkeren Hebung oder Senkung der Straße erkennen mag, wie beim Pfefferberg in der Schönhauser Allee. Hier indessen ist noch Etwas von der alten Romantik; und wer vom Kreuzberg nieder- und über die Belle-Alliance-Straße hinweg den Tempelhofer Berg hinansteigt, der kann sich in die glückliche Vorzeit versetzt wähnen. Es ist dies auch noch ein rechtschaffener Sandhügel mit allen Attributen eines solchen. Bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, sinkt man ein oder rutscht hinunter. Rechts, am Rande des Hügels, ist die berühmte Bock-Brauerei, links ist eine andere Brauerei und ein Hof mit vielen Tonnen, geradeaus ist eine Gruppe von Pappeln, eine Windmühle, eine Fabrik mit ein paar hohen Schornsteinen — und Berlin ist zu Ende. Dieses Haus dort drüben ist das letzte Haus von Berlin.

Aber unermeßlich gegen Südwesten, vom Tempelhofer Revier bis zur Luisenstadt, dehnt sich ein neues Berlin aus; und ich erinnere mich noch, daß ich dort im Sande des Cöpenicker Feldes ging, wie ich hier im Sande des Tempelhofer Feldes gehe. Jetzt sind überall Straßen, — und was für Straßen, und was für ein beständiges Wogen der Menschen in ihnen! Welche Plätze, welche Brücken! Weit und luftig

ist hier die Gegend am Johannistisch und am Urban, vor zwölf Jahren, 1871 oder 1872, noch ein Rüben- und Kartoffelfeld, auf welches, in jener Zeit der Wohnungsnoth, der Exodus der „Obdachlosen" stattfand, die sich hier Hütten bauten. Welch' ein Anblick kann phantastischer sein, als jetzt, wenn man in diesen neuen Gegenden, am Plan- und Waterlooufer und der prächtigen Bärwaldbrücke vorbei, bis zum Kohlenufer wandelt, bei der einbrechenden Dunkelheit die Feuer der Gasfabriken, unter den alten Baumgruppen, am Wasser und im warmen Dunste des Sommerabends; oder, der Nacht und dem frischen Ostwind entgegen, an einem dunkelblauen Himmel, über einer Fläche, halb noch unbebautes Land und halb schon weißliches Häusermeer, als ob es Bergzüge wären oder Wolkenmassen, den Vollmond aufsteigen zu sehen, groß und golden? Oder sich in das unbekannte Häusergewirr zu verlieren, in dem man sich nur nach der Richtung zu orientiren vermag, in das Dunkel von Straßen, von deren Namen und Existenz man bisher nichts gewußt, und die doch alle regelrecht gebaut sind und in denen aus Bierlocalen und „Destillationen" überall das Spiel von Clavieren heraufklingt?

Zwischen den Colossen mit vier oder fünf Stockwerken und unzähligen Fenstern, so daß man meint, fünfhundert Menschen müßten darin wohnen können, begegnet man hier zuweilen einem kleinen Bijou von Haus, einstöckig, traulich, nur für eine Familie — das Haus, welches ein Fabrikant dieser Gegend sich in der Nähe seiner Fabrik und der Mitte seiner Arbeiter gebaut hat. An einer anderen Stelle sieht man ein übrig gebliebenes Häuschen aus einer Bauperiode stehen, wo menschliche Wohnungen hier nur selten in den Gärten und den Feldern waren. Inzwischen sind die Felder und die Gärten verschwunden, das Häuschen hat hohe Nachbarn bekommen und der Straßendamm ist emporgewachsen; es selber aber hat sich nicht vom Platz gerührt und wie man nun bei allen anderen Häusern die Treppe hinaufsteigt, so steigt man bei diesem die Treppe hinunter, wenn man hinein will. Ein ähnliches Häuschen gegenüber liegt noch tiefer, seine drei Fenster reichen knapp an den Bürgersteig hinan und ich kann mir nicht denken, wie die Bewohner desselben es anstellen, um auf die Straße zu sehen. Und dennoch scheinen sie ganz gemüthliche Leute zu sein mit hübschen Gardinen an ihren drei Fenstern und Lichtbildern und Blumen davor.

Je weiter man in diesen neuen Gegenden vordringt, die doch vorzugsweise bestimmt sind, von den weniger bemittelten Einwohnerclassen bewohnt zu werden, desto mehr wird man erstaunt sein, nicht sowohl über die Massenhaftigkeit der Bauten und Anlagen, als über ihre Zweckmäßigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit. Wir alle kennen das normale Berliner Wohnhaus, das aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und Friedrich Wilhelm's IV. stammende — nüchtern, ohne Schwung, wie der Staat jener Zeit, auf das Nothdürftige beschränkt, unerfreulich, monoton, langweilig und eines ungefähr wie das andere. Kein Wunder, daß dem Fremden, der in unsere Stadt kam, ihre langen Straßen mit den Miethscasernen, nur selten unterbrochen durch ein edleres Bauwerk, nicht besonders wohl gefallen konnten. Das Berliner Wohnhaus vermochte Schinkel nicht zu reformiren. Der Genius eines Einzelnen reicht nicht hin, eine Stadt umzugestalten. Dazu müssen andere Kräfte mitwirken. Nota bene: und ich spreche nur von dem äußeren

Eindruck, ich will hier gar nicht auf das Innere dieser Häuser eingehen, von denen die meisten keine Wasserleitung und keine Badestuben, dagegen allesammt dunkle Schlafzimmer, enge Corridore und das odiöse Berliner Zimmer hatten — eine Erfindung, auf welche die Berliner Baukunst stolz sein durfte, ein Durchgangszimmer, durch welches, auch wenn die Familie bei Tische saß und große Fêten gab, die ganze Passage ging, von der Küche bis zur Flurthür. Dieses Haus ist in raschem Verschwinden begriffen: in den inneren Theilen der Stadt wird es Schritt vor Schritt verdrängt durch die luxuriösen Bauten unserer jungen Architektenschule, welche bald ein neues und schöneres Berlin aus dem alten gemacht haben wird; und in dem neuen ist es nie gewesen. Hier, in den Vorstädten und Volksquartieren, wo es sich eben nur um Neuschöpfungen handelt, tritt dieser neue Baustil auch am Deutlichsten und Großartigsten hervor. Hier, wo nicht Luxusbauten errichtet werden sollten, sondern solche, die ganz ausschließlich auf ihre Ertragsfähigkeit hin berechnet sind, hier konnte der Künstler zeigen und hier hat er in der That gezeigt, wie die colossale Masse von Gebäuden, gegen welche die dreistöckigen Häuser der vorangegangenen Periode klein erscheinen, durch das freie Spiel der Phantasie, durch eine gefällige Behandlung der Form, durch geschmackvolle Decoration der Façade, durch eine gewisse Harmonie in der Herstellung der ganzen Straßenfronte zu bewältigen und aufzulösen war: unter seiner Hand hat die Miethscaserne sich in den Miethspalast verwandelt. Wohlverstanden, daß ich auch hier nur vom Aeußern spreche; denn gegen das Innere mögen sich mannigfache Bedenken nicht unterdrücken lassen. Man wird eingestehen müssen, daß, vom sanitären Standpunkt aus betrachtet, die dumpfen Kellerwohnungen, die ja hier nicht mehr gefunden werden, kaum gesundheitsschädlicher gewesen sein können, als die fünf Stock hoch gelegenen Logis, zu denen die Bewohner derselben auf steilen Treppen ohne Zahl — wer weiß, wie oft täglich! — hinansteigen müssen.

Jedoch andere Vorzüge haben diese neuen Stadtviertel, welche den älteren fehlen. Sie haben mehr Luft, mehr Licht und mehr Grün. Ueberall tritt das Bestreben hervor, breite boulevardartige Straßen zu schaffen, Avenüen, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, wie z. B. die York- und Gneisenaustraße, oder mit weiten Rasenplätzen und Gartenanlagen, wie die Bärwaldstraße. Die Häuser dieser Straßen sind immens hoch und dicht bevölkert; aber sie haben Ventilation, sie haben Wasserleitung, sie haben Badestuben — sie haben Alles, was an häuslicher Bequemlichkeit sonst nur dem Reichen zugänglich war, und was heute, in Folge einer vorgeschritteneren Civilisation, auch den in bescheidneren Verhältnissen Lebenden nicht länger fehlt. Und ist es so gering anzuschlagen, daß auch derjenige von unseren Mitbürgern, der kleine Beamte, der Handwerker, der Arbeitsmann, der in ehrlicher Mühe seinen Unterhalt gewinnt — daß auch er, sag' ich, seinen Blick erheben lernt zu Dem, was durch schöne Form erfreut — daß es ihm nicht fremd gegenübersteht, sondern wie Etwas, an dem er gleichfalls seinen Theil hat? Wird das, was für die Verschönerung der Umgebung geschieht, in der er lebt, nicht zugleich sein Auge bilden und sein Selbstgefühl erhöhen, wie das, was für ihre Verbesserung in anderer Hinsicht gethan wird, sein körperliches Wohlbefinden vermehrt? Nicht alle Fragen — leider nicht ein-

mal viele — sind mit der ästhetischen Formel zu beantworten. Aber das moderne Leben hat doch sehr weise gethan, daß es, inmitten starker Gegenströmungen, als einen mitwirkenden Factor der Volkserziehung die Künste wieder herangezogen hat, von welchen der alte Dichter sagt, daß sie die Sitten mildern und Rohheit nicht dulden [1]).

So schreitet die Stadt vorwärts, ihre Fluth nach allen Seiten hin ergießend, nichts verschonend und durch nichts aufgehalten; und selbst die Stätten des Friedens, deren stille Bewohner kein noch so lauter Zuruf mehr weckt, nicht des Ehrgeizes und nicht der Liebe, — die Kirchhöfe Berlins, auch sie sind nur noch Inseln, an deren Ufer die steinerne Brandung anschlägt. Einst, noch vor zwanzig, dreißig Jahren lagen sie weit draußen, einsam in Feld und Haide vor den Thoren, wie die neuen Kirchhöfe, welche diese Gemeinden jetzt in der Hasenhaide haben; aber in einer so großen Stadt verschlingt das Leben den Tod und wer weiß, ob nach abermals zwanzig, dreißig Jahren nicht auch um sie das Häusermeer sich geschlossen haben wird, wie um jene? Wie weit sollen sie dann wandern, damit die Stadt sie nicht mehr erreichen kann? Oft, an diesen Gräbern, kommt mir der Gedanke, wenn die Todten erwachen, wenn sie die Augen aufschlagen und die Sonne wieder sehen könnten, würden sie sich nicht fremd fühlen in dieser anders gewordenen Welt — würden sie das Leben noch einmal anfangen, den Kampf noch einmal kämpfen mögen, oder nicht Heimweh haben und zurückverlangen in ihr Dunkel und Schweigen? Und wenn ich dann von diesen Orten des Schlummers wieder in das Wogen der Menschen zurückkehre und wohin ich auch gehen mag in dieser ungeheuren Stadt, immer und überall die Tausende sehe, die einander drängen, stoßen oder ausweichen — wo, frag' ich dann wohl, wo werden diese einmal Ruhe finden und wo, wo wird Platz sein für sie alle? Dann, wenn vielleicht durch eine der belebten Straßen ein Leichenwagen kommt, nicht einer von denen, die mit schwarzen Federn geputzt und von zahllosen Equipagen gefolgt sind, sondern ein dürftiger, dessen schwarzes Zeug abgeschabt und grau geworden ist, der über das Steinpflaster rasselt, dessen Kutscher die Pferde zur Eile antreibt und hinter dem nur wenige Leute gehen — was, frag' ich mich dann, ist trauriger: einsam in einer solchen Stadt zu leben, oder einsam darin zu sterben?

Vielleicht war dieser Mann — doch ich will nicht philosophiren. Wenn es in Berlin Etwas gibt, was die Seele zu beruhigen vermag, nicht allein diejenige, die der frische Schmerz hierherführt, sondern eben so sehr die, welche der Betrachtung und des Aufblicks bedarf: so ist es gewiß ein Besuch auf unseren Kirchhöfen. Keine ländlichen Friedhöfe mehr, auf welche die Sonne des Himmels von Morgen bis Abend scheinen kann; und dennoch wie viel Grün, wie viele Blumen, wie viel Bäume — welche Gärten sind es und mit welch' rührender Liebe werden sie gepflegt! Ich erinnere mich einer Stelle aus dem „Skizzenbuch" von Washington Irving: „Als ich in Berlin war," sagt er, „folgte ich dem berühmten Iffland zum Grabe. In der Pracht des Begräbnisses konnte man auch viel wirkliches Gefühl unterscheiden. Mitten in der feierlichen Handlung ward meine

[1]) Ovid, Epp. ex Ponto, II, 9, 47.

Aufmerksamkeit durch ein junges Mädchen angezogen; sie stand auf einem mit frischem Rasen bedeckten Hügel, den sie ängstlich vor den Füßen der vorüberdrängenden Menge beschützte. Es war das Grab ihrer Eltern; und die Gestalt dieser liebenden Tochter erschien mir wie ein Denkmal, ergreifender als das kostbarste Werk der Kunst" [1]).

Zwei Menschenalter sind seitdem vergangen, ein Grab nach dem anderen ist hier aufgeworfen worden und wieder eingesunken, vielleicht auch das, in welchem, zur Seite der Eltern, das junge Mädchen von damals ruht. Aber immer noch, auf der Granitplatte, an der Mauer des Jerusalemer Kirchhofs, strahlt der Name des großen Künstlers, welcher der kleinen Geschichte Washington Irving's ihr Relief und der schönen Handlung einer Namenlosen Etwas von seinem Glanze gegeben hat.

Die Begräbnißplätze vor dem Halle'schen Thore, die der Jerusalemer und Neuen Kirche, der Dreifaltigkeits- und Halle'schen Thorgemeinde, der Herrnhuter und böhmischen Brüdergemeinde, bilden einen weiten, zusammenhängenden Complex zwischen der Belle-Alliance- und der Pionierstraße. Aus der gedrängt vollen Straße tritt man in den gedrängt vollen Kirchhof — gedrängt voll von Gräbern, eines dicht am anderen, so daß man zuerst ganz verwirrt ist bei der Menge. Doch alle sind mit Grün bedeckt und die Abendsonne scheint über der Mauer herein. Die rothen und die blauen Blumen funkeln; und viele schwarz gekleidete Damen mit ihren Kindern sind an den Gräbern. Täglich, zur Sommerzeit, in den Abendstunden, kommen sie hierher; und glaube man nicht, wenn am Sonntag Nachmittag die bunte Menge durch die Belle-Alliance-Straße hinauszieht, fröhlich und unbesorgt an den Kirchhöfen vorbei, daß diese darum nicht auch ihre Besucher hätten. Dann regen sich hier hunderte von Händen und manches wunde Herz und manches verweinte Auge findet Trost in dem lieben, traurigen Thun. Wie gleichgültig würden uns diese Menschen sein, wenn wir ihnen draußen begegneten; wir sehen sie an einem Grabe und wir fühlen uns ihnen verwandt. Die Gemeinden dieser Kirchhöfe gehören zu den angesehensten und vornehmsten von Berlin. Viel von Dem, was, weit in die Vergangenheit zurück, den bürgerlichen Stolz, den Reichthum, den Ruhm dieser Stadt ausmachte, liegt hier begraben. Viele Denkmale sind da, mit Namen, welche die Welt nicht vergessen wird. Und dennoch — ihre Blumen und ihr Epheu sind ihr schönster Schmuck. Wenn man von der Belle-Alliance-Straße hereintritt, dann sieht man lange noch durch das Eisengitter das Gewühl der Menschen und das Rollen der Wagen folgt uns. Aber je weiter man sich entfernt, desto stiller wird es und am Stillsten ist es längs der Baruther Straße. Da schaut nicht eine Caserne, sondern ein Schulhaus herüber; die Stimmen, die man vernimmt, sind Kinderstimmen und durch die Straßenöffnungen erblickt man das Weiß und Grün des Tempelhofer Berges.

Einsamer als dieser, der neue Jerusalemer Kirchhof, ist der alte Halle'sche, zu welchem man von der Pionierstraße her, durch einen Seitengang, gelangt. Man hat hier eher den Eindruck einer entlegenen Parkpartie, mit Heckenwegen und dunklen Alleen, als den eines Kirchhofs. Weite Strecken von Gräbern sind

[1]) Sketch-book, rural funerals, p. 107.

der Erde gleich gemacht; mit Ausnahme der Erbbegräbnisse, welche dauern, so lange der Kirchhof selber dauert, werden alle anderen nach dreißig Jahren wieder umgegraben und aufs Neue benutzt. Hier, unter den alten Bäumen, erhebt sich nur noch einzeln, da und dort ein Hügel oder ein Denkmal; und zwischen hohem, dunklem Gebüsch, mit einem zerbrochenen Thränenkrug oder einer umgestürzten Sandsteinurne am Wege, wandelt man dahin. Dennoch ist es erquickend zu sehen, wie selbst diese Gräber, wo nur noch eine Spur von ihnen ist, auch die ältesten von ihnen, erhalten werden. Freilich, Blumen sind selten auf diesem Kirchhof, von dessen Todten uns nun schon Generationen trennen; diese Zeichen der Liebe fehlen ebenso, wie die Besucher nur noch spärlich hier vertreten sind. Rechts durch das Gitter sieht man den „Gottesacker der Brüdergemeinde"; hier erhebt sich kein Denkmal und flach auf den Gräbern liegen die Steine, als ein Zeichen, daß die darunter im Tode gleich sind, wie sie's im Leben waren. Nach links aber, durch einen Gang bejahrter Ulmen und Ebereschen und dicht mit Epheu bewachsener Pappeln führt der Pfad nach dem Dreifaltigkeitskirchhof — und wie seltsam leuchtet das Roth der Azaleen in dem beginnenden Sommerabenddunkel und von den Gräbern her das Gelb der Sonnenblume — wie feierlich der Himmel darüber, so tief und blau — „so ganz als wollt' er öffnen sich" . . . .

Auf diesem Kirchhof ist es still; man hört die Welt nur wie aus weiter Ferne. Sanfter Abendsonnenschein kommt von Westen herein und es rauschen die Bäume. Hier an einem Leichenstein lese ich die Worte: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" — und es umschwebt mich eine Melodie als ob sie vorausgesandt sei, mich zu führen und ich gehe ihr nach und mir ist wie Einem, der im Traume wandelt und ich stehe vor einem Grabe mit weißem Kreuz und der Inschrift in Goldbuchstaben:

Jacob Ludwig

Felix Mendelssohn-Bartholdy,

geb. zu Hamburg am 3. Feb. 1809, gest. zu Leipzig am 4. Nov. 1847.

Ich erinnere mich, ich war noch ein Knabe, als die Trauerkunde vom frühen Hinscheiden Mendelssohn-Bartholdy's durch Deutschland ging und auch mich in meiner klösterlichen Schulzelle an der Weser erreichte; und ich weiß auch, welch geisterhaften Eindruck — denn damals war die Eisenbahn noch ganz neu — die Schilderung jener nächtlichen Fahrt auf mich machte, als die Leiche des Unvergeßlichen nach Berlin geführt ward, wo er in heimischer Erde ruhen wollte, zur Seite derjenigen, die von Kindheit an ihm die Theuerste gewesen. Nur wenige Monate vor ihm, im Mai 1847, war ihm die Lieblingsschwester gestorben und hier auf dem Dreifaltigkeitskirchhof begraben worden. Zu ihr zog es ihn hin, an die er — der beste der Brüder, der zärtlichste, derjenige, der mit ihr gleichsam nur ein geistiges Leben gelebt — doch „mit bitterer Reue" darüber dachte, daß er nicht mehr für ihr Glück gethan habe, daß er sie nicht mehr gesehen, nicht mehr bei ihr gewesen sei [1]). Nun wollte er sich nie mehr von ihr trennen — nun wollte er ewig bei ihr sein — und nun ruhen sie nebeneinander, Grab an

[1]) Die Familie Mendelssohn, III, 249.

Grab. Auf dem ihren erhebt sich eine rothe Granitpyramide, daran ihr Name geschrieben ist:

Fanny Nathalie Hensel

und, in ihrer eigenen Melodie, die schönen Worte von Eichendorff:

Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Die Noten und die Worte sind kaum noch zu erkennen — denn das Gold auf Leichensteinen hält nicht sehr lang; aber eine Ranke vom Grabe des Bruders schlingt sich um das der Schwester und neben ihr zur anderen Seite ruht ihr Gemahl, Wilhelm Hensel, der Maler. Zur Seite Mendelssohn's liegen sein achtjähriger Sohn Felix August Eduard und seine neunzehnjährige Tochter Felicie Henriette Pauline († 1863). Ein schwarzes Gitter umschließt die Gräber und dichter Epheu bedeckt sie. Schon färbte sich auf dem in der Mitte, dem hohen, dem, in welchem „stumm schläft der Sänger", eins und das andere Blatt roth — lau war die Luft und kein Mensch in der Nähe. So still war es, daß man nur das Rauschen des Abendwindes vernahm, oder dann und wann noch einen Vogel im Gebüsch und das Niederrieseln des Wassers, wenn die Kirchhofsgärtner kamen, um die Gräber zu begießen.

Nicht weit von diesen Gräbern, auf demselben Kirchhofe, sind drei andere — drei, doch auch sie wie zu einem geschlossen: Varnhagen's Grab, Rahel's Grab und das Grab der getreuen Dienerin, Dorothea Neuendorf, Rahel's Dore. So ganz umwachsen und verhüllt von Epheu sind diese Gräber und Steine, daß es schwer ist bis zu den Inschriften und Namen zu dringen. Aber als sie nun vor mir standen, welche Fülle von Erinnerungen wurden mit ihnen wach, an das Haus in der Mauerstraße, das heute noch, innen wohl, aber außen kaum verändert, die Französische Straße hinuntersieht. Wie gut kenne ich noch das Eckfenster im ersten Stock und welch eine glänzende Reihe von Berühmtheiten ging dort an den Blicken des jungen Studenten vorüber. Berühmtheiten der Literatur, Berühmtheiten der Gesellschaft; denn alle, von den Tagen der Romantik bis zu denen des „Atta Troll", waren einmal durch diesen Salon gewandelt und hatten ihm einen Parfüm der Vergangenheit zurückgelassen, Etwas, das nach Staub und welken Blumen roch, wie ein altes Buch, das man aufschlägt. Aber wie berauschend war dieser Duft für uns, die heraufkommende Generation, und wie schwer wird es uns jetzt noch, in einer unterdeß so realistisch gewordenen Welt, anders als mit Pietät an diese Letzten einer Periode zu denken, in welcher die Romantik noch nicht todt war, was man auch sagen mochte, sondern dem Throne selber, der Politik, den Angreifern wie den Angegriffenen, der liberalen Opposition und sogar den radicalen Freiheitsbestrebungen ihren schillernden Mantel umwarf. Klug und praktisch sind wir erst viel später geworden, unser äußeres Leben reicher, unser inneres ärmer; jene Zeit aber war durchaus künstlerisch, durchaus literarisch oder belletristisch gestimmt; und ein Abschiedsglanz derselben fiel auf diesen altmodischen, an den Anfang des Jahrhunderts erinnernden Salon, in welchem ich noch einige von den Alten sah — ihn vor allen Anderen, den schönen Greis mit dem Silberhaar, dem eisernen Kreuz auf der Brust und „demselben feinen

Lächeln", welches Heine schon bezaubert hatte[1]), hinter welchem sich aber etwas Scharfes und Ironisches verbarg. Tages über hielt er sich in seinem, an den Salon stoßenden, hohen und geräumigen Cabinet, zu welchem nur Wenige Zutritt hatten. Hier, an seinem Arbeitstisch, in der Mitte des Zimmers saß er, jahrelang, horchend auf das Geräusch der Welt, die vertraulichen Worte seiner Freunde aufzeichnend, ihre kleinsten Billets registrirend und über Personen und Zustände harte Dinge niederschreibend in einer zierlichen Handschrift und dem Geheimeraths-stil Goethe's. Die Wände waren ganz mit Büchern bedeckt, darunter zahlreiche Schachteln und Schächtelchen, sorgfältig etiquettirt und nach dem Alphabet geordnet. Aus ihnen sind, nach seinem Tode, jene „Impietäten" ans Licht gekommen, welche vorübergehend einen Schatten auf die große Gestalt Alexander's von Humboldt warfen und den Ruhm Varnhagen's so sehr getrübt haben, daß man immer noch seinen Namen nur mit einer gewissen Reserve nennt. Aber wenn wir gerecht sein wollen und die damaligen Verhältnisse bedenken, die politischen allgemeinen und seine besonderen, persönlichen, so werden wir sagen: dieser Mann hat, zur Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, zu der Zahl Derer gehört, welche den Umschwung und Aufschwung vorbereiten halfen; er hat als Soldat in den Befreiungskriegen und als Diplomat in den Staatsgeschäften seine Dienste geleistet — und wie hat man ihm gedankt? Mag Gereiztheit ihm die Feder geführt und Bitterkeit sie getränkt haben — er hat niemals ein Wort geschrieben, in welchem seine Liebe zu Vaterland und Freiheit, oder seine Hoffnung auf die Zukunft sich verleugnet; und in meinem Herzen wird die Erinnerung daran leben, wie freundlich, theilnahmsvoll und hilfreich er gegen die Jugend war. — In den Salon kam er nur zu den berühmten Café's seiner Nichte, Ludmilla Assing, welche dem Onkel das Haus führte, und bei großen Empfängen. Bei solchen Gelegenheiten sah ich hier den General Pfuel: trotz seiner Jahre noch ein rüstiger Mann, der des Winters in der Spree badete; dann zuweilen Bettina von Arnim, die Wunderliche, die Geniale —

Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik . . . .
— — — —
Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton . . . .[2])

Hier auch in diesem Salon sah ich zuerst Ferdinand Lassalle, damals ein junger Mann, von dem die Welt noch nichts wußte, dessen Bedeutung aber seine näheren Freunde schon voraussahen, — keiner mit einer so richtigen Erkenntnis des Charakteristischen in Lassalle's Erscheinung, mit einem so divinatorischen, prophetischen Blick für sein Schicksal und sein Ende, wie Heinrich Heine. „Herr Lassalle," so heißt es in dem Einführungsschreiben, welches er ihm an Varnhagen mitgab, „ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, der nichts von Entsagung und Bescheidenheit wissen will . . . Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns

[1]) In der Widmung des „Atta Troll".
[2]) Atta Troll, Caput XXVII.

demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielfach glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftod entgegengehen [1])."

Rahel war schon zwanzig Jahre todt, als ich in Varnhagen's Haus kam. Aber ihr Bild hing an der Wand, ihr Geist wehte noch in diesen Räumen und Dore lebte noch — wie manchmal hat Dore mir die Thüre geöffnet und mich dabei freundlich angelächelt mit dem guten Gesicht aus der alten Zeit. In Dore's Armen ist Rahel gestorben. Als in ihrer letzten, schweren Krankheit Dore sie einmal „gnädige Frau" nannte, da rief sie: „Ach was! es hat sich ausgegnädigefraut! nennt mich Rahel!" Und fünf Tage vor ihrem Tode wandte sie sich an den neben ihrem Bette sitzenden Varnhagen: „Welche Geschichte!" — rief sie mit tiefer Bewegung aus — „eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier und finde Hilfe, Liebe und Pflege von euch! . . . Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das missen [2])."

So starb sie; und nur durch eine Mauer von ihr getrennt, auf dem alten, jetzt von der Barutherstraße begrenzten Jerusalemer Kirchhof liegt eine andere Jüdin — eine und vielleicht die vorzüglichste von denen, welche dem geistigen Leben Berlins am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die Signatur gaben — die Freundin Schleiermacher's und der Schlegel, von dem jugendlichen Börne schwärmerisch geliebt und von Heinrich Heine, dem Erzspötter und „ungezogenen Liebling der Grazien" aufrichtig verehrt. „Henriette, verw. Hofräthin Herz, geb. de Lemos" heißt es auf ihrem Grabstein. Sie trat erst in reiferen Jahren zum Christenthum über, als ihre alte Mutter todt und ihr Gemahl, der Hofrath Marcus Herz, auf dem nunmehr längst geschlossenen jüdischen Friedhof in der Großen Hamburgerstraße ruhte. Rahel war, nach dem Bilde, das ich von ihr gesehen, eine Frau mit zwar höchst geistvollen, keineswegs aber regelmäßigen oder anmuthigen Zügen; sie hatte vielmehr etwas Starkknochiges, Unweibliches. Henriette Herz dagegen war eine Schönheit, orientalisch, dunkel, von üppigen Formen, mit prachtvollem Haarwuchs, leuchtenden Augen, feinen, schwarzen Brauen, mit einem Anflug griechischer Classicität im edlen Profil, Stirn, Nase, Mund. Dorothee Therbusch hatte sie als Hebe gemalt; Gottfried Schadow ihre Büste modellirt. Noch kurz vor ihrem Tode, im Jahre 1847, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. die 83jährige Greisin in ihrer Sommerwohnung im Thiergarten; sie starb im Genuß eines durch Alexander von Humboldt vermittelten Gnadengehaltes aus der Privatschatulle des Monarchen. Mit ihr ging eine der Letzten dahin aus jenem „geistreichen Berlin", welches jetzt nur noch in der Sage lebt.

---

[1]) Briefe von Heinrich Heine. III, 54.

[2]) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. I, 43.

Wenn man, wenige Schritte von diesem Grabe, die Gräber der großen Schauspieler und Schauspielerinnen aus derselben Periode sieht — das von Iffland und der Bethmann, von Fleck, von der Crelinger und dem alten, ewig jungen Gern — wäre man dann nicht versucht, von der dramatischen Kunst dasselbe zu sagen, wie von dem allgemein geistigen Leben und von der Literatur dasselbe, wie von der dramatischen Kunst?

Ja, ich bin nun einmal ein Alter, wenn vielleicht noch nicht ganz von Jahren, doch in meinen Erinnerungen; und weit, weit aus der Vergangenheit, klingt mir ein Vers, den ich auf der Schule gelernt habe:

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein graues Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder;
Die lang ich vergessen geglaubt —

Die Dämmerung sinkt herab und ich wandre immer noch unter Gräbern — und hier, auf dem Neuen Jerusalemer Kirchhof ist eins — eine Linde steht darüber und auf dem Grabsteine, beim schwindenden Lichte des Tages les' ich:

Adalbert von Chamisso,
geb. 30. Januar 1781; gest. 21. August 1838.

Antonie von Chamisso,
geb. Piaste,
geb. 30. October 1800; gest. 21. Mai 1837.

Ein Grab, ein Stein für Beide, reich mit Epheu umwunden und ein Kranz darauf von Lorbeerblättern mit Astern und weißen Rosen. Er hatte sich mit der Achtzehnjährigen vermählt, die er im Hause Hitzig's aufwachsen sah und mit der er, da sie noch ein Kind war, gespielt. Sie starb früh und er hat sie nur um ein Jahr überlebt; er, der ein Wandrer, ein Fremder, ein Franzose, zu uns kam und nach Allem, was er an Liebe, Freundschaft und Ruhm hier gefunden, um nichts bat, als ein Grab in deutscher Erde:

O deutsche Heimath! —
— — — — —
Wann müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Und noch ein Vers aus ferner Knabenzeit wird in mir wach, und leise sprechen ihn die Lippen nach:

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr . . .

Vor nicht langer Zeit, an einem Sommernachmittag im Jahre 1880, fand in dem Hause, Friedrichstraße Nr. 235, eine schöne Feier statt. In diesem Hause hat Chamisso gelebt. Vorher hatte er in Schöneberg, dicht beim botanischen Garten, dessen Custos er war, eine kleine Wohnung. Als diese 1822 durch Feuer zerstört ward, zog er in die Stadt, in dieses Haus der Friedrichstraße, welches er bis zu seinem Tode, 1838, nicht mehr verließ. Dessen zu pietätvollem Gedenken schmückte nun der gegenwärtige Besitzer, ein Erzgießer, das

Haus mit einer selbstverfertigten Bronzetafel, welche die betreffenden Daten und das wohlgelungene Medaillonporträt des Dichters enthält. Hinter dem Hof ist ein Garten, jetzt wohl von Mauern eingeschlossen, aber immer noch mit den alten Bäumen, unter welchen Chamisso gewandelt, und dem Gartenhäuschen, in welchem er sinnend, dichtend oft geweilt. Hier, an jenem Junitage, dem 26., waren seine Söhne, seine Töchter, seine Enkel versammelt und von hier führte der freundliche Wirth uns in die Räume des ersten Stocks, in welchen der Dichter so viele Jahre gelebt. Das Haus ist eines von denen, wie sie damals zu den vornehmen gehört haben mögen — zweistöckig, mit hohen Fenstern und zu jener Zeit, als es fast noch in den Feldern lag, gewiß auch beschaulich genug. Jetzt, welch' eine veränderte Welt! Wo Chamisso damals an jedem Morgen vom Halle'schen Thor aus quer durch Wiesen und Kornblumen nach dem Botanischen Garten ging, da sind die colossalen Güterbahnhöfe der Anhalter und Potsdamer Bahn und um sein einst ländliches Haus rollt und wogt der Straßenverkehr der Großstadt. Aber dem Wandrer, der des Weges kommt, thut es wohl, das Bild des Dichters zu sehen, wie es mit den ehrwürdig langen Haaren und dem Gesicht voll Anmuth, Freundlichkeit und Ernst in das unaufhörliche Treiben der längsten und lärmendsten Straße von Berlin hineinschaut. Und wenn man in den Hof geht, in welchem jetzt Fabrik an Fabrik sich reiht, so erblickt man in dem Nebengebäude rechts ein kleines Fenster. An diesem Fenster war's, wo Chamisso die alte Waschfrau gesehen, der er eines seiner schönsten Lieder gesungen und der er nach Jahren, als sie, von des Alters Last gänzlich niedergedrückt, nicht mehr arbeiten konnte, ein zweites sang, das zur Wohlthätigkeit für sie aufrief:

Ihr Frau'n und Herr'n, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor Allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und rein Gewissen.

Die alte Waschfrau hat ihren Dichter überlebt: noch in demselben Jahre, wo er das zweite Lied für sie gesungen, folgte er seiner vorangegangenen Gattin. Aber ein Anderer kam, ein Jüngerer — Einer, der nun auch schon im Grabe ruht, Franz Dingelstedt; und in herrlichen Terzinen sang er ihm die Todtenklage:

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet.

Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo falbes Herbstlaub rieselnd niederregnet;
Hier ruht er, sagt mir Euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet;
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!

— — — — —

Noch ein Grab ist hier, auf der entgegengesetzten Seite des Kirchhofs, nicht weit von einer hohen Pappel, welche den Weg zu demselben zeigt, ein völlig

eingesunkenes Grab mit einem ovalen Sandstein, der in nunmehr auch fast erloschenen Zügen die Inschrift trägt:

E. T. W. Hoffmann[1],
geb. Königsberg i. Pr. d. 24. Januar 1774, gest. zu Berlin d. 25. Juny 1822.
Kammer GerichtsRath
Ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.

Der hier ruht, war im Leben ein guter Kamerad Chamisso's und der anderen Serapionsbrüder, Hitzig's, Contessa's, de la Motte-Fouqué's, — ein liebenswürdiger Gesellschafter, und geliebt von seinen Freunden — leichtsinnig, leichtlebig, mit dem Herzen eines Kindes, das keiner Versuchung widerstehen kann, aber genial, eine Künstlernatur mit einer krankhaft feinen Empfindung für die Mißtöne des Lebens und, wenn er vom Dämon besessen war, mit seinen kleinen grauen Gespensteraugen in den Abgründen der Nacht und der Menschenseele lesend, wie in einem aufgeschlagenen Zauberbuch, und seinen Zuhörern Geschichten erzählend, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Es hängt ein Bild in der Weinstube von Lutter und Wegener, in der Charlottenstraße, eine Lithographie, in Farben ausgeführt. Da sehen wir an einem hölzernen, mit grünem Wachstuch überzogenen Tisch, auf welchem Champagnerflaschen stehen, zwei Männer — den Einen, mit wunderlich eckigem Gesicht, seltsam nach vorn gezogenem halbrunden Backenbart und aufgesträubtem Haar, wie das einer Katze, das Funken sprüht, sonst aber ganz bedächtig, mit halbgeöffneter Hand und leicht geöffnetem Mund, während der Andre, gegenüber, der mit dem scharf und fein umrissenen Profil und den großen dunklen Augen, entsetzt zurückschreckt, so daß er den in seiner Rechten zitternden Champagnerkelch fester hält und mit der Linken sich in das braune Gelock seines Hauptes fährt. Der Erzähler ist E. T. A. Hoffmann und der Zuhörer Ludwig Devrient, — auch er, der Kaufmannssohn aus der Brüderstraße, eine große, dämonische Natur — der größte Bühnenkünstler des Jahrhunderts .... Und wie ich hier stehe, unter der Pappel des Jerusalemer Kirchhofs, deren Blätter im Abendwinde wehen, in der Dämmerung, im Zwielicht, wie zwischen diesseits und jenseits, da taucht jenes geisterhafte Bild vor mir auf und ich meine, Tritte zu hören, leise, schlurfende, und den Klang von Glas gegen Glas .... Devrient ist es, der von Sehnsucht nach dem Freunde gequält, manchmal hierherkommt, in der Nacht, um am Grabe mit dem Todten zu trinken .... Doch auch dieser Schatten gleitet hinab — die Schritte, die ich gehört, kommen von draußen, aus der lebendigen Welt; und die Klänge sind Musik aus dem Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters ....

Und hier bin ich wieder auf der Straße. Es ist Abend und die Lichter werden angezündet. Langsam wende ich meinen Weg der Stadt zu, aus dem

[1] Bekanntlich rührt das „E. T. **A.** Hoffmann" auf seinen Schriften von einem Schreibfehler eines seiner ersten Manuscripte her, den er nachmals nicht mehr verbessern wollte.

Berlin der Vergangenheit in das der Gegenwart und des Augenblicks. Aus dem Dunkel der oberen Friedrichstraße tret' ich bei der Kochstraße plötzlich in die Tageshelle der großen Sonnenbrenner, während die spärliche Beleuchtung der einmündenden Seitenstraßen mir gleichsam den Contrast der alten und der neuen Zeit andeutet, bis von der Leipzigerstraße her das elektrische Licht aufschimmert — immer, und wenn man es auch an jedem Abend sieht, aufs Neue frappant und überraschend. Die Fluth von Licht, von Menschen und Wagen, geräuschlos auf dem spiegelglatten Macadam dahinrollend, die Pracht der Läden und der Reichthum der Schaufenster umgibt mich — das Berlin unserer Tage, das große, kaiserliche Berlin. Ich aber suche das Haus an der Ecke der französischen und Charlottenstraße auf, das mit den beiden Säulen und den tiefen Kellern, aus welchen es nach altem Wein riecht. Ich trete in die wohlbekannte Stube, linker Hand, und setze mich an den Tisch in der Ecke, einen schlichten hölzernen Tisch, mit grünem Wachstuch überzogen. Alte Bilder hängen an den Wänden, Bilder von Jenny Lind, von Hamburg vor dem Brande, von der Harburger Brücke, als diese noch von Holz war und Soldaten darüber hinzogen mit Tschacko's und Federbüschen; vor Allem aber Bilder von Schauspielern und alte Theaterzettel. Um diese frühe Stunde des Abends ist es noch stille hier und ich sitze ganz allein. Aber nach und nach setzen sich Männer zu mir, einige die ich gekannt, andre die ich nicht gekannt habe, jedoch alle mir so vertraut, daß ich wie unter Freunden bin. Dort an der Wand, das dunkle Porträt, wird lebendig — es ist Ludwig Devrient; das Bild daneben fängt an mit den kleinen, grauen Gespensteraugen zu zwinkern — es ist E. T. A. Hoffmann. Hier über mir rührt sich ein andres, ein feines, sarkastisches und deutet mit jenem Blick, der uns oft zu Thränen gerührt und oft zu unauslöschlichem Gelächter hingerissen, nach einer Inschrift, hinter Glas und Rahmen, neben dem Ofen — ich lese:

„Gleichgültigkeit gegen den Champagner ist Heuchelei. Stelle Dich nicht kalt, wenn er kalt gestellt wird.

Theodor Döring,
Kgl. Hofschauspieler."

Wir sind bei Lutter und Wegener.

Auf denn! wenn noch Tugend in der Welt ist — Wilhelm! Eine Flasche Champagner; und trinken wir auf die Todten — auf die, welche niemals sterben! . . . .

Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen.

(Fortsetzung.)

II. Erinnerungen an Belinski (Schluß) [1].

Dem einen oder anderen meiner Leser erscheint es vielleicht befremdlich, daß ich bei der Charakteristik Belinski's das Wort „Idealist" brauchte. Darauf bemerke ich erstens, daß man im Jahre 1859 viele Dinge nicht bei ihren wahren Namen nennen durfte [2]) und daß es mir zweitens Befriedigung gewährte, Belinski öffentlich einen Idealisten zu nennen und das vor einer Versammlung von Leuten, für welche sein Name eng mit Vorstellungen von einem Cyniker und groben Materialisten verbunden war. Außerdem aber paßte diese Bezeichnung gerade auf Belinski. Eben darum war er Idealist, weil er sich negativ verhielt; er negirte im Namen des Ideals die damalige Wirklichkeit. Dieses sein Ideal war durchaus einheitlicher Art, wenn es auch im Laufe der Zeit wiederholt die Namen gewechselt hat und bald Wissenschaft, bald Fortschritt, Civilisation oder — West-Europa hieß. Manche Menschen bedienen sich statt dessen des Wortes: Revolution. Es kommt hier nicht auf den Namen, sondern auf die Sache an, welche so klar und unangezweifelt dasteht, daß ein Uebertreiben oder Mißverstehen unmöglich ist. Belinski widmete sich ganz dem Dienste seines Ideals, gehörte mit allen seinen Sympathien, mit seiner ungetheilten Wirksamkeit dem Lager der „Westlinge" an, wie die Gegner sie zu nennen pflegen. Nicht nur weil er wußte, daß Westeuropa uns in wissenschaftlicher, künstlerischer und socialer Beziehung überlegen sei, war Belinski ein Vorkämpfer westlicher Ideen: vor Allem war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Rußland zur Entwicklung seiner eigenen Kräfte und zur Geltendmachung seiner eigenthümlichen Bedeutung, die in Europa durchgearbeiteten Ideen in sich aufnehmen müsse. Der von Peter dem Großen vorgezeichnete (bekanntlich von den Slawophilen verworfene)

---

[1]) S. „Deutsche Rundschau", Decemberheft, S. 405.

[2]) Zu den Eigenthümlichkeiten der russischen Censur gehört es, daß ihre Verbote nicht nur gegen die Verbreitung bestimmter Ideen, sondern sehr häufig und zwar mit besonderer Strenge gegen die Erwähnung bestimmter Thatsachen und Namen gerichtet sind. — Im vorliegenden Falle meint T., daß im J. 1859 nicht von Radicalen die Rede sein durfte und daß es darum üblich war, dieselben als politische Idealisten zu bezeichnen.

Weg [1]) schien ihm der einzig richtige zu sein. Seiner Auffassung nach konnten wir in den Besitz unserer Eigenart (auf welche er das höchste Gewicht legte) nur gelangen, wenn wir uns die Errungenschaften des westeuropäischen Lebens in einer unserer Natur und Geschichte entsprechenden freien und kritischen Weise aneigneten. Er war echter Russe und Patriot — freilich nicht im Sinne des Herrn Sagoskin; er hing mit ganzer Seele an der Größe und Wohlfahrt seines Vaterlandes, das er glühend liebte. Ja, Belinski liebte Rußland — eben so glühend aber liebte er Freiheit und Bildung, und diese höchsten Interessen mit einander zu verschmelzen war das Ziel, die Arbeit seines Lebens. Seine Verehrung für Westeuropa auf innere Abhängigkeit oder halbe Bildung zurückführen, hieße ihn durchaus verkennen; ist es doch sonst nicht die Art Halbgebildeter, sich Autoritäten zu unterwerfen. Belinski ehrte Peter den Großen als unseren Retter, weil er schon in der Regierungsgeschichte des Zaren Alexei Michailowitsch in unseren gesellschaftlichen und bürgerlichen Zuständen deutliche Zeichen der Zersetzung entdeckte [2]) und folglich nicht an eine wahre und normale, der sich im Westen vollziehenden ähnliche Entwicklung unseres staatlichen Organismus glauben konnte. Peter's d. Gr. gewaltsames Vorgehen war genau das, was wir in der neueren Zeit einen Staatsstreich nennen; nur durch eine ganze Reihe solcher von oben ausgehender Gewaltacte sind wir in unsere Stellung innerhalb der europäischen Staatenfamilie gedrängt worden. Die Nothwendigkeit ähnlicher Reformen ist auch heute noch vorhanden und eine Bestätigung dieser Ansichten in den letzten Vorgängen zu suchen [3]). Welche Stelle wir in dieser Familie einnahmen, zeigt die Geschichte; jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir seitdem auf einem anderen Wege fortgeschritten sind und fortschreiten mußten (mögen die Herren Slawophilen sagen, was sie wollen), als auf dem, auf welchem sich die westeuropäischen Völker mehr oder weniger organisch entwickelt haben.

Daß die westeuropäischen Neigungen Belinski's sein feines Verständniß für das specifisch Russische nicht im Geringsten beeinträchtigten, davon zeugt jeder einzelne seiner Aufsätze [4]). Er liebte unsere russische Erde, wie kein Anderer. Er, der für unsere Pseudo-Classiker und pseudo-nationalen Autoritäten keine Anerkennung

[1]) Zur Zeit von Belinski's Anfängen war die der westeuropäischen Bildung feindliche Slawophilenpartei zuerst öffentlich aufgetreten und stand der Kampf zwischen ihr und den Anhängern der Ideen des damaligen liberalen Europa im Vordergrunde des öffentlichen Interesses.

[2]) Unter der Herrschaft des Zaren Alexei Michailowitsch fand die große Kirchenspaltung (Raskol) statt, der zufolge sich zahlreiche sog. „altgläubige" Glaubensgemeinschaften bildeten. Nach Alexei's Tode († 1676) begannen Adelscoterien und Strelitzen-Verschwörungen auf den Gang der Regierung Einfluß zu gewinnen.

[3]) Die zu jener Zeit in der Vorbereitung begriffene Aufhebung der Leibeigenschaft stieß vielfach auf den Widerspruch des Adels, der zur Begutachtung gewisser ihm von der Regierung vorgelegten Fragen aufgefordert worden war und namentlich der Meinung widersprach, daß die Emancipirten mit Land ausgestattet werden müßten.

[4]) Vgl. Belinski's Aufsätze über Puschkin, Gogol, Koljzow und besonders die über Volkslieder. Bei der Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit der damaligen philologischen und archäologischen Forschungen geben sie dem Leser ein tiefes und lebhaftes Verständniß des Volksgeistes und der Volksdichtungen. T.

besaß und sie von ihrer angemaßten Höhe herabriß, wußte klarer und feiner als irgend ein Anderer das zu erkennen und zu schätzen, was in der russischen Literatur wirklich eigenthümlich und bedeutend war. Niemand hat ein so scharfes, so delicates Ohr besessen wie er; Niemand die Harmonie und Schönheit unserer Sprache so voll zu würdigen gewußt. Wirkliche Poesie ergriff ihn tief, und es war ein wahrer Genuß, ihn einfach, beinahe einförmig und doch wahr und innig irgend ein Puschkin'sches oder Lermontow'sches Gedicht vorlesen zu hören. Prosa, besonders die seines geliebten Gogol, las er schlechter; auch wurde seine Stimme leicht müde.

Belinski besaß aber noch die bemerkenswerthe Eigenschaft, bei allen seinen kritischen Erörterungen immer, wie der Engländer sagt, „in earnest" zu sein. Er scherzte weder mit dem Gegenstand seiner Untersuchung, noch mit dem Leser, noch mit sich selbst. Die in der Folge Mode gewordene ironisirende Manier würde er als einen des echten Kritikers unwürdigen Leichtsinn, ja als Spott verworfen haben; ist sich ja der Spötter selbst nicht einmal klar über das, was er ironisirt. Er benutzt den Spott als Deckmantel für die Unselbständigkeit und Unklarheit der eigenen Meinung. Man weiß bei Kritikern solcher Art nicht, ob sie über etwas wirklich Lächerliches oder nur über das eigene Lachen ein Gelächter anstimmen ... Man wird mir einwenden, daß es Zeiten gibt, in denen man auf die Wahrheit nur anspielen, sie nur lächelnden Mundes sagen kann. Lebte denn aber Belinski in einer Zeit, zu der man die Wahrheit frei heraus sagen durfte? Nichtsdestoweniger verschmähte er jene Art des Spotts, die bei einem gewissen Theil des Publicums ein so verständnißvolles Lachen erregte, weil den Russen eine gewisse Neigung zur Harlekinade, die man nicht ungerügt lassen sollte, angeboren ist. Uebrigens sagte sich Belinski selbst, daß er mit seiner schwerfälligen, leicht in Sarkasmus verfallenden Ironie und seiner Unfähigkeit, hinter dem Berge zu halten, kein Meister des Scherzes sei. Besaß er auch nicht das, was der Franzose „esprit" nennt, blendete er auch nicht durch Scharfsinn oder künstliche Dialektik, so lebte doch eine ungebeugte Kraft in ihm, eine Kraft, die ihre ehrliche unbeirrte Ueberzeugung originell, selbst hinreißend zum Ausdruck zu bringen wußte. Belinski war, bei völliger Abwesenheit dessen, was man gewöhnlich Beredsamkeit nennt, bei ausgesprochener Abneigung gegen alle Phrase, doch einer der beredtesten russischen Schriftsteller. Ich brauche hier das Wort „Beredsamkeit" im Sinne der Ueberzeugungskraft, jener Kraft, wie sie z. B. die Athener dem Perikles zuschrieben, von dem sie sagten, daß eine jede seiner Reden in den Seelen seiner Zuhörer einen Stachel hinterlassen habe.

Bekanntermaßen war Belinski kein Verehrer des Princips, daß die Kunst um der Kunst willen da sei; wie hätte dem bei seiner ganzen Sinnesart anders sein können. Ich entsinne mich, daß er einst mit komischem Ingrimm über zwei Verse aus Puschkin's „Dichter und Pöbel" herfiel, in denen es heißt:

„Dir ist der Kessel auf dem Herde theurer,
Darin Du Deine Speise Dir bereitest."

— „Natürlich," rief Belinski, indem er mit funkelnden Augen aus einer Ecke des Zimmers in die andere lief — „natürlich theurer! Nicht allein die eigene Familie, auch noch manchen armen Teufel soll ich daraus ernähren. Das ist wichtiger für mich, als das schönste Götzenbild, und sei es auch ein Apoll von Phidias, das ist meine Pflicht und Schuldigkeit, trotz aller Junker und Knittelverse." — Bei alledem war Belinski doch zu klug, besaß er doch zu viel gesunden Menschenverstand, als daß er das Princip der Kunst als solches verneint und die hohe Bedeutung, die naturgemäße physiologische Unentbehrlichkeit derselben nicht anerkannt hätte. Er sah in ihr eine tief in der menschlichen Natur begründete, durch die tägliche Erfahrung bedingte Erscheinung. Seiner Auffassung nach war die Kunst allerdings nicht der Kunst wegen da, wie das Leben nicht des Lebens wegen da ist; er war eben nicht umsonst Idealist. Die kindische, oft gehörte Auffassung, daß die Aufgabe der Kunst in der Nachahmung der Natur bestehe, würde er keiner Antwort, überhaupt nicht der Beachtung gewürdigt haben, und das beliebte Argument von dem Vorzug des echten Apfels vor dem gemalten hätte bei ihm nicht gewirkt, weil es überhaupt immer in Bezug auf einen satten Menschen hinfällig ist. Belinski erkannte vollständig an, daß die Kunst eine in sich ebenso berechtigte Sphäre der menschlichen Thätigkeit bilde, wie die Wissenschaft oder der Staat. Aber von der Kunst wie von jeder anderen menschlichen Thätigkeit verlangte er vor Allem Wahrheit, lebendige und im Leben bethätigte Wahrheit. Diesem einen Princip sollte Alles dienen, die Kunst wie die Wissenschaft, jede in ihrer Weise, auf ihrem speciellen Gebiete. Er selbst wußte ganz genau, daß er nur auf einem künstlerischen Gebiete, dem der Literatur, wahrhaft heimisch sei[1]). Von der Malerei verstand er nichts und für die Musik hatte er eine nur schwache Empfindung. Im Bewußtsein dieser seiner Unvollkommenheit schweifte er darum nie auf andere Gebiete hinüber. Die Aufsätze Gogol's über Iwanow und Brüllow können als lehrreiches Beispiel dafür dienen, was für unwahres und abgeschmacktes Zeug ein Mensch reden kann, der über seine Sphäre hinausgeht[2]). Der Chor der Teufel aus „Robert der Teufel" war die einzige Melodie, die Belinski auswendig wußte; er brummte sie mit Baßstimme vor sich hin, wenn er besonders aufgelegt war. Der Gesang Rubini's entzückte ihn, doch schätzte er bei demselben nicht die musikalische Vollendung, sondern den pathetischen, hinreißend energischen dramatischen Ausdruck. Alles Dramatische und Theatralische berührte, ja bewegte Belinski tief. Seine Aufsätze über Motschalow, über Schtschepkin (zwei bekannte russische Schauspieler der vierziger Jahre) und das Theater überhaupt athmen Leidenschaft; man mußte gesehen haben, welchen Eindruck allein die Erinnerung an das Spiel Motschalow's im

[1]) Der Grundgedanke Belinski's war, daß von einem wirklichen Cultus des Schönen in Rußland erst werde die Rede sein können, wenn die politischen Einrichtungen des Landes vollständig umgestaltet worden seien, und daß auch die Literatur ihr Hauptaugenmerk auf die Erreichung dieses Zieles zu richten habe.

[2]) Vgl. „Der Maler Iwanow" (Deutsche Rundschau 1882, Band XXXI, S. 436 ff.).

„Hamlet" auf ihn machte, wo dieser in der berühmten Theaterscene vor dem verbrecherischen König vor Aufregung und Haß bebend ausruft:

„Ei, der Gesunde hüpft und lacht,
Dem Wunden ist's vergällt" ꝛc.

Es gab einen Punkt, um dessentwillen Belinski Gesprächen über Theater und dramatische Literatur, besonders mit ferner Stehenden, aus dem Wege ging: er fürchtete, man könne ihn an die Komödie „Der fünfzigjährige Onkel" erinnern, die er einst in Moskau geschrieben hatte und die im „Beobachter" erschienen war. Dieses Stück war ein sehr schwaches Machwerk und gehörte der schlechtesten aller Gattungen, der thränenreich wohlmeinenden, sentimental-tugendhaften an. Es handelt von einem großmüthigen Onkel, der in seine Nichte verliebt ist und seine Liebe einem jugendlichen Nebenbuhler zum Opfer bringt, alles das in einem pedantischen geschraubten Stil. Belinski besaß eben durchaus kein „schöpferisches" Talent. Dieses Stück, sowie seine Aufsätze über Menzel waren seine Achillesferse und sie erwähnen, bedeutete ihn aufs Bitterste kränken. Besonders die Aufsätze über Menzel konnte er sich nicht vergeben: in dem Stück sah er einen ästhetisch-literarischen Irrthum, in den Aufsätzen aber einen Mißgriff viel schlimmerer Art. Seine Aufsätze über Menzel schrieb er unter dem Einfluß des dringenden, unwiderstehlichen Bedürfnisses, aus der Sphäre des unerreichbar Idealen in diejenige der Realität überzugehen. Der arme Belinski wußte natürlich nicht, was für ein Vogel Herr Menzel sei, und beurtheilte diesen Mann nach rein aprioristischen, abstracten Gesichtspunkten. In diesem Falle hatten ihm seine mangelhaften Kenntnisse der Thatsachen einen bösen Streich gespielt. Es existirt ferner ein kleiner Aufsatz von ihm über den Gedenktag der Schlacht bei Borodino. Einmal berührte ich denselben im Gespräch. Er hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und ging mit großen Schritten von einer Ecke des Zimmers zur andern. Uebrigens hat er nur kurze Zeit an solchem Pseudo-Patriotismus [1]) gelitten. Seine besten Aufsätze sind im Anfang und zu Ende seiner Carrière geschrieben; in die Mitte derselben fällt die Zeit seiner Beschäftigung mit der Hegel'schen Philosophie, die er nicht verdaute und mit deren Axiomen, Thesen, Terminologien und sog. Schlagwörtern er sich mit fieberhaftem Eifer vollstopfte. Es flimmert Einem förmlich vor den Augen, wenn man all' die damals beliebten Ausdrücke und Wendungen wieder vor sich hat. Auch Belinski mußte der Zeit seinen Tribut zahlen. Diese Wolken schwanden indessen und Belinski's Sprache erhob sich bald wieder zu ihrer männlichen, echt russischen, klaren und würdigen Einfachheit. Man kann sagen, daß Belinski seine Aufsätze improvisirte. Er schrieb sie in den letzten Tagen des Monats, kurz vor dem Erscheinen des betreffenden Hefts seiner Zeitschrift vor seinem Pult stehend, ohne durchzustreichen, mit kräftigen runden Zügen.

[1]) Die russischen Radicalen der Belinski'schen Zeit hielten jede Verherrlichung russischer nationaler Erfolge für bedenklich, die im Sinne des herrschenden Systems ausgebeutet werden konnte. V. mag es besonders anstößig gewesen sein, daß die Siege von 1812 zugleich als Siege der „rechtgläubigen Kirche" über die „Heiden" des Westens gefeiert wurden.

Zum Ausfeilen des Stils und Abwägen und Bedenken jedes Worts fehlte ihm die Zeit; er verfiel deshalb in einen gewissen Wortreichthum, der jedoch weit entfernt war von jener schrankenlosen Redseligkeit, wie sie der verstorbene Pissarew in unsere Journale eingebürgert hat. Belinski's Aufsätze behandeln nur die neuen literarischen Erscheinungen und halten sich durchaus von dem schülerhaften Ton frei, der bis dahin Mode gewesen war.

Es ist allbekannt, wie groß die Arbeitslast war, welche der Herausgeber des von Belinski redigirten Journals auf diesen gehäuft hatte. Unzählige Werke, wie Traumbücher, Kochbücher, mathematische Bücher, von denen allen er gleich wenig verstand, wurden ihm zur Beurtheilung zugeschickt. Folgten aber dann dem pünktlichen Erscheinen der Zeitschrift am ersten des Monats einige Tage der Erholung, so genoß er in vollen Zügen das Nichtsthun im Freundeskreise, bisweilen auch am Kartentisch bei einer zu den niedrigsten Sätzen gespielten Préférencepartie. Er spielte schlecht, doch mit jener inneren Betheiligung und Leidenschaft, die ihm bei Allem, was er that, eigen war. Ich entsinne mich, daß wir einst mit ihm spielten, und zwar nicht um Geld. Er gewann zuerst und triumphirte, doch plötzlich wandte sich das Glück gegen ihn und er ließ den Kopf hängen, wie ein zum Tode Verurtheilter. Sein Gesicht trug einen so hoffnungslosen, leidenden Ausdruck, daß ich nicht mehr an mich halten konnte und ausrief, er solle die Karten weglegen, wenn sie ihn so aufregten. „Nein," sagte er, indem er mich finster anblickte, „es ist Alles zu Ende. Auch im Leben habe ich es nur zu einer schlecht gespielten Partie gebracht." Ich stehe dafür ein, daß er das aus innerster Ueberzeugung sagte.

Ich ging oft nach Tisch zu ihm, um mein Herz zu erleichtern. Er bewohnte eine Etage mit düsteren, feuchten Zimmern in der Fontanka, unweit der Annitschkowbrücke. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: es war damals eine schwere, trübe Zeit angebrochen, unsere junge Generation hat nichts dem Aehnliches durchzumachen gehabt. Der Leser mag selber urtheilen: Hatte man sich Vormittags damit beschäftigt, von der rothen Tinte des Censors entstellte Correcturbogen, die vielleicht auf die Hälfte ihres ursprünglichen Inhalts gebracht worden waren, durchzusehen oder sich mit dem Censor auf Auseinandersetzungen einzulassen und dessen unwiderrufliche, vielleicht völlig sinnlose und noch dazu verletzende Wahrsprüche hinzunehmen und trat man dann auf die Straße, so begegneten Einem die liebenswürdigen Gestalten der Herren Bulgarin und Gretsch [1]); diese Leute spielten die Generale und Vorgesetzten, und durften unser Einen entweder zerzausen oder, was noch schlimmer war, loben und ermuthigen....

[1]) Zwei Kritiker, die wegen ihres blinden Eifers gegen alle wahren Talente und Alles, was nach freisinnigen Gedanken schmeckte, allgemein verhaßt und verachtet waren, als besondere Günstlinge der Regierung aber das große Wort führen und sich allerlei sonst streng verpönte Freiheiten nehmen durften. Der Puschkin zugeschriebene Vers:

Er sei Tatare, Türke, Christ,
Wenn's ja nur kein Bulgare (russ. Bulgarin) ist,

wurde damals unaufhörlich wiederholt.

Bestechlichkeit und Willkür standen in vollster Blüthe, die Leibeigenschaft ragte wie ein Fels empor, im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens stand die Kaserne, eine Justiz gab es nicht, man trug sich mit Gerüchten von der bevorstehenden Aufhebung der Universitäten (in der Folge begnügte man sich damit, den Bestand derselben auf je dreihundert Studirende zu beschränken), ins Ausland zu reisen war zur Unmöglichkeit geworden, vernünftige Bücher waren nicht zu haben, über allen sog. Gelehrten, insbesondere über den Schriftstellern, hing es wie eine schwere, unheilverkündende Wolke, Denunciationen und Verdächtigungen waren unser tägliches Brod; unter der Jugend gab es keine allgemeinen Bande, keine allgemeinen Interessen. Geschah es dann, daß man in Belinski's Wohnung schlenderte und dort den einen oder anderen Freund fand, daß man sich in ein Gespräch „censurwidrigen Inhalts" einließ (von eigentlicher Politik zu reden kam uns nicht in den Sinn, denn das wäre allzu überflüssig gewesen), ja, dann wurde Einem leichter ums Herz. Unsere Unterhaltungen waren philosophisch-literarischen, kritisch-ästhetischen Inhalts, bisweilen interessant, selbst fortreißend, bisweilen nur oberflächlich und leicht. Bei allem Ernst und aller Erhabenheit seiner Gesinnung konnte Belinski zuweilen wie ein Kind sein und sich Stellen aus George Sand und Pierre Leroux vorlesen lassen und mit ihnen sein Spiel treiben. (Letzterer war damals Mode und es wurden insgeheim Briefe über ihn gewechselt unter dem Namen Peter der Rothe.) Manchmal konnte ihn eine Kleinigkeit aufbringen. So trug er einmal volle sechs Wochen Goethe's „West-östlichen Divan" in der Rocktasche und zwar aus folgendem Grunde. Ich hatte ihm gelegentlich den Vers citirt: „Lebt man denn, wenn Andere leben?" Er gebrauchte ihn darauf gegen A. N. S., einen damals bekannten Goethe-Uebersetzer, als Argument für Goethe's Egoismus; S. bezweifelte die Richtigkeit des Citats und zog Belinski mit seiner Leichtgläubigkeit auf. Dieser bat mich um mein Exemplar des Divans und trug es beständig bei sich, um S. bei einem etwaigen Zusammentreffen zu widerlegen; zum großen Aerger Belinski's fand indessen diese Begegnung nicht statt. — In den letzten zwei Jahren seines Lebens wurde er zufolge seiner immer zunehmenden Kränklichkeit sehr nervös und hypochondrisch.

Ich verkehrte mit Belinski vier Winter lang vom Jahre 1843 bis zum Jahre 1846 und besonders viel im Januar 1847, kurz vor meiner Abreise ins Ausland, als der „Sowremennik" gegründet, d. h. dem verstorbenen P. A. Pletnew abgekauft wurde. Die Geschichte der Gründung dieses Journals ist in gewisser Hinsicht sehr lehrreich. Sie hier erörtern hieße jedoch, alten Staub wieder aufwirbeln; deshalb bemerke ich nur, daß Belinski künstlich von einer Zeitschrift ferngehalten wurde, die in seinem Namen Mitarbeiter erwarb und ein ganzes Jahr von den Artikeln existirte, die er für einen geplanten Almanach geschrieben hatte. Belinski hatte um des „Sowremennik" willen sein Verhältniß zu den „Sapisski" gelöst; aber es erwies sich, daß er bei der neuen Zeitschrift statt der ihm von Rechtswegen zukommenden leitenden Stellung nur die eines Mitarbeiters einnahm, wie er sie auch bei dem früheren Journal bekleidet hatte. Ich besitze noch einige interessante Briefe Belinski's aus jener Zeit. Der Leser wird einige Bruchstücke aus denselben weiter unten finden. Was mich persönlich betrifft, so muß

ich bemerken, daß nach dem ersten günstigen Empfang, den er meinen frühesten poetischen Versuchen hatte zu Theil werden lassen, Belinski's Theilnahme für dieselben sich erheblich abkühlte. Mit gutem Grunde nahm er Anstand, mich zur Fortsetzung des Weges zu ermuthigen, den ich mit meinen Gedichten eingeschlagen hatte. Ich verstand das vollkommen und nahm mir fest vor, der literarischen Thätigkeit Valet zu sagen. Nur auf dringende Bitte Panajew's, dem es an Material zur Ausfüllung des ersten Heftes des „Sowremennik" fehlte, entschloß ich mich, die Skizze „Chor und Kalinitsch" drucken zu lassen; den Titel „Aus dem Tagebuch eines Jägers" hatte Panajew hinzugefügt, um die Ansprüche der Leser herabzustimmen. Der Erfolg dieser Skizze ermuthigte mich dazu, andere zu schreiben und zur Literatur zurückzukehren. Obgleich Belinski mit diesen in Prosa geschriebenen Arbeiten sehr viel zufriedener war, als früher mit meinen Versen, setzte er doch keine besonderen Hoffnungen auf mich. Die ersten Schritte junger Schriftsteller, bei welchen er Talent zu entdecken glaubte, pflegte Belinski in zuvorkommendster Weise und mit liebenswürdigster Wärme zu unterstützen und zu ermuthigen; ferneren Versuchen derselben trat er aber gewöhnlich mit einer gewissen Strenge gegenüber, indem er rücksichtslos auf ihre Mängel hinwies und durchaus unparteiisch lobte und tadelte. Als ihm einmal zufällig Dostojewski's „Arme Leute" in die Hände kamen, gerieth er völlig in Entzücken. — „Ja," sagte er stolz, als ob er selbst eine Heldenthat gethan hätte, „ja, Väterchen, ich sage Ihnen! — Er ist kein großer Vogel" — und dabei zeigte er mit der Hand kaum eine Elle hoch vom Boden — „kein großer Vogel, aber ein Heißsporn." Man kann sich mein Erstaunen denken, als ich bald darauf Dostojewski begegnete und in ihm einen übermittelgroßen, jedenfalls größeren Mann als Belinski sah! Dieser betrachtete eben in solch einem Anfall väterlicher Zärtlichkeit die neugeborenen Talente wie seine „Kinder" [1]). Im Jahre 1843, als ich ihn kennen lernte, empfahl er gerade allen Leuten Herrn Nekrassow [2]), der damals noch einer freundschaftlichen Stütze bedurfte und es noch nicht zum reichen Mann und officiellen Dichter des englischen Clubs gebracht hatte.

Belinski besaß wie alle leidenschaftlichen Seelen und Enthusiasten ein gehöriges Theil Intoleranz. Besonders in der Hitze ließ er die Meinung des Gegners auch nicht im Geringsten gelten; er verwarf sie ebenso heftig wie seine eigene, sowie er deren Irrthümlichkeit eingesehen hatte. Man konnte ihm aber auch „ein Loch in den Kopf reden", wie ich ihm einmal sagte und worüber er sehr lachte. Sein Wahrheitsdrang war nämlich so leidenschaftlich, daß er

[1]) Ich erlaube mir dem Leser zuvorzukommen, welcher vielleicht glaubt, daß das übertriebene Entzücken Belinski's über Dostojewski's „Arme Leute" sich nicht mit seinem so viel besprochenen feinen und unfehlbaren kritischen Gefühl verträgt. Deshalb bemerke ich, daß sich in diesem Anpreisen der „Armen Leute" einer der ersten Mißgriffe Belinski's zeigt, die bei der damals beginnenden völligen Auflösung seines Organismus nur zu erklärlich sind. Uebrigens hatte ihn hier der warme demokratische Ton dieser Erzählung bestochen. T.

[2]) Dieser, vor einigen Jahren verstorbene Dichter spielte zugleich den Radicalen und den vornehmen Wüstling.

schließlich irgend ein Resultat ausfindig machen mußte, um zur Ruhe zu kommen. Nur der Moskauer Partei der Slawophilen hat er bis an sein Lebensende feindlich gegenüber gestanden; griffen diese doch Alles an, was er liebte und woran er glaubte. Ueberhaupt verstand Belinski aus voller Seele zu hassen „he was a good hater". — Leibnitz hat irgendwo gesagt, daß er beinahe nichts hasse (je ne méprise presque rien). Für einen auf der Höhe der geistigen Anschauung stehenden Philosophen ist das verständlich und lobenswerth: wir gewöhnlichen Erdenbewohner haben aber nicht die Kraft, uns zu solcher leidenschaftslosen Kälte und monumentalen Ruhe emporzuschwingen: Haßgefühle, wie sie uns Thaddäus Bulgarin und Emile de Girardin einflößen, werden unser sittliches Gefühl und unser Gewissen nur kräftigen.

Persönliche Irrthümer bekannte Belinski ohne Weiteres; besaß er doch keine Spur von kleinlichem Egoismus. „Nun, ich habe Unrecht," pflegte er lächelnd zu sagen, und wie liebenswürdig war er dabei! Belinski hatte keine allzu hohe Meinung von sich und seinen Fähigkeiten. Seine Bescheidenheit war redlich und ohne Verstellung. Das Wort „Bescheidenheit" ist hier eigentlich nicht angebracht, denn es war ihm selbst gar nicht recht, daß er, wie er sich ausdrückte, ein „Mensch zweiten Ranges" sei. Man kann aber nicht „aus seiner Haut heraus!" — Galt es jedoch den von ihm vertheidigten Ideen, so war er Alles und Jedes zu thun im Stande und wehe dem, der ihm in die Hände fiel. Für seine Ueberzeugungen scheute er kein Opfer und war, trotz der großen Reizbarkeit seines Organismus einer verwegenen Kühnheit fähig, die seinen Nerven oft zum Schaden gereichen mußte. Nie, weder früher noch später, bin ich einer ähnlichen Persönlichkeit wieder begegnet.

Im Jahre 1847 ging Belinski zum ersten und letzten Mal in seinem Leben ins Ausland. Ich verbrachte einige Wochen mit ihm in Salzbrunn, einer kleinen schlesischen Stadt, die als Curort für Lungenkranke bekannt ist. Er fand keine Heilung. Hier in Salzbrunn schrieb er an Gogol, im ersten Unwillen über dessen bekannten „Briefwechsel mit Freunden" [1]) . . . . . Später trafen wir in Paris zusammen, wo er einen Specialarzt für die Schwindsucht consultirte. Dieser, ein Dr. Tiras de Malmore, der vielfach für einen Charlatan galt, brachte Belinski doch einigermaßen auf die Beine. Der Husten hörte auf und die Gesichtsfarbe besserte sich. Leider sollte diese Besserung nur von kurzer Dauer sein. Seltsamerweise verzehrte sich Belinski im Auslande vor Langerweile und sehnte sich nach Rußland zurück. Er war so durch und durch Russe, daß er außerhalb Rußlands wie ein Fisch in atmosphärischer Luft umkam. Ich erinnere mich, daß Belinski bei dem ersten Anblick der Place de la Concorde die Frage an mich richtete, ob dieser Platz nicht zu den schönsten der Welt gehöre? Auf meine bejahende Antwort sagte er kurz: „Nun gut, ich weiß das jetzt — basta" und begann ein Gespräch über Gogol! Als ich ihm weiter

[1]) In diesen Briefen hatte der wegen seiner radicalen Kühnheit rasch populär gewordene Humorist allen liberalen Ideen den Fehdehandschuh hingeworfen und sich als Anhänger des Absolutismus und der griechischen Kirche erklärt. — Gogol starb bekanntlich in religiösem Wahnsinn.

bemerkte, daß zur Zeit der ersten Revolution auf diesem Platze die Guillotine gestanden habe und daß Ludwig XVI. hier hingerichtet worden sei, sah er rings um sich herum, stieß ein kurzes „Ah" aus und spielte das Gespräch auf die Hinrichtungsscene in Gogol's „Taraß Bulba" hinüber. Belinski's geschichtliche Kenntnisse waren höchst ungenügende und aus diesem Grunde konnte er für die Orte, an denen die großen Ereignisse des westeuropäischen Lebens sich vollzogen hatten, kein besonderes Interesse haben. Da er die Sprachen des Auslandes nur sehr unvollkommen beherrschte, war er von der näheren Bekanntschaft mit den Bewohnern desselben ausgeschlossen, seinem ganzen Wesen und Charakter nach aber nicht dazu angethan, den neugierigen Müßiggänger zu spielen, und an dem bloßen Zuschauen der „babauderie" Genüge zu finden. Musik und bildende Kunst lagen ihm, wie erwähnt, fern ab und das, was für viele unserer Landsleute den Hauptreiz bildet, widerstrebte seinem reinen, fast asketischen moralischen Gefühl. Und endlich — er war müde und abgespannt und hatte nur noch wenige Monate zu leben.

Was soll ich über Belinski's Verhältniß zu den Frauen sagen? Er hat beinahe nie diesen delicaten Punkt berührt, wie er überhaupt nur ungern von sich und seiner Vergangenheit sprach. Manchmal geschah es, daß ich das Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte, doch wich er immer aus; es schien fast, als habe er eine unüberwindliche Scheu, von persönlichen Angelegenheiten zu reden, wo es so viel erhabenere und nützlichere Gesprächsstoffe gab. Sprach er von seinem Vorleben, so geschah es nur in humoristischem Ton; z. B. erzählte er mir, wie er von der Universität ausgeschlossen, buchstäblich nicht wissend wovon zu leben, den ersten besten Roman von Paul de Kock für 25 Rubel übersetzt und daß er eine Menge Fehler gemacht habe. Seine Armuth muß entsetzlich gewesen sein; doch sprach er nie im Freundeskreis, wie so viele zu thun pflegen, von der schweren Schule, die er durchgemacht hatte. Belinski war zu feinfühlig, vielleicht auch zu stolz zu solchen Vertraulichkeiten. Stolz und Egoismus sind aber zwei durchaus verschiedene Dinge.

Nach Belinski's Ansicht war sein Aeußeres so, daß er nie einer Frau hätte gefallen können und diese innere Ueberzeugung verstärkte nur noch seine Schüchternheit und Menschenscheu. Ich habe Grund anzunehmen, daß Belinski mit seinem glühenden eindrucksfähigen Herzen, seiner Anhänglichkeit und Leidenschaftlichkeit, zweifellos einer der ersten Männer seiner Zeit, nie von einer Frau geliebt worden ist. Seine Ehe hatte er nicht aus Neigung geschlossen. In seiner Jugend hatte er ein adliges Mädchen, die Tochter des Twer'schen Gutsbesitzers B—na geliebt; diese war ein poetisches Wesen, doch liebte sie einen Anderen und starb früh. Außerdem erlebte Belinski noch eine leidenschaftliche dunkle Geschichte mit einem Mädchen aus niederem Stande; ich entsinne mich noch seiner abgerissenen, traurigen Erzählung, sie machte mir einen tiefen Eindruck .... Aber auch hier kam es zu nichts. Er konnte mit dem Dichter sagen:

„O Himmel! könnt' ich nur ein einzig Mal
Mit eigner Hand die Flamme zünden,
Nicht Qual noch Zweifel würd' ich mehr empfinden
Einmal aufleuchten — und vergehn."

Es gehen eben nicht alle menschlichen Träume in Erfüllung und ein Bedauern wäre fruchtlos. Wem keine gute Nummer gefallen ist, der muß mit der Niete Staat zu machen versuchen und es Niemandem ausplaudern. — Ich kann nicht umhin, hier wenigstens flüchtig Belinski's Stellung zu der Frau Erwähnung zu thun, insbesondere zu der russischen Frau, ihrer Zukunft, ihren Rechten, ihrer mangelhaften Erziehung, kurz zu dem, was man die Frauenfrage nennt. Seine Anerkennung der weiblichen Rechte und Freiheiten nicht allein in der Familie, sondern auch im Staat, zeigte sich, so oft er diesen Punkt berührte, ohne daß er darin so weit ging, wie das heutzutage Mode ist. —

Man hört manchmal sagen: der ist zur rechten Zeit gestorben .... Das ist auf Niemanden besser anzuwenden, als auf Belinski. Vor seinem Tode (Belinski starb im Mai des Jahres 1848) war er noch Zeuge des Triumphs seiner Herzenswünsche, den traurigen Ausgang freilich erlebte er nicht mehr. Welche Enttäuschungen hätten ihn erwartet, wäre er am Leben geblieben! Es ist bekannt, daß die Polizei täglich Erkundigungen über seinen Zustand, über den Fortgang seiner Agonie einzog [1]). Der Tod befreite ihn von schweren Leiden, die physischen Kräfte versagten ihm .... Warum sollte er noch zögern?

A struggle more and I am free.

Das ist Alles; doch der Lebende hält am Leben fest und kann sich eines Mitleids mit denjenigen nicht erwehren, die der Tod in jenes unbekannte Land führte, von dessen Gestaden kein Wandrer wiederkehrt. Ich lege mir manchmal unwillkürlich die Frage vor, was Belinski zu den großen Reformen der jetzigen Regierung gesagt hätte — zu der Aufhebung der Leibeigenschaft, zu der Einführung der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens u. s. w. Welches Entzücken hätten diese segensreichen Anfänge in ihm erregt! Doch er erlebte sie nicht .... Er erlebte auch nicht das, was ihm eine Herzensfreude gewesen wäre, die vielen hervorragenden Erscheinungen in unserer Literatur. Wie hätte er sich an dem poetischen Talent Lew. Tolstoi's, der Kraft Ostrowski's, dem Humor Pissemski's, der Satire Saltikow's, der nüchternen Wahrheit Reschetnikow's erfreut. Wem, wenn nicht ihm, wäre es zu gönnen gewesen, das Aufkeimen einer Saat zu sehen, die er gesäet hatte?... Es sollte ihm nicht beschieden sein.

Ich schließe meine Erinnerungen an Belinski mit dem Brief einer ihm nahestehenden Dame, die ich gebeten hatte, mir ausführlich über seine letzten Stunden zu berichten, (ich war damals in Paris) und mit einigen Bruchstücken aus seinen Briefen an mich.

Erstere schreibt (in einem Brief vom 23. Juni 1848):

„Sie möchten Etwas über Belinski hören .... Was soll ich Ihnen von einem Menschen sagen, der die ganze letzte Zeit über durch physische Leiden er-

[1]) Um die Zeit von Belinski's letzter Erkrankung waren die ersten Spuren der sog. Petraschewski'schen Verschwörung entdeckt worden, eines socialistischen Clubs, welchem mehrere von des Kritikers Bekannten angehört hatten. Das Mißtrauen, mit welchem B. seitens der dritten Abtheilung beobachtet wurde, hat durch verschiedene neuerdings veröffentlichte Actenstücke eine deutliche Illustration erfahren.

schöpft worden ist? Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie schwer, wie schmerzlich es war, die langsame Auflösung dieses armen Märtyrers anzusehen. Er war seelisch und körperlich so wohl aus Paris zurückgekehrt, daß wir Alle, den Arzt nicht ausgenommen, die beste Hoffnung für seine Wiederherstellung hegten. Er verbrachte einige Morgen- und Abendstunden bei uns in ununterbrochen lebhafter, energischer Unterhaltung und wir Alle erkannten mit Freuden den alten gesunden Belinski von früher in ihm; seltsamerweise hatte sich sein Charakter seit seinem Aufenthalt im Ausland ungemein verändert, er war sanfter, milder und um Vieles duldsamer geworden als früher, selbst seine Familie konnte nicht dahinter kommen, warum er sich so ruhig und ergeben mit Vielem versöhnte, was ihn ehedem aufgebracht hatte. Doch war sein Wohlbefinden nur von kurzer Dauer; er erkältete sich in Petersburg und sein Zustand wurde mit jedem Tage hoffnungsloser; jedesmal wenn wir ihn sahen, fanden wir ihn schrecklich verändert, und es schien uns, als könne es gar nicht schlimmer werden und bei jedem neuen Wiedersehen fanden wir ihn noch leidender. Zuletzt war ich bei ihm in der Woche vor seinem Tode; ich fand ihn halb im Lehnstuhl liegend, sein Gesicht war schon sterbend, doch seine Augen groß und glänzend, jeder Athemzug ein Stöhnen. Er rief uns zu „ich sterbe, ich sterbe gewiß", doch nicht im Ton der Ueberzeugung, sondern mehr mit dem Wunsch, man möge ihm widersprechen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie schwer die zwei Stunden waren, die wir bei ihm verbrachten; sprechen konnte er nicht mehr und doch beschäftigten ihn immer noch die Dinge, denen er sein Leben gewidmet hatte. Drei Tage vor seinem Tode legte er sich zu Bett und es schien, als halte er die Hoffnung aufrecht, so lange er bei Besinnung war; schließlich fing er an zu phantasiren und erkannte nur Granowski, der von Moskau gekommen war. Vor seinem Tode sprach er noch zwei Stunden ununterbrochen, als ob er zu dem russischen Volke rede und wandte sich dabei wiederholt an seine Frau und bat sie, ja Alles Denen wiederzusagen, die es anginge. Aber diese lange Rede war kaum verständlich. Endlich schwieg er und starb nach zweistündigem qualvollem Todeskampf. Die arme Frau . . . keine Minute wich sie von ihm und hob und legte ihn ohne Hilfe in seinem Bett zurecht. Diese Frau verdient wirklich die höchste Anerkennung, so geduldig, so ausgezeichnet pflegte sie den kranken Mann während des ganzen Winters . . ."

Hier folgen Bruchstücke aus Briefen Belinski's an mich[1]):

St. Petersburg 19. Februar/3. März 1847.

„. . . . . Als Sie sich auf den Weg machten, fühlte ich zuerst, was ich an Ihnen verlor, — als Sie aber fort waren, sah ich, daß mir viel mehr fehlte, als ich gedacht hatte . . . . Ich sehnte mich nach Ihnen mit einer Art von apathischer Entsagung und langweilte mich, wie ich mich noch nie in meinem Leben gelangweilt habe. Ich gehe um elf, zuweilen sogar schon um zehn zu Bett, schlafe um zwölf ein, stehe um sieben, acht oder neun Uhr auf, und den ganzen

[1]) Die Briefe Belinski's entziehen sich dem Verständniß deutscher Leser. Wir theilen deshalb nur einige auf Turgenjew persönlich bezügliche Auszüge mit.

Tag über — besonders am Abend — (auch nach dem Essen) träume ich hin — so lebe ich! . . Ihr „Karatajeff" ist gut, wenn er auch hinter „Chor und Kalinitsch" weit zurückbleibt. Ich glaube, daß Sie entweder gar kein, oder nur wenig rein schöpferisches Talent haben. Ihr Talent ist dem Dahl's [1]) verwandt, — das ist Ihr wahres Genre . . . den richtigen Weg zu finden, den Platz, an welchem man gehört, einzunehmen, darauf kommt für den Menschen Alles an, — dadurch macht man sich zu dem, was man eigentlich ist. Täusche ich mich nicht, so besteht Ihr Beruf darin, die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu beobachten und dieselben durch ihre Phantasie gehen zu lassen und dann wiederzugeben, sich auf die Phantasie allein aber nicht zu stützen. Lassen Sie um Allah's Willen nichts drucken, was nicht dies und nicht das, d. h. was weder schlecht noch sehr gut ist. Der Totalität des Rufs geschieht damit entsetzlicher Abbruch. Ihr „Chor und Kalinitsch" verspricht einen bedeutenden Schriftsteller — für die Zukunft."

„. . . Gogol ist in der öffentlichen Meinung stark gesunken und wird von den verschiedensten Zeitungen hart mitgenommen; selbst seine Freunde — die Moskauer Slavophilen — sind, wenn auch nicht von ihm, so doch von seinem abscheulichen Buche abgefallen. . ."

Am 9. (21.) Mai traf ich mit Belinski in Stettin zusammen. Man hatte mir aus Petersburg geschrieben, daß der Tod seines drei Monate alten Sohnes [2]) ihn unbeschreiblich gebeugt habe. Noch verging kein Jahr und er folgte ihm ins Grab.

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen und jetzt habe ich seinen theuren Schatten heraufbeschworen. Ich weiß nicht, in wie weit es mir gelungen ist, dem Leser die charakteristischen Züge seines Bildes vorzuführen.

„Er war ein Mann."

III. Gogol.

Der verstorbene Michael Semenowitsch Schtschepkin machte mich mit Gogol bekannt. Ich erinnere mich noch des Datums unseres Besuchs: es war am 20. October 1851. Gogol lebte damals in Moskau auf der Nikitastraße bei dem Grafen Tolstoi. Wir fuhren um zwölf Uhr Vormittags zu ihm, er empfing uns bald. Sein Zimmer lag rechts vom Hausflur, wir traten hinein und sahen Gogol vor seinem Pult stehen mit der Feder in der Hand. Er trug einen dunkelen Paletot, eine grüne Sammetweste und zimmtfarbene Pantalons. In der vorhergehenden Woche hatte ich ihn schon im Theater bei der Vorstellung des „Revisor" gesehen; er saß in einer Loge des ersten Ranges an der Thür und blickte kopfschüttelnd mit nervöser Unruhe auf die Bühne über die Schultern zweier robuster Damen hinweg, die ihm gleichsam als Schutz gegen die Neugierde

[1]) W. Dahl, ein Puschkin befreundeter Deutschrusse, der unter dem Namen „Kosak Luganski" vielgelesene Schilderungen des russischen Volkslebens veröffentlichte.

[2]) Ich war sein Taufpathe. T.

des Publicums dienten. Der neben mir sitzende F. J. machte mich auf ihn aufmerksam, indem er sich schnell umdrehte, ihn zu sehen; Gogol mochte diese Bewegung bemerkt haben, denn er zog sich wieder in sein Versteck zurück. Ich war erstaunt über die seit dem Jahre 1841 mit ihm vorgegangene Veränderung (ich war ihm zwei Mal bei Awdotja Petrowna E. begegnet). Damals machte er den Eindruck eines kurzen, stämmigen Kleinrussen, jetzt sah er wie ein kränklicher Mensch aus, den das Leben schon gehörig mitgenommen hatte. Ein Zug von heimlichem Schmerz und düsterer Ruhelosigkeit war seinem beständig gespannten Gesichtsausdruck beigemischt. Sobald er uns erblickt hatte, kam er uns freundlich entgegen, reichte mir die Hand und sagte: „Wir hätten einander schon lange kennen sollen." Man nahm Platz; ich neben ihm auf einem breiten Divan, Michael Semenowitsch uns gegenüber auf einem Lehnstuhl. Ich verwandte keinen Blick von ihm. Seine blonden Locken, die er, wie gewöhnlich die Kosacken thun, glatt über die Schläfen gestrichen trug, hätten ihm, wären sie nicht schon merklich dünn gewesen, ein jugendliches Aussehen gegeben; seine weiße, schräg abfallende Stirn zeugte nach wie vor von Geist. Aus seinen kleinen braunen Augen konnte zu Zeiten wahre Fröhlichkeit, nicht Spottlust funkeln; meist jedoch sprach Ermüdung aus ihnen. Die lange spitze Nase verlieh den Zügen Gogol's etwas Listiges, Fuchsartiges, sowie auch die vollen, aufgeworfenen Lippen unter dem geschorenen Bart einen unvortheilhaften Eindruck machten, mir wenigstens schien es, als deute dieser formlose Mund auf die dunklen Seiten seines Charakters hin. Wenn er sprach, zeigten sich auf unangenehme Weise seine unschönen Zähne; sein kleines Kinn ragte über sein breites sammtnes Halstuch hinweg. Gogol's Haltung und Geberden waren nicht die eines Professors; sie erinnerten eher an den Lehrer eines Provinzial-Gymnasiums. „Welch' kluges, wunderliches und kränkliches Wesen!" dachte ich unwillkürlich, indem ich ihn ansah. Ich entsinne mich, daß wir zu ihm fuhren, wie zu einem ungewöhnlichen, genialen Mann, bei dem etwas im Kopfe nicht ganz richtig sei; ganz Moskau war damals dieser Ansicht. Michael Semenowitsch hatte mich vorher bedeutet, ja nicht von der Fortsetzung der „Todten Seelen" zu sprechen (von jenem zweiten Theil, an dem er kurze Zeit so eifrig gearbeitet hatte und den er, wie bekannt, vor seinem Tode verbrannte); denn er liebe es nicht, darüber zu reden. An den „Briefwechsel mit Freunden" hätte ich ihn selbst nicht erinnert, da ich ihm nichts Gutes darüber hätte sagen können. Uebrigens hatte ich gar keine Unterhaltung erwartet, ich war einfach begierig gewesen, einen Menschen kennen zu lernen, dessen Schriften ich auswendig wußte. Es fällt schwer, den jungen Leuten von heutzutage einen Begriff von dem Zauber zu machen, der damals seinen Namen umgab; es existirt eben jetzt Niemand, auf den sich in ähnlicher Weise die allgemeine Aufmerksamkeit concentrirte.

Schtschepkin hatte mir vorher gesagt, daß Gogol nicht gesprächig sei; es zeigte sich aber das Gegentheil. Er sprach viel und belebt, mit sehr präciser, deutlicher Betonung, was nicht etwa unnatürlich war, sondern im Gegentheil seiner Rede eine gewisse Wichtigkeit und Eindringlichkeit verlieh; er betonte das „o"; im Uebrigen bemerkte ich nichts von den dem russischen Ohr so unangenehmen Eigenschaften

des kleinrussischen Dialekts. Jedes Wort war bündig, geschmackvoll und sicher; jener erste Eindruck von Ermüdung, Kränklichkeit und nervöser Unruhe verschwand völlig. — Gogol sprach von Literatur-Kenntniß, vom Schriftstellerberuf und davon, wie man sich seinen eigenen Werken gegenüber verhalten solle; er machte einige feine und richtige Bemerkungen über den Proceß der geistigen Arbeit und — wenn ich mich so ausdrücken darf — über die Physiologie des Schaffens, und zwar in bilderreicher, origineller Ausdrucksweise und, soweit ich bemerken konnte, ohne jegliche Vorbereitung, an der es sonst meist „Berühmtheiten" nicht fehlen lassen. Nur als er das Gespräch auf die Censur lenkte und sie lobte und billigte als ein Mittel, dem Schriftsteller Unterordnung, Vertheidigung seiner Erzeugnisse, Ausdauer und noch manche andere christliche und weltliche Tugend beizubringen, nur da schien es mir, als schöpfe er aus einem Vorrath fertiger Gedanken. Die Unentbehrlichkeit der Censur beweisen, — bedeutet das nicht, die Sklaverei loben? Ich für mein Theil stehe noch auf dem Standpunkt des italienischen Dichters: „Si, servi siam; ma servi ognor frementi." — Aus dergleichen Auseinandersetzungen zeigte sich ganz klar, unter welchem Einfluß der „Briefwechsel" größtentheils geschrieben worden war. Ich fühlte sofort, daß zwischen unserer beiderseitigen Weltanschauung eine tiefe Kluft lag. Wir haßten und liebten nicht ein und dasselbe; damals jedoch kam das für mich nicht in Betracht. Der große Dichter, der große Künstler saß vor mir und ich blickte ihn an, und hörte ihm mit Ehrfurcht zu, — wenn ich ihm gleich nicht zustimmen konnte.

Gogol wußte wahrscheinlich von meinen Beziehungen zu Belinski und Alexander Herzen; des Ersteren und seines Briefes an ihn gedachte er mit keiner Silbe; sein Name hätte ihm die Lippen verbrannt. Damals waren gerade — im Auslande — der Artikel Herzens erschienen, in welchen dieser, auf Grund des oben erwähnten Briefwechsels, Gogol des Abfalls von seinen früheren Ueberzeugungen beschuldigte. Gogol begann selbst von diesem Artikel zu sprechen. Aus den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen wissen wir, welche unheilbare Wunde ihm das völlige Fiasco des „Briefwechsels" schlug; dieses Fiasco, in welchem man nicht umhin kann, eine der wenigen tröstlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der damaligen öffentlichen Meinung zu begrüßen[1]). Gogol begann uns mit plötzlich verändertem hastigen Tone zu versichern, daß er nicht begreifen könne, wie manche Leute in seinen früheren Schriften eine Art von Opposition fänden; er glaube seine Ansichten doch in nichts verändert zu haben; — er habe stets streng religiösen und conservativen Anschauungen gehuldigt und sei bereit, uns zum Beleg dafür aus einem längst erschienenen Buche vorzulesen. Dabei sprang Gogol mit jugendlicher Lebendigkeit vom Sopha auf und lief in das anstoßende Zimmer. Michael Semenowitsch runzelte nur die Brauen und flüsterte mir, auf ihn hindeutend, zu: „So habe ich ihn noch nie gesehen."

[1]) Daß der gefeiertste Dichter der Zeit wegen seiner Parteinahme für das auf der Höhe von Macht und Einfluß stehende System des Kaisers Nikolaus die bisher genossene Popularität einbüßte, konnte in der That als Beleg dafür gelten, daß gewisse Schichten der russischen Gesellschaft sich die Urtheilsfähigkeit erhalten hatten.

Gogol erschien mit einem Bande der „Arabesken" in der Hand — und begann uns verschiedene Auszüge aus diesem kindisch-aufgeblasenen bis zur Ermüdung leeren Sammel-Werke vorzulesen. Natürlich handelten dieselben von der Unentbehrlichkeit strenger Ordnung, unbedingter Unterwerfung unter die Autorität u. s. w. „Wie Sie sehen," bemerkte Gogol, „habe ich früher genau dieselben Ueberzeugungen ausgesprochen wie jetzt! . . . . Mit welchem Rechte beschuldigt man mich der Sinnesänderung, des Abfalls . . . . Mich?" — Und das sagte der Verfasser des „Revisor", der furchtbarsten Satire, die je auf der Bühne erschienen ist! Wir schwiegen. Gogol legte endlich das Buch auf den Tisch und begann aufs Neue von der Kunst und dem Theater zu sprechen; er erklärte, daß er mit dem Spiel der Schauspieler im „Revisor" unzufrieden sei, daß sie „den Ton verloren" hätten und daß er ihnen das ganze Stück von Anfang bis Ende vorlesen wolle. Schtschepkin nahm ihn beim Wort und verabredete, wann und wo er lesen wolle. Irgend eine alte Dame kam zu Gogol; sie brachte ihm eine Hostie mit und wir entfernten uns.

Zwei Tage später ging die Vorlesung des „Revisor" in einem Saal des von Gogol bewohnten Hauses vor sich. Ich erhielt die Erlaubniß, derselben beiwohnen zu dürfen. Der verstorbene Professor Schewyrew war auch unter den Zuhörern und — wenn ich nicht irre — auch Herr Pogodin. Zu meinem größten Erstaunen waren bei weitem nicht alle im „Revisor" auftretenden Schauspieler Gogol's Einladung gefolgt; es schien ihnen beleidigend zu sein, daß er sie hatte belehren wollen! Nicht eine Schauspielerin war gekommen. Soviel ich bemerken konnte, kränkte es Gogol, daß sein Anerbieten so wenig Anklang gefunden hatte. Es ist bekannt, wie er mit solchen Gnadenbezeugungen geizte. Sein Gesicht bekam einen mürrischen und gleichgültigen Ausdruck, seine Augen stierten unheimlich. An diesem Tage machte er wirklich den Eindruck eines kranken Menschen. Er begann zu lesen und belebte sich allmälig. Seine Wangen färbten sich mit leichtem Roth, seine Augen wurden groß und leuchtend. Gogol las ausgezeichnet. Ich hörte ihn damals zum ersten und letzten Male. Von Dickens, der auch ein vortrefflicher Vorleser war, konnte man sagen, daß er seine Romane spielte, so dramatisch, ja theatralisch war sein Vortrag. Sein Gesicht war wie das eines Schauspielers ersten Ranges, der einen zum Lachen und Weinen zwingt. Gogol dagegen setzte mich durch seine außerordentliche Einfachheit und Zurückhaltung in Erstaunen. Er las mit einer Erhabenheit und zugleich mit einer gewissen naiven Innigkeit, als sei es ihm nur darum zu thun, sich mit einem ihm selbst neuen Gegenstande vertraut zu machen, seinen eigenen Eindruck richtig wiederzugeben und völlig gleichgültig, ob er Zuhörer habe und was dieselben dächten. Die Wirkung war eine ganz ungewöhnliche, besonders bei den komischen Stellen; man mußte wohl oder übel lachen — von Herzen lachen; und der Urheber dieses Ergötzens fuhr fort zu lesen und sich in die Sache zu vertiefen, unbeirrt von der allgemeinen Heiterkeit, ja fast wie erstaunt darüber — nur zuweilen zuckte kaum bemerkbar ein heimliches Lächeln um die Lippen und Augen des Meisters. Wie zweifelhaft und unschlüssig sagte Gogol doch jene bekannte Phrase des Polizeimeisters von den zwei Ratten (gleich am Anfang

des Stücks): „Sie kamen herein, schnüffelten umher und ab zogen sie wieder!“ Er sagte diese Worte langsam, als wolle er uns um Aufklärung bitten über dieses wunderbare Ereigniß. Es wurde mir erst hier klar, wie falsch und oberflächlich, nur von dem Wunsche ausgehend, das Publicum so schnell wie möglich zum Lachen zu bringen, der „Revisor“ meist auf der Bühne gegeben wird. Ich saß und horchte mit freudiger Rührung, es war mir ein wahres Fest. Leider dauerte diese Freude aber nicht lange. Gogol hatte noch nicht einmal die Hälfte des ersten Actes gelesen, als sich plötzlich die Thür geräuschvoll öffnete und ein noch junger, aber schon ungewöhnlich aufdringlicher Literat verlegen lächelnd und kopfnickend hereinstürmte und, ohne ein Wort zu sagen, in einer Ecke Platz nahm. Gogol unterbrach sich; klingelte heftig und sagte zornig zu dem herbeieilenden Kammerdiener: „Habe ich Dir nicht befohlen, Niemanden hereinzulassen?“ Der junge Literat bewegte sich leise auf seinem Stuhl, ließ sich übrigens durchaus nicht stören. Gogol trank etwas Wasser — und begann wieder zu lesen; es war aber nicht mehr wie früher. Er fing an zu eilen, vor sich hin zu brummen und die Worte nicht zu Ende zu bringen. Zuweilen ließ er ganze Sätze aus und machte nur Bewegungen mit der Hand. Das unerwartete Erscheinen des Literaten hatte ihn aus dem Concept gebracht; augenscheinlich vertrugen seine Nerven nicht den geringsten Stoß. Nur bei der berühmten Scene, in welcher Chlestakoff zu lügen anfängt, faßte sich Gogol wieder und hob er die Stimme: er wollte dem Schauspieler, der den Chlestakoff gab, zeigen, wie diese besonders schwierige Stelle zu spielen sei. Wie Gogol diese Scene las, schien sie mir natürlich und wahrheitsgemäß zu sein. Chlestakoff wird von seiner seltsamen Lage und dem eigenen Leichtsinn fortgerissen; er weiß, daß er lügt — und glaubt selbst an seine Lügen: eine Art von Sinnesrausch und dichterischem Entzücken kommt über ihn — es sind keine einfachen Lügen, keine bloße Prahlereien mehr, die er von sich gibt. Er ist selbst von sich überzeugt. Die Bittsteller, die sich im Vorzimmer eingefunden haben, die fünfunddreißigtausend Estafetten, die expedirt werden sollen und das Publicum, dem er diese Lügen aufbindet, bringen ihn außer sich. Diesen Eindruck machte der Monolog Chlestakoff's aus Gogol's Munde. Im Allgemeinen war jedoch — wie Gogol selbst sagte — diese Vorlesung nur eine Skizze gewesen; und zwar durch die Schuld des ungebetenen Literaten, der so erschreckt über seinen Verstoß war, daß er länger als Alle dablieb und hinter dem blassen, ermüdeten Gogol in dessen Cabinet schlüpfte.

Ich verließ das Haus und habe Gogol nie wieder gesehen; doch sollte seine Person noch einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben gewinnen.

An einem der letzten Februartage des folgenden Jahres (1852) wohnte ich einer Matinée des bald darauf eingegangenen „Vereins für Armenbesuch“, im Saale der Adelsgesellschaft, bei und bemerkte plötzlich J. J. Panajew, der mit krampfhafter Eile von Einem zum Anderen lief und augenscheinlich eine unerwartete und betrübende Nachricht mittheilte, denn in jedem Gesicht zeigte sich alsbald Erstaunen und Kummer. Panajew kam endlich auch zu mir, und sagte mit einem leichten Lächeln in gleichgültigem Tone: „Du weißt wohl, daß Gogol

in Moskau gestorben ist?" „Wie so, wie so . . .?" „Alle Papiere sind verbrannt — ja er ist todt" und dabei eilte er weiter. Ohne Zweifel war Panajew als Literaturfreund über den Verlust bekümmert, auch hatte er ein gutes Herz; aber das Vergnügen, der Erste zu sein, der den Anderen diese traurige Nachricht mittheilte (er zwang sich nur zu dem gleichgültigen Ton), dieses Vergnügen und diese Freude erstickten jedes andere Gefühl in ihm. Schon seit einigen Tagen waren in Petersburg dunkle Gerüchte über Gogol's Krankheit umgegangen; aber diesen Ausgang hatte ich nicht erwartet. Unter dem ersten Eindruck, den diese Nachricht auf mich machte, schrieb ich folgenden kleinen Artikel:

Brief aus Petersburg[1]).

„Gogol ist todt" — diese drei Worte werden jedes russische Herz erschüttern. Der Verlust, den wir erlitten haben, ist so herb, so unermeßlich, daß es für uns schwer hält, an denselben zu glauben. Gerade in dem Augenblick, wo wir darauf rechnen konnten, daß er sein langes Schweigen brechen, daß er unseren ungeduldigen Erwartungen entsprechen werde, ist diese verhängnißvolle Nachricht eingetroffen. Ja, er ist todt, dieser Mann, den einen großen zu nennen uns der Tod das Recht, das traurige Recht gegeben hat; dieser Mann, dessen Name eine Epoche in der Literatur bezeichnet, dieser Mann, auf den wir stolz sind als auf eine unserer stolzesten Zierden. Dahingerafft in der Blüthe seiner Jahre, auf der Höhe seiner Kraft gestorben, gerade wie die herrlichsten seiner Vorgänger, denen auch nicht vergönnt gewesen ist, ihr begonnenes Werk zu vollenden! Wie eine neu empfangene Wunde alle Narben aufreißt, so erneuert dieser Verlust den Kummer über die Verluste, die uns durch den Hingang dieser Edlen zugefügt worden. Von seinen Verdiensten zu reden, ist hier weder der Ort noch die Zeit — es wird das die Aufgabe der Kritik der Zukunft sein. Hoffen wir, daß diese Kritik ihrer Aufgabe gerecht werden und über ihn das unparteiische, von Liebe und Verehrung erfüllte Urtheil fällen werde, mit welchem Leute seiner Art von der Nachwelt beurtheilt zu werden pflegen. Kritischen Amtes haben wir hier nicht zu warten, wir wollen nur einen Widerhall des Kummers abgeben, der rings um uns Alles erfüllt. Wir wollen Gogol nicht beurtheilen, sondern ihn beweinen, ruhig vermögen wir jetzt nicht von ihm zu reden: einem thränenerfüllten Auge erscheint auch das beliebteste und bekannteste Antlitz nur verschwommen. An dem Tage, an welchem Moskau ihn begräbt, haben wir ihr die Hand zu reichen, uns in dem Gefühl gemeinsamen Leides mit dieser Stadt vereinigen wollen. Ein letztes Mal auf seine entseelten Züge zu schauen, ist uns nicht vergönnt gewesen, wir haben ihm darum aus der Ferne einen Abschiedsgruß senden, wir haben mit andächtigem Gefühl die Gabe unseres Schmerzes und unserer Liebe auf das frische Grab legen wollen, in welches eine letzte Handvoll heimathlicher Erde zu werfen uns nicht vergönnt gewesen ist.

Der Gedanke, daß sein Staub in Moskau ruhen soll, erfüllt uns mit einer gewissen schmerzlichen Befriedigung. Möge er dort, möge er im Herzen Rußlands ruhen, das er so tief verstanden, so glühend geliebt hat, daß nur leichtfertige oder kurzsichtige Menschen in jedem seiner Worte den Hauch dieser Liebe nicht

[1]) Vgl. die „Moskauer Zeitung", Jahrg. 1852, 18. März, Nr. 32.

verspürt haben können. Der Gedanke, daß die letzten reifsten Früchte seines Genius für uns verloren sein sollten, würde uns zu schwer zu fassen sein, — das Gerücht von der angeblichen Vernichtung derselben haben wir zu unserem Schrecken vernommen.

Ob es wohl Leute geben mag, denen diese unsere Worte übertrieben oder völlig unangenehm erscheinen? Der Tod hat eine reinigende und versöhnende Gewalt, selbst an gewöhnlichen Gräbern pflegen Verleumdung und Haß, Neid und Mißverständniß zu verstummen; an dem Grabe Gogol's werden sie nichts zu sagen haben. Welcher Platz in unserer Geschichte seinem Namen auch endlich angewiesen werden mag — wir sind überzeugt, daß Jedermann mit uns ausrufen wird:

Friede seiner Asche! Ewiges Gedächtniß seinem Leben, ewiger Nachruhm seinem Namen. T.....w [1]).

Ich hatte diesen Artikel einem der in Petersburg erscheinenden Journale zugesendet. Gerade damals war die Censur aber seit einiger Zeit besonders streng geworden. Dergleichen Censur-Crescendos traten sehr häufig ein — Gründe dafür vermochte der private Beobachter ebenso wenig ausfindig zu machen, wie etwa für die periodische Zunahme der Sterblichkeit während großer Epidemien. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß mein Aufsatz gedruckt wurde. Als der Redacteur des Journals mir auf der Straße zufällig begegnete, fragte ich ihn nach dem Grunde der Verzögerung. Er antwortete mir allegorisch: „Sehen Sie doch nur, wie abscheulich das Wetter ist — an dergleichen ist nicht einmal zu denken." „Aber der Aufsatz ist doch völlig unschuldig," erwiderte ich. „Unschuldig oder nicht," gab der Redacteur zur Antwort, „darum handelt es sich nicht, es ist einmal befohlen, daß Gogol's überhaupt nicht gedacht werden soll. Man kann es hier nicht verwinden, daß der General-Gouverneur von Moskau, Graf Sakrewski, bei seiner Beerdigung im Andreasbande erschienen ist." — Einige Tage darauf schrieb ein Moskauer Freund mir einen Brief voller Vorwürfe: „Gogol ist todt und kein einziges Journal hat bei Euch in Petersburg davon Act genommen. Dieses Schweigen ist geradezu schimpflich!" In meiner Antwort deutete ich — freilich nur in Kürze — die Gründe dieses Schweigens an und legte meinen verbotenen Artikel quasi als Belegstück dem Briefe bei. Mein Freund präsentirte denselben dem Curator des Moskauer Lehrbezirks, General Nasimow, als höchstem Chef der dortigen Censur, und dieser erlaubte den Abdruck in der „Moskauer Zeitung". Darüber verging der halbe März — am 16. April aber wurde ich wegen Ungehorsams und Verletzung der Censurvorschriften zu einem Monat Polizeiarrest (die ersten vierundzwanzig Stunden brachte ich im

---

[1]) Bei diesem Artikel (in Bezug auf welchen Jemand sehr treffend bemerkte, daß heutzutage kein bedeutender Kaufmann sterben könne, ohne daß die Zeitungen ihm sehr viel wärmere Nachrufe widmeten) fällt mir folgendes ein: Eine sehr hochgestellte Dame in Petersburg erklärte gelegentlich, daß sie die über mich verhängte Strafe für unverdient, unter allen Umständen für allzu streng und hart halte. „Aber (wurde ihr zur Antwort gegeben), Sie wissen nicht, daß er in dem incriminirten Artikel Gogol einen großen Mann genannt hat." „Das kann nicht sein." „Ich versichere Sie, es ist so." „Dann freilich," gab die vornehme Dame schließlich zu, „dann habe ich nichts weiter zu sagen; je regrette, mais je comprends qu'on ait du sévir." T.

Untersuchungsgefängniß zu, wo ich mich mit dem ausgesucht höflichen und gebildeten Polizei-Unterofficier unterhielt, der mir von seinen Spaziergängen im Sommergarten und dem „Aroma" der Vögel erzählte) und zweijähriger Verbannung auf das Land verurtheilt. Ich will keine Anklage gegen die damalige Regierung erheben. Der damalige, jetzt verstorbene Curator des Petersburger Lehrbezirks, Muffin-Puschkin, hatte — ich weiß nicht aus welchen Gründen — diesen Vorgang als directen Ungehorsam von meiner Seite bezeichnet und den höheren Regierungsinstanzen gegenüber angegeben, er habe mich persönlich davon in Kenntniß gesetzt, daß der Abdruck meines Aufsatzes durch das Censur-Comité nicht gestattet worden (ein Censurverbot konnte mich nicht verhindern — kraft der bestehenden Verordnung — meinen Artikel einem anderen Censur-Comité zu unterbreiten). Die Wahrheit aber ist, daß ich Herrn Muffin-Puschkin mit keinem Auge gesehen, nie mit ihm verhandelt hatte. Daß die Regierung der Aussage eines so hochgestellten Beamten Glauben beimaß, ist nicht zu verwundern! Doch hat Alles nur zu meinem Besten gereicht; sowohl der Aufenthalt im Arrest, als auch der auf dem Lande hat mir die Seiten des russischen Wesens erschlossen, die bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wahrscheinlich meiner Aufmerksamkeit entgangen wären.

Als ich eben vorstehende Zeilen beendet hatte, fiel mir ein, daß mein erstes Zusammentreffen mit Gogol um Vieles früher stattgefunden hat, als ich im Anfang sagte. Ich bin nämlich schon im Jahre 1835 sein Zuhörer gewesen, als er an der St. Petersburger Universität Geschichte las. Dieses Colleg war, die Wahrheit zu gestehen, sehr origineller Art. Von je drei Vorlesungen pflegte er mindestens zwei zu versäumen; erschien er einmal auf dem Katheder, so geschah das gewöhnlich nur, um einige Bemerkungen vor sich hin zu murmeln, in Stahl gestochene Abbildungen aus Palästina und anderen Gegenden vorzuweisen und immer wieder in Verwirrung zu gerathen. Wir waren sammt und sonders überzeugt (und irrten uns darin kaum), daß dieser Professor Gogol-Janowski von Geschichte schlechterdings nichts wisse und daß er mit dem gleichnamigen Novellisten, der uns als Verfasser der „Abende im Meierhof bei Dichanka" bekannt war, nichts gemein habe. An den Prüfungen in den historischen Wissenschaften nahm er nur als schweigender Zuschauer Theil; während der Professor Schulgin statt seiner examinirte, saß er, das Gesicht mit einem großen schwarzen Tuch verbunden, in trostloser Verlegenheit da; die Empfindung, daß er nicht an dem richtigen Platze sei und daß er eigentlich eine komische Figur spiele, war bei Gogol lebhaft genug, um ihn noch in demselben Jahre seinen Abschied nehmen zu lassen. Dennoch hat er einmal ausgerufen: „Verkannt bestieg ich das Katheder — verkannt verlasse ich es." — Er war dazu geboren, seinen Zeitgenossen ein Lehrer zu sein: aber freilich nicht auf dem Katheder.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Das Haus meines Großvaters.

Skizze aus der Kindheits-Erinnerung.

Von

Gustav zu Putlitz.

Wenn ich es versuche, aus den Erinnerungen meines langen, vielbewegten Lebens einzelne Bilder zu fixiren, so will ich diesmal zurückgreifen in die Tage des ersten Bewußtseins, auf die Eindrücke, die, dem Gedächtniß des Kindes tief eingeprägt, sich durch alle Jahre zurückriefen und ergänzten. Ich war freilich kaum fünf Jahre alt, als ich das Haus und seinen Bewohner, von denen ich erzählen will, zum letzten Male sah, und doch stehen Beide mir so frisch, so unvergeßlich vor der Seele, als sähe ich sie noch; als könnte ich noch hineintreten in die Räume; als müßte ich noch dem Blick aus den klugen, tief blauen Augen des vierundachtzigjährigen Greises begegnen, als empfände ich noch die Scheu von damals, die der alte Mann auf alle seine Umgebungen ausübte.

Mein Gedächtniß reicht bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, das Haus, das ich schildern will, war wohl über ein halbes Jahrhundert alt, wenn nicht älter. Ich weiß nicht, wer es baute. Mein Urgroßvater hatte ausgebreitete Besitzungen in der Priegnitz und ein großes Schloß, im Viereck mit Schloßhof gebaut, von Wallgräben mit Zugbrücke umgeben, von denen letzteren noch Spuren vorhanden sind, wenn auch jetzt von Gartenanlagen gedeckt. Mein Vater hat noch von dem Schloß erzählt, was er von alten Leuten hörte. Es wurde schadhaft, und anstatt es zu erhalten oder wieder auszubauen, richtete sich der Urgroßvater ein sehr anspruchsloses Wohnhaus auf dem Wirthschaftshof auf und ließ das Schloß unbewohnt zerfallen. Sein ältester Sohn hat es später abtragen lassen und auf die alten Fundamente ein für damalige Zeit sehr stattliches Haus gebaut. Für die beiden andern Söhne, von denen mein Großvater der ältere war, hatte ihr Vater andere Gütercomplexe bestimmt, auf denen sie sich ihre Wohnhäuser aber erst herrichten lassen mußten, da sie bisher verpachtet und von keinem Besitzer selbst bewohnt gewesen waren. Daß diese so einfach als möglich ausfielen, lag in den Verhältnissen der Zeit. Damals sah es knapp aus in der Mark. Unter der energischen Herrschaft der Hohenzollern hatten die

Burgen und befestigten Schlösser ihre im Mittelalter noch mächtige Bedeutung verloren, und was von ihnen der Zeit noch trotzen wollte, brach unter den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, namentlich unter den Expressungen der Schweden, die in der Priegnitz furchtbar hausten. Damit waren aber auch die Mittel genommen, neu zu erbauen, was in schweren Zeiten zusammengestürzt war. Vor den Schweden auch hatten meine Vorfahren ihre Acten und Familienpapiere retten wollen und sie nach Hamburg geschickt, wo sie jedoch nie wieder aufgefunden wurden.

Wie bescheiden aber das Haus meines Großvaters ausfiel, wird meine Schilderung desselben beweisen. Das Herrenhaus lag mit den Wirthschaftsgebäuden mitten im Dorf, nach der Rückseite nur durch ein schmales Gärtchen von der Dorfstraße getrennt. Es war einstöckig von Holzfachwerk und hatte ein für die niedrigen Wände unverhältnißmäßig steiles Ziegeldach. Jeder äußere Schmuck fehlte. Durch die Hausthür trat man in einen großen Vorflur, von dem eine Treppe nach dem Dachboden und den Giebelzimmern führte; sonst war der mit ausgetretenen Ziegelsteinen gepflasterte Flur leer. Eine Thür neben der Treppe führte in die Küche und Dienstbotenzimmer, eine andere rechter Hand in die sogenannten Gesellschaftsräume, eine linker Hand in das Wohnzimmer meines Großvaters.

Alle diese Räume sind mir noch gegenwärtig, obgleich ich die rechter Hand nur selten und stets mit einer verwunderten Scheu betreten habe. Sie wurden auch selten geöffnet und nur am Geburtstag des Großvaters versammelte sich die Familie in denselben zum Mittagsessen. Zuerst kam ein größerer Saal, der durch die ganze Tiefe des Hauses ging, die Wände waren im Rococo-Stil mit Holzwerk bekleidet, weiß mit goldenen Verzierungen, und ebenso waren die Meubles. In den freien Feldern des Holzwerkes war rother chinesischer Seidendamast eingelassen und von demselben Stoff waren Gardinen und Polster. Der Stoff, so erzählte man uns, stammte noch von der Ausstattung meiner Urgroßmutter, Frau von Winterfeld, geborenen von Katte, der Tochter des Feldmarschall Grafen von Katte und Schwester des Freundes Friedrich's des Großen, der, wegen des mit dem Prinzen versuchten Fluchtversuches, in Küstrin enthauptet wurde. Hinter diesem Saal war die nicht unbeträchtliche Bibliothek in zwei Räumen auf hohen Bücherregalen aufgestellt. Von diesen Dingen habe ich noch Vieles später gekannt, Manches existirt noch jetzt und zwar in meinem Besitz; so ein großer Theil der Bibliothek, die Stühle des Saales und einige Ueberbleibsel des chinesischen Seidenstoffes. Auch Porträts aus der Familie des unglücklichen Katte, sein Bild, die seiner Eltern und Schwester, diese aber aus der Erbschaft meiner Großtante, einer unverheiratheten Schwester meiner Großmutter. Das Leblose hat die Geschicke der Menschen um ein und ein halbes Jahrhundert überdauert. Und doch, wie Vieles ist von dem Schmuck jener Zeiten verloren gegangen in den Jahren, in denen man Alles, was aus der Rococo-Periode stammte, verachtete und aus seiner Umgebung verbannte! Es war das nicht allein die Folge des veränderten Geschmackes, des Ueberdrusses an dem verschnörkelten Stil, sondern es lag ein, vielleicht unbewußtes, politisches Motiv zu Grunde. Man fühlte, und nicht mit Unrecht, daß dieser Stil, in der Zeit des

Luxus, der Verschwendung, der Sittenlosigkeit entstanden, die der französischen Revolution vorangegangen war, diese hervorrief und dann indirect das tiefe Elend Preußens unter Napoleon begründete. Die Erhebung der ganzen Nation, das Opfer, das sie brachte an Wohlstand, an Leben und Kraft, um das Joch abzuschütteln, contrastirte zu grell mit dem Schaumgold des vergangenen Jahrhunderts, mit den unechten Zierrathen, deren coquette Ueberladenheit ohne eigentlichen Kunstwerth und in langweiliger Einförmigkeit nur dem Auge schmeichelte. Man fiel in das Extrem und die schmuckloseste Einfachheit trat an die Stelle. Was etwa noch erhalten blieb und was später eine Modeliebhaberei wieder aufspürte, hatte nicht der Geschmack daran, sondern die Pietät für die, die es einst besaßen, gerettet.

Ehe ich nun in das Privatzimmer meines Großvaters eintrete, werfe ich einen Blick auf den Wohnort selbst: auf ein märkisches Dorf, wie ich mich dessen aus der Kindheit erinnere. Wenn ich das Herrenhaus schmucklos und bescheiden in seiner äußeren Erscheinung nannte, so trat es nichtsdestoweniger bedeutend vor den andern Wohnhäusern des Ortes hervor, die in ärmlicher Ursprünglichkeit die lange Dorfstraße einschlossen. Noch waren selbst zu der Zeit, in der ich sie kennen lernte, die niedrigen Häuser sämmtlich mit Stroh oder Rohr gedeckt; kein Schornstein überragte das Dach, der Rauch quoll durch die Hausthür hervor und unter dem Dach heraus, das gebogen und schief mit stetem Einsturz zu drohen schien. Das Innere zeigte Mangel an jedem Schmuck, jeder Annehmlichkeit; ein roher Tisch, Schemel, höchstens ein Armstuhl an dem Ofen aus rohen Backsteinen; in der Kammer eine Bettstelle und die Truhe; in der Küche der gewaltige Herd, ohne Schornstein; an dem eisernen Haken der kupferne Kessel; Alles geschwärzt vom immer wirbelnden Rauch. Außen aber beschatteten Obstbäume die ärmlichen Hütten, auf denen hier und da ein Storchnest die Giebel krönte. Die Bewohner hatten nicht viel, aber sie bedurften noch weniger. Hinter den Gehöften lag der sogenannte Garten, zunächst für Gemüse mit Obstbäumen, dann eine kleine Wiese, auf der der Zufall oft kräftige alte, breitgipflige Eichen hatte wachsen lassen. Jetzt zeigt das Dorf eine Reihe stattlicher massiver Wohnhäuser, deren Fenster Gardinen schmücken und hinter denen die Wirthschaftsgebäude, meist in Backsteinen, auf den Fundamenten aus prächtigem, gesprengten Granit aufgebaut sind. Nur die alte Kirche aus rohem Steinbau mit dem einfachen Thurm, dessen Wände mit graugewordenen Brettern bekleidet sind, ragt noch über den Häusern des Dorfes hervor, umgeben von den halbverfallenen Gräbern und Grabgittern des nicht mehr benutzten Friedhofes.

Früher lag das Dorf, eins der größten der Umgegend, an einer sandigen Landstraße, auf der sich der spärliche Verkehr mühsam hinschleppte. Zweimal wöchentlich ging die alte Botenfrau in das Nachbarstädtchen, holte Briefe und Zeitungen, und brachte in ihrer Kiepe die kleinen Einkäufe für das Dorf. Diese Verbindung mit der Außenwelt genügte. Nun zieht längst eine Chaussee, die zwei Provinzstädte verbindet, am Orte vorbei, der Poststation geworden ist, und viermal täglich kommen Briefe. Der Telegraph vermittelt die Nachrichten aus der Ferne, und in wenig Monaten wird eine bereits ausgesteckte Eisenbahn, für die unser Dorf Station werden soll, sich den großen Weltstraßen anschließen.

Aber wir kehren zurück in das alte Herrenhaus, das seit fast sechzig Jahren nicht mehr existirt, dessen Stelle nur noch Wenige neben mir aus eigener Anschauung finden würden, und wir treten gleich in das Wohnzimmer meines Großvaters, das er in den letzten Jahren seines Lebens nur noch verließ, wenn er sich zur Nachtruhe in das anstoßende Schlafzimmer begab. Neben der Eingangsthür ein Tisch und Stühle, dann der mächtige Kachelofen auf vier Beinen. Unter diesem liegen drei bis vier schwarze Teckelhunde auf Kissen oder kleinen Polsterstühlen und freuen sich der behaglichen Wärme des Ofens, der durchs ganze Jahr, im Winter und Sommer, geheizt wird. Auf der zweiten Wand, zwischen Ofen und Thür, die über einen kleinen Nebenflur zur Küche führt, steht des alten Herrn Schreibschrank, sehr unbequem den Fenstern gegenüber. Er ist nicht eigentlich im Rococostil, aber doch kunstvoll in verschiedenen Mustern in Holz ausgelegt. Auf demselben steht die Uhr unter einem hölzernen Gehäuse mit Glasscheiben, das fast die Gestalt eines kleinen Gardinenbettes damaliger Zeit hat. Die Uhr aber ist schön und geschmackvoll. Zu beiden Seiten des Gehäuses vortrefflich in Holz geschnitzte Figuren; links die Zeit, ein Greis mit der Sense, rechts eine weibliche Gestalt, die einem Genius ein aufgeschlagenes Buch zeigt, das auf ihrem Schoß ruht, vielleicht die Geschichte bedeutend. Auf der Uhr zwei Kindergestalten, die sich umschlingen. Das Gehäuse ist weiß, die Figuren in mattem und glänzendem Gold. Der geheimnißvolle Schrank, die Uhr mit ihrem allegorischen Schmuck regten die Kinderphantasie mächtig an. Nun habe ich Beide seit vierzig Jahren im eigenen Zimmer in Gebrauch und etwas von dem alten Zauber ist geblieben, ja mir ist es, als flüsterten sie mir Kunde zu von dem Raum, den ich beschreiben will und ergänzten meine Erinnerung. An der nächsten Wand stand nur das Sopha, auf dem der Großvater allein den Platz inne hatte, und in den beiden Fenstern der letzten Wand Stühle, zwischen ihnen eine geschweifte Commode, darüber der Spiegel mit vergoldetem Rahmen, geziert mit dem Medaillon-Porträt Friedrich's des Großen. In der Mitte des Zimmers ein großer Eßtisch. Das war der Raum, den der Greis ausschließlich bewohnte, in dem er schrieb, las, seine Mahlzeiten hielt, Besuch um sich versammelte, ja in dem Geschäftsleute und Ortsangehörige ihm ihre Anliegen vortrugen und die Gerichtstage abgehalten wurden in der Zeit, in der der Gutsherr zugleich der Gerichtsherr über die Insassen seines Grundbesitzes war.

Mein Großvater war über achtzig Jahre alt seit meine Erinnerung reicht; seinen beiden Söhnen hatte er benachbarte Güter übergeben, die sie bewirthschafteten; sie waren, bei seinem Leben, verheirathet und hatten je einen Sohn und eine Tochter. Jeden Mittwoch verlangte er seine Söhne zu Tisch bei sich zu haben, und jeden Sonntag die beiden Familien. Da galt keine Entschuldigung, und alles Geschäftliche mußte sich diesem Unumstößlichen fügen. Punkt eilf Uhr mußten wir da sein, nicht früher, nicht später. Das war für die Eltern ein fühlbarer Zwang, wir Kinder nahmen es für etwas Selbstverständliches und trotz der Scheu, die uns der alte Herr einflößte, trotz der Ermahnungen der Eltern, uns in seiner Gegenwart vollkommen ruhig zu verhalten, war es immerhin eine Abwechselung, auf die wir uns freuten und die mit manchem Geheimnißvollen und Fremdartigen unsere Neugier und Phantasie anregte.

Ich will versuchen, solchen Sonntag zu schildern. Die beiden Familien kommen fast zu gleicher Zeit an, und da man die Wege, die zum Wohnort des Großvaters zusammenliefen, weithin übersehen konnte, ließen die, welche einen Vorsprung hatten, die Pferde langsamer gehen, um sich zu treffen. Wenn wir eintraten, saß der alte Herr der Thür gegenüber auf dem Sopha und erhob sich halb zur förmlichen Begrüßung. Wir Kinder mußten zu ihm herantreten und er reichte uns die Hand. Er war ein kleiner, verwachsener Mann, aber es lag etwas Achtunggebietendes, Einschüchterndes in seinem strengen Wesen, etwas Imponirendes in dem schönen Auge. Die Söhne nannten ihn „Du" und auch wir Kinder hatten diese Anrede uns herausgenommen. Die Schwiegertöchter redete er „Frau Tochter" und mit „Sie" an, und nach kurzem Gruß nahmen sie die Plätze an dem einen Fenster ein, während wir Enkel uns in das andere drängten. Der Großvater führte allein die Unterhaltung; unangeredet durfte Niemand sprechen; alles Flüstern oder gar Lachen wies er streng zur Ruhe. Aber doch war die Unterhaltung belebt. Fast immer war der Geistliche des Ortes, der die Zeit seines Gottesdienstes darnach einrichten mußte, zu Tisch geladen, oft auch der Müller im Dorfe, der früher eine Reihe von Jahren als Wirthschafter das Gut verwaltet hatte, und der mußte dann die Vorkommnisse in der Umgegend berichten. Er sprach eine Mischung von Platt- und Hochdeutsch, war aber ein kluger Mann mit sicheren Manieren und kannte die Eigenheiten des alten Herrn ganz genau und war eingeweiht in alle Verhältnisse der Familie. Meinem Vater und dessen, um ein Jahr älteren, Bruder war er oft dienstfertig und nützlich gewesen, wenn sie dem Großvater irgend etwas Geschäftliches mitzutheilen hatten, womit sie fürchteten, ihn ungeduldig oder heftig zu machen: „Da müt'en se dummdrieſt mit routkomen," sagte er, „süſſ schnit he ehn' forts de Red' af, un wenn he schlimm is, fort' he jedwer Wort an." So war der alte Müller Rogge uns Allen ein erwünschter Gast. Im Uebrigen drehte sich die Unterhaltung um Politik und Literarisches, denn der Großvater las fast den ganzen Tag, und in den späteren Jahren, als die Augen versagten, ließ er sich von einer Gesellschaftsdame vorlesen. So blieb er, bis zu seinem Tode, in Verbindung mit Allem, was neu erschien; neben der Belletristik, besonders der französischen, waren es Reisebeschreibungen, auch philosophische Werke, die ihn interessirten und in- und ausländische Zeitungen. Das freilich habe ich erst später erfahren, aber der Beweis liegt vor mir in der ziemlich umfangreichen Bibliothek, die noch in meinem Besitz ist, und von der doch im Laufe der Jahre, ein großer Theil als unbrauchbar, des Raumes wegen, ausgeschieden oder sonst untergegangen ist. Aber darauf komme ich später zurück und will nun noch einmal meine Schilderung des Sonntags beim Großvater wieder aufnehmen.

Punkt zwölf Uhr öffnete sich die Thür und der Diener, ein Riese von nahezu sechs Fuß, trat ein und setzte die Suppenterrine auf den Tisch. Er war Pole und im Jahre 1806 Officiersbursche bei meinem Vater in dem unglücklichen Kriege gewesen, mit ihm ins Elternhaus gekommen und dort als Diener geblieben. Genannt wurde er auf Hochdeutsch „Gera", auf Plattdeutsch „Gerat". Welche Sprachweise richtig war, ist nicht zu erweisen, da er weder lesen noch schreiben konnte, noch überhaupt mehr als gebrochenes Deutsch sprach, und seinen

Namen mit dem Sprachtalent seiner Nationalität und der Willkür des angeborenen Accents sich selbst zurecht gemacht hatte. Er wurde mit „Er" angeredet und hatte etwas sehr Devotes, dabei aber eine ungewöhnliche Findigkeit für seine Obliegenheiten, trotz einer gewissen Tölpelhaftigkeit seiner Manieren. Er stand im Ruf, bei Zurechtweisungen immer eine Ausrede bereit zu haben, wenn auch eine noch so unglaubwürdige. Das hatte ihm manche Rüge seines Herrn zugezogen, die sich in der Heftigkeit bis zu Ohrfeigen gesteigert haben soll, was sich bei seiner Riesengestalt, dem kleinen, schwächlichen Manne gegenüber, sehr possirlich muß ausgenommen haben; aber nichts destoweniger war er diesem sehr treu und bewies das nach jeder Richtung. Der Mittagstisch war so einfach als der ganze Zuschnitt des Hauses und bestand aus drei Gerichten, zu denen „nur für die Kinder" eine Mehlspeise hinzugefügt war, die uns aber zur Pein wurde. Denn jedesmal, wenn die Reihe an uns kam, davon zu nehmen, rief der Großvater: „Gera, stelle er die Teller der Kinder ins Fenster, sie verbrennen sich sonst." Da stand nun die ersehnte Speise, die Eltern waren längst fertig damit, wir aber mußten lautlos warten und bekamen dann kalt, was uns zugedacht war.

Nach dieser Geduldsprüfung kam die Freiheit. Während in dem heißen Zimmer die Unterhaltung, die der Großvater fast allein führte, sich belebte, durften wir Kinder hinaus in den Garten, wo uns Gespielen aus der Dorfjugend erwarteten. Freilich, das eigentliche Ziergärtchen, das zwischen dem Hause und der Dorfstraße lag, durften wir nicht betreten; es war mit seinen Blumenbeeten, Taxus-Pyramiden und Orange-Bäumen, welch' letztere heute noch grünen und blühen, von der Großmutter, die seit zehn Jahren todt war, angelegt und gepflegt worden. Wir hatten sie selbst nicht mehr gekannt; aber ihr stiller, praktischer und dabei so selbstvergessener Sinn, ihr tiefes Gemüth warfen milden Schein in das Leben der beiden Söhne, ja Aller, die in den Kreis ihres Wirkens, ihrer Theilnahme, ihres Rathes getreten waren, von Verwandten und Nachbarn bis zum letzten Dienstboten hinab. Bis zu seinem neunzigsten Jahre hat mein Vater mir fast bei jedem Zusammensein von seiner Mutter erzählt und niemals ohne Thränen in den Augen. Der Großvater ehrte ihr Andenken auch dadurch, daß er ihr Gärtchen, die Zuflucht ihrer einsamen Stunden, vor den Kinderspielen der Enkel schützte. Dafür stand uns der große, neu angelegte Gemüse- und Obstgarten zu freier Verfügung. Uebrigens bot er uns nur ein Besonderes: das sogenannte Lusthaus des Großvaters, obgleich auch das uns verschlossen war und wir nur durch die Spalten der geschlossenen Läden hineinlugen konnten, wie in ein geheimnißvolles Räthsel. Es war ein Denkmal der Mode des vergangenen Jahrhunderts. Damals hatte jedes Herrenhaus im Garten sein Lusthaus, das sich jeder, oft ziemlich bizarr, nach Launen und Geschmack aufbaute. Zunächst der Einsamkeit gewidmet und zum Schutz in Regentagen, diente es doch meist praktischen Zwecken, namentlich zur Aufbewahrung von Gartengeräthschaften, oder Obst während des Winters. Die Art, wie mein Großvater sich sein buon retiro gebaut hatte, wie er es seiner Neigung nach benutzte, ist bezeichnend für ihn. Am Ende des Obstgartens floß der Mühlenbach, der den Garten gegen eine Pferdeweide begrenzte. Ueber diesen Bach, auf

Pfählen, war das Lusthaus gebaut, von außen schmucklos aus Holz und Ziegelsteinen, gedeckt mit Schindeln. Innen sah der kleine Raum behaglich aus. An der einen Wand, der Eingangsthür gegenüber, ein Kamin, an zweien, die auf den Bach hinaussahen, Fenster. Die Wände waren dunkelgrün, mit Oelfarbe gestrichen, das einfache Mobiliar, im Rococo-Stil, bestand aus Sopha, Stühlen, Tisch und einem Schränkchen. In letzterem waren Bücher und Thonpfeifen. Der alte Förster, der den Schlüssel zu dem Häuschen hatte, ließ uns zuweilen hineinblicken, indem er die Thür halb öffnete. Ueber die Schwelle durften wir nicht treten, das hatte „de oll Herr" für Jeden verboten, obgleich er selbst seit Jahren den sonst so viel benutzten Raum nicht mehr aufgesucht hatte. Ueberschattet von den dichten Erlen, die am Rande des Baches aufgeschossen waren, umplätschert vom Bach, auf dem es stand, das Innere jedem Blick von Außen entzogen, muß der behagliche Raum in heißen Sommertagen in der That eine poetische Zuflucht für den einsam Studirenden gewesen sein. Da saß der alte Herr oft ganze Tage und Niemand durfte ihn stören, und nicht nur im Sommer, sondern spät in den Herbst hinein, so lange das Feuer im Kamin ausreichte, das Zimmerchen zu erwärmen. Dann, als er älter wurde, kam er nicht mehr, ja er ging nie des Weges, um den lieben Raum nicht wiederzusehen. — Der Großvater war ein Gelehrter und sein Beispiel, seine Erziehung hat den Sinn für Wissenschaft und Poesie auf Kind und Kindeskinder weitervererbt. Das war, in damaliger Zeit, überraschend für einen märkischen Land-Edelmann, aber es hatte seinen natürlichen Grund. Als Knabe von neun Jahren hatte er sich in der Füllenweide auf ein ungesatteltes Pferd geschwungen und war abgeschleudert worden. Der Fall muß hart gewesen sein und die Kunst der Aerzte in den Provinzialstädten war dazumal wohl noch auf unzureichende Empyrie gebaut; kurz, der Knabe, ganz gegen die Tradition seines Geschlechtes, blieb klein und verwachsen, und ferngehalten den körperlichen Uebungen und Geschicklichkeiten seiner Altersgenossen, in denen er keine Aussicht hatte, es diesen gleichzuthun. Dafür warf er sich, unterstützt von einem glänzenden Gedächtniß und scharfem, zum Sarkastischen neigenden Verstand, mit aller Energie auf seine geistige Ausbildung. Er machte seinen Schulcursus auf dem damals renommirtesten Alumnate zu Kloster Bergen bei Magdeburg durch und bezog, nachdem er zwei Jahre in der Prima gesessen hatte, die Universitäten zu Helmstädt, Göttingen und Halle, wo er seine lateinische Dissertation schrieb und öffentlich disputirte. Dann arbeitete er am Kammergericht in Berlin, wo er vorzugsweise in den dortigen gelehrten Kreisen verkehrte, mit Nicolai und Lessing, und namentlich mit Moses Mendelssohn, dem er freundschaftlich näher trat. Neben wissenschaftlichen Arbeiten übte er auch poetische Versuche und beherrschte die französische, italienische und holländische Sprache, ohne, bis zu seinem Tode, das Lateinische bei Seite zu legen. Von den deutschen Dichtern stand ihm Goethe am nächsten, wegen seiner Natürlichkeit und weil er alle seine Schöpfungen vom ersten Erscheinen verfolgte. Mit Schiller konnte er sich nicht befreunden. Schon die Räuber hatten ihn abgeschreckt und dem idealen Flug der späteren Werke vermochte der Greis nicht mehr zu folgen.

Ein Zeitgenosse, der als Schriftsteller damals nicht unbekannte Stephan

Schütz, war durch Zufall in die Nachbarschaft meines Großvaters gekommen und hatte einige Male in seinem Hause verkehrt. Das veranlaßte ihn, als er den Tod meines Großvaters erfuhr, in einem längeren Aufsatz über diese Begegnung zu berichten und ich lasse einen kleinen Auszug dieser Besprechung folgen. Nachdem er eine Charakteristik der Bildungsstufe und der Liebhabereien des Landadels in der Mark unterworfen hat, sagt er von meinem Großvater: „Ohne die Gutsverwaltung ganz aus dem Auge zu verlieren, war er hauptsächlich für sich, für sein inneres Leben, ein Denker, ein Gelehrter, ein Philosoph. Wenn man in sein Haus trat, war das öde Leben umher vergessen, besonders wenn man unsern Baron, nach lebhaftem Empfang, nur freundlich sprechen hörte. Die Geläufigkeit, Gewandtheit, Freiheit seiner Unterhaltung versetzte den Gast auf der Stelle in den gebildetsten Cirkel der Residenz, wenn anders dieser einer so geistreich ist, und in der Bezeichnung der Wahrheit auch den stärkeren Ausdruck nicht scheut. Eine eigene Geschicklichkeit besaß der zuvorkommende Wirth darin, das Gespräch, wenn kaum der erste Gruß vorüber war, auf den Gegenstand zu lenken, der ihm gerade am Herzen lag, sei es nun irgend eine Staatseinrichtung, eine kirchliche Neuerung, eine wissenschaftliche Controverse, besonders aber eine philosophische Streitigkeit, und sehr glücklich war er, wenn ihm der Gast nur einiger Maßen folgen konnte. Nicht leicht hielt Einer gegen seine Beredtsamkeit Stand, denn die Worte waren ihm so gut zu Gebote, und er mischte nicht selten Scherz und launige Einfälle mit ein, auf die nicht Jeder gefaßt war.

Bei dieser herrschenden Neigung zur Gelehrsamkeit war es denn wohl sehr natürlich, daß er vorzugsweise den Umgang suchte, von dem er hoffte, daß er den Forderungen seines Geistes entspräche. Keinen Prediger, keinen Candidaten, der von draußen hereinkam, keinen wissenschaftlichen Fremden, der die Gegend berührte, ließ er außer Acht, wenn anders sie zu einer geistreichen Unterhaltung ihm Hoffnung gaben. Aber auch die Kunst, namentlich die Musik erregte seine lebhafte Theilnahme, und wo immer er in der Nachbarschaft von einem musikalischen Talent hörte, so lud er es, welchem Gesellschaftskreise es auch angehörte, in seinen Musentempel ein, denn so konnte in der That seine stille Wohnung heißen, wenn hier Geist und Scherz zu einem fröhlichen Mahle sich versammelt hatte, und Saitenspiel und Lied erklang. Eine schöne Welt schwebte dann vor der erheiterten Phantasie, und er lebte als ein glücklicher Horaz darin."

So erzählt Stephan Schütz von ihm nach einem flüchtigen Verkehr im Jahre 1798. Manche Züge seines Bildes lebten wohl noch fort in dem Greise, als welcher ich ihn, fast dreißig Jahre älter, in der Kindererinnerung bewahre, aber stiller, scherzloser, oft verstimmt war er wohl nach schmerzlichen Erfahrungen mit den Gebrechlichkeiten des Alters geworden.

Damals beschäftigten ihn noch die Controversen, welche die Kant'sche Philosophie hervorgerufen hatte, und er bekämpfte diese mit den Waffen des alten Leibnitz'schen Systems; dann traten die Folgen der französischen Revolution in den Vordergrund des Interesses und nun richteten sich alle Blicke auf den immer steigenden, immer drohender werdenden Ruhm des ersten Consuls. Mit den Worten: „Wat macht Bunepart?" kommt täglich der alte Müller Rogge ins

Zimmer und dann wurde besprochen, was die Zeitungen berichteten. Aber noch sah man so zuversichtlich auf die Armee, die der große König geschaffen und mit der er sich als unüberwindlich bewährt hatte, daß eine ernste Befürchtung für das eigene Vaterland nicht Platz greifen konnte. Als der Krieg dann doch ausbrach, trat der jüngere Sohn, mein Vater, der seine Erziehung auf der damaligen académie militaire in Berlin genossen hatte, in die Armee und theilte das Unglück derselben. Eine lange Zeit der Schmach für das Vaterland, der Bedrückung der Besitzenden, der Vernichtung des allgemeinen Wohlstandes trat ein, und jetzt konnte mein Großvater sein Wissen, seinen muthigen Charakter, seine unerschütterliche Gerechtigkeit für sein Haus und für die weiteren Kreise seiner Nachbarschaft bewähren. Die lange französische Occupation lastete schwer auf den Landsitzen und Gemeinden auch in der Mark; die Contributionen stiegen bis zum Unerschwinglichen, namentlich im Verhältniß zu der kargen Ertragsfähigkeit des Landes, die nur den bescheidensten Ansprüchen der Bevölkerung Genüge leistete. Mein Großvater, der das Französische wie seine Muttersprache sprach und schrieb und in der französischen Literatur gründlich bewandert war, empfing die napoleonische Einquartirung wie Gäste, aber er verlangte auch, daß sie ihn als Herrn des Hauses ansahen und ehrten. Er dehnte seine Gastfreundschaft auch auf die gebildeteren Officiere aus, die in der Nachbarschaft in Quartier lagen, aber er forderte dafür ihre Unterstützung, wo immer ein Conflikt drohte oder ausbrach. Die Feinde ehrten die Energie, die Unerschrockenheit, die Gerechtigkeit des schon alternden Mannes, dessen Wissen auch auf dem Boden ihrer heimischen Bildung, ihnen imponirte und so nahm der Verkehr den Charakter freundlicher Geselligkeit an. Immer vorangehend in Opfern, die für das Allgemeine gebracht werden mußten, immer eintretend wo es galt, Andern Recht und Billigkeit zu wahren, gab und empfing er in dieser schwersten Zeit des Vaterlandes manche freundliche Stunde anregenden geselligen Verkehrs, dankbarer Anerkennung und knüpfte angenehme Verbindungen, die über Jahre hinaus fortdauerten.

Dann kam die Erhebung des Vaterlandes und mit ihr bange Sorgen um den jüngsten Sohn, der wieder in die Armee getreten war, und mehrfach, zuletzt schwer verwundet, in Prag darnieder lag. Zu dieser Zeit starb, nach kurzer Krankheit, meine Großmutter, und der rückkehrende Sohn fand das Elternhaus vereinsamt wieder.

Es war am 8. October 1826, an einem Sonntage und schon waren die beiden Familien bereit, in gewohnter Weise zu Tisch hinüber zu fahren, als ein reitender Bote kam mit der Meldung, der alte Herr fühle sich nicht wohl und wünsche, daß nur seine beiden Söhne kommen möchten. Diese hatten den Vater matter gefunden als sonst und schickten zum Arzt, gegen den Willen des Kranken, der sich mit ihnen zu Tische begab, und fast heiter erklärte, in die Gesetze der Natur sei nicht einzugreifen, seine Tage gingen zu Ende und er fürchte nicht den Tod, den er als Verheißung der höchsten irdischen Offenbarung auffasse. Er ließ sich dann bald nach Tische zu Bett bringen, aber so klaren Geistes, daß die Söhne ohne Beunruhigung heimfuhren. Wir hatten den Tag doch in unheimlicher Erregung zugebracht und freuten uns, den Vater früher als wir ihn erwartet hatten, zurückkommen zu sehen. Es war ein naßkalter Herbsttag. Ueber

den Himmel zog das dunkle Gewölk und der Tag schwand früh. Da sprengte wieder ein Reiter auf den Hof und rief den Vater zurück. Mit dem alten Herrn sei eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die Söhne kamen noch zu den letzten, leisen und unbewußten Athemzügen des vierundachtzigjährigen Greises.

Welch tiefen Eindruck das Ereigniß auf mich, den noch nicht sechsjährigen Knaben machte, beweist, daß mir die Stimmung des Tages, die Todesnachricht, die Trauer des heimkehrenden Vaters noch heute ganz frisch im Gedächtniß stehen.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen blieb der Sarg noch sechs Wochen lang ungeschlossen in dem abgelegenen Lusthause stehen, das ich oben beschrieb. So war er doch nach Jahren zurückgekehrt zu dem Raum, der ihm so oft zu geistig belebten, poetisch erregten Stunden eingeladen und ihm Zuflucht gegeben hatte. Die herbstlichen Erlen streuten ihr fallendes Laub auf das Dach, das den Todesschlummer ihres Freundes beschützte; der kleine Bach, bewegt vom rauschenden Herbststurm, sang das Schlummerlied klingend um die Pfosten, die diese Ruhestätte trugen, die, gleich nachdem sie ihren Erbauer noch einmal beherbergt hatte, und er dann zur Gruft im Kreise seiner Ahnen geführt war, auch abgerissen wurde. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt und sollte keinem andern Zweck mehr dienen.

Die deutschen Pilgerväter.

Am letzten 6. October sind es zweihundert Jahre geworden, daß die erste deutsche Auswanderungsgesellschaft bei der jetzigen Stadt Philadelphia ihren Fuß auf die amerikanische Küste setzte. Es war ein kleines, bescheidenes Häuflein von dreizehn Familien oder höchstens vierzig Personen, welches am 24. Juli 1683 aus Crefeld ausgezogen und nach 75tägiger Fahrt in Delaware eingelaufen war. Seitdem sind Hunderttausende und Millionen unserer Landsleute jenen schlichten Leinewebern vom Rheine nachgefolgt, und jede deutsche Landschaft hat, die eine in höherem, die andere in geringerem Grade mit dazu beigetragen, das ursprünglich so unscheinbare Rinnsal deutscher Auswanderung zu einem mächtigen Strome anzuschwellen.

Unsere Landsleute drüben haben die Feier dieses Tages in allen Theilen des Landes mit großem Pomp begangen. Es liegen bereits Berichte vor aus Philadelphia, Baltimore und Washington, aus Newark, den Nachbarorten von New-York, Rochester und Buffalo, aus Cleveland, Cincinnati, St. Louis und dem deutschen Städtchen Hermann. In allen diesen Orten sind die Deutschen massenhaft ausgerückt und haben in festlichen Aufzügen in den Straßen paradirt. Die Beschreibungen dieser Paraden unterscheiden sich im Wesentlichen nicht viel von einander. Philadelphia, in dessen Stadtgebiete Germantown heut zu Tage den 22. Bezirk bildet, stand natürlich an der Spitze von allen diesen Städten. Die dortigen Deutschamerikaner wollten ihren amerikanischen Mitbürgern den handgreiflichen Beweis für ihre Mitwirkung bei der friedlichen Eroberung des Landes und zugleich für ihre heutige Zahl und Bedeutung liefern. Dieser Beweis ist ihnen ganz vortrefflich gelungen. Der Festzug allein brauchte $3^1/_2$ Stunden, um an dem Zuschauer vorbeizupassiren. Nichts macht größeren Eindruck auf den Durchschnittsamerikaner, als der Begriff der Quantität. Oft habe ich einen solchen bei dem Anblick großer Massen oder bei Volksversammlungen ausrufen hören: das sind so und so viel Stimmen! In der Bewunderung der größten Menge, im Superlativ äußert sich vielfach der Idealismus des Volkes; allein es sieht zugleich auch auf den praktischen Kern, auf den realen Nutzen.

Concerte wechseln bei solchen Festlichkeiten gewöhnlich mit Picknicks und Volksversammlungen oder Reden mit theatralischen Vorstellungen, oder sie werden auch alle zusammen vorgeführt. Die Deutschamerikaner aber verstehen sich auf gute, ja begeisternde Programme besser als Andere. Sie haben ein hochentwickeltes Vereinsleben, welches sie in den Stand setzt, öffentliche Aufzüge umfassend, schön und schnell zu veranstalten. Dazu tritt der Stolz, den Amerikanern zu zeigen, was sie leisten können, und daß sie ihnen in diesen Dingen gewaltig „über sind". In der kleinen deutschen Stadt Hermann am Missouri wurden zur Feier des Tages u. A. auch lebende Bilder gestellt, deren erstes, mitten aus dem Leben gegriffen, eine Einwandererfamilie mit acht blondhaarigen Kindern darstellte, welche wie die Orgelpfeifen aufeinander folgten, während ein anderes den alten Revolutionsgeneral Steuben zeigte, wie er mit Continentaltruppen die mit Indianern verbündeten Engländer in die Flucht schlägt. Von

den drei verschiedenen Theilen des Festzuges, welcher am 8. October durch die Hauptstraßen Philadelphia's zog, möge hier nur der erste, der historische, erwähnt werden. Die beiden anderen, deren einer aus den Turnern und sonstigen Vereinen, sowie endlich der dritte, welcher aus den Gewerken bestand, trugen eine locale Färbung und nahmen deshalb auch kein allgemeines Interesse in Anspruch. Der geschichtliche Theil, dessen Beschreibung ich dem New-Yorker „Belletristischen Journal" entnehme, gibt am Anschaulichsten den Geist wieder, welcher die ganze Feier beherrschte. „Er begann mit den Vertretern der Periode des dreißigjährigen Krieges, dessen Schrecken und traurige Nachwirkungen den Anstoß gegeben zur ersten, in größeren Gruppen unternommenen Auswanderung aus den verwüsteten deutschen Gauen. Den berittenen Herolden, Trompetern, Standartenträgern, Landsknechten u. s. w. folgte der Wagen der Germania und dann der Kriegshelden: Gustav Adolf, Herzog Bernhard von Weimar, Tilly, Pappenheim ꝛc., sämmtlich in historischem Kostüm. Einen passenden Gegensatz zu diesem kriegerischen Bilde lieferte die folgende Gruppe: William Penn, dem Volke am Rhein von den Wundern und dem Segen der neuen Welt berichtend. Dann kamen die ersten Germantowner Ansiedler mit ihrem Blockhause und der sich daran emporrankenden heimischen Rebe, wie dem gleichfalls aus der alten Heimath mitgebrachten Webstuhl. Natürlich durften nun auch die Ureinwohner des Landes in ihrer malerischen, barocken Ausstattung nicht fehlen, und die Indianer-Abtheilung des Zuges zählte wohl gleichfalls zu den gelungensten. Christoph Saur, der deutsche Drucker Germantowns, aus dessen Officin im Jahre 1743 die erste deutsche Bibel-Ausgabe in Amerika hervorgegangen, erschien zunächst; man sah die alte Druckerpresse in voller Thätigkeit, das Titelblatt der Bibel herstellend, das dann unter die Menge vertheilt wurde. Den Schluß der ersten Division des historischen Festzuges bildete eine, dem Andenken der im Jahre 1764 entstandenen ersten Deutschen Gesellschaft gewidmete Gruppe. Die folgende Abtheilung veranschaulichte nun den Antheil, welchen die deutsche Einwanderung an dem Unabhängigkeitskriege und der späteren Besiedelung und Civilisirung des Landes genommen. Prächtig machte sich der Wagen der Freiheitsgöttin, umgeben von den Helden der Revolution: Washington, Lafayette, Kalb, Kosciusko, Steuben u. s. w. Die nächste Gruppe verherrlichte den Moment, in welchem Pastor Mühlenberg vor dem Altar den Talar abstreift und das Schwert erfaßt, um seine deutschen Freunde zum Kampfe gegen die Unterdrücker zu führen. Den Schluß dieser Abtheilung bildeten Wagen mit Emigranten, die dem fernen Westen zuziehen, und endlich eine prächtige Versinnbildlichung des deutschen Gewerbfleißes." Diese charakteristische Darstellung der Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Einwanderung haben es auch dem beschränktesten Nativistenverstande klar gemacht, daß das deutsche Element die ganze und volle Gleichberechtigung in der sich erst bildenden amerikanischen Nation in Anspruch nehmen kann und muß. Ja sie hat mehr als das gethan, da sie für jeden denkenden Menschen den endgültigen Beweis beigebracht hat, daß ohne die treue Hingabe der Deutschen an die Interessen des Landes ihrer Wahl und ohne ihren bienenartigen Fleiß die wirthschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten nicht so schnell emporgeblüht wäre und daß mit unseren Landsleuten, wenn sie auch schon durch ihre Massen allein ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen, wohl oder übel gerechnet werden muß. Es ist deshalb auch keine Uebertreibung zu sagen, daß die Union das, was sie heute ist, ohne die Mitarbeit der Deutschen niemals hätte werden können.

Auch Crefeld gedachte an jenem Tage mit herzlicher Theilnahme der Schicksale seiner ausgewanderten Söhne, bildeten sie doch für Deutschland den ersten Anfang, für Amerika aber ein äußerst wichtiges Glied in jener mächtigen Völkerbewegung und friedlichen Völkerwanderung, welche seitdem einen ganzen Welttheil der Cultur erobert hat. Es war eine sinnige, wehmüthige und doch erhebende Feier, an welcher sich die hervorragendsten Bürger und Damen der Stadt, den Oberbürgermeister an der Spitze, betheiligten; sie konnte sich natürlich nur auf einen geschichtlichen Rückblick und die Erklärung der Beweggründe der Auswanderer beschränken. Ein vortrefflich ausgeführter

einleitender Gesang des Crefelder Singvereins und der Liedertafel (Chor aus Josua mit unterlegtem, für die Gelegenheit gedichteten Texte von Dr. W. Buchner) versetzte die große Versammlung in eine weihevolle Stimmung, der Verfasser dieses Artikels hielt die Festrede, welche Herr Oberbürgermeister Küper beantwortete; der Beethoven'sche Chor endlich: „Die Himmel rühmen ꝛc." bildete den Schluß.

Es sei mir gestattet, den Gedankengang jener Rede hier kurz wiederzugeben, da sie die Frage zu beantworten suchte: „Warum haben die ersten Crefelder Auswanderer ihr Vaterland verlassen und auf wessen Veranlassung sind sie gerade nach Pennsylvanien gezogen?"

Es war etwas mehr als ein Menschenalter nach dem dreißigjährigen Kriege, eine trostlose schreckliche Zeit, vielleicht die traurigste Periode der ganzen deutschen Geschichte. Es war die Zeit, wo die Türken im Osten, die Schweden im Norden, die Franzosen im Westen unsers Vaterlands die Kriegsfurie von Neuem wieder losließen und wo im Süden Habsburg, Rom und Spanien die kärglichen Ueberreste von Gewissens- und Glaubensfreiheit unterwühlten, ja mit Stumpf und Stiel auszurotten suchten. Ueberall im Lande lagen Kunst, Handel und Verkehr vollständig darnieder. Was der dreißigjährige Krieg noch nicht völlig verwüstet hatte, das vollendeten die französischen Raubzüge unter Turenne, die Wegnahme von Straßburg und die Verheerung der Pfalz. Die Mündungen des Rheins waren nach dem westfälischen Frieden von den Holländern verstopft, die Nord- und Ostsee blieb durch die Schweden und die anderen nördlichen Völker besetzt und die natürlichen Handelswege, die früher durch Deutschland gegangen waren, verödeten, wenn nicht in ihrer ganzen Ausdehnung durch den Krieg, so doch in Folge der verschiedenen neuen Handelsstraßen täglich mehr, während natürlich der Reichthum der freien Reichsstädte wie Augsburg, Ulm, Nürnberg u. s. w. immer tiefer sank. Der arme und gedrückte Unterthan hatte weder die Mittel noch den Unternehmungsgeist, sich auf weitaussehende Unternehmungen einzulassen und verarmte immer mehr. Der kleine Mann ernährte sich mühsam von seiner Hände Arbeit, die ihm oft genug von den fremden Eindringlingen vor dem Munde wieder weggenommen wurde. Es war kein Frieden und kein beständiger Krieg, aber ein Zustand schlimmer als beide, durch welchen das Volk in einen Zustand steter Ermattung und Schwäche gehalten wurde; es schwälte überall, aber es brannte nicht in demselben Verhältnisse.

Hierzu kamen noch die argen finanziellen Verhältnisse: die unmittelbaren Reichsfürsten, die im westfälischen Frieden als souveräne deutsche Mächte vom Ausland anerkannt worden waren — natürlich in dessen Interesse, da es dadurch in den Stand gesetzt wurde, sich ewig in deutsche Angelegenheiten zu mischen — brauchten mehr Geld, als ihr Land einbrachte und fielen, um sich nach außen hin größer aufzuspielen, auf den kleinen Mann zurück, der von nun an zu den früheren Lasten noch kostspielige Hofhaltungen zu bestreiten hatte.

Auch auf dem religiösen Gebiete war es nicht viel besser. Wenn Katholiken und Protestanten nicht in offener Feindschaft mit einander lebten, so standen sie um so mehr im heimlichen Kriege einander gegenüber, und suchten direct und indirect einander so viel Abbruch als möglich zu thun. Aber was noch schlimmer war, das war der Umstand, daß die Lutheraner und Reformirten einen viel erbitterteren Krieg mit einander unter sich führten als gegen Rom, und daß, nachdem ihnen durch den westfälischen Frieden die freie Ausübung ihres Bekenntnisses gesichert war, sie über alle Secten mit einer Wuth herfielen, welche an Verbissenheit und pharisäischer Verblendung ihres Gleichen sucht. Es war überall Kampf gegen Kampf, Krieg gegen Krieg, eine Unduldsamkeit förderte die andere und diejenigen Secten, welche nicht rechtlich anerkannt waren, hatten natürlich am meisten unter dieser Gehässigkeit zu leiden. Dazu kam nun der freche Grundsatz des „Cujus regio ejus religio", so daß z. B. die Bewohner der Pfalz in weniger als einem Jahrhundert der fürstlichen Willkür zu Liebe vier Mal ihr Glaubensbekenntniß wechseln mußten.

Auch am Rhein hatten sich um diese Zeit verschiedene Religionsgemeinden gegen die herrschende protestantische Kirche gebildet. Von England kamen die Quäker ins

Land, aus Holland zogen die Mennoniten vorzugsweise nach Crefeld und an den Niederrhein; am rechten Rheinufer von Neuwied bis in die Wetterau fanden die Täufer, die Schwärmer und Separatisten willkommene Aufnahme, und in Frankfurt a. M. trat gerade damals Philipp Jacob Spener mit seinem „Kirchlein in der Kirche" gegen den verknöcherten Buchstabenglauben hervor. Crefeld, Mülheim a. d. Ruhr, Neuwied, Berleburg und Büdingen waren und wurden für die bedrängten Sectirer die Zufluchtsorte, wo sie in Frieden leben und ihrem Gott in ihrer Weise dienen konnten.

Diese Unduldsamkeit und Verfolgungssucht beschränkte sich nicht auf Deutschland allein. Der allerchristlichste König von Frankreich rottete mit den grausamsten Mitteln seine Hugenotten aus und trieb sie einige Jahre nach der uns beschäftigenden Zeit durch Widerruf des Edictes von Nantes ganz aus dem Lande. In England bedrängten die zurückgekehrten Stuarts, wo sie nur konnten, die Vorkämpfer der Revolution, namentlich die Puritaner und Quäker, warfen sie ins Gefängniß und schafften sie gewaltsam übers Meer. Diese harten Maßregeln vermochten aber den Feuereifer der Verfolgten nicht zu dämpfen, sondern fachten ihn im Gegentheil doppelt an. Beide Secten, Puritaner und Quäker, standen auf der Höhe der Entwicklung ihrer Heimath und ihrer Zeit überhaupt. Während aber jene ebenso engherzig und grausam gegen ihre Gegner waren, als diese gegen sie, hatten die Quäker einen weiteren geistigen Horizont und suchten, statt sich von der Welt abzusperren, auf diese Einfluß zu gewinnen und sie sogar zu sich heranzuziehen. William Penn hoffte selbst den russischen Czaren und den polnischen König für seinen Glauben zu gewinnen.

Penn gilt mit Recht als der geistig bedeutendste Führer der Quäker und überhaupt als einer ihrer größten Männer. Er war der Sohn eines sehr hochstehenden reichen Mannes, eines angesehenen Admirals, welcher sich den Dank der Stuarts und Englands durch die Einnahme von Jamaica erworben hatte. Der Vater schickte seinen Sohn an den französischen Hof, damit er dort die Sitten der vornehmen Welt lerne. In England bewegte sich der junge Penn in der besten Gesellschaft und war mit einem Worte ein Mann der Mode. Da auf einmal wurde er ein anderer, warf die Hofperrücke und die seidenen Röcke von sich und wurde ein einfacher und bescheidener Quäker. Er predigte aufs Eifrigste ihre Lehre und ließ sich für seine Ueberzeugung ins Gefängniß werfen. Nach seiner Freilassung fing er von Neuem an, öffentlich zu lehren und wanderte von Neuem ins Gefängniß. Als er sah, daß es in England unter den damaligen Verhältnissen sehr schwierig war, Propaganda zu machen, wandte er seinen Blick nach dem Continente, zunächst nach Holland, welches namentlich damals die Brücke zwischen England und Deutschland bildete. Penn beschloß also, die hier lebenden Gesinnungsgenossen zu besuchen. Er machte die Reise dreimal dahin und zwar 1671, 1677 und 1683. Die Berichte der ersten sind verloren gegangen, die über die zweite aber ziemlich vollständig erhalten, ebenso die über die dritte. Für uns ist die zweite Reise Penn's von Bedeutung. Er ging damals von Holland zuerst nach Friesland, zu den Mennoniten, von da nach Westfalen, besuchte die Pfalzgräfin und Fürstabtissin Elisabeth in Herford, Tochter Friedrich's, des Kurfürsten von der Pfalz, eine sehr bedeutende Frau, mit welcher er in Briefwechsel trat, aber keine volle Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen erzielte. Von hier reiste er weiter über Paderborn, „eine finstere päpstliche Stadt", und Kassel nach Frankfurt a. M. Hier trat er in Verbindung mit den von ihren Gegnern sogenannten Pietisten, den Anhängern von Spener und fand freundschaftliche Aufnahme bei ihnen, wenn er auch in keine engere Verbindung mit ihnen trat. Ein später angeknüpfter Briefwechsel führte auch zu keinem näheren Bündniß. Darauf fuhr Penn nach Kriesheim, nicht weit von Worms, wo eine kleine Quäkercolonie blühte, an deren Spitze ein alter tapferer Cromwell'scher Oberst, William Ames, stand. Hier verweilte er mehrere Tage, predigte verschiedene Male zu seinen Freunden, und sie zur Ausdauer ermahnend, schilderte er ihnen die Freuden und Ruhe, welche ihrer warteten, wenn sie der „europäischen Knechtschaft" den Rücken kehrten und in den Urwäldern Amerika's bei voller Religionsfreiheit ein thätiges und gottseliges Leben führten, wo keine fürstliche, keine

pfarrherrliche Willkür sie in ihrem Thun und Treiben beschränke. Man denke sich die Verwunderung und Bewunderung der damaligen deutschen Unterthanen, als der vornehme Engländer begeistert und begeisternd ohne Furcht und Scheu ihnen das Evangelium einer neuen und besseren Zeit, die Botschaft der Brüderlichkeit und Verbrüderung aller Menschen verkündete, als er „das innere Licht", die eigene Ueberzeugung, sogar über die Bibel stellte, ja vor den Zuhörern die ihnen damals ganz sonderbar ins Ohr klingende Lehre von „No cross, no king" begründete.

Von Kriesheim wandte sich Penn wieder nach dem Niederrhein, namentlich Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr. Von seinem Aufenthalt in dieser Stadt erwähnt er in seinem Tagebuch eine Begegnung, welche den Mann charakterisirt und zugleich seinen mächtigen Einfluß auf die deutschen Freunde erklärt. In Duisburg hatte er unter Anderm von Dr. Maestricht erfahren, daß der Graf von Broich, in dem benachbarten Mülheim, eine Tochter habe, welche sich für die quäkerische Lehre interessire. Penn machte sich natürlich sofort auf den Weg, sie zu besuchen. Während er sich mit der jungen Gräfin im Schloßgarten unterhielt, kam ihr Vater dazu. Dieser, ein roher Mensch, fuhr den Fremden mit der Frage an, wie er sich unterstehen könne, seine Tochter anzureden, und warum er vor ihm, dem Herrn, den Hut nicht abnehme. Penn antwortete kurz, mit Würde und Ruhe, daß er vor Niemanden als vor Gott den Hut ziehe, erklärte seinen Besuch und nannte den Grafen nach Quäkerart „Du". Neue Erbitterung und Grobheiten des letzteren, der es diesmal übrigens nicht wagte, nach gewohnter Weise den fremden Eindringling mit seinen Hunden aus dem Garten zu hetzen, sondern ihn ruhig seiner Wege ziehen ließ. Auf die Umstehenden verfehlte die Scene ihren Eindruck nicht, denn in solch ungezwungener Weise hatte noch Niemand gewagt, dem regierenden Herrn ungestraft entgegen zu treten.

In Crefeld ist Penn damals nicht gewesen, wenigstens erwähnt er kein Wort davon. Aber offenbar haben ihn die Crefelder Gesinnungsgenossen besucht, und da dort schon eine kleine Quäkergemeinde bestand, die noch älter als diejenige der Mennoniten war, so hat er voraussichtlich Beziehungen zu ihnen angeknüpft und auch ihre Augen auf Amerika, als das Land ihrer Erlösung gerichtet.

Geistig standen Quäker und Mennoniten ohnehin einander schon nahe. Ueberhaupt stimmten die sämmtlichen aus dem Protestantismus hervorgegangenen Secten mit den Quäkern in verschiedenen, wesentlichen Punkten überein. So legten z. B. die Mennoniten den Schwerpunkt ihres Thuns und Glaubens in den Willen des Menschen zum Guten, in die Selbstüberwindung als den einzigen zum Heile führenden Weg. Sie suchten und fanden das Wesen der Religion nicht in der äußeren Form oder in theologischen Zänkereien, sondern in der Vertiefung und Verinnerlichung des Glaubens; nicht im Zwang, sondern in der Freiheit, nicht im Buchstaben, sondern in der Liebe. Wahrhaftigkeit und Einfachheit in Wort und That war der Grundsatz ihres Lebens. Die Reformation war für sie auf halbem Wege stehen geblieben und hatte keine Umwandlung im Innern des Menschen bewirkt.

Nach England zurückgekehrt drang Penn wiederholt in seine deutschen Freunde, ihrer gedrückten Lage dadurch ein Ende zu machen, daß sie nach Amerika auswanderten. Er hatte damals (1677) noch keine Besitzungen in Amerika, denn erst 1681 schenkte ihm der König Karl II. von England das spätere Pennsylvanien, oder trug damit vielmehr eine alte Schuld an den Sohn ab, die er dem Vater nicht bezahlt hatte. Penn zählte aber viele Freunde und Gesinnungsgenossen in den seiner spätern Colonie benachbarten Niederlassungen in New-Jersey. Als er die Landbewilligung erhalten hatte, lud er „Alle in ihrem Gewissen Bedrängten, alle Mühseligen und Beladenen der alten Welt" ein, sich in Pennsylvanien niederzulassen und versprach ihnen volle Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung jeder Ueberzeugung, ja selbst Religionslosigkeit und politische Selbstbestimmung. Dieses Versprechen hat er in der Folge auch dem Geiste und dem Buchstaben nach gewissenhaft gehalten. Außer mit seinen englischen Glaubensgenossen trat Penn auf dieses Programm hin auch mit seinen Frankfurter Freunden in geschäftliche Verbindung und verkaufte ihnen im Jahre

1682 erst 15,000, später 10,000 Acker Landes. Diese, unter ihnen der Jurist Schütz, der Notar Fenda, Jacob van de Walle, Maximilian Lerßner, Eleonore Merlau u. A. hielten damals mit Spener ihre Conventikel im Saalhof, der alten kaiserlichen Pfalz, und verhandelten hier die Frage des Ankaufs und der Uebersiedelung. Sie bildeten 1682 eine Gesellschaft, die Frankfurter Compagnie; allein es ging von den Käufern in der Folge keiner nach Amerika. Warum der Plan später nicht von ihnen, sondern von den Crefelder Quäkern ausgeführt wurde, darüber ist nichts Näheres bekannt; denn ganz unvermittelt und plötzlich heißt es in den Verhandlungen, welche durch Penn's Agenten in Rotterdam, Benjamin Furly, geführt wurden, daß statt der Frankfurter „unsere lieben Crefelder Freunde bald hinüber gehen würden".

Genau bekannt dagegen ist der Mann, welcher schon vor den Frankfurtern zu ihrem Vertreter in Amerika ernannt worden war, und später auch die Crefelder Ansiedler führte, ein begabter und bedeutender Charakter, Franz Daniel Pastorius aus Windsheim in Franken, wo sein Vater Bürgermeister war. Geboren 1651 hatte er die Rechte studirt. Da seine Praxis als Anwalt nicht ging, entschloß er sich, einen jungen Herrn von Rodeck durch verschiedene Länder als Hofmeister zu begleiten. Im Nov. 1682 nach Frankfurt zurückgekehrt, erfuhr er in den Conventikeln des Saalhofs den Plan seiner pietistischen Freunde und nahm die ihm angebotene Stellung gern an. „Weilen ich nun allda," sagte er, „Pennsylvanien zum öfteren sehr rühmen hörte und verschiedene Relationschreiben davon zu lesen kriegte, auch bereits einige Gott fürchtende Menschen sich dorthin zu transportiren entschlossen, entstund eine nicht geringe Begierde bei mir, in ihrer Gesellschaft mit überzusiedeln und daselbst, nach überdrüssig gesehenen und gekosteten europäischen Eitelkeiten, nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen." Pastorius verließ also Frankfurt am 2. April 1683, kam am 11. nach Ueberdingen und ging von da zu Fuß nach Crefeld. Hier verhandelte er mit den Gebrüdern op de Graeff und mit Tönis Küners, welche ihm sechs Wochen später übers Meer folgten. Dann fuhr er über Rotterdam nach London und traf hier die Vorbereitungen für seine Reise, die er mit einigen Begleitern am 6. Juni im Schiff „Amerika" antrat, worauf er in Philadelphia am 20. August landete.

Die Crefelder kamen etwas verspätet in Gravesend an und fuhren erst, wie Eingangs bemerkt, am 24. Juli mit dem ihnen von James Claypoole in London, einem Quäker und ihrem Reisegefährten gecharterten Schiff „Concord" nach Pennsylvanien ab. Sie waren durchaus keine armen Leute oder Abenteurer, allein sie suchten in ihrer Flucht aus dem heimischen Elend das, was sie zu Hause nicht gefunden hatten, Gewissensfreiheit und eine Heimstätte, welche sie durch eigene Arbeit aufbauen und verschönern konnten. Die Namen dieser dreizehn Einwanderer und Familienväter lauteten: Abraham, Dietrich und Herrmann op de Graeff (drei Brüder; sprich Graaf), Leonhard Arets, Abraham Tünies, Tönis (Anton) Küners aus Gladbach, Reinhard Theisen, Wilhelm Strepers aus Kaldenkirchen, Johann Lensen, Peter Kuirlis, Johann Simons aus Gladbach, Johann Bleikers und endlich Jan Luycken aus Wesel. Außer diesen Männern kauften unmittelbar von Penn Jakob Tellmer, Johann Strepers und Dirk Sipmann, sämmtlich aus Crefeld, je 5000 Acker, Godert Remcke, Leonhard Arets und Jakob Isaac van Bebber je 1000 Acker, zusammen 18,000 Acker. Hierzu kamen von den Frankfurtern 25,000 Acker und 5350 Acker für die neuanzulegende Stadt Germantown, also zusammen 48,350 Acker, die zum Preise von einem Schilling per Acker (1 Mark) in den Besitz der deutschen Auswanderer-Gesellschaft in Pennsylvanien übergingen. Die Frankfurter verkauften etwa innerhalb eines Jahrzehnts den Crefeldern ihren Antheil, so daß diese das verkaufte Land bald allein eigneten.

Pastorius, als Leiter der ganzen Bewegung, ließ die ersten Hütten bauen, entwarf die städtischen Verordnungen und führte das Stammgrundbuch, welches noch erhalten ist und uns diese Namen auch aufbewahrt hat. Es war ein großes Glück für die junge Niederlassung, daß Pastorius an ihrer Spitze stand, da er alle für seine Stellung nöthigen Vorzüge in sich vereinigte. Er war nicht allein ein hochgebildeter und für seine Zeit gelehrter Mann, der sich vortrefflich auf seine alten Classiker und

die Mathematik verstand, sondern, was in der colonialen Ursprünglichkeit viel schwerer wog, ein thatkräftiger Charakter, dabei uneigennützig und unabhängig, stets hilfsbereit und mit seiner reichen Lebenserfahrung Jedem gefällig, der seine Dienste in Anspruch nahm. Als kräftiger Mensch liebte er auch den heitern Lebensgenuß, verabscheute jede Heuchelei und Kopfhängerei und verlor selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nie den Muth. Ein solcher Mann bei solchen erst werdenden Anfängen ist ein doppelter Schatz. Natürlich waren diese Anfänge klein und erbärmlich. Die armen Leute wohnten im ersten Winter in elenden Hütten und nannten mit Galgenhumor ihr Germantown nur Armentown. Der Keller des Pastorius, der einzige Ort, der gegen den Regen geschützt war, diente Anfangs zu Berathungen. Aber wie der Frühling herankam und man das Feld bebauen konnte, wurde es viel besser und nach einigen Jahren begann schon ein bedeutender Aufschwung sich bemerkbar zu machen. Jede derartige neue Niederlassung ist zu allen Zeiten und unter allen Zonen in ihrer allmäligen Entwickelung vom äußersten Mangel bis zur verhältnißmäßigen Behaglichkeit und Fülle eine Robinsonade im Großen gewesen und hat stets die Anstrengung aller Geistes- und Körperkräfte des Ansiedlers herausgefordert. Pastorius, welcher bis an seinen Tod (1719) der treue Berather und uneigennützige Vertreter der jungen Gemeinde blieb, hatte sich wie die Meisten seiner Landsleute den Quäkern angeschlossen, traf auch die ersten Gemeindeeinrichtungen, nannte die drei Bezirke des werdenden Ortes Crefeld, Kriesheim und Sommerhausen, nach seiner fränkischen Heimath, war abwechselnd Friedensrichter und Bürgermeister und vermittelte namentlich zwischen den Deutschen und den englischen Colonialbeamten, was ihm als Freund von Penn und bei dem friedfertigen Charakter der Ansiedler sehr leicht wurde. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich sogar auf die untergeordnetsten Dinge. So entwarf er auch ein Stadtwappen und wählte dazu ein dreiblättriges Kleeblatt mit den Worten: „Vinum, Linum et Textrinum“ („Wein, Lein, Weberschifflein“), um die Beschäftigung der Leute zu bezeichnen. Diese wollten nämlich anfangs auch Wein bauen, standen aber bald davon ab. Außer den Crefeldern kamen noch im Laufe der nächsten Jahre verschiedene Mülheimer, darunter Wigand und Gerhard Levering, Heinrich Klostermann, der spätere Schwiegervater von Pastorius, Johann Jakob Klumpges, Dirk van Kolck, Hendrick Sellen, Isaak Schaffer, Eberhard In dem Hof, Lewin Halberdinck, Johann Lindermann, Johann Rebenstock, Philipp Christian Zimmermann und Michael Renberg mit zwei Söhnen, denen sich später noch andere aus Kriesheim anschlossen, wie Johann Kassel, H. Papen und Garett Hendrichs. Die Namen mancher der also auswandernden Männer haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, ja man findet sie drüben noch in den höchsten Stellungen. So gibt es nicht weniger als drei Congreßmitglieder up de Graeff als Vertreter von Wahlbezirken in den Staaten Pennsylvanien, Ohio und Jowa, welche die Nachkommen der damals Ausgewanderten sind. Die van Bebber, eine andere Familie, welche zur zweiten Auswandererschar gehörte, wurden bald bedeutende Kaufleute, die sich in Philadelphia niederließen, das sich natürlich schneller entwickelte als Germantown. Ihre Enkel und Urenkel haben die höchsten Stellungen mit Ehren eingenommen und sind jetzt als Kaufleute, Geistliche und Officiere im ganzen Lande zerstreut.

Diese ersten Auswanderer haben länger als ein halbes Jahrhundert hindurch mit der alten Heimath im lebhaftesten Verkehr und enger Verbindung gestanden und Hunderte, ja Tausende von Landsleuten, namentlich von ihrer Secte, ins neue Land sich nachgezogen. Auch indirect wurde durch sie der Strom der Auswanderer von Jahr zu Jahr größer. Es beweist das u. A. der ausführliche Brief eines Crefelder Leinewebers, Jakob Naas, der später in Amerika bei den Tunkern Pfarrer wurde. Dieser Naas wanderte 1733 aus, also gerade 50 Jahre nach der ersten Auswanderung, und hat nicht allein volle Kenntniß von den Dingen, die in Crefeld passirten, sondern gibt auch Nachricht von den Schicksalen derjenigen Landsleute, die in Germantown wohnten. Auf seinen Brief hin wanderten viele Crefelder Glaubensgenossen vom

Niederrhein nach Pennsylvanien. Diese Colonie wurde durch solchen Nachschub bald ebenso reich an Secten, wie es zu jener Zeit Deutschland schon war.

Jenen von idealen Zielen beseelten ersten Einwanderern folgte bald eine Auswanderung von Leuten, welche aus allen möglichen Beweggründen über den Ocean getrieben wurden und die Uebersiedlung wie eine Jagd nach dem Glück unternahmen. Da die Meisten von ihnen anfangs aus der Pfalz kamen, so nannte man sie allgemein Pfälzer. Von den Franzosen, pfäffischer Unduldsamkeit und hartem Druck namentlich seit Anfang des spanischen Erbfolgekrieges vertrieben, wanderten diese armen Leute massenhaft in Pennsylvanien ein. Der Name Pfälzer, „Palatine", wurde überhaupt für die Amerikaner ein Gattungsbegriff und die allgemeine Bezeichnung für deutsche Auswanderer, welche in großen Massen über den Ocean zogen, einerlei, ob sie aus Nord- oder Süddeutschland kamen.

Ein Hauptverdienst, das sich die Crefelder in ihrer neuen Heimath erwarben, waren ihr Fleiß, ihre häusliche Tüchtigkeit und ihr Fernhalten von allen politischen und religiösen Streitigkeiten, sowie das gute Beispiel eines innigen und vortrefflichen Familienlebens. Sie wollten einfach für sich leben, nach ihrer Façon selig werden und ließen auch die Indianer unbehelligt. Nur ein einziges Mal haben sie sich in die Politik gemischt, nämlich bald nach ihrer Landung im Jahre 1688, und zwar in einer hochwichtigen Angelegenheit.

Sie erhoben damals schon ihren entrüsteten Protest gegen den Fluch der Sklaverei in so beredten Worten, wie sie selbst heut zu Tage nicht besser gesagt werden könnten. Pastorius hatte das Document entworfen, Abraham und Dietrich op de Graeff, sowie Garett Hendrichs hatten es unterzeichnet. Ihre englisch-amerikanischen Glaubensgenossen erklärten indessen den Schritt für unpraktisch, für „inopportun", und traten ihm erst dreißig Jahre später bei. Allein die Verzögerung schmälert nicht das Verdienst unserer Landsleute, welche sogar früher als die Puritaner ihre Stimmen erhoben und das Uebel, an welchem das Land noch fast zweihundert Jahre kranken sollte, gleich anfangs in seinen verderblichen Folgen erkannten. „Thut einem Anderen niemals, was ihr nicht wollt, daß euch geschehe" — führten sie aus — „also: verkauft keinen Menschen als Sklaven und behandelt ihn nicht wie die Türken. Wenn ihr für die Freiheit des Geistes eintretet, dann seid auch so consequent, die Freiheit des Leibes zu verbürgen. Wenn ihr die Sklaverei beibehaltet, so werden die Einwanderer nicht mehr zu uns herüberkommen, und das Mißtrauen der Welt wird der Entwicklung der Colonie schaden."

Persönliches Gedeihen und allgemeiner wirthschaftlicher Wohlstand sind, so lange es eine Geschichte gibt, immer die Träger menschlicher Cultur und Sitte gewesen, das Ziel, welches jeder strebende und denkende Mensch zu erreichen suchen wird. Sie bilden die nothwendige Voraussetzung für die geistige Entwicklung und politische Freiheit des Volkes; sie verleihen dem Manne ein Selbstgefühl, welches ihn gegen eine Welt von Hindernissen tapfer ankämpfen läßt, und dem Gemeinwesen die gesunde Grundlage, auf welcher es die schönsten Eigenschaften und Kräfte entwickelt. Die Vereinigten Staaten haben dieses Ziel viel früher und voller erreicht, als es den anderen Völkern möglich gewesen ist, denn sie wurden in ihren Fortschritten mächtig gefördert durch eine Einwanderung, welche viele Millionen Köpfe der Gesammtbevölkerung ausmacht, die in ihrer Mehrzahl fertig ins Land kam; eine Auswanderung, die aus Männern bestand, die das Feld bestellen konnten und alle friedlichen Arbeiten besorgten, deren Heranbildung das neue Land nichts gekostet hat und deren Fleiß dessen Reichthum auf ungewohnte Weise vermehrte. Unter diesen Einwanderern haben die Deutschen nicht allein das gute Beispiel gegeben, sondern sind seit der Ankunft der Crefelder auch hinter keinem anderen Volke zurückgeblieben. Und wenn die deutschen Auswanderer im Allgemeinen dieses Ziel so glorreich haben erreichen helfen, so gebührt der erste Ruhm und Preis den bescheidenen Crefelder Bürgern des Jahres 1683.

Ein junger Mann, der sein väterliches Haus verläßt, nimmt einen guten Theil der Eigenschaften mit sich, die seiner nächsten Umgebung angehören. Der Theil

einer Gemeinde, der aus dem Vaterlande scheidet, trägt natürlich auch die sittlichen und wirthschaftlichen Anschauungen in die Fremde, in welchen er aufgewachsen ist. Darum ist die Ehre jener ausgewanderten Crefelder auch heute noch die Ehre der daheimgebliebenen Crefelder und darum hat auch die Mutterstadt ein Recht darauf, einen Theil des Verdienstes der Tochterstadt für sich in Anspruch zu nehmen. Beide Städte, Crefeld und Germantown, verdanken ihre Stellung und Bedeutung in der Welt dem Fleiße, der Pflichterfüllung, kurz der Arbeit ihrer Bürger. Was sie haben und besitzen, haben sie sich mit dem Kopfe und der Hand selbst erarbeitet. Dieses Gefühl aber, auf eigenen Füßen zu stehen, selbst seines Glückes Schmied zu sein, ist das kostbarste Gut, welches der Mensch sich erringen kann; denn es erhebt zu dem prometheischen Selbstgefühl: „Mußt mir meine Hütte doch lassen stehn und meinen Heerd, um dessen Gluth du mich beneidest." Möge dieser Geist, welcher zugleich der Geist des deutschen Bürgerthums ist, sich hüben und drüben erhalten; möge das bescheidene, aber stolze Wort „Hilf dir selbst" für immer ihr und unser Thun und Handeln bestimmen! Dann wird auch in Zukunft der Einfluß der Deutschen auf die Geschicke der Welt noch mächtiger werden, ihre Bedeutung in den Vereinigten Staaten noch größer sein, als sie während einer zweihundertjährigen Vergangenheit gewesen ist.

— — — —

Wer war es doch, der am 8. September 1883 den letzten Nagel in die Eisenschienen schlug, in jene große continentale Heerstraße, welche als Northern Pacific-Bahn, den Osten und Westen der Union, den atlantischen und stillen Ocean miteinander verbindet? Es war auch ein „Palatine", Heinrich Villard aus Zweibrücken. Er hielt sich nicht scheu und verschüchtert zur Seite der glänzenden Gesellschaft, sondern stand stolz und selbstbewußt an der Spitze der Würdenträger Amerika's und der Vertreter Europa's, welche sich auf seine Einladung mitten im Felsengebirge eingefunden hatten, um eine friedliche und zugleich gewaltige Eroberung zu feiern. Welch ein Fortschritt von der Leineweberhütte bis zu diesem modernen Siegeszuge!

Friedrich Kapp.

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. December 1883.

Das Ereigniß dieser Theatersaison wird für unsere Stadt die Gründung und Entwicklung des Deutschen Theaters sein. Vier wohlbekannte Künstler, Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann und August Förster haben im Verein mit dem Theaterdichter Adolph L'Arronge eine Gesellschaft gebildet, der Residenz ein neues Theater zu geben, in dem in erster Linie das classische Schauspiel gepflegt werden soll. Sie haben eine Schar jüngerer und älterer Kräfte um sich versammelt — Frau Hedwig Niemann, Fräulein Anna Haverland, Herr Joseph Kainz seien vor den Andern erwähnt — und bemühen sich, mit ihnen ein gutes Ensemble zu bilden. In dem neu und geschmackvoll hergerichteten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, das schon einmal, in den Jahren 1852—1857, unter der vortrefflichen Regie Anton Ascher's das deutsche Lust- und Schauspiel in einem mustergültigen Zusammenspiel gleichwerthiger und richtig abgestimmter Kräfte pflegte, haben sie am Sonnabend den 29. September ihre Vorstellungen mit der Aufführung des Schiller'schen Trauerspiels „Kabale und Liebe" eröffnet.

Die großen Schwierigkeiten des Unternehmens haben sich bereits in den ersten zehn Wochen seines Bestehens gezeigt. Bewußt oder unbewußt geht das Streben der Gesellschaft auf eine Concurrenz mit dem königlichen Schauspielhause hinaus. Mit Ausnahme zweier Neuigkeiten sind alle Stücke, die das Deutsche Theater aufgeführt hat (Kabale und Liebe; Minna von Barnhelm; Iphigenie; Don Carlos; Uriel Acosta; Othello; der zerbrochene Krug; die Karlsschüler; Krisen von Bauernfeld; der Vetter von Benedix; Feenhände von Scribe u. s. w.), dem Repertoir jener Bühne entlehnt. Eine solche Concurrenz zwischen einem Hoftheater und einem Privattheater hat schon einmal in Wien stattgefunden, als Heinrich Laube dort das Stadt-Theater begründete, und mit der Niederlage des Privattheaters geendet. Aus den einleuchtendsten Gründen. Ein Hoftheater hat nicht nur die fürstliche Dotation hinter sich, sondern auch eine langjährige Tradition und Praxis für sich. Mühevoll und langsam, nach vielen Proben, gelangt ein neues Theater erst zu einem kleinen Bruchtheil des Repertoires, worüber das Hoftheater von vornherein verfügt. Das Schauspielhaus spielt sämmtliche classische Dramen, es hat die einen besser, die anderen schlechter inscenirt und besetzt, aber ohne Anstrengung kann es in einer Woche die Königsdramen Shakespeare's, in der folgenden Schiller's Trauerspiele darstellen: das Deutsche Theater dagegen bedarf zu jedem einzelnen dieser Stücke neuer Decorationen und Kostüme und besonderer Vorbereitungen. Diese ungünstige Lage hat sich die Gesellschaft des Deutschen Theaters noch dadurch erschwert, daß sie für die Parquet-, die Logen- und die ersten Rang-Plätze höhere Eintrittspreise erhebt, als das Schauspielhaus. Ich glaube, daß sie sich damit sowohl in der Stimmung wie in dem Wohlstand unserer Bevölkerung verrechnet hat. Wohl gibt es eine breite Schicht der gebildeten Stände, der eine Vorführung der classischen Dramen vor andern theatralischen Vergnügungen willkommen wäre:

aber dieser Schicht sind schon die Eintrittspreise im Schauspielhause zu theuer. Sie bildete im National-Theater, auf den Plätzen zu zwei und anderthalb Mark, jenes zahlreiche und empfängliche Publicum, das Ludwig Barnay mit seinen Darstellungen Shakespeare'scher Gestalten entzückte. Für sie ist der Besuch des Deutschen Theaters zur Unmöglichkeit gemacht. Ein Oberlehrer, ein mittlerer Beamter können nicht mit ihrer Frau oder Tochter auf die Galerie steigen, und ebensowenig für einen Theaterabend sechs oder gar neun Mark bezahlen. Auf der einen Seite die theuern Eintrittspreise, auf der andern der geringe Wechsel des Repertoires mußten, ohne jede Einwirkung von Lob und Tadel, den Besuch beschränken. Kein Theater läßt sich auf die classischen Dramen aufbauen. Die scheinbar große Zahl „classischer Aufführungen" in unserm Schauspielhause beruht in der Fülle der vorgeführten Stücke, die von der Antigone des Sophokles bis zu der Hermannsschlacht Heinrich's von Kleist mehr als ein halbes Hundert ausmachen; wird nun eins von ihnen, etwa der „Sommernachtstraum" oder „Hamlet" in einer neuen Ausstattung und Besetzung ein Dutzend mal vorgeführt, so schwellen die classischen Aufführungen stattlich an, ohne daß die einzelnen Dramen mehr als zweimal zu erscheinen brauchten. „Kabale und Liebe", oder „Minna von Barnhelm" aber in wenigen Wochen sechs oder sieben Mal aufführen, heißt das Publicum ermüden. Denn diese Darstellungen bieten nicht annähernd die Augenweide, wie etwa „Julius Cäsar" und die „Wallenstein-Trilogie" in der Einrichtung der Meininger. Noch dazu erscheinen diese als Gäste bei uns, während vier oder sechs Wochen. Ein ständiges Theater, wenn es eben nicht das Hoftheater ist, das bequem von seinem Capital zehren kann, ohne dessen Erschöpfung befürchten zu müssen, lebt von der Gegenwart, von der neuen Production. Wer soll sich Stücke wie „Der Vetter", oder „Feenhände" ansehen? Die vorzüglichste Darstellung vermag ihm über die altmodische Langeweile des Inhalts nicht hinwegzuhelfen. Ein neues Unternehmen nun gar ist auf die Unmittelbarkeit des Tages angewiesen. Das Bedürfniß nach einer Concurrenz mit dem Hoftheater ist nur in einem Punkte vorhanden: hinsichtlich der modernen dramatischen Production. Eine lange Reihe moderner Dramen sind durch die Rücksichten, die jedes Hoftheater aus seinem Wesen heraus zu nehmen hat, von seiner Bühne ausgeschlossen. In dem Schauspielhause des Kaisers kann nicht der Culturkampf ausgefochten, die französische Revolution vorgeführt, die sociale Frage erörtert werden. Weder Jena noch die Hinrichtung Katte's gehören hierher. Zu diesen inneren Gründen kommen äußerliche, um der Production den Zugang zu der Hofbühne zu erschweren. Der Reichthum ihres Repertoires hängt auch zugleich als Schwergewicht an ihrer Beweglichkeit: sie muß das eine Auge immer nach dem Alten richten, nach einer Aufbesserung hier, nach einer neuen Rollenbesetzung dort, nur die Hälfte ihrer Arbeit kann sie der Einstudirung neuer Stücke widmen. Wenn sie in jedem der zehn Monate ihres Bühnenjahres eine größere Neuigkeit zur Aufführung bringt, wird sie allen billigen Anforderungen genügt haben. Was aber sind zehn Neuigkeiten im Vergleich zu dem Strauße dramatischer Blüthen, den jedes Jahr zeitigt? Noch dazu, wenn, wie es in unserem Schauspielhause geschieht, und zwar meiner bescheidenen Meinung nach mit vollkommenem Recht, die neuere französische Dramatik beinahe ganz ausgeschlossen ist.

Hier also hätte ein neues, hätte das Deutsche Theater einzusetzen. Was wir bedürfen, ist nicht ein Schauspielhaus Nr. 2 — oder Nr. 1, wie vielleicht die Societäre hoffen — sondern ein Theater, wie es in Paris das Odéon und das Gymnase sind: Bühnen, welche die neue und neueste Production pflegen, welche die jungen, erwachenden und heranwachsenden schauspielerischen Talente schulen, erziehen und zu einem Ensemble heranbilden. Uebertreibend wird beinahe in jeder Woche über das Elend und den Verfall des deutschen Theaters geklagt, bald ist es ein Klageruf aus Frankfurt, bald aus Stuttgart. Immer läuft die Klage, sieht man genauer zu, auf den geringen Wechsel des Repertoires, das schlechte Zusammenspiel, die Zurücksetzung jüngerer Künstler hinaus. Will man etwas Neues schaffen, so ist hier ein günstiger Boden gegeben. Vor Jahren schon hab' ich an dieser Stelle ähnliche Gedanken geäußert.

Das Hoftheater bedarf einer Ergänzung durch ein freies, von engen Rücksichten in der Auswahl seiner Stücke und seiner Schauspieler nicht gehindertes Theater. Es sind Künstler und Dichter genug vorhanden, zu spielen wie zu schreiben. Wie schade ist es, daß Poeten wie Hans Herrig und Albert Lindner nicht zur vollen Entwicklung kommen können! Daß so manche Dramen, denen allseitig Kraft und Geschick nachgerühmt werden, die sich sogar auf der einen und der anderen Provinzialbühne bewährt haben, in der Hauptstadt keine Bühne finden, die sie aufführt! Die Gegenwart zu fördern scheint mir auch in dieser Hinsicht ungleich nöthiger und zugleich vortheilhafter, als immer mit den alten Waffen zu hantiren. Hat das Deutsche Theater sich auf diesem seinem eigensten Gebiet eine feste Stelle in unserm Kunstleben erobert, ist es eine Specialität für die moderne dramatische Dichtung geworden, dann mag es sich zuweilen mit seinem nun wohl eingeübten, sicheren, dem Publicum vertrauten und sich selber vertrauenden Ensemble getrost den Luxus classischer Aufführungen gestatten.

Mit Absicht hab' ich von den Darstellungen des Deutschen Theaters an sich bis jetzt geschwiegen. Ueber die Leistungen von Schauspielern wird das Urtheil immer auseinander gehen, während über die Höhe der Preise und die geringe Abwechselung des Repertoires sich die Meinungen eher zusammenfinden. Eins jedoch wird von allen Beurtheilern des Deutschen Theaters, den günstigen wie den ungünstigen, zugegeben: die Ungleichartigkeit der Schauspieler, die Unsicherheit der Leiter des Unternehmens in der Besetzung der Rollen. Wenn das Deutsche Theater Schiller's „Don Carlos" spielt, so theilt Jeder Herrn Barnay den Posa und nicht den Leibarzt der Königin zu; kein auch nur mäßig begabter Regisseur schickt eine hübsche Soubrette als Königin Elisabeth heraus, wenn er eine Künstlerin hat, die der Haltung wie dem Ton der dichterischen Gestalt, wenigstens annähernd, gewachsen ist. Führt man den „Vetter" auf, so muß sich schon Herr Haase zur Darstellung des alten Herrn bequemen; die Wahl der aufzuführenden Stücke steht den Societären frei, in der Besetzung der Rollen sind sie durch ihre theatralische Vergangenheit gebunden. Niemand, der nur ein Weniges von der Schwierigkeit, ein Ensemble herzustellen, versteht, konnte und kann sich wundern, daß es den vier Herren an der Spitze noch nicht gelungen ist. Die vier oder fünf Wochen, während derer sie mit ihren Mitgliedern vor der Eröffnung des Theaters probten, reichten gerade aus, die tiefe Kluft erkennen zu lassen, welche die Neulinge von den Alten trennt. Friedrich Haase und Hedwig Niemann sind schauspielerische Kräfte ersten Ranges, mit all' ihren Vorzügen und Schwächen den Theaterfreunden seit einer Reihe von Jahren bekannt: Haase's Königslieutenant stammt aus der Mitte der fünfziger Jahre, die vielbewunderte Franziska, eine ihrer wahrsten und entzückendsten Leistungen, hat Frau Hedwig Niemann im Jahre 1875 auf der Bühne des Schauspielhauses zum ersten Male dargestellt. Ludwig Barnay lernte ich in Weimar 1869 kennen und schätzen, er ist seitdem in Deutschland, England und Amerika ein gefeierter Schauspieler geworden: ein starkes, durchaus eigenartiges Talent, mit trefflichen Mitteln und einem oft an Dessoir erinnernden grüblerischen Zug, dem zu einem vollen Künstler nach meinem Gefühl nur eine freiere Hingabe an die Natur und der große Strom der Empfindung fehlen. Fräulein Anna Haverland war Jahre hindurch ein geschätztes Mitglied der Dresdener Hofbühne und gehörte eine kurze Zeit unserem Schauspielhause an: eine wohl geeignete Darstellerin der Thusnelda und der Penthesilea, der Antigone und der Iphigenie, die selbstverständlich im Deutschen Theater, bei der Beschränktheit seines Repertoires, noch nicht zur Entfaltung ihres Talents gekommen ist. Kann man Siegwart Friedmann, der im Ausgang der sechziger und im Anfang der siebenziger Jahre auf der Bühne des Schauspielhauses in Episodenrollen oft glücklich war, und August Förster, der von dem Burgtheater in Wien her seinen Ruf datirt, auch nicht zu den hervorragenden Schauspielern rechnen, immerhin sind es erfahrene und viel verwendbare Kräfte. Sie alle wirken jedoch schon zu lange auf der Bühne, um dem großen Publicum nicht im Allgemeinen und dem engeren Kreise der Theaterliebhaber auch in den Einzelheiten

ihrer Leistungen hinlänglich bekannt zu sein, etwas absolut Neues bieten sie nicht. Unter den jüngeren Mitgliedern steht Herr Joseph Kainz voran. Als Kosinsky in den „Räubern", als der Prinz von Homburg in dem gleichnamigen Drama Kleist's hat er sich im Mai 1878, damals ein Mitglied der Meiningen'schen Theatergesellschaft, bei deren Gastspiel, den Berlinern vortheilhaft bekannt gemacht. Am Hoftheater in München hat sein Talent später an Würde und Kraft gewonnen: ein feuriger jugendlicher Schauspieler, voll Erfindung im Einzelnen, nicht ohne einen großen Zug in der Erfassung einer dichterischen Aufgabe, trefflich im Kostüm, der namentlich als Don Carlos die Zuschauer zu fesseln und hinzureißen verstand. Die Uebrigen stehen, wie es nicht anders sein kann, auf einer bescheidenen Mittelstufe; die Hoffnung, daß sich aus ihnen eine und eine andere künstlerische Besonderheit unter verständiger Leitung entwickeln wird, ist nicht ausgeschlossen, aber mehr als ein Jahr wird darüber hingehen, aus dieser so merkwürdig gemischten Gesellschaft ein einiges Orchester zu machen. Jetzt stehen sich schroff und unvermittelt das Virtuosenthum und die Manier der Provinz, leidenschaftliche Natur und eingelernte Declamation gegenüber. Dem Publicum, das im Juli 1880 in München den sogenannten Mustervorstellungen beiwohnte, fiel es allgemein auf, wie wenig Frau Wolter und Herr Barnay (Macbeth und Lady Macbeth), Herr Haase und Herr Robert (Alba und Egmont) in und zu einander spielten, wie grundverschieden die Auffassung der Scenen, in denen sie zusammenwirkten, bei den Einen und den Andern war, daß sie einander nicht viel mehr als die Stichworte zubrachten. Zur Erklärung des Mißstandes wurde die Kürze der Zeit angeführt, die eine Ausgleichung der Gegensätze nicht erlaubt. An diesem Beispiel, daß nicht einmal Meister der Kunst sich leicht in einander zu finden und zu schicken wußten, mag man ersehen, welche Mühen und welche Gewöhnung es noch kosten wird, ehe die Instrumente des Deutschen Theaters für ein empfindlicheres Ohr wirklich in und zu einander harmonisch stimmen werden.

Mit den beiden Neuigkeiten, die das Deutsche Theater uns vorführte: Montag den 22. October ein Trauerspiel in 4 Acten von Ernst von Wildenbruch „Der Menonit" und Donnerstag den 1. November ein Schauspiel in 4 Acten von Adolph L'Arronge „Das Heimchen" hat es kein Glück gehabt. Und auch die beliebte Redensart, daß einzig die Kritik den Mißerfolg verschuldet hätte, war hier nicht ins Feld zu führen: beide Stücke wurden von dem Publicum der ersten Aufführungen mehr oder minder deutlich abgelehnt. „Der Menonit" soll ein Jugendwerk Wildenbruch's sein und den „Karolingern" und „Harold" vorangehen. Mindestens ist er ein echter Wildenbruch. Er hat alle Vorzüge des Dichters: die großwuchtigen Worte, den Schwung der Rede, die glücklichen Finales am Schlusse eines jeden Actes, die hin und her lebhaft bewegte Handlung, und all' seine Schwächen: die unsichere Motivirung, den grundlosen Stimmungswechsel der Helden, die schwankende Führung der Fabel. Das Unglück des Trauerspiels ist es, daß ein verhängnißvoller Fehler Vorzüge wie Schwächen gleich auslöscht: es ist unerquicklich. Wir werden nicht tragisch erschüttert, nicht einmal theatralisch aufgeregt: wir werden gequält. Ein junges feuriges Herz geht an der Nörgelei und den Vorurtheilen einer Secte zu Grunde, die so wenig zahlreich ist und in einem so geringen Zusammenhang mit dem Leben der Allgemeinheit steht, daß dem Theaterpublicum eben so wohl die Kenntniß dieser Ansichten wie die Theilnahme dafür fehlt. Dem Aeltesten einer Menoniten-Gemeinde in der Nähe von Danzig fällt es plötzlich ein, seine einzige Tochter Marie mit einem gewissen Mathias aus der Gemeinde zu verloben, obwohl er weiß, daß sie seinen Pflegesohn Reinhold liebt und von diesem wiedergeliebt wird. Der Dichter bemüht sich weder, diese Absicht Waldemar's in irgend einer Weise, etwa durch den Reichthum des Mathias oder durch den Leichtsinn Reinhold's, zu begründen, noch legt er seiner Heldin die geringste Weigerung gegen dies unnatürliche Verlöbniß in den Mund. Im Gegentheil, sie weigert dem Mathias ihre Hand nicht. Als dann aber Reinhold von einer längeren Reise zurückkehrend auf die Bühne tritt, das Geschehene erfährt und ihr, wie billig, die bittersten Vor-

würfe darüber macht, sinkt sie ihm in leidenschaftlicher Bewegung an die Brust. Französische Officiere von der Danziger Besatzung — das Stück spielt im Jahre 1809 — sind im Dorfe erschienen, Lieferungen auszuschreiben und einen Haftbefehl des Commandanten gegen einen Agenten Schill's, der in der Gegend umherstreifen soll, zu verkündigen. Einer von ihnen erlaubt sich Unziemlichkeiten gegen Marie und da Mathias zu feige ist, sich ihrer anzunehmen, vertheidigt Reinhold die Geliebte und fordert den Franzosen. Natürlich schreit die Menoniten-Gemeinde, deren Satzungen nicht nur das Duell, sondern das Waffentragen und Kriegführen überhaupt verbieten, Wehe! über den frechen Jüngling, der sich davon befreien will: der tückische Mathias, der in Reinhold seinen Nebenbuhler fürchtet und ihn um jeden Preis verderben will, schürt den Unwillen und Groll der alten Sectirer noch mehr. Warum Reinhold unter diesen Menschen nur einen Augenblick verweilt, statt dahin zu stürmen, wohin ihn seine Ehre ruft, ist mir zu begreifen unmöglich. Alle Gedanken über die Verwerflichkeit des Zweikampfes, über seine Pflichten gegen die Gemeinde hätten ihm vorher kommen sollen, ehe er seine Ehre verpfändete. Jetzt sind sie nicht nur am unrechten Orte, sie erhalten noch obenein durch die Hoffnung, mit der er sich schmeichelt, Waldemar werde ihm die Hand Mariens nicht mehr verweigern, wenn er von dem Duell abstände, für mein Empfinden einen unmännlichen und unedlen Beigeschmack. Selbstverständlich macht er die Rechnung ohne den Wirth. Die Franzosen erklären ihn, da er nicht auf dem Platze des Stelldicheins erscheint, für einen Lumpen und Waldemar, durch die Gemeinde unterstützt, spricht seine Tochter zum zweiten Male feierlich dem Mathias zu. Diese Scenen haben, dem Dichter unbewußt, unwillkürlich Gang und Klang von den ähnlichen Vorgängen in „Uriel Acosta" angenommen, nur daß der Gegensatz, in der Dürftigkeit der Umgebung, jede Größe verloren hat. Das tragische Motiv ist zur Marotte geworden, die zweitausendjährige mosaische Satzung zu der Blödheit und Halsstarrigkeit eines Dutzends leiblich und geistig beschränkter Bauern. Dennoch wird sich der Zuschauer schwer dem fortreißenden Schwunge der Handlung und der Rede entziehen; trotz der Unerquicklichkeit der Vorgänge, da Wildenbruch auch nicht einem der Menoniten vornehmere Züge verliehen hat und das beständige hohe Pathos der Sprache in dem schreiendsten Widerspruch zu der Unbildung der Menschen und der Geringfügigkeit des Vorwurfs steht, überwiegt in diesen zwei ersten Acten die Spannung, wie sich die Fabel von Scene zu Scene weiter entwickeln wird, die Theilnahme an dem Geschick der Liebenden. In den zwei letzten Acten dagegen gesellt sich zu dem Folternden der Handlung die Langeweile. Dem verzweifelnden Reinhold begegnet der Schill'sche Agent, den Wildenbruch wunderlich genug zu einem westfälischen Bauer Hennecker macht. Die Rede dieses Mannes erweckt in Reinhold's Brust die Vaterlandsliebe, er will sich ihm anschließen und zu Schill flüchten. Wieder aber hindert Mathias sein Vorhaben, wieder wird die Gemeinde zusammenberufen, um über den unverbesserlichen Störenfried Gericht zu halten. Wie Reinhold im zweiten Act den tauben Ohren über die Ehre vorgepredigt hat, so predigt er ihnen jetzt über das Vaterland, mit demselben Erfolge. Sie sperren ihn in das Haus Waldemar's und schicken Boten nach Danzig an den französischen Commandanten, damit er sich des Schill'schen Agenten in der nächsten Nacht, wo er wieder im Dorfe erscheinen will, um mit Reinhold zusammenzutreffen, bemächtige. Nun befreit zwar Marie den Geliebten aus ihres Vaters Hause, statt aber eiligst davon zu fliehen, verzögern sie sich in einem endlosen Liebesgespräch, bis der unvermeidliche Mathias wieder mit den Bauern eintrifft. Dadurch, daß Reinhold den Schuft niederschießt, ermöglicht er zwar Hennecker die Flucht, er selbst aber wird von den heranziehenden Franzosen ergriffen und gefesselt: ein Anblick, der Marie durch einen Herzschlag tödtet. Die innere Oede und die theatralische Uebertreibung des Ganzen kommen in diesen letzten beiden Acten zu einem so unerfreulichen Ausdruck, daß die Wirkung der beiden ersten darüber völlig verloren geht. Gelingt es Wildenbruch, dessen außerordentliche Begabung für den scenischen Aufbau, die Steigerung der Vorgänge und der Leidenschaft, für den Schwung der Rede unverkennbar ist, in seinen nächsten Arbeiten nicht seine

Handlungen besser zu motiviren, seine Charaktere zu vertiefen, wird, wie ich fürchte, sein junger Ruhmesstern nur allzu schnell wieder erblassen.

In einer unglücklichen Stunde hatte Adolph L'Arronge den Einfall, die phantastisch-reizvolle Märchennovelle von Boz in ein schwerfälliges Schauspiel „Das Heimchen" zu verwandeln. Der sonst so findige Dichter, der die Grenzen seines Talents und den ihm zusagenden Ausschnitt der Welt so genau kennt, hat sich hier im Stoffe vergriffen. Er übersah ganz, daß der Zauber der Boz'schen Dichtung gar nicht in der Fabel oder in den Figuren, sondern einzig und allein in der epischen Form, in der Mischung von frischestem Humor und sanfter Rührung in dem Tone des Vortrags liegt. Nicht was uns Boz erzählt, wie er es erzählt, ruft die Wirkung hervor. Zu dem ersten Mißgriff gesellte sich ein zweiter. Aus der Nebelatmosphäre Englands verlegte L'Arronge die Fabel nach einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Coburg. Dadurch geriethen die Abenteuer des ungerathenen Sohnes Hermann, die in England, wo beständig Schiffe gehen und kommen und Fahrten über das Weltmeer alltägliche Begebenheiten auch für die ärmeren Volksschichten sind, Tausenden widerfahren, in das Bodenlose. Der auf seine brave Frau eifersüchtige Fuhrmann Conrad Stumpf, diese kleine resolute zungenfertige Hanna, der Geizhals Jacob Holtermann, der Schlingel und Taugenichts Hermann sind an sich Figuren, die trefflich in die kleine Welt unseres Dichters passen, wenn sie realistisch und gemüthlich ergriffen werden, die sich aber zu Schemen und Schatten verflüchtigen, wenn sie mit Boz'scher Phantastik, dem Summen des Kessels und dem Zirpen des Heimchens umkleidet werden. Die unnatürliche Verbindung dürftiger Wirklichkeit und schimmernder Märchenpoesie hat denn auch, von der Bühne herab, nur eine grelle Dissonanz gegeben. Drei Acte schwanken unsicher zwischen Phantastik und Realistik hinüber und herüber, der vierte schlägt in die ausgelassenste Posse um, als wäre der Dichter plötzlich des trockenen Tons satt geworden und mit einem Ruck zu seinem eigentlichen Wesen zurückgekehrt. Die Verhältnisse, die sich so lange tragisch anließen, werden von der munteren Hanna mit forscher Hand und Zunge ins Gleichgewicht gerückt: der eifersüchtige Stumpf wird wieder der gute einfältige Mann, der er früher war; der geizige Holtermann geht in sich und heirathet die blinde Martha, und selbst der Thunichtgut Hermann betritt den Weg der Besserung. Man kann nicht harmloser, kindlicher und unpoetischer zugleich sein, als diese Gesellschaft.

Derselbe Unstern stand über dem wunderlichen Experiment des Deutschen Theaters, Schiller's dramatisches Gedicht „Don Carlos", um Kürzungen zu vermeiden, an zwei Abenden aufzuführen. Da eine Dichtung nicht mit der Elle zu messen und nicht mit der Schere in zwei gleiche Hälften zu zerschneiden ist, dauerte der erste Abend, die drei ersten Acte umfassend, vier und eine halbe Stunde, während der zweite, an dem die beiden letzten Acte zur Aufführung kamen, nur durch die ungebührlichsten Zwischenpausen auf drei und eine viertel Stunde ausgedehnt werden konnte. Die schauspielerische Ueberhebung, das Werk eines großen Dichters in seiner schönen Einheit zu zerstören, trat um so unverhüllter zu Tage, da es eine Theaterbearbeitung des „Don Carlos" von Schiller selbst für die Mannheimer Bühne gibt: eine Bearbeitung, die bis heute zum Schema für alle Bühneneinrichtungen des „Don Carlos" gedient hat. Dingelstedt hat einmal die Wallenstein-Trilogie an einem Tage in Weimar aufführen lassen. Ohne jede Schwierigkeit kann man in der Zeit von 4 bis 12 Uhr, mit einer Stunde Pause, den ganzen „Don Carlos" mit all seinem für den Fortgang der Handlung und die Charakterisirung der Figuren überflüssigen rhetorischen Pomp zur Darstellung bringen und Niemand wird gegen eine solche Curiosität, wenn sie ihre Liebhaber findet, das Geringste einzuwenden haben. Aber zerreißen darf man ein Kunstwerk nicht. Läßt man diesen Mißbrauch für ein Werk zu, wie will man ihn bei einem andern verbieten? In Shakespeare's „Hamlet" muß ebenso herumgestrichen werden, wie im „Don Carlos", und die Sache ist hier noch schlimmer, da viele feine und eigenthümliche Züge der Charakteristik dadurch geopfert werden, während im „Don Carlos" nur die allzu üppigen Redeblüthen fallen. Eine weitere Debatte ist

zum Glück nicht darüber nöthig, der gesunde Sinn des Publicums hat die Societäre des Deutschen Theaters schnell genug gezwungen, von ihrer Verkehrtheit abzustehen und Schiller's spanisches Trauerspiel, wie bisher alle Bühnen, an einem Abend aufzuführen. Diese Mißerfolge haben im Verein mit den für unser Publicum auf die Dauer unerschwinglichen Preisen eine begreifliche Reaction in Betreff des Deutschen Theaters herbeigeführt. Das A und O eines jeden Theaters ist das gut gewählte, mannigfach abwechselnde Repertoire. Neue Stücke erwartet man von dem Deutschen Theater, nicht die abgespielten, classischen Dramen, denen es in der jetzigen Zusammensetzung seiner Gesellschaft und bei der Neuheit des Unternehmens doch keine vollkommene Darstellung und Einrichtung zu Theil werden lassen kann. Es war ein Virtuosen-, kein Künstlergedanke, daß sich die Theaterfreunde Berlins, um ein fünfblättriges Kleeblatt zu sehen, am Abend an die Kasse drängen würden. Nur in einem Bündniß mit der dichterischen Production vermag das Deutsche Theater seine Zukunft zu begründen. In jedem Monat ein neues Schauspiel und ein neues Lustspiel, aus Berlin wie aus Paris, aus Norwegen wie aus Italien, aber immer im innigsten Zusammenhang mit der Gegenwart, ihren Fragen, ihren Schöpfungen: das würde meine Devise für ein Theater sein, nicht die unfruchtbare Concurrenz mit einem Institute, dessen Stärke eben, von seiner materiell unangreifbaren Stellung abgesehen, in seiner Vergangenheit liegt.

Je weniger Glück das Deutsche Theater mit seinen Neuigkeiten gehabt hat, desto erfolgreicher war das Hoftheater mit den seinen. Leider hat es für die lange Zeit, seit es seine Pforten wieder geöffnet — seit der zweiten Hälfte des Augustmonats — des Neuen viel zu wenig geboten. Sind auch durch die Neueinstudirungen einiger Stücke („Colberg" von Paul Heyse; „Struensee" von Michael Beer; Schiller's „Braut von Messina" und „Der Freund des Fürsten" von Ernst Wichert) die Mitglieder in Anspruch genommen worden, so reichen doch zwei neue Stücke für drei Monate nicht aus. Welchen Fleiß und welche Pflege auch das Schauspielhaus gerade im Gegensatz zu einer jungen Bühne, seinem alten classischen Schatz zuwenden muß — denn seine erste und höchste Aufgabe ist es, diesen Schatz und die künstlerische Tradition zu erhalten und durch die Hinzufügung des Besten und Werthvollsten aus der zeitgenössischen Production, sowohl der dichterischen wie der schauspielerischen, beide zu vermehren und beweglich zu erhalten — so glaub' ich doch, daß bei richtiger Vertheilung der Zeit und der Kräfte die Muße gewonnen werden kann, in jedem Monate eine größere Novität herauszubringen. Die Frage: wird das Stück gefallen? wird es abgelehnt werden? scheint mir eines Hoftheaters nicht recht würdig. Bei Dichtern wie Heyse, Wilbrandt, Lindau, Herrig hat es keine Noth. Verwirft das Publicum deren Arbeiten, so trifft sie die Schuld der Niederlage viel härter, als die Bühne, welche schon am nächsten Tage wieder zu ihrem erprobten Repertoire greifen kann. Die zwei ersten Neuigkeiten des Schauspielhauses gehörten der heiteren Muse an: Donnerstag den 11. October wurde das Lustspiel in 4 Acten von M. und L. Günther „Der neue Stiftsarzt" und Donnerstag den 29. November das Lustspiel in 4 Acten von Gustav von Moser „Glück bei Frauen" zum ersten Male aufgeführt. Beide Stücke leben nur auf dem Theater, sie entziehen sich in ihrer Harmlosigkeit und Flachheit nicht nur jeder ernsthaften Kritik, sondern lassen sich auch nicht einmal erzählen. Es sind Theaterirrungen, -Verwechselungen und -Schnurren, die in der trefflichen und vornehm zierlichen Darstellung unserer Künstler den heitersten Eindruck hervorbringen, aber gar nicht beanspruchen, über diese Stunde hinaus zu leben. Von einer dramatischen Fabel wollen die Dichter nichts wissen. Mit ihrer Kenntniß des Theaters reihen sie eine Anzahl Scenen an einander, addiren die Zahl der Minuten, die eine jede von ihnen bei der Darstellung in Anspruch nehmen würde, und schreiben Ende darunter, wenn sie die Zahl 150 bis 175 erreicht haben. Meistentheils haben sie dabei nicht mit der Ungeduld des Publicums gerechnet, die den letzten Act stets für mehr oder minder überflüssig hält. Denn die zwei oder drei Verlobungen, mit denen jedes dieser Stücke schließt, erräth der erfahrene Theaterbesucher halbwegs ohne den Dichter, aus der Lectüre des Theaterzettels. Allen aristotelischen

Gleisen um die Verlobung zweier junger Leute dreht. Dinge, Verhältnisse, Personen sind überall und nirgends, keine böse Zugluft aus der Wirklichkeit trifft uns. Alles geht so reinlich und so zweifelsohne zu, daß ein Liebesbrief schon für eine Todsünde gilt. Die Franzosen dagegen schildern die Sitten, Gewohnheiten, die Laster und Conflicte der Gegenwart. Uebertrieben, nach einem bestimmten Leisten gearbeitet, immer bereit, den besonderen Fall zu einem typischen Vorgang zu erweitern, nicht frei aus der Natur des Vorwurfs und der Charaktere, sondern aus den Bedingungen ihrer Bühne heraus schaffend: aber zuerst und zuletzt doch Leben von unserm Leben, Fleisch von unserem Fleisch. „Babette", ein dreiactiger Schwank von Henri Meilhac und Philippe Gille, der am Sonnabend den 20. October zur ersten Aufführung kam, verläuft im Fortgang der Handlung in die Posse, allein der Keim, aus dem das Ganze wächst, ist eine sociale Frage. Wie kann ein leichtfertiges Mädchen sich wieder den Zugang zur Gesellschaft erobern, unter welchen Bedingungen wieder darin eintreten? Gaston hat eine Geliebte, Babette: er ist ein leichtsinniger Lebemann, das Mädchen sucht ihn zur Ordnung und zur Sparsamkeit zu erziehen. Sie hat den Ehrgeiz ihn heirathen zu wollen. Allein da ist ein Onkel, Petitpreux, der dem verschwenderischen Neffen schon lange grollt; wenn ihn Gaston jetzt nicht auf sein Schloß begleiten und dort ein solides Leben führen wird, so droht er ihm mit Enterbung. Einmal auf dem Schlosse, denkt Petitpreux, wird sich Gaston in Andrée, seine Cousine, verlieben und dieselbe heirathen. Gaston kann sich zur Trennung von Babetten nicht entschließen, aber das kluge Dämchen findet einen Ausweg. Sie wird ihm als Frau Baronin mit ihrem Gatten auf eine Villa in der Nähe jenes Schlosses folgen, die Gaston heimlich kauft: ein Allerweltsmacher, Weinreisender „auf Familien-Bordeaux" und Colporteur, in Mußestunden Erfinder, Gévaudan gibt sich gegen eine gute Bezahlung dazu her, die Rolle des angeblichen Gatten zu spielen. Er bringt noch überdies, um doch auch ein Vergnügen zu haben, seine eigene Geliebte als Kammermädchen bei der Baronin Babette unter. Den Fortgang kann sich der Leser vorstellen: Babette gewinnt im ersten Blick das Herz — und wenn sie dieselbe wollte — auch die Hand des alten Oheims, so daß, als die ganze Spiegelfechterei klar wird, er nicht das Geringste gegen die Heirath Babettens und Gastons einzuwenden hat, umsoweniger, da seine Nichte ihr Herz an seinen Geheimschreiber, der das Buch schreibt, das unter Petitpreux' Namen Aufsehen macht, verloren hat. Die Idee ist weniger glücklich und scharf als sonst in französischen Stücken herausgearbeitet worden; die Neigung der Autoren hat sich vom zweiten Acte an auf die drollige Figur Gévaudan's gewandt und Babettens Entwicklung und Umwandlung ist darüber in den Hintergrund gerathen. Bei alledem doch ein Vorwurf, dem man nachsinnen kann.

Ernster, gehaltener und ergreifender tritt uns Octave Feuillet's „Ein Pariser Roman", Schauspiel in 5 Acten entgegen, das am Sonnabend den 10. November zum ersten Mal gegeben wurde. Ein junges, reiches, sich zärtlich liebendes Ehepaar, Henri und Marcelle Targy, erfährt, in der Nacht nach einem Balle, ein schreckliches Geheimniß: die eigene Mutter Henri's muß es ihnen offenbaren. Das Vermögen, von dem sie leben, gehört ihnen nicht, Henri's Vater hat es unterschlagen. Es ist das Erbe eines Freundes, das ihm dieser sterbend anvertraut hatte, um es zur gelegenen Zeit einem jungen Mädchen zu übergeben, zu dessen Mutter der Freund in zärtlichen Beziehungen gestanden. Nach kurzem Kampfe fassen sich Mutter, Sohn und Gattin heroisch: Henri wird das Geld der Erbin wieder erstatten und Alle drei wollen von ihrer Hände Arbeit ehrlich weiter leben. Die Erbin ist eine liebenswürdige reiche Dame, Therese Baronin von Chevrial: ihr Mann ein gewissenloser Börsenspeculant, ein mehrfacher Millionär, ein Schlemmer, ein Wüstling. Er zögert keinen Augenblick das Vermögen, das ihm Henri bringt, anzunehmen und zwingt auch seine Gattin, die es ablehnen will, dazu. Großmüthig bietet er Henri eine leidlich dotirte Stellung in seinem Comptoir an, die dieser mit Freuden ergreift. In der bescheidenen Wohnung der Targy's würde Frieden und Behaglichkeit herrschen, wenn Marcelle sich in die Beschränktheit finden könnte, denn die Baronin, die Musik-

unterricht ertheilt, und Henri, der im Bureau arbeitet, sind durchaus zufrieden und glücklicher als in der Fülle des Reichthums. An Marcelle's Herzen indessen nagt die Dürftigkeit: sie kann es nicht ertragen im Omnibus zu fahren, wenn ihre Freundinnen im eigenen Wagen dahinrollen. Ihr ist die Luft beengt, sie dürstet nach Wohlleben und Luxus. Die Versuchungen bleiben nicht aus. Der Baron Chevrial hat sein Auge auf die junge schöne Frau geworfen. Er macht ihr nicht mißzuverstehende Anträge, die sie nicht bestimmt abzulehnen wagt. Aber ihr Herz droht ihr zu zerspringen, sie fürchtet, daß sie langsam, aber unaufhaltsam den Abhang der Sünde hinabgleiten wird. Flucht aus den sie einengenden und niederdrückenden Verhältnissen erscheint ihr als die einzige Rettung. Man hat ihre Gesangstimme gerühmt, ein Impresario Juliani hat ihr die glänzendsten Anerbietungen gemacht, wenn sie in seine Gesellschaft eintreten und mit ihm nach Amerika gehen will. Die Bitten ihres Gatten und ihrer Schwiegermutter haben sie bis jetzt zurückgehalten, diesen Anträgen Gehör zu schenken. Jetzt ergreift sie dieselben als letzte Planke in dem drohenden Schiffbruch. Sie entflieht. Viele Monate sind seitdem verflossen, Henri hat die Treulose als todt beweint, denn eine Nachricht ist herüber gekommen, daß der Dampfer, der Juliani und seine Operngesellschaft trug, auf offenem Meere verbrannt sei. Bei einem wüsten Gelage ist der Baron Chevrial, inmitten seiner Freunde und gefälliger Tänzerinnen, gerade als er einen Toast auf die Materie ausbrachte, von einem Schlagfluß getroffen, laut- und schmerzlos gestorben; zwischen seiner Wittwe und Henri hat sich ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft, das über kurz oder lang zu einer Ehe führen wird. Da trifft Marcelle arm und krank bei ihrer Schwiegermutter ein. Sie ist gerettet worden, aber keine ihrer glänzenden Hoffnungen hat sich erfüllt. Tief erschrocken, aber doch voll Mitleid und Güte nimmt die Baronin die reuig Zerknirschte auf. Sie bittet sie, in das Nebenzimmer zu treten: sie will ihren Sohn, der eben zurückgekehrt, schonend auf das Unerwartete vorbereiten. So hört Marcelle, daß Henri die Baronin liebt; sie erkennt, daß ihr Wiedererscheinen sein Glück für immer vernichten würde, sie sinkt zur Erde. Als Henri, von einer Ahnung ergriffen, in das Nebenzimmer stürzt, findet er eine Todte. Man vermißt in dem Feuillet'schen Schauspiel die strengere und stärkere Motivirung, Marcelle's Charakter bewegt sich in Sprüngen. Noch einmal so eingehend, aus zwingenden Gründen, müßte ihre Flucht mit dem Impresario begründet sein, wenn sie uns glaubhaft dünken sollte. Wie in der Posse Meilhac's und Gille's hat sich auch in Feuillet's Drama eine ursprünglich auf dem zweiten Plan gedachte Figur allmälig in die erste Reihe gedrängt: statt Marcelle's, die halbwegs eine Gestalt nach der Schablone ist, die reuige Magdalena der vornehmen Gesellschaft, beherrscht Chevrial, den Herr Carl Sontag vortrefflich spielte, mit seinem Cynismus und seiner Originalität die Scene. Neben Augier, Dumas und Sardou ist Octave Feuillet nur ein dramatischer Dichter zweiter Ordnung: es fehlt ihm ihre Unerbittlichkeit in der Entwicklung eines Charakters, in der Ziehung der Consequenzen aus der That des Helden und ihre unvergleichliche Technik. Aber mit all' seinen Schwächen und seiner Schönfärberei, wie hoch steht er, in der Schilderung des wirklichen Lebens, in der Erfassung und Darstellung der Gegenwart, über seinen deutschen Mitbewerbern! Es ist Sumpfboden, auf dem er schreitet, den er schildert: allein dieser Sumpf ist vorhanden, wir kennen ihn Alle, wir sehen ihn vor uns, in Berlin wie in Wien, in Paris wie in Petersburg; wo aber ist das Paradies der Backfische, in dem die Handlungen unserer Komödiendichter sich abspielen?

Karl Frenzel.

Gleisen um die Verlobung zweier junger Leute dreht. Dinge, Verhältnisse, Personen sind überall und nirgends, keine böse Zugluft aus der Wirklichkeit trifft uns. Alles geht so reinlich und so zweifelsohne zu, daß ein Liebesbrief schon für eine Todsünde gilt. Die Franzosen dagegen schildern die Sitten, Gewohnheiten, die Laster und Conflicte der Gegenwart. Uebertrieben, nach einem bestimmten Leisten gearbeitet, immer bereit, den besonderen Fall zu einem typischen Vorgang zu erweitern, nicht frei aus der Natur des Vorwurfs und der Charaktere, sondern aus den Bedingungen ihrer Bühne heraus schaffend: aber zuerst und zuletzt doch Leben von unserm Leben, Fleisch von unserem Fleisch. „Babette", ein dreiactiger Schwank von Henri Meilhac und Philippe Gille, der am Sonnabend den 20. October zur ersten Aufführung kam, verläuft im Fortgang der Handlung in die Posse, allein der Keim, aus dem das Ganze erwächst, ist eine sociale Frage. Wie kann ein leichtfertiges Mädchen sich wieder den Zugang zur Gesellschaft erobern, unter welchen Bedingungen wieder darin eintreten? Gaston hat eine Geliebte, Babette: er ist ein leichtsinniger Lebemann, das Mädchen sucht ihn zur Ordnung und zur Sparsamkeit zu erziehen. Sie hat den Ehrgeiz ihn heirathen zu wollen. Allein da ist ein Onkel, Petitpreux, der dem verschwenderischen Neffen schon lange grollt; wenn ihn Gaston jetzt nicht auf sein Schloß begleiten und dort ein solides Leben führen wird, so droht er ihm mit Enterbung. Einmal auf dem Schlosse, denkt Petitpreux, wird sich Gaston in Andrée, seine Cousine, verlieben und dieselbe heirathen. Gaston kann sich zur Trennung von Babetten nicht entschließen, aber das kluge Dämchen findet einen Ausweg. Sie wird ihm als Frau Baronin mit ihrem Gatten auf eine Villa in der Nähe jenes Schlosses folgen, die Gaston heimlich kauft: ein Allerweltsmacher, Weinreisender „auf Familien-Bordeaux" und Colporteur, in Mußestunden Erfinder, Gévaudan gibt sich gegen eine gute Bezahlung dazu her, die Rolle des angeblichen Gatten zu spielen. Er bringt noch überdies, um doch auch ein Vergnügen zu haben, seine eigene Geliebte als Kammermädchen bei der Baronin Babette unter. Den Fortgang kann sich der Leser vorstellen: Babette gewinnt im ersten Blick das Herz — und wenn sie dieselbe wollte — auch die Hand des alten Oheims, so daß, als die ganze Spiegelfechterei klar wird, er nicht das Geringste gegen die Heirath Babettens und Gastons einzuwenden hat, umsoweniger, da seine Nichte ihr Herz an seinen Geheimschreiber, der das Buch schreibt, das unter Petitpreux' Namen Aufsehen macht, verloren hat. Die Idee ist weniger glücklich und scharf als sonst in französischen Stücken herausgearbeitet worden; die Neigung der Autoren hat sich vom zweiten Acte an auf die drollige Figur Gévaudan's gewandt und Babettens Entwicklung und Umwandlung ist darüber in den Hintergrund gerathen. Bei alledem doch ein Vorwurf, dem man nachsinnen kann.

Ernster, gehaltener und ergreifender tritt uns Octave Feuillet's „Ein Pariser Roman", Schauspiel in 5 Acten entgegen, das am Sonnabend den 10. November zum ersten Mal gegeben wurde. Ein junges, reiches, sich zärtlich liebendes Ehepaar, Henri und Marcelle Targy, erfährt, in der Nacht nach einem Balle, ein schreckliches Geheimniß: die eigene Mutter Henri's muß es ihnen offenbaren. Das Vermögen, von dem sie leben, gehört ihnen nicht, Henri's Vater hat es unterschlagen. Es ist das Erbe eines Freundes, das ihm dieser sterbend anvertraut hatte, um es zur gelegenen Zeit einem jungen Mädchen zu übergeben, zu dessen Mutter der Freund in zärtlichen Beziehungen gestanden. Nach kurzem Kampfe fassen sich Mutter, Sohn und Gattin heroisch: Henri wird das Geld der Erbin wieder erstatten und Alle drei wollen von ihrer Hände Arbeit ehrlich weiter leben. Die Erbin ist eine liebenswürdige reiche Dame, Therese Baronin von Chevrial: ihr Mann ein gewissenloser Börsenspeculant, ein mehrfacher Millionär, ein Schlemmer, ein Wüstling. Er zögert keinen Augenblick das Vermögen, das ihm Henri bringt, anzunehmen und zwingt auch seine Gattin, die es ablehnen will, dazu. Großmüthig bietet er Henri eine leidlich dotirte Stellung in seinem Comptoir an, die dieser mit Freuden ergreift. In der bescheidenen Wohnung der Targy's würde Frieden und Behaglichkeit herrschen, wenn Marcelle sich in die Beschränktheit finden könnte, denn die Baronin, die Musik-

unterricht ertheilt, und Henri, der im Bureau arbeitet, sind durchaus zufrieden und glücklicher als in der Fülle des Reichthums. An Marcelle's Herzen indessen nagt die Dürftigkeit: sie kann es nicht ertragen im Omnibus zu fahren, wenn ihre Freundinnen im eigenen Wagen dahinrollen. Ihr ist die Luft beengt, sie dürstet nach Wohlleben und Luxus. Die Versuchungen bleiben nicht aus. Der Baron Chevrial hat sein Auge auf die junge schöne Frau geworfen. Er macht ihr nicht mißzuverstehende Anträge, die sie nicht bestimmt abzulehnen wagt. Aber ihr Herz droht ihr zu zerspringen, sie fürchtet, daß sie langsam, aber unaufhaltsam den Abhang der Sünde hinabgleiten wird. Flucht aus den sie einengenden und niederdrückenden Verhältnissen erscheint ihr als die einzige Rettung. Man hat ihre Gesangstimme gerühmt, ein Impresario Juliani hat ihr die glänzendsten Anerbietungen gemacht, wenn sie in seine Gesellschaft eintreten und mit ihm nach Amerika gehen will. Die Bitten ihres Gatten und ihrer Schwiegermutter haben sie bis jetzt zurückgehalten, diesen Anträgen Gehör zu schenken. Jetzt ergreift sie dieselben als letzte Planke in dem drohenden Schiffbruch. Sie entflieht. Viele Monate sind seitdem verflossen, Henri hat die Treulose als todt beweint, denn eine Nachricht ist herüber gekommen, daß der Dampfer, der Juliani und seine Operngesellschaft trug, auf offenem Meere verbrannt sei. Bei einem wüsten Gelage ist der Baron Chevrial, inmitten seiner Freunde und gefälliger Tänzerinnen, gerade als er einen Toast auf die Materie ausbrachte, von einem Schlagfluß getroffen, laut- und schmerzlos gestorben; zwischen seiner Wittwe und Henri hat sich ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft, das über kurz oder lang zu einer Ehe führen wird. Da trifft Marcelle arm und krank bei ihrer Schwiegermutter ein. Sie ist gerettet worden, aber keine ihrer glänzenden Hoffnungen hat sich erfüllt. Tief erschrocken, aber doch voll Mitleid und Güte nimmt die Baronin die reuig Zerknirschte auf. Sie bittet sie, in das Nebenzimmer zu treten: sie will ihren Sohn, der eben zurückgekehrt, schonend auf das Unerwartete vorbereiten. So hört Marcelle, daß Henri die Baronin liebt; sie erkennt, daß ihr Wiedererscheinen sein Glück für immer vernichten würde, sie sinkt zur Erde. Als Henri, von einer Ahnung ergriffen, in das Nebenzimmer stürzt, findet er eine Todte. Man vermißt in dem Feuillet'schen Schauspiel die strengere und stärkere Motivirung, Marcelle's Charakter bewegt sich in Sprüngen. Noch einmal so eingehend, aus zwingenden Gründen, müßte ihre Flucht mit dem Impresario begründet sein, wenn sie uns glaubhaft dünken sollte. Wie in der Posse Meilhac's und Gille's hat sich auch in Feuillet's Drama eine ursprünglich auf dem zweiten Plan gedachte Figur allmälig in die erste Reihe gedrängt: statt Marcelle's, die halbwegs eine Gestalt nach der Schablone ist, die reuige Magdalena der vornehmen Gesellschaft, beherrscht Chevrial, den Herr Carl Sontag vortrefflich spielte, mit seinem Cynismus und seiner Originalität die Scene. Neben Augier, Dumas und Sardou ist Octave Feuillet nur ein dramatischer Dichter zweiter Ordnung: es fehlt ihm ihre Unerbittlichkeit in der Entwicklung eines Charakters, in der Ziehung der Consequenzen aus der That des Helden und ihre unvergleichliche Technik. Aber mit all' seinen Schwächen und seiner Schönfärberei, wie hoch steht er, in der Schilderung des wirklichen Lebens, in der Erfassung und Darstellung der Gegenwart, über seinen deutschen Mitbewerbern! Es ist Sumpfboden, auf dem er schreitet, den er schildert: allein dieser Sumpf ist vorhanden, wir kennen ihn Alle, wir sehen ihn vor uns, in Berlin wie in Wien, in Paris wie in Petersburg; wo aber ist das Paradies der Backfische, in dem die Handlungen unserer Komödiendichter sich abspielen?

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Noch ein Mal haben die Macht des allgemeinen Friedensbedürfnisses und das Gewicht der von der Erhaltung des großmächtlichen Einvernehmens bedingten Interessen über die west-östlichen Gegensätze den Sieg davon getragen, die vor vier Wochen vernehmbar an die Thür des Janustempels pochten. Das Jahr 1883 ist sich treu geblieben, es schließt unter denselben Friedenszeichen, welche seinen Anfang begleitet hatten. Unter denselben Zeichen, denn neue sind nicht hinzugekommen, die Grundlagen der zwischen den Großmächten obwaltenden Beziehungen vielmehr die früheren geblieben. Was an denselben gegensätzlich war, ist gegensätzlich geblieben, ja der latente Gegensatz merkbar verschärft worden durch den Zutritt Italiens zum österreichisch-deutschen Bunde und durch die Gewinnung von osteuropäischen Außenwerken für diese Citadelle des Friedens. Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen ist unser Loos geblieben und wird voraussichtlich noch eine Weile unser Loos bleiben. Wir müssen uns daran genügen lassen, daß das Maß dieser Sicherheit und Freiheit gegen früher erheblich erhöht und daß über den gesammten Welttheil die Ueberzeugung verbreitet worden, wer uns herausfordert, fordere zugleich sein Jahrhundert in die Schranken. Daß die Lust dazu an unsern westlichen wie an unsern östlichen Grenzen fortbesteht, wird uns von der Presse unserer Nachbarn zu häufig gesagt, als daß die Gefahren eines falschen Friedens auch nur für Augenblicke an uns heranzutreten vermöchten.

Seit des russischen Ministers von Giers' Reise nach Friedrichsruhe den Rest der im Herbstnebel aufgetauchten Kriegssorgen verscheucht hat, ist Europa vornehmlich mit zwei Angelegenheiten, der spanischen Reise des deutschen Kronprinzen und der französisch-chinesischen Differenz, beschäftigt gewesen. Das Bestreben, dem dem Hofe von Madrid gemachten deutschen Fürstenbesuche einen tendenziösen Charakter anzuhängen, hat ebenso schmähliches Fiasco gemacht, wie die Rechnung auf Kundgebungen, welche die Bedeutung dieser Unternehmung herabdrücken sollten. Vom ersten bis zum letzten Tage seines Aufenthalts auf spanischem Boden ist der Kronprinz nicht nur der gefeierte Gast König Alfonso's XII., sondern zugleich der herzlich begrüßte Gast des spanischen Volkes gewesen, das den altbewährten Ruf würdiger Höflichkeit und echter Liebenswürdigkeit glänzend erneuert hat. Tage, wie der Erbe der deutschen Krone sie in Valencia, Madrid, Toledo, Sevilla und Granada verlebt hat, streuen Saaten aus, deren Wachsthum gesichert ist, auch wenn sie nicht in diplomatisch gezogene Furchen gefallen sind — in Deutschland wie in Spanien wird der erste von einem preußisch-deutschen Prinzen dem Hofe von Madrid gemachte Besuch eine dauernde Erinnerung zurücklassen. Mehr als die Befestigung der zwischen beiden Ländern bestehenden freundschaftlichen Beziehungen hat es bei der Reise vom December d. J. gegolten und dieser Zweck ist so vollständig erreicht worden, daß das fernere Geschick des bereits gegenwärtig erschütterten Cabinets Posada-Herrera mit denselben nichts zu thun hat, die

Mehrzahl der Deutschen völlig unberührt lassen wird. Es ist zu einem Einverständniß der Grund gelegt worden, dessen Weiterentwicklung vertrauensvoll in den Schoß der Zukunft gelegt werden darf. — Von der Römerfahrt, mit welcher der Erbe der deutschen Krone seine Winterreise beschließt, wissen wir bis jetzt nur, daß sie in erster Reihe dem Beherrscher des uns befreundeten Italien gilt, und daß die zwischen dem Berliner Cabinet und dem Vatican obwaltenden Beziehungen einen Besuch des Kronprinzen bei dem Papste zulässig erscheinen lassen. Für die kirchenpolitische Lage ist das bezeichnend genug, daß die Möglichkeit einer durch diesen Besuch herbeigeführten Weiterentwicklung derselben mindestens nicht ausgeschlossen erscheint. Die Initiative dazu wird freilich von dem Vatican, nicht von dem hohen Gaste desselben erwartet werden müssen.

Die Lage der französischen Dinge ist während der letzten Wochen so vollständig von dem Auf- und Niedergehen ostasiatischer Meldungen beherrscht worden, daß die übrigen an und für sich nicht unwichtigen Ereignisse des letzten Monats an dem öffentlichen Leben der Republik nahezu spurlos vorüber gegangen sind. Auf die jüngsten Ministerveränderungen hat man kein Gewicht gelegt, weil Vorkommnisse solcher Art dem heutigen Frankreich gewohnheitsmäßige geworden sind; die durch Kürzung der Bezüge des Erzbischofs von Paris neu bethätigte Feindseligkeit der Parlamentsmehrheit gegen die katholische Kirche gehören in dieselbe Rubrik und auf die nach vieljährigem Kampfe durchgesetzte Abschaffung der obligatorischen Arbeitsbücher (livrets) hat man sich in Frankreich nicht besonnen, weil man für andere als politische Machtfragen des Augenblicks überhaupt das Organ eingebüßt hat. Daß diese endlich zu Stande gekommene Maßregel in das Leben der meisten Franzosen außerordentlich tief eingreift, daß es sich um die Abschaffung einer Institution handelt, deren Entstehung weit hinter die erste Revolution zurückdatirt und die in den meisten Culturländern den Gegenstand lebhafter Kämpfe bildet, scheint man auch da nicht in Betracht gezogen zu haben, wo man aus diesem Zugeständniß an die Wünsche des vierten Standes in der That politisches Capital schlagen könnte. Noch weniger hat man sich darum gekümmert, daß eine nicht unerhebliche Minderheit des Senats darauf aus war, in doctrinärer Consequenzmacherei zugleich mit den obligatorischen auch die freiwillig geführten Arbeitsbücher unter Verbot zu stellen und daß es in diesem Falle die Rücksicht auf die Deputirtenkammer gewesen ist, welche den Senat zur Ablehnung der weitergehenden Anträge seiner Minderheit bestimmt hat. In dem Lande, das, Dank der Unversöhnlichkeit seiner Parteigegensätze, binnen zehn Jahren keine einzige positive Maßregel der Socialreform zum Abschluß gebracht hat, zählen und wiegen die Dinge nur nach ihrem augenblicklichen politischen Gebrauchswerth und werden die großen, in der Stille vorbereiteten Umgestaltungen des öffentlichen Wesens in der Regel erst wahrgenommen, wenn sie sich den Machthabern als vollendete Thatsachen gebieterisch aufdrängen. — Wesentlich nach Gesichtspunkten des Tagesinteresses hat sich auch die französische Auffassung und Behandlung der anamitisch-chinesischen Angelegenheit gestaltet. Nicht sowohl darauf kommt es der Masse der Gelegenheitspolitiker an, wie die Verhältnisse an der südchinesischen Grenze in Wirklichkeit liegen und welchen Einfluß die angekündigte Wegnahme Bac-Ninhs auf die Beziehungen zu China üben könnte, — sondern wesentlich auf die Wirkungen, welche die Nachrichten über Sieg oder Niederlage, Krieg oder Frieden für Stellung und Ansehen des Ministeriums Ferry haben könnte. Und doch hat die Frage danach, ob die Hauptverantwortung für die eingetretene Verwicklung der gegenwärtigen oder einer der früheren Regierungen aufzubürden ist, bei dem Mangel an aller Continuität in der Verwaltung ein nur untergeordnetes praktisches Interesse. Die Hauptsache ist, daß Beamtenthum und Bevölkerung Anams mit ihren Sympathien auf der Seite des himmlischen Reichs stehen und daß trotz aller Unsicherheiten und Zweifel über Chinas militärische Leistungsfähigkeit die Unzulänglichkeit der auf dem Kriegsschauplatz weilenden französischen Streitkräfte öffentlich anerkannt werden mußte. Neue Opfer an Geld und Menschen haben der Aufrechterhaltung des Status quo bewilligt werden müssen und die Art und Weise, in welcher das geschehen ist, läßt

die Anhänger der Regierung fürchten, daß im äußersten Falle, demjenigen eines offenen und energischen chinesischen Vorgehens, trotz des Herrn Ferry abermals ertheilten Vertrauensvotums das Aeußerste zu fürchten sei. Bis jetzt hat das Cabinet von Peking in Zögerungen und Verschleppungen seinen Vortheil gesehen und dadurch die Befürchtung geweckt, daß hinter denselben Vorbereitungen zu einem großen Schlage getroffen werden. Fällt derselbe, so kommt für uns zunächst in Betracht, daß die Lage der in den chinesischen Seehäfen lebenden zahlreichen Europäer (der Personenverkehr zwischen diesen Plätzen wird bekanntlich zum größten Theil von deutschen Schiffen besorgt) mindestens bis zum Eintreffen der ausgesendeten deutschen und englischen Schutzgeschwader eine außerordentlich schwierige sein wird. Unwillkommen würde die Kriegseventualität aber auch rücksichtlich ihres Einflusses auf die innere französische Lage sein, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach den Radicalen zu Gute kommen würde. Der Eifer, mit welchem die Pariser Machthaber sich an die übrig gebliebenen Friedensstrohhalme klammern und vor pessimistischen Auffassungen warnen zu müssen glauben, beweist, daß dieselben ihr Geschick mit demjenigen des Friedens eng verbunden wissen. Wären Vermittelungen nicht für die Interessen derjenigen, welche dieselben unternehmen wollten, mit außerordentlichen Gefahren verbunden, so würde England längst sein volles Gewicht zu Gunsten eines Ausgleichs in die Wage geworfen haben. Rücksichten auf die Sicherheit der in China engagirten britischen Capitalien haben dem guten Willen Mr. Gladstone's und seiner Collegen an und für sich enge Grenzen gezogen, — um so engere, als die öffentliche Meinung ihres Landes die Hauptschuld nicht bei der Pekinger, sondern bei der Pariser Regierung sucht. Unverhohlen haben die unabhängigen Londoner Preßorgane ihre Meinung dahin abgegeben, daß die Beschaffenheit der heutigen französischen Staatsleitung nicht darnach angethan sei, England zur Vermittlerrolle einzuladen und daß den ostasiatischen Interessen des Landes unter Umständen durch Parteinahme für China besser gedient werden würde als durch eine gegentheilige Politik.

Inzwischen hat man auch jenseits des Canals Erfahrungen mit der Unberechenbarkeit außerhalb der Culturwelt liegender Verhältnisse gemacht. Ob Hicks Pascha's ägyptische Armee von dem im West-Sudan aufgestandenen falschen Propheten und echten Kriegsprediger ganz oder nur zur Hälfte vernichtet worden ist, wird wohl noch eine Weile zweifelhaft bleiben. Desto unzweifelhafter ist, daß die südlichen Grenzen des in die britische Machtsphäre gezogenen ägyptischen Staates schwerer als seit Menschengedenken bedroht sind und daß die beabsichtigte Zurückziehung des im Sommer vorigen Jahres ausgesendeten Expeditionscorps aufs Neue hinausgeschoben werden muß. Was der welt- und länderkundigsten aller Nationen so leicht nicht passirt, ist dieses Mal eingetreten: sie steht Menschen und Verhältnissen gegenüber, von denen man wenig *mehr* weiß, als daß sie unter Umständen außerordentlich gefährlich werden können. An der Nothwendigkeit energischer Abwehr wird durch dieses Gefühl der Unsicherheit nichts geändert: das in der Schlacht bei Tel-el-Kebir errungene Uebergewicht muß behauptet, die Sicherheit der britischen Herrschaft über das Nilthal, Europa und Afrika gegenüber, allen Zweifeln entrückt werden. Eben jetzt ist die eminente Bedeutung dieses Landes für den englisch-indischen und englisch-afrikanischen Handel durch das Abkommen neu bestätigt worden, welches die Londoner Schiffsrheder mit Herrn von Lesseps behufs endlicher Entscheidung über die Zukunft des alten und des projectirten neuen Suezcanals getroffen haben. Auf dem beschrittenen Wege muß weitergegangen werden, weil jede Erschütterung des britischen Ansehens bis nach Constantinopel, Bombay und Kabul hinüber bedenkliche Wirkungen üben und eben eingeheimste Gewinne in Frage stellen könnte. Für die Unsicherheit der gewonnenen Grundlage sind die Besorgnisse um die Zukunft Khartum's so charakteristisch, daß die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse an der Südgrenze des Landes unbedingt geboten erscheint. Reichen die vorhandenen Mittel dazu nicht aus, so müssen neue in Bewegung gesetzt werden. Gerade die momentane in dem europäischen Oriente herrschende Ruhe richtet alle Blicke auf den Ausgang des im vorigen Jahre begonnenen ägyptischen Unternehmens.

In denjenigen Ländern des Südostens, die noch im vorigen Monate die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt vorzugsweise auf sich zogen, in Rumänien und Serbien, ist an die Stelle der bisherigen Erregung tiefe Stille getreten. Ueber den Umfang und die Bedrohlichkeit der Emeute vom November d. J. sind wir erst nachträglich genauer unterrichtet worden. Daß nationale Wirren, die so bedeutende Verhältnisse angenommen, so weite Verzweigungen aufzuweisen gehabt hatten, ohne weitere Folgen geblieben sind, erscheint wie ein halbes Wunder, wie ein Wunder, das nur aus dem Friedensbedürfniß der benachbarten größeren Staaten erklärt werden kann. Zu anderen Zeiten sind Vorgänge sehr viel geringfügiger Art ausreichend gewesen, die halbe Welt in Allarm zu versetzen und Verwicklungen von größter Tragweite herbeizuführen. Unwillkürlich sagt man sich, daß es nicht sowohl die eigene Natur der südslawischen Länder und Menschen, sondern das Interesse der Großstaaten an denselben ist, das diese Erdgegend seit Menschenaltern zur europäischen Pandora-Büchse gemacht hat. — Auch in der benachbarten Türkei scheint man das Gefühl relativer Sicherheit gegen politische Ueberraschungen gewonnen zu haben. Wäre dem anders, so hätte die Pforte es nicht zu dem Conflict mit dem ökumenischen Patriarchat von Constantinopel kommen lassen, der neuerdings in der diplomatischen Welt von sich reden macht. Von allen „Culturkämpfen", die während der letzten zwölf Jahre erlebt worden, ist der türkisch-griechische der verwunderlichste. Seit das Südslawenthum in den Vordergrund der politischen Scene des Orients getreten ist, haben das in dem Patriarchat repräsentirte türkische Priesterthum und die Hohe Pforte in kaum gestörtem Einvernehmen gestanden. Der gemeinsame Kampf beider gegen die kirchlichen und nationalen Ansprüche der Bulgarien verbündeten Mächte (und das Fanariotenthum repräsentirt immer noch eine Macht) hatte die alte Tradition neu belebt, nach welcher die ottomanische Regierung die slawischen Rajah am zuverlässigsten durch Vermittelung des ökumenischen Patriarchats beherrscht und nach welcher die Griechen für das byzantinische Reich der Zukunft nicht besser sorgen können, als durch Niederhaltung der slawischen Unterthanen des Sultans. Was den griechischen Ansprüchen widerstrebt, muß in Gehorsam gegen den gegenwärtigen Machthaber am goldenen Horn erhalten und vor eigenen Ansprüchen behütet werden, bis für Großgriechenland der geschichtliche Augenblick gekommen ist. — Dieser Tradition gemäß besaß der ökumenische Patriarch seit den Tagen der Eroberung von Constantinopel ausgedehnte Rechte, die ihn zum geistlichen und weltlichen Oberherrn der Gläubigen seiner Kirche und zum höchsten Richter in allen auf das Familien-Erb- und Eherecht der orientalischen Christen bezüglichen Angelegenheiten machten, — dieser Tradition gemäß war der griechische Clerus geschworener Feind aller Bildungs- und Nationalbestrebungen gewesen, die einen andern als den griechischen Stempel trugen. Bis die Gräcisirung der Bulgaren beendet ist, gehen griechischer und türkischer Vortheil Hand in Hand und da der zur Erreichung dieses Zieles führende Weg noch ein weiter ist, empfiehlt sich die Aufrechterhaltung des Status quo beider Theile. Dieses Verhältniß nun gedenken die Jungtürken zu erschüttern. Sie machen geltend, daß die weltliche Rechtsprechung des Patriarchen und der ökumenischen Synode einen Sinn nur gehabt habe, so lange es kein weltliches türkisches Gesetzbuch und keine türkischen Gerichtshöfe im modernen Sinne des Wortes gab; da die familienrechtlichen Angelegenheiten der Christen nicht nach Satzungen des Islam entschieden werden konnten, sei nichts übrig geblieben, als dieselben der Kirche zu überweisen. Jetzt sei das Alles anders geworden und die Unterordnung aller Unterthanen des Sultans unter ein ihren gemeinsamen Bedürfnissen angepaßtes türkisches Reichsrecht und dessen regelmäßige Organe ein selbstverständliches Gebot der türkischen Staatsraison. — Das Patriarchat beruft sich dagegen auf sein geschichtliches, ein halbes Jahrtausend lang unangetastet gebliebenes Recht und auf die Unmöglichkeit, die Einnahme aufzugeben, die ihm aus seinen judiciären Befugnissen zugeflossen sind. Seit Serben, Bulgaren und Rumänen sich von der Mutterkirche getrennt und selbständige Landeskirchen aufgerichtet hätten und seit die Russen eine griechenfeindliche Politik befolgten, entbehre der Patriarch ohnehin des besten Theils seiner früheren Einkünfte und der Mittel zur Erhaltung der Kirchen und

Schulen seines Volks. Nehme man ihm auch noch die Richterbefugnisse, so sei er finanziell ruinirt und außer Stande, die Stellung zu wahren, die ihm im Interesse des türkischen Staates und der türkischen Regierung seit den Tagen Sultan Machmud's eingeräumt worden. — Wie es heißt, ist das türkische Ministerium entschlossen, auf seiner Forderung zu beharren und dem Lärm Trotz zu bieten, welchen der Patriarch, die Synode und der griechische Nationalrath (das kirchenpolitische Unterhaus der ökumenischen Kirche) geschlagen haben. Alle Hoffnungen der Griechen ruhen auf der Person des Sultans und auf der Unterstützung der Diplomatie, von der man annimmt, daß sie dem einflußreichen fanariotischen Elemente nicht fehlen werde. Wie es heißt, zeigen die west- und mitteleuropäischen Mächte aber nur wenig Neigung, in dem zwischen dem Fanar und der Hohen Pforte entbrannten Streite Partei zu ergreifen, Rußlands Entschließungen aber stehen bislang noch aus. Ob die Petersburger Regierung vorliegenden Falls als „rechtgläubige" Macht auf die Seite des höchsten Würdenträgers der orientalischen Kirche treten oder ob sie als Vertreterin des Slawenthums den national-griechischen Clerus sich selbst überlassen wird, ist noch nicht entschieden.

Zu der Zurückhaltung in auswärtigen Fragen, deren das St. Petersburger Cabinet sich seit der Reise des Ministers von Giers befleißigt, würde die letztere Rolle besser passen, als die erstere. Der günstige Erfolg, der mit der 50-Millionen-Anleihe vom November d. J. erzielt worden, hat zu deutlich gezeigt, daß dem russischen Credit durch Aufsteckung der Friedensfahne wesentlich geholfen werden könne, als daß man nicht veranlaßt sein sollte, auf dem beschrittenen Wege noch eine Weile weiter zu marschiren. So lange die innere Entwicklung in der bisherigen Weise stagnirt, und so lange die nationale Befangenheit jede durch die Heranziehung ausländischer Capitalien vermittelte Belebung des russischen Wirthschaftslebens grundsätzlich erschwert, bleibt ja doch nichts Anderes übrig, als dem wachsenden Staatsbedürfniß immer wieder durch Anleihen zu Hilfe zu kommen. Seit erlebt worden, daß die „Mosk. Zeit." selbst den, jedes politischen Beigeschmacks entbehrenden, von zwei hohen Würdenträgern aufgenommenen Plan, dem russischen Getreidehandel durch in den Hafenorten errichtete Speicher und durch Einführung des Warrantsystems aufzuhelfen, widerräth, weil dieses Unternehmen „mit ausländischem Gelde" ins Werk gerichtet werden soll, — wird auf eine wirthschaftliche Selbsthilfe Rußlands für längere Zeit nicht mehr zu rechnen sein und die Berufung auf die „ungeheuren und die zahlreichen ungehobenen Schätze" des weiten Reiches nur noch die Rolle einer gewohnheitsmäßigen officiellen Phrase spielen. Der Rückgang der Staatserträge und die totale Unfruchtbarkeit der Commissionsarbeiten, welche eine Neuorganisation der büreaukratischen Maschine und ihrer auf Förderung der agrarischen und gewerblichen Interessen gerichteten Thätigkeit vorbereiten sollten, bescheinigen unwidersprechlich, daß auf dem bisherigen Wege nicht vorwärts zu kommen ist. Und bei dem bisherigen Wege bleibt es trotz aller Gerüchte von der Vorbereitung eines „Reichsstatuts", das der Centralstelle eine gewisse Mitwirkung und Unterstützung der „Gesellschaft" sichern soll. Hinter dieser bis zum Ueberfluß wiederholten Formel soll vorliegenden Falls die Absicht stecken, den Reichsrath (die aus ehemaligen und jetzigen Ministern und Großwürdenträgern zusammengesetzte oberste Staatsbehörde) durch die Zuziehung einzelner ständischer Vertreter zu erweitern. Derselbe Plan hat bereits unter der vorigen Regierung zu wiederholten Malen vorgelegen, ohne daß irgend einer der in Betracht kommenden Factoren sich für denselben zu enthusiasmiren vermocht hätte. Ob dieses Mal Ernst gemacht wird oder nicht, erscheint darum ziemlich gleichgiltig. Vor 21 Jahren, wo von der Sache zuerst die Rede war, hätte dieselbe Eindruck machen können; heute würde sie als ohnmächtiger Versuch, die alten Schläuche mit neuem Wein zu füllen, spurlos vorübergehen. — Ungleich wichtiger stellt sich ein anderes, bereits vor einiger Zeit officiell angekündigtes Project dar, die Absicht, die bisher mit der Erwerbung gewisser Rangclassen und Ordensauszeichnungen verbundene Erlangung der Adelsqualität abzuschaffen und dadurch die Begründung eines höheren Bürgerstandes zu ermöglichen. Bürgerliche „wirkliche Staatsräthe" und Generale würden in Rußland eine unerhörte Neuerung

bedeuten, nachdem fast zweihundert Jahre lang die untergeordnetste militärische und büreaukratische Stellung mit dem Erwerbe des persönlichen Adels, jedes höhere Amt mit Erlangung des Erbadels gleichbedeutend gewesen ist. Soll der städtische Bürger mehr als ein in die Stadt gekommener Bauer gelten, so kann das nur durch Abschaffung des Verdienstadels geschehen. Einige Zeit wird freilich vergehen, bevor die Wirkungen dieses Ueberbleibsels aus den Tagen Peters des Großen völlig ausgelebt sind —, für die fernere Zukunft läßt sich von der in Aussicht genommenen Neuerung indessen ein Gewinn erwarten, der schließlich auch dem Staatsleben zu Gute kommen wird.

Dem friedlichen Charakter, den die russische Politik neuerdings angenommen hat, ist es zu danken gewesen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie mindestens für den Augenblick andere Aufgaben hat ins Auge fassen können als diejenigen, welche ihr durch die zunehmende Feindseligkeit der nationalen Gegensätze aufgebürdet werden. Diesseit der Leitha sind die geradezu verzweifelten Entschließungen, mit denen das österreichisch-deutsche Element sich trug, und die nicht nur die administrative Zweitheilung Böhmens, sondern einen Massenaustritt aus dem Reichsrathe zum Gegenstande hatten, bis auf Weiteres vertagt worden, — in der östlichen Reichshälfte macht man sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, daß die nationalen Gegensätze noch mit anderen Mitteln, als denjenigen einer gewaltsamen Magyarisirung bekämpft werden könnten. Entscheidend wird sein, ob man sich in Pesth zu Zugeständnissen an die Competenz des kroatischen Landtags entschließt, der der Einordnung in den ungarischen Staatsorganismus nicht grundsätzlich widerstrebt und dessen Entschließungen auf das Verhalten der übrigen slawischen Stämme des Landes stets von Einfluß gewesen sind. Kroaten und siebenbürgische Sachsen vermöchte die Pesther Regierung ungleich leichter zu befriedigen, als diejenigen Racen, bei denen die Zugehörigkeit zur morgenländischen Kirche eine maßgebende und der Ausbreitung panslawistischer Tendenzen beständigen Vorschub leistende Rolle spielt. Der gegenwärtige Zeitpunkt vollständiger Lahmlegung der Actionspartei im benachbarten Serbien und einer unverkennbaren Beruhigung in Bosnien wäre für Zugeständnisse an diejenigen Elemente, bei denen auf eine gewisse Versöhnlichkeit gerechnet werden kann, besonders geeignet; — die Benutzung des richtigen Moments ist aber niemals die starke Seite österreichisch-ungarischer Staatsmänner gewesen. — Auf dem rechten Leitha-Ufer hat man sich allerdings angeschickt, einen Beweis für richtiges Verständniß der Zeitaufgaben und ihrer Dringlichkeit zu liefern. Inmitten der Sorgen und Schwierigkeiten, welche das politisch-nationale Gebiet beunruhigen, hat die westösterreichische Regierung Zeit gehabt, eine socialreformatorische Maßregel vorzubereiten, welche auf nichts Geringeres, als die Herstellung eines Unfallversicherungs-Gesetzes abzielt. Ob man in Wien glücklicher als bei uns sein und die schwierige Aufgabe auf den ersten Wurf lösen werde, ist einstweilen noch zweifelhaft. Nicht ohne Grund hat die liberale Opposition geltend gemacht, daß die Vorlage sich auf schwankendem Grunde bewege, weil es an statistischem Materiale ebenso vollständig fehle, wie an gesetzlichen Regelungen der Haftpflicht und des Krankenversicherungswesens, den beiden Unterlagen des deutschen Entwurfs. Auch die Neuheit der erst während der vorigen Session erlassenen Bestimmungen über die Regelung des Gewerbewesens bildet ein erschwerendes Moment, dessen Bedeutung freilich erst fühlbar werden wird, wenn man in die Lage käme, zu einer Ausführung des weit aussehenden Entwurfs zu gelangen. Es mag damit zusammenhängen, daß die Vorlage überhaupt nur ein Rahmen sein soll, und daß die Ausfüllung desselben den von der Regierung zu erlassenden Verordnungen vorbehalten worden ist. — Wenn es gelingen sollte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, so wird die Befriedigung darüber nirgend größer sein, als bei uns in Deutschland. Von dem sachlichen Gewinn abgesehen, den jede in einem einzelnen Staate durchgeführte sociale Reformmaßregel der gesammten mitteleuropäischen Culturwelt verspricht, kommt für uns in Betracht, daß Erfolge der österreichischen Staatskunst Ansehen und Leistungsfähigkeit des Bundes erhöhen, der zum Eckstein des europäischen Friedens geworden ist. Möchte das neue Jahr die Festigkeit dieses Bundes neu bestätigen!

o. β. **Das Leiden eines Knaben.** Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Nach dem etwas ungelenken Beginn dieser Erzählung zu urtheilen, in welchem der Dichter die objective Darstellung durch subjective Erläuterungen fort und fort unterbricht, haben wir es hier mit einer ältern Conception des geschätzten Verfassers zu thun; im weiteren Verlauf offenbart sich dann die oft gerühmte Feinheit und Schärfe seiner historischen Schilderungen im reichen Maße und der schöne und künstlerisch reine Schluß entläßt uns in Theilnahme und Ergriffenheit. Nicht nur die Hauptfigur des leidenden Knaben, jenes Julian Boufflers', der von den Pariser Jesuiten langsam zu Tode gemartert wird, — auch eine Fülle von Nebenfiguren ist lebendig, mit sicheren Strichen, mit reicher Erfindung und gutem Humor hingestellt; der Erzähler dieser traurigen Geschichte, der bucklige Arzt Fagon, und diejenigen, denen er sie erzählt, Ludwig der Vierzehnte und die Maintenon, dann die handelnden Personen, die liebliche Provinzialin Mirabelle und der wackere langnasige Amiel, Mouton, der Maler, und Mouton der Pudel, der Marschall, der Polizeiminister, und, nicht zu vergessen, sein prächtiger Junge — alle diese Personen wirken zusammen, um ein, trotz seines geringen Umfanges, reiches und echtes Bild der geschilderten Zeit zu geben. — Wir fügen bei dieser Gelegenheit die Notiz bei, daß von Meyer's „Gedichten", welche s. Zt. in unserer „Literarischen Rundschau" ausführlich gewürdigt worden sind, bereits die zweite, vermehrte Auflage vorliegt; sie ist mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Dichters geschmückt.

o. **Zehn ausgewählte Essays** zur Einführung in das Studium der Neueren Kunst von Herman Grimm, o. ö. Professor der Neueren Kunstgeschichte an der k. Universität zu Berlin. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Harrwitz und Goßmann. 1883.

Die zweite Auflage der „Zehn ausgew. Essays", welche wir beim Erscheinen der „Fünfzehn Essays bereits signalisiert haben, (Märzheft 1883, S. 479) liegt nun vor. Wie dem letztgenannten Werk unsres Mitarbeiters gegenüber beabsichtigen wir auch hier nichts Anderes, als die Thatsache zu constatiren. Die beiden ersten Essays des Bandes „Die Venus von Milo" und „Raphael und Michelangelo" stammen aus den Jahren 1855 und 1857 und finden sich zum ersten Mal publicirt in der ersten Sammlung von Grimm's „Essays" (Hannover, 1859). „Berlin und Peter von Cornelius" und „Die Cartons von Peter von Cornelius" sind zuerst in „Neue Essays über Kunst und Literatur" erschienen (Berlin, 1865). Wir heben diese beiden Cornelius-Essays heraus, weil sie am Deutlichsten die Wendung der Dinge bezeichnen. Der erste derselben führte dahin, daß durch Alexander's von Humboldt Bemühungen die Cartons zu einer großen Ausstellung in den Sälen der Akademie aus ihren Kisten herausgeholt wurden; der zweite schloß mit der Hoffnung, daß diese Werke sich eine würdige Stelle erobern werden, „wo sie, gleich den Schätzen des alten und neuen Museums, jederzeit und Jedermann zugänglich sind." Diese Hoffnung hat sich inzwischen erfüllt. Die Nationalgallerie hatte bei ihrer Erbauung die vornehmste Bestimmung, Cornelius' Cartons aufzunehmen, die jetzt, seit Jahren nun schon, in ihr aufgestellt sind. „Schon aber", so lautet ein bittrer Nachsatz in dieser neuen Auflage, „wird dahin agitirt, daß diese Cartons wieder von den Wänden herabgenommen werden. Es würde ein Act partieller Selbstvernichtung für Deutschland sein, wenn dieser Plan zur Ausführung käme." — Vermehrt ist diese neue Auflage durch einen Anhang von sieben kürzeren Aufsätzen, von denen einige in der „Rundschau", die anderen in den „Preußischen Jahrbüchern" zuerst abgedruckt waren. Der jüngste dieser Aufsätze behandelt „Die Standbilder Alexander's und Wilhelm's von Humboldt vor der k. Universität zu Berlin", und erinnert auf das Glücklichste an eine frühere Studie Grimm's über Alexander von Humboldt (in den „Neuen Essays", 1865), so daß man, wo immer man auch Herman Grimm's Schriften aufschlagen mag, erkennt, wie in ihm die literarische und die artistische Richtung einander ergänzen und vervollständigen.

ρ. **Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin** in den Jahren 1877—1881. Berlin. In Commission bei Julius Sittenfeld. 1883.

Der dreibändigen Publication des Berliner Magistrats über die Gemeinde-Verwaltung in den Jahren 1861—1876, welche wir im Februarheft 1882 (Bd. XXX, S. 180 ff. „Berlins städtische Selbstverwaltung") ausführlich besprochen haben, reiht sich hier die Fortsetzung an, welche den Bericht unmittelbar bis in unsre Tage führen wird. Es ist dies für die Kenntniß der Entwickelung und Geschichte Berlins ein Quellenwerk ersten Ranges, mit allem Material aus erster Hand und trotz seines amtlichen Charakters nicht etwa trocken, sondern durchaus lesbar und in vielen Abschnitten höchst interessant. Der vorliegende Band behandelt zunächst die städtische Verwaltung, ihre Zusammensetzung, Organisation und Beziehungen zu dem Herrscherhause, den Reichs- und Staatsgewalten, dann das Stadtgebiet, die Bevölkerung, die Befriedigung ihres Wohnbedürfnisses, ihre Versorgung mit Lebensmitteln, die Finanzverwaltung und gibt zum Schluß eine generelle Uebersicht des gesammten Stadthaushaltes. Wir behalten uns vor, auf die, gleich ihrer Vorgängerin trefflich ausgestattete, mit Abbildungen, Karten und Plänen reich versehene neue Folge zurückzukommen, sobald sie vollendet sein wird; wünschen aber jetzt schon, daß das Werk namentlich in den Kreisen der Berliner Bürgerschaft die Theilnahme finde, die es so sehr verdient, und durch welche allein die darauf verwandte Mühe belohnt werden kann.

αϛ. **Das deutsche Haus** in seiner historischen Entwickelung von Rudolf Henning. Mit 64 Holzschnitten (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der Germanischen Völker herausgegeben von ten Brink, Martin, Scherer XLVII). Straßburg und London, Karl J. Trübner. 1882.

Die Verbreitung der Wohnhaustypen gibt für die Geschichte der Stammeswanderungen

einen ähnlichen Anhalt, wie die Verbreitung der Dialekte. Wo der alterthümliche Bau, welcher Menschen und Vieh unter einem Dache vereinigt, angetroffen wird, ist altes Sachsenland. Einen vorgeschrittenen Standpunkt zeigt die fränkische Bauart, welche Wohnhaus, Stallung und Scheune in besonderen Gebäuden um einen Hof gruppirt. Das oberdeutsche Haus wird durch seine quadratische, unter dem Namen des Schweizerhauses bekannte, Gestalt, das ostdeutsche (nordische) durch einen kleinen Säulenvorbau charakterisirt. In der historischen Ableitung dieser Formen von einander, sowie von einer gemeinsamen Urform, ferner in den Ausführungen über die friesische und die anglo-dänische Bauweise weicht der Verfasser vielfach von Meitzen ab, welcher, ungefähr gleichzeitig, diese Frage auf dem ersten deutschen Geographentage erörtert hat. Eine Entscheidung ist nur von einem Material en masse zu erwarten, zu dessen Beschaffung Meitzen durch seinen Fragebogen den ersten Schritt gethan hat. Die Beantwortung desselben sollten sich alle Localgeschichtsvereine angelegen sein lassen.

νδ. **Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus.** Herausgegeben von Karl Heinrich Keck. I. Goethe's Hermann und Dorothea. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Ein verdienstvolles und warmer Unterstützung werthes Unternehmen bereitet die Perthes'sche Verlagsbuchhandlung in Gotha unter Leitung des Gymnasialdirectors Dr. K. H. Keck vor und zwar die Herausgabe ausgewählter classischer deutscher Dichtungen dieses und des vergangenen Jahrhunderts mit Einleitungen und Anmerkungen. In einzelnen Bändchen zu billigem Preise werden die Hauptwerke von Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Körner, H. von Kleist, Uhland, Geibel u. s. w. erscheinen und sollen dieselben gewissermaßen das Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte bilden. Das Unternehmen wendet sich besonders an die pädagogischen Kreise und möchten wir deren Aufmerksamkeit speciell darauf hinlenken. Der erste, von K. H. Keck herausgegebene Band enthält Goethe's Hermann und Dorothea mit einer trefflichen orientirenden Einleitung und einer größeren Anzahl instructiver Anmerkungen. Als schätzenswerthe Beigabe sind A. W. von Schlegel's Urtheile über die Goethe'sche Dichtung und Auszüge aus W. von Humboldt's Aesthetischen Versuchen über dieselbe hinzugefügt. — Wenn die übrigen Bändchen dem vorliegenden gleichen, so werden sie sich rasch in vielen Schulen ihr Heimathrecht erwerben.

βο. **Das liberale Princip** in seiner ethischen Bedeutung für Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben. Von Dr. W. Tangermann (Victor Granella). Köln, E. H. Mayer. 1883.

Die drei Theile heißen: Begriff des Liberalismus und dessen Verhältniß zur Culturentwickelung. Der Liberalismus in seiner ethischen Bedeutung für den Staat, für Wissenschaft und Leben. Das liberale Princip in seinen näheren Beziehungen zur Religion und Kirche. Diese edel gehaltene Parteischrift wendet sich an alle, denen die Wohlfahrt unsres Vaterlandes am Herzen liegt. Der Verf. nennt sich und ist liberal, d. h. nicht ganz im üblichen Sinne. Seine Grundüberzeugung ist die, daß wir wieder mehr religiöses Leben entwickeln und die idealen Factoren stärken müssen. Unsre Weltanschauung solle sittlich-religiös sein und vor allem sei die Familie zur Pflege solcher Gedanken und Empfindungen berufen und verpflichtet. Ohne religiösen Glauben sei an Erneuerung des Volkes nicht zu denken. Entschieden polemisch verhält er sich nur gegen das „auf Weltherrschaft gerichtete römisch-jesuitische System." Ueberall sind wir dem Verf. mit Achtung, aber nicht immer mit Beistimmung gefolgt, wie S. 44 und 79. Seine Schrift sei bestens empfohlen. Besser wirken könnte sie, wenn sie kürzer wäre; 248 Seiten sind zu viel, zumal es sich hier nicht um neue Wahrheiten handelt.

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Bd. III—V. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus. 1882. 1883.

Von dieser neuen, programmgemäß fortschreitenden Auflage der ausgezeichneten Encyklopädie liegen drei weitere Bände vor, die Stichworte „Bibelgesellschaften" im III., bis „Elektra" im V. Band umfassend. Eine Reihe der wichtigsten Artikel, Abbildungen und Karten sind in diesen drei Bänden enthalten; Bibelübersetzungen, Bildnerei, Buchdruckerkunst u. v. a. im III. Bande; chemisches Laboratorium, China, Columbia und vor Allem Dampf mit 6 Tafeln, einer Karte (die Dampfschiffahrts-Verbindungen des Weltverkehrs) und 9 Abbildungen im Text, im IV. Bande. Der Hauptartikel des V. Bandes, und einer, an welchem die Vorzüglichkeit des ganzen Werkes bemessen werden kann, ist Deutschland und Deutsches Reich, mit einer politischen Uebersichtskarte, einer geologischen Karte, einer Berg- und Flußkarte, einer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit (nach der Volkszählung von 1880), einer Industrie- und einer Verkehrskarte und zwei historischen Karten. Der Artikel selbst, mit allen seinen Dependenzen (deutsch-dänischer und deutsch-französischer Krieg, deutsche Geschichte, deutsche Literatur, deutsche Musik, deutsches Recht, deutsche Sprache, deutsches Theater ꝛc.) umfaßt nicht weniger als 172 Seiten oder 344 Columnen. Auch an Allem, was mit Eisen zusammenhängt (namentlich Eisenbahnen), hat dieser Band ein ergiebiges Thema. Unter den ungefähr 200 Mitarbeitern des großen Werkes sind viele hervorragende Fachgelehrte und Männer der Wissenschaft ersten Ranges. Die Ausstattung, Druck und Papier, Holzschnitt und Kartenstich entsprechen allen modernen Anordnungen, so daß auch in dieser dreizehnten Auflage „Brockhaus' Conversations-Lexikon" den alten Ehrenplatz behaupten wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamy. — Einführung in die antike Kunstgeschichte von Dr. Rudolf Adamy. Mit 173 Illustr. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Adelmann. — Am ligurischen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Richter & Kappler.

Albert. — Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel in 5 Acten von M. Albert. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Allgemeines deutsches Künstlerjahrbuch, Jahrgang 1884. Herausgegeben von Theodor Seemann. Dresden, Gilbers'sche Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (Bleyl & Kaemmerer).

Allmers. — Römischer Wandkalender deutscher Nation für das Jahr 1884. Eine Weihnachts- und Neujahrs-Gabe deutscher Dichter der Gegenwart. Herausgegeben und zunächst deutschen Romfahrern gewidmet von Hermann Allmers. Rom, Verlag der Libreria Centrale. (Ed. Müller.)

Amerlan. — An der Frontera. Selbsterlebtes von Albert Amerlan. Leipzig, Oswald Mutze.

Amyntor. — Ein Problem. Roman von Gerhard von Amyntor. Basel, Felix Schneider. 1884.

Andersen. — 30 Auserlesene Märchen für den Familientisch. 2. Auflage. Mit 50 Text-Illustr. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, for the year 1881. Washington, Government printing office. 1883.

Arnims Trost-Einsamkeit. Herausgegeben von Dr. Friedr. Pfaff. Mit 10 Abbild. 2./5. Lfg. Freiburg i/Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr. 1883.

Auerbach. — Hundert Jahre Luftschifffahrt. Von Dr. Felix Auerbach, Docent an der Universität Breslau. Mit Abbildungen. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1883.

Aus dem Kinderleben. Mit Bildern von Ludwig Richter und Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. 2. Sammlung. 2. Aufl. Bremen, M. Heinsius.

Balbi. — Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. In 45 Lieferungen. Siebente Auflage. Lfg. 38/45. A. Hartleben's Verlag. 1883.

Becker. — Der deutsche Stil von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Dritte Aufl. Lfg. 10/13. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

Behn. — Reiseskizzen eines fahrenden Studenten von der Eider bis zum Po! Von H. F. Behn. Hagen i/W. und Leipzig, H. Risel & Co. 1883.

Bobertag. — Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland von Felix Bobertag. Erste Abtheilung. II. Bd. Zweite Hälfte. Berlin, Leonhard Simion. 1884.

Boccaccio. — Troilus und Kressida (Il Filostrato). Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu Marconnay. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Böcker. — Melitta. Ein lyrisch-episches Gedicht von Ewald Böcker. Frankfurt a./M., Carl Jügel's Nachfolger. 1884.

Brauer. — Mein Wanderfrühling. Lieder und Gedichte von Max Brauer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Braun. — Johann Christoph Moldenhauer und Söhne. Bürgerliches Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Berlin, Friedrich Stahn. 1884.

Briefe von J. P. Hebel. Herausgegeben von Dr. Otto Behaghel. Erste Sammlung. Briefe an K. Ch. Gmelin, an die Straßburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniß Hebel's. Karlsruhe, H. Reuther. 1883.

Brun-Barnow. — Ein Wort an die deutschen Frauen. Von J. v. Brun-Barnow. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1884.

Chaucer. — Geoffrey Chaucer's Werke, übersetzt von A. v. Düring. I. Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1883.

Christen. — Unsere Nachbarn. Neue Skizzen von Ada Christen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Clement. — Die vier Temperamente. Lustspiel in 5 Acten von Lothar Clement. Breitkopf & Härtel. 1883.

Collection of british Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2181: French poets and novelists by Henry James. Vols. 2183/84: Through one administration by Frances Hodgson Burnett. Vol. 2186: Their wedding Journey by W. D. Howells. Vols. 2193/94: Belinda by Rhoda Broughton. Vol. 2197: A book of Sibyls by Miss Thackeray. Vol. 2198: Frescoes and other stories by Ouida. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

Collection of german Authors. Tauchnitz Edition. Vols. 44/45: Klytia by George Taylor. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

Corvin. — 1789—1848. Geschichte der großen französischen Revolution und ihrer Folgen. Von Corvin. I. Lfg. Leipzig, Greßner & Schramm.

Cron. — Eugenie und ihr Schützling. Erzählung für die reifere weibliche Jugend von Clara Cron. Zweite Ausgabe. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Crowe-Cavalcaselle. — Raphael. Sein Leben und seine Werke von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenshoven. Erster Band. Mit 19 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

Dalton. — Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien. Handzeichnungen zu einigen Stellen des Neuen Testamentes von Hermann Dalton. Bremen, C. Ed. Müller. 1884.

Das Großherzogthum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirthschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Nebst vollständigem Ortsverzeichniß. Mit Karten ꝛc. 1. Lfg. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1883.

Der älteste Robinson. Robinson Crusoë's Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Achte Auflage. Mit 90 Text-Abbildungen und Buntbild. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Die Vorrechte der Officiere im Staate und in der Gesellschaft. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung von einem preußischen Officier. Vierter Abdruck. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1883.

Dieffenbach. — Ein Hochzeitsstrauß. Aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt gesammelt von G. Chr. Dieffenbach. Vierte Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1883

Dietrichs-Parisius. — Bilder aus der Altmark von Herm. Dietrichs und Lud. Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. 11. Lfg. Hamburg, J. F. Richter. 1883.

Diez. — Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt von Friedrich Diez. Zweite vermehrte Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, Joh. Ambr. Abel. 1883.

Ehrlich. — Lebenskunst und Kunstleben von H. Ehrlich. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

Emants. — Godenschemering. Een Gedicht van Marcellus Emants. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1883.

Engel. — Der Werth des Menschen. Von Dr. E. Engel, königl. Geh. Ober-Regierungsrath und Director des kgl. preuss. statist. Bureau's a. D. 1. Theil. Der Kostenwerth des Menschen. Berlin, Leonhard Simion. 1883.

Faraday. — Naturgeschichte einer Kerze von Michael Faraday. Sechs Vorlesungen für die Jugend. Mit 35 Holzschnitten und einem Bildniß Faraday's. Zweite Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Meyer in Chur. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Farina. — Der Herr JHH. Nach dem Italienischen des Salvatore Farina. Von B. u. R. Arnous. Berlin, Hermann Peters. 1883.

Fiore della neve. Eene liefde in het Zuiden. Tweede Druk. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1883.

Franzos. — Der Präsident. Erzählung von Karl Emil Franzos. Breslau, Ed. Trewendt. 1884.

Franzos. — Junge Liebe. Novellen von Karl Emil Franzos. Vierte vermehrte Auflage. Breslau, Ed. Trewendt. 1884.

Freimut. — Allgemeine Rückblicke auf den Kulturkampf von Wahrlieb Freimut. Barmen, D. B. & T. G. Wiemann. 1884.

Gaebler. — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgeg. und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 16. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's geogr. Institut.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1883. 21. Jahrg. Lfg. 7 9. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1883.

Glückliche Kinderzeit. Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben mit 36 Bildern von Fedor Flinzer und 50 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Bremen, M. Heinsius.

Goethe's Werke. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 32/49. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1883.

Gottschall. — Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Mit sieben Vollbildern von E. Karger, Herm. Kaulbach, Woldemar Graf Reichenbach und sechs Vignetten von E. Karger und F. Stuck. Leipzig, Gustav Hoefler.

Hanslick. — Aus dem Opernleben der Gegenwart (der „Modernen Oper" III. Theil). Neue Kritiken und Studien von Eduard Hanslick. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Harmening. — Erde und Eden. Von Ernst Harmening. Jena, Fr. Mauke's Verlag.

Haesters. — Fibel oder der Schreib-Lese-Unterricht für die Unterklassen der Volksschule. Von Albert Haesters. Ausgabe A. 1000. Auflage. Essen, G. D. Bädeker. 1883.

Hauck. — Arnold Böcklin's Gefilde der Seligen und Goethe's Faust. Von Dr. Guido Hauck, Prof. an der Technischen Hochschule zu Berlin. Mit einer Photolithographie. Berlin, Julius Springer. 1884.

Heiberg. — Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Zweite Auflage. Von Hermann Heiberg. Hamburg, Karl Grädener. 1884.

Heigel. — Neue historische Vorträge und Aufsätze. Von Karl Theodor Heigel, Prof. an der k. techn. Hochschule zu München. München, M. Rieger'sche Universs.-Buchhandlung. 1883.

Heldt. — Verwehte Spuren. Drei epische Dichtungen von F. Heldt. Frankfurt a. M., Heinrich Grobel. 1884.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 8/10. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré, und 100 Textillustrationen. Lfg. 4/5. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1883.

Hettner. — Kleine Schriften von Hermann Hettner. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1884.

Hillern. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Hillern. — Friedhofsblume. Novelle von Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Hirsch. — Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte und zahlreichen Litteraturproben von Franz Hirsch. Lfg. 2. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Hlawacek. — Goethe in Karlsbad. Von Dr. Ed. Hlawacek. Zweite verm. u. verb. Aufl. von Dr. Victor Ruß. Karlsbad, Leipzig, Wien, Hans Feller. 1883.

Hutzler. — Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben von Sara Hutzler. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Huyssen. — Christlicher Reisebegleiter von G. Huyssen, Consistorialrath. Berlin, J. H. Maurer-Greiner.

Irlen. — Skizzen aus dem Leben in poetischem Gewande. Von Claus Irlen. Berlin u. Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Isler. — Karl Friedrich Reinhard's Briefe an M. de Villers. Herausgegeben von M. Isler. Hamburg, Otto Meissner. 1883.

Jordan. — W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lied. Sigfriedsage. Elfte Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1883.

Katalog der Bücher- und Karten-Sammlung des Reichs-Postamts. In zwei Bänden. Band I: Bücher. Berlin, Gedruckt in der Reichsdruckerei. 1883.

Kirchhoff. — Balladen und neue Gedichte von Theodor Kirchhoff (in San Franzisko). Altona, Schlüter'sche Buchhandlung. New-York, E. Steiger & Comp.

Kladderadatsch-Kalender für 1884. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 37/46 (Schluss). Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1883.

Kleinpaul. — Neapel und seine Umgebung. Geschildert von Rudolf Kleinpaul. Mit ca. 150 Illustrationen. 3/4. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Klinge. — Kurische Volksgeschichten von Ernst Klinge. Riga, R. Kymmel. 1883.

Kohler. — Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz von Dr. Jos. Kohler. I. Lfg. Würzburg, Stahel'sche Universitäts-Buchhandlung.

Krebs. — Die Physik im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens. Herausgegeben von Dr. G. Krebs, Oberlehrer an der Musterschule (Realgymnasium) zu Frankfurt a. M. 1. Lfg. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1883.

Kretzer. — Gesammelte Berliner Skizzen von Max Kretzer. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1883.

Kriesche. — Stückschen: Ut olle un nige Tid. Von olle un junge Lüd. Vertellt von A. Kriesche. Berlin und Leipzig. Oscar Parrisius. 1884.

Lahusen. — Bremen und seine Sonderstellung. Von Dr. V. D. Lahusen. Bremen, J. Kühtmann's Verlag. 1883.

Last. — Das Autorenrecht und die Leihbibliotheken. Vortrag, gehalten auf dem Schriftstellertage zu Darmstadt am 10. September 1883 von Albert Last. Wien E. Last. 1883.

Lausch. — Der kleine Nußknacker. Neue Folge der 600 Kinderrätsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verse und Gebete. Von Ernst Lausch. Zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius.

Lazarus. — Das Leben der Seele in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M. Lazarus. Dritte Aufl. I. Bd. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1883.

Lewes. — Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Julius Frese. 2 Bände. Vierzehnte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 1883.

Liana door Fiore della Neve. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1882.

Liederbuch des deutschen Volks. Herausgegeben von Carl Hase, Felix Dahn und Carl Reinecke. Neue Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Lieschens Puppenstube. Kleines illustrirtes Haus- und Wirthschaftsbuch für unsre Lieblinge. Eingekleidet in eine Erzählung als Anleitung zu selbstthätigem Denken und Schaffen in häuslichem Sinne. Nach erziehlichen Grundsätzen bearbeitet und herausgegeben von Elly Gregor und Johanna von Sydow. Mit 214 Text-Abbildungen 2c. Leipzig, O. Spamer. 1884.

Linke — 66 Präludien. Geist und Leben. Aus meinem Skizzenbuche von Oscar Linke. Berlin, Otto Janke. 1884.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Bd. II: Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Litzmann. — Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn von Berthold Litzmann. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. 1883.

Lorck. — Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst von Carl B. Lorck. Zweiter Theil. Wiedererwachen und neue Blüthe der Kunst. 1751—1882. Leipzig. J. J. Weber. 1883.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen und zahlreichen Textillustrationen. Lfg. IX/X. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1883.

Maschio. — Itinerario dantesco di Antonio Maschio. Gondoliere. Venezia, Tipografia Antonelli. 1883.

Mehl. — Parabeln des Morgen- und Abendlandes. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Mehl. Mit 35 Text-Illustrationen und buntem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Meurer. — Brautkranz. Von Theodor Meurer. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1884.

Michael. — Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. Von C. Michael. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Keil.

Michael. — Im Geisterkreis der Ruhe- und Friedlosen. Sagenhafte Gestalten in der Volksüberlieferung. Nebst einem Anhange: Die friedlosen Geister bei den Juden. Unter Mitwirkung von Franz Otto herausgegeben von C. Michael. Mit 55 Text-Abbildungen und buntem Titelbilde. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Minor. — Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Von Jacob Minor. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1883.

Mont. — Idyllen van Pol de Mont. Sneek, H. Pijttersen Tzn. 1882.

Mory. — Arnold Winkelried. Schauspiel in fünf Aufzügen von Eugen Mory. Basel, Louis Jenke. 1883.

Moser's Notizkalender als Schreibunterlage für 1884. In eleganter schwarzer Calicomappe mit grünem Tuchpapier überzogen (oder in schwarzer Wachstuchmappe). Mit Löschpapier durchschossen. Berlin, Verlag des Berliner Lithogr. Instituts.

Müller. — Lexikon der bildenden Künste von Dr. Herm. Alex. Müller. Mit 480 Abbildungen. Lfg. 6/12. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Muncker. — Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Franz Muncker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Nägeli. — Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. Von C. von Nägeli. Mit einem Anhang: 1) Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniss. 2) Kräfte und Gestaltungen im molecularen Gebiet. München, R. Oldenbourg. 1884.

Neumann. — Leitfaden der Psychiatrie für Mediciner und Juristen von Dr. H. Neumann. Breslau, Preuss & Jünger. 1883.

Nuredin Aga. — Türkische Interna von Nuredin Aga. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Olfers. — Simplicitas von Marie von Olfers. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Oppel. — Vor hundert Jahren. Tambour und General. Erzählung aus der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes. Von Dr. Karl Oppel. Mit 160 Text- und zwei Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1884.

Otto. — Der Menschenfreund auf dem Throne. Leben und Wirken des edlen Kaisers Josef des Zweiten. Von Franz Otto. Dritte Auflage. Mit 30 Text-Abbild. und Titelbild. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Otto. — Das Buch vom Alten Fritz. Leben und Thaten des großen Preußenkönigs. Von Franz Otto. Mit 85 Text-Illustrationen 2c. Dritte Auflage. Leipzig Otto Spamer. 1884.

Otto-Höcker. — Der Marschall Vorwärts und sein getreuer Piepenmeister. Von Franz Otto u. Oskar Höcker. Zweite Ausgabe. Mit 130 Text- und einem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Palästina von Georg Ebers und Hermann Guthe. Lfg. 51/56 (Schluss). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

Palmer. — Gegen den Strom. Lyrisches und Satyrisches von Albert Palmer. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Passarge. — Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe von L. Passarge. 2 Bde. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Passer. — Gedichte von Arnold von der Passer. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandl. 1883.

Perk. — Gedichten van Jacques Perk. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1882.

Peschkau. — Traum und Leben. Gedichte von Emil Peschkau. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Petroff. — Neuer russischer Dolmetscher. Herausgeg. von J. A. Petroff. Fünfte Auflage. Odessa und Leipzig, Emil Berndt's Verlag. 1883.

Pflug. — Der Alte aus dem Busch. Hans Joachim von Zieten und seine Braven. Lebensbilder aus dem Kriegs- und Husarenleben der Zeit des großen Königs. Von Ferdinand Pflug. Mit 160 Text- und 2 Tonbildern. Leipzig, Otto Spamer.

Pietsch. — Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Von Dr. Paul Pietsch. Breslau, Wilhelm Koebner.

Pilz. — In der Ferienkolonie. Von Dr. Karl Pilz. Mit zahlreichen Text-Illustrationen. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Polko. — Herzensfrühling und Rosenzeit. Novellen von Elise Polko. Breslau, S. Schottländer. 1884

Portheim. — Silentium pro Paul von Portheim! Herausgegeben von der „Deutschen Hochschule" in Prag. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Portig. — Martin Luther. Zur Erinnerung an den größten deutschen Volksmann und zur Feier seines vierhundertjährigen Geburtstages. Von Lic. Dr. Gustav Portig. Mit 35 Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Pressensé. — Die Ursprünge. Zur Geschichte und Lösung des Problems der Erkenntniß, Kosmologie, Anthropologie und des Ursprungs der Moral und der Religion. Von Edmund von Pressensé. Autoris. deutsche Ausgabe von Ed. Fabarius. Halle a/S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1884.

Rangabé. — Der Fürst von Morea. Von Alexander Rizo Rangabé. Uebersetzt von Dr. A. Ellissen und vom Autor selbst revidirt. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la révolution française. Autriche avec une introduction et des notes par Albert Sorel. Paris, Felix Alcan. 1884.

Report of the Commissioner of Education for the year. 1881. Washington, Governement Printing Office. 1883.

Retülsch. — Allerhand spaaßig Geschichten. Plattdeutsche Gedichte in altmärtischer Mundart von Retülsch. 1. Heft. Berlin, Friedrich Stahn. 1884

Ring. — Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung geschildert von Max Ring. Mit 300 Illustrationen. 13/22. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Roquette, Der Baum im Odenwald. Novelle. Breslau, S. Schottländer. 1884.

Roquette, Das Eulenzeichen. Novelle. Dto.

Roquette, Unterwegs. Novelle. Dto.

Roquette, Die Tage des Waldlebens. Novelle. Dto.

Roquette. — Wer trägt die Schuld? Novelle von Otto Roquette. Dto.

Roquette. — Neues Novellenbuch. Von Otto Roquette. Breslau, S. Schottländer. 1884.

Roßmann. — Luther und die deutsche Nation. Festrede von Dr. W. Roßmann. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1883.

Rutari. — Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke von A. Rutari. Mit einem Bildnisse Kossak's in Lichtdruck. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. 6. Robert Garnier. Les tragédies. Treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585), mit den Varianten aller vorangegangenen Ausgaben und einem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Foerster. Vierter (Schluss-) Band. Bradamante, Glossar. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1883.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVIII. Serie. Heft 421: Die Socialisten der Reformationszeit Von Alfred Stern. Heft 422: Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung. Von Ferdinand Schultz. Heft 423: Elementares Leben. Von J. Kollmann. Heft 424: Ueber Vulkanismus. Von Dr. Hans H. Reusch. Heft 425: Ueber Reiseschriften. Von Dr. Carl Vezold. Heft 426: Zur Geschichte der Liebig'schen Mineraltheorie. Von August Vogel. Berlin, Carl Habel. 1883.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. XI. Jahrg. Heft 1: Kolonieen als Bedürfniß unsr. nationalen Entwicklung. Von Dr. Timotheus Fabri. Heft 2/3: Ein parlamentarisches Votum über das Actienwesen. Von Dr. Fr. Perrot. Heft 4: Das geistliche Schauspiel von den zehn Jungfrauen. Von G. Bossert. Heft 5/6: Dr. Martin Luther's Ansichten über Ehe, Haus, Erziehung und Unterricht. Von G. F. Fuchs. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1884.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Prof. der deutsch Litteraturgesch. an der Univers. Berlin. Neuntes Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1883.

Schlagintweit. — Die Santa-Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika. Von Robert von Schlagintweit. 5/6. Lfg. Köln, Ed. H. Mayer. 1883.

Schmidt. — Der Georgi-Thaler. Lebensbild aus dem Chiemgau von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Karl Krabbe. 1883.

Schöneich-Carolath. — Geschichten aus Moll. Von Prinz Emil zu Schöneich-Carolath. Stuttgart, G. J. Göschen. 1884

Schubert. — Märchen und Erzählungen für das kindliche Alter von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert. Dritte Auflage. Erlangen, Palm & Enke

Schulze-Smidt. — Zwei Novellen von Bernhardine Schulze-Smidt (E. Oswald). Tote Kohlen. Il Pomo d'oro. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Schwab. — Gustav Schwab's Leben. Erzählt von seinem Sohne Christoph Theodor Schwab. Freiburg i/B. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 1883.

Segert. — Wilde Rosen. Dichtungen von Anna Segert. Breslau & Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Siking. — Des Nordlands König-tochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Siking. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Spielhagen. — Uhlenhans. Roman von Friedrich Spielhagen. 2 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der schöne Valentin.

Von

Helene Böhlau.

In einem vom Verkehre abgelegenen Platze des winkeligen Städtchens lag ein altes, närrisches Häusergehocke. Vor Zeiten war dieser Platz ein Teich gewesen und die erwähnten Häuser lagen auf einer Art Damm, der sonst dem Wasser Schranken gesetzt hatte und sich jetzt über das Niveau der Straße einige Fuß erhob. Jene hatten es sich auf dem fest ummauerten Unterbau recht bequem gemacht und waren ansehnlich alt geworden. Zur großen Annehmlichkeit war der Damm breiter als die auf ihm angesessenen Gebäude, so daß die Leutchen in den wunderlich erhöhten Häusern über den Häuptern der Vorübergehenden auf- und niederwandeln und vor den Thüren sitzen konnten. Eine schmale, steinerne Treppe führte von da aus erst zur eigentlichen Straße hinab. Der Volksmund hatte seit Jahrhunderten diese eigenthümlichen Baulichkeiten „das Kannerückchen" getauft und von Kind auf Kindeskind hatte sich die Benennung fortgeerbt. Der Platz, an dem das Kannerückchen lag, war von ärmlichen Wohnungen umgeben und mit einer Eichenpflanzung, die nicht im besten Gedeihen stand, bedacht worden. Ein einziger Baum hatte sich vor den anderen kräftig entwickelt und machte durch sein gesundes Verbreiten und sein schönes Emporstreben die Armseligkeit seiner Genossen noch augenscheinlicher. Seine jungen, kräftigen Triebe glänzten noch purpurn in der Sonne, wenn die Blätter der übrigen schon fahl und lebensmüde an den Zweigen hingen und im Winter stand der Baum in dichtes, braunes Laub eingemummt, und mochte der Sturm noch so hart um die alten Giebel und die Wipfel toben, der Baum überließ ihm nicht ein Blättchen, hielt alle fest, auch wenn das tolle Wetter zwischen seinen Zweigen herumwirthschaftete, daß sich ihm der braune Pelz aufsträubte. Um die armen Genossen sah es auch da übler aus; die reckten die dürftigen Aeste kahl gen Himmel und auf dem Boden wirbelte ihr Hab und Gut im Winde.

Auf dem alten Platze trieben die Schulbuben, die sich aus Gassen und Gäßchen hier zusammenfanden, ihr Wesen, und an feuchten, geheimnißvollen Herbstabenden klang dort ihr schrilles, langgezogenes Schreien so eigen, wie es nur an Herbstabenden klingen kann, wenn die Töne in der bewegten, neblig

dämmerigen Luft verschwimmen und, wieder auftauchend, von neuen, helleren überklungen werden. An solchen wunderlichen Abenden, wenn aus den Fenstern schon die Lichter glänzten, jagten sich die Buben unter den Eichen. Auf dem vertrauten Kannerückchen hockten sie auf den Schwellen und sahen, vom Rennen ermüdet, in die Dämmerung. Von den nahen Feldern her zog um diese Jahreszeit der kräftige Geruch der Kartoffelfeuer über die Stadt hin und weckte in den Herzen der Buben wohl verlangende Gefühle. In den Häusern aber auf dem Kannerückchen, da saßen die braven Leute behaglich in ihren Stuben. Der Tag war ihnen abgelaufen und sie kamen schon nahe daran, sich die Zipfelmütze über die Ohren zu ziehen.

Unter den alten, windschiefen Dächern wohnten friedliche, gute Leute in bester Nachbarschaft. Sie kannten sich alle schon seit langen Jahren, waren wohllöbliche Angesessene des Städtchens und ehrbare Bürger. Jeder von ihnen konnte dem Anderen einen „guten Abend" und „guten Morgen" bieten, ohne sich etwas zu vergeben.

Zwei kleine Lädchen, die des Abends umständlich mit eisenbeschlagenem Bretterwerk und Stangen unter Verschluß gebracht wurden, gereichten dem Kannerückchen zum guten Ansehen. Ein Uhrenhandel wurde in dem einen Lädchen betrieben und das andere hatte ein Instrumentenmacher seit langer Zeit inne und schien sich darin wohlzubefinden. Das ganze windige Musikervolk aus der Umgegend, aus Dörfern und Städtchen, mußte bei ihm seinen Bedarf an allerlei Musikinstrumenten holen. Er war der Einzige seiner Art im weiten Umkreis und war gut daran, da seine Kunden die Sache nicht so genau nahmen und eine Geige, wenn sie nur recht kratzte, für ein nützliches Ding erklärten, in dem Falle nämlich, daß es damit etwas zu verdienen gab.

Oben im Häuschen des Instrumentenmachers wohnten zwei alte Jungfern, Jette und Rosina Degele, die sich ehrbar mit allerlei Schneiderwerk durchhalfen und ein paar respectable Personen waren, auf welche die Bewohner des Kannerückchens mit Achtung und einem gewissen Stolze blickten, denn das Schicksal hatte das Dasein der Beiden mit einem in den alten Häusern ungewohnten Luxus ausgestattet. Verschiedenerlei war es, was sie vor den Andern auszeichnete. Zum Ersten lagen ihnen gesellige Pflichten auf, denen sie mit Würde und Eifer nachzukommen suchten. Jährlich ein-, zwei Mal hatten sie eine Pastorin und deren Base, die Beide mit ihnen in Bekanntschaft standen, bei sich zum Nachmittagskaffee zu Gaste. An solchen Tagen ging es bei den Jungfern hoch her, und sie hatten ihre Freude an dem Ueberflusse, wenn sie, nachdem die Gäste den Rücken gewandt hatten, in dem nach allerhand Süßigkeiten duftenden Stübchen vor den noch reichlich gefüllten Kuchenschüsseln saßen. Was die beiden Degele's aber in den Augen der Uebrigen mit einer Art Nimbus umgab, war, daß Rosina ein altes verstimmtes Clavierchen besaß, an dem der Instrumentenmacher schon oft sein Glück versucht hatte und auf dem das gute Weibchen Feierabends manche rührende Stücke abspielte, seit Jahren immer dieselben, mit derselben Liebe und Weihe. Wenn dann an warmen Abenden die hellen, schwirrenden, harfenartigen Töne durch das offene Fensterchen auf den Platz hinausklangen, da hatten die Nachbarn ihre Freude daran, und die Töne, welche Rosina dem Clavier entlockte,

hatten vielleicht mancher armen Seele wohlgethan, in welcher Frühlingsahnung aus Sorge und Arbeitslast hervorbrechen wollte und nur auf eine Bewegung wartete, die ihr das schwer verwahrte Thor öffnen möchte. Und an der Schwester hatte Rosina jederzeit eine stille und andächtige Zuhörerin.

Ein altes Ehepaar verhalf ferner dem sonderbaren Kannerückchen zu einem Schmucke, den man nicht hätte missen mögen. Die alten Leute hatten den kleinen Platz vor ihrer Thüre, sie wohnten am Ende des Kannerückchens, zum Gärtchen umgewandelt und pflegten dies mit großer Liebe. Ihrer Mühe, die sie sich um das Eckchen gaben, half die Südsonne nach, so, daß vom ersten Frühjahr bis in die Fröste hinein der kleine Fleck in Blüthe stand und den Leuten den Wechsel der Jahreszeiten schön verkündete. Kamen im März die Aurikeln heraus und wurden von der Handvoll gelber Crocus die schützenden Tannenzweige fortgenommen, so war wohl Keiner auf dem Kannerückchen, der nicht seine Bemerkung Jahraus, Jahrein darüber gemacht hätte. Diejenige aber, die das Gedeihen des Gärtchens am regelmäßigsten und eifrigsten beobachtete, war eine alte Trödelfrau. Die wohnte mit ihrem Kram in einem der Hinterhäuser in unbeschreiblicher Umgebung von tausend Lumpen und Dingen, die in anscheinend räthselhafter Unordnung aufgehäuft lagen.

Diese alte Frau trug Winters und Sommers eine braune Pelzmütze. Niemand hatte sie je ohne diese gesehen; aber man wußte, daß sie dieselbe wegen einer Neigung zu Kopfreißen trug, und die Wirkung der Mütze, je nachdem sie von ihrem Leiden befreit oder heimgesucht war, entweder in alle Himmel erhob und Jedermann das Tragen einer solchen Mütze aufs Wärmste anempfahl, oder im entgegengesetzten Falle auf deren Unzuverlässigkeit und Schlechtigkeit raisonnirte.

Die Alte hieß Machlett; sie war trotz eines scheinbar mürrischen Wesens eine ganz vertrauenerweckende Persönlichkeit und hatte ihre guten Seiten. Jedenfalls war ihr Interesse für das kleine, fremde Gärtchen ein unverfängliches; in ihm sprach sich vielleicht bei ihr die zusammengefaßte, menschliche Sehnsucht nach Unerreichbarem, Tiefgewünschten aus. Sie stand oft ganz versunken vor dem kleinen Holzgitter und schaute in die Blumenpracht hinein, und kam dann Einer vorüber, der auch seine Freude an dem blühenden Eckchen hatte, so fühlte sie sich veranlaßt, die Vorzüge des Gärtchens an das rechte Licht zu bringen. Sie hatte da eine Auswahl verschiedentlicher Bezeichnungen, um den Fremden die Schönheit ihres Idols recht einleuchten zu lassen. „Ein hübsches Eckchen!“ oder „schöne Pflänzchen!“ oder „so was lobt man sich!“ Sie hatte ihre bestimmten Ausdrücke. „Ein Paradiesgärtchen;“ das sagte sie, wenn sie bei Feiertagslaune war, mit ihrer trockenen, rauhen Stimme, sodaß der, an den sie sich mit ihrer Bemerkung wendete, meinte, sie brumme ihn an, und seines Weges ging, ohne ihrer groß zu achten. Die Alte war von den Nachbarskindern ihres Aussehens wegen ziemlich gefürchtet, aber mit Neugierde beobachtet. Sie schlichen ihr gerne nach und sahen ihr zu, wenn sie in ihrem Hofe die alten erhandelten Sachen lüftete und sortirte.

Nun habe ich so manchen Einwohner der Häuser genannt, aber den Helden der Geschichte nicht. Und außerdem noch Manche nicht, von denen sich allerlei sagen ließe, die sich aber äußerlich sehr stille verhielten, sich von der Zeit mit-

schleppen ließen, ohne viel Wesens daraus zu machen; die ihre Arbeit thaten und sich einigermaßen allnächtlich davon erholten; die sich vielleicht Sonntags besonders sorgfältig wuschen und reine Wäsche anzogen — vielleicht. Es läßt sich ganz Bestimmtes nicht von ihnen behaupten, außer, daß ihnen Sorge und Mühe wohlbekannt waren, und daß ihre Kinder sich weniger still verhielten und auf dem Platze unter den Eichen, sobald sie laufen konnten, ihr Asyl und ihren Lebensinhalt fanden.

Unser Held also war der Sohn des Instrumentenmachers, hieß Valentin und hauste mit seinem Vater in dem kleinen Lädchen, das zu gleicher Zeit als Werkstatt und Wohnraum diente und sich ziemlich tief in das Haus hineinzog, ein dämmeriger Aufenthalt, der nur am Fenster, an dem die Geigen hingen, ein sommerhelles Plätzchen hatte. Da stand des Meisters Arbeitstisch, und wenn die Sonne zu ihnen hereinschien, warf sie die schwarzen gestreckten Schatten der Geigen auf die vom Alter fahle Diele.

Valentin war der einzige Sohn. Die Mutter hatte frühe wegsterben müssen; von ihr hatte er eine für ihn überflüssige große Schönheit ererbt. Er war schön vom Kopf bis zur Zehe, schön in seinen Bewegungen, ein Meisterstück der Natur. Bei Weitem übertraf er das, was man so gang und gäbe einen schönen Knaben nennt, zu welchem Ausspruch der Anblick rother Wangen, heller Augen und krausen Haares gar leicht verleitet. Ueber des Instrumentenmachers Sohn schien Schönheit ausgegossen zu sein. Sie hatte ihre Heimath in ihm aufgeschlagen und bekräftigte ihr Dasein in seiner Erscheinung. Seine Schönheit war nicht lachend und heiter, war nicht das, was man reizend nennt, nicht einschmeichelnd, sondern ernst und unverständlich für Viele. Der Knabe hatte etwas Unnahbares in Blick und Bewegung, etwas Rührendes, und es schien, als sei das Schicksal der Vereinsamung auch ihm auf die Stirne geprägt, wie es jeden vor den Anderen ausgezeichneten Menschen mit einer königlichen Gabe zugleich überkommen muß. Die Nachbarsleute sahen den jungen Valentin täglich von seiner frühesten Kindheit an unter sich, aber daß Einer an dem schönen Geschöpfe seine Freude gehabt hätte? — Gott bewahre. Sie bemerkten ihn kaum; trotzdem aber, wenn sie mit ihm in Berührung kamen, empfanden sie etwas wie Verlegenheit, wie Unentschlossenheit. Eine Art ärgerlichen Gefühls beschlich sie, wenn sie in seine ernsten, wunderbaren Augen blickten, die wie aus einer anderen Welt zu ihnen aufschauten. Und wirklich war es wohl nur die körperliche Schönheit, die einen Zauberkreis um ihn zog, sonst unterschied er sich von den Knaben seines Alters nicht besonders. In keiner Weise war er begabt, auch nicht einmal das, was man geschickt nennt. Was er betrieb, betrieb er lässig, ohne Feuer und Liebe zur Sache. Er hatte keinen Freund unter den Knaben, und wenn er sich unter sie mischte, fühlte er sich nur geduldet und hatte die Art unbeschäftigter, unangeleiteter Kinder, überall im Wege zu stehen. Saß er auf der Thürschwelle und schaute, weil er nichts zu unternehmen wußte, auf seine Füße, so hinderte er sicher Jemanden am Ein- und Ausgehen, bekam einen Stoß, ein unfreundliches Wort und wußte nicht wie. — Wenn Jungfer Jette Degele, im Gefühle ihrer unklar gestalteten Lebensstellung, bei halber Dämmerung mit dem Wassereimer zur Treppe hinabhuschte, Kopf und Schultern in ihr

altes Umschlagetuch gehüllt, das sie bei solcher Verrichtung zu tragen pflegte, in dem unsicheren Gefühl, auf diese Weise symbolisch die eigene Bedienung vorzustellen, sich unkenntlich zu machen und wenigstens Zweifel über ihre Erscheinung aufkommen zu lassen, da traf es sich das zehnte Mal, daß irgend ein Unfall, dessen Ursache unbesehen Valentin war, das eilige Schlupfen und Huschen unterbrach. Valentin hockte vielleicht auf der Treppe oder lehnte gelangweilt am Geländer, spielte Schußkugel vor der Hausthüre — kurz, war immer das, woran sie stieß, was sie in ihrer Eile unliebsam aufhielt, so daß sie mit der Zeit in den heftigsten Widerwillen gegen den Knaben versetzt wurde. Es sind oft kleine Zufälligkeiten, die uns lieblos gegen eine Person werden lassen. Doch stehen diese Zufälligkeiten mit den Eigenschaften der beiden sich nicht Wohlwollenden in enger Verbindung.

Valentin's Vater war ein ruhiger, gesetzter Mann von schwacher Gesundheit, der dumpf hin sein Geschäft betrieb und sich damit zufrieden gab, daß die Waaren, welche er lieferte, einigermaßen zusammen hielten. Vater und Sohn saßen sich des Abends gewöhnlich stumm gegenüber, nachdem sie ihr Abendessen mit gutem Appetit eingenommen hatten. Der Alte bastelte nach der Arbeitszeit dann noch etwas Unbestimmbares an seinem Werktische, trug in sein Buch ein und führte mit dem Sohne hin und wieder gleichgültige alltägliche Gespräche. Er war ein zufriedener trockener Mensch, der zu seinem Sohne eine ruhige, kaum bemerkbare, durchaus nicht auf- und niederwogende Liebe hegte.

Außer seiner Schönheit aber hatte der Knabe dennoch eine eigenthümliche Gabe auf den Lebensweg mitbekommen. Doch mochte es fraglich sein, ob dies zweite Geschenk ihm zum Glücke dienen würde; denn es schien auch überflüssiger Art. Das war es: Valentin hatte ein phantastisches, zu Träumen leicht geneigtes Hirn.

Wenn ihn Abends das Zusammensitzen mit dem Vater langweilte, schlich er sich sachte hinaus, setzte sich auf den äußersten Rand des Kannerückchens, ließ die Beine herabbaumeln und sah in den Himmel. Seine alte Katze, die sich zu ihm hingezogen fühlte, fand sich bei ihm ein und ließ sich caressiren. Die Nachbarskinder jagten zu seinen Füßen und blieben von ihm unbeachtet; sie hieben sich in die derben Gesichter und gingen gegenseitig mit einander um, als wären sie unzerbrechlich, lagen im erdigen Sande und wurden nicht lehmfarbener, als sie von Natur schon waren. Im seltensten Falle neckten die Buben den einsamen Träumer, und einmal nur war es geschehen, daß ein verschmitzter Geselle unten an der Mauer hinschlich und den Tiefversunkenen an den am Rande des Kannerückchens herabhängenden Beinen heruntergezogen hatte. Der aber war gründlich betrogen und blieb nicht unbestraft. Valentin wurde durch das rohe Vergreifen an seiner sanften Person von einer zitternden Wuth befallen und walkte den Frechling auf eine Weise durch, daß es eine Art hatte. Der mochte es sich so nicht haben träumen lassen und sprach von da an mit einem gewissen Respect von Valentin. Als Schüler machte Valentin wenig Glück; wie eine schwere Last lag die tägliche Unfreiheit der Schule auf ihm. Die Arbeiten, die er zu liefern hatte, entstanden bei ihm in einem traumähnlichen, verworrenen Zustande.

Niemand kümmerte sich um ihn; der Vater entrichtete das Schulgeld und hatte damit seiner Ansicht nach die Pflichten, die ihm die Bildung seines Sohnes auferlegte, vollkommen erfüllt. Erbarmte ihn ja einmal das unglückliche, dumpfe Hinbrüten des Knaben, dem eine Rechenaufgabe wesenlos im Kopfe spukte, so raffte er sich wohl auf, um dem armen Tropfe beizustehen, schüttelte aber gar bald nur den Kopf über die unnöthige Anhäufung unklarer Begriffe, die in das Hirn der neuen Menschheit gezwängt werde, und dem guten Valentin war wenig damit geholfen.

Das Erwachen am Morgen mit dem Gefühle, unentrinnbar zur Schule zu müssen, erfüllte seine ersten bewußten Augenblicke mit Sorge und Schwere. Nur in den Ferien und Sonnabend Nachmittags wurde er zu dem, als was Natur ihn gedacht hatte. Da entfaltete sich sein Empfinden und erfüllte ihn freudig; seine äußere Schönheit wurde von einer zum Leben erwachenden Seele verklärt. Er fühlte sich wohl, tief wohl und die stillste Stunde wurde ihm zum beglückenden Zeitraum, die einfachste Unternehmung zu einem wünschenswerthen Ereigniß. Zu solchen Zeiten bargen die gerümpelhaften Häuser auf dem Kannerückchen ein Geschöpf, das in seiner einfachen Vollkommenheit dem armen, elenden, von Häßlichkeit, Krankheit und Ueberklugheit heimgesuchten Menschengeschlechte wie ein Bild aus glücklicheren Zeiten erscheinen konnte, aus Zeiten, die Gestalten und Seelen rein und schön hervorbrachten. Die armen Häuser umschlossen dann eine Offenbarung der Natur, die den Verständnißvollen mit Trauer über seine eigene und der Masse Krüppelhaftigkeit erfüllen mußte. So einfach und schön Valentin's Körper sich gebildet hatte, so war er auch von manchen schönen Kräften belebt, von einer unbewußten Güte, einem tiefen Zug zum Unnennbaren, Unbekannten und einem grenzenlosen Verlangen nach Freiheit.

Eine gute Freundin, die es wohl mit ihm meinte, hatte er an der alten Machlett. Dieselbe, die auch dem schönen Blumengärtchen von Herzen zugethan war. Bei der verbrachte er manche Stunde. Sie erlaubte ihm, in ihren Sachen zu kramen, so viel er wollte und schwatzte gerne mit ihm.

Von Allen aus der Nachbarschaft war die Alte diejenige Person, deren Wesen sich mit dem des Knaben verbinden konnte und die Einfluß auf ihn hatte. Dieser Einfluß beschränkte sich darauf, daß sie durch Erzählen und eine eigenartige Auffassung der Dinge Valentin's Phantasie erregte. Die Frau Machlett hatte eine poetische Art zu denken und zu sehen, und das war es, was den schönen, nach Heimathsluft seiner jungen Seele dürstenden Knaben an die alte Frau fesselte.

Sie war im Grunde ein elendes Geschöpf, das um sein bischen Lebensunterhalt unverhältnißmäßig kämpfen mußte. Wie es aber schien, achtete sie ihr Dasein als etwas Werthvolles, das zu verlängern und zu unterhalten man sich keine Mühe verdrießen lassen dürfe, war dazu immer guten Muthes und hatte ihre Freude daran, wenn sie recht solid satt geworden war. Sie wohnte in einem Stübchen, das zum Hofe hinausging; das war gehörig mit altem Gerümpel ausstaffirt. Kein Stück paßte zum andern und nur daß Alles zu einem gewissen, einheitlichen Stadium der Abnutzung gekommen war, gab den Dingen eine verwandtschaftliche Beziehung unter einander. — Sie hatte allerlei merk-

würdige Bilder, die an den Wänden hingen, in den Jahren zusammengekauft. Darunter befand sich auch ein eingeräuchertes Oelgemälde, welches einen gepuderten und bezopften Cavalier vorstellte, der vor Zeiten die Verpflichtung in sich gespürt haben mochte, sich malen zu lassen, um mit seiner werthen Person einen bestechenden, erfreulichen Eindruck lebenden und kommenden Geschlechtern zu machen. Jetzt hing dieser Herr, von allen Verbindungen, die ihn einst umgeben hatten, längst abgesondert in dem Stübchen der Trödelfrau. Ein anderes Bild, welches sie sich nicht selbst erworben, sondern von ihrem Sohne, der in Bayern auf einem Dorfe das Schusterhandwerk betrieb, vor Jahren geschickt bekommen, hatte seinen Platz über dem steifbeinigen, schmalen Sophachen, das, einigen vergoldeten Leisten und Linien nach, einst bessere Tage gesehen haben mochte. Es war ein einfach grob colorirter Holzschnitt, den die Alte nicht allzu sorgfältig in einem nicht dazu passenden, ovalen, schnörkelhaften Rahmen untergebracht hatte. Es stellte in unklarer Umgebung, die dem Künstler offenbar Schwierigkeiten gemacht haben mußte und etwa einer Bretterbunde ohne Dach glich, den Heiland am Kreuze mit den beiden Schächern ihm zur Seite dar. Diese Gruppe nahm ohne jede perspectivische Stellung die obere Hälfte des Bildes ein, und die untere war durch ein unglaubliches Uebereinander von Schultern und Köpfen ausgefüllt. Im Hintergrunde sah man feste, dunkelblaue Berge.

Valentin wurde von der kindlich unvollkommenen Weise, ein Ereigniß darzustellen, angezogen; besonders als die Machlett ihm sagte, woher das Bild stamme und was es vorstelle, schien es ihm das bedeutendste Stück der für ihn anziehenden Einrichtung der Alten.

Diese erzählte ihm, daß ihr Sohn in einem bayerischen Dorfe lebe. Er sei dorthin verschlagen worden. Es gehe ihm aber gut. Der Sohn habe ihr, wie schon gesagt, das Bild einst geschickt und dazu geschrieben, daß in einem Nachbardorfe im Gebirge die Bauersleute des Herrn Jesu Leidensgeschichte aufgeführt hätten auf einer Bühne, wie sie der Maler auf dem Bilde, so gut es ginge, abgezeichnet. Der Sohn hatte nicht genug beschreiben können, wie gar rührend und schön sie das Leiden des Herrn darstellten. Und der, der den Herrn und Heiland habe spielen dürfen und den sie an das Kreuz gehängt hätten, sei ihm wohl bekannt, da er eine Zeit lang bei ihm in Arbeit gestanden.

„Den Namen hat der Sohn unter das Kreuz geschrieben," sagte die Alte, als sie die Bedeutung des Bildes dem Knaben einst erklärte, und zeigte Valentin ein grobes, unleserliches Gekritzel, welches Valentin nie hatte entziffern können. „Die vielen Köpfe," hatte der Schuster geschrieben, „die unten auf dem Bilde zu sehen sind, bedeuten die Bauersleute, welche dem heiligen Schauspiele mit zugeschaut haben."

Das Bild habe er am Abend, als Alles zu Ende gewesen sei, in einem kleinen Kram gekauft, und derjenige, der den Heiland vorgestellt, wäre sogar mit ihm gegangen und hätte das Bild, welches ihn selbst am Kreuze hängend darstellt, ausgesucht.

Die Machlett erzählte das mit einer gewissen Feierlichkeit, die auf den Knaben ihre Wirkung nicht verfehlte. Es machte ihm einen wunderbaren Eindruck, daß ein Mensch den Heiland dargestellt und daß man ihn auch dafür

angesehen habe. Kaum war ihm je Etwas so erstaunlich erschienen, und er wurde nicht müde, die alte Machlett zu fragen: wie das möglich sein könne; ob er auch in Wirklichkeit eine Dornenkrone getragen, und ob er Jünger gehabt habe; was er geredet und wie Alles gewesen sei; auch wie er an dem Kreuze sich halten konnte, wollte der Knabe in seiner kindlichen Neugier wissen. Die alte Machlett schien ihm, seit er erfahren, daß ihr Sohn mit diesem wunderbaren Menschen, der den Heiland vor so vielen Leuten vorgestellt, so nahe bekannt war, eine Zeit lang mit einer Art Weihe umgeben. Es war ihm, als hätte sie nähere Verbindung mit dem Allerhöchsten als andere Menschen. Und der Eindruck, den das Bild und die Erläuterungen der Frau Machlett auf ihn machte, war ein tieferer, als man wohl annehmen mochte. Das Bild blieb, so oft er es von da an wieder betrachtete, bedeutungsvoll für ihn.

Will man von dem Platze aus zu der erweiterten Stadt, die sich über die Stadtmauer hin ausgedehnt hatte, so muß man durch ein von einem altersgrauen Thurm gekröntes Thor gehen. Diesen Weg machte Valentin mit der Machlett öfters.

Eines Tages, als die Dämmerung schon sanft hereingebrochen war, gingen die Beiden wieder einträchtiglich neben einander der Stadt zu. Vor ihnen lag das alte Johannisthor im Abendschein. Der Himmel leuchtete grünlich blau und strömte ein mattes Licht aus, und der alte Thurm hob sich dunkel von dem hellen Hintergrunde ab. Er hatte ein spitzes, aus großen Quadern gemauertes Dach, auf dem ein Strauch fest eingenistet war. In den Lücken und Rissen des Mauerwerks hatten es sich aller Art Vögel wohnlich gemacht und umflatterten geschäftig das Gemäuer. An der Seite des Thurmes, auf den die Beiden zu gingen, war ein kleiner, aus rohen, breiten Steinen gefügter Altan angebracht.

„Seid Ihr einmal da oben gewesen, Frau Machlett?“ fragte Valentin.

„Da kann kein Mensch mehr hinauf,“ erwiderte die Alte. „Die Treppe ist zusammengefallen, oder sie haben sie abgebrochen.“

„Aber was ist jetzt dort oben?“ fragte er.

„Ratten. Was sonst?“ sagte sie trocken.

„Was hatten sie denn früher in dem Thurme? Wohnte vielleicht Jemand da oben?“

„Ganz früher haben sie ein Gefängniß darin gehabt, und auf dem kleinen Altane mußten die, die nicht gut gethan hatten, in Sonne und Regen vor Aller Augen stehen; die Frauen und Mädchen. Das waren harte Zeiten damals; meine Großmutter selig hat es noch mit angesehen. Von Einer, die Apollonia Berg hieß, wußte sie eine traurige Geschichte, die wir dummen Mädels oft von ihr hören mußten. Du lieber Gott! — Die Zeit vergeht!“ In Gedanken vertieft, schüttelte die Alte den Kopf.

Valentin's Gemüth erregte sich bei den Andeutungen der alten Machlett schon, und vor seinen Augen begann sich ein geheimnißvolles Leben um den Thurm zu bewegen.

„Du kennst doch das Haus in der Brüdergasse,“ fuhr seine gute Freundin fort, „in dem wir früher wohnten? Das hat schon den Eltern der Großmutter

gehört, und wir Geschwister mußten es bei der Erbtheilung verkaufen. — Es ist das Eckhaus in der Brüdergasse, links. Da weiß ich noch, wie die Großmutter an einem Winterabende — wir saßen Alle um den Tisch, auf dem das Talglicht brannte — uns ihre Geschichte von der Apollonia zum ersten Male erzählt hat und weiß noch, wie sie aufstand, an das Fenster trat und hinaus in den Mondschein sah, der hell auf das gegenüberliegende Haus schien; wie sie nach dem Haus zeigte und sagte: „Da, wo jetzt die Müllern wohnt, das Fenster, das gerade zu uns hersieht, das ist das Fenster, an dem die Apollonia saß, da war ihr Stübchen." Wir sahen damals Alle scheu danach hin, der Mond glitzerte ganz silbern auf jenen Scheiben, und uns war es beklommen zu Muthe. — Die Großmutter hatte uns erzählt, wie sie als Kind mit der Apollonia gespielt und wie sie Abends miteinander auf einem Bänkchen vor der Thüre gesessen hätten, und daß sie oft, weil es damals so gar streng nicht gewesen war, um die Schulstunde entwischt seien und auf der Fähre, die an der Stelle, wo jetzt die Brücke ist, hin und wieder ging, für einen Pfennig übergefahren wären. Das Apollönchen habe sich täglich Allerlei ausgesonnen, was die Großmutter getreulich mit ihr zusammen dann ausgeführt.

„Sie konnte uns nicht genug beschreiben, was für ein besonderliches Mädchen ihre Freundin gewesen sei. Sie soll braune Augen und schönes blondes Haar gehabt haben, womit sie sich ihren Gefährtinnen gegenüber rühmte. — Daß sie eine Seltenheit sei, hat sie ihnen immer erzählt und hat ihnen im Spaß gesagt, sie sollten sich nur im Städtchen umsehen, so etwas Rares wie sie fänden sie nicht noch einmal, nur noch der gelbe Spitzhund am Johannisthore habe solche Augen und Haare." —

„Dann," sagte die Großmutter: „ein Lachen, wie die Apollonia an sich gehabt habe, wäre ihr zeitlebens nicht wieder vorgekommen; manchmal, wenn sie an das Mädchen dächte, sei es ihr, als hörte sie es noch. — Aus irgend einem Grunde, ich glaube, bei den Eltern der Großmutter wurde gebaut, da schlief die Großmutter bei den Nachbarsleuten mit in der Kammer ihrer guten Freundin. Da hat sie ihr beim Schlafengehen einmal etwas erzählt; es war eine dumme Schulgeschichte, die sie miteinander erlebt hatten; wie ein Mädchen, das wegen ihrer Sanftmuth und ihrer Unentschlossenheit bekannt war und deswegen von den Andern gehänselt wurde, den Entschluß faßte, etwas Außerordentliches zu thun. Und was that sie? — Sie warf dem Lehrer mit größter Ruhe und Ernsthaftigkeit eine tüchtige Semmel mitten in der Stunde an die Nase und stemmte sich nach der That heulend mit beiden Armen auf den Schultisch. — Weißt du, so machen es die Mädels," wendete sich die Machlett noch insbesondere an Valentin. „Darüber hat die Apollonia in der Erinnerung so gelacht, daß sie sich in ihrem Hemdchen, wie sie eben ins Bett steigen wollte, auf die Kammerschwelle gesetzt habe, die Arme um die Knie geschlungen und gelacht, als wollte sie nicht wieder aufhören, bis ihr Oheim an die Thür klopfte. — Die Großmutter sagte, sie hätte ihr Lebtag den Anblick nicht vergessen können, so schön sei das Mädchen da gewesen und so voller Leben, wie ihr nie wieder Eine vorgekommen. — Solche Geschichten hörten wir von der Apollonia gar zu gerne, und sie bewegten uns sehr, und vor jeder einzelnen, je unschuldiger sie war,

grauste es uns später ganz eigen; denn das Mädchen hat ein böses Schicksal gehabt. Die Großmutter erzählte uns Dinge von ihr, die uns jungen Mädchen dumpf im Herzen lagen, und die uns Tage lang nicht aus dem Kopfe wollten." Die Alte schwieg.

„Ach weiter, Machletten," sagte Valentin und zupfte die Alte am Rocke.

„Als ob das eine Geschichte für so einen Jungen wäre," erwiderte sie.

Da blickte sie Valentin mit seinen schönen Augen bittend an.

„Wie Eins aus dem Anderen kam, kann ich Dir nicht sagen," fuhr die Machlett fort, „weil ich es nicht weiß. Ich glaube auch, die Großmutter hat uns nie von der Apollonia erzählt, wie man eigentlich erzählen muß. Wenn die Erinnerung über sie kam, fing sie an, wie sie es gerade im Sinne hatte, bald dies, bald das. — Der Oheim der Apollonia, der hat hier vor der Stadt einen Garten gehabt, und in dem haben sie alle Jahre ein großes Beet voll wunderschöner Tulpen gezogen und die Apollonia mußte gegen Abend immer hinausgehen, um die Blumen zu begießen. Meine Großmutter hat sie da oft begleitet, auch noch als sie schon große Mädchen waren; denn die Beiden sind auch nach der Einsegnung ein Herz und eine Seele geblieben, und die Großmutter hat der Apollonia Alles und Jedes erzählt. Und als die Großmutter Braut wurde, da wußte die Freundin haarklein, wie das gekommen war. Die Apollonia aber schien anders geartet, die hatte von jeher wenig von Dingen gesprochen, die sie selbst etwas angingen, aber trotzdem zu jeder Zeit gehörig geplaudert, so daß Niemand bemerkte, wie sie sogar schweigsam war über das, worüber Andere nicht müde werden zu reden. Auch die Großmutter hat sich nicht viel Gedanken darüber gemacht, daß die Freundin ihr das Vertrauen nicht wieder zurückgab, denn sie war mit ihrer eigenen Herzensangelegenheit über alle Maßen beschäftigt. — Apollonia war seltsam hübsch geworden, wie man es im Städtchen nicht zu sehen gewohnt war, und sie kleidete sich so zierlich, wie ein Fräulein. Sie wußte auch von Manchem, der ein Auge auf sie hatte, behandelte aber solch' eine Angelegenheit gleichsam, als ginge es sie nichts an, — so eigen vornehm. Sie machte sich nicht viel daraus, wenn ein dummer Junge sich in sie vergafft hatte, aber für die Großmutter mit ihrem Schatz hatte sie ein warmes Herz. Und mit Niemand soll es sich so vertraulich haben schwatzen lassen, als mit der Apollonia; eben darum, weil sie hübsch zuhörte. „Was Du für ein närrisches Mädel bist!" so Etwas hat die Großmutter wahrscheinlich zu ihr gesagt, als Apollonia wieder einmal über einen annehmbaren Anbeter kein Wesen machte. Darauf hat ihre arme Freundin erwidert: „Wenn der kommt, der für mich ist, den werde ich schon lieben." Das wäre das einzige Mal gewesen, daß sie von ihrem Zukünftigen gesprochen hat; und die anderen Mädel reden davon so oft sie nur können. — So war es gekommen, daß die Großmutter gar nicht mehr daran dachte, daß ihre hübsche Apollonia auch ein Herz für sich habe.

„Einmal gingen sie wieder mit einander zur Stadt hinaus. Es war der schönste Frühlingsabend, und in den Gärten duftete die frische Erde, das junge Grün und auch die Aurikeln. Als die Mädchen in des Oheims Garten traten, der weit vor dem Johannisthor hinaus lag, da hatten sie ihre Freude an dem Tulpenbeete. Die Großmutter war seit Wochen, nach langem Sorgen, endlich

Braut geworden, und ihr erschien die Welt ganz wunderschön. Sie stand vor dem Tulpenbeet und sah wie die bunten Tulpen mit den Köpfchen nickten, weil der Wind ein wenig über sie hinging; Du weißt doch, wie sie es dann an sich haben?" fragte die Machlett und fuhr fort: „Ihre Apollonia hatte sie ganz vergessen. Die kniete am Weg und hielt ein zartes rosa Tulpenköpfchen wie einen Vogel zwischen den Händen und sagte mit einem ganz eigenthümlich zärtlichen Tone so vor sich hin: „Wollte Gott, die Liebe wäre sanfter!" So wunderlich soll sie das gesagt haben, daß die Großmutter erschrak und kaum wußte, wer gesprochen hatte. „Was denn?" fragte die Großmutter. Da blickte Apollonia sie wie mit Gluth übergossen an und sagte: „Da ist nichts zu klagen." Dann ließ sie ihre Tulpe aus den Händen fahren, daß der Stengel mit der Blüthe auf- und niederschwankte, stand auf und stürzte auf die Großmutter zu, preßte sie an sich — so ist es uns immer erzählt worden — und bedeckte sie mit Küssen. Das soll sie zuvor noch nie gethan haben. Sie hatte der Großmutter bis dahin noch keinen Kuß gegeben und sagte jetzt: „So küßt Dich Dein Schatz, Bärbchen;" und sie lachte und küßte wie toll, daß der Großmutter ganz verwirrt zu Muthe geworden ist. Aber die wagte Apollonia nichts darüber zu sagen, weil sie nicht wußte, was sie davon halten sollte und vergaß auch das wunderliche Benehmen von Apollonia gar bald. — Nun aber waren sie einmal mit einander zum Tanze gegangen; die Großmutter mit ihrem Bräutigam, und Apollonia hatten sie mitgenommen. Wie sie in den Tanzsaal getreten sind, da soll die Apollonia sich sehr umgeschaut und kein Sterbenswörtchen gesagt haben, so daß die Großmutter und der Bräutigam sie darüber zur Rede setzten. Noch ehe sie aber geendet, sei es wie ein Lichtstrahl über das Gesicht des Mädchens gegangen. Zur Thüre herein sei ein Fremder gekommen, der schon seit einiger Zeit auf einem Gute in der Nähe der Stadt sich aufgehalten habe, und über den sie im Städtchen schon lange ihre Bemerkungen gemacht hatten. Der ist stracks auf Apollonia zugegangen und hat sie begrüßt, als hätten sie sich nicht zum ersten Male gesehen. „Kennst Du den?" hat die Großmutter ihr zugeflüstert. Da hat die Apollonia sie mit einem einzigen flehenden Blicke angesehen und ganz glückselig das Köpfchen geschüttelt. Sie haben an dem Abend auch nur ein einziges Mal mit einander getanzt. Natürlich aber hatten sich die Leute doch sehr darüber gewundert; denn Alle kannten von Ansehen den fremden Herrn, wußten aber wenig Bestimmtes über ihn zu sagen und wollten nun von Apollonia alles Mögliche wissen. Er war nur kurze Zeit im Tanzsaale geblieben, so daß es den Anschein hatte, als wäre es ihm wirklich nur um den einen Tanz mit der Apollonia zu thun gewesen. Das setzte die Leute in nicht geringe Aufregung, und das arme Mädel konnte sich kaum vor Fragen retten. Gegen einige alte Basen, die nicht müde werden wollten, herumzuschnüffeln und zu horchen, soll sie an dem Abend ganz ausbündig ungehörig geworden sein. Da hat es böses Blut gesetzt. Manche mochten schon längst einen Aerger auf das schöne Mädchen gehabt haben und gönnten ihr das gleichmüthige Leben nicht, das sie führte. Sie war eine arme Waise und wurde von ihrem Oheim gut gehalten, hatte ein besseres Ansehen als die anderen Bürgerstöchter und nahm sich auch gegen alle Welt in ihrer Munterkeit ziemlich viel heraus; weil sie es

aber für gewöhnlich recht anmuthig that, ließ man es ihr so hingehen. Seit dem Tanzabend aber, an dem sie sich wichtig mit dem fremden Herrn gethan hatte, saßen sie ihr mit einem Male aus lauter Aerger auf dem Nacken, so daß sie um ihren guten Namen hätte bald recht besorgt sein können, wenn ihr Alles zu Ohren gekommen wäre, was um sie her geschwatzt wurde. — Nun erinnere ich mich einer ganz rührenden Geschichte. Ich meine, die rührend ist, wenn man bedenkt, wie Alles endete. — Die Großmutter kam eines Abends zu ihr in das Stübchen, um mit ihr über Tausenderlei zu sprechen; denn die Großmutter war zu der Zeit gerade dabei, sich die Aussteuer zu schaffen. Die Apollonia hörte ihr still zu und lächelte manchmal ganz gedankenlos, statt zu antworten. „Was hast Du denn?“ fragte die Großmutter. Da soll Apollonia sie mit einem unbeschreiblichen Blick angesehen haben. „Du bekommst recht viel schöne Sachen,“ hat sie dann wie im Traume gesagt. Die Großmutter aber plauderte von ihren Angelegenheiten, von denen ihr Herz voll zu sein schien, weiter fort, so daß sie auf nichts Anderes achtete. — So machen es die jungen Bräute,“ setzte die Machlett wieder erklärend hinzu.

„Apollonia war, während die Großmutter sprach, aufgestanden und neben ein kleines niedriges Kommodchen getreten, in dem sie von Kindheit an ihr hübsches Allerlei aufbewahrt hatte. Und als die Großmutter fertig mit Erzählen war, da sagte Apollonia ganz zaghaft: „Ich liebe das Kommodchen so sehr!“ „Warum?“ fragte die Großmutter lachend und sah sich die Freundin ganz verwundert an. Da erwiderte diese in ihrer alten, lustigen Weise: „Weil etwas darinnen ist, was ich Dir nicht und Niemandem geben würde. Für alle Deine feinen Sachen gäbe ich Dir es nicht.“ Indem sie das sagte, hat sie sich hingekniet und soll das Kommodchen ganz sachte geküßt haben. Dann hat sie sich mit der Stirn darauf gestützt und an der blanken Seitenwand ist sie mit der Hand daran auf- und niedergefahren, als streichele sie es, so wie man ein Hündchen streichelt. Wahrscheinlich hat das arme Ding irgend ein Ringlein oder sonst etwas von ihrem Liebsten darin gehabt. Die Großmutter erfuhr nie, was es gewesen, und hat die Apollonia noch am selben Abend sehr darum gequält, es ihr zu sagen. Die aber ließ sich kein Wörtchen weiter darüber entschlüpfen. — Als sie den Kopf, den sie auf das Kommodchen gestützt hatte, wieder in die Höhe hob, da sind ihr die Thränen über die Wangen gelaufen und sie hat mit zitternder Stimme gesagt, als die Großmutter ganz bestürzt auf sie zugekommen: „Das macht nichts. Zum Leben gehört eben so viel Weinen als Lachen.“ Dabei habe sie noch immer knieend die Hände, wie um das Gleichmäßige der Vertheilung von Freud und Leid anzudeuten, wie zwei Wagschalen neben einander gehalten, und zwar so gleich, daß sie zu einander standen wie die Schalen von einer Goldwage. Aber so gut war das Lachen und Weinen der armen Apollonia nicht zugemessen.“

Jetzt standen die Machlett und Valentin nahe vor dem Thore. Da blieb die alte Frau stehen, legte ihre Hand auf Valentin's Schulter und sagte: „Du bist ein liebes Bürschchen, Valentin, und weißt nicht, wie böse es auf der Welt zugehen kann. So eine alte Schwatzliese, wie ich bin; was hast Du mit der Apollonia zu thun? Der ging es so übel, wie es einem Weibe nur gehen konnte.

Mitten in ihren jungen Jahren und in ihrer Schönheit that sie, was vor der Welt ein großes Unrecht war, und mußte es schwer büßen. Alles, was sie von Glück gehabt hatte, ging ihr deshalb verloren. Weil sie so allerliebst und lustig gewesen, war sie von Jedermann verwöhnt worden. Dabei blieb es nicht; Alles nahm ein böses Ende. Die Großmutter erzählte, wie an einem stürmischen Octobertag die Leute vor das Johannisthor gegangen wären. Sie sagte, daß es Ende October gewesen sei, und auf dem steinernen Ding da oben," die Frau Machlett wies hinauf nach dem kleinen Altan, „da mußte an dem Tage die Apollonia für die Sünde, die sie gethan hatte, stehen. Da, wo alles Gesindel seine Strafe abbüßte. Meine Großmutter hat sie dort gesehen. Die war damals gerade ganz jung verheirathet und sehr glücklich, und nie vergeß' ich, wie sie uns erzählte, daß sie auch vor das Thor hinausgeschlichen sei an den Häusern hin, und nicht um sich gesehen habe, weil sie vor Traurigkeit keiner Menschenseele hätte in die Augen schauen können, und wie sie draußen auf dem Platze Alles still gefunden habe. Die Leute hatten sich um die Stunde schon verlaufen, der Regen wäre auch in Strömen herabgekommen und der Herbstwind hätte gehörig geblasen, so daß sich Niemand herausgewagt habe. Wie sie durch das Thor auf dem Johannisplatz angelangt ist, da haben nur aus den Fenstern der paar alten Häuschen, die dem Thore gegenüber lagen und jetzt nicht mehr stehen, einige Leute geschaut. Und wie die Großmutter so weit vorgegangen ist, daß sie beim Umwenden die Apollonia hätte sehen können, da erzählte sie — und Gott verzeihe ihr die Sünde — jedesmal mit denselben Worten: „War es mir doch, als sähe ich den lieben Heiland am Kreuze hängen. Trauriger hätte es mir nicht zu Muthe sein können, als wie ich die Apollonia gesehen, die ich als ein gutes, sittsames Mädchen gekannt und die nun so ein großes Unrecht gethan hatte, daß sie so sehr dafür leiden mußte. Sie lehnte ganz gerade an der Thurmmauer, und die Arme hingen ihr herab. Der Sturmwind wehte eine Strähne von ihrem blonden, schönen Haar, so lang es war, an der Steinwand hin. — Die Apollonia soll sich nicht umgeblickt haben, als die Großmutter sie in ihrem großen Schmerze bei Namen rief. Sie hätte nur in die dunklen Regenwolken gesehen, die der Sturmwind über die Stadt hintrieb."

Die Frau Machlett schwieg und schob sich an ihrem Korbe, den sie beladen auf dem Rücken trug, etwas zurecht.

„Nun?" fragte Valentin in Erwartung.

„Wart'," sagte die Alte, „ich könnte mir für meine Suppe heute Abend gleich noch etwas mitnehmen. Da gehen wir gleich zu Ellmerichs hinüber. Siehst Du, wie gut, daß ich daran denke."

„Und Apollonia?" fragte Valentin erregt.

„Von der," fuhr sie beiläufig fort, „hat die Großmutter seitdem nichts mehr gehört. Sie ist aus der Stadt gezogen, und was aus ihr geworden ist, weiß Niemand."

Nun kauften Valentin und seine Freundin mit einander das Häppchen ein, das die Alte zu ihrer Abendsuppe verwenden wollte. Die Kaufmannsfrau, die ihnen das Verlangte abmaß, erkundigte sich, wie es schien aus alter Gewohnheit, wie es mit dem Kopfreißen ihrer Kundin stehe, und ob die Mütze noch ihre

Schuldigkeit thue. Sie fragte recht gutmüthig, aber um die Mundwinkel zuckte es ihr verdächtig, und sie blickte ein munteres Dirnchen, das ihr zur Hand ging, verständnißvoll an.

„Ja, ja," sagte die Machletten und drohte dem jungen Weibe mit dem Finger. „Lache sie nur. Wenn es in Jahr und Tag einmal über sie kommt, will ich ihr wünschen, daß sich für sie so eine Mütze findet, die für den Schaden gut ist."

Da lachten beide Frauenzimmer, als gäbe es für sie keine Leiden auf der Welt. —

„Ja ja!" brummte die Alte noch einmal, nahm ihr Päckchen vom Ladentische und ging mit Valentin ihres Weges.

So wurde durch die Erzählungen seiner alten Gönnerin in Valentin vor allem Andern der Sinn für alte Begebenheiten geweckt. Das war so ganz das Rechte für den Träumer, und das Schicksal schien es darauf abgesehen zu haben, die Natur unseres Helden so zu entwickeln, als wüchse er im goldenen Zeitalter auf, in dem die Fähigkeiten nicht nöthig hatten, das Zeichen der Dienstbarkeit an sich zu tragen und sich zum göttlichen Spielwerk der Geschöpfe, über welche sie gekommen waren, entwickeln konnten. Was sollte in unserer Zeit, in der Alles zur Ausbeutung gebracht werden muß, Valentin mit dem Trieb, sich in Vergangenes zu versenken, anfangen, da ihm das Geld fehlte, auf den Professor der Geschichte und der Archäologie hin zu studiren? Außerdem ist es für den nutzbringenden Menschen durchaus nicht vortheilhaft, sich gerade der Einen der drei Zeiten hinzugeben, in der schon Alles abgethan ist, in deren Gebiet es wenig zu verdienen gibt; es sei denn, wie gesagt, daß ein Forscher von Profession sich darin umhertriebe.

Valentin aber kümmerte sich nicht viel darum, wie er die Tage verbrachte, und hatte seine Freude daran und ein wohlthätiges, unnennbares Gefühl, wenn er vielleicht über einen alten, in einer Mauer verrosteten Haken die Phantasie sich ergehen lassen konnte. Er wurde dann nicht müde sich vorzustellen, unter was für Umständen der Haken eingeschlagen sei, was einst wohl daran gehängt haben mochte, und beschwerte ihn im Geiste mit den wunderlichsten Dingen. Mit geheimnißvollen Säcken, die von unbestimmbaren Gestalten hart in Gebrauch gesetzt waren; Schinken aus längstvergangenen Jahrhunderten sah er fremdartig und ehrwürdig daran baumeln. Dann wieder ließ er eine Lanze mit dicker, verblichener, rother Quaste an das eingerammte Eisenwerk lehnen und sah närrisch abenteuerliche Röcke und Wämmse hängen. Was für Menschen mit dem alten Haken in Verbindung gestanden, wie deren Aussehen war, was sie geredet hatten, beunruhigte und erregte auch seine Neugierde. Ein wehmüthiges, unheimliches Gefühl beschlich ihn, wenn er sich von der Natur des Hakens vollkommen überzeugt und ihn als außerordentlich alt befunden hatte.

Das Johannisthor, das mit der Valentin so dumpf unverständlichen Geschichte der Apollonia in einem düsteren Zusammenhange stand, wurde für den Knaben von jenem Gang mit der alten Machlett an, der bevorzugte Schauplatz seiner Träumereien. Dem Hange zu solchem unnützen, geistigen Gethue gab er so nach, daß er sich ein paar Male des Abends aufmachte und vor das Thor

hinausschlenderte, sich draußen ganz behaglich auf eine hervorspringende Wurzel der schönen, volllaubigen Pappel setzte, die in der Nähe des Thores gerade und steif in die Höhe gewachsen war. Er lehnte sich hübsch bequem an den Stamm und vergnügte sich damit, seinen phantastischen Kopf mit aller Gewalt anzustrengen, bis er die Apollonia auf dem Altan zu sehen vermeinte, so deutlich, daß ihm fast davor graute, wie ihr der Strähn Haare im Winde an der Mauer hinwehte. Leibhaftig stand sie ihm vor der Seele, und der närrische Kerl fühlte sein Herz bei diesem Anblick erwachen. Alles, was er von Schönheit und Liebreiz ahnte, das strömte ihm die Gestalt der Apollonia aus.

So wenig ihm die Machlett vom Schicksal und Wesen des vergessenen Mädchens auch mitgetheilt hatte, so stand die längst Entronnene doch klarer vor der Seele des Knaben, als irgend ein lebendes Wesen. Er konnte sich von ihren Eigenthümlichkeiten Rechenschaft geben und an jedes Wort, an alle Andeutungen der Alten, die Apollonia betrafen, hielt er sich, als gälten sie einer geliebten Todten, die man mit Gewalt in seinem Innern am Leben halten möchte. Was ihn so unwiderstehlich zu dem Mädchen hinzog, war ihr schönes Lachen, das grell ihrem düstern Schicksale gegenüber stand. Ihre Schalkhaftigkeit, deren die Machlett kaum Erwähnung gethan, und die er fast errathen und durchgefühlt hatte, entzückte ihn und flößte ihm zu gleicher Zeit Grauen ein. Wie man nur das Bild seiner Allerschönsten im Herzen tragen kann, so beschäftigte er sich mit seinem wunderbaren Verhältniß zu dem vor ein paar Menschenaltern verkommenen und verstorbenen Mädchen. Ein paar Mal gegen Abend trieb er es in seiner Träumerei so weit, daß er vor dem alten Hause in der Brüdergasse auf- und abwandelte und zu den Fenstern ganz verstohlen hinaufschielte, als wäre er in Sorge, die Leute könnten ihm auf der Stirn sein sonderbares Beginnen ablesen. Kam Einer an ihm vorüber und blickte ihn, weil er von der großen Schönheit des Knaben betroffen war, scharf an, wurde Valentin roth bis unter die Stirnhaare. —

Wahrlich ein sehr verspäteter Liebhaber, der Liebhaber der hübschen Apollonia! Allmälig war Valentin bei all seiner Träumerei zu einem jungen Burschen geworden, hatte die Schule mit ihren Mühen und Beschwerlichkeiten hinter sich und ging bei seinem Vater in die Lehre, ohne besondere Neigung zu dem Handwerke des Instrumentenmachers zu hegen. — Wie sich so etwas macht, der Alte hatte es gewollt, denn ihm schien es räthlich, daß der Sohn das Geschäft einst übernehme, und Valentin hatte sich ohne Widerstreben in des Vaters Willen gefügt. Das was er sein Lebtag mit den gleichgültigsten Empfindungen unter seinen Augen hatte entstehen sehen, war nun seine Lebensbeschäftigung geworden. In demselben Raume, in dem Valentin, so lange er denken konnte, den Vater hatte Geigen fertigen lassen, ohne sich darum zu kümmern, mußte er nun an demselben Arbeitstische sitzen, an dem sein Vater sein Lebtag gesessen hatte, und er kam so unbewandert mit den erforderlichen Kunstgriffen des Handwerks daran, als hätte er noch nie in die Instrumentenmachers-Werkstatt einen Blick gethan.

Von früh bis Abend mußte er tüchtig daran und that es ohne Murren und ohne Freude. Der Vater hatte, um den Wohlklang seiner Instrumente zu prüfen, ein einziges Stücklein im Kopfe, das spielte und blies er Jahraus,

Jahrein nun schon auf einer guten Anzahl Geigen und Waldhörner. Die eine Weise genügte dem Alten vollkommen und nie hatte er das Bedürfniß gehabt, vielleicht der lieben Abwechslung halber auf eine neue zu gerathen. Jetzt nahm er sich vor, besagtes wohlbewährtes Stücklein, sobald es sich thun ließe, dem Lehrling auch einzuüben.

Valentin war eifrig bei der Arbeit, denn nichts lenkte ihn so recht davon ab. Seine Träumereien und Phantastereien vergnügten ihn jetzt auch nicht, denn von der arbeitsvollen Gegenwart war er mühselig benommen, so daß seine schöne Jugend sich ihrer selbst kaum bewußt wurde. Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß etwas Auffälliges für ihn auf dem Kannerückchen oder in der Werkstatt geschah. Vater und Sohn saßen sich gegenüber und arbeiteten ernsthaft und langweilig ihre Sache hin.

An einem schönen Sommersonntage da zog der Lehrling seinen Feiertagsrock an und ging hinaus vor die Stadt durch das Johannisthor, ohne an vergangene geheimnißvolle Schwärmereien zu denken. Zu einem Kameraden hatte er es noch immer nicht gebracht und seine Altersgenossen vom Kannerückchen waren nun allenthalben bei den verschiedensten Meistern und Brodherren verstreut, so daß er die freien Stunden fast ausnahmslos in seiner eigenen Gesellschaft zubringen mußte.

Als er vor die Stadt in das Freie hinausgekommen war, schlug er einen einsamen, schmalen Weg ein, der durch hohe Kornfelder führte. Hier ward er von Niemandem gestört, denn alle Uebrigen gingen die große Straße. Jeder schien seine Freude daran zu haben, gesehen zu werden und die Andern zu sehen. Valentin ließ den munteren Zug sonntäglich geputzter Leute abseits von sich bunt und geschwätzig nach Dörfern, Luftgärten und behaglichen Wirthshäusern strömen und ging still, von nichts Erfreulichem bewegt, durch die wogenden Kornfelder. Kein beseligendes Freiheitsgefühl überkam ihn; des Armen Blick war schon erweitert und er fühlte die drückenden Fesseln, die ihm sein Lebtag nicht wieder abgenommen werden sollten, schwer auf sich lasten. Wenn er halb unbewußt auf seinem einsamen Gange an Zukünftiges dachte, so empfand, sah und hörte er nichts als Arbeit — Arbeit — Arbeit. Ihm war, als erfüllte dieser unselige Begriff die ganze Welt, und so rasch es sich thun ließ, dachte er nicht weiter, sondern schob mit seiner Schuhspitze einen rundlichen Stein trübselig vor sich hin; that das aber mit einer gewissen Ausdauer und einem ganz gesunden Eifer, der darauf hindeutete, daß er vielleicht im Leben noch einmal gute Freundschaft mit jener auf der Menschheit liegenden, ihn jetzt bedrückenden Macht halten würde. — Die Sonne durchschien die weite Landschaft und erfreute Alles, was auch nur ein Fünkchen Leben in sich trug, und was eine Stimme, was nur ein Tönchen hatte, machte seinem Behagen Luft. Unendliches zirpte, sang, schwirrte in weitem Umkreis. Die Luft war von sanften Geräuschen belebt, Alles ein lauter Ausdruck von Behagen, der die Welt von großer Anschuldigung zu entlasten sucht. — Unverständlich für Valentin verklang so tausendstimmiges Lob des Augenblickes, das Qual und Tod verbirgt; aber unermüdlich singt und lobt es fort an jedem sonnigen Sommertage.

Der Weg führte nicht mehr durch Felder, sondern schlängelte sich in schmalen,

lustigen Windungen in einen dämmerigen Buchenwald hinein. Die Sonne blitzte durch das dichte Blätterdach in das grüne Dunkel; feuchtwarm, von keinem Windzug bewegt, ruhte die Luft zwischen den hohen Stämmen. Unserem Helden wurde es in dem stillen Walde zum ersten Male wieder seit langer Zeit heimlich zu Muthe. Er bog im Verlangen nach neuem Ungewohnten vom Pfade ab und ging leicht und wohlgemuth querwaldein. Das braune vorjährige Laub zu seinen Füßen rauschte bei jedem Schritte. Das leichte Unterholz streifte ihm Schulter und Haare, hier und da raschelte es, huschte am Boden hin; eine Eidechse, ein Schlänglein. Er lauschte, bog die Zweige auseinander und blickte wie beglückt in das grüne Gewirre hinein. Und weiter, immer weiter drang er in der schönen Einsamkeit vorwärts. Alles, was seine junge Seele bedrückte, war vergessen, von ihm abgespült und er wurde wieder, unberührt von jeder alltäglichen Sorge, ein glückseliger, dummer Junge. Jetzt ging er einen Bach entlang, der in durchsichtigster Klarheit ganz sachte seines Weges floß. Valentin sah etwas wie einen Schatten über den Grund des Bächleins hinschießen. „Das mochte ein Forellchen sein," dachte er und freute sich darüber. Der Bach, wenn er unter dichtem, verdeckendem Blätterwerk vorschimmerte, glänzte in tiefem Dunkel, und traf die Sonne seine bewegten Wellen, leuchtete es golden auf. Die feuchte Heiterkeit, die überfließende Frische, die Alles in seiner Nähe ausströmte, als wäre hier die Wohlthat Gottes ausgegossen, machte den jungen Valentin lebensfroh und jugendsicher. Er wurde nicht müde, an dem Bächlein hinzugehen, als wenn der schimmernde, grün-feuchte Rand kein Ende nehmen würde.

Wie ein Wunder lag mit einem Male ein kleiner, sanft leuchtender See vor ihm, den der freundliche Bach aus seinem Ueberflusse gebildet hatte; und wie ein Wunder lag er tief verborgen in weihevollster Einsamkeit. Valentin blickte träumend auf die kleine unbewegliche Fläche. Dann lief er dem lockenden Elemente zu, bog sich zu ihm herab, um von seiner Klarheit zu schöpfen, und da, als er sich beugte, sah er seine Züge in dem dunkel-hellen Spiegel, kein Lüftchen und kein Wellchen regte sich, so daß sein Bild ihm in ruhigster Unbeweglichkeit entgegenstrahlte. Er tauchte seine Hand nicht in das Wasser, um sich den Anblick, in den er ganz versunken war, nicht zu zerstören. Der Hut lag neben ihm im Grase, und das Haar war ihm durch das Bücken tief in die Stirne herabgefallen. Jetzt bewegte ihn ein lockendes Sehnen, sich näher mit dem schönen Elemente zu befreunden. Er streckte sich, legte sich der Länge nach am Ufer hin, bog den Kopf sachte tiefer, immer tiefer zu seinem eigenen Antlitz, das von dem Wasser aus zu ihm heraufschaute, nieder, bis seine Lippen die kühle Fluth berührten. Das schöne Bild zerrann, löste sich in krausen Wellenzügen, und er trank zur innersten Erquickung unmittelbar aus dem großen, ausgegossenen Reichthum. — Nun erhob er sich, strich sich das Haar zurück und stand einen Augenblick ruhig von einem Gedanken beseligt. Dann in glückseliger Laune, voller Lust und Uebereile zog er seinen Rock aus, seine Kleider, blickte sich eigen scheu um und setzte den Fuß entzückt und behutsam in die sanfte Fluth, die nahe am Ufer klar und flach ihren Spiegel dehnte. Den anderen Fuß noch auf trockenem Boden, den Oberkörper vorgebogen, die Arme ausgestreckt, stand er da,

als strebe er über dem Wasser schon der dunkeln Tiefe zu. Wie eine Erscheinung sah er seine ganze Gestalt schimmernd aus dem Wasserglanze tauchen. Er staunte und erschien sich selbst fremd, räthselhaft leuchteten ihm die Glieder entgegen, räthselhaft schien ihm mit einem Male Alles um ihn her zu werden. Die Bäume, die sich mit ihm im Wasser spiegelten, der blaue Himmel, über welchen weißes Gewölk hinzog und dessen Abbild aus dem Wasserspiegel wieder aufwärts strahlte. Unbewußt fühlte Valentin, je länger er blickte, sich mit der ihn umgebenden Natur harmonisch vereint. Er fühlte sich so werth zu leben, wußte nichts Böses, Elendes von sich, hatte seine arbeitsvolle Armuth vergessen und sah nur die schöne Gestalt aus dem Wasser leuchten, mit Himmelsgewölk und sich spiegelnden, frisch grünen Laubmassen wunderbar verbunden. Das war innerste Freude, die ihn durchzuckte und die ihn nicht mehr in seiner ruhigen Stellung verharren ließ, die ihn zwang, das Bild, das ihn beglückte, selbst zu zerstören. — Er bog sich zurück und im Augenblick darauf bewegte er sich voller Lebhaftigkeit in der Fluth.

So wenig Pflanzen und freie Thiere Geschöpfe ihrer Zeit sind, der Zeit, in der sie zum Entstehen, zum Wachsen und Welken kommen, sondern scheinbar unbehelligt von den Jahrhunderten sich in ihren Eigenthümlichkeiten fortpflanzen und sich selbst von Generation zu Generation treu bleiben, so wenig war Valentin in dieser Stunde ein Mensch seiner Zeit. Als der Knabe die Kleider abgelegt hatte, die seiner Erscheinung den Stempel des Jahrzehntes, das ihm dazu verhalf, von der Kindheit zur Jugend zu wachsen, aufdrückten, war er in seinem Empfinden, seiner Gestalt so rein von allen Einflüssen der Zeit, — so rein und unbehelligt wie die schöne Buche, die am Ufer des Wasserbeckens emporstrebte, und er genoß seine augenblickliche Zeitlosigkeit, wie es wohl selten einem Menschen, einem Gotte ewig vergönnt sein mag.

Als Valentin wieder aus dem reinen Elemente gestiegen und kühl und frisch in die Kleider geschlüpft war, schlenderte er seines Weges weiter in angenehmster Ruhe und Gedankenlosigkeit. Ungefähr ahnte er das Ziel, dem er entgegenstrebte, wußte aber nicht genau, an welcher Stelle er aus dem Walde wieder herauskommen würde; und das war ihm recht so. Wie er nun weiter ging und aus dem Waldesdickicht wieder auf einen betretenen Pfad kam, erkannte er ihn als den, der zu einem beliebten Vergnügungsorte führte. Das war ihm wieder recht, denn ihn hungerte nach dem schönen Bade, und er hoffte am Ende des Weges eine Stärkung zu erlangen. So ging er wohlgemuth vorwärts. — Als er nach dem im Walde liegenden Wirthshause kam, sah er, daß es viele aus dem Städtchen heute dahin gezogen hatte. Auf Bänken, die unter Bäumen verstreut eingerammt waren, saßen die Leutchen im schönen Sonntagsputz. Die Abendsonne leuchtete in hellen Lichtern durch die Zweige, schimmerte den Gästen zu Füßen, blitzte auf ihren Gläsern und berührte ihren schwerfälligen Staat, daß es wie goldene Funken darauf tanzte. An einem Tische unter den Fenstern des Wirthshauses saßen Musikanten, ungarische Leute, die hatten hübsche, braune Gesichter und trugen Schnurenröcke. Es waren lauter Geiger und schienen vor nicht Langem ihr Stück beendet zu haben. Valentin setzte sich an ein Tischchen unter einer Buche in der Nähe der Musikanten. Er ließ sich Brot und Wein

geben und fühlte sich behaglich, und als noch die Geiger die ersten Striche thaten, meinte er, daß er es sich nicht besser hätte wünschen können. Zuerst betrachtete er sich bei den Klängen der Musik die Leute, die um ihn her saßen, und brockte mit großem Appetite das Brot und trank nach jedem Bissen bedächtig vom Weine. Als er wieder einmal die Reihe um mit seinen Betrachtungen gekommen war, blieben seine Blicke an den Musikanten haften, die mit Feuer und Sicherheit ihre Instrumente handhabten. Ein Kerl unter ihnen spielte zum Tollwerden schön. Er stand an den Tisch gelehnt mit übereinander geschlagenen Beinen und geigte, wie man es nur haben wollte, so leicht, als würden seine Hände ohne sein Zuthun vom Winde bewegt. Bald fuhr es in ihn wie der Leibhaftige, daß man meinte, seine Violinsaiten müßten Funken sprühen, und gleich darauf spielte er so süß und hinsterbend wehmüthig, daß man am liebsten recht behaglich hätte die Augen schließen mögen, um in die liebe, ewige Seligkeit sanft hinüberzuschlummern.

„Daß es dergleichen auf Erden gibt," dachte Valentin, sperrte Ohren und Augen auf und verwunderte sich, was aus so einer Violine sich machen ließe.

Wie er so da saß und sich von dem famosen Kerl vorgeigen ließ, da regte sich zum ersten Male in ihm ein heftiges Verlangen, ein stürmisches Streben und zugleich eine große Unzufriedenheit mit sich selbst; der Drang, seine eigene Persönlichkeit vor Anderen hervortreten zu lassen und ihr größeren Werth zu verleihen. Mitten in der Bewunderung für den prächtigen Geiger stieg in ihm ganz naiv der Neid auf. Er gönnte es dem guten Menschen nicht, daß dieser so ruhig und siegesgewiß an dem Tisch lehnte und seinen Bogen führte; daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, und er selbst unbeachtet und einsam im Winkel saß. Vor einer kurzen Weile noch hatte er seine Freude an sich selbst gehabt und war innerlichst wie ein Kind beglückt gewesen, und nun kam er sich mit einem Male erbärmlich arm gegen den flotten Musikanten vor. Wie viel begehrenswerther erschien ihm dessen Los als das seinige, gebannt blickte er auf ihn, hielt sein Weinglas vor sich in der Hand, ohne gleich wieder einen Schluck daraus zu thun, und beobachtete ganz versunken das Hin und Her des Fidelbogens.

„Warum sollte sich das nicht lernen lassen," dachte er, und mit diesem Gedanken fuhr es wie neues Leben in ihn. Es erschien ihm seiner würdig, wenn er sich solcher verlockenden Beschäftigung hingäbe, und es stand in ihm fest, Geiger zu werden. Die Instrumente hatte er ja zur Auswahl im Hause. Schon sah er sich im Geiste am Platze des beneideten Mannes, aller Augen waren auf ihn gerichtet, und seine Finger verrichteten Wunderdinge, daß ihm selbst Hören und Sehen dabei verging. So sah er in dem Musikanten ein Weilchen sich selbst und konnte ihn daher mit scheinbar ganz objectiver Freude beobachten und beurtheilen.

Als er sich wieder auf den Heimweg machte, war schon ein hübscher Thatendrang über ihn gekommen. Leicht und unternehmend ging er dem Städtchen wieder zu und in seinem Hirne spukte Mögliches und Unmögliches in wunderlicher Vereinigung. Ganz befriedigt und ruhig war er, als er bemerkte, daß er im Herzen, ehe er noch das Thor erreicht, das langweilige Handwerk guter

Dinge aufgegeben hatte, um etwas für ihn Würdigeres, etwas Schöneres zu ergreifen.

Ehe er schlafen ging, leuchtete er noch einmal in die Werkstatt und schaute sich die Geigen, die am wohlverwahrten Fenster hingen, spöttisch lächelnd an. Auf eine bestimmte schien er es abgesehen zu haben; die nahm er vom Haken, klimperte ein wenig auf den Saiten und entlockte ihr mit dem Daumennagel brummende, summende Töne, hielt die Geige dabei prüfend an das Ohr und klopfte dann mit wichtiger Miene auf den schön polirten Holzrücken, daß es leise dröhnte. —

„Was rumorst Du noch? Was treibst Du?" rief der Vater aus der Nebenkammer. Als Valentin zu ihm herein kam und sich auskleidete, sagte er trocken: „Vater, morgen dächte ich, könnten Sie mich Ihr Mantellied lehren." (Das war des alten Instrumentenmachers einziges Stücklein.)

„Wollen sehen," sagte der Alte und drehte sich in seinem Bette um, daß es krachte. — Valentin lag auch bald und schlief nach seinem langen Gange wie ein Murmelthier.

Am andern Tage gegen Abend, als er verdrossen hinter seine Arbeit gegangen war, nahm ihn der Alte vor, um ihn in die Geheimnisse seiner Geigenspielkunst einzuweihen. Er langte nach dem ersten besten Instrumente, stimmte es mit gelassener Miene, setzte sich auf die Ofenbank und begann zu spielen.

„Das war es," sagte er, als er geendet hatte und nickte Valentin mit einem Ausdrucke zu, als hätte er zum ersten Male ein Wunder geleistet.

„Ja," sagte Valentin, „das ist es," und schaute einigermaßen bedenklich dazu.

„Nun wollen wir einmal versuchen," sagte der Vater. „Siehst Du, so!" — Langsam berührte er die erste Saite, dann die nächste, nannte ihm die Bezeichnungen der Saiten, gab Valentin die Geige in die Hand und dictirte ihm die Noten, und der angehende Musikante faßte sich zusammen, biß die Zähne auf einander und behielt am Ende der Unterrichtsstunde wirklich zwei Tacte des Liedes im Kopf; fand sich auch mit ihnen auf der Geige zurecht, worüber der Alte vergnügt schmunzelte. „Sieh, sieh, Du wirst es schon lernen. Es ist ja keine Hexerei. Nun, morgen wollen wir weiter sehen." Damit stand der Instrumentenmacher auf, nahm seinen Ausgehrock vom Nagel, zündete sich die Pfeife an und ging bedächtig und zufrieden nach einem alten, gemüthlichen Kneipchen, in dem er schon lange als Stammgast angesehen und behandelt wurde.

Valentin blieb mit seiner Geige zurück und kratzte die zwei Tacte unermüdlich herunter, trat bei jedem Strich derb mit dem Fuße auf und vollführte einen gehörigen Lärm. Jetzt kam er auf die kühne Idee, einen weiteren Tact des Liedes selbst zu suchen. Er summte die Melodie, so gut sie ihm im Gedächtnisse hängen geblieben war, vor sich hin und wiederholte mit tiefstem Gefühle die nächsten Töne, welche auf die ihm nun wohlbekannten Tacte folgen mußten, und war in seiner Bestrebung unermüdlich. Wie er aber auch auf den Saiten mit seinem Bogen herumfingerte, wollte es ihm doch nicht recht glücken. „So, das geht nicht von selbst," sagte er ganz außer Athem. Nun

wollte er sich wieder an den Anfang machen, den er bei seinem Weiterdringen zu üben versäumt hatte. Wie er aber den Schaden bei Lichte besah, hatte er das Erste wieder vergessen. „Wie war das?“ murmelte er, ließ die Arme mitsammt Violine und Bogen an den Seiten herabhängen und summte unaufhörlich die gute Melodie vor sich hin, hielt den Bogen bereit, um bei der ersten Eingebung mit seinen Tacten wieder anzufangen. Hin und wieder war es auch, als wollte er sie erwischen, aber unversehens zerstoben sie ihm jedes Mal wesenlos unter den Händen. — Das hielt ihn aber nicht ab, zum ersten Male in seinem Leben trotz Mühe und Noth bei der Sache zu bleiben.

„Was mag der Instrumentenmacher heute haben?“ sagte Rosine Degele, die, wie schon erwähnt, über dem Lädchen wohnte, zu ihrer Schwester. „Heute scheint ihm das Mantellied nicht zu gelingen. Wie lange er schon daran herumgeigt? Sonst ging es doch immer.“ Rosine schloß ihr Fensterchen, um das Gekratze nicht mit anhören zu müssen, zündete das Lämpchen an und setzte sich mit ihrer Arbeit der Schwester gegenüber.

Als Valentin im Laden noch ein gutes Weilchen in den Saiten herumgewirthschaftet hatte, ging er ziemlich mißmuthig die kleine Treppe vom Kannerückchen hinab, schlenderte über den Platz und in die Stadt hinein.

Es war ihm klar geworden, wie wenig ihn das Instrumentenhandwerk lockte, und daß es mit dem Geigenspiel auch seinen Haken haben mochte, das schien ihm schon deutlich eingeprägt. Bei dem Anblick des Musikanten hatte er das sehr richtige Gefühl gehabt, als wäre diesem seine Kunstfertigkeit nur so zugeflogen; und daß bei ihm die Sache nicht recht im Gange sein mochte, ahnte er.

Am anderen Morgen paßte er wie ein Heftelmacher auf, als der Vater ihm auf sein Verlangen wieder das Mantellied vorgeigte. Das Glück war ihm hold, die entwischten Tacte kamen ihm unversehens wieder in die Finger und in seiner Lehrstunde konnte er sie mit größter Ruhe seinem Meister vorspielen. Dieser schien damit zufrieden zu sein, es aber auch nicht anders erwartet zu haben; er lehrte ihn ein paar weitere Tacte, und Valentin übte, daß ihm die Schweißtropfen auf der Stirn standen. „Was fällt Dir denn ein?“ sagte der Vater. „Damit hat es ja keine Eile, Du wetzest ja wie ein Messerschmied. Laß es nur sein; es ist nicht mehr zum Anhören.“ Valentin legte seine Geige trübselig bei Seite und hockte sich auf der Ofenbank zurecht, als wollte er es sich in seiner Langenweile wenigstens bequem machen. — Aber Tag für Tag, jede freie Stunde und sowie der Vater zum Hause hinaus war, ging er wieder an die Geige. Das Lied konnte er nach langen Beschwerlichkeiten endlich und hatte sich über ein altes Notenheft, das in des Instrumentenmachers Besitz war, hergemacht.

Die beiden Jüngferchen Rosina und Jette Degele geriethen über die Kunstbestrebung des jungen Lehrlings in Verzweiflung. Da sie Valentin so nicht recht grün waren, kamen sie über sein bischen Geigenspiel in großen Aerger. Wenn sie ihm im Hause und auf dem Kannerückchen begegneten, dankten sie ihm kaum, wenn er grüßte und sagten zu einander: „Weshalb lernt er, wenn es doch nicht gehen will, mehr als er braucht. Ist der Vater mit dem einen Dinge ausgekommen, weshalb muß der Grünschnabel sich über mehr machen wollen!“

Valentin war es bei seinem Geigenspiel auch nicht gerade leicht ums Herz. Mit Angst und Anstrengung starrte er, wenn er beim Ueben war, auf die Noten, biß sich, um ein paar Tacte ununterbrochen spielen zu können, auf die Lippen und wurde ganz angestrengt von der Qual.

Der Vater erließ ihm kein Viertelstündchen von der alltäglichen Arbeitszeit und diese verging ihm unendlich langsam und schwerfällig. Er haßte die gewohnten Wände, den Blick durch das Fenster auf den Platz mit den verkrüppelten Eichen, die heisere Stimme des Vaters und Alles, was ihn, so lange er denken konnte, umgab. Er sehnte sich hinauszukommen in die Welt und hoffte, es sollte ihm vielleicht das Geigenspiel dazu verhelfen.

Eines Abends, es mochte schon gegen 10 Uhr sein, der Instrumentenmacher war ausgegangen, und Valentin stand bei seinem flackernden Oellämpchen und hatte seine liebe Noth mit der Geige, da konnten es Jette und Rosina Degele nicht mehr ertragen. Rosina hatte es diesen Abend gelüstet, das Klavierchen aufzuklappen und etwas Erbauliches darauf vorzutragen. Der Sohn des Hauses aber ließ seine Violine so erbärmlich hinauf winseln, daß sie sich nicht mit den Noten hatte zurecht finden können und von ihrer Herzensergießung absehen mußte. — Wie sich die Beiden nun ärgerlich mit der Arbeit wieder gegenüber saßen und die durchdringenden Töne trotz der späten Abendstunde sich nicht beruhigen wollten, nahm Jette aufgeregt und unternehmend das Licht und sagte zu ihrer Schwester: „Du, jetzt gehe ich hinunter. Das halte einer länger aus. Der schöne Laffe da unten bringt uns noch um die Nachtruhe.“ Indem sie das sagte, war sie schon zur Thüre hinaus.

Rosina, die sanftere von Beiden, schlich der Schwester zaghaft nach. Jette aber ging hastig die winkelige Stiege hinab, daß sie die Hand vor das Licht halten mußte, sonst wäre es ihr verlöscht. Sie klopfte an die Thüre zu des Instrumentenmachers Lädchen, öffnete, ohne Antwort abzuwarten und trat ein. — Da stand Valentin schön und rührend, das Ideal eines Geigenspielers. Seine Noten lagen vor ihm auf dem Tische, und er beugte sich etwas über dieselben, so daß sein Gesicht von der Flamme des Oellämpchens bestrahlt war, die seinen Eifer, das innige Bestreben, welches in seinen Zügen ausgeprägt war, in das rechte Licht setzte. Er hatte nicht darauf geachtet, daß sich die Thüre öffnete, fuhr zusammen und hielt mitten in einem langgezogenen Ton inne, als Jette über die Schwelle trat und ihn unumwunden anredete: „Sagt, Valentin, was soll das heißen? Was fällt Euch ein, und nicht etwa einmal, nein, alle Tage, jeden Tag, und gar bis tief in die Nacht hinein, daß das ganze Kannerückchen rebellisch wird. Wie kann Sein Vater Ihm das nur zulassen? Ich wollte sagen, wenn dieser Uebelstand nicht abgestellt wird, so ziehen wir aus; das erzähle Er Seinem Vater!“ — Rosina zupfte die Schwester sachte am Rocke. Sie kannte Jette und wußte, daß diese leicht zornig werde.

Valentin erwiderte kein Wort, sondern starrte auf die kleine zanksüchtige Jungfer, die ihn aus seinen Hoffnungen und Luftschlössern zu reißen bemüht war.

„Klingt es so sehr schlecht?“ fragte er endlich kleinlaut.

Da lachten die beiden Degele's: „Ja! Du lieber Gott, hat er denn keine Ohren?"

„Ihr versteht von Musik wirklich nichts," warf Rosina schüchtern dazwischen.

„Was? Nichts soll er verstehen?" fuhr Jette wieder auf und redete sich von Neuem in Aerger hinein. „Gar nichts versteht er. Was bildet er sich denn ein? Glaubt Er, man ließe sich das von Ihm gefallen, etwa weil Er für einen Burschen so albern schön ist? Daß Er sich nicht etwa darauf Etwas einbildet." Rosina nahm die Schwester, von der sie wußte, daß sie von jeher eine starke Abneigung gegen Valentin gehabt hatte, bei der Hand, um sie aus dem Zimmer zu ziehen.

„Ja, ja! ich gehe schon," polterte Jette; aber als die Schwestern aus dem Zimmer wollten, um den ganz zerknirschten Valentin wieder loszulassen, da bemerkten sie, daß sie ihren Zank bei offener Hausthüre gehalten und Zuhörer hatten. Der Besitzer des Gärtchens auf dem Kannerückchen war beim Heimgehen an des Instrumentenmachers Haus vorübergekommen und, weil er darin lautes Reden hörte, war er stehen geblieben, um zu lauschen. Da hatten sich auch noch ein paar Nachbarsleute zu ihm gefunden, und so war die Scene zwischen den beiden Jungfern und Valentin nicht ohne Zeugen geblieben. Die vor der Thüre hatten bald begriffen, um was es sich handelte, und ohne Ausnahme Jettens Partei ergriffen. Als die Schwestern aus dem Laden traten und Rosina noch die Thürklinke in der Hand hielt, wurden sie von dem alten Gartenbesitzer um ihrer Angelegenheit willen begrüßt: „Was hat denn der Mosje für ein Gesicht dazu gemacht; es war ihm wohl nicht ganz genehm?"

„Was wird er für ein Gesicht gemacht haben?" wiederholte Jette erregt. „Mit seiner Vornehmthuerei hat er es gehalten. Kein Wort war aus ihm herauszubringen, wie ein Graf stand er da."

Wie wenig ahnte die gute Jette, was in dem gedemüthigten Herzen des armen, schönen Tropfes vorging, der in diesem Augenblicke in seiner Werthlosigkeit versank!

Sie wollte gerade noch weiter ihrem Herzen Luft machen, da kam auch schon der Instrumentenmacher nach Hause zurück und schien ganz bestürzt, noch so viele Leute in seinem Hausflur zu treffen.

„Du guter Gott!" rief er. „Da ist ein Unglück geschehen!"

„Was gar, ein Unglück!" rief Jette resolut, „das fehlte noch. Ausziehen wollen wir, wenn es hier unten mit der Geigenspielerei nicht bald ein Ende nimmt."

„Wo ist Valentin?" fragte der Instrumentenmacher noch immer geängstigt.

„Mit Valentin hat es nichts auf sich, der ist drinnen," beschwichtigte ihn Rosina.

Der Alte trat hinein in das Lädchen und sah seinen Sohn am Ofen stehen. Er blickte nicht auf und rührte sich nicht. Wie tief gebeugt starrte er vor sich hin.

„Nun, Valentin?" fragte der Vater, erhielt aber keine Antwort.

Jette, Rosina, der Nachbar waren dem Instrumentenmacher wieder mit in

das Stübchen gefolgt und noch ein paar Gestalten drängten sich in die enge Thüre so halbwegs auch mit herein.

„Hat er denn so viel gespielt? Ich dächte gar nicht?“ sagte der arme Alte.

„Ihr müßt doch keine Ohren haben!“ fuhr Jette wieder neu aufgeregt fort.

„Du lieber Gott!“ warf der Instrumentenmacher bescheidentlich ein, „ich meine, daß das bischen Geigenspiel, auch wenn es nicht sehr schön ist, dem armen Burschen doch zu gönnen wäre. Er hat doch außerdem keinen Spaß und Niemand kümmert sich um meinen guten Kerl.“

Valentin blickte erstaunt und eigen bewegt auf, als er den Vater in der Erregung so liebevoll reden hörte. — Der Instrumentenmacher hatte es nie sehr mit dem Aussprechen seiner Gefühle gehalten. — Jetzt traten in Valentin's Augen durch diese neue Bewegung seines Gemüthes Thränen und unverwandt blickte er auf seinen Vater.

Da trat Einer von denen, die durch die Thüre schauten, hervor und sagte: „Nun Meister Bärlein, was braucht Euer Valentin Besonderes zu haben, laßt ihn tüchtig arbeiten, dann hat er seinen Spaß, wenn Ruhezeit ist. Was denkt Ihr denn, was wir unseren Söhnen für Herrlichkeiten auftischen? Ja, da hat sich was! Oder meint Ihr, wegen der schönen Larve des Sohnes müßte er ganz etwas Apartes vorgesetzt bekommen?“

In diesem Tone ging es noch ein gutes Weilchen fort. Jeder bestrebte sich, seiner Bitterkeit gegen Valentin's unnöthige Schönheit, wie sie sie titulirten und hinter der sie allerlei Böswilligkeit, Ueberhebung und Hang zum Wohlleben vermutheten, Luft zu machen. Jeder legte bei dieser Gelegenheit seine Abneigung gegen Valentin klar an den Tag, als sollte Examen darüber gehalten werden. Sie trieben es in ihrem Eifer so weit, daß sie Valentin's Aussehen dem guten Instrumentenmacher als Strafe Gottes darstellten. Ihre wunderliche Ansicht begründeten sie dadurch, daß sie meinten, es sei nicht gut, wenn das Aeußere zum Stande nicht passe. So einem feinen Junker, wie der Valentin einen vorstellen wolle, könnte man im Voraus nicht rechtes Zutrauen schenken; und was sie dergleichen darüber zu sagen hatten. Kurz, es wurde Valentin an diesem Abende klar, daß er wenig Liebe auf dem Kannerückchen erfahren hatte und daß seine unschuldige Person Allen ein Anstoß sei. Jeder, als hätten sie sich verabredet, hatte dieselbe Meinung gegen ihn gefaßt, und Alles, was sie über ihn vorbrachten, artete zu guter Letzt in dieselbe Spitze aus.

Als die beiden Instrumentenmacher wieder Herren ihres Lädchens geworden waren und die Hausthüre geschlossen hatten, da schauten sie sich verworren an und der Alte sagte: „Du, mit dem Geigenspielen ist es nun nichts mehr. Bleib' Du beim Handwerk, Valentin, wir sitzen hier hübsch fest und haben unsere sichern Kunden.“

„Hier bleib' ich nicht!“ sagte Valentin trocken, ohne aufzublicken.

„Nur ruhig,“ erwiderte der Alte; „natürlich bleibst Du; warum solltest Du nicht bleiben wollen?“

„Hier bleib' ich nicht!“ wiederholte Valentin.

„Thorheit!“ sagte der Instrumentenmacher, klopfte ihm auf die Schulter und ging nach seiner Kammer.

Diese Nacht fand unser armer Bursche wenig Ruhe. Sie waren dabei gewesen, ihm sein gutes, zartes Herz zu verwunden, und bis jetzt hatte er noch nicht erfahren, wie wehe das thut. — Mit seinem Geigenspiele mochte es nun wohl aus sein, was aber beginnen? Um Alles in der Welt wollte er nicht mehr auf dem Kannerückchen bleiben, wo sie ihm so böswillig mitgespielt hatten. Sein Sinn stand darauf, hinaus in die Welt zu gehen; aber wohin? Er stellte sich vor, daß unendlich viel Raum auf Erden sei, soviel, daß ihm davor schwindelte.

Es waren seit jenem Abend Jahre vergangen, und Valentin verbrachte immer noch seine Tage auf dem Kannerückchen in des Vaters Werkstatt. Der Alte hatte ihn nicht fortgelassen, sondern darauf gedrungen, daß der Lehrling bei ihm zum Gesellen werde. Eine besonders große Arbeitskraft schien er nicht zu sein, er ging eben nur so knapp am Mittelmäßigen hin; aber der Vater dachte: „Er wird sich schon durchhelfen." — Die Leute vom Kannerückchen behandelten ihn noch immer etwas von oben herab; die alte Machlett aber war ihm nach wie vor gut geblieben.

Valentin stand jetzt in seiner ganzen Schönheit, denn noch war sie von jugendlicher Zartheit überhaucht. Er versprach nicht das zu werden, was man einen schönen Mann, eine volle männliche Schönheit nennt. Die Natur seiner Schönheit schien dem Jünglingsalter anzugehören. Man konnte sich nicht recht vorstellen, wie seine reinen, schlanken Formen sich einst vergröbern und verstärken würden. Es gibt Menschen, die für das Alter nicht bestimmt zu sein scheinen, deren Abweichung von der Jugend uns undenkbar ist; zu diesen gehörte Valentin, und eigen war es, daß ein so schöner Bursche ein so zurückgezogenes Leben führte. Ihm hatte nie ein Mädel aus seiner Heimathstadt besonders gefallen, es gab auch dort wenig erwähnenswerth hübsche Erscheinungen.

Und dann, wer weiß, trug Valentin ein Ideal weiblichen Liebreizes in sich. Jedenfalls hatte er sich Gedanken darüber gemacht, das verräth die Hingabe seiner ersten Jugend an das undeutlich nebelhafte Bild der schönen Apollonia, das er fast leidenschaftlich in feste Züge umzuwandeln bestrebt gewesen war und das seinem Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Vielleicht war es die Vorstellung einer von dem Wachsen, Welken und Vergehen der Geschlechter längst überwucherten Gestalt, die noch in seinem Herzen lebte.

So hatte Valentin Jahre noch auf dem Kannerückchen in stiller Sehnsucht, auf und davon zu gehen, festgesessen; da war die Wanderzeit herangekommen und weil es sein mußte, schnürte er ganz ehrbar sein Bündel. Lieber wäre es ihm gewesen, er hätte sich bei Nacht und Nebel, Allen zum Possen, davon schleichen können; so mußte er sein manierlich bei den Nachbarn herumziehen, um Abschied zu nehmen, und hatte zum letzten Male die Freude, überall spitzige, spöttische Bemerkungen über seine Person, sein Handwerk, sein Reiseziel, seine Kleidung, den Schnitt seines Haares u. s. w. einzustecken. Man fühlte sich veranlaßt, ihm ganz unumwunden gute Lehren zu geben über Alles und Jedes. Sie stellten ihm mit ihren Ermahnungen ein Armuthszeugniß über seine Eigenschaften aus, und mit Verdruß und ohne Bedauern wendete er dem Städtchen den

Rücken; nur der Abschied von seinem alten Vater machte ihm ein Weilchen das Herz schwer. Sonst zog er freudiger erregt als gewöhnlich seines Weges.

Valentin's Reiseziel war eine kleine, bayerische Stadt, in welcher ein vorzüglicher Instrumentenmachermeister lebte; der alte Bärlein wünschte, daß sein Sohn eine Zeitlang in dessen Werkstatt in Arbeit stehen sollte. Auf seiner Wanderung sollte er sich hübsch umsehen und sich da aufhalten, wo es ihm gut und vortheilhaft zu sein bedünkte. Der Vater hatte ihn mit Geld versehen, denn der Alte war auf seinem Kannerückchen, für die Begriffe der Nachbarsleute wenigstens, ein wohlhabender Mann, und er hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Sohn gut auszurüsten.

Dem war es ganz wunderlich zu Muthe, die Welt offen vor sich liegen zu sehen und, wie es ihm schien, erfüllt von wünschenswerthen Kräften, die das Leben angenehm und erfreulich machen: von Freundschaft, Liebe, Wohlwollen, von dem, wonach unser Held im Herzen Verlangen trug. Er zog aus, um sich sein Theil, das auf ihn kommen mußte, selbst zu holen, da es so lange ausgeblieben war. — Und als er sich überlegte, was er von aller Schönheit und Wunderbarlichkeit der Erde am liebsten sehen wollte, so war es die See und die neue Eisenbahn von Fürth nach Nürnberg, welche sie gerade eröffnet hatten, und welche die Welt in Staunen und Erregung versetzte. Den Wunsch, dies neue Ding zu sehen, wurde ihm leicht zu befriedigen, da er auf seiner Reise die alte Stadt Nürnberg, ohne beträchtlich von dem Ziele abzuweichen, berühren konnte. So zog er des Weges und sah das Wunder seiner Tage. Noch in größter Erregung ging er durch die ehrwürdigen Straßen Nürnbergs träumend und grübelnd. Nürnberg war ganz dazu angethan, daß er sich seiner Begabung, sich in Vergangenes zu versetzen, behäbig hingeben konnte. Wäre diese Begabung in glückliche Verbindung mit anderen Eigenschaften getreten, unser Freund würde hier zum schaffenden Menschen geworden sein. So aber ging er und starrte, und ließ sich von dem Geiste der grauen Gemäuer in den Jahrhunderten, die an diesen mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, ihren Bedeutungen, Narrheiten, ihren wechselnden Sitten, ihrem lachenden, längst verflossenen Sonnenschein, ihrem Grauen und den unbestimmbaren, lockenden Ereignissen vorübergezogen waren, umherhetzen und fühlte sich von solcher unlohnenden Jagd fast gepeinigt. Jeder Erker, jedes wunderliche Mäuerchen erregte ihn. Unaufhörlich ahnte er unbestimmte Dinge, die sich ihm nicht recht gestalten konnten. Um ihn schwirrten bedeutungsvolle unverständliche Geräusche längst vergangener Zeiten. Alles, was er sah, strömte den kaum schimmernden Abglanz eines früheren wahren, gewaltigen Lebens aus. Valentin begriff kaum, daß es sich zeitgemäß geschäftig in den Straßen regte, daß die gegenwärtigen Menschen durch angeerbtes Thun und Treiben ihm am sichersten ein Bild von den entschwundenen geben konnten. Die alten Giebelhäuser schienen ihm vereinsamt; ein anderes Geschlecht, ehrbares und doch wesenloses Gesindel, in Schauben, pelzverbrämten Röcken und allerlei närrischem Anhängsel, belebte ihm geisterhaft die Kirchen und Plätze, die Brücken und Erker. Das war eine Gesellschaft, zu der sich Valentin unwiderstehlich hingezogen fühlte, mit der sich aber für ihn wenig machen ließ. Sie bewegte sich sinnlos ver-

zerrt vor seinen Augen, und wollte er ja einmal fester auf sie schauen, zerrann, worauf sein Blick gefallen war.

So trug Valentin ein feindliches Element, das seine Ruhe und seine einfachen nützlichen Tugenden gefährdete, mit sich umher. Es hatte in seinem Kopfe arg gespukt. Die Kräfte, die in ihm erweckt werden konnten, waren in heftigster Bewegung und es mochte nun die Zeit kommen, in der auch für ihn zu erfahren sein würde, was für ein närrisches Geschöpf das Ding sei, was wir Mensch nennen.

Bei dem neuen Meister in dem bayerischen Städtchen hatte er sich ganz erträglich untergebracht und war wohlwollend aufgenommen worden. Der erste Abend brach herein, den er in neuen, bindenden Verhältnissen zubrachte. Man hatte ihm seine kleine Kammer mit dem Blick auf einen freundlichen Hof angewiesen, da hielt er eben Umschau. Das Kämmerchen lag zu ebener Erde und war gerade mit dem Nothwendigsten versehen. Ein ganz absonderliches steifbeiniges Bett stand an einer Seite, an den Wänden dann vertheilt zwei hölzerne Stühle, ein Tisch, ein eisernes rundes Oefchen, das seinen Lebenszweck längst schon vergessen zu haben schien, denn es war voll gepackt und gezwängt mit allerlei außer Gebrauch gesetzten Gegenständen, alten Schraubenziehern, rostigen Nägeln, verstaubten Bürsten und Haken, alten Lederstückchen und Bindfaden, was sich so zusammenfindet, wenn ein geduldiges Behältniß sich dazu hergibt, allerlei unnöthiges und zu Schaden gekommenes Kleinzeug in sich auffammeln zu lassen. Ueber dem Bette des Gesellen hing ein verblichener Kranz aus rosa Strohblumen, auf vergilbtem Papier befestigt, unter Glas und Rahmen. Ein etwas ungleich gedrucktes Gedicht füllte den Raum aus mitten im Kranze und war verfaßt zu Ehren des Hochzeitstages des Kilian Merne mit einer Eva Sauerbrei.

Der Name des Instrumentenmachers, in dessen Werkstatt Valentin eingetreten, war Merne, Peter Merne. Also mochte jener einst besungene Hochzeiter mit dem Meister in Verwandtschaft stehen, wohl aber längst aus der Reihe der Lebenden gestrichen sein, sonst würden sie schwerlich solch ein Ehrenblatt über das Bette des Gesellen gehangen haben. Der Hof, in den das einzige Fensterchen blickte, war weitläufig und luftig. Er stammte aus der heitern, raumverschwendenden Zeit, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Hauptgebäude machte einen stattlichen Eindruck und hatte luftig verschnörkelte Fensterverzierungen. Es war wie die meisten Häuser der Stadt aus grauem Sandstein, der in nächster Nähe gebrochen wurde, aufgeführt. Aus demselben Material bestanden auch die Nebengebäude, welche den Hofraum bildeten, und diese hatten, wo die Laune des Erbauers es für gut befunden, auch ihr luftig geschnörkeltes Säulchen bekommen. Ueber den Lattenthüren des Holz- und Kohlenstalles, über der grau verwitterten Thüre der Waschküche prangten verschwenderisch unsinnige Ornamentenbüschel, als ob ein armseliger Holzstall so tollen Schmuckes bedurft hätte.

Valentin hatte seine Freude an dem Stübchen, an dem schönen, einst für das Auge des Besitzers geschmückten Hofe; aber auch das ganze Städtchen schien ihm zu behagen. Die meisten Häuser trugen denselben Stempel wie das Haus

des Instrumentenmachers und nahmen sich stattlich aus. Doch Valentin war in die Reize, Behaglichkeiten und den Eigensinn der munteren Rococozeit, die sie vertraten, zu wenig eingeweiht, um sich, wie erst vor wenig Tagen in dem alten Nürnberg, jetzt von den bepuderten und bezopften Herrschaften, die ihrer Zeit sich für die Krone der Schöpfung hielten, beunruhigen zu lassen. Er nahm dies schön geputzte Städtchen als ein fremdartiges Ding, ohne über dessen Entstehen fürs Erste nachzudenken; aber in dem Zauber des heitern Geistes, der hier einst geherrscht hatte, war er schon befangen. Seine Meistersleute machten einen behäbigen Eindruck. Der Meister stand in den sechziger Jahren und die Frau schien sorgsam und beweglich zu sein. Sie hatte dem neuen Gesellen gleich in der ersten Stunde einfach und gelassen gesagt, was im Hause Sitte sei, ihm die Stunden der Mahlzeiten genannt, seinen Aufenthalt angewiesen und Valentin so mit den Hausgesetzen vertraut gemacht.

Außer Valentin war noch ein Geselle im Hause, ein frischer, guter Junge, der sich mit ihm schon kameradschaftlich begrüßt hatte.

Der Meister schien viele Miethsleute im Hause zu haben, denn er lebte beschränkt im Erdgeschoß, trotzdem das Haus des Instrumentenmachers Eigenthum war. Das wußte Valentin von seinem Vater, der ihn über Peter Merne's Verhältnisse, soviel er sie kannte, unterrichtet hatte.

Als Valentin noch in seinem Stübchen stand und nicht recht wußte, was er anfangen sollte, da öffnete sich die Thüre und sein Mitgeselle Karl Frey steckte den Kopf herein und sagte: „Gehen wir mit? S'ist Samstag, wir spazieren miteinander durch die Stadt. Der Meister hat's gesagt." Valentin schien das sehr recht zu sein, denn der junge Bursche gefiel ihm. Es war für ihn etwas Neues, mit einem freundlichen Kameraden umherzustreifen.

„Dann haben wir hier ein Theater," fuhr der Eingetretene fort, „das sollt Ihr Euch ansehen. Es sind nicht immer Schauspieler hier, aber diesen ganzen Sommer haben wir welche."

Valentin war ganz hingerissen von der Freundlichkeit des guten Burschen. Er beeilte sich, fertig zu werden, strich sich vor dem kleinen Spiegelchen, das bescheiden in der Ecke am Fenster hing, das Haar zurecht und zog seinen guten Rock über.

„Es kommt nichts darauf an. Ihr seid schön genug," sagte der Geselle, der unsern Freund unverwandt gemustert hatte. „Bemüht Euch nicht; wir wollen schnell gehen, so lange es noch hell ist!"

Nun wanderten die Beiden durch das Städtchen und Karl Frey zeigte dem neuen Gesellen anheimelnde Straßen und Gassen. Die Stadt war einst Residenz prachtliebender Fürsten gewesen. Geheimnißvolle öde Plätze, schöne, halbzerfallene Portale, die von wildem Wein und Epheu überwuchert waren, verkündeten, daß das Leben, welches diese hervorbrachte, längst entronnen sei.

„Wer lebt hier? Wem gehört das?" fragte Valentin und blieb auf einem weiten Platze stehen, dessen eine Seite von einem prächtigen Palaste geschmückt war. Das anscheinend flache Dach des Gebäudes zierten Figuren in kühn flatternden Gewändern. Die Front strotzte im reichsten, abenteuerlichsten Schmuck.

Drachen, Imperatoren, unglaubliche Frauenzimmer und bewegliche Kinder, Blumengewinde, Säulen in ausartenden närrisch übertriebenen Linien klammerten sich an Vorsprünge, Balcons, Fenstersimse unruhig und gefährlich an.

„Wem gehört das?" fragte Valentin wieder.

„Das weiß ich nicht," sagte sein Begleiter, „ich bin in dergleichen nicht groß. Der Meister wird es vielleicht wissen."

„Wohnt schon lange Niemand mehr darin?" fragte Valentin noch einmal, der gar zu gerne vertrauter mit diesen wunderlichen Gestaltungen, deren Fülle das fürstliche Haus wahrhaft überströmte, geworden wäre.

„Ich habe noch nicht gesehen, daß Jemand hier gewohnt hätte," erwiderte gleichmüthig der Geselle. „Der Brunnen da läuft nur Sonntags." Damit wies er auf ein unsinnig häßliches Gebilde von Tuffstein.

Jetzt zog Karl Frey seine große silberne Uhr vor und sagte: „Es würde nun an der Zeit sein, wenn wir noch nach dem Theater wollen."

Valentin vertraute seinem Gefährten mit einiger Ueberwindung, daß er noch nie in einem Theater gewesen sei.

„Nun, das macht nichts. Man kann nicht allenthalben welche haben und braucht auch nicht allenthalben gewesen zu sein," sagte der Gesell herablassend. „Ich gehe oft hinein, weil es einmal da ist. Der Director wohnt im Haus von unserem Meister, da macht es sich so. Heute bezahlt nur, das nächste Mal wollen wir schon sehen. Sie haben nämlich Raum die Hülle und Fülle, da kommt es nicht darauf an, ob ein Paar so darunter mit hineinschlüpfen." Valentin ging erwartungsvoll neben seinem Mitgesellen einher.

„Da ist eine niedliche Schauspielerin, so ein Frauenzimmerchen, über das sie Alle entzückt sind," fuhr trocken der Geselle fort. „Ich mache mir nichts aus ihr, denn ich weiß nicht, was ich von ihr halten soll. Sie ist freundlich, aber es ist kein Verlaß auf sie. Neben uns wohnt sie, die Gärten stoßen aneinander."

Valentin achtete kaum auf seinen Begleiter und ging schweigsam dem lockenden Ziele zu.

„Da ist das Theater!" sagte der Geselle.

Sie standen vor einem Hause, das sich von den anderen durch reichen, architektonischen Schmuck auszeichnete. Auf den ersten Blick sah man, daß es aus derselben Zeit, in der das Schloß erbaut war, stammte, aber eine gewisse Ruhe und Größe, welche dem Schlosse und den meisten hervorragenden Gebäuden der Stadt abging, war in dem Schmucke, der die Fassade gliederte, zu spüren. Unsere beiden Gesellen traten ein. An der Casse standen die Leute gedrängt. Karl Frey drückte sich aber geschmeidig durch und verschaffte Valentin im Handumdrehen ein Billet. Sie stiegen auf breiten Treppen, die alterthümlich weiß gestrichene, hohe Geländer hatten, hinauf zur zweiten Galerie und traten ein. Da staunte Valentin über die Pracht des kleinen Theaters. Kein Fleckchen, keine Ecke war reizlos, an den Wänden blühte es von Gold und Roth, von eigen reizvoll capriciösem Zierrath. Der ganze, kleine aber ziemlich hohe Raum wirkte wie ein Wunder auf ihn.

„Die dunkele Loge der Bühne gegenüber war sonst Fürstenloge," bedeutete der Eingeweihte den Neuling, vor dessen Augen bei diesen Worten die Dinge einen bestimmten Charakter annahmen. „Die solche Pracht geschaffen haben, leben nicht mehr," dachte Valentin und sah in dem dämmerigen Raum, der einst von hohen, für ihn in geheimnißvolle Unbestimmbarkeit gehüllten Herrschaften belebt worden war. Das ganze heitere Theaterchen machte ihm mit einem Male den wehmüthigen Eindruck einer uns hinterlassenen Erbschaft, deren einstige Besitzer aus den glücklichsten Verhältnissen weggestorben waren. Die Leute, die jetzt den prächtigen Raum füllten, schienen ihm nicht hinein zu gehören, hatten sich spatzenhaft darin eingenistet. Die Frauen waren behäbig in dunkler, gegen den Farbenüberfluß ihrer Umgebung mißfarbenen Kleidung gekommen. Wegen der lieben Zeitausnutzung hatten sie ihre Strickstrümpfe mitgebracht und klapperten mit den Nadeln so eifrig, als sie schwatzten. Die Hausväter saßen behaglich und ruhten sich von ihrer Tagesarbeit aus, und das junge Volk plauderte und lachte.

Das Theater mag sonst ein anderes Gesicht gehabt haben, simulirte Valentin und blickte die Insassen, die es gegenwärtig belebten, interesselos an, oder so, als wären sie nur dazu da, um über sie hinweg oder durch sie hindurch zu blicken, um in weiter Ferne unbekannte, der schönen Umgebung würdigere Menschen zu finden.

Jetzt ging der Vorhang auf und Valentin durchschauerte es. Ein großer Augenblick schien ihm hereingebrochen zu sein.

Sie gaben ein Volksstück, welches wohl selten über die Bretter einer so stattlichen Bühne gegangen sein mochte, „Die heilige Genovefa", so stand es auf dem kleinen, schmalen Theaterzettel. Die Schauspielertruppe war eine umherziehende, die ihr Repertoir für die Herzen der Bauern und Kleinbürger einrichten mußte, und der Zufall hatte sie auf dieses prächtige Theaterchen verschlagen; aber sie spielte nicht übel. Die heilige Genovefa war eine schmächtige, etwas ältliche Person, der man bald ihren Kummer zu glauben anfing. Sie hatte eine gute, treue Stimme, und da es ihr so übel erging, war man geneigt, über Mancherlei hinwegzusehen.

Valentin wurde tief ergriffen; noch hatte er in das wahre Leben wenig hineingeblickt, ahnte kaum, was für Wandelungen mit dem Wesen der Menschen vorgehen können, mit Sprache, Bewegung und Ausdruck, wenn Schmerz und Leidenschaft in die ruhige Alltäglichkeit hereinbrechen. Nun staunte er, wie scharf die Ereignisse auf die Geschöpfe wirken können. So klar trat ihr Eindruck auf den Gesichtern derer, die betroffen waren, zu Tage, daß es ihn wunderbar berührte. Er empfand das unhemmbare Ineinanderfließen der äußeren Einflüsse und der inneren Kräfte beängstigend, wie er noch nie ähnlich gefühlt hatte. Und der Werth von Glück und Schmerz stieg vor den Augen des jungen Beobachters um ein Beträchtliches.

Um mit angreifenden Empfindungen wie Mitleid, Bewunderung, nicht zu ermüden, hatte der Dichter eine kleine muntere Rolle eingeschoben, ein listig gutes Bauerndirnchen, ein schelmisches Ding, das sich bei jeder Gelegenheit seiner Haut zu wehren wußte, treffende Redensarten im Mäulchen führte, einen lustigen,

harmlosen Liebeshandel betrieb und seiner Herrin, der Genovefa, in Treue ergeben war. Dieses Dirnchen schien dem gesammten Theaterpublicum eine angenehme Erscheinung zu sein; wo es nur anging, gaben sie ihr Beifall zu erkennen, und als nach dem ersten Acte der Vorhang fiel, da ließen sie ihrer Bewunderung für das Persönchen freien Lauf. Geklatscht wurde und gerufen, daß es eine Art hatte. Die jungen Leute, die Handlungsdiener und Lieutenants waren roth vor Anstrengung geworden. Sie hatten sich fast die Hände wund geschlagen. Und als der Vorhang aufging, damit man dem hübschen Liebling für dessen anmuthiges Dasein und das vergnügliche Talent danken konnte, knixte das Mädchen anmuthig und lächelte ruhig und gelassen.

Valentin wurde es ganz eigen ums Herz. Jedesmal, wenn die muntere Gute die Bühne betrat, war es ihm, als würde er heimischer in dem fremden Raum. Er staunte nicht über sie, sondern was ihn zu ihr hinzog, schien einer unbewußten Erinnerung zu gleichen, und er forschte in ihren Zügen, als müßte sie ihm schon begegnet sein. Doch betrachtete er sie ruhig und zufrieden, wie Jemand, der an dem Gegenstand, auf den seine Blicke fallen, nichts auszusetzen hat. Wenn er ein Ideal von weiblichem Liebreiz in sich getragen, so sah er es wahrscheinlich in dem schönen Kinde erfüllt und betrachtete die Kleine deshalb mit fast selbstzufriedenem Behagen, als verehrte er in ihr zugleich seinen eigenen Schönheitssinn.

„Das ist sie," sagte Karl Frey, nachdem das Stück gehörig vorgeschritten und sie schon zu den verschiedensten Malen zum Auftreten gekommen war. Er hatte seinen Platz nicht neben Valentin gefunden und mußte sich weit zu ihm hinüberbeugen, um ihm diese Bemerkung zuzuflüstern.

„Wer?" fragte Valentin.

„Ich meine die, von der ich vorhin sprach. Ambrosius heißt sie, auf dem Zettel steht es."

Valentin hatte keinen Zettel bekommen. Eine Nachbarin, über deren Person hinweg die beiden Gesellen sich unterhielten, reichte Valentin den ihrigen. Da stand es: „Lulu Ambrosius", und auf Valentin wirkte dieser Name wie ein gelinder Zauber. Im Nu stand er ihm im Herzen wie eingegraben, daß es der Zeit schon Mühe kosten mochte, ihn wieder zu löschen.

Nach dem befriedigenden Ende der „Genovefa", welches allen Jammer, den man mit der Armen durchgemacht, in Gerechtigkeit und Fröhlichkeit vergessen sein ließ, war es dem Director für gut erschienen, noch eine Nachfeier anzuschließen und zwar eine allerseits willkommene. Das Bauerndirnchen hatte sich, als der Vorhang wieder aufgegangen, in eine artige Tänzerin verwandelt, die vor einer ziemlich breiten Spiegelwand, welche Eigenthum des Theaters war, sich reizend bewegte und mit dem eigenen Bildchen, das ihr aus dem Glas entgegenlächelte, Kurzweil trieb. Bei einer munteren Tanzweise sprang sie ab und zu, scheinbar willkürlich, eilte mit offenen Armen ihrem eigenen Spiegelbilde zu, daß sich das schöne blonde Haar wie ein Schleier um sie her bewegte und zog sich langsam und betreten wieder zurück, um in aller Anmuth wieder auf sich selbst zuzustürzen; bog sich dann ganz sachte vor, küßte das Mündchen, das ihr

entgegenschimmerte und küßte es mit solcher Innigkeit, als wäre sie von ihrem eigenen Anblick tief berückt.

Sie trug ein Kränzchen von frischen Rosen im Haar, rund und voll, unter dem ihr zartes Kinderantlitz zwanglos lächelte. Jetzt hob sie die Hände und brach aus dem Kranze zwei Rosen, sorgsam, daß ihr der Schmuck dadurch nicht entstellt würde, und nun begann ein reizvolles Spiel. Sie hielt die Rosen, als könnten sie ihr entwischen, behutsam in geschlossener Hand, schlich sich träumerisch damit vor, kniete hin, öffnete die Hand mit einer Geberde, als wollte sie schonend die zarten Dinger des Lichtes wieder theilhaftig werden lassen, plötzlich aber, ihre sanfte Stimmung unterbrechend, flog es wie Muthwille durch ihr ganzes Wesen. Sie warf die Rosen fast heftig in die Höhe, fing sie wieder auf, die flinken Fingerchen zerpflückten die Blüthen und dann, das Köpfchen zurückgebogen, ließ sie die einzelnen Blätter wie rosige Schmetterlinge über sich her flattern, haschte etliche auf und trieb damit, sich lebhaft drehend und bewegend, das leichte Ballspiel von Neuem. So taumelte sie im Tacte der Melodie, wie ein vom Laufe fast schwindelndes Kind, zweien Rosenblättern nach, die sie durch geschicktes Fangen und Werfen nicht zum Fallen kommen ließ.

Sie trug ein leichtes halblanges, faltiges Kleid aus weißem, sich anschmiegenden Wollenstoff, welches Arm und Hals ihr freiließ. Das natürlichschöne Bewegen ihres jugendlichen Körpers erstaunte und fesselte Alle, und als der Vorhang niedergelassen wurde, brach ein Jubel aus. Sie hatten Grund dazu, denn Anmuth war ihnen hier deutlich und verständlich vor Augen getreten. So kindisch des Mädchens Spiel erscheinen mochte, hatten sich dem hübschen Dirnchen doch Mächte verbunden, die über jede Weisheit, jede Größe, jedes Anbetungswürdige leicht siegen, die zum Vergessen, zur Freude locken und deren Lockung in jeder Brust Wiederklang findet.

Valentin war wie sich selbst entrückt. Das schöne Mädchen hatte ihn mit seinem Einfluß überströmt, seine ganze Person erfüllt, und es kam ihm unglaublich vor, als er sich vergegenwärtigte, daß die Schöne von seinem Dasein nicht das Geringste wußte; das erschien ihm ungerecht und kränkend. Schweigsam ging er neben dem Gesellen Karl Frey einher.

„Nun, was sagt Ihr, hat es Euch gefallen?“ fragte dieser. „Das wäre ein Schätzchen für Euch, nicht wahr? Ich glaube, Ihr seid Einer, hinter dem die Mädels gehörig her sind. Die Nachbarinnen zwischen uns haben ehrlich miteinander getuschelt.“

„So?“ sagte Valentin, der nicht wußte, was er erwidern sollte. Er war bis jetzt, wie schon gesagt, trotz seiner Schönheit wenig beachtet worden. Sein Begleiter schmunzelte in sich hinein und that sich wichtig. Er führte Valentin in ein kleines Speisehaus, wo sie noch einen Schoppen miteinander tranken und plauderten.

Karl Frey in seiner eigenthümlich kahlen und uncultivirten Weise unterrichtete Valentin, wie es fast schien mit Absicht, spärlich über die Verhältnisse der Lulu Ambrosius, denn der schlaue trockene Geselle hatte bald heraus, daß der schönen Lulu ein neuer Anbeter zugefallen sei. Wie es schien, war ihm die

Nähe der beiden Gärten, deren er vor dem Theater erwähnte, einigermaßen gefährlich geworden; da er aber ein praktischer Bursche war und wahrscheinlich vor den Augen der Schönen keine Gnade gefunden, so hatte er sich dem Mädchen kritisch gegenübergestellt. Er war nicht besonders auf sie zu sprechen. „Niedlich ist sie," sagte er, indem er seinen Schoppen Wein zum Munde führte, „das muß man ihr lassen, aber faul und lügenhaft ist sie auch, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Da lobe ich mir die Frau Ambrosius, das ist eine tüchtige Frau, die es sich sauer werden läßt. Vor der kann man schon Respect haben. Sie hat die Garderobe der Truppe in Verwaltung und besorgt die Wäsche. Ich lasse auch bei ihr waschen, und noch Mehrere in der Stadt benutzen das halbe Jahr, welches sie sich im Städtchen aufhält, um Sonntags schön gebügelte Vorhemdchen zu haben. Sie versteht das Glanzplätten, und die Frauenzimmer hier, die es lernen wollen, lernen es bei ihr. Da geht es im Hause immer ein und aus, die Lulu aber sitzt in ihrer Faulheit im Nebenstübchen. Sie haben nämlich eine große Stube gemiethet unten im Erdgeschoß neben uns, darin wird nun gefeuert und geplättet. Die Ambrosius hängt auch die Wäsche dort auf, wenn es regnet; aber glaubt Ihr, daß die Jungfer da mit Hand anlegt? Die geht höchstens zwischen den gezogenen Leinen hin und her, klatscht an der nassen Wäsche herum und treibt Allotria. Kommen fremde, ehrbare Frauenzimmer, um bei der Mutter das Plätten wegzukriegen, da hängt sie ihnen Unverschämtheiten an, stellt sich hinter sie, wenn sie bei ihrer Arbeit sind und macht ihnen ihren Eifer possierlich nach. Und Publicum hat sie Tags über immer, denn alle Augenblicke geht die Thüre und es kommt Einer und fragt, wie weit es mit seiner Wäsche gediehen ist und hält sich dann ein hübsches Weilchen auf, oder die Frauenzimmer lösen einander ab, es sind immer gleich ihrer mehrere da. — Die kleine Kröte hat ihren Zeitvertreib, stiehlt dem lieben Herrgott den Tag und ist ein leichtsinniges Geschöpf. So tüchtig die Alte ist, hat sie die Tochter doch gründlich verzogen. Ein vernünftiger Mensch muß darüber seinen Aerger haben. Alles sieht sie ihr nach und läßt sie die lieben Stunden vertrödeln, läßt sie Unarten treiben, die so ein Mädel längst abgelegt haben müßte; und schimpfen thut sie wie ein Schulbube. Neulich Morgen stehe ich neben der Ambrosius am Bügelbrette und warte auf mein Vorhemdchen. Es war gerade Sonntag und ich wollte noch zur Kirche gehen. Da sagte mir die Alte: „Sieh Er 'mal hinaus, wie es sich mit dem Wetter macht; ich möchte heut' gerne noch Etwas zum Trocknen bringen!" Da gehe ich ans Fenster und wie ich so seitwärts in die Wetterecke hinein sehe, daß mich die Sonne blendet, da fährt mir die Lulu so im Vorübergehen über die Visage und sagt einfach, wie eine Andere Einem „guten Morgen" bietet: „Du Schafsgesicht!" Nun frage ich, was sind das für Manieren?"

Valentin sah den Gesellen an, lachte und dachte bei sich: „Was hat der Mensch für eine zurückweichende Stirn und eine gerade, große, weiche Nase und auch die dummen, hellen Löckchen." Er fühlte und begriff mit der unartigen Lulu und sagte nichts, sondern schüttelte nur belustigt den Kopf.

„Nein, glaubt nur," fuhr der Geselle unbeirrt fort, „sie ist ein unleidliches

Ding, und ich wollte ihr gönnen, wenn sie einmal eine Tüchtige von der Mutter aufgeblitzt bekäme."

Valentin blickte ihn ungläubig lächelnd an. Vor seinen Augen tanzte das süße, verlockende Kind, dem Karl Frey eine hausbackene Unannehmlichkeit zugedacht hatte, und er fühlte sich von dem sanftnasigen Gesellen geärgert.

Als Valentin diesen Abend im Bette lag, fand er, daß es ihm sehr wohl ginge und er wünschte sich selbst Glück dazu, gerade dahin gekommen zu sein, wo die Welt so recht im Gange war. Er schien am Herzen der Erde zu wohnen und dachte vergnügt: „Was für ein Glückspilz bin ich," so wenig er auch bis jetzt zu dieser Annahme Grund gehabt haben mochte.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Jessonda.

Von

Philipp Spitta.

Am 5. April des vergangenen Jahres ist in Cassel das Denkmal Ludwig Spohr's enthüllt worden. Die Kunstwelt hat dies Ereigniß zwar nicht unbeachtet gelassen. Aeußerungen einer lebhafteren Theilnahme für die Kunst des Mannes, dessen 99. Geburtstag man an der Stätte seines längsten Wirkens in dieser feierlichen Weise beging, sind indessen, außer in Cassel selbst, kaum irgendwo hervorgetreten. Auch ist mir nicht bekannt geworden, daß über Spohr's Künstlerthum bei dieser Gelegenheit bemerkenswerthe Betrachtungen angestellt worden wären.

Unsere Zeit ist wenig geartet, den Werth eines Musikers, wie Spohr es war, lebendig zu empfinden. Niemand versagt ihm die Achtung, aber er vermag nicht zu fesseln. Seine Ideale liegen weit ab von denjenigen, nach welchen das verworrene Ringen der Gegenwart hindrängt. Die Thatsache ist von den wenigen, welche seiner Kunst innerlich nahe stehen, längst bemerkt und beklagt worden. Vor drei Jahren hat H. M. Schletterer versucht, das Interesse für den verehrten Meister wieder aufzufrischen, und die Vorurtheile zu widerlegen, in denen er die Welt Spohr gegenüber befangen glaubt. Seine Begeisterung hat ihn dabei wohl hier und da ins andere Extrem getrieben, wie das bei oppositionellen Bestrebungen leicht zu geschehen pflegt.

Ich glaube, es ist verfrüht, für Spohr Propaganda zu machen. Die Schicksale, welche die Werke eines Künstlers bei den nächstfolgenden Generationen haben, erfüllen sich mit einer Art von elementarer Gewalt. Der Strom geschichtlicher Entwickelung ist auf so kurzer Strecke viel zu stark, als daß sich gegen ihn ankämpfen ließe. Um Spohr's Kunst für unsere Tage erneuern zu können, müßte sie älter sein, als sie ist. Aber wenn die Zahl seiner hingegebenen Verehrer auch keine große mehr sein mag, daß sie ganz verschwinden sollten, steht noch auf lange Zeit nicht zu befürchten.

Was die nachfolgenden Blätter enthalten, verfolgt nicht den Zweck, Spohr zu verherrlichen, so gern ich übrigens meine Sympathie für diesen Meister bekenne. Es ist nur im wissenschaftlichen Interesse niedergeschrieben. Den äußeren

Anstoß gab allerdings die Enthüllung des Cassseler Denkmals; Zufälligkeiten hinderten die Vollendung zur rechten Zeit. Indessen da der Gegenstand ein allgemeineres Interesse beansprucht, so komme ich wohl auch jetzt noch nicht zu spät.

I.

Unter den Opern Spohr's ist Jessonda die beliebteste und wird auch ziemlich allgemein als die gelungenste angesehen. Sie erfuhr ihre erste Aufführung am 28. Juli 1823 in Cassel. Im zweiten Bande seiner Selbstbiographie erzählt Spohr in der schlicht-vornehmen Weise, welche dieses Buch so werthvoll und anziehend macht, wie er zur Composition der Oper gekommen sei. Als er sich im Winter 1820/21 in Paris befand, bat er an einem Regentage, da ihm das Ausgehen unmöglich erschien, seine Wirthin um Unterhaltungslectüre. Sie brachte einen alten, schon ganz zerlesenen Roman: „La veuve de Malabar". Er glaubte zu erkennen, daß derselbe den Stoff zu einer Oper in sich berge, erstand von der Frau das Buch für wenige Sous, und nahm es mit nach Deutschland. In Gandersheim entwarf er das Scenarium und vervollständigte es, als er im Herbst 1821 nach Dresden übergesiedelt war, im Einzelnen. Hier fand er in dem 26jährigen Eduard Gehe auch den Mann, welcher die dichterische Ausgestaltung desselben übernahm. Gehe lebte seit 1817 in Dresden und war seines Zeichens Advocat. Wie Friedrich Kind, der Dichter des „Freischütz", zog er jedoch literarische Beschäftigungen der Rechtspraxis vor. Zu seinem Trauerspiel „Heinrich IV.", das am 6. Juni 1818 zum ersten Male aufgeführt wurde, hatte Karl Maria von Weber die erforderliche Musik gemacht. Weber war es auch, der die Bekanntschaft zwischen ihm und Spohr vermittelte. Nachdem die Oper durch ganz Deutschland einen großen Erfolg gehabt hatte, nahm Gehe 1836 die Dichtung in den zweiten Theil seiner „Vermischten Schriften" auf. Daß er nach einem von Spohr gefertigten Plane gearbeitet habe, wird hier ebensowenig gesagt, als daß dieser Plan sich auf einen französischen Roman gründe.

Der Inhalt ist bekannt; es bedarf hier also nur einer gedrängten Angabe. Die Handlung bewegt sich in der Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts, da die Portugiesen sich in Indien festsetzten. Ein junger portugiesischer Kriegsheld, Tristan d'Acunha, hat am Ganges ein indisches Mädchen kennen gelernt, das seine Liebe erweckte und erwiederte. Der Vater fürchtet die fremden Eindringlinge und entweicht mit Jessonda und der jüngeren Schwester Amazili heimlich an die malabarische Küste. Jessonda wird gezwungen, einem greisen Rajah in Goa ihre Hand zu reichen. Dieser stiebt, und es steht ihr bevor, nach religiösem Brauch mit seiner Leiche verbrannt zu werden. Die portugiesischen Ansiedler in Goa sind durch die Eingebornen überfallen und niedergemacht worden. Um die That zu rächen, hat sich eine Belagerungsflotte vor die Stadt gelegt; ihr Führer wird Tristan, der seit seiner ersten Begegnung mit Jessonda jede Spur von ihr verloren hatte. Einige Tage der Waffenruhe, und die durch Ehrenwort des feindlichen Feldherrn gewährleistete Sicherheit gestatten der Jessonda in Begleitung ihrer Frauen einen Gang vor die Stadt zu einer heiligen Quelle: ein Bad in deren Fluthen soll dem Opfer die Weihe geben. Beim Rückgang sieht Tristan sie und erfährt, was ihr bevorsteht. Kriegsrecht und Ehrenwort binden ihn, er muß sie in den

Händen derer lassen, die sie zum Tode führen. Nadori, ein junger zum Priesterstand gezwungener Bramine, der den Brauch der Wittwenverbrennung verabscheut und Amazili liebt, bringt zur Nacht dem Tristan die Kunde, daß die Inder den Waffenstillstand selbst zu brechen und tückisch die portugiesischen Schiffe in Brand zu stecken sich rüsten. Dies gibt ihm die Freiheit der Bewegung zurück. Geführt von Nadori dringt er durch einen unterirdischen Gang in die Stadt, unterwirft die Inder, rettet und gewinnt sich Jessonda.

Die dramatische Anlage ist geschickt und sicher. Da Gehe an ihr kaum einen Theil haben dürfte, so würden Spohr neben dem Ruhm der Composition auch noch dichterische Ehren von Belang gebühren. In Wirklichkeit möchte indessen sein dichterisches Verdienst kaum hoch zu schätzen sein, denn der Stoff war ursprünglich ein dramatischer. Durch länger als ein halbes Jahrhundert schon war er in den verschiedensten Bearbeitungen über die Bühnen Europa's gegangen. In Deutschland hat man dies theils ganz vergessen, in seinem vollen Umfange aber auch wohl niemals gewußt.

Antoine-Marin Lemierre, 1723 zu Paris geboren, brachte am 30. Juli 1770 durch die Comédiens Français ein Schauspiel „La veuve du Malabar" zur Aufführung. Er war kein Neuling auf der Bühne. 1758 hatte er mit einer Hypermnestra seine Laufbahn als Dramatiker begonnen. Noch einige Stücke antiken Stoffes waren gefolgt, dann 1766 ein Guillaume Tell. Auf die „malabarische Wittwe" hatten Dichter und Schauspieler große Hoffnungen gesetzt. Sie erfüllten sich nicht, das Stück wurde nur sechsmal bei schwach besuchtem Hause gegeben, und schien damit für immer abgethan. Die Fremdartigkeit des Stoffes hatte abgestoßen. Auch tadelte man die Dürftigkeit der Erfindung, Verstöße gegen die Wirklichkeit, Härte der Versification. Der Dichter nutzte den Tadel. Nach zehn Jahren erschien er am 29. April 1780 mit dem gründlich umgearbeiteten Stücke aufs Neue vor dem Pariser Publicum. Seine Arbeit wurde belohnt. „La veuve du Malabar ou l'empire des coutumes" erregte die höchste Begeisterung: seit mehr als fünfzehn Jahren hatte man in der Comédie française einen solchen Erfolg nicht erlebt. Die spannende Entwickelung, die Wärme der Empfindung, die zündenden Schlagwörter überglänzten weit, was an Schwächen dem Werke etwa noch zurückgeblieben war. Noch in demselben Jahre erschien es auch im Druck.

Neben den rein dichterischen Schönheiten war es offenbar aber noch etwas anderes, wodurch „La veuve du Malabar" die Pariser hinriß. Das Stück ist von revolutionärem Geiste erfüllt. Es gleicht hierin und auch in seiner Wirkung dem Lustspiel des Beaumarchais: „Le mariage de Figaro", welches vier Jahre später zur Aufführung kam. Nur daß dieses es auf den sittenlosen Adel abgesehen hatte, welcher die Menschenrechte seiner Untergebenen mit Füßen tritt, während Lemierre sich gegen die religiösen Vorurtheile wendete, die von einer herrschsüchtigen Priesterschaft sorglich genährt, barbarische Gewohnheiten dem Volke als gottgefällige Gebräuche erscheinen lassen. Inder und Europäer stehen einander gegenüber, jene als Repräsentanten eines grausamen religiösen Fanatismus, diese als Vorkämpfer für eine mildere, menschliche Gesittung. Eine französische Kriegsflotte — die Handlung spielt also etwa anderthalb hundert

Jahre später, als in der Spohr'schen Oper — ist unter Führung des Generals Montalban vor einer malabarischen Stadt gelandet, hat Truppen ausgeschifft und belagert sie. In der Stadt wird auf Anordnung des Oberbraminen der feierliche Act einer Wittwenverbrennung vorbereitet. Lanassa — so heißt das junge Weib — war drei Jahre zuvor mit ihrem Vater und einer persischen Begleiterin (Fatime) von Ougly daher gekommen. Auf dem Schiffe, das sie trug, war ein junger europäischer Krieger gewesen; eine tiefe Neigung zu einander hatte während der Fahrt Beide ergriffen. In Malabar angekommen, vermählt der Vater Lanassa wider ihren Willen mit einem vornehmen Inder, nachdem ihr Geliebter plötzlich nach Europa zurückgerufen war. Lanassa's ungeliebter Gemahl ist fern von ihr gestorben. Aber sie hat nur die Wahl, entweder ihm freiwillig in den Tod zu folgen, oder durch ihre Weigerung sich und die gesammte Anverwandtschaft mit unauslöschlicher Schande zu bedecken. Still und fest wählt sie das erstere.

Nun befindet sich unter den Braminen ein Jüngling, der frühe in der Welt allein geblieben, im Tempel eine Zufluchtstätte gefunden hatte. Auch er ein Opfer unmenschlicher Gebräuche. Nach dem Aberglauben, daß ein Säugling, der dreimal die Mutterbrust zu nehmen sich weigert, nicht leben dürfe, war er dem Tode ausgeliefert gewesen. Ein mitleidiger Mann rettete ihn, und brachte ihn aus seiner Heimath Bengalen nach Malabar. Nach dessen Tode wurde er Priester. Aber der Stand läßt ihn unbefriedigt und seine Satzungen empören ihm das Gemüth. Dieser Jüngling wird vom Oberbramin erlesen, Lanassa zum Tode zu führen. Er versucht vergeblich, ihm das Widernatürliche des Gebrauchs zu beweisen. Der Oberbramin vertheidigt denselben durch Hinweis auf den Grundgedanken ihrer Religion, auf die zahlreichen Beispiele verschiedenartiger gottgefälliger Askese, auf das Alter des Gebrauchs, auf den tiefen Eindruck, den er im Volke mache. Den Hauptgrund sagt er nur sich selbst:

C'est un usage saint, inviolable, antique,
Et la Religion jointe à la Politique
Le maintient jusqu'ici dans ces états divers.

Auf wiederholten Befehl des Oberbramin begibt sich der Jüngling zu Lanassa, ihr den ihm gewordenen Auftrag kund zu thun. Er verhehlt nicht seinen Abscheu gegen das Gesetz, bei dessen Erfüllung er mitwirken muß. Er beklagt sein Geschick, erzählt von seinen frühesten Erlebnissen in der Heimath Ougly — es kommt zu Tage, daß er Lanassa's Bruder ist. Diese Entdeckung dient wirksam zur Vertiefung des Conflicts. In seiner Eigenschaft als Bramin und als Anverwandter muß der Bruder dahin trachten, daß Lanassa sich der Verbrennung nicht entzieht. Wie aber seine Sinnesart ist, muß es ihm jetzt doppelt darum zu thun sein, ihren Tod zu verhindern. „Laß uns fliehn," ruft er ihr zu, „in Ländern, wo mildere Sitten herrschen, ein Asyl uns suchen:"

Là nous suivrons ces mœurs à jamais conservées,
Que chez tous les humains la Nature a gravées,
Ces vrais devoirs sentis et non pas convenus,
Immuables partout, et partout reconnus,
Lois que le Ciel, non l'homme, à la terre a prescrites
Et qui n'ont ni les tems, ni les mers pour limites.

Lanassa weigert sich: Schmach werde dann auf ihrem Namen ruhen, untröstlich, nicht wagend die Augen zu erheben, werde die Anverwandtschaft in der Heimath wie verbannt ein elendes Dasein führen, Racherufe ob des verrathenen Gatten werde das Volk ihr auf die Flucht nachsenden. Der Bruder geht mit dem Entschluß, in seinem Stande auszuharren, um die Schwester zu retten, und sich dann für immer von ihm loszusagen.

Mittlerweile hat der Befehlshaber der indischen Truppen einen eintägigen Waffenstillstand mit den Franzosen geschlossen, angeblich um die gefallenen Krieger zu bestatten. In Wahrheit will er für den ungestörten Vollzug der Verbrennung Lanassa's Sicherheit gewinnen. Der Tempel des Brama, bei welchem dies geschehen soll, liegt vor der Stadt. Er hatte gebeten, den Act im Angesicht der Feinde zu unterlassen, da derselbe sie zur Wuth entflammen könne, aber bei den fanatischen Braminen mit seinen Vorstellungen nichts ausgerichtet. Fatime deutet der Lanassa den Waffenstillstand als Zeichen der bevorstehenden Uebergabe: die Franzosen werden Herren der Stadt, vielleicht daß sie von dem verschwundenen Geliebten Kunde bringen. Der Wunsch, leben zu dürfen, blitzt einen Augenblick glühend in Lanassa's Seele auf.

Auch Montalban hat die junge Inderin nicht vergessen, und als er sich darum bewarb, der Führer des Unternehmens gegen Malabar zu sein, war ihm die Hoffnung sie wiederzusehen, eine geheime Triebfeder. Der Officier, welchen er ausschickt, sich nach ihr zu erkundigen, kehrt unverrichteter Sache zurück: eine ungeheure Menschenmenge versperrt den Durchgang, sie ist aus der Stadt geströmt, um beim Bramatempel der Verbrennung einer Wittwe zuzusehen. Ein solches Schauspiel in seiner Nähe dulden zu sollen, empört Montalban's menschliches Gefühl. Vergessen ist seine eigne Sache, er stürmt fort die Greuelthat zu hindern. Schon haben auch seine Krieger sich drohend genähert, die Ceremonie ist ins Stocken gerathen, und der Oberbramin tritt dem Feldherrn mit der Aufforderung entgegen, den Bruch des Waffenstillstands zu verhindern. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen. Der Oberbramin gibt den Vorstellungen Montalban's nicht nach, und dieser ist durch sein Feldherrnwort gebunden. Er glaubt nicht, daß der feindliche Befehlshaber ihn hintergangen habe, und eilt die Schonung der Wittwe von ihm zu fordern. Eine Ahnung, wer er sein möge, durchzuckt Lanassa, als sie dies erfährt. Sie erfährt aber auch, daß sein Leben durch die fanatischen Inder bedroht sei; ein neuer Beweggrund für sie, die Opferung mit sich vollziehen zu lassen.

Der junge Bramin tritt dem zurückkehrenden Montalban entgegen, und gewinnt sein Vertrauen durch die Entdeckung, daß er der Wittwe Bruder sei. Jetzt erfährt auch Montalban mit dem Namen Lanassa, daß es die Geliebte ist, der man den Tod bereitet. Mit Mühe bestimmt der junge Bramin den Feldherrn, den die Leidenschaft zu den verzweifeltsten Wagnissen fortzureißen droht, während des Waffenstillstandes nichts zu unternehmen und ihn sorgen zu lassen. Ein unterirdischer Gang führt vom Tempel ans Meer. Man sagt, daß durch ihn schon einmal eine Wittwe den Händen ihrer Opferer entzogen worden sei. Auf diesem Wege wollen sie versuchen, Lanassa zu retten. Doch kann sich Montalban nicht enthalten, dem herankommenden Oberpriester zu drohen, er

werde Tempel und Stadt dem Erdboden gleich machen, wenn Lanassa sterbe. Diese gegen das Heiligthum und die Religion ausgesprochene Drohung treibt die Braminen selbst zum Bruch des Waffenstillstandes. Fanatisirte Inder werfen bei Nacht Feuer in die Flotte der Franzosen. Die Hälfte der Schiffe ist zu Grunde gegangen, auf dem Rest haben sich die vom Lande geflüchteten Franzosen geborgen und eiligst das Weite gesucht. Montalban selbst ist im Kampfe gefallen. So berichtet der junge Bramine, welcher nun nichts übrig sieht, als aus eigner Kraft den Tod der Schwester zu hindern oder mit ihr zu sterben.

Der feierliche Act beginnt, nachdem der Oberbramin den Bruch des Waffenstillstandes mit religiösen Gründen vor dem Volke gerechtfertigt hat. Der junge Bramin weigert sich, Lanassa zum Tode zu führen, entdeckt, daß sie seine Schwester sei, und sagt sich feierlich los von einer Religion der Unmenschlichkeit. Lanassa, von einem andern hergeleitet, verräth angesichts des Scheiterhaufens, bei wem ihre Gedanken weilen und wessen Wiederkehr sie heimlich erhofft hat. Auf die Nachricht vom Tode Montalban's besteigt sie, aller Hoffnung entsagend, den Holzstoß. Vergeblich ringt ihr Bruder für sie. Da ertönt Waffenlärm. Durch den unterirdischen Gang sind französische Krieger eingedrungen. In dem auf den Scheiterhaufen zuspringenden, fälschlich todtgesagten Montalban erkennt Lanassa den Geliebten.

Von dem eroberten Gebiete nimmt Montalban Besitz und erklärt den unmenschlichen Gebrauch der Wittwenverbrennung aufgehoben im Namen seines Königs:

D'autres chez les vaincus portent la cruauté,
L'orgueil, la violence, et lui l'humanité.

Daß Lemierre unter dem Einflusse Voltaire's gedichtet hat, ist einleuchtend. „La veuve du Malabar" soll die Zuschauer nicht nur als Kunstwerk erfreuen, sondern sie auch für gewisse philosophische Meinungen gewinnen. Es ist ein Tendenzstück, wie „Mahomet", „Les Guèbres", „Olympie". Man mag finden, daß Lemierre's Stück in den Schlußscenen geradezu an die entsprechenden Scenen der „Olympie" anklingt, wenn schon mehr durch die scenische Erfindung, als durch den inneren Gehalt. Sonst kann man nicht sagen, daß Lemierre sich eine besondere Tragödie Voltaire's zum Muster genommen habe. Wenn der Baron Grimm in der „Correspondance littéraire" behauptet, auch aus Sédaine's „Aline ou la Reine de Golconde" habe Lemierre einige Ideen genommen (es handelt sich in dieser Oper ebenfalls um die Berührung der Franzosen mit einem asiatischen Volke und um ein Liebespaar, das sich durch die jähesten Schicksalsfälle hindurch treu bleibt und endlich glücklich wird), so schmeckt das etwas nach Reminiscenzenjägerei. Wohl aber fällt die Aehnlichkeit auf mit einem Drama Fontanelle's: „Ericie ou La Vestale". Dasselbe ist 1768 zu Lausanne gedruckt, seine Aufführung wurde verboten, angeblich auf Veranlassung der Geistlichkeit, die in ihm einen Angriff auf die Klöster witterte. Abgesehen von dem Gegensatz religiöser Vorurtheile gegen die ewig gültigen Rechte der Menschennatur, welcher die Seele des ganzen Stückes ist, erinnert es auch in den Einzelheiten oft sehr lebhaft an „die Wittwe von Malabar". Ericie ist zum Dienst der Vesta gezwungen worden, von dem ihr Herz nichts wissen will; so

steht auch der junge Bramin mit seiner Ueberzeugung im Gegensatz zu den Forderungen seiner Religion. Hier wie dort beginnt die Handlung mit einem Auftrage, der den inneren Conflict Beider bloßlegt. Wie Lanassa mußte auch Ericie einem Geliebten entsagen. Beider Geliebten sind seit Jahren für sie verschollen, aber ihre Neigung ist unvermindert geblieben. Wie Osmide die Ericie, so will der junge Bramin Lanassa zur Flucht bewegen; Beide leisten Widerstand. Bei Lemierre soll der Bruder die Schwester, bei Fontanelle der Vater die Tochter zum Tode führen. In beiden Tragödien ist ein unterirdischer Gang von entscheidender Bedeutung, worauf wieder der Baron Grimm mit einer abfälligen Bemerkung gegen Lemierre hinweist; anderer äußerlicher Uebereinstimmungen zu geschweigen. Man kann also in gewissem Sinne sagen, daß die Geschichte der Jessondafabel schon mit Fontanelle's „Ericie" beginnt.

II.

„La veuve du Malabar" gelangte bald nach Deutschland. C. M. Plümicke in Berlin, wegen seines „Entwurfs einer Theatergeschichte von Berlin" dem Kunsthistoriker achtungswürdig, beschloß, das ausländische Stück seiner Nation zu vermitteln. Er begnügte sich aber nicht mit einer Uebersetzung. Ihm schien Lemierre „sowohl im Plan und der Behandlung überhaupt, als in den Charakteren merkliche Fehler" begangen zu haben. Diese meinte er beseitigen zu sollen, und zugleich „durch wichtige Veränderungen das Interesse des Stücks noch mehr befördern" zu können. Am 25. September 1781 wurde „Lanassa" — so hatte er das Stück betitelt — in Berlin durch die Döbbelin'sche Truppe zum ersten Male gegeben. 1782 erschien es im Druck, da es mit „ausgezeichnetem Beifall von Kennern gesehen und wieder gesehen worden".

In diesen Beifall können wir freilich nicht einstimmen. Plümicke hat hier und da eine Andeutung des französischen Dichters nicht unwirksam ausgeführt. Dahin mag gerechnet werden, daß bei dem jungen Bramin eine Hinneigung zum Christenthum herrscht, in welche er Lanassa hineinzieht. Auch kann man anerkennen, daß er den Dialog lebendiger gemacht hat. Dem gegenüber stehen wenigstens ebensoviele dramatische Ungeschicklichkeiten, die ihm bei seinen Veränderungen passirt sind. Vor allem aber hat er sich beflissen, das knapp gefaßte Original behaglich breit zu treten. Eine philiströse Geschwätzigkeit und Rührseligkeit machen seine Bearbeitung dem Kenner des Originals unleidlich. Die glänzenden Schlagworte Lemierre's bringen in dieser Fassung zuweilen eine unbeabsichtigte komische Wirkung hervor. So läßt der Franzose, als Montalban den Oberbramin heftig zur Rede gestellt hat, folgendes zwischen ihnen geredet werden:

Le Grand Bramine.
Es-tu vainqueur ici pour nous parler en maître?
Le Général.
Je parle en homme.

Das „bearbeitet" Plümicke so:

„Oberbramin. Frevelhafter Fremdling! Bist du hier Ueberwinder, um so mit uns zu reden?
General. Mehr als Ueberwinder bin ich — ich bin Mensch."

In der schwammigen Masse, zu der das Stück aufgetrieben worden ist, verliert sich natürlich auch die Schärfe der Linien, mit welcher Lemierre die Charaktere umrissen hat. Gleichwohl ist die Thatsache nicht zu leugnen, daß „Lanassa" in Deutschland großen und nachhaltigen Beifall, und weite Verbreitung fand. Plümicke hatte den Ton getroffen, welcher damals bei der Menge der Theaterbesucher beliebt war, und der Erfolg stärkte ihn, in den beiden nächsten Jahren auch die „Räuber" und den „Fiesco" von Schiller zu „bearbeiten".

Um die Zugkraft des Stückes zu erhöhen, hatte er die Mitwirkung der Musik beliebt, und dies ist für den von uns verfolgten Zweck von Wichtigkeit: es ist das erste Mal, daß die Musik Fühlung gewinnt mit einer Fabel, in deren ausschließlichen Besitz sie sich später setzen sollte. Chöre mit Solostimmen untermischt, sowie eine einleitende schildernde Instrumentalsinfonie sollten im 5. Act, der hierdurch einen stark opernhaften Anstrich erhält, zur Verwendung kommen; Plümicke fand in Johann André einen Musiker, der nicht nur die von ihm gewünschten Stücke, sondern auch noch Ouverture und Zwischenmusiken für den zweiten, dritten und vierten Act componirte. André, seit 1777 Musikdirector am Döbbelin'schen Theater, hatte seine Stärke allerdings mehr im Liede und in der Operette. Die Musik zu „Lanassa", welche handschriftlich erhalten ist, zeigt indessen, daß er auch Aufgaben ernsten Charakters wohl zu lösen vermochte. Sie ist überall zweckentsprechend, hat lebendigen Ausdruck und verräth hie und da das Studium Gluck's. Ein bis zwei Jahre zuvor hatte Mozart für diese Art von Musik ein glänzendes Muster geliefert in seinen Chören und Entr'actes zu „König Thamos". Es ist aber unerwiesen, daß André diese jemals gekannt hat. Uebrigens blieb seine Musik zu „Lanassa" nicht die einzige. Als Goethe das Stück in Weimar aufführte, mußte ihm sein Operntenorist Christian Benda die Chöre neu componiren und erhielt dafür ein Honorar von sechs Thalern. In Breslau schrieb 1802 Heinrich Karl Ebell eine vollständige Musik zu „Lanassa", und das unter diesem Namen angeführte Werk Franz Tuczek's ist vielleicht auch nur eine musikalische Zuthat zu Plümicke's Bearbeitung.

Zum ersten Male zu einer vollständigen Oper umgestaltet wurde das Drama Lemierre's, welches inzwischen in englischen Bearbeitungen von David Humphreys und Miß Mariana Starke auch in Philadelphia (1790) und London (1791) auf der Bühne erschien, erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts. Und zwar in Deutschland von einem Deutschen, aber über einen französischen Text. Christian Kalkbrenner war der Componist. Er befand sich seit 1790 als Capellmeister im Dienste des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg. Hier wurde die Oper componirt und aufgeführt. Es muß vor 1796 gewesen sein, da in diesem Jahre Kalkbrenner Rheinsberg verließ, und nach Italien ging. Das ungedruckt gebliebene Werk ist verschollen. Nach dem Tode des Prinzen Heinrich kamen die Rheinsberger Musikalien durch testamentarische Bestimmung in den Besitz seines letzten Capellmeisters Wessely. Dieser ist 1826 in Potsdam gestorben und sein Musikaliennachlaß untergegangen oder zerstreut. Man kann also auch nicht feststellen, ob der Operntext sich mehr dem Original oder der Plümicke'schen Bearbeitung anschloß. Das eine hat soviel Wahrscheinlichkeit für sich, wie das andere.

Als im Jahre 1798 „La veuve du Malabar" in Paris noch immer ein

volles Haus machte, hielt Francesco Albergati Capacelli eine Uebertragung ins Italienische für ein verdienstliches Unternehmen. Schon früher hatte Gozzi sich an dieser Aufgabe versucht, ohne jedoch seine Arbeit, die erst 1802 zum Druck gelangte, auf die Bühne zu bringen. Capacelli's Uebertragung — nur das ist sie, und zwar eine recht gewandte, keine Bearbeitung à la Plümicke — erschien 1798 zu Venedig, mit nicht uninteressanten historisch-kritischen Bemerkungen als Anhang. Sie wurde ihrerseits wieder Veranlassung zu einer italienischen Oper „Lanassa", welche Simon Mayr in Musik setzte, und im Carneval 1817 im Teatro Fenice ohne großen Erfolg zur Aufführung brachte. Die Partitur befindet sich jetzt nicht mehr dort; ob sie etwa in Bergamo vorhanden ist, wo Mayr von 1802 bis zu seinem Tode lebte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Verfasser des Textbuches hat sich nicht genannt. Dasselbe ist an sich betrachtet nicht besser und schlechter als hundert andere Libretti. Interessant wird es durch die Naivetät, mit welcher der Originalstoff den Forderungen der italienischen Oper gerecht gemacht worden ist. Die langen philosophirenden Dialoge sind überall auf das knappeste Maß zusammengezogen, nur das von ihnen ist übrig gelassen, was zur Motivirung der Entwicklung unerläßlich war. Dagegen sind die Fugen, durch welche Musik einströmen konnte — und deren hat der Bau des Stückes nicht wenige — mit sicherem Blick erkannt und alsbald auch weit geöffnet. Naiv nenne ich die Bearbeitung, weil sie sich um die Tendenz des Originals nicht die geringste Sorge macht, einzig bedacht, den Aufriß eines lebhaft bewegten, farbenreichen Musikdramas herzustellen. Wo es die musikalische Wirkung steigern kann, scheut der Bearbeiter auch vor erheblichen Zusätzen und Aenderungen durchaus nicht zurück. Man läßt sie sich gefallen, da er einen vernünftigen Zweck verfolgt. So beginnt die Oper mit einer Scene im Tempel des Gottes Calanidru: Braminen und Volk sind versammelt, Fatime mit Dienerinnen bringt Opfergaben, alles fleht um Genesung des schwer erkrankten Rajah, des Gatten der Lanassa. Dann erscheint Zorai und verkündet seinen Tod; allgemeine Klage. Eine Scene, die an den Anfang der Gluck'schen „Alceste" erinnert. Nachdem der Oberbramin dem Zorai seinen Auftrag ertheilt hat, hört man Kanonendonner. Das Volk, seines Führers beraubt, drängt sich in Bestürzung auf die Bühne. Der tapfre Palmore tritt ihnen Muth zusprechend entgegen. Man wählt ihn zum Rajah und Feldherrn. Er erklärt, einen eintägigen Waffenstillstand schließen zu wollen, da er vom Nabob von Ganganor Hilfe erwarte. Dieser Palmore ist der übliche verschmähte Liebhaber. Er naht sich der Lanassa, welche einem Chor von Bluts- und Standes-Verwandten erklärt hat, sie werde ihrer Pflicht getreu dem Gatten in den Tod folgen, und verspricht sie zu retten, wenn sie ihn erhöre, wird aber stolz zurückgewiesen. Seine aus Liebe und Zorn gemischte, ihre durch Rückerinnerung an den verlorenen Geliebten bewegte Empfindung stellen dann wieder der Musik eine angemessene Aufgabe. Als Beispiel, wie die Motive der Handlung sorgfältig gespart, gesammelt und zu Knotenpunkten zusammengeleitet werden, an welchen sich dann die Musik mit ihrer ganzen Macht entladet, stehe hier noch der Inhalt des ersten Finales. Die Vorgeschichte des jungen Braminen, die auch ihn als Opfer eines barbarischen Gebrauchs erscheinen läßt, ist fallen

gelassen. Es wird angenommen, daß die Geschwister sich als Kinder gekannt haben und dann getrennt worden sind. Als Zorai seine Botschaft an Lanassa ausrichten will, trifft er nicht sie, sondern nur Fatime. Palmore ist in glänzendem Aufzuge zu Montalban gekommen. Wegen der gestellten Friedensbedingungen erbittet er eintägige Bedenkzeit, da er im Stillen die Hilfe des Nabob erhofft. Er wünscht jetzt nur freien Zutritt zum Brama-Tempel, damit eine heilige Handlung dort begangen werde. Was diese betreffe, will er nicht sagen und erregt dadurch Montalban's Argwohn. Montalban hat bereits einen Vertrauten beauftragt, über Lanassa, die er vor Jahren in dieser Stadt zurücklassen mußte, Erkundigungen einzuziehen. Auch Palmore traut dem feindlichen Führer nicht und trifft seine Maßregeln. Nun also das Finale. Der Act der Opferung beginnt. Alles Volk ist versammelt und wendet sich in feierlichem Chore an die Gottheit. Lanassa erscheint, prächtig gekleidet, mit Blumen und Juwelen geschmückt. Noch könne er sie retten, flüstert ihr Palmore zu, sie möge sich weigern, den Tod zu erleiden. Entrüstet weist sie den Verführer zurück. Der Oberbramin heißt den Holzstoß entzünden, die Trompeter das Zeichen geben (die Aehnlichkeit des Vorgangs mit dem letzten Finale aus Marschner's „Templer und Jüdin" wird man bemerken), schon besteigt Lanassa den Scheiterhaufen — „Haltet ein", ruft eine Stimme und Montalban stürzt herein; „wo ist sie? wen muß ich sehen? Lanassa!". Auch sie erkennt ihn. Zorai erkennt die Schwester. Entrüstung über die freche Störung und Eifersucht erfüllen den Oberbramin und Palmore. Fatime ist von Hoffnung auf Rettung erfüllt. Die versammelte Menge in größter Ueberraschung. Die aufgestauten Wogen der Empfindung fluthen nun mit mächtigem Schwall einher. Nach dem ersten Entzücken des Wiedersehens aber kehrt Lanassa das Bewußtsein ihrer Pflicht zurück. Der Oberbramin erklärt die heilige Handlung für aufgehoben, da die Gegenwart eines Fremdlings sie entweiht habe. Freudige Erregung Palmore's, der nun wieder hofft, sich Lanassa zu gewinnen. Auf seinen Wink schleicht sich ein Trupp indischer Soldaten davon, den Ueberfall der feindlichen Flotte zu bewerkstelligen. Montalban will sich Lanassa's bemächtigen, der Hinweis auf den Waffenstillstand hindert ihn, Gewalt zu gebrauchen. Er droht für später mit Gewaltmaßregeln, die Inder drohen dagegen. Lanassa wird in die naheliegende Behausung des Braminen geschleppt.

Man mag auf Grund dieser Proben meinen, daß von der eigentlichen „Veuve du Malabar" hier nicht mehr viel übrig geblieben sei. Das wäre indessen auch nicht nöthig. Der Dichter darf sich die Stoffe suchen, wo er will, und es ist gänzlich seine Sache, was er aus ihnen neues gestaltet. Die Sicherheit, mit welcher in diesem Operntexte die musikalische Seele des Originals bloß gelegt und organisch ausgebildet ist — natürlich vom italienischen Standpunkte aus — verdient volle Anerkennung. Wohl nur durch eine Jahrhunderte alte, praktisch stets lebendig erhaltene Tradition ließ sich eine so sichere Technik erreichen.

Wir kehren nach Deutschland zurück. Am 19. Februar 1791 hatte die Bossische Schauspielergesellschaft in Pilsen Plümicke's „Lanassa" aufgeführt. Mehr das Stück selbst als die Aufführung begeisterten einen gewissen Johann Nepomuk Komareck für eine Fortsetzung desselben. Gedacht, gethan; er dichtete

eine „Marie von Montalban, oder Lanassa's zweiter Theil. Trauerspiel mit Chören" und ließ es 1792 im Druck ausgehen. Folgendes ist in Kürze das, was uns Herr Komareck erleben läßt. Sechs Jahre sind verstrichen seit den Ereignissen, die in „Lanassa" zur Darstellung kommen. Die Europäer haben sich die Inder unterworfen. Lanassa, Montalban's Gemahlin, ist nebst ihrem Bruder und ihrer Vertrauten zum Christenthum übergetreten. Sie führen die Namen Marie, Emanuel, Christine. Die Braminen sinnen heimlich auf Befreiung und Rache, ein Theil des Volkes hängt ihnen an. Deli, Lanassa's früherer Gatte, von dem man glaubte, er sei im Schiffbruch umgekommen, lebt und kehrt zurück. Man wählt ihn zum Führer. Das nächste, was er thut, ist indessen, daß er als Bramin verkleidet zu Montalban geht und ihm Vorwürfe macht, warum er den Indern, die ihm nichts zu Leid gethan, die Freiheit geraubt habe und ihre Religion unterdrücke. Je weniger Stichhaltiges Montalban hierauf zu erwidern weiß, desto schroffer weist er ihn ab. Deli geht, Rache drohend, Marie wird ohnmächtig, Emanuel kommt die Sprache Deli's bekannt vor. Feindselige Bewegungen der Inder werden gemeldet. Die Männer entfernen sich, Ruhe zu stiften. Alsbald bringt der Oberbramin mit Bewaffneten herein und schleppt die Frauen fort. In ihr Gewahrsam kommt der verkleidete Deli, hält Marie ihr Vergehen vor, stellt ihr Montalban's und ihren eigenen Tod in Aussicht und weidet sich an ihren Qualen. Der Oberbramin ruft ihn ab, damit er die geplante Empörung zur Ausführung bringe. Dieselbe nimmt einen für die Inder günstigen Verlauf, da auch einige von Montalban's Leuten Verrath üben. Der Oberbramin räth Deli, Montalban's Haus anzugreifen. Dasselbe wird angezündet; Montalban war aber nicht darin, er stürzt voll Wuth herbei und jagt die flüchtenden Inder vor sich her. Dann drängt er weiter zum Gefängniß der Frauen, sprengt die Kerkerthür und will sie fortführen. Aber die Flamme schlägt ihm entgegen. Hinter ihnen öffnet sich eine Fallthür, und Deli mit Indern steigt herauf. Im Kampf sinkt Montalban verwundet, die Frauen werden abermals fortgeschleppt. Nun sollen Marie und Christine verbrannt und Montalban feierlich geschlachtet werden. Da aber erscheint Emanuel, von dem Montalban geglaubt hatte, er sei im Kampf gefallen, mit bewaffneten Europäern, stößt Deli nieder, jagt die Inder auseinander, und die Christen stimmen zur Ehre Gottes einen Lobgesang an.

Fortsetzungen beliebter Bühnenstücke sind nicht selten, aber nie mit sonderlichem Glück versucht. Ein wirkliches Kunstwerk erschöpft seinen Gegenstand, und auch in Bezug auf die Frische und Neuheit der Handlung ist die Fortsetzung stets im Nachtheil. Bei Komareck's Stück war aber schon aus anderen Gründen nicht anzunehmen, daß es die ältere „Lanassa" verdunkeln werde. Einige gute dramatische Motive sind doch nur mangelhaft verwerthet. Der Gang der Handlung ist schleppend und unsicher, die Sprache, welche Schiller's „Räuber" übertrumpfen möchte, roh und hohlpathetisch. Komareck wünscht, „daß die Musik zu den Chören nur für Sänger und für keine Schnattergänse, wie wir sie und ein wildes Miauen hier hören mußten, componirt werden möchte, damit es Voß und Consorten nie einfallen könnte, sich daran zu versündigen". Diese Probe dürfte die Sorgfalt seines Stils und die Gewähltheit seiner Bilder hinlänglich

illustriren. Ich weiß nicht, ob Jemand Lust gehabt hat, seine Chöre überhaupt zu componiren.

Aber als Ganzes ist „Marie von Montalban" allerdings componirt, wenn schon nicht in der Originalform. Karl Reger in München arbeitete Komareck's Machwerk zu einem Operntexte um, und Peter Winter setzte denselben in Musik. Die erste Aufführung der Oper „Marie von Montalban" fand am 28. Januar 1800 zu München statt. Warum Winter nicht lieber die „Lanassa" als Opernstoff wählte, erklärt sich wohl am einfachsten daraus, daß dieses Stück sich als Schauspiel schon zu sehr in der Gunst des Publicums festgesetzt hatte. Die Diction des Reger'schen Textes erhebt sich nun freilich nirgends über die gewöhnliche Opernreimerei. Dagegen ist durch einige glückliche Aenderungen der Gang der Handlung einheitlicher und spannender gemacht. Winter war im Ganzen genommen nur ein Talent von mittlerer Kraft. Aber er besaß etwas, was zu allen Zeiten unter den deutschen Componisten selten gewesen ist: lebendigen Sinn für das dramatisch Wirksame. Das zeigt sich auch in dieser Oper. Es sind Stellen darin von hinreißender Leidenschaft und sogar von einem gewissen imponirenden Wuchse, die als Vorbild Gluck erkennen lassen. Neben dem „unterbrochenen Opferfest" errang sich daher „Marie von Montalban" mit Recht den größten Ruhm unter den zahlreichen Opern Winter's. —

In der ersten Scene des zweiten Actes läßt Lemierre die über die Ungerechtigkeit der Wittwenverbrennung empörte Fatime sagen:

L'époux traîne à la mort son épouse fidelle;
Mais lui, lorsqu'il survit, s'immole-t-il pour elle?
Au-delà du tombeau lui garde-t-il sa foi?
Quel droit de vivre a-t-il, que d'avoir fait la loi?
Sans peine il l'imposa sur un sexe timide,
Tandis qu'il s'affranchit de ce joug homicide.

Nachdem „La veuve du Malabar" bei ihrem ersten Erscheinen durch die Neuheit des Gegenstandes befremdet hatte und ihrer zahlreichen Schwächen wegen gleichsam durchgefallen war, lag es nahe, daß der Pariser Witz aus ihr Nahrung zog. Ich glaube fast, es sind obige Worte gewesen, welche Framery auf den Einfall brachten, seine „Indienne" zu dichten, die mit Musik von Cifolelli am 31. Oct. 1770 zur Aufführung kam. Es war keine eigentliche Oper, sondern eine sogenannte Comédie mêlée d'ariettes. Der Name Opéra comique bedeutet in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus das, was man später Vaudeville zu nennen pflegte. Die eingelegten Lieder werden zu derzeit allgemein bekannten Melodien gesungen: darin, daß zu irgend einem Gassenhauer ein neuer durch den dramatischen Zusammenhang bedingter Text gehört wird, liegt ein Hauptreiz dieser Gesangsstücke. In solchem Verstande ist z. B. bei Favart's Stücken überall das Wort Opéra comique gebraucht. Zwischen dieser Gattung und der durch Einwirkung der Opera buffa später entstandenen höheren komischen Oper der Franzosen steht die Comédie mêlée d'ariettes gewissermaßen in der Mitte. Der musikalische Theil war gewählter und pflegte für das Stück eigens componirt zu werden, auch gehörte eine sorgfältige Instrumentalbegleitung dazu. Aeltere und einfachere Opere buffe, wie Pergolese's „Serva padrona", führen in der

französischen Uebertragung auch wohl geradezu den Namen Comédie mêlée d'ariettes. Andererseits nähert der überwiegend lustige und tanzartige Charakter der Arietten sich wieder mehr dem Stil der alten Opéra comique. Eine solche Comédie also war „L'Indienne", und ein italienischer Baß-Buffo hatte die Musik dazu geliefert. Baron Grimm meinte, sie hätte den Namen „La petite Veuve du Malabar" tragen sollen. Es wird angenommen, daß in Indien nicht nur die Frauen ihren Männern, sondern auch die Männer ihren Frauen durch Verbrennung in den Tod folgen. Ein Oberbramin ist verwittwet, und schickt sich an, unter prahlerischen Ceremonien den Scheiterhaufen zu besteigen. Eine junge Inderin ist auch verwittwet, hat aber nicht die geringste Lust, dem Leben zu entsagen. Durch allerhand Künste bringt sie es nun dahin, daß der Oberbramin sich in sie verliebt und sie heirathen will. Nun ist sie gerettet. Denn wenn ein verwittweter Bramin, der sich zum Feuertode vorbereitet, eine Wittwe findet, die in derselben Lage ist, so kann er dadurch, daß er sie heirathet, sie mit Ehren dem Tode entziehen. Natürlich nur bei einem Bramin ist eine solche Ausnahme von der allgemeinen Sitte zulässig. Eine satirische Spitze gegen die Geistlichkeit fühlt sich auch hier heraus. Das einactige Stück hat keinen großen Werth und verdankte, wie der Baron Grimm berichtet, seinen geringen Erfolg nur der Musik Cifolelli's. Dennoch fand es in Deutschland Freunde. Joseph von Pauersbach in Esterház verfaßte eine deutsche Bearbeitung, in welcher aber auf die Mitwirkung der Musik verzichtet wurde. Unter dem Titel: „Die indianische Wittwe" ließ er sie 1772 in Preßburg drucken.

Als „La veuve du Malabar" 1780 in ihrer Umgestaltung allgemeinsten Beifall fand, wurde sie von Pierre Germain Parisau parodirt. Hier mögen politische Motive mitgewirkt haben. Parisau war ein Anhänger des ancien régime; die unausgesetzten Angriffe, welche er später gegen die Männer und Doctrinen der Revolution führte, brachten ihn 1794 auf die Guillotine. Ein leichtes Blut, das sich in den verschiedensten Verhältnissen umgetrieben hatte, auch Theaterdirector und Schauspieler gewesen war, und dessen witzige, originelle Stücke gern gesehen wurden. Die Parodie führt den Titel: „La Veuve de Cancale" und wurde den 3. October 1780 in der „Comédie italienne" zum ersten Male gegeben. Die schonungslosen Angriffe auf Lemierre's Person und Dichtung nahm aber das Publicum so übel, daß Parisau genöthigt war, die stärksten Dinge zu streichen und einiges Lob einfließen zu lassen. In dieser Gestalt wurde das Stück beifällig aufgenommen, gedruckt und auch viel gelesen; 1786 erschien in Toulouse eine zweite Auflage. Der Schauplatz der Handlung ist Cancale, eine Küstenstadt der Bretagne. Der Oberbramin ist zum Amtmann von Cancale, der junge Bramin zu seinem Gerichtsschreiber gemacht. „Lassana" ist die Wittwe eines Kirchendieners, an Montalban's Platz steht ein Sergent der Milizen. Für die Sitte der Wittwenverbrennung ist die Fiction eingeführt, daß der Amtmann von Cancale, wenn ihm die Frau gestorben ist, das Recht hat, sich aus den Wittwen des Ortes eine neue Gattin zu wählen. Er wählt Lassana, die den Sergent Eisenbrecher (Brisefer) liebt. Diesen läßt der Amtmann durch seine Polizisten überfallen und dingfest machen. Lassana springt in einen Brunnen, Eisenbrecher, der ausgebrochen ist, hinterher. Man zieht das

Paar wieder ans Licht; Eisenbrecher stellt dem Amtmann die Alternative, entweder Lassana oder seine beiden Ohren herzugeben, worauf dieser sich schleunigst für ersteres entscheidet. Das Interessante der Parodie liegt, wie bei Stücken dieser Gattung meistens, in den Einzelheiten, in der überraschenden Einführung von Citaten aus dem Original, in den scharfen Schlaglichtern, die auf die Schwächen desselben geworfen werden, dann aber auch in dem Uebermuth, mit dem der Verfasser eine gefeierte Tragödie zum Object seiner Laune macht. Der Gefahr, die ihm hieraus erwachsen konnte, und die der ersten Aufführung auch wohl wirklich erwachsen ist, hat er durch die Schlußverse die Spitze abgebrochen: „Keiner weiß besser die Schönheiten eines Werkes zu schätzen, als der, welcher seine Fehler zu finden sucht." Außerdem aber fehlt es dem Stücke auch nicht an allerhand satirischen Anspielungen auf damalige französische Sittenzustände.

Die Musik ist bei dieser Parodie nicht herangezogen worden, obschon man solches in Frankreich sonst zu thun liebte. Aber nach länger als 40 Jahren taucht die Jessonda-Fabel noch einmal in einem einactigen Vaudeville auf. „La veuve du Malabar" von Saint-Amand wurde am 19. August 1822 im „Théâtre du Gymnase" gegeben, zu der Zeit also, da eben Spohr in Deutschland seine „Jessonda" componirte. Eine Stelle bei Lemierre, wo der junge Bramin dem Montalban verräth, daß durch den unterirdischen Gang schon einmal eine Frau um den Preis einer bedeutenden Geldsumme dem Feuertode entzogen sein soll, hat offenbar den Verfasser auf die Idee gebracht, den Brauch der Wittwenverbrennung einmal ganz unter den Gesichtspunkt des kaufmännischen Geschäfts zu bringen. Surville, ein reicher junger Franzose, liebt Zeila, eine junge indische Wittwe, welcher der Flammentod bevorsteht. Ein nach Indien übergesiedelter französischer Kaufmann, Dupré, hat sich gegen eine Summe von 20,000 Piastern bereit erklärt, sie zu retten. Der berühmte unterirdische Gang führt vom Tempel, wo Zeila sich aufhält, in seine Wohnung. Hierher gelangen heimlich die Liebenden. Ein Schiff am nahen Strande ist bereit, sie nach Frankreich zu führen. Dupré mit seinen erworbenen Reichthümern und dem Rest seiner Waaren, will sich mit ihnen einschiffen. Um aber alles Aufsehen zu vermeiden, das durch den Schluß seines Geschäfts, die Entlassung seiner Dienstboten entstehen und Verdacht erregen könnte, kommt Dupré auf den Gedanken, die Nachricht von seinem Tode zu verbreiten. Nun ist seine Gattin, die er in Frankreich heimlich verlassen hatte und die im Dienste einer englischen Lady ebenfalls nach Indien gekommen war, hier wieder mit ihm zusammengetroffen. Die Frau, sonst zänkisch und rücksichtslos, wird alsbald von liebendster Sorgfalt für ihren Gatten erfüllt, da sie erfährt, was ihr im Falle seines Todes in Indien bevorsteht. Die fingirte Nachricht von Dupré's Tode bringt sie daher in die größte Verzweiflung. Natürlich klärt sich der Irrthum bald auf, herrscht aber doch so lange, daß ein gewisser Ali Brull-Pha-Gos Raum gewinnt, seine Eigenthümlichkeiten zu zeigen. Dieser ist ein Makler in Wittwenverbrennungsgeschäften, der gelegentlich gegen eine Summe von 40,000 Piastern auch par procuration verbrennen läßt, d. h. eine andere Wittwe oder auch wohl eine leblose Puppe unterschiebt — eine Figur von grotesker Komik. Das Stück enthält eine Anzahl recht drolliger Scenen. Unter den Melodien, zu welchen die Liedereinlagen ge-

sungen werden, befinden sich auch solche von Gretry und Rossini. Die Bezugnahme auf Lemierre ist durch das ganze Stück deutlich erkennbar, und daraus geht dann auch hervor, daß dessen Dichtung den Zuhörern oder Lesern noch ganz geläufig gewesen sein wird; sonst würde das Vaudeville zum guten Theil unwirksam haben bleiben müssen. Daß endlich auch noch 1873 eine komische Oper „La veuve du Malabar", gedichtet von Delacour und Crémieux, componirt von Hervé, in Paris auf die Bühne gebracht worden ist, möge hier nur zum Abschluß bemerkt sein.

III.

Es ist wohl möglich, daß die Menge der aus einem und demselben Grundstoff entwickelten Dramen mit den angeführten noch nicht erschöpft ist. So könnte eine „Clara von Montalban" von Elise Bürger, welche am 11. August 1822, also fast zur selben Zeit wie Saint-Amand's Vaudeville, in Würzburg aufgeführt wurde, auch wohl in diese Familie gehören. Immerhin ist klar, daß die Fabel mehr als fünfzig Jahre hindurch eine bedeutende Anziehungskraft für die dramatischen Dichter und Componisten Frankreichs, Deutschlands und Italiens besessen hat, und auch im Publicum zu den beliebtesten und bekanntesten gehört haben muß. Blickt man nach Gewinnung dieser Erkenntniß auf Spohr's anfänglich mitgetheilte Erzählung zurück, so kann man sich einer gewissen Verwunderung nicht erwehren. Scheint es doch, als habe er von all' diesen Dingen nichts gewußt. Er findet in Paris, wo damals Lemierre's „malabarische Wittwe" noch ein ganz bekanntes Stück war, einen Roman gleichen Namens und formt sich aus diesem ein Scenarium, ohne sich um Autor und Quelle des Romans irgendwie zu kümmern. Kein Wort sagt, daß er Plümicke's „Lanassa", Winter's damals ziemlich verbreitete „Marie von Montalban", Mayr's „Lanassa" gekannt habe. Letzteres ist besonders merkwürdig. Spohr war im Februar und März 1817 in Neapel, wo Mayr nach Aufführung seiner „Lanassa" in Venedig ebenfalls verweilte, zum 12. Januar sein Festspiel „Il sogno di Partenope" in Scene gesetzt hatte, und einige Wochen später seine Oper „Cora" von Neuem aufführte. Beide Künstler verkehrten viel und gern miteinander. Es ist doch kaum anzunehmen, daß Spohr hier von der Existenz und dem Inhalt der „Lanassa" nichts erfahren habe. Ein Roman „La veuve du Malabar" ist mir nicht bekannt, und von sachkundiger Seite in Paris angestellte Forschungen haben ebenfalls nur ein negatives Resultat gehabt. War ein solcher wirklich vorhanden, so ist er jedenfalls dem Lemierre'schen Drama nacherzählt gewesen, und hieraus würde sich die geschickte Anlage des Spohr'schen Scenariums wohl schon genügend erklären. Allein Spohr schrieb die Stelle seiner Selbstbiographie, welche von der „Jessonda" handelt, beiläufig dreißig Jahre später, als die erzählten Ereignisse sich zugetragen hatten. In seinem Nachlasse hat sich der bewußte französische Roman ebenfalls nicht gefunden. Es ist also die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß dasjenige, was ihm in Paris in die Hand fiel, gar nicht der Roman, sondern das Lemierre'sche Stück selbst gewesen ist, und das Gedächtniß ihn, der immer viele Romane las, in dieser Beziehung täuschte. Möglich auch, daß er von anderen dramatischen Bearbeitungen des Stoffes wohl

eine gewisse Kunde hatte, dieselben aber für seine Zwecke absichtlich unbeachtet ließ, und sich daher derselben später nicht mehr erinnerte. In Cassel, wo die Oper „Jessonda" componirt wurde, war früher auch Plümicke's „Lanassa" gegeben worden, und W. Lynker macht in seiner „Geschichte des Theaters und der Musik in Cassel" auf die Uebereinstimmung der Fabel aufmerksam. Wie dem auch sei, so ist Spohr's Verhalten in dieser Angelegenheit für ihn bezeichnend. Er liebte nicht, weite Umschau zu halten. Was in seinen Gesichtskreis kam, dessen bemächtigte er sich und that sein Werk in seiner Weise. Was jenseits dieses Kreises lag, ging ihn nichts an.

Zuverlässig war Gehe nicht in diesem Maße unbefangen. Er kannte jedenfalls Winter's Oper. Bei Lemierre und in der Oper Mayr's sind die erobernden Krieger Franzosen, bei Plümicke und Komareck Europäer, bei Reger Portugiesen. In der Portugiesenzeit spielt, wie erwähnt ist, auch Gehe's Dichtung. Sollte man die Uebereinstimmung für zufällig halten wollen, so schließt ein fast wörtliches Citat aus der dritten Scene des ersten Actes der Oper Winter's diese Annahme aus. Auch Plümicke's „Lanassa" mag ihm nicht unbekannt gewesen sein. Dort erscheint der europäische General erst beim Heere, als der Kampf schon im Gange ist. Auch bei Gehe trifft Tristan d'Acunha im portugiesischen Lager ein, um die schon zwei Monate währende Belagerung durch einen Sturm auf die Stadt zum Ziele zu bringen. Hier und dort herrscht Waffenruhe schon, als das Stück beginnt. Diese Züge können nicht wohl der französischen Vorlage entstammen; bei Lemierre finden sie sich wenigstens nicht. Doch das sind Kleinigkeiten, durch welche Gehe's Eigenthumsrecht auf die Ausführung des Opernbuches nicht verkürzt wird. Der Jessonda-Text ist viel gelobt worden; was die dramatische Anlage betrifft, mit vollem Recht. Auch die Sprache ist gewählt und melodisch, nicht selten erfreut man sich an einer gewissen sinnigen Zierlichkeit des Ausdrucks. An andern Stellen schwelgt der Dichter in verschwommenen Bildern bis zur Geschmacklosigkeit. Verse wie:

Daß sich Mild' und Pflicht vermähle,
An dem Himmel seiner Seele
Wallt empor der Wehmuth Hauch
Wie ein stiller Opferrauch.

stehen hart an der Grenze des blühenden Unsinns. Wer Gehe's Dichtung unbedingt lobt, hat wenigstens kein Recht, am Stil des Euryanthe-Textes Kritik zu üben.

Vergleicht man die Dichtung, sowie sie nun einmal besteht, mit der „Veuve du Malabar" des Lemierre, so springt ein Unterschied hell in die Augen. Von den revolutionären Stoffen des Originals ist dem Operntext nichts geblieben. Ich setzte oben Beaumarchais zu Lemierre in Parallele. Die Parallele läßt sich verlängern. Beaumarchais fand seinen Mozart, wie Lemierre seinen Spohr. Spohr verhält sich, hinsichtlich der Talentkraft, annähernd so zu Mozart, wie Lemierre zu Beaumarchais. Die Operntexte zum „Figaro" und zur „Jessonda" stimmen darin überein, daß in beiden das tendenziöse politische Element als ein unmusikalisches soweit ausgemerzt wurde, als es der Bau der Stücke irgend vertrug. Der poetische Gehalt des Restes ist bei „Jessonda" entschieden höher

als bei „Figaro". Hier aber trat Mozart's wunderwirkender Genius ein und schuf, den entgegenstehenden Schwierigkeiten wie zum Trotz, ein Kunstwerk allerhöchsten Ranges. Diese Bezeichnung kann man der „Jessonda" nicht geben.

„Jessonda" gehört gewiß zu den vorzüglichen deutschen Opern, darüber kann kein Streit sein. Und das bedeutet ein großes Lob; denn die Zahl der guten deutschen Opern ist verhältnißmäßig klein, wogegen freilich die besten unter ihnen auch alles hoch überragen, was andere Nationen auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. Aber „Jessonda" ist mehr, man möchte sagen durch Zufall, durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände zu dem geworden, was sie ist, als durch den gebieterischen Willen des gestaltenden Künstlers. Sie hat etwas Dilettantisches an sich, nicht in der Musik, die überall ihren Meister lobt, aber in der dramatischen Gestaltung. Spohr war kein Dramatiker; er hat das auch wohl gefühlt und wundert sich gelegentlich über sich selbst, daß er das Opernschreiben nicht lassen kann, da er doch mit den wenigsten seiner Opern Erfolge erzielte. Seine Tonsprache ist durchaus eigenthümlich, aber nicht reich. Sie ist still, weich, dämmernd und schwermüthig, sie wirkt wie Mondlicht auf norddeutscher Ebene. Ein Charakterzug niedersächsischer Art kommt in Spohr zur Erscheinung, man denkt an Hölty oder Storm bei seiner Musik. Aus jener Grundstimmung aber findet er sich nie, oder nur mit großer Anstrengung heraus. Nun traf er in der „Jessonda" auf einen Stoff, für welchen gerade diese Stimmung gut verwendet werden konnte. Das Beschauliche, Träumerische, gestaltlos Zerfließende des indischen Wesens erhielt in ihm den rechten Componisten. Um den angemessenen Ton zu treffen, brauchte er nur zu schreiben, wie er immer schrieb. Alle Partien der Oper, in welchen dies Wesen zum Ausdruck kommt: die Introduction des ersten Actes, die Scenen zwischen Jessonda, Amazili und Nadori, die Gewitterscene im dritten Act, sind von hinreißender Naturwahrheit. In ihnen ruht, was die Oper unvergänglich macht. Aber vom Drama bilden diese Partieen nur eine Seite. Den Indern stehen die Europäer mit dem Recht auf gleich scharfe Charakterisirung gegenüber. Ja, die Inder selbst gliedern sich in eine quietistische und eine fanatische Gruppe. Hier reichen Spohr's Mittel zur Charakterisirung nicht mehr aus. Ein dramatischer Componist muß sich in jeden Charakter und jede Situation voll und ganz versetzen können, er muß eine Proteusnatur haben. Man werfe einen Blick auf „Oberon": in welch einleuchtendem Gegensatz steht das fränkische Ritterthum zum morgenländischen Wesen und zu beiden wieder das nordische Elfentreiben. Weber besaß jene Verwandlungsfähigkeit in sehr hohem Maße, darum ist er ein großer Dramatiker. Spohr besaß sie nicht, er agirt immer nur sich selbst. Absichtlich habe ich oben von dramatischem Dilettantismus gesprochen. Immer wieder muß es sich Weber wegen einiger Unvollkommenheiten, die seiner Musik anhaften, gefallen lassen, als ein dilettantischer Componist bezeichnet zu werden, und Spohr selbst hat ihn so genannt. Die Forderung ist doch vernunftgemäß, daß der Operncomponist zunächst und vor allem vom Standpunkt des dramatischen Dichters aus zu erfinden hat. So betrachtet, ist Weber ein Meister, und der von Spohr erhobene Vorwurf trifft ihn selbst.

Daß die Jessonda-Fabel schon vor Spohr im deutschen Publicum bekannt

und beliebt war, dürfte dem Erfolge seiner Oper eher genützt als geschadet haben. Lemierre hatte erfahren müssen, daß ein ganz neuer und fremdartiger dramatischer Stoff ein Theaterpublicum eben so leicht abstoßen als anziehen kann. Es scheint, als ob dramatische Stoffe sich überhaupt nicht leicht beim ersten Anlauf bewältigen lassen. Gerade die besten unter ihnen haben vielfach erst dann ihre endgültige Ausprägung erhalten, nachdem schon eine Anzahl schöpferischer Kräfte sich an ihnen abgearbeitet hatte. Indessen diese Betrachtung braucht hier nicht weiter verfolgt zu werden, denn man muß leugnen, daß Spohr's „Jessonda" die von Stufe zu Stufe weitergeführte endliche Lösung des von Lemierre aufgeworfenen dramatischen Problems darstellt. Daß in der Oper sehr viel verloren gegangen ist, was gerade zu den glänzendsten Vorzügen des Schauspiels gehört, ist schon gesagt. Daß man auch für den Zweck einer Oper den Stoff ganz anders behandeln kann, beweist die italienische „Lanassa". Spohr war seinen Vorarbeitern zwar wohl an allgemeinem musikalischem Talent, keinesfalls aber an der entscheidenden dramatischen Begabung überlegen. Was ihm den Erfolg sicherte, dürfte vielmehr dieses gewesen sein, daß er zu einer Zeit, da das Interesse an dem vielbearbeiteten Gegenstande anfangen wollte nachzulassen, eine Seite desselben besonders stark und glücklich heraushob, die der romantischen Stimmung der Zeit entsprach: den fremdartigen, indischen Localton. Eine allseitig genügende musikalische Behandlung, eine solche, wie sie z. B. der Don Juan-Sage durch Mozart zu Theil wurde, hat die „malabarische Wittwe" überhaupt nicht erfahren. Vielleicht wäre dies eine Aufgabe für Spontini gewesen. An Spontini zu denken liegt nahe, da der Jessonda-Text sich mit jeder seiner drei Hauptopern berührt. Es ist gesagt, daß Lemierre's Stück an Voltaire's „Olympie" wenigstens anklingt, und aus Fontanelle's „Ericie" mehrere wichtige Motive entnimmt. Voltaire's „Olympie" wurde die Grundlage für Spontini's gleichnamige Oper, und daß Jouy, der Verfasser des Textes zur „Vestalin" die Tragödie Fontanelle's gekannt und benutzt hat, darf als unzweifelhaft gelten. Die Aehnlichkeit endlich zwischen „Cortez", ebenfalls von Jouy gedichtet, und der „Wittwe von Malabar" liegt auf der Hand; auch Gehe ist sich ihrer bewußt gewesen, die Entlehnung des Frauennamens Amazili läßt es erkennen.

Man hat von jeher „Jessonda" mit besonderem Stolz eine echt deutsche Oper genannt und in dieser Eigenschaft auch ihre Wirkung auf das deutsche Volk begründet gefunden. Ich meine, daß dies Urtheil doch einer wesentlichen Einschränkung bedarf. Deutsch ist die Oper wohl in Bezug auf die Musik, ja in ihren schönsten Partien so eigenthümlich deutsch, daß die Romanen Mühe haben würden, sie zu verstehen. Aber mit dieser nationalen Eigenthümlichkeit allein hätte Spohr doch niemals ein Werk schaffen können, das im Stande gewesen wäre, sich neben den Producten der Italiener und Franzosen im deutschen Vaterlande dauernd zu behaupten. Mir scheint die Musik zum „Faust" keineswegs geringwerthiger als die zur „Jessonda", in manchem Betracht möchte sie gar höher stehen. Dennoch hat sich diese Oper nicht einbürgern können. Die Lebensfähigkeit der „Jessonda" liegt zum guten Theil in der Trefflichkeit der Dichtung und diese verdanken wir einem französischen Dramatiker. Dadurch

wird Spohr von seinem Verdienste nichts genommen; er erscheint nur einem geschichtlichen Gesetze unterthan, durch welches die Entwickelung der Oper überhaupt bestimmt worden ist. Deutsche, Italiener, Franzosen und mit ihnen zeitweilig die Engländer und Spanier haben durch einen Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren nur einen gemeinsamen musikalischen Haushalt geführt. Die Geschichte der europäischen Musik zu begreifen ist nur möglich, wenn man sich dies Verhältniß bei jedem Schritte gegenwärtig erhält. Es erscheint nicht in allen Zweigen der Tonkunst gleich wirksam. Gerade aber die deutsche Oper wäre ohne die stete Mithilfe der Italiener und Franzosen eine Unmöglichkeit gewesen. Diese internationale Entwickelung schließt selbstverständlich das Hervortreten nationaler Eigenthümlichkeiten nicht aus. Nur wird man sich hüten müssen, in ihnen den eigentlichen Grund und Boden des Kunstwerks sehen zu wollen. Wenn in unserer Zeit die deutsche Musik die offenbare Neigung zeigt, sich national zu isoliren — im merkwürdigen Gegensatz zu der allgemeinen Tendenz des 19. Jahrhunderts, das die Völker mit jedem Jahre enger zusammenrückt — so hoffen wir, daß es nur eine vorübergehende Laune derselben ist, von einem Wege abzuschwenken, der sie bisher ununterbrochen von Höhe zu Höhe geleitet hat.

Pergamon.

Von

A. Milchhoefer in Göttingen.

I.

Als das junge deutsche Reich seine frische Kraft- und seinen Einfluß einem bis dahin einzigartigen Friedenswerke zuwandte, als die Aufdeckung von Olympia Thatsache zu werden begann und im October 1875 der erste Spatenstich auf dem heiligen Boden der Altis gethan werden konnte, da begrüßten alle Anhänger classischer Bildung, soweit sie wenigstens Deutsche waren, mit Genugthuung und Spannung den endlichen Erfolg des hundertjährigen Planes. Nur Einer stand damals bei Seite, dessen Hoffnungen und Wünsche vor dem großen Unternehmen von Neuem und abermals in den Schatten traten, durch dessen Brust gerade jetzt ein Gefühl der Enttäuschung und fast der Bitterkeit gehen mußte. Und doch wollte er nichts Selbstsüchtiges; und doch war er trotz langjähriger Fremde im fernen Orient ein echter Sohn Deutschlands geblieben, ein warmer Freund unserer Wissenschaft und ihrer Vertreter, ein begeisterter Verehrer des Alterthums, dessen Erforschung ihm, obgleich nicht Gelehrtem von Beruf, schon manche pfadfindende That verdankte. Das war der Ingenieur Karl Humann, nunmehr schon länger als zwanzig Jahre in Kleinasien thätig, wohin ihn ursprünglich Gesundheitsrücksichten geführt hatten. Und sein liebevoll gehegtes Schmerzenskind, dem er doch so zuversichtlich eine glänzende Zukunft prophezeihen konnte, war die Idee einer Durchforschung der alten Königsburg von Pergamon.

Bereits im Jahre 1861 erstieg er von der heute wohlbevölkerten Stadt Bergamo aus zum ersten Male die tausend Fuß über dem Meer gelegene, nur von Süden zugängliche Bergkuppe. Die in romantischen Schluchten herabrauschenden Bäche Selinos und Ketios, welche jene Höhe von zwei Seiten, von Ost und West, umströmen, fließen dann gemeinsam dem großen Thale des Kaikos zu, dessen Wasser in etwa fünf Stunden das Meer erreichen, in der Mitte ungefähr zwischen Smyrna und dem Südrande der trojanischen Ebene. Auf jener Burg sah unser Wanderer damals nur eine verwirrende Fülle türkischen, byzantinischen und antiken Mauerwerks, edle Bauglieder aus Marmor, überwuchert von Gestrüpp und wilden Feigen, oder aus dem Schutte hervorgeholt, um dann, mit dem Hammer zerkleinert, in den daneben rauchenden Kalkofen zu wandern. „Das

also," ruft wehmüthig er aus, „ist übrig geblieben von dem stolzen, uneinnehmbaren Herrschersitz der Attaliden; birgt der Boden noch Reste, und wo? von all' den Kunstschätzen, welche diese Medicäer der Diadochenzeit hier zusammengetragen und errichtet hatten?" Den Kalkbrennern legte er ihr Handwerk bald; weiter schweiften seine Absichten damals noch nicht; aber er hatte einen unauslöschlichen Eindruck mitgenommen und magisch zog es ihn immer wieder nach der alten Stätte zurück. So wieder im Jahre 1866, „als unsere Heere in Böhmen standen", wie er hinzufügt, um mit Befriedigung das auch in die Ferne wachsende Ansehen Deutschlands zu constatiren. Auch diesmal beschränkt sich Humann darauf, mit heiligem Eifer die neu etablirten Kalköfen für immer auszurotten; ein großes Marmorrelief, das man ihnen noch rechtzeitig entriß, wanderte damals nach Constantinopel. Seit 1869 ist Humann, bei Chausseebauten beschäftigt, dauernd in Pergamon und hütet die Alterthümer der Burg so gut er kann. Dennoch kam es vor, daß er ein zufällig ausgegrabenes Hochrelief, heute darf man sagen, ein Stück der Gigantenschlacht, nach zwei Tagen, da er es bergen wollte, zu einer Treppenstufe verarbeitet wiederfand. Erst nach dem großen Kriege von 1870 erwachen in ihm mit dem schwellenden patriotischen Selbstgefühl auch kühnere Pläne. Eine zufällige Begegnung mit Ernst Curtius in Constantinopel veranlaßt ihn, denselben mit seinen Begleitern, Adler und Gelzer, nach Pergamon einzuladen. Der Besuch verweilt einige Tage dort. Vor ihren Augen läßt Humann aus einer späten, aus Mörtel und antikem Material gefügten Mauer zwei zufällig sichtbar gewordene Fragmente eines gewaltigen Reliefs herausbrechen, die denn auch ins Berliner Museum wanderten; und damit ist wenigstens ein Keim gelegt.

Aber Humann's Ungeduld wächst mit der Kraft der Ueberzeugung. Die zufällig gefundenen Stücke sind offenbar Theile eines großen Kampfbildes, in dem wilde Thiere, Pferde und Männer erscheinen; hier muß noch mehr bei einander liegen. Immer von Neuem, und jetzt direct nach Berlin, erhebt er seine Stimme; immer dringender lauten seine Vorschläge. „Der deutsche Forschergeist," so ruft er, „hält Wacht in Rom und Athen; im kleinasiatischen Griechenland aber, wo wir Museen füllen könnten, sollen wir Andern den Vorrang lassen, die ohnehin schon durch politische Machtstellung viele Jahrzehnte Vorsprung vor uns hatten?" Mittlerweile waren zufällig neue Bruchstücke zum Vorschein gekommen. Im Herbst 1873 sucht Humann Curtius in Wiesbaden auf und erneuert seine Vorstellungen; aber Curtius stand unmittelbar vor der Verwirklichung seines Olympiaunternehmens und mußte ablehnen. Im Jahre 1874 ist Gustav Hirschfeld in Smyrna; wiederum läßt Humann in seiner Gegenwart ein Marmorrelief des großen Kampfbildes heben und drängt ihn zu weiterem Vorgehen. Wirklich wird auch ein Anlauf in Constantinopel gemacht, der aber nicht über die ersten Schritte hinauskommt; Hirschfeld geht als Leiter der Ausgrabungen nach Olympia, und wiederum ist Humann mit seinen Wünschen allein. Somit schien auf lange Zeit jede Aussicht für Pergamon verloren; erst der Zufall, wenn man will, brachte sie wieder zurück. Ein Anderer wird in der Folge der Begebenheiten eine fast providentielle Fügung erblicken, und gewiß mit gleichem Recht. Heute, da diese Dinge abgeschlossen vor uns liegen,

da wir Olympia und Pergamon besitzen, erkennen wir mit voller Klarheit, daß Pergamon und Olympia vielleicht nie Ereigniß geworden wäre, wie sie es geworden sind; sicherlich nicht im Zeitraum eines halben Decenniums. Es scheint den Deutschen einmal beschieden, im Großen wie im Kleinen jede reifende That erst lange vorher in der Idee durchzuringen und durchzukämpfen, bis sie, wenn ihre Zeit gekommen ist, dann auch weit über sich selbst hinaus wächst und alle ersten Plane und Hoffnungen in der Verwirklichung weit übersteigt. Auch Humann's, unseres Pergamonapostels, Zeit war noch nicht gekommen, als Olympia endlich, nach langen Wehen ins Leben trat. Es währte noch einige Jahre. Inzwischen hatte sich in Berlin ein bedeutsamer Wechsel vollzogen; an Stelle Karl Böttticher's war in die Leitung der Sculpturensammlung des königlichen Museums ein Mann eingetreten, wie auserlesen zu frischer That: Alexander Conze. Humann war unterdeß trotz alledem nicht müde geworden, dem Museum von Smyrna aus gelegentlich antike Bildwerke, wie sie sich gerade in Kleinasien fanden, zuzuwenden. So trat er, von Curtius an Conze gewiesen, mit diesem in brieflichen Verkehr. „Bei dieser Gelegenheit war es natürlich," so berichtet er, „daß ich Conze von meinem chronischen Pergamonleiden aufs Neue des Weiteren erzählte; durch ihn fand ich endlich Erlösung."

Das Wenige, was ich bisher über Pergamon gesagt habe, verflocht ich in die Geschichte eines einzelnen Mannes. Es schien mir der Betrachtung nicht unwerth, wie wenig und wie viel der Einzelne vermag, als Werkzeug einer Idee, welche fast unabhängig von ihm mehr ihren eigenen Weg nimmt, als sich nach seinem Ermessen leiten läßt. Humann gedachte unsere Museen zu füllen, und bereits nach den allerersten Tagen der begonnenen Ausgrabung kann er nach Berlin berichten: „wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden".

Conze hatte gleich zu Anfang, als Humann sein Interesse auf Pergamon lenkte, eine wichtige Combination gemacht. In dem Sammelsurium eines obscuren Schriftstellers aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert nach Chr., welches die sogenannten Weltwunder aufzählt, findet sich folgende, bis dahin noch wenig beachtete Notiz: „Zu Pergamon ein großer Altar aus Marmor, vierzig Fuß hoch mit sehr großen Bildwerken; sie stellen aber den Gigantenkampf dar." Jene Bruchstücke überlebensgroßer, wildbewegter Körper, welche sich schon seit Jahren im Museum befanden, sollten sie Theile dieses Weltwunders, des Altars mit der Gigantenschlacht, darstellen? Thaten sie das aber, so mußte es eine ungeheure Composition sein, die zu gewinnen war. Zu diesen Erwägungen gesellten sich noch andere, nicht minder spannende.

II.

Es ist jetzt an der Zeit, in Kürze dessen zu gedenken, was wir bis dahin von Pergamon wußten; was jene Stadt ihrer Zeit der griechischen Welt gewesen ist und was wir von ihrem weiteren Nachlaß berechtigter Weise erwarten durften.

Auch vor den letzten Ereignissen war der Name Pergamon keinem Gebildeten ein völlig leerer Klang; wenigstens kannte man ihn aus der Erfindung des Pergamentes und dabei erinnern wir uns, daß diese Erfindung oder Verbesserung einer Art Nothwehr entsprang, als Aegypten, als König Ptolemäos Epiphanes

aus Eifersucht gegen die wachsenden Bücherschätze der pergamenischen Bibliothek die Ausfuhr des Papyros verbot. Hatten die Könige des reichen und mächtigen Aegyptens, hatte ihre Hauptstadt Alexandria die Rivalität des nachgeborenen Fürstensitzes von Pergamon zu fürchten? In der That ist Pergamon verhältnißmäßig spät, und nicht einmal aus legitimen Anfängen, zu Macht und Selbständigkeit gelangt. Als das große Alexanderreich in seine Theile zerfiel, war hier nichts weiter als eine starke Festung (Pergamos bedeutet lediglich „Burg") — sicher genug, um als Vorrathskammer für die zusammengeplünderten Schätze der Diadochenfürsten zu dienen. So hatte Lysimachos, der mächtige König von Macedonien, daselbst 2000 Talente, d. i. über 40 Millionen Mark, deponirt und unter die Obhut eines Vertrauten mit Namen Philetairos gestellt. Die langbewährte Treue desselben wurde erst gelockert, als Lysimachos auf Betreiben seiner vierten Gemahlin Arsinoë den eignen allbeliebten Sohn Agathokles ermorden ließ und sich in wahnwitziger Verblendung alle ehemaligen Freunde entfremdete. Als Philetairos, halbgedrängt durch die Gefahr für seine eigene Sicherheit, sich von ihm lossagte, vergaß er natürlich nicht, Hand auf das anvertraute Gut zu legen. Geld und Macht waren in jener Zeit eines vaterlandslosen Söldnerwesens identisch und somit die Grundlagen zur Neubildung eines Staates vorhanden; was noch dazu gehörte, die Kunst des diplomatischen Schaukelspiels, um sich die Stärkeren zu verpflichten oder das politische Uebergewicht auf der einen Seite durch Hinneigen zur anderen auszugleichen, verstand schon Philetairos vortrefflich und er hat diese Gabe auf alle seine Nachfolger, welche übrigens Seitenlinien entstammten, vererbt. Waren diese Fähigkeiten aber ein nothwendiges Requisit für Jeden, der sich inmitten einer wüsten Epoche des Haders und der Kriege an so hervorragender Stelle behaupten wollte, so brachte die nun folgende Herrscherreihe aus der Familie des Philetairos, seine Neffen Eumenes I. und Attalos I., sowie dessen Sohn Eumenes II. Eigenschaften und Tugenden hinzu, welche zu jeder Zeit ihresgleichen suchen, damals aber zum großen Theil, wie selbst ihre Zeitgenossen bekannten, eine ganz einzige Ausnahme bildeten. Unerhört war vor allem schon die Harmonie und Makellosigkeit ihres Familienlebens. Das innige Verhältniß namentlich, welches König Eumenes II. mit seinen drei Brüdern verband, galt weithin als leuchtendes Vorbild. Nicht minder berühmt geworden ist die Kindesliebe derselben zu ihrer Mutter Apollonis, einer der edelsten Frauengestalten des Alterthums und gewiß einer der glücklichsten aller Königinnen.

Daß die Attaliden allezeit Mehrer des Reiches waren, daß sie persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent besaßen, braucht kaum hervorgehoben zu werden; wohl aber, daß ihre kriegerischen Erfolge sich mit dem Ruhm echt nationaler Großthaten schmücken durften, da sich an ihnen — zum letzten Mal, dürfen wir sagen, — jener Gegensatz verkörperte, welcher der griechischen Welt ihr eigenthümlichstes Gepräge verliehen, sie zu ihren höchsten Leistungen emporgeführt hat, der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren. Diesen Inhalt aber schufen sich ihre Siege gegen jene furchtbaren Gallierhorden, welche damals schon seit 40 Jahren Griechenland und Kleinasien durchflutheten. Hohe, sehnige Gestalten, nackten Körpers, nur mit Schwertern und langen Schilden bewaffnet, struppigen

Haupthaares, das sie durch künstliche Mittel noch spröder machten, voll ungebändigter Wildheit und Todesverachtung erschienen sie dem damaligen Geschlechte schier unüberwindlich. Mußte doch, rasch gebildeter Legende zufolge, Apollo selbst erst zum Schutze seines Heiligthums in Delphi herbeieilen und die Natur gegen sie in Aufruhr versetzen. Diesen Gallierströmen sich zuerst und mehrmals erfolgreich entgegengeworfen und dieselben auf ein bestimmtes Gebiet, die nach ihnen Galatien genannte Landschaft, zurückgedämmt zu haben, galt als ein Hauptverdienst der pergamenischen Herrscher. Wiewohl es sich heute wahrscheinlich machen läßt, daß die Gallier hier nur als gedungene Hilfsvölker der syrischen Könige auftraten, blieb in der Erinnerung der dankbaren Mit- und Nachwelt doch fast allein der Sieg des Griechenthums über die Uncultur als Thatsache haften. Noch mehr: auch alle anderen Erscheinungen stellten sich ein, welche wir sonst, und vornehmlich in Griechenland, im Gefolge nationalen Aufschwunges wahrzunehmen gewohnt sind. Ich denke dabei nicht sowohl an die zahllosen Werke des Friedens im Allgemeinen, welche zu Pergamon gediehen und von Pergamon ihren Ausgang nahmen, wiewohl eigentlich keiner seiner Herrscher die Muße des Friedens irgendwie dauernd gekostet hat. Freilich ist es bewunderungswürdig, mit wie vielseitigem Interesse diese Fürsten alle Zweige einer hohen Cultur erfaßten und zu sich verpflanzten. Die pergamenische Bibliothek mit ihren 200,000 Handschriften, die zweitgrößte der antiken Welt, galt ihrer Ausstattung nach als unerreichtes Muster; auch als Sitz der Gelehrsamkeit wetteiferte Pergamon erfolgreich mit Alexandria. Der erste und dritte Attalos waren selber wissenschaftlich thätig. Poesie und Literatur wurden unterstützt und gefördert. Handel und Gewerbe blühten; pergamenische Teppichwirkerei und Mosaikarbeit wurden hochberühmt. An religiösen Vereinen, musischen Spielen und Wettkämpfen aller Art waren die Attaliden betheiligt; in Wagen- und Rossesiegen trugen sie Preise zu Olympia davon. Mit herrlichen Bauwerken wurden die Stadt und die gleich der Akropolis in Athen zu einem Sitz der Götter umgeschaffene Burg geschmückt, deren jedes einzelne, wie ein Schriftsteller des Alterthums behauptet, hingereicht hätte, um andere Städte berühmt zu machen. Zahlreiche Colonien trugen den Namen des Attalos, des Eumenes, der Apollonis; in andern verewigten sie sich durch großartige Monumentalbauten und Bildwerke; so in Athen, in Sikyon, in Tralles, Ephesos, Kyzikos, Pessinus. Aber diese Erscheinungen stehen in der vielgestaltigen, universalen Diadochenzeit wenigstens nicht vereinzelt da. In mancher Beziehung wurde Pergamon immer noch von Alexandria überflügelt; auch Antiochia war zum Theil ebenbürtig. Ueberhaupt empfanden die damaligen Fürsten die Pflege aller jener Interessen als Ehrensache und als Verpflichtung. Ansammlung von Macht und Reichthum bildeten dafür die natürlichen Centren und gaben den Maßstab für die Leistungsfähigkeit ab. Die einzige Blüthe, welche nur auf *natürlichem* Boden gedeiht und nicht so leicht beliebig versetzt werden kann, ist die der echten, der nationalen Kunst. Auch die Attaliden, so eifrige Liebhaber und Sammler der Kunst sie waren, hätten dieselbe nicht emporziehen können ohne jene Anregungen, welche die Ereignisse gaben. Aber sie haben auch nichts verabsäumt, diese Vorbedingungen auszunutzen und so wird Pergamon nicht nur der einzige und letzte Sammel-

punkt höherer Kunstbestrebungen, sondern es erfüllt dieselben auch mit neuem Gehalt.

Ehe ich fortfahre zu schildern, wie diese unsere Erkenntniß erst jüngeren und jüngsten Datums ist, nehmen wir kurz von den historischen Ereignissen und von den Persönlichkeiten Abschied, die unser Interesse in so hohem Maße verdienen. Die Glanzperiode von Pergamon drängt sich in die Regierungszeit nur zweier Könige, Attalos' I. (241—197 v. Chr.) und Eumenes' II. (197—159) zusammen, von denen der erstere freilich 44, der andere 38 Jahre regierte, also beide 82 Jahre. Dreißig Jahre nach dem Tode des Eumenes, welchem noch zwei Herrscher folgten, wurde Pergamon erste Provinz der Römer in Kleinasien, wie dieselben vorgaben, auf Grund eines Testaments des letzten Königs. Den Todeskeim der Dynastie hatte Eumenes III. selber gepflanzt, indem er die Römer an den asiatischen Wirren zu betheiligen anfing und, allerdings mehr dem Kopfe als dem Herzen folgend, trotz aller Anfechtungen und vielen Undankes ihr treuester Bundesgenosse geblieben war. Das Ende nimmt sich wie tragische Nemesis aus, ohne tragische Verschuldung, es müßte sich denn der unrechte Erwerb des Philetairos noch in den spätesten Gliedern gerächt haben; ein Makel, der uns durch die Tugenden und Thaten seiner Nachfolger doch längst getilgt erschien.

Der Strom der Geschichte ist über das Attalidenreich hinweggegangen und hat jede Spur davon verwischt. Vom historischen Standpunkte sind alle Neubildungen, welche sich dort mit soviel staatsmännischer Weisheit und Geschicklichkeit, unter körperlichem und geistigem Ringen vollzogen, nur Episode gewesen; die pergamenischen Bücherschätze wie die Gelehrtenarbeiten sind Staub für uns. Was uns aber theils geblieben, theils zurückgewonnen ist, bezeichnet auch inhaltlich die bedeutsamste Schöpfung jener Zeit: es ist die bildende Kunst von Pergamon.

Wer jemals flüchtiger oder gewissenhafter die verwirrende Fülle antiker Bildwerke durchmustert hat, welche in den öffentlichen Museen, in den Palästen und Villen Roms seit Jahrhunderten angesammelt stehen, in dessen Erinnerung werden, er sei Laie oder Gelehrter, zwei Marmorgruppen gewiß vor vielen tausend andern eine besondere und bleibende Stelle finden. Und doch sind dieselben weit entfernt von der idealen Schönheit der antiken Götter- und Griechenwelt. Es sind Barbaren, Gallier, wie man erst in diesem Jahrhundert erkannt hat. Die eine Gruppe befindet sich in der Villa Ludovisi. Es ist eine blitzschnelle blutige That, welche sich vor unserem Auge vollzieht, fast zu rasch um in Marmor festgehalten zu werden. Ein Gallier sieht vor dem Feinde kein Entrinnen mehr, für ihn und die Seinen gibt es keine Knechtschaft, nur den Tod, so will es der Brauch seines Stammes. Er hat mit der kurzen Waffe soeben sein Weib durchbohrt, welches sterbend an seinem linken Arme zu Boden sinkt, während er sich, hoch aufgerichtet, mit trotzigem Blick auf den Feind, das Schwert in die Halsgrube stößt. Im nächsten Momente wird auch er über dem entseelten Körper seiner Lebens- und Todesgefährtin hinsinken, denselben mit dem Leibe noch als Leiche schirmend.

Weniger aufregend, aber vielleicht deshalb noch eindringlicher und ergreifender wirkt die berühmte Statue des sterbenden Galliers vom Capitol. Auf seinen Schild und sein zerbrochenes Schlachthorn gesunken, kämpft er einsam einen finsteren

Todeskampf. Ein Stich hat die rechte Lunge durchbohrt, aber diesmal keinesfalls, wie man geglaubt hat, sein eigenes Schwert. Lage des Körpers und Art der Verwundung schließen bei reiferer Ueberlegung diese Annahme völlig aus, welche lediglich durch den Wunsch empfohlen wurde, doch einen versöhnenden Zug in dem Bildwerke zu entdecken, eine Erklärung für die merkwürdige Anziehungskraft, welche der grause Gegenstand trotz alledem auf den Betrachter übt. Nein, mitten in der Schar der Feinde hat er sein Schlachthorn ertönen lassen und hier den Todesstoß empfangen, an dem er nun einsam verblutet, während der Kampf vielleicht an anderer Stelle weiter tobt.

Was wir in der Gruppe vom Capitol und aus der Villa Ludovisi besitzen, sind nur herausgelöste Episoden von großen Schlachtenbildern, und wie gewaltig müssen dieselben gewesen sein, wenn schon die Theile eine künstlerisch so bedeutsame Sonderexistenz führen können. Gallierkämpfe aber waren es, welche einer Nachricht bei Plinius zufolge die Künstler des Attalos und Eumenes gebildet haben. Auf Grund dieser Notiz vornehmlich hat zum ersten Male Heinrich Brunn den beiden genannten Werken ihre kunsthistorische Stellung angewiesen. Brunn hat acht Jahre darauf (1865) noch mehr gethan, eine wahrhaft schöpferische That, die uns reicher machte, als das Ergebniß so mancher Ausgrabung. Seinem Scharfblick ergab sich die Zusammengehörigkeit einer Reihe von Bildwerken, welche durch verschiedene Museen Europa's (in Neapel, Rom, Venedig, Paris) zerstreut in Stil, Proportionen, Art des Marmors unter sich vollkommen übereinstimmen und nicht minder mit der Gruppe der Villa Ludovisi und des Capitols, bis auf die Maße, denn sie erreichen kaum halbe Lebensgröße. Dieselben stellen nur Todte und Unterliegende dar, Gallier, Perser, je eine Amazone und einen Giganten. Damit verknüpfte Brunn höchst glücklich eine Angabe aus der Beschreibung Athens durch Pausanias, derzufolge König Attalos von Pergamon auf dem Südrande der Burg vier ausgedehnte Gruppen von Bildwerken stiftete, welche die Kämpfe der Götter gegen die Giganten und der Griechen gegen Amazonen, Perser und Gallier zum Gegenstande hatten. Das war bis zur Stunde der pergamenischen Ausgrabungen der feste, seit Brunn's Arbeiten nur noch um Weniges vermehrte Bestand unseres Wissens; schon lange, ehe diese Stunde schlug, hatte die deutsche Forschung von demselben Gebiete Besitz ergriffen.

III.

Am Montag den 9. September 1878 begann die deutsche Ausgrabung auf Pergamon unter Humann's persönlicher Leitung. Für uns, die wir zu dem Gefundenen in so nahem Verhältniß stehen, ist es kaum minder anziehend, zu verfolgen, wie wunderbar, mit wie unvergleichlichem Geschick das Alles gewonnen und erworben wurde; wie die Direction in Berlin, die Botschaft in Constantinopel, die technische Führung in Pergamon gleich einem einzigen Organismus auf das Exacteste ineinandergriff; wie man zuerst tastend und mit kleinen Anfängen vorging, sodann ohne Zögern mit vollem Einsatz aller Kräfte und Hilfsmittel.

Es galt dort vor Allem auf der wüsten, weiten Burghöhe von Pergamon die Stelle des großen Altars zu finden. Mit methodischem Scharfsinne ging

Humann vom Gegebenen aus. Eine breite byzantinische Vertheidigungsmauer zog sich mehr als 40 Meter unterhalb des höchsten Punktes quer über den Bergrücken hin, den einzigen Aufgang zum Gipfel absperrend; dieselbe Mauer, in welcher bisher die Reste des großen Reliefs gefunden wurden. Barg dieselbe noch mehr davon (und die ersten Arbeiten bestätigten dieses sofort), dann war das schwere Material offenbar nicht von tieferer Stelle hinauf, sondern von oben dazu herbeigeschleppt und zwar gewiß aus bequemer Nähe. Hier nun erregte ein Schutthügel nahe dem Westabhange Humann's Aufmerksamkeit; Gräben wurden gezogen und bereits am dritten Tage konnte Humann nach Berlin telegraphiren, daß der Altar gefunden sei. Freilich war derselbe abrasirt und verbaut bis auf die rostartig gekreuzten Fundamentmauern; aber das kostbarste Material lag ja wohlgebettet zwischen dicken, wenn auch steinharten Mörtelschichten zum großen Theil in jener byzantinischen Mauer, die mit unsäglicher Mühe sorgsam abgetragen wurde. Anderes fand sich im Schutte. Platte auf Platte des gewaltigen Bildwerkes trat unter wachsender Aufregung der glücklichen Finder zu Tage. Bis Ende des Monats waren deren bereits 23 gefunden; auch Stücke eines kleinen Reliefffrieses aus demselben Bauwerk.

Ich muß darauf verzichten, die weiteren Details der Ausgrabung zu skizziren: wie die Sorge um den Alleinbesitz der anwachsenden Funde sich allmälig einstellt und durch diplomatische Verhandlungen gehoben wird; denn ursprünglich kam dem Deutschen Reich nur ein Drittel zu, das zweite Drittel hatte der Staat zu beanspruchen, den Rest der Grundeigenthümer, in unserem Falle wiederum die Türkei. Schließlich gelangte der zweite Theil durch Zuwendung, der dritte durch Kauf in unsere Hände. Noch ganz anderer Art waren die Schwierigkeiten des Transportes.

Ein brauchbarer Weg zum Meere mußte erst geschaffen werden. Jede unzerbrochene Platte, welche 40—60 Centner wog, nur bis an den Fuß der Burg hinabzuschleifen, kostete 2—3 Tage Arbeit und 30—40 Menschenkräfte. Von Büffeln gezogene Wagen mit eisernen Axen, die gleichfalls erst neu construirt wurden, schleppten die Lasten unter unzähligen Fährlichkeiten und kleineren Unfällen ans Meer. Dort, in Dikeli, gab es nur eine offene Rhede, keinen Hafen, nicht einmal eine Landungsbrücke; zum Theil auf Eisenbahnschienen mußten die Kisten in die bereit liegenden Lichterschiffe geschoben werden; draußen nahm sie das von unserer Admiralität bereitwilligst zur Verfügung gestellte Kanonenboot „Komet", später die „Loreley" auf, um sie nach Smyrna zu bringen. Hier kamen sie auf die großen Dampfer der ungarisch-österreichischen Lloyd-Gesellschaft, um nach Triest übergeführt und dort auf die Eisenbahn verladen zu werden, welche sie bis nach Berlin führte. Die weniger kostbaren, doch überaus schweren Architekturstücke wie die Inschriften gelangten über Rotterdam und Hamburg, dann die Elbe aufwärts auf dem Wasserwege unmittelbar an das königliche Museum in Berlin. Bis zum Frühjahr 1880, so lange währte die erste Campagne, waren 462 Kisten im Gewichte von ca. 7000 Centnern verladen. Darunter befanden sich 94 große Platten der Gigantenschlacht nebst zahllosen Fragmenten; 35 Platten des kleinen Frieses; ein Theil der 130 bis dahin gefundenen Steininschriften und über 40 andere Sculpturen, meist Statuen. Dies war lediglich

der materielle Erfolg; auch der wissenschaftliche wurde gesichert. Die Architekten Bohn, Stiller und Raschdorff waren aus Athen und Berlin hinzugetreten. Außer dem Altarbau wurde das tiefer gelegene Gymnasion und der auf der Höhe errichtete Tempel des Augustus durchforscht. Ein Photograph aus Athen und der kürzlich verstorbene Maler Wilberg, welcher mit Conze zusammen eintraf, fixirten die vorhandenen Ruinen und die denkwürdige Landschaft.

Der erste Eindruck, welchen die pergamenischen Sculpturen in Berlin hervorriefen, war ein sensationeller und ist noch heute in frischer Erinnerung. Humann wurde auf einem Besuche in die Heimath mit den wohlverdienten Ehren überhäuft. Man würdigte in allen Schichten der Gesellschaft ganz und voll die epochemachende Bedeutung dieser Funde. Zum Herbst 1880 wurde eine zweite Expedition ausgerüstet, welche etwas über ein Jahr thätig war. Die Früchte derselben gelangten in weiteren 240 Kisten nach Berlin, ein Gewicht von etwa 2500 Centnern. Das wesentlichste neue Ergebniß war die Entdeckung des ältesten Burgheiligthums, des Tempels der „siegbringenden Athene", wie sie dort hieß, auf der nächsten Terrasse oberhalb des Altars, welche von zwei Seiten mit einer doppelstöckigen Säulenhalle umgeben war. Von einer Marmorbalustrade zwischen den Säulen des oberen Geschosses fanden sich zahlreiche Platten mit Waffen und sonstige Trophäen in buntem Gemische verziert; daneben viele andere zum Theil hochwichtige Sculpturen.

Wir danken es namentlich dem Scharfsinn der Architekten, daß es heute möglich ist, oft auf verschwindend kleine, doch sichere Anhaltspunkte hin die Herrlichkeiten der alten Königsburg im Geiste und auf dem Papier mit großer Genauigkeit wieder aufzubauen. Einen solchen Versuch aus dem Vollen hat Friedrich Thiersch gemacht, der preisgekrönte Concurrent an unserm Reichstagsbau, in einer großen Farbenskizze, welche das Berliner Museum erworben hat. Wir werden ihn nicht von Bauwerk zu Bauwerk, von Terrasse zu Terrasse begleiten, welche sich hinter dem links im Vordergrunde befindlichen Altarplatz aufbauen: das Plateau mit dem Eingangsthor zum Heiligthum der Athene, der Säulenhalle und dem Standorte überaus zahlreicher Weihgeschenke; darüber der Augustustempel, ein prächtiger Marmorbau, endlich an schroffster Stelle, auf der Nordspitze der Burg, der Tempel der Julia.

Den Altar aber wollen wir, und zwar als Ganzes, näher ins Auge fassen, wie er sich auf ebener, durch mächtige Substructionen über den westlichen Steilabhang des Burgfelsens hinausgreifender Fläche erhob. Von drei Stufen rings umgeben steigt hier ein ungeheures, über 30 Meter im Geviert haltendes Marmorpostament empor.

In einer Höhe von $5^1/_2$ Metern bildet es eine Plattform, um deren Rand sich eine ionische Säulenhalle zieht. Nur von der Südseite schneidet eine Treppe mit etwa 20 Stufen ein; in der Mitte des oberen Festplatzes befindet sich eine Feuerstätte. Wem gilt das Opfer? Es ist der Cultus des höchsten Zeus, der hier in seiner ältesten Form, wie zu Olympia, unter freiem Himmel gepflegt wird; ihm beigesellt unzweifelhaft die Stadt- und Burggöttin Athene Nikephoros.

Schon die oben stehende Säulenhalle entbehrte von innen nicht des bildnerischen Schmuckes; doch drängt sich derselbe, um die Heiligkeit des Ortes, die

Andacht nicht zu stören, keineswegs hervor. Zeus ist Vater des Herakles, dessen Sohn Telephos der Stammheros und Begründer von Pergamon, und Scenen aus der Telephossage sind es zumeist, welche in wechselnder, wenig abgegrenzter Folge den größeren Theil eines mehr als $1^1/_2$ Meter hohen, die Halle entlang laufenden Reliefbandes aus Marmor bedecken. Hier findet Herakles im Bergwalde des arkadischen Parthenion den kleinen Telephos wieder, wie er von einer Hirschkuh gesäugt wird. Seine Mutter Auge hatte ihn heimlich geboren und aus Furcht vor der Entdeckung ausgesetzt; sie wird dennoch überführt und von ihrem Vater in einem Floß dem Meere preisgegeben. Die Anfertigung des Fahrzeuges in Gegenwart der trauernden Auge führt uns vielleicht ein anderes Relief vor. Sie wird nach Mysien in Kleinasien verschlagen und von König Teuthras zur Gattin genommen. Auch Telephos kommt nach Mysien und wird Nachfolger des Teuthras. Die Gründung von Pergamon war, wie es scheint, auch im Bildwerk geschildert. Auf den Zusammenprall des Telephos mit den vor Troja ziehenden Griechen mögen einige Kampfscenen bezogen werden. Verwundet durch die Lanze des Achilleus und vom Orakel belehrt, daß er nur durch dieselbe Lanze wieder geheilt werden könne, sehen wir Telephos auf einem andern Relief im Griechenlager die Fürsprache des Agamemnon dadurch erzwingen, daß er sich mit Oreftes, dem kleinen Sohne desselben auf den Altar des Herdes flüchtet und diesen zu ermorden droht.

Aber auch andere Begebenheiten aus dem trojanischen Kriege, aus der Odyssee und der übrigen Heldensage scheinen vorzukommen, deren inneres Band wir nicht mehr erkennen; allerdings reichte die Telephossage kaum aus, den langen Fries allein zu füllen.

Den bunten Schilderungen kam vermuthlich einst noch die Farbe zu Hilfe; aber auch so schon erwecken die Hintergründe und Perspectiven dieses bis jetzt ganz eigenartigen Reliefs durchaus den Gedanken an malerische Vorbilder. Wir werden in dieser Annahme noch bestärkt durch die Thatsache, daß derselbe Platz, welchen hier das Relief einnimmt, das Innere monumentaler Gebäude einst von den großen Frescomalern des fünften Jahrhunderts mit epischen, zum Theil sehr verwandten Compositionen ausgeschmückt wurde.

Die pergamenische Kunst aber, welche wir an dem Altarwerke vor Augen haben, bezeichnet die ausgebildetste Herrschaft und zugleich Beherrschung des Marmors. Das werden wir erst staunend gewahr, wenn wir die Stufen des Altarplateaus wieder abwärts steigen. Gleich an den beiden Flanken der Treppe wogt uns ein Kampf in seiner wildesten Entwicklung entgegen, alle bisherigen Schranken der Marmortechnik überspringend, ein Protest sogar gegen die Architektur der Treppe, deren Stufen die Leiber der Menschen und Schlangen zu durchbohren scheinen. Es ist die Gigantenschlacht, deren ungeheures Hochrelief den mächtigen Bau von hier aus auf allen Seiten des Postamentes umzieht, der den Altar zu einem Wunder in der an Wundern der Kunst doch wahrlich reichen antiken Welt erhoben hat. Die Gesammtlänge dieses Frieses betrug einst circa 135 Meter, d. i. über 400 Fuß; seine Höhe bemißt sich auf $2^1/_3$ Meter, mehr als 7 Fuß; wir erhalten somit nahezu 3000 Quadratfuß Flächeninhalt, etwa das Doppelte der größten, bisher bekannten antiken Reliefcomposition, des Par-

thenonfrieses. Nun aber treten die Figuren nicht etwa, wie an letzterem, bloß fünf Centimeter, sondern bis zu 50 Centimeter, d. i. nahezu in voller Körperlichkeit aus dem Grunde heraus. Ja der Hintergrund verschwindet fast vor dem Gewirre des Bildlichen. Die Ausarbeitung einer einzigen Gestalt mit allen ihren Details würde einen Bildhauer unserer Zeit, wie diese selbst versichern, fast ein volles Jahr in Anspruch nehmen und die Gesammtzahl solcher Figuren belief sich einst auf etwa 140. Davon sind ungefähr zwei Drittel wieder entdeckt und heute im Berliner Museum geborgen.

Mit dieser Bergung war aber erst die Hälfte der Arbeit gethan; auch geistig mußte die gewaltige Composition zurückerobert werden. Die hohen und verhältnißmäßig schmalen Platten, die Tausende von Bruchstücken waren ja völlig aus ihrem ehemaligen Zusammenhange gerissen und verschleppt, während doch die Gliedmaßen und Leiber der Figuren über die freilich einst eng geschlossenen und dem Auge fast unsichtbar gemachten Fugen ohne die geringste Rücksicht hinweggehen. Ja, es ist sicher, daß das Relief erst herausgemeißelt wurde, als die Blöcke schon ihren Platz im Baue eingenommen hatten und eine einzige Fläche darboten. So begann erst in der Werkstatt des Berliner Museums nach mühseliger und äußerst behutsamer Ablösung des haftenden Mörtels die Wiedervereinigung des Zusammengehörigen. Vieles ergab sich leicht. Für die Zutheilung der gefundenen Reihen an die ursprüngliche Stelle des Altars thaten die gefundenen Eckstücke vortreffliche Dienste. Aber für das Meiste blieben hundert Combinationen übrig; hier ergaben sich die Entscheidungen erst dem geübtesten Blick, dem eindringenden Studium der Technik und der Motive, weil es galt, auch Fehlendes im Geiste zu ergänzen, um vielleicht über Lücken, über verlorene Platten hinweg die Fortsetzung zu finden. Heut ist die Arbeit soweit gediehen, daß ich es wagen darf, ein verhältnißmäßig vollständiges Bild der Gigantenschlacht nach ihrer ursprünglichen Anordnung zu bieten. Ich werde somit, ohne vom Gegebenen abzuweichen, keine Rücksicht nehmen auf den gegenwärtigen Erhaltungszustand und die provisorische Aufstellung im Berliner Museum. Mit Ausnahme einiger Stücke liegt die Hauptmasse noch horizontal längs den Wänden des assyrischen Saales am Boden mit allen Fragmenten und Verstümmelungen; ein Schlachtfeld in jedem Vergleich.

Vergebens sucht das unvorbereitete Auge anfangs den wirren Knäuel der Kämpfenden aufzulösen; zahlreiche Beschädigungen erschweren diesen Versuch. Eher könnte man die Forderung stellen, in dem brausenden, wogenden Tonmeere eines besetzten Orchesters ein völlig unbekanntes Leitmotiv beim ersten Anhören klar und deutlich zu erfassen, als in diesem Gewirre von Ueberschneidungen, Verschränkungen, Verkürzungen die Grundlinien von dem Nebenwerk sogleich zu unterscheiden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß wir oft die Gliedmaßen einer einzigen Figur erst mühsam zusammensuchen müssen. Hier verschwindet ein Theil hinter anderen Figuren oder im Reliefgrunde, um an andrer oft unerwarteter Stelle wieder zum Vorschein zu kommen; dort erhebt sich der Kopf einer Schlange, die wir erst auf weiten Wegen zurückverfolgen, um zu erkennen, daß sie das Bein eines Giganten darstellt. Ein Berliner Bildhauer hat mehrere der Gruppen in kleinen Reliefs nachgebildet und ergänzt. Die im

Handel erschienenen Tafeln wirken meines Erachtens unbedeutend und lediglich barock. Weshalb? Weil die Compositionen eben auf den colossalen Maßstab berechnet sind und in diesem zugleich gar Vieles seine Erklärung oder Berechtigung findet.

IV.

Der Kampf gegen die Giganten, die riesenhaften Söhne der Erde, welcher erst die Herrschaft der Götter über die Welt befestigte, gehört zu den frühesten Stoffen der griechischen Kunst. Fast gleichzeitig mit dem Altar von Pergamon wurden in Olympia die um 400 Jahre älteren Reste einer Gigantomachie entdeckt, welche einst das Giebelfeld des Schatzhauses der Megareer schmückte. Hier und später treten sie den Göttern noch körperlich ähnlich, als Krieger entgegen; dann zwar als wilde Männer mit Thierfellen, aber doch noch in menschlicher Gestalt. Für die thierischen Bildungen ist der pergamenische Fries in unserem Antikenvorrathe vielleicht das älteste Monument; daß dieselben indeß für dieses Werk nicht erst erfunden werden mußten, dürfte sich wahrscheinlich machen lassen. Wohl aber wurde die Phantasie der Künstler um der Ausdehnung des Raumes willen zu zahlreichen Variationen und Neubildungen genöthigt. Aus demselben Grunde mußte diesmal auch das Aufgebot der Unsterblichen ein ganz ungewöhnliches sein. Die Götter und Göttinnen des Himmels, der Erde, des Meeres sind herbeigeeilt und haben ihre oft harmlosen Attribute mit tödtlichen Waffen vertauscht. Da somit viele ihr typisches Erkennungszeichen aufgeben mußten, da man andere im Bilde bisher noch kaum zu schauen gewohnt war, so sahen die Verfertiger des Altarreliefs sich zu dem Auskunftsmittel genöthigt, die Namen der Gottheiten über jeder einzelnen in die Hohlkehle des kräftig ausladenden Gesimses zu schreiben, während die der Giganten unterhalb der betreffenden Figuren standen. Diese Bauglieder gingen theils verloren, theils nützten sie wenig, da wir ihren ursprünglichen Platz nicht mehr ermitteln können; wir sind daher vorzugsweise auf innere Erklärungsgründe angewiesen und werden, wo diese fehlen, mehr als eine Gottheit (von den Giganten völlig zu schweigen), unbenannt lassen müssen; denn was die Künstler ihren Zeitgenossen nicht zumutheten, sind wir natürlich noch viel weniger zu leisten im Stande. Ich werde zunächst versuchen, lediglich eine Skizze der Handlung selber zu geben. Sollte diese durch die gleichmäßige Höhe des Affectes, durch ihre nirgends gemilderte Anspannung eine gewisse Reaction in der Empfänglichkeit des Betrachters hervorrufen, so wäre dieser Eindruck wenigstens vollkommen berechtigt und diente mit zur Charakteristik des Stoffes. Zu demselben Zwecke gestatte ich mir, Vergleiche mit anderen Kunstwerken, wo sie sich bieten, gleich von vorn herein mit einzuflechten; ich lege auf dieses Moment besonderen Werth, nicht allein um Motive zu erläutern, sondern schon um der Thatsache selber willen, daß so viele Erinnerungen in uns auftauchen.

Der Weg, welcher sich von Süden her zur Höhe der Burg emporwindet, führt rechts, also östlich am Zeusaltar vorbei. Die Ostseite des Altarfrieses ist deshalb auch vor allen übrigen ausgezeichnet. Hier streiten vereint die obersten Götter, welche wir in kleineren Compositionen ausschließlich den Kampf bestehen

sahen; im Centrum die gewaltigen Gruppen des Zeus und der Athene zu seiner Rechten, ferner Poseidon und Ares, Apollo und Artemis nebst ihren Begleitern. Die grausame Etiquette will es, daß den mächtigsten Gottheiten die meisten Opfer fallen. Ueber einem Leichenhaufen menschlich gebildeter Giganten sprengt von links her nach der Mitte das Viergespann des Zeus, Flügelrosse von einer geflügelten Göttin gelenkt. Zeus selber steht am Boden, Blitze schwingend in wallendem Gewande, das den colossalen Gliederbau des Oberkörpers enthüllt. Zu seinen Füßen rechts und links winden sich zwei jugendliche Giganten; der eine in Krämpfen unter der furchtbaren Aegis des Gottes, der andere mit zerschmettertem Oberschenkel, in welchem ein flammender Blitz gleich einem Bündel von Speeren steckt. Doch schon hat Zeus einen neuen Wetterstrahl bereit, um ihn gegen den bärtigen Giganten mit den spitzen Thierohren zu schleudern, der sich wie eine Felsmasse in Rückansicht erhebt und auf seine geringelten Schlangenbeine gestützt in ohnmächtigem Trotz ein Thierfell gegen ihn schüttelt. Diese offenbar schon im Alterthum berühmte Figur kennen wir bereits aus mehreren römischen Nachbildungen. Hoch in der Luft wiederholt sich der Kampf zwischen dem Adler des Zeus und der Gigantenschlange; denn die Beine des Ungethüms führen, als Schlangen mit seinem Körper verbunden, ein Sonderleben. Rechts schleift, in unverkennbarer Symmetrie zu Zeus, Athene einen ideal schönen, vierfach geflügelten Gigantenjüngling bei den Haaren. Ihre heilige Schlange hat Arm und rechtes Bein desselben umstrickt und versetzt ihm den tödtlichen Biß. Aeußerlich betrachtet ist die Aehnlichkeit dieser Figur mit Laokoon eine frappante und schien somit die Lösung manches Räthsels zu versprechen. Rechts unter dem Schilde der Athene aber steigt halben Körpers, weit größer als alle Figuren des Frieses, die Mutter der Giganten, die Erde aus ihrem Elemente empor, mit wallendem Haupthaar, das thränenfeuchte Antlitz flehend und vorwurfsvoll zur Athene erhoben; eine andere Niobe, mit deren berühmtem Bilde man sie oft verglichen hat; auch sie ist keine neue Erscheinung in den Gigantenkämpfen; hier wie sonst scheint sie den Mittelpunkt der Composition zu bezeichnen. In stimmungsvollem Contraste fliegt gerade über ihr die schlanke Gestalt der Nike, der Siegesgöttin, in langem Gewande auf Athene zu, um ihr einen Kranz aufs Haupt zu setzen. Athene ist ihrer Natur nach die Siegreiche und so auch hier, ohne Schild und Lanze zu gebrauchen. Rechts von der Athenegruppe erhebt sich wieder ein Gigant von abenteuerlichster Bildung; seine gewaltigen Schulterflügel sind statt der Federn aus Seegewächsen und Fischflossen zusammengesetzt, die Schlangenwindungen der Beine mit ähnlichen Auswüchsen gesäumt. Ihm wälzen sich auf angedeuteter Meeresfläche zwei angeschirrte Hippokampen entgegen, Rosse, deren Hintertheile in schuppige Fischschwänze ausgehen. Sie ziehen den Wagen, von welchem herab Poseidon gegen den seinem Elemente verwandten Dämon kämpfte. Aehnlich braust auf einem Zweigespann feurigster hochaufbäumender Rosse, mit Schild und Speer bewaffnet, Ares, der Kriegsgott, vom rechten Ende dieser Seite über Leichen heran. Ihm voraus seine Gefährtin Enyo, die Göttin des Schlachtgetümmels und vermuthlich auch Enyalios. Aber noch einen Gott dürfen wir hier zwischen Poseidon und Ares erkennen, der in weite Kreise Verderben sendet. Das ist Apollo, dessen schlanker unverhüllter Gliederbau vielleicht

die herrlichste, weil maßvollste Bildung im ganzen Friese ist. Triumphirend steht er über einem sterbenden Gegner, der — nach Art des Galliers vom Capitol — sich noch mühsam aufrecht erhält. Schon ersieht sich Apollo für seine todtbringenden Pfeile ein anderes Opfer. Jahrhunderte haben an dieser Idealfigur gearbeitet; es ist dieselbe Gestalt, dieselbe jugendlich stolze Kraft, welcher wir im neuentdeckten Westgiebel des Zeustempels zu Olympia und im Apollo vom Belvedere begegnen. Zwischen beiden hält unsere Figur oder besser ihr Vorbild die schöne Mitte: gleich frei von einer gewissen Härte und Gebundenheit des olympischen und der geleckten Eleganz des belvederischen Apollo.

Auf der andern Seite, links von Zeus und seinem Viergespann führt eine reich gekleidete Göttin mit franzengeschmücktem Mantel mit der brennenden Fackel einen Stoß gegen ihren ins Knie gesunkenen Gegner; vermuthlich die erste Gattin des Zeus, Dione, deren Anwesenheit im Friese durch eine Inschrift bezeugt wird. Rücken an Rücken mit ihr spannt Artemis den Bogen, in kurzem Jägergewand und hohen Stiefeln, das rechte Bein auf die Brust eines todesstarren, dem Niobiden aus München sehr ähnlichen Gigantenjünglings gesetzt. Die herbe Schönheit der jungfräulichen Göttin, welche den Blick des Beschauers immer wieder auf sich zurücklenkt, hat offenbar auch ihren jugendlichen Gegner verwirrt, unter allen Giganten die edelste Erscheinung, welche man sonst unbedenklich für einen Gott genommen hätte. Vom Blicke der Artemis gebannt, vergißt er völlig der Abwehr; der linke Arm mit dem prächtig ciselirten Schilde fährt unwillkürlich zur Seite und gibt die Brust dem Pfeilschusse preis. Und sie, die Mitleidslose, zögert nicht, ihn abzuschnellen. Es ist die einzige Gruppe unter den erhaltenen, bei welcher sich, wenn auch einseitig, ein menschlicher, ein psychologischer Zug in die Leidenschaft des Kampfes mischt. Und der Künstler konnte sich gar nicht genug thun, unser Auge zu fesseln. Artemis ist von einem großen Wolfshunde begleitet, welcher in dem Raum zwischen ihr und dem Jüngling einen schlangenfüßigen, sterbend hinsinkenden, wohlbeleibten Giganten im Nacken gepackt hält; mechanisch greift diese noch nach dem Kopf des Hundes, in dessen Auge er krampfhaft einen Finger bohrt. Es folgt, nunmehr bereits an der linken Ecke der Ostfront, die seltsamste Figur unter allen Göttern, eine Gefährtin der Artemis, die nächtliche dreigestaltige Hekate, welche wir in dieser Auffassung sonst nur als starres Idol zu sehen gewohnt sind. Ein Körper mit drei sich zum Theil verdeckenden Köpfen, mit fünf Armen (der sechste verschwindet), welche Schwert, Fackel und Lanze, Schild und Schwertscheide tragen, so kämpft sie, wieder von einem Hunde unterstützt, gegen eine verwetterte, steinschleudernde Riesengestalt, bei deren Kopf man sich an einen bekannten Poseidontypus erinnert fühlte.

Biegen wir nun um die Ecke zur Südseite des Frieses, welcher durch die einschneidende Treppe in zwei Theile gespalten wird, so kämpfen rechts meist Gottheiten der Erde und des luftigen Elementes, links die der Feuchtigkeit und des Wassers; in umgekehrtem Verhältniß dazu steht die Natur der ihnen gegenübertretenden Giganten. Zunächst rechts, neben der Hekategruppe, reißt eine Göttin den Schlangenfüßler von hinten bei den Haaren zurück, um ihn mit dem Messer niederzustoßen, gleich der stieropfernden Nike. Ein Hund von gleicher Rasse wie die

ersteren, weist sie noch dem vorigen Kreise zu; vielleicht Asteria, die Mutter der Hekate, deren Namen eine Inschrift meldet. Eine andere mit Diadem, in merkwürdig geknittertem, offenbar seidenem Gewande, vielleicht Leto, die Mutter der Artemis, oder Demeter, schwingt eine Fackel gegen einen geflügelten Seegiganten, mit tritonartigem, gehörntem Kopfe, dessen spitze Ohren und Flügel in Seegewächse auslaufen. Hier scheinen thatsächlich die Elemente, Feuer und Wasser in feindlichem Gegensatz gedacht. Unter den Giganten, ein Speerende in der Brust, liegt ein Sterbender, dessen vorwärts geneigter Kopf mit dem strähnenartigen blutgefeuchteten Haare an die Medusa Ludovisi, dessen zuckendes Gesicht an den sterbenden Gallier erinnert. Vor einer langbekleideten Göttin und einem geflügelten Gotte, dem rauhen Windgotte Boreas, fällt nach rechts und links je ein Gigant zu Boden, letzterer vergeblich den gewaltigen Arm mit einem Thierfell zum Schutz erhebend. Von der Treppenecke eilt Dionysos herbei; der Thyrsosstab ist seine magische Waffe; zwei knabenhaft gebildete Satyrn mit Ziegenohren und sein Panther begleiten ihn. Die Figuren der Treppenwange selbst sind bis auf einen in die äußerste Ecke geflüchteten Giganten, den eine Fackel bedroht, verloren gegangen. Desto vollständiger erhalten ist das Dreieck der gegenüberliegenden Flanke. Bereits hier erkennen wir mehrere Wassergottheiten. Ganz oben kämpft, wie auch gegenüber mit geschickter Raumbenutzung, je ein Adler mit einer Schlange der empordrängenden Giganten; ihnen nach ein Götterpaar, der Mann eine muskulöse Gestalt, vielleicht Hephaistos; weiter zurück ein zweites Paar; Nereus, der Meeresalte, etwas greisenhaft mit Fischhautmütze, vor ihm die jugendfrische Gestalt einer Nereide mit hohen Stiefeln aus Meergewächsen, die ihren Feind wiederum nach hinten zurückreißt. Auf der Südseite, dem Nereus benachbart, Amphitrite, vor deren Waffe ihr Gegner in der Stellung eines der Niobiden zurückbebt; es folgt ein Gigant, im Kampfschema des borghesischen Fechters, gegenüber einem Mischwesen aus menschlichem Haupt und Oberkörper, Pferdeleib, Fischschwanz und Flügeln aus Seegewächsen oder Krustaceenschalen, vermuthlich der inschriftlich genannte Triton. Nach einer kleinen Lücke begegnen wir dem alten gedunsenen Giganten mit Stierhörnern, Stierohren und Büffelnacken, der scheußlichsten Gestalt des ganzen Frieses. Mit Gebrüll sinkt er zusammen unter dem von unten geführten Lanzenstoß eines Gottes, der seinen Hörnern auswich, und dem wuchtigen Hiebe eines hammerschwingenden Mannes, in welchem wir den Kabiren, den Begleiter der phrygischen Göttin, Rhea oder Kybele erkennen. Diese, die Göttin des benachbarten idäischen Waldgebirges, sprengt auf einem Löwen heran, voraus eine Begleiterin mit segelförmig wallendem Gewande. Die herrliche, langlockige Gestalt der Löwenreiterin ist mit Bogen und Köcher bewehrt; sie bildet die linke Eckfigur; der blitztragende Adler über ihr entspricht einem andern am rechten Ende dieser südlichen Altarseite.

Die dritte, westliche Reliefreihe befand sich unmittelbar über dem Burgabhang. Diesem Umstande ist es vermuthlich zuzuschreiben, wenn wir hier am wenigsten im Stande sind, einen definitiven Zusammenhang des Erhaltenen herzustellen. Viele Blöcke werden herabgestürzt sein; die Ausgrabung an tieferer Stelle mußte abgebrochen werden, da der türkische Ferman zu Ende lief.

Hier ist noch ein ergiebiger Boden für weitere Thätigkeit; hoffen wir, daß derselbe nicht ungenutzt bleibt. Immerhin besitzen wir rechts, im linken Anschluß an Kybele, noch zwei Begleiterinnen derselben, welchen wiederum je ein Löwe folgt. Die drei Löwen um die Südwestecke herum entsprechen somit den drei Hunden auf der Südostseite. Der erste Löwe hat einen Giganten übergerannt, der liegend seinen Fuß gegen die Weiche des Thieres stemmt, und wirft sich soeben auf den zweiten Gegner. Der andere zermalmt in seinem furchtbaren Rachen den linken Arm eines Fallenden. Die folgende Reihe schließe ich nur vermuthungsweise an, ohne hier die Gründe zu erörtern, welche mir dafür zu sprechen scheinen. Einem vollständig gerüsteten, ins Knie gesunkenen Giganten reißt eine überaus großartig componirte Göttin, deren Hoheit durch Schleier, Diadem, geknotete Wollenbinden und Haar und anderen Schmuck noch gesteigert wird, den Schild von dem angstvollen Gesichte weg, um gegen dasselbe ein großes, von einer Schlange umwundenes Gefäß zu schleudern, vermuthlich Hygieia, eine in Pergamon besonders hoch verehrte Göttin. Der Gott daneben, Schild an Schild mit einem gepanzerten Giganten, wird dann Asklepios sein. Sein Gegner schwingt einen Wurfspeer an kunstvoller Schlinge. Sodann Iris, die in behendem Fluge einen Gegner wiederum von hinten ereilt hat und am Haar zurückreißt, um ihm, der mit weit geöffnetem Munde schreit, die Lanze in die Halsgrube zu stoßen. Ganz entsprechend, nur gegenseitig componirt und gewiß nicht weit von der vorigen entfernt, wiederholt sich dieselbe Scene mit einer ungeflügelten Göttin. Auch bekundet die nächstfolgende Gruppe, eine langlockige Göttin, welche den schlangenbeinigen Giganten wiederum bei den Haaren gepackt hält, nicht bloß ein Erlahmen der Erfindungskraft, sondern auch geringere künstlerische Durchbildung, wenn das Stück überhaupt vollendet ist. Flüchtigkeiten aber dürfen wir am ehesten auf der abgelegensten Seite des Altars, der westlichen, vermuthen. Gleich darauf freilich erhebt sich die Arbeit zu ihrer alten Höhe in einer höchst graziösen jugendlichen Gestalt, die mit Köcher und Bogen bewehrt in eiligem Schritte umblickt, ein vollkommenes Seitenstück zu der berühmten Artemis von Versailles. Unsere geringe Einsicht in die Composition der Westseite erschwert auch jede Benennung. Von weiblichen Namen wären etwa noch Themis und die Moiren (die Schicksalsgöttinnen), die Musen und die Horen unterzubringen.

Auf der Nordseite herrschen die Gottheiten der Himmelserscheinungen und der Gestirne vor, die alle, der Sage entsprechend, zum Gigantenkampfe aus ihrer natürlichen Bahn gewichen sind und im großen Zuge von Westen nach Osten stürmen. Rechts führt Helios, der Sonnengott, in langem Gewande, eine Fackel schwingend, auf schnaubendem Viergespann über Leichen hinweg; die Figur des Giganten, welcher vor ihm entsetzt zurückprallt, ist in ihrem Hauptmotive schon am Parthenon vorhanden. Voran reitet auf einem Rosse Eos, die Göttin der Morgenröthe. In die nun folgende Lücke gehört vermuthlich ein langhaariger, jugendlicher Gott, der, wie Herakles den nemeischen Löwen besonders auf einer Reihe von Münzen, so hier ein ganz sonderbares Ungethüm, einen löwenköpfigen, krallenbewehrten, schlangenleibigen Giganten mit einem Arme würgt, während die Rechte zu einem Keulenschlage ausholt. Weiter kämpfte vermuthlich ein gewaltiger Flügelgigant mit einer Göttin, deren stattliche Bildung, Diadem und

Schleier an Hera erinnern. Für den Kalkofen bereits in unzählige kleine Bruchstücke zerschlagen, wird diese Gruppe noch heute mühsam zusammengeflickt. In herrlicher Rückansicht gebildet, auf weitausgreifendem Maulthier sehen wir dann Selene, die Mondgöttin, über einen Todten hinwegsetzen. Im nächsten Moment werden die Hufe ihres Thieres von hinten einen speerstoßenden Giganten niederschmettern, gegen den von der anderen Seite Herakles, mit Löwenfell über Kopf und Brust, die Keule schwingt. Herakles, ohne welchen, nach der Bestimmung des Schicksals, der Göttersieg über die Giganten nicht erfochten werden konnte, hat schon zahlreiche Leichen um sich versammelt. Hinter ihm ist thatsächlich ein gefährdeter Punkt, der einzige Fall, da ein Gott oder Halbgott zu unterliegen droht. Die Gruppe ist zugleich höchst originell erfunden und wurde schon im Alterthum copirt. Ein wilder bärtiger Gigant hat seinen jugendlichen Gegner um die Mitte des Leibes gepackt und hält ihn über dem Boden in der Schwebe, die Füße mit den Windungen seiner Schlangenbeine verstrickt. Nur ein Arm mit dem Schwerte bleibt dem Ergriffenen zur Abwehr frei. Da nun gleich daneben auf Seiten der Götter wiederum ein Mann kämpft, was ungewöhnlich ist, so hat man wohl mit Recht an die beiden Dioskuren gedacht, mit Herakles die einzigen Heroen im Kampf. Auch die Frau links von ihnen zeigt einige Schwäche, indem sie vor der ausdrucksvollen Erscheinung eines jugendlichen geflügelten, schlangenbeinigen Giganten einen Moment zurückschreckt. Den Beschluß macht am linken Ende die überaus zarte, jugendliche Gestalt eines Weibes in durchsichtigem Gewande, vielleicht Aphrodite, dem schon genannten Ares benachbart, wie wir bisher auf allen Ecken nah verwandte Gottheiten zusammentreffen sahen. Obwohl eine der ruhigsten Figuren im Friese, ist ihr Geschäft doch nicht minder grausam. Einem Gigantenjüngling, der rücklings brechenden Auges vor ihren Füßen liegt, tritt sie mit Vorbedacht in das noch lebende Gesicht, entweder um ihm mit dem Schwerte den Rest zu geben oder um einen Speer aus seinem Körper zu ziehen.

V.

Unsere Wanderung ist vollendet. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem letzten Bilde. Es ist nicht wenig bezeichnend für eine Seite dieser Kunst. Schönheit der Formen, Anmuth der Bewegung sind ihr wahrlich nicht Selbstzweck; den Reiz des Nackten verschmäht sie fast durchaus. Wo sie aber nicht umhin kann, das Schöne darzustellen, durchkreuzt sie unsere Sympathie durch beigemischte Züge von Gefühlsverhärtung.

Es ist somit gerade das weibliche Element, und die Frauen erscheinen auf unserem Relief vor den Göttern in der Mehrzahl, welches von dieser Ungunst betroffen wird. Nie sehen wir wenigstens einen Gott auf Leichen und sterbende Leiber treten, wie es bei jenen fast Regel ist. Vielleicht gedachten die Künstler uns die Thaten des zarten Geschlechtes durch den Zustand leidenschaftlicher Erregung glaubhafter zu machen.

Ueber ein anderes Mißverhältniß täuschen sie uns schwerer hinweg. Die Giganten sind den Göttern gegenüber so gut wie wehrlos. Die meisten vermögen sich nicht einmal auf gleiche Höhe mit ihnen zu erheben; mit ihren

Schlangenbeinen, welche ihnen wenig Vortheil bringen, haften sie in schwerfälligen Bewegungen am Erdboden. Was hilft es, daß sie sich aufbäumen in ohnmächtigem Trotz; sie werden zertreten wie schädliches Gewürm! was helfen ihre Thierfelle, ihre Baumäste und Felsblöcke: kein erfolgreicher Wurf, kein Schlag ist ihnen vergönnt; höchstens die Schlange darf einmal beißen. Was hilft selbst menschliche Gestalt und volle Rüstung? Sie unterliegen magischen Kräften, sie stürzen zu Boden, meist ohne sichtbare Einwirkung, sie liegen haufenweise todt, ohne auch nur Wunden zu zeigen. Wir sind nahe daran, Sympathie mit den Unterdrückten zu fühlen; aber hüten wir uns, das Tragische ihres Unterganges für künstlerische Absicht zu nehmen. Jene Künstler stehen im Banne ihrer Zeit; was sie uns vorführen, ist ein conventionelles Schauspiel, nicht die Verwirklichung einer ethischen Idee. Eine ältere Kunst war feinfühlig genug, die Giganten wenigstens an Ausrüstung, körperlicher Bildung und Kraft den Göttern ebenbürtig sein zu lassen; hier sehen wir sie im Interesse des Effektes und der Abwechselung zu unedlen Geschöpfen herabgedrückt. Der Gigantenkampf ist zur phantastischen Arabeske geworden, eine rhetorische Phrase, wenn man will, zur Verherrlichung der Götter und vor allem des höchsten Zeus. Und stand denn überhaupt die Geistesbewegung jener Zeit, die Kunst des Mundes, Poesie und Beredsamkeit, auf höherer oder niederer Stufe? Auch ihre gigantischen Mischbildungen wurden unseren Künstlern unzweifelhaft bereits von der herrschenden Tradition dargeboten. Fragen wir uns, in welchem Interesse dieselben wohl geschaffen sein können, so war es, allerdings neben einem guten Theil orientalischer Phantastik, zu welcher die hellenische Welt damals wieder neigte, namentlich eine Kunstgattung, der nichts willkommener sein konnte. Das ist die Malerei. Man frage einen modernen Meister der Farbe, Boecklin, weshalb er sich mit Vorliebe mythischen Stoffen zuwendet, weshalb er schlangenleibige Drachen, fischschwänzige Nereiden und Tritone, halbthierische Pane und Satyre zu malen liebt? Oder man denke sich einen jener Unholde des pergamenischen Frieses, deren wunderliche Details sich in plastischer Ausführung bei entfernterem Standpunkte dem Auge nur zu schnell entziehen, ja eigentlich niemals zu künstlerischer Wirkung gelangen, farbig ausgeführt: einen Körper, dessen Haut die Einwirkung von Luft und Meerwasser zeigt, Haare und Bart struppig und verwildert, thierische oder pflanzenartige Ohren, gewaltige Flügel aus schillernden Federn, Fischflossen, Blattwerk, statt der Beine schuppige, gleißende Schlangenleiber mit züngelnden Köpfen, zur Abwehr fleckige Thierfelle, Baumäste, Felsblöcke in den Händen. Mußte es nicht ein Künstler der Farbe sein, welcher diese Gestalten zum ersten Mal fixirte? Was ich hier vortrage, ist freilich nur Vermuthung. Wir besitzen sehr natürlich nichts mehr von alledem, aber deshalb fällt es nicht minder ins Gewicht. Die Ueberlieferung läßt uns gar sehr im Stich; aber ahnen läßt sie uns wenigstens die hohe Stufe, ja die Führerrolle der Malerei. Man pflegt heute den Bildhauer Skopas als Erfinder von Mischgestalten, namentlich von Seewesen anzuführen; aber Lucian, ein feingebildeter und in Kunstsachen wohlbewanderter Schriftsteller, nennt gerade die Kunst eines Malers, des Zeuxis, um an den echten Typus eines leibhaftigen Boreas oder Triton zu erinnern.

Wetteiferten die pergamenischen Künstler im Vollgefühl ihrer Virtuosität einerseits mit der Malerei, so verschmähten sie andererseits wiederum nicht, auch den älteren Formenvorrath der Plastik auszunützen. Ich habe schon bei der Altarwanderung die zahlreichen Reminiscenzen angedeutet, welche ihre Composition erwecken und diese beruhen nur auf dem lückenhaften, zufälligen Bestande unseres Materials. Wir werden schwerlich fehlgehen, wenn wir in dem ganzen Friese ein wahres Repertorium classischer Motive voraussetzen, den Geistesschätzen entsprechend, welche die pergamenische Bibliothek auf sich versammelt hatte.

Wie aber diese aus älterem Boden überallher Nahrung zog und wiederum Nahrung spendete, so bildete auch die Hauptleistung der pergamenischen Kunst einen Durchgangspunkt zu weiteren Anregungen. Daß wir solche bereits jetzt zu verfolgen im Stande sind, habe ich gelegentlich erwähnt; allerdings gehöre ich nicht zu denjenigen, welche selbst ein Werk, wie den Laokoon, darauf zurückleiten möchten: es ist oft nur der gemeinsame Boden, dem verwandte Bildungen entsprossen.

Ich habe bisher das Wesen der pergamenischen Kunst, welche uns am Zeusaltar entgegentritt, vielleicht mehr umschrieben als direct bezeichnet. Was bleibt nun als positives Verdienst dieser Künstler übrig? Zunächst möchte ich mich gegen den Schein verwahren, als ob meiner Ansicht nach der strenge Anschluß an das Frühere einen Vorwurf involvirte. Bis zu einem gewissen Grade durchdringt derselbe Zug, einem Naturgesetze ähnlich, die gesammte griechische Kunst; man kann sagen, daß er die treibende Kraft zu ihrer hohen Entwickelung bezeichnet. Nicht nach der Verwerthung des Ueberkommenen, nach der Art der Verwerthung scheiden sich die Epochen. Was also haben unsere Künstler an eigener Zuthat geleistet? So äußerlich die Antwort auch klingen mag: ich glaube, eben dasjenige, was auf den ersten Eindruck die Sinne gefangen nimmt, die Kühnheit der Conception, die Herrschaft über die Materie, die um kein Mittel verlegene Technik, die unermüdliche und liebevolle Vollendung auch des Kleinen und Kleinsten. Es gibt gar verschiedene Arten des Kunstgenusses und viele Wege, welche dazu führen. Die Größe in den Werken eines Phidias wollte erheben, die reine Schönheit des Praxiteles erfreuen, die Altarreliefs aus Pergamon wollen imponiren, blenden, fortreißen. Und der Erfolg hat gelehrt, daß es ihnen gelang. Freilich hafteten diese Empfindungen nicht mehr, wie bei den Schöpfungen der alten Meister, ausschließlich an ihrem Gegenstande. Die pergamenischen Künstler haben hinreichend dafür gesorgt, daß man sie selber über ihren Werken nicht vergaß. Namentlich äußerte sich dieses Bestreben in der stupenden Virtuosität, mit der sie unsere Aufmerksamkeit auch an Nebendinge zu fesseln wissen, die für den Totaleindruck belanglos sind. Ich spreche nicht einmal von der Unterarbeitung wogender und wallender Gewänder, welche die Körperformen oft gleich Segeln oder gleich hohler Brandung mit umgebogenen Wellenkämmen umspielen, welche hier den Linnenstoff, dort die krausere Wolle, dann wieder die brüchige Seide imitiren. Man mag es dem Streben nach Mannigfaltigkeit, nach Unterbrechung der vertikalen Linien zuschreiben, wenn diese Gewänder noch die frischen Bruch- und Liegefalten aufweisen, als ob sie

eben aus dem Kasten genommen wären; als hätten unsere Göttinnen für den Gigantenkampf erst eigens Toilette gemacht.

Aber auch andere Flächen, z. B. Thierfelle, sind mit unglaublichem Detail ausgestattet, besonders da, wo sie am bequemsten sichtbar sind, also namentlich von unten her. Einem jungen Giganten, der den obersten Winkel der Treppenwange ausfüllt, liegt um die Schultern ein Pantherfell, welches der Herauf- oder Herabsteigende von oben sah und unmittelbar berühren konnte. In diesem Falle sind die Tausende feiner, kurzer Härchen so vollendet dargestellt, daß man das weiche Pelzwerk mit der Hand zu streicheln versucht wird. Alle flatternden Bänder, Riemen, Schnüre ahmen die Wirklichkeit bis zur Täuschung nach. An der kunstvollen Verschlingung des Knotens, vermittelst dessen die perspectivisch verlaufenden Joche der Rosse mit der Wagendeichsel verbunden sind, konnte man die antike Sitte studiren und zur Ueberraschung bestätigen, daß dieselbe an Ort und Stelle bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist. Dazu kommt die wunderfeine Ciselirornamentik der Waffen, besonders der Schilde, überhaupt die Mannigfaltigkeit alles Decorativen, wohin wir auch die Schlangenleiber, die Endigungen der Gigantenbeine rechnen können; es dürfte schwer halten, auch nur zwei Schlangenpaare zu finden, welche in der Musterung der Leiber, ja im Ausdruck der Köpfe vollkommen identisch wären. Wie bewußt aber diese Künstler auch für den Standpunkt des Beschauers, für das mikroskopische Auge, darf man sagen, arbeiten, beweist wohl am schlagendsten die minutiöse Sorgfalt, welche sie den Fußbekleidungen zuwandten. Jener Schuster, dessen sachverständige Kritik sich selbst der Maler Apelles gefallen lassen mußte, würde hier schwerlich etwas zu tadeln gefunden haben; ja, man möchte glauben, daß die Pergamener für den Marmor ihre besonderen Schuhkünstler, wie ihre eigenen Kleiderfabrikanten hatten. Daß endlich manche Absonderlichkeiten, Verwickelungen, ja kleine Räthselaufgaben auf bewußter Reflexion beruhen, ist mir nach alledem kaum zweifelhaft. Ich will nur ein Beispiel anführen: In der so fesselnden Artemisgruppe ragt zwischen dem hinsinkenden, von dem Hunde gepackten Giganten und dem starren Leichnam unter ihm eine linke etwas gekrümmte Hand unmittelbar aus dem Reliefgrunde heraus; sie springt sofort in die Augen, denn sie ist mit hervorragender Meisterschaft gearbeitet. Welcher von beiden Figuren gehört nun die Hand? Jedermann entscheidet sich zuerst, um der Lage willen, für den Sterbenden; erst bei näherer Untersuchung ergibt sich, daß dies nicht möglich, daß es die Hand des rücklings liegenden Todten ist. Ich kann mich nicht überreden, daß diese Unklarheit nicht gewollt sei, nicht eine Art Versteckspiel mit dem Publicum bedeute, daß sich nicht im Alterthum so gut wie heute Discussionen um diese Hand erhoben haben und erheben sollten.

Erklärt sich nun auch all dieser Subjectivismus als ein Zeichen der Zeit, deren Kinder auch jene Künstler der Gigantenschlacht waren, so wird Jeder doch längst den Abstand herausgefühlt haben, welcher diese Werke, — und, fügen wir hinzu, alle übrigen Sculpturenfunde aus Pergamon, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, — von derjenigen Pergamenerkunst trennt, welche ich zum Voraus geschildert hatte. Die Gallierbildwerke waren historische Kunstleistungen im eminenten Sinne des Wortes. Sie führten eine ganz neue Typik ein; sie

zeigten den Feind, den Besiegten in realistischer, doch keineswegs in unedler Auffassung; und dies gilt auch von dem einen todten Giganten. Sie ermangeln endlich nicht der psychologischen Charakteristik. Führt keine Brücke von Einem zum Andern herüber und wie erklärt sich dieser schroffe Gegensatz? Ich will die letzte Frage zuerst beantworten, soweit ich es thun zu können glaube. Die Ausgrabungen auf der Tempelterrasse der Athene haben von pergamenischen Gallierwerken wenigstens Theile der Postamente zu Tage gefördert. Von einzelnen Figuren sind Fußspuren vorhanden; dieselben bestätigen, was wir schon längst hätten wissen sollen, daß die Originale jener Schlachtenmonumente Erzbilder waren. Unter den Erzgießern werden auch jene Künstler des Attalos: Isigonos, Phyromachos, Stratonikos, Antigonos aufgeführt, wenn sie auch gerade nicht ausschließlich in Bronze arbeiteten. Ihre Heimath weist nach dem nördlichen Kleinasien und Griechenland. Alle inneren und äußeren Winke dagegen über den Ursprung der in Pergamon so großartig entfalteten Marmorbildnerei leiten auf Karien und Rhodos, in die Heimath des Laokoon und des farnesischen Stiers zurück. Es liegt somit der Schluß nahe, daß wir es mit zwei verschiedenen Kunstschulen zu thun haben, von denen die am Zeusaltar thätige die jüngere war. Hier sprechen auch andere Gründe für eine Entstehungszeit unter Eumenes II., während die Hauptthätigkeit der ersteren sich etwa fünfzig Jahre früher unter Attalos entwickelt haben mag. Wie weit diese Beziehungen in einander spielten, können wir heute nicht mehr ermessen. Von vornherein scheint die Vervielfältigung der pergamenischen Werke in Marmor begonnen zu haben; hoffentlich bleiben vermittelnde Zwischenglieder nicht aus.

Ein Gemeinsames aber nehmen wir auch heute wahr. Der pergamenische Altar will nicht minder ein Ausdruck der Siegesfreude in der Form des Dankes an die Götter sein, als die attalischen Stiftungen. Beide sind im letzten Sinne auf Selbstverherrlichung gegründet, aber beide in jenem noch nicht abgestorbenen Sinne, mit welchem die Alten Geschichte zu verewigen wußten. Im Spiegelbilde dessen, was ihre Götter, ihre Vorfahren gethan, strahlt ihnen der eigene Ruhm entgegen. Wie weit ist diese Auffassung bei allem Realismus noch immer entfernt von den porträthaften Kriegschroniken z. B. des Siegesdenkmals in Berlin! Und dennoch, gehört es nicht mit zu den Denkwürdigsten an dieser denkwürdigen pergamenischen Erwerbung, daß gerade Berlin auch vermöge seiner künstlerischen Tradition wie keine andere Stätte prädestinirt erschien, die zweite Heimath der „Pergamener" zu werden? Hätte Michel Angelo kriegerische Größe und Thaten zu verherrlichen gehabt, seine Werke allein würden vielleicht noch näher an die Seite der pergamenischen rücken, als diejenigen, welche wir heute wenig Schritte von ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte erreichen können. Nur das königliche Schloß trennt unser Museum von der Brücke, welche nunmehr seit 180 Jahren das herrlichste Standbild Alt-Berlins, den Großen Kurfürsten von Andreas Schlüter trägt, dessen Andenken man im Juni 1883, am hundertachtzigsten Jahrestage der Aufstellung, zu feiern beabsichtigte. Am Sockel sitzen vier colossale Erzfiguren gefesselter Männer. In ihnen hat der Künstler die Mächte verkörpert, gegen welche der große Kurfürst stritt und den Sieg errang. Habe ich noch nöthig, weiter auszuführen, wie geistesverwandt diese Werke den perga-

menischen Siegesmonumenten sind? Gerieth doch vor Zeiten Brunn, ganz unabhängig von dem Berliner Denkmal, auf die Vermuthung, die Erzbilder der attalischen Künstler möchten einst in vier Gruppen, ebenso wie hier, die Basis einer Reiterstatue des Königs umgeben haben! Auf der anderen, westlichen Seite steht dem Berliner Museum das ehemalige Zeughaus gegenüber; die Hauptzierde desselben bilden bekanntlich im inneren Hofe Schlüter's Masken sterbender Krieger und es ist sehr die Frage, ob diese Werke von vollendetstem Pathos des Ausdrucks vor der modernen Kunst, welche heute das Zeughaus in eine Ruhmeshalle verwandelt, irgendwie in den Schatten treten werden. Mein Vergleich bedarf wiederum keiner Erläuterung. In dritter Richtung aber schaut das Museum auf eine Brücke, deren Sandsteingruppen im Gewühle des Tages zwischen Börse und Bahnhof heute wohl nur zu wenig Beachtung finden. Es sind dies Schadow's, immer noch eines Meisters aus der alten Schule, Figuren auf der Herkulesbrücke: Herakles, wie er den Löwen und den Kentauren erschlägt. Blickt man, frisch von den Pergamenern kommend, zufällig empor, so wird man überrascht durch verwandte Züge in Auffassung und Bildung, namentlich in dem Gesichtsausdruck des unterliegenden Kentauren.

Ich verzichte darauf, diesen Vergleichen eine noch weitere Ausdehnung zu geben, deren sie fähig sind. Ein zukünftiger Kunsthistoriker wird es sich wohl schwerlich entgehen lassen, auch die weiteren Parallelen zu ziehen, an denen es hier und dort für manche ältere Epoche wahrlich nicht fehlt: von den zahlreichen gemeinsamen Zügen im Familienleben und in der Familientradition der Dynastien bis zu den politischen Hintergründen, ja, wenn man will, bis zu den gemeinsamen Galliersiegen.

Daß die pergamenische Kunst, welche, wie wir sehen, in so vieler Hinsicht unser eigen ist, auf diesem unserm Boden auch Wurzeln schlagen wird, bezweifle ich nicht; und wenn unsere Künstler ihr nicht bloß die äußerlichsten Handgriffe der Technik ablernen, so ist sie um so willkommener.

Die Wissenschaft aber, in deren Interesse der Anfang gemacht wurde und die nun so reich bedacht ist, wirft immer neue Fragen auf, die nur wieder an Ort und Stelle beantwortet werden können; ein Fragment der Gigantomachie, eine Inschrift wäre im Stande, zahlreiche Zweifel mit einem Schlage zu lösen. Um so begieriger und hoffnungsfreudiger eignen wir uns die Worte an, mit denen Carl Humann im Jahre 1881 seinen Bericht über die zweite Ausgrabungsperiode schließt: „Liegen aber noch immer Reste der Gigantomachie in Pergamon? Wahrscheinlich. Sind noch andere Kunstschätze dort verborgen? Sicherlich. Werden wir wieder dort graben? Ich hoffe es!"

Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen.

(Schluß.)

IV. Shukowski, Krylow, Lermontow, Sagoskin.

In der ersten dieser Skizzen gedachte ich meines Zusammentreffens mit Puschkin; ich will jetzt den anderen schon verstorbenen literarischen Berühmtheiten, denen ich begegnet bin, einige Worte widmen. Ich beginne mit Shukowski. Dieser hatte um die zwanziger Jahre auf seinem Gute im Bjelewskischen Kreise gelebt und zuweilen meine Mutter, die damals noch Mädchen war, auf ihrem Mzenskischen Besitzthum besucht. Es hatte sich noch die Tradition erhalten, daß er bei einer Privataufführung die Rolle eines Zauberers gespielt habe und ich glaube noch seine Kappe mit goldenen Sternen in der Rumpelkammer meines Elternhauses gesehen zu haben. Seitdem waren viele Jahre verflossen und die Erinnerung an die zufällige und vorübergehende Bekanntschaft mit dem Landfräulein mochte längst aus seinem Gedächtniß geschwunden sein. Im Jahre unserer Uebersiedlung nach Petersburg — ich war damals sechzehn Jahr alt — gedachte meine Mutter sich bei ihm in Erinnerung zu bringen. Sie stickte ihm zu seinem Namenstage ein schönes Sammtkissen und schickte mich damit ins Winterpalais. Ich sollte meinen Namen nennen, sagen, wessen Sohn ich sei und das Geschenk überreichen. Als ich das ungeheure, mir damals unbekannte Gebäude betreten, lange gewölbte Corridore durchirrt, steinerne Treppen erstiegen, beinahe ebenso unbewegliche steinerne Schildwachen passirt, endlich die Gemächer Shukowski's erreicht hatte und einen drei Arschin hohen rothen mit silbernen Tressen galonnirten Lakaien erblickte, ergriff mich aber eine unbeschreibliche Angst und Schüchternheit. Als der rothe Lakai mich in das Cabinet geführt hatte und nun das nachdenklich-freundliche, ernste und etwas verwunderte Gesicht des Dichters von dem Schreibtisch zu mir aufblickte, da übermannte mich die Furcht dermaßen, daß mir die Zunge am Gaumen klebte und ich trotz aller Anstrengung keine Silbe herausbringen konnte, wie festgebannt auf der Schwelle stehen blieb und das unglückliche Kissen, auf welchem, wie ich mich jetzt noch entsinne, ein Mädchen in mittelalterlichem Kostüm mit einem Papagei auf der Schulter, gestickt war, mit beiden Händen — wie einen Täufling — präsentirte. Meine Verlegenheit mochte das Mitleid des gutmüthigen Shukowski erregt haben.

Er kam auf mich zu, nahm mir sanft das Kissen ab, bat mich, Platz zu nehmen und sprach freundlich mit mir. Ich erklärte ihm endlich den Sachverhalt — und empfahl mich sobald als möglich.

Der Dichter Shukowski besaß in meinen Augen schon damals eine hohe Bedeutung; mich beglückte unser Zusammentreffen, so verfehlt es auch gewesen war, und zu Hause angelangt, gedachte ich mit besonderer Genugthuung seines Lächelns, des freundlichen Klanges seiner Stimme und seiner langsamen, angenehmen Bewegungen. Beinahe alle Porträts von Shukowski sind sehr ähnlich; sein Gesicht gehörte nicht zu derjenigen Art von Physiognomien, die wegen ihres wechselnden Ausdrucks schwer wiederzugeben wären. Natürlich war im Jahre 1834 keine Spur mehr von dem kränklichen Jüngling vorhanden, als den sich unsere Eltern den „Sänger im russischen Lager" vorstellten (unter diesem Titel waren Shukowski's erste Schriften erschienen); er war von schönem Wuchs, eine wahrhaft männliche Erscheinung. Sein Gesicht war leicht gedunsen, wie Milch und Blut, ohne Runzeln und athmete Ruhe; er hielt den Kopf gesenkt wie in Aufhorchen oder Nachdenken versunken; sein dünnes Haar fiel in Büscheln auf seinen kahlen Schädel. Aus seinen tiefen dunkelen, chinesisch geformten Augen leuchtete stille Güte und um seinen vollen angenehmen Mund spielte beständig ein kaum bemerkbares aber herzliches Lächeln von Wohlwollen und Höflichkeit. Seine halb orientalische Abstammung (seine Mutter war bekanntlich eine Türkin) zeigte sich deutlich in seinen Gesichtszügen.

Einige Wochen später wurde ich durch einen alten Hausfreund, Woïn Iwanowitsch Gubarew, eine bekannte typische Figur, wieder an Shukowski erinnert. Gubarew, ein armer Gutsbesitzer des Orlowschen Kreises, hatte in seiner Jugend zu Shukowski, Uwarow und Bludow in naher Beziehung gestanden. Er war in ihrem Kreise der Repräsentant der französischen Philosophie, des Scepticismus, des Encyklopädismus, des Rationalismus, kurz des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Gubarew sprach ausgezeichnet französisch, konnte Voltaire auswendig und stellte ihn über Alles in der Welt. Seine Geistesbildung war eine echt französische der vorrevolutionären Zeit. Noch heute entsinne ich mich seines fast beständigen kalten und hellen Lachens und seiner gewandten, ein wenig cynischen Urtheile und Ausfälle. Nach seinem Aeußeren zu urtheilen war er wie geschaffen zu einer unabhängigen einsamen Existenz. Er war groß und sehr häßlich, mit einem Gesicht voll Blatternarben. Der lange Aufenthalt in der Provinz hatte natürlich einen gewissen Einfluß auf Gubarew geübt. Er blieb aber dennoch bis an sein Lebensende ein Typus und hatte sich unter dem ärmlichen Rock eines im Hause mit Wasserstiefeln gehenden Landjunkers Freiheit und ausgezeichnete Manieren zu bewahren gewußt. Ich weiß nicht, warum er nicht wie seine Kameraden Carrière gemacht hat. Wahrscheinlich hatte es ihm an der nöthigen Ausdauer und am Ehrgeiz gefehlt, beides Eigenschaften, die sich mit jenem halb gleichgültigen, halb spöttischen Epikuräismus schlecht vertrugen, den er seinem Ideal Voltaire nachahmte. Dichterisches Talent besaß er nicht und Fortuna hatte ihm nicht gelächelt. Es wäre interessant gewesen zu untersuchen, wie sich dieser eingefleischte Voltairianer in seiner Jugend mit seinem

Freunde, dem zukünftigen Balladendichter und Schillerübersetzer gestanden hatte. Größere Gegensätze sind kaum denkbar; aber was ist das Leben anders als ein steter Sieg über Gegensätze? Shukowski hatte in Petersburg seinen alten Freund nicht vergessen und ihm eine große Freude zu machen gewußt. Er hatte ihm eine neue, schön ausgestattete Ausgabe von Voltaire's sämmtlichen Werken geschenkt. Die Nachbarn wollen Gubarew noch kurz vor seinem Tode in seinem armseligen verfallenen Hause an einem zerbrochenen Tisch haben sitzen sehen, auf welchem das Geschenk seines berühmten Freundes lag. Aengstlich soll er die goldgeränderten Blätter seiner Lieblingsbücher umgewendet und sich in seiner öden Steppeneinsamkeit an den Witzen erfreut haben, die einst Friedrich den Großen in Sanssouci und Katharina II. in Zarskoe Selo ergötzt hatten. Eine andere Art von Geist, Poesie und Philosophie gab es für ihn nicht. Das hinderte ihn natürlich nicht, ganze Haufen von Amuletten und Heiligenbildern am Halse zu tragen und unter dem Pantoffel einer Haushälterin zu stehen, die weder zu lesen, noch zu schreiben verstand [1]). Die Logik des Widerspruchs!

Ich bin Shukowski nicht wieder begegnet.

Krylów [2]) habe ich einmal in einer Abendgesellschaft bei einem hochgestellten und unbedeutenden Petersburger Schriftsteller gesehen. Er saß über drei Stunden unbeweglich zwischen zwei Fenstern und sagte kaum ein Wort. Er trug einen abgenutzten Frack und ein weißes Halstuch; Stiefel mit Troddeln umgaben seine dicken Füße. Beide Hände auf die Knie gestützt, saß er da, ohne seinen colossalen Kopf zu rühren, indem er nur manchmal die Augen unter den buschigen Brauen bewegte. Man wußte nicht recht, ob er zuhöre oder nur vor sich hin brüte, während er unaufhörlich den Bart drehte. Aus seinem großen echt russischen Gesicht sprach nicht Schläfrigkeit und nicht Aufmerksamkeit, nur viel Verstand und eingewurzelte Trägheit; von Zeit zu Zeit wollte sich ein listiger Zug über sein Antlitz stehlen, der indessen nicht recht durchzudringen vermochte. Endlich bat ihn der Wirth zum Abendessen. „Ein Ferkelchen mit Meerrettig ist für Sie angerichtet," sagte er geschäftsmäßig, als ob er sich einer unumgänglichen Pflicht entledige. Krylów sah ihn halb höflich, halb spöttisch an, als ob er bei sich dächte: „Also auf jeden Fall ein Ferkelchen?" — stand schwerfällig auf und ging mit schlurfenden Schritten, seinen Platz am Tische einzunehmen.

Lermontow habe ich im Ganzen zweimal gesehen: zuerst im Hause einer bekannten Petersburger Dame, der Fürstin Sch., und einige Tage später zu Neujahr 1840 auf einer Maskerade im adeligen Club. Bei der Fürstin Sch., deren Abende ich nur selten besuchte, beobachtete ich den berühmten Dichter aus einer Ecke, in die ich mich verkrochen hatte. Er hatte auf einem niedrigen Tabouret vor einem Divan Platz genommen, auf welchem in einem schwarzen

[1]) Da eine der Figuren des Romans „Rauch" den Namen Gubarew trägt, darf bemerkt werden, daß der Jugendbekannte des Dichters mit diesem nichts gemein hat, dafür aber eine unzweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Vater der „Unglücklichen" verräth.

[2]) Der berühmte russische Fabeldichter, den die Russen ihren Lafontaine nennen.

Kleide eine der damaligen Petersburger Schönheiten saß, die blonde Gräfin M. P., die früh gestorben ist und in der That ein reizendes Geschöpf war. Lermontow trug die Uniform des Leibgarde-Husarenregiments; er hatte weder Säbel noch Handschuhe abgelegt und blickte die Gräfin finster, mit gesenktem Haupte an. Diese sprach wenig mit ihm und wendete sich immer wieder an den neben ihr sitzenden Grafen Sch., einen Husaren. In Lermontow's Erscheinung lag etwas Tragisches, Unheilverkündendes. Etwas wie eine unheimliche, dämonische Macht, wie Pessimismus und Leidenschaft sprach aus diesem brünetten Gesicht mit den großen, dunklen Augen, deren düsterer Blick seltsam mit dem beinahe kindlich-zärtlichen und hingebenden Ausdruck seines Mundes contrastirte. Seine niedrige krummbeinige Gestalt mit dem großen Kopf auf den hohen Schultern machte keinen angenehmen Eindruck, wenn die hervorragende Bedeutung ihres Trägers gleich nicht zu verkennen war. Es ist bekannt, daß der Dichter sich in dem Petschorin, der Hauptfigur des Romans „Ein Held unserer Zeit" geschildert hat; die Worte: „Seine Augen lachten nie, auch nicht, wenn er selbst lachte", beziehen sich z. B. direct auf ihn selbst. Ich entsinne mich, daß Graf Sch. und seine Nachbarin plötzlich über etwas lachten und auch Lermontow in das Gelächter einstimmte, zugleich aber Beide mit beleidigtem Erstaunen anblickte. Trotzdem schien es, als hege er sowohl für den Grafen, als auch für die Gräfin freundschaftliche Gefühle. Jedenfalls gefiel er sich darin, die damals zum guten Ton gehörigen Byron'schen Manieren mit einem Zusatz eigener Capricen und Wunderlichkeiten zur Schau zu tragen. Wie theuer sind sie ihm zu stehen gekommen! Innerlich hat sich Lermontow wahrscheinlich in jener ihm vom Schicksal bestimmten engen Sphäre entsetzlich gelangweilt. Auf dem Maskenball im adeligen Club ließ man ihm keinen Augenblick Ruhe. Immer wieder nahm ihn Jemand am Arm; eine Maske löste die andere ab, er aber stand unbeweglich da, hörte das Geschwätz an und richtete seine düsteren Augen bald auf Diesen, bald auf Jenen .....

Zum Schluß will ich noch einige Worte über einen ebenfalls schon verstorbenen Schriftsteller sagen, obgleich er zu den „diis minorum gentium" gehört und eigentlich nicht in einem Athem mit den oben behandelten genannt werden kann — über M. N. Sagoskin[1]). Dieser war ein naher Freund meines Vaters und besuchte in den dreißiger Jahren während unseres Aufenthalts in Moskau beinahe täglich unser Haus. Sein „Juri Miloslawski" war der erste große Literatur-Eindruck meines Lebens. Ich lernte diesen Roman kennen, als ich bei einem gewissen Weidenhammer in Pension war. Dort erzählte uns der russische Lehrer, der zugleich Klasseninspector war, in der Freistunde von dem Inhalt desselben. Mit glühendem Interesse horchten wir auf die Abenteuer Kirscha's, Alexei's und des Räubers Omlat. — Während mir „Juri Miloslawski" wie ein vollkommenes Wunderwerk erschien, blieb mir seltsamerweise der Autor des

[1]) Verfasser des seiner Zeit vielgenannten historischen Romans „Juri Miloslawski", einer der frühesten russischen Nachahmungen Walter Scott's. — Turgenjew zählte Herrn Sagoskin der „pseudo-großen" und pseudo-patriotischen Schule zu.

Buches, Herr Sagoskin, immer völlig gleichgültig. Die Gründe dafür dürften darin liegen, daß die Persönlichkeit Michael Nikolajewitsch's durchaus nicht von der Art war, das Gefühl von Verehrung und Entzücken, welches sein Roman erregte, verstärken zu können. Sie wirkte im Gegentheil abschwächend. Sagoskin hatte eben gar nichts Erhabenes oder Fatalistisches an sich, nichts von dem, was auf die jugendliche Einbildungskraft zu wirken pflegt. Er war eher etwas komisch und seine seltene Herzensgüte wußte ich nicht nach Verdienst zu würdigen: diese Eigenschaft wiegt ja nicht schwer in den Augen der leichtsinnigen Jugend. Die Gestalt Sagoskin's, sein seltsamer, fast plattgedrückter Kopf, sein viereckiges Gesicht mit den vorstehenden kurzsichtigen und schwachen Augen, die ungewöhnlichen Bewegungen seiner Augenbrauen, seines Mundes und seiner Nase, wenn er über etwas erstaunt war oder auch überhaupt, wenn er sprach, die plötzlichen Ausrufe und Gesten und der tiefe Einschnitt, der sein ohnehin kurzes Kinn wie in zwei Hälften theilte, — alles das schien mir wunderbar, plump und drollig. Außerdem besaß er noch drei sehr komische Schwächen: er rühmte sich erstens ganz ungewöhnlicher Körperkraft, war zweitens davon überzeugt, daß keine Frau ihm widerstehen könne, und hatte endlich (was bei einem so enragirten Patrioten besonders befremden mußte), eine unglückliche Schwäche für die französische Sprache, die er ohne Gnade verstümmelte, indem er beständig Zahl und Geschlecht verwechselte, so daß er bei uns im Hause den Spitznamen „Monsieur l'article" trug. Trotzdem mußte man Michael Nikolajewitsch lieben um seines goldenen Herzens und seiner ungekünstelten Wahrhaftigkeit willen, die man auch aus allen seinen Schriften erkennt.

Mein letztes Zusammentreffen mit ihm war ein trauriges. Ich besuchte ihn nach jahrelanger Trennung in Moskau, kurz vor seinem Tode. Er konnte schon sein Zimmer nicht mehr verlassen und klagte über Schmerzen und Gicht in allen Gliedern. Er war nicht magerer geworden, aber eine tödtliche Blässe bedeckte schon seine vollen Wangen und gab ihm ein kränkliches, trauriges Aussehen. Die Gewohnheiten des Stirnrunzelns und Augenaufsperrens hatte er sich erhalten, aber das unwillkürlich Lächerliche dieser Bewegungen diente nur dazu, ein tiefes Mitleid für den armen Dichter zu erregen, der so sichtlich seinem Ende entgegen ging. Ich sprach von seiner literarischen Thätigkeit; davon, daß man in Petersburger Kreisen wieder beginne, seine Verdienste zu würdigen; erinnerte an die Bedeutung „Juri Miloslawski's" als Volksbuch . . . . Das Gesicht Michael Nikolajewitsch's belebte sich. „Danke, danke," sagte er — „ich hatte schon geglaubt, vergessen zu sein; hatte gedacht, daß die jungen Leute von heut zu Tage mich in den Koth ziehen." (Michael Nikolajewitsch sprach nie französisch mit mir — brauchte aber immer sehr energische Ausdrücke in der russischen Unterhaltung.) „Danke," wiederholte er nicht ohne Rührung und drückte mir warm die Hand, nur weil ich ihm versichert hatte, daß er nicht vergessen sei. Ich entsinne mich, daß mir damals genug bittere Gedanken über sogenannte literarische Berühmtheiten kamen. In meinem Innern beschuldigte ich Sagoskin eines kleinlichen Sinnes. Worüber, dachte ich, freut sich der Mann? — Doch warum sollte er sich denn nicht freuen? — Hörte er doch von mir, daß er im

öffentlichen Gedächtniß noch nicht völlig todt sei . . . . und einen schlimmeren Tod als diesen gibt es für den Menschen nicht. Mancher literarischen Berühmtheit wird nicht einmal diese vergängliche Freude zu Theil. Auf eine Periode leichtsinniger Lobeserhebungen folgt eine Periode sinnlosen Tadels und dann — vollständige Vergessenheit . . . . Und wer von uns besäße wohl ein Recht darauf, die Nachwelt mit seinem Namen, seinen Mängeln, seinen Sorgen und seinen Bestrebungen zu behelligen?

Nichtsdestoweniger bin ich froh, daß ich dem guten Michael Nikolajewitsch zufällig vor seinem Ende eine, wenn auch noch so geringe Freude bereiten konnte.

V. Ein Ausflug nach Albano und Frascati.

(Erinnerungen an A. A. Iwanow[1].)

An einem herrlichen Octobertage des Jahres 1857 fuhr ein alter Miethswagen langsam und mit dröhnenden Fensterscheiben auf der Chaussee von Rom nach Albano.

Auf dem Bock thronte ein Vetturin mit mürrischem Gesicht und struppigem Backenbart, allem Anscheine nach ein ausgemachter Feigling und Wüstling; in der Kutsche selbst saßen drei russische „forestiere“: der verstorbene Maler Iwanow, W. P. Botkin und ich. Uebrigens paßte die Bezeichnung „forestiere“ nur auf mich und Botkin. Iwanow — oder wie er im Wirthshaus Falcone und im Café Greco genannt wurde — „il Signor Alessandro“ — war sowohl seiner Erscheinung wie seinen Gewohnheiten nach längst zum Römer geworden.

Der Tag war wundervoll — und doch vermöchten weder Feder noch Pinsel ihn wiederzugeben; ist es ja bekannt, daß kein Landschaftsmaler nach Claude Lorrain der römischen Landschaft hat gerecht werden können; und daß es auch über das Vermögen der meisten Schriftsteller hinausgeht. Darum beschränke ich mich darauf zu sagen, daß die Luft klar und milde war, die Sonne leuchtete, aber nicht brannte, ein Lüftchen durch die geöffneten Fenster unseres Wagens wehte und unsere nicht mehr jungen Gesichter liebkoste, daß wir dahinfuhren von einem feiertäglichen Herbstglanz umgeben und mit einem festlichen und doch herbstlichen Gefühl in der Seele.

Tags zuvor waren wir Drei im Vatican gewesen; Iwanow war bei bester Laune, weder einsilbig noch menschenscheu, vielmehr außerordentlich gesprächig. Er redete von den verschiedenen italienischen Künstlerschulen, die er eingehend studirt hatte; seine Urtheile waren sachlich, sie zeugten von seiner aufrichtigen Verehrung für die alten Meister. Er betete Raphael an. Wie bekannt, hat Overbeck eine Zeitlang einen starken Einfluß auf Iwanow geübt: er führte ihn in das Studium Raphael's ein. Als er jedoch weiter ging zu Perugino und seinen Vorgängern, folgte Iwanow ihm nicht mehr. Sein gesunder russischer Sinn bewahrte ihn vor jener ascetischen, symbolischen Kunstwelt, in die sich der deutsche Künstler vertiefte. Dabei hielt Overbeck den Idealisten Iwanow für einen groben

[1]) Ueber diesen merkwürdigen und hervorragenden Künstler s. „Der Maler Iwanow“ in der „Deutschen Rundschau“, 1882, Bd. XXXI, S. 436 ff.

Realisten. — Iwanow bedauerte unsere jetzige Kunstrichtung aufs Tiefste (einer unserer Künstler nannte einmal mir gegenüber Raphael talentlos), und erzählte allerlei über Brüllow und Gogol, welchen letzteren er beständig Nikolai Wassilitsch nannte. Aus seinen ehrerbietigen, jedoch vorsichtigen Aeußerungen über diesen unsern größten Schriftsteller konnte man schließen, daß er ihn besonders eingehend studirt hatte. Gogol dagegen hatte durchaus kein Verständniß für Iwanow, wenn er auch über dessen „Verklärung Christi" in Entzücken gerieth; er schwärmte auch für Brüllow's „Untergang von Pompeji", wer aber jene beiden Bilder zugleich lieben kann — dem fehlt eben jedes Verständniß für die Malerei. Iwanow gedachte mit besonderem Mitgefühl des tiefen Eindrucks, den das vollständige Fiasco des „Briefwechsels" auf Gogol gemacht hatte. Er sprach über diesen, sowie über das Jahr 1848, und zwar mit einer gewissen Erbitterung. Möglicher Weise dachte er, „vielleicht werden sie mein Bild ebenso herunterreißen"; in den Principien, die in dem Jahre 1848 beinahe triumphirt hätten, sah er damals das Ende und die Zerstörung jeder Kunst.

Das Gespräch wandte sich auf sein Bild. Wir hatten es damals noch nicht gesehen und er versprach, uns in den nächsten Tagen sein Atelier zu zeigen, was er auch einige Wochen später ausführte. Er versicherte uns, daß sein Bild noch lange nicht beendet sei, und theilte uns dann interessante Einzelnheiten aus einer Reise nach Deutschland mit, die er zu David Strauß, dem Verfasser des „Lebens Jesu" unternommen hatte. Strauß' Ideen hatte Iwanow in seinem Bilde verkörpern und ihn bewegen wollen, nach Rom zu reisen, um zu entscheiden, ob das Bild auch seinen Anschauungen entspreche. Nach Iwanow's eigenem Bericht hat Strauß ihn wahrscheinlich für einen Wahnsinnigen gehalten, besonders da die Unterhaltung von Seiten Strauß' lateinisch, und von Seiten Iwanow's italienisch geführt wurde, da Iwanow des Deutschen nicht mächtig war und sein Latein ebenso mangelhaft war, wie Strauß' Italienisch. Ich erinnere mich lebhaft der naiven, beinahe rührenden Verwunderung Iwanow's, als Botkin und ich ihm erklärten, daß, wenn Strauß auch eingewilligt hätte nach Rom zu kommen, er doch kaum hätte entscheiden können, ob Iwanow seine Ideen verstanden und richtig verkörpert habe, da hierzu doch ein Kunstverständniß erforderlich sei, wie Strauß es wohl schwerlich besessen habe. Er hätte die Verkörperung seiner Anschauungen einerseits verkennen, anderseits erkennen können, wo sie gar nicht gedacht war.

„So, so," wiederholte Iwanow gutmüthig lächelnd, lispelnd und blinzelnd. „Das ist sehr interessant. Daran hatte ich noch nicht gedacht."

Die jahrelange Absonderung von der Welt und von anderen Menschen, die Beschränkung auf sich selbst und auf einen unablässig verfolgten, unverändert festgehaltenen Gedanken hatten dem Wesen Iwanow's einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt. Er hatte etwas Mystisches und zu gleicher Zeit Kindliches, etwas Tiefsinniges und dabei Possierliches an sich; er war rein und offen und dabei doch wieder versteckt, und, ich möchte sagen schlau. Auf den ersten Blick erschien er uns höchst mißtrauisch, zurückhaltend und von einer halb finstern, halb abwartenden Schüchternheit; sobald er sich aber an uns gewöhnt hatte — und das geschah ziemlich rasch — entfaltete sich seine weiche Natur. Er konnte

über den kleinsten Scherz lachen, über die einfachsten Dinge in Erstaunen gerathen, über zufällig gebrauchte scharfe Ausdrücke förmlich erschrecken (ich entsinne mich, daß er einmal vor Schreck aufsprang, als er von Einem von uns hörte, daß eine bekannte russische Schriftstellerin dumm sei), und dann wieder Aussprüche thun, deren Klarheit und Reife von der unermüdlichen Thätigkeit eines bedeutenden Geistes zeugten. Wie der größte Theil unserer russischen Künstler, hatte Iwanow eine nur sehr oberflächliche Bildung erhalten, deren Vervollständigung er sich indessen auf das Eifrigste angelegen sein ließ.

Ueber die antike Welt hatte er sich nach Kräften unterrichtet und im Interesse seiner künstlerischen Zukunftspläne namentlich assyrische Alterthümer eingehend studirt; die Bibel, und insbesondere die Evangelien, konnte er auswendig. Er hörte lieber zu, als daß er selbst sprach, und dennoch war eine Unterhaltung mit ihm wegen seines ehrenhaften, unwiderstehlichen Wahrheitsdranges ein großer Genuß. Bei unseren abendlichen Zusammenkünften kam Iwanow immer zuerst, und erhob sich ein Disput, so folgte er dem Gedankengange eines Jeden mit Aufmerksamkeit und Geduld. Unter den Russen, die damals in Rom lebten, war ein guter und auch nicht dummer Mensch, bei dem es im Kopf nicht ganz richtig war und der außerdem mit der Sprache nicht recht vorwärts konnte; Iwanow hatte von uns Allen am längsten Geduld mit ihm. An Literatur und Politik nahm er keinen Antheil; sein ganzes Interesse war den Fragen zugewandt, die sich auf die Kunst, auf Moral oder Philosophie bezogen. Als man ihm einst ein Heft geschickt gezeichneter Carricaturen gesendet und er dieselben still und in sich versunken durchgesehen hatte, richtete er sich plötzlich auf und sagte: „Christus hat nie gelacht". Er war überall gern gesehen; ein Blick auf sein Gesicht mit der breiten weißen Stirn, den etwas ermüdeten, gutmüthigen Augen, den kindlich zarten Wangen, der spitzen Nase und dem etwas komischen, aber freundlichen Mund genügte, um ihm die volle Sympathie eines jeden Herzens zu gewinnen. Er war nicht groß, vielmehr kurz und breitschulterig; seine ganze Erscheinung von dem Spitzbärtchen bis zu den weichen, kurzdaumigen Händen, den flinken Beinchen mit den dicken Waden bezeugte seine echt russische Herkunft. Er war ohne Egoismus, hatte aber eine hohe Meinung von seinem Werk: nicht umsonst hatte er ihm seine gesammten Kräfte und Hoffnungen gewidmet.

Unser Vetturin hielt an einer schlechten Schenke, um die Pferde zu tränken und selbst eine „foliette" zu sich zu nehmen. Wir stiegen gleichfalls ab und bestellten uns Brot und Käse. Der Käse war hart und das Brot unausgebacken und sauer; wir aber aßen unser frugales Frühstück mit jener heiteren, strahlenden Empfindung ewig bestehender Schönheit, wie sie die römische Landschaft jeder Zeit erweckt und besonders an einem goldenen Herbsttag. Ein schwarzäugiges braunes Mädchen in bunten Lumpen und bloßen Füßen betrachtete uns ruhig, beinahe hochmüthig von der steinernen Schwelle ihres Hauses und ihr Vater, ein stattlicher Mann von vierzig Jahren, mit einem alten Sammtmantel über eine Schulter geworfen, saß majestätisch auf einem zerbrochenen Stuhl in dem Halbdunkel der Osteria und hörte, indem er seine ungeheuren schwarzen Augen rollte und herablassend lächelte, den Klagen unseres Kutschers, über schlechte

Zeiten, den Mangel an Fremden ꝛc. zu. Iwanow, dessen sich plötzlich eine ängstliche Unruhe bemächtigt hatte, machte seinen Erörterungen ein Ende. Wir fuhren weiter.

Die Unterhaltung wendete sich abermals auf den Vatican. „Wir müssen morgen wieder hingehn," bemerkte Botkin; „und nachher müssen Sie, wie gestern, mit uns essen." (Wir aßen jeden Tag im „Hôtel d'Angleterre" an der table d'hôte).

„Mittag essen?" rief Iwanow und erblaßte plötzlich. „Mittag essen!" wiederholte er. „Mein Herr, ich danke vielmals, denn ich bin schon gestern kaum am Leben geblieben."

Wir dachten, er mache im Scherz Anspielungen darauf, daß er Tags zuvor des Guten zu viel gethan habe — er hatte nämlich außerordentlich viel und gierig gegessen — und wollten ihn überreden.

„Nein, nein," wiederholte er, immer blasser werdend, ganz außer sich. „Ich werde nicht gehen; man hat mich dort vergiftet."

„Wie, vergiftet?"

„Ja, vergiftet, mit Gift." — Das Gesicht Iwanow's bekam einen seltsamen Ausdruck, seine Augen irrten unstät . . . . .

Botkin und ich blickten uns an, ein unwillkürliches Gefühl von Grauen bemächtigte sich unser.

„Wieso, lieber Alexander Andreewitsch, wie konnte man Ihnen an der table d'hôte Gift geben? Man hätte doch die ganze Schüssel vergiften müssen. Und aus welchem Grunde sollte man Ihnen auch nachstellen?"

„In der That gibt es Menschen, die mir nach dem Leben trachten. Und was die Schüssel betrifft . . . . man hat es mir auf den Teller gestreut."

„Wer denn?"

„Der Kellner, der cameriere."

„Der Kellner?"

„Ja, er ist bestochen. Sie kennen die Italiener noch nicht; ein schreckliches Volk voller Arglist! Er holte das Gift aus der Tasche seines Fracks — als wolle er — eine Prise nehmen . . . . und Niemand bemerkte es. Sie haben mich überall zu vergiften versucht, wo ich auch immer gegessen habe. Es gibt hier nur einen ehrlichen Kellner — bei Falcone, im untersten Zimmer, ... auf den kann man sich bis jetzt verlassen."

Ich wäre gern noch weiter in ihn gedrungen, aber Botkin stieß mich heimlich an.

„Alexander Andreewitsch", begann er, „was sagen Sie zu folgendem Vorschlag: Sie essen morgen mit uns als ob nichts vorgefallen wäre, und jedesmal, wenn Sie den Teller bekommen, wechseln wir ihn . . . ."

Damit war Iwanow einverstanden. Die Blässe verschwand aus seinem Gesicht, seine Lippen hörten auf zu zittern und seine Augen blickten wieder ruhig. Später erfuhren wir, daß er nach jedem guten Diner nach Hause eile, um Brechmittel zu nehmen und Milch zu trinken.

Der arme Einsiedler! Die zwanzig Jahre der Einsamkeit waren nicht umsonst an ihm vorüber gegangen.

Eine halbe Stunde später waren wir schon in Albano. Iwanow war wie

neu belebt und eilte, Pferde für einen Ritt nach Frascati zu nehmen. Aus verschiedenen Winkelgassen wurden uns drei elende, schlecht aufgezäumte Mähren zugeführt. Während längeren Wortwechsels mit ihren Besitzern hatte ich Gelegenheit, Iwanow's eiserne Beharrlichkeit kennen zu lernen. Endlich einigten wir uns über den Preis, erstiegen mühsam unsere Rosinanten und trabten fort, in der Richtung nach Frascati. Der Weg ging bergan, an der sog. Gallerie vorüber, durch eine Allee großartiger, immergrüner Eichen, an deren classischen Formen sich vielleicht schon Claude Lorrain und Pouſſin erfreut hatten. Eine solche Harmonie der Kraft und Schönheit habe ich bei keinem anderen Baume je gesehen. Diese Eichen, sonnenverbrannten Pinien, Cypressen und Oliven stehen in einer wunderbaren Harmonie. Sie bilden zusammen jenen der römischen Landschaft eigenthümlichen, feingestimmten Accord. Zu unseren Füßen strahlte in blauem Lichte der runde See von Albano; rings umher am Bergesabhang, im Thal, nah und fern schienen zauberisch durchsichtig die göttlichsten Farben durcheinander gewebt . . . . . Doch ich habe mir vorgenommen, keine Beschreibung zu liefern. Wir stiegen höher und höher, durchritten freundliche, strahlende Wälder, smaragdene, sommerliche Wiesen und erreichten endlich die kleine Stadt Rocca di Papa, die wie ein Vogelnest an den Berggipfel angeklebt ist.

An einer kleinen Terrasse, gegenüber einer im lombardischen Stil erbauten Kirche mit Schnörkeln an der Fassade, stiegen wir von den Pferden und setzten uns auf den Rand eines Brunnens voll silberklaren Wassers mit einem päpstlichen Wappen und einer lateinischen Inschrift auf den halb verfallenen Säulen. Auf die Terrasse mündeten von allen Seiten treppenartige Gassen. Zerlumpte Knaben rannten sogleich herbei, um uns anzugaffen, und die übliche Gabe einiger „paoli“ zu erbetteln; hier und da blickten alte Weiberköpfe hervor und ließen mit ihren kreischenden Stimmen laute Töne vernehmen; in der Ferne sah man, wie eine Vision, eine wohlgestaltete Schöne in albanesischem Kostüm, an einem dunklen Eingang. Sie hob sich malerisch ab von dem schwarzen Schatten der steinernen Wände, bewegte sich langsam und verschwand endlich. Ein beladener Esel mit knarrenden Körben trabte vorsichtig mit klappernden Hufen über die steinerne Brücke; hinter ihm schritt majestätisch, wie ein Consul in Person, ein mürrischer Mann in einem schmutzigen blauen Mantel, der den unteren Theil seines Gesichts verdeckte, mit einem hohen durchlöcherten Hut, den er wahrscheinlich vor Niemandem zog. Iwanow holte eine Brotrinde aus seiner Tasche, setzte sich auf den Brunnenrand und begann zu essen, wobei er die Zügel seines Pferdes in der einen Hand hielt und von Zeit zu Zeit das Brot in das kalte Wasser tunkte.

Jede Spur von Unruhe war aus seinem Gesicht verschwunden; es leuchtete von dem friedlichen Vergnügen einer künstlerischen Empfindung; in diesem Augenblick fehlte ihm nichts auf der Welt. Wie er so dasaß, in jener Lieblingsstadt der Maler, auf dem Brunnenrand vor der dunklen Kirche, hinter welcher sich in bläulich gelbem Licht an dem leuchtenden, luftigen Abgrund, leicht und hoch die Berge erhoben, schien er mir selbst ein würdiger Gegenstand für einen Maler. — Armer Iwanow! Dort hätte er noch Jahre leben sollen und doch lauerte der Tod schon auf ihn . . . .

Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten weiter bergan. Iwanow fing an zu reden, und erzählte uns einige possierliche römische Anekdoten, über die er selbst herzlich und kindlich lachte. Es begegnete uns ein hübscher Bursche von etwa zweiundzwanzig Jahren, die Hände auf den Rücken gebunden von zwei Gensd'armen zu Pferde begleitet.

„Was hat er gethan?" fragte Iwanow einen von ihnen.

„Ha dato una coltellata," antwortete der Gensd'arm gelassen. („Er hat Einem einen Messerstich gegeben.")

Ich sah den jungen Menschen an; er lächelte, wobei er seine großen weißen Zähne zeigte und mir freundlich mit dem Kopf zunickte. — Eine Bäuerin in ihrem niedrigen Gemüsegarten, in welchem ihre Ziege umher kletterte, lachte auch, wobei sie uns ebenso blitzende Zähne zeigte, blickte erst ihn, dann uns an, und lachte wieder.

„Glückliches Völkchen!" bemerkte Iwanow.

Erst spät erreichten wir Frascati. Der letzte Zug ging schon in dreiviertel Stunden; wir konnten die benachbarten Villen und prächtigen Gärten nur noch im Fluge sehen; ich habe ihre Namen vergessen. Einige Tage vor unserem Ausfluge nach Albano waren wir mit Iwanow in Tivoli in der Villa d'Este gewesen und hatten uns an dieser schönsten unter den vielen monumentalen, großen und herrlichen Villen nicht satt sehen können; gehört sie doch zu jenen, bei deren Anblick uns unwillkürlich die Phantasie Cardinäle und Prinzen aus der Zeit der Medicäer und Farnese hervorzaubert, Gedichte von Ariost, das Decameron, Bilder von Paul Veronese mit ihrem Sammt- und Seidenschimmer, blonden Schönen mit Perlengeschmeiden, die zerstreut den Klängen der Tiorba und Flöte lauschen, Schmetterlingen, Zwergen, marmornen Statuen, olympischen Göttern und Göttinnen auf vergoldeten Decken, Grotten, bocksbeinigen Satyrn und Fontainen. —

In Frascati durcheilten wir die herrlichen Gärten und besahen uns die Villen von den künstlichen Terrassen aus. Ich entsinne mich, daß wir ganz hingerissen waren von dem Schauspiel eines prachtvollen Sonnenuntergangs. Ein herrliches Abendroth übergoß wie eine lodernde Glut rothen Goldes die ungeheuren viereckigen Marmorfenster und erleuchtete die hohen Corridore mit den schlanken Säulen.

Noch lange schien es mir, als hafte auf unseren Gesichtern der Widerschein jener Gluth.

Im Eisenbahnwaggon saß mit uns ein junges neuvermähltes Paar und wir sahen wiederum jene pechschwarzen, schweren Locken und blitzenden Augen und Zähne — alle diese Züge, die in der Nähe vielleicht etwas grob scheinen und doch einen unvergleichlichen Stempel von Einfachheit, ich möchte sagen wilder Grazie tragen.

„Ich muß Ihnen Mariannina zeigen" (ein bekanntes Modell), bemerkte plötzlich Iwanow mit leiser Stimme . . . . . Er zeigte sie uns später.

Die ewige Stadt nahm uns bald in ihren Schoß auf. Wir gingen zu Fuß durch ihre schon dunklen Straßen. Iwanow begleitete uns bis auf die Piazza di Spagna, und wir schieden mit dem Gefühl eines herrlich verbrachten Tages in der Seele.

Acht Monate später, an einem nicht heißen und nicht kalten, aber unangenehmen Julitage begegnete ich Iwanow wieder, auf dem Platz vor dem Winterpalais in Petersburg, inmitten einer jener zähen schmutzigen Staubsäulen, die einmal zu unserer nordischen Residenz gehören. Auf meinen Gruß antwortete er nur mit einem sorgenvollen Blick; er ging in die Eremitage; der Seewind hob die Schöße seines Uniformfracks; mit beiden Händen hielt er seinen Hut.

Sein Bild war schon in Petersburg und man fing an dasselbe ungünstig zu beurtheilen. Einige Tage später fuhr ich aufs Land und eine Woche darauf erhielt ich die Nachricht von Iwanow's Tode. Mir fiel die abergläubische Angst ein, mit der er immer von Petersburg und seiner bevorstehenden Reise dahin gesprochen hatte . . . . .

Ich will mich hier nicht ausführlich über die Mängel und Vorzüge von Iwanow's bekanntem Bilde verbreiten; Andere haben das gethan, und zwar wahrscheinlich viel besser, als ich es könnte. Ich will nur kurz erwähnen, wie ich das Talent und die Bedeutung Iwanow's auffasse. Der verstorbene A. S. Chomjäkow widmete ihm in der „Ruskaja Beseda" einen Artikel, der wie Alles aus seiner Feder ungemein anziehend war, mit dem ich aber nicht übereinstimmen kann. Seiner Ansicht nach war Iwanow ein aus dem Innersten des russischen Volksgeistes hervorgegangener, von tiefstem religiösen Gefühl erfüllter, starker und reiner Künstler, dazu berufen, in einer Zeit allgemeinen Abfalls vom Glauben und von der echten Kunst, aus der Tiefe seines gläubigen Herzens eine neue Incarnation des christlichen Dogmas darzustellen und dadurch den Grund zu einer national-russischen Malerschule und zu einer Wiedergeburt der Kunst im Allgemeinen vorzubereiten. Diese Auffassung erscheint erfreulich, auch logisch richtig zu sein, entspricht aber leider durchaus nicht der Wahrheit. Daß Iwanow in seinem ganzen Streben immer ein Russe geblieben ist, das ist freilich nicht in Frage zu stellen; aber er war ein Russe seiner, d. h. unserer Uebergangszeit. Er war, so wie auch wir es sind, noch nicht in das gelobte Land gelangt, er sah und empfand dasselbe voraus, aber er starb, bevor er die Grenze desselben überschritten hatte. Er war kein harmonischer, kein eigenartiger Künstler (solche gibt es bei uns in Rußland noch nicht); sein Malertalent war schwach und unsicher, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich die Mühe gibt, sein Werk aufmerksam und unparteiisch zu prüfen; dieses Werk, das Alles besitzt: erstaunliche Wahrheitstreue und ehrenhaftes Streben nach dem Ideal — Alles, nur nicht das, was allein nöthig ist, nämlich: schöpferische Kraft und freie Begeisterung. Leider zeigt sich auch bei Iwanow jener, der gesammten russischen Kunst anhaftende Mangel an der gehörigen Einheit in der Begabung. Hätte er das Talent Brüllow's besessen, oder Brüllow die Seele und den Geist Iwanow's, so hätten wir vielleicht Wunder gesehen. So aber kam es, daß der Eine alles darstellen konnte, was er wollte, aber nichts zu sagen hatte, und der Andere viel zu sagen hatte, aber die Zunge ihm versagte. Der Eine malte prächtige Bilder mit Effecten, aber ohne Poesie und Gehalt; der Andere bestrebte sich, tief ergreifende neue Ideen darzustellen, aber die Ausführung war holprig, unklar, leblos. Der Eine zeigte uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Lüge in wahrer Form, der Andere die Wahrheit falsch, d. h. schwach und unwahr. Es heißt, Iwanow habe den Kopf des Apoll

von Belvedere dreißig Mal copirt und so viel mit einem von ihm selbst in Palermo entdeckten byzantinischen Christus verglichen, bis aus der Vermischung beider das Gesicht seines Johannes des Täufers entstanden sei. So schafft kein wahrer Künstler! Und dennoch, soll man ja zwischen den Richtungen jener Beiden wählen, so ist es besser, tausendmal besser Iwanow zu folgen, so lange der wahre Führer noch nicht erschienen ist. Die Idee besitzt eine ganz eigene Kraft, sie dringt und leuchtet selbst durch die mangelhafte Darstellung, besonders wo der Künstler ihr uneigennützig und selbstverleugnend dient, wie Iwanow es gethan hat. Es sind noch nie völlig umsonst Opfer gebracht worden. Man mag mir einwenden, daß Iwanow vergeblich sich mit Dingen befaßte, die über seine Kräfte gingen; man mag behaupten, daß bei den ersten Skizzen zu seinem Bilde der Inhalt weniger tief, dafür aber die Ausführung naturtreuer und lebendiger war. In der Möglichkeit eines Strebens nach dem Unerreichbaren liegt schon etwas Abnormes, Tragisches; ist ein solches Streben aus lauteren Beweggründen hervorgegangen, so wird es seinen Nutzen haben, mögen auch die Ziele nicht erreicht worden sein. Ein junger Mensch, welcher der Richtung Brüllow's folgt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach als Künstler untergehen — wie viele solcher Beispiele haben wir nicht erlebt! Läßt sich hingegen ein junger Mensch von den die Werke Iwanow's durchdringenden Ideen anziehen, so wird er sich weiter entwickeln, sobald es ihm nicht an Talent fehlt. Bei aller seiner Mühe und Arbeit ist Iwanow entkräftet, verkannt, auf halbem Wege zur Wahrheit gestorben; aber sein zukünftiger Nachfolger, „der noch unbekannte Auserwählte" wird auf dem von ihm zuerst angebahnten Wege fortschreiten. — Ich will noch einem andern Einwurf begegnen. Man kann fragen: weshalb soll man Iwanow, den unvollkommenen, unklaren Meister studiren, da es große, unangezweifelte, siegreiche Vorbilder gibt. Erstens, weil Iwanow als eine eigenthümlich russische Natur dem jugendlichen russischen Herzen ungleich näher, verständlicher, theurer ist; und zweitens, und darin besteht sein großes Verdienst, sein Verdienst als Idealist und Denker, weil er auf die alten Meister hinwies und zu ihnen zurückkehrte. Er gestattete nicht sich selbst und noch Andern bequeme Selbstzufriedenheit, er lehrte seine Schüler, sich hohe, mühevolle Aufgaben zu setzen, sich nicht mit jener technischen Vollendung, jenem Blendwerk zu begnügen, auf welches die Anhänger Brüllow's so stolz sind. Aus diesem Gesichtspunkt sind selbst die Mängel Iwanow's nützlicher, als manche Schönheiten.

Es ist hier nicht der Ort zu analysiren, worin die eigenthümliche Idee Iwanow's bestand; ich will jedoch meine kleine Abhandlung nicht schließen, ohne dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß seine Entwürfe zu den Darstellungen aus dem Leben Christi veröffentlicht werden möchten. Sie befinden sich im Besitz seines Bruders. Aus diesen bedeutenden Entwürfen ist am klarsten die leitende Grundidee Iwanow's zu erkennen; hier hat ihn der Pinsel nicht genirt, den er besonders gegen Ende seines Lebens wegen der zunehmenden Schwäche seiner Augen nicht mehr beherrschte. Auf seinem Bilde ist die Figur Christi bekanntlich besser gelungen als alle anderen. Eine im Besitz W. P. Botkin's befindliche Skizze davon ist besonders bemerkenswerth. Eine photographische Wiedergabe dieser

Entwürfe würde allen Verehrern des guten, ehrenhaften, unglücklichen russischen Künstlers Alexander Iwanow eine willkommene Gabe sein[1]).

1861.

VI. Väter und Söhne.

Den ersten Plan zu diesem Buche, welches mich — wie es scheint, für immer — um die Gunst der russischen Jugend gebracht hat, faßte ich im August 1860, als ich in Ventnor auf der Insel Wight das Seebad brauchte. Wiederholt hörte und las ich in kritischen Artikeln, daß ich „mich von der Idee entfernt" oder „eine Idee durchgeführt hätte", bald wurde ich dafür gelobt, bald dafür getadelt. Meinerseits will ich hierzu nur bemerken, daß ich, da mir keine überreiche Erfindungsgabe zu Gebote steht, von jeher darauf angewiesen war, auf gegebenem Boden Fuß zu fassen. Ich habe überhaupt nie „Typen" geschildert, wenn ich nicht von einem festen Ausgangspunkt, einem Gesicht, welches ich wirklich gesehen, die Anregung dazu erhalten hatte. So ist es mir auch mit dem Roman „Väter und Söhne" gegangen; die Figur des Basarow ist das Ebenbild eines jungen, kurz vor dem Jahre 1860 verstorbenen, in der Provinz lebenden Arztes, den ich kennen gelernt hatte und in dem mir das verkörpert zu sein schien, was man später Nihilismus nannte. Der Eindruck, den diese Persönlichkeit auf mich gemacht, war so stark, daß ich denselben nicht wieder loswerden konnte, obgleich es mir nie recht klar zum Bewußtsein kam. Ich suchte vielmehr in meiner Umgebung nach einer Bestätigung der eigenen Empfindung. Mich verwundert die Thatsache, daß in unserer gesammten Literatur nirgend eine Richtung zur Darstellung gebracht wurde, die mir zu meinem Erstaunen allenthalben begegnete. Allen Ernstes fragte ich mich, ob ich nicht vielleicht Gespenster sähe. Ich entsinne mich, daß ich meinen Gedanken einem jungen, auf der Insel Wight badenden Landsmanne und sehr feinem Kunstkenner mittheilte, und dieser zu meiner nicht geringen Verwunderung mir zur Antwort gab: „Hast Du nicht schon einen ähnlichen Typus im Rudin geschildert?" Ich schwieg; was hätte ich auch sagen sollen? Rudin und Basarow sollten ein und derselbe Typus sein!

Diese Bemerkung hatte zur Folge, daß ich den Gedanken an diese Arbeit für einige Wochen vollständig aufgab, ja ihn förmlich zu fliehen suchte. Nach Paris zurückgekehrt, nahm ich den Plan dennoch wieder auf, die Fabel des Buches entwickelte sich allmälig in mir und im Laufe des Winters schrieb ich die ersten Capitel; der Schluß der Erzählung wurde im Juli 1861 in Rußland auf dem Lande geschrieben, den Herbst und Winter über an demselben gefeilt und das Ganze im März des folgenden Jahres (1862) vom „Rußki Westnik" zum Abdruck gebracht.

Ich will hier nicht erörtern, welchen Eindruck das Erscheinen des Romans

[1]) Iwanow's Zeichnungen zur Geschichte des Lebens Jesu sind seitdem auf Veranlassung des deutschen archäologischen Instituts in chromo-lithographischer Vervielfältigung herausgegeben worden. Bedauerlicher Weise ist dem Institut testamentarisch die Pflicht auferlegt worden, sämmtliche hinterlassene Zeichnungen Iwanow's zu publiciren; eine sachverständige Auswahl dieser zum Theil höchst interessanten, aber ungleichen Entwürfe wäre sehr viel zweckmäßiger gewesen, als die von dem Bruder des Malers angeordnete Gesammtausgabe. Immerhin bieten diese Studien ein außerordentliches Interesse. Man vergleiche darüber insbesondere den eben genannten ausführlichen Aufsatz über Iwanow in der „Deutschen Rundschau", S. 442.

gemacht hat. Ich bemerke nur, daß, als ich einige Wochen später, gerade am Tage der großen Feuersbrunst im Apraxin-Dwor, in Petersburg eintraf, das Wort „Nihilist" bereits auf tausend Lippen lag. „Sehen Sie, das haben Ihre Nihilisten gethan, sie stecken Petersburg in Brand," waren die ersten Worte, welche der erste mir auf dem Newski-Prospect begegnende Bekannte sagte. Bald wurde ich gewahr, daß mich viele, mir bis dahin nahestehende Personen, kalt, zuweilen unfreundlich empfingen, daß andere, die im gegnerischen Lager standen und die ich als Gegner ansah, mir Glückwünsche spendeten. Es hat mich das in Ueberraschung, ja selbst in Bitterkeit versetzt; aber mein Gewissen blieb rein, ich wußte, daß ich mich gegen den von mir vorgeführten Typus[1]) nicht nur vorurtheilslos und ehrlich, sondern sogar sympathisch verhalten hatte und daß ich den Beruf des Künstlers und Schriftstellers zu hoch stellte, um in einer solchen Angelegenheit krumme Wege zu gehen. Das Wort „hoch stellen" ist hier eigentlich nicht am Platz; ich verstehe einfach nicht anders zu arbeiten und außerdem war gar keine Veranlassung dazu vorhanden. Die Kritiker nannten meinen Roman „Pamphlet", sprachen von „beleidigter" und „gekränkter" Eigenliebe; aus welchem Grunde hätte ich denn ein Pamphlet auf Dobroljubow schreiben sollen, den ich beinahe nie gesehen hatte und immer als Mensch und begabten Schriftsteller achtete? So bescheiden ich auch von meiner Begabung denke, so ist und war doch das Verfassen von „Pamphleten", „Pasquillen" meiner stets unwürdig gewesen. Was die „gekränkte" Eigenliebe betrifft, so bemerke ich, daß die Artikel Dobroljubow's über mein letztes Werk vor „Väter und Söhne", über „Am Vorabend" (Helene) (und er durfte sich mit Recht für den Vertreter der öffentlichen Meinung halten) — daß diese Artikel, die im Jahre 1861 erschienen, wie ich auf Ehre versichern kann, voll von lebhaftem, unverdientem Lobe waren. Aber die Herren Kritiker mußten mich einen beleidigten Pamphletisten nennen: leur siège était fait — und heute noch kann man im „Kosmos" folgende Zeilen lesen: „Endlich steht es fest, daß das Piedestal, auf welchem Herr Turgenjew stand, hauptsächlich durch Dobroljubow zerstört worden ist;" und weiter spricht der Kritiker von meiner „Erbitterung", die er übrigens begreift und „vielleicht selbst entschuldigt".

Die Herren Kritiker können sich wahrscheinlich keinen Begriff machen von dem, was in der Seele eines Autors vorgeht, worin seine Freuden und Leiden, sein Streben, Gelingen und Mißlingen besteht. Sie ahnen ferner nichts von dem Genuß, dessen auch Gogol gedachte bei der Darstellung erfundener Gestalten über eigene Mängel zu Gericht zu sitzen; sie wollen nicht glauben, daß es eine Hauptaufgabe des Schriftstellers ist, die Wahrheit, die Realität genau zu reproduciren, selbst wenn dieselbe auch nicht mit seinen eigenen Sympathien übereinstimmt. Ich erlaube mir, ein kleines Beispiel anzuführen. Ich bin immer ein eingefleischter Anhänger des Westens gewesen und habe niemals ein Hehl daraus gemacht; trotzdem habe ich in Panschin („adeliges Nest") alle komischen und abgeschmackten

[1]) Ich erlaube mir, folgende Stelle aus meinem Tagebuch anzuführen: „30. Juli, Himmelfahrt. Vor einer halben Stunde habe ich endlich meinen Roman beendet .... Ich weiß nicht, ob er Erfolg haben wird. Der Sowremennik wird mir wahrscheinlich vorwerfen, daß ich Basarow verachtet habe, und nicht glauben, daß zur Zeit des Schreibens ich mich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlte."

Seiten dieser Richtung geschildert; ich ließ den Slawophilen Lawretzki ihn „in allen Punkten schlagen". Und warum that ich dies, ich, der ich die Bestrebungen der Slawophilen für falsch und unfruchtbar halte? Darum, weil im gegebenen Falle dies aus dem Leben gegriffen war, und ich vor Allem den Wunsch hatte, lebenswahr zu sein. Beim Zeichnen der Figur des Basarow stellte ich ihn als allem Künstlerischen abgeneigt dar, und gab ihm einen scharfen, rücksichtslosen Ton, und zwar nicht in der ungereimten Absicht, das junge Geschlecht zu kränken (!!!)[1], sondern weil ich das bei meinem Bekannten, dem Doctor D., und ähnlichen Persönlichkeiten so beobachtet hatte. „Das Leben hat sie so gemacht," sagte mir meine ehrliche, wenn auch vielleicht irrthümliche Erfahrung; ich konnte nicht klügeln, sondern wollte nur eine bestimmte Person zeichnen.

Meine persönlichen Neigungen kamen dabei wenig in Betracht, und es werden viele meiner Leser erstaunt sein, wenn ich behaupte, daß ich, mit Ausnahme von Basarow's Kunstansichten, dennoch beinahe alle seine Ansichten theile. Man nimmt vielmehr an, ich hätte auf Seiten der „Väter" gestanden .... ich, der in der Gestalt Paul Kirsanow's beinahe gegen die künstlerische Wahrheit verstieß, seine schwachen Seiten carikirte, ja ihn selbst lächerlich machte[2]!

Der Grund des Mißverstehens liegt darin, daß dem von mir geschilderten Typus des Basarow nicht jene Uebergangsphasen vorausgingen, wie den andern literarischen Typen. Er folgte nicht — wie Onägin oder Petschorin — einer Epoche der Idealisirung, der Gefühlsherrschaft; mit dem Augenblicke, wo der neue Typus des Basarow erschien, trat ihm auch der Autor kritisch, objectiv gegenüber. Das hat dem Verständniß seiner Persönlichkeit wesentlich Eintrag gethan, und vielleicht mag darin der Grund zu den Irrthümern, der Ungerechtigkeit liegen. Der Typus des Basarow besitzt ein gleiches Anrecht auf Idealisirung wie seine Vorgänger. Schon oben habe ich angedeutet, daß durch ein directes Verhältniß des Autors zu der von ihm geschaffenen Gestalt dem Verständniß des Lesers Abbruch geschieht: es sagt ihm nicht zu, daß der Autor zu dem von ihm gezeichneten Charakter in Beziehungen steht wie zu einem lebenden Wesen, daß er seine guten und schlechten Eigenschaften zeigt und hauptsächlich seine Sympathien und Antipathien mit demselben klar legt. Der Leser will nicht einen

---

[1]) Als einen der vielen Beweise meiner „Bosheit gegen das junge Geschlecht" führt ein Kritiker an, daß ich Basarow im Kartenspiel mit dem Pater Alexei verlieren ließ. „Er weiß gar nicht, wie er ihn genug kränken und beleidigen soll! Er läßt ihn nicht einmal Karten spielen können!" Hätte ich es so eingerichtet, daß Basarow gewonnen hätte, so würde derselbe Kritiker unfehlbar ausgerufen haben: „Ist es nicht klar? Der Autor will zu verstehen geben, daß Basarow falsch spielt." T.

[2]) Im Auslande kann man durchaus nicht verstehen, weshalb um Basarow's willen so schonungslose Angriffe gegen mich gerichtet werden. „Väter und Söhne" sind mehrmals ins Deutsche übersetzt worden. Ein Kritiker der „Vossischen Zeitung" schreibt aus Anlaß der letzten, in Riga erschienenen Uebersetzung: „Es bleibt für den unbefangenen Leser schlechthin unbegreiflich, wie sich gerade die radicale Jugend Rußlands über diesen geistigen Vertreter ihrer Richtung (Basarow), ihrer Ueberzeugungen und Bestrebungen, wie ihn Turgenjew zeichnete, in eine Wuth hinein erhitzen konnte, die sie den Dichter gleichsam in die Acht erklären und mit jeder Schmähung überhäufen ließ. Man sollte denken, jeder moderne Radicale könne nur mit froher Genugthuung in einer so stolzen Gestalt, von solcher Wucht des Charakters, solcher gründlichen Freiheit von allem Kleinlichen, Trivialen, Faulen, Schlaffen und Lügenhaften, sein und seiner Parteigenossen typisches Porträt dargestellt sehen." T.

schon eingeschlagenen Weg verfolgen, er will selbst einen finden. „Wozu alle Mühe," denkt er unwillkürlich; „Bücher sollen zerstreuen, nicht Kopfzerbrechen machen; warum schreibt mir der Autor vor, was ich über seine Gestalten denken soll — warum sagt er mir, was er selber über sie denkt?" Ist aber das Verhältniß des Autors zu dem dargestellten Charakter noch unbestimmt, ist er sich selbst nicht klar, ob er ihn liebt oder nicht (wie es mir mit Basarow ging, zu dem ich mich, wie mein Tagebuch sagt, „unwillkürlich hingezogen fühlte") — dann steht es allerdings schlimm. Um aus einer unangenehmen Ungewißheit herauszukommen, ist der Leser im Stande, dem Autor gar nicht vorhandene Sympathien oder Antipathien unterzuschieben.

„Der wahre Titel Ihres Buches," sagte mir einmal eine geistreiche Dame, „sollte heißen „Weder Väter noch Söhne", denn Sie sind selbst der Nihilist." Aehnliche Ansichten wurden später bei dem Erscheinen von „Rauch" noch nachdrücklicher ausgesprochen. Ich will nicht darüber streiten; vielleicht hatte die Dame wahr gesprochen. Bei der Schriftstellerei thut Jeder (hier urtheile ich nach mir selbst) nicht das, was er will, sondern das, was er kann, und zwar insoweit es ihm gelingt. Ich gebe zu, daß belletristische Werke en gros beurtheilt werden müssen und zwar ruhig, wenn auch nicht gleichgültig; und daß die Kritik strenge Gewissenhaftigkeit in jedem einzelnen Punkt von dem Autor verlangen darf. Der Gewissenlosigkeit kann ich mich, trotz meines Wunsches den Kritikern gefällig zu sein, nicht für schuldig erklären.

In Bezug auf „Väter und Söhne" besitze ich noch eine merkwürdige Sammlung von Briefen und anderen Documenten. Es wird nicht ohne Interesse sein, wenn ich auf einige derselben hier näher eingehe. Während die Einen mich beschuldigen, das junge Geschlecht beleidigt zu haben, Andere mir mittheilen, daß sie „mit kalter Verachtung meine Photographie verbrannt hätten", werfen mir wieder Andere Verehrung desselben jungen Geschlechts vor. „Sie kriechen vor Basarow," ruft ein Correspondent aus: „Sie verurtheilen ihn nur scheinbar; im Grunde verehren Sie ihn und empfangen ein kaltes Lächeln von ihm wie eine Gnade!" — Ein anderer Kritiker, der sich in kräftiger und beredter Weise direct an mich wendet, stellt mich und Herrn Katkow wie zwei Verschwörer dar, die in einem einsamen Cabinet im Halbdunkel ihren schwarzen Anschlag zur Verleumdung des jungrussischen Geschlechts planen. Wie sah es aber in Wirklichkeit um diese Verschwörung aus? Als Herr Katkow von mir das Manuscript „Väter und Söhne" erhalten hatte, von dessen Inhalt er schlechterdings nichts wußte, gerieth er in Unwillen [1]). Der Typus des Basarow schien ihm

[1]) Herr Katkow wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich einen kurzen Auszug aus seinem Briefe mittheile. Er schrieb mir u. A. das Folgende: „Wenn Basarow auch nicht der Gegenstand einer förmlichen Apotheose ist, so ist er doch auf ein unverdient hohes Piedestal gestellt worden. Er überragt seine ganze Umgebung, die im Vergleich zu ihm schwach und unreif erscheint. Kann dieser Eindruck wirklich wünschenswerth genannt werden? Es kommt Einem vor, als habe der Verfasser einen ihm unsympathischen Typus darstellen wollen, es aber im Ton vergriffen und sich schließlich vor diesem Typus gebeugt. Man hat den Eindruck einer gewissen Unsicherheit des Verfassers seinem Helden gegenüber, den er zwar nicht liebt, aber fürchtet." Außerdem bedauerte Herr Katkow, daß Frau Odinzoff sich Basarow gegenüber nicht ironisch verhalten habe u. s. w. Offenbar war der eine Verschwörer mit der Arbeit des andern nicht zufrieden. T.

nichts weiter als eine Apotheose des „Sowremennik", und ich hätte mich nicht gewundert, wenn er die Aufnahme meines Romans in seine Zeitschrift verweigert hätte. „Et voilà, comme on écrit l'histoire!" könnte ich ausrufen, wenn man ein so großes Wort auf so unwichtige Dinge anwenden dürfte.

Andererseits begreife ich, daß mein Buch bei gedachter Partei Unwillen erregte. Es war das nicht ohne Grund und es ist nicht falsche Demuth, wenn ich ihren Tadel in gewisser Hinsicht für berechtigt halte. Das von mir erfundene Wort „Nihilist" wurde von Vielen aufgegriffen, die nur auf eine Gelegenheit, einen Vorwand warteten, die Bewegung, die sich der russischen Gesellschaft bemächtigt hatte, aufzuhalten. Nicht im Sinne eines Vorwurfs, einer Kränkung hatte ich dieses Wort gebraucht, vielmehr als einzig richtigen Ausdruck für ein historisches Factum; es wurde aber zu einem Werkzeuge falscher Anklagen — ja beinahe zu einem Brandmal der Schande gemacht. Einige traurige Ereignisse, die damals stattfanden, gaben diesem Argwohn Nahrung und da sie nur die immer mehr um sich greifenden Befürchtungen bestätigten, rechtfertigten sie die Bestrebungen und Pläne unserer „Vaterlandsretter" .... denn auch bei uns in Rußland traten damals „Vaterlandsretter" auf. Die bei uns noch so unselbständige öffentliche Meinung stürzte sich in eine rückläufige Bewegung. Auf meinem Namen aber lag ein Schatten. Ich täusche mich nicht, der Schatten wird nie von meinem Namen schwinden. — Aber es haben Andere, Solche, vor deren Namen ich mir meiner eigenen Nichtigkeit tief bewußt bin, das große Wort gesprochen: „Périssent nos noms, pourvu que la chose publique soit sauvée!" Nach ihrem Beispiel kann ich mich mit dem Gedanken an gestifteten Nutzen trösten. Dieser Gedanke nimmt dem unverdienten Vorwurf einen Theil seiner Bitterkeit. Uebrigens weshalb dem solche Wichtigkeit beilegen? Wer wird in zwanzig, dreißig Jahren noch an den Sturm im Glase Wasser denken — oder an meinen Namen mit oder ohne Schatten?

Ich habe genug über mich gesprochen, und es ist an der Zeit, diese Erinnerungsskizzen zu schließen, die, wie ich fürchte, dem Leser wenig Vergnügen bereitet haben werden. Ich will nur, bevor ich schließe, noch einige Worte an meine jungen Zeitgenossen richten, die gleich mir die gefährliche Laufbahn der Literatur betreten haben. Schon einmal habe ich gesagt, daß ich in Bezug auf meine Stellung durchaus nicht verblendet bin. Mein zwanzigjähriger „Musendienst" endete mit einer allmäligen Erkaltung des Publicums — und ich habe nicht Grund anzunehmen, daß es sich wieder für mich erwärmen sollte. Neue Zeiten sind gekommen, und neue Menschen nöthig. Die literarischen Veteranen sind wie die Soldaten zu Invaliden geworden, — und wohl dem, der rechtzeitig seinen Abschied zu nehmen weiß! Nicht in belehrenden Ton will ich meine Abschiedsworte fassen, sondern in den Ton eines alten Freundes, dem man halb herablassend, halb ungeduldig zuhört, wenn man sich überhaupt in ein so überflüssiges Gespräch einläßt.

Also meine jungen Collegen, Euch gilt das Wort.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben," möchte ich Euch mit den Worten Goethe's, des Lehrers unser Aller, zurufen.

„Ein Jeder lebt's — nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant!"

Die Kraft zu diesem „Packen", „Greifen" verleiht zwar allein das Talent; doch Talent allein genügt nicht. Es bedarf der steten Gemeinschaft mit dem, was man reproduciren will; es bedarf der Rechtlichkeit, der unerbittlichen Wahrhaftigkeit in Bezug auf die eigene Empfindung, der vollen Freiheit des Gesichtskreises und endlich — sind Bildung und Kenntnisse nothwendig. „Ah, wir verstehen, wohin Sie zielen," ruft hier vielleicht der Eine oder Andere aus: — „das sind die Ideen Potugin's[1]) — Civilisation, prenez mon ours!" Dergleichen Einwürfe können mich nicht in Erstaunen setzen, mich nicht um ein Jota zurückweichen machen. Wissen ist nicht allein, wie das Sprüchwort sagt, Licht, sondern auch Freiheit. Nichts wirkt so befreiend auf den Menschen, wie Wissen, und nirgends ist die Freiheit so unumgänglich nothwendig, wie in Sachen der Kunst, der Poesie: nicht umsonst spricht man von den „freien Künsten". Kann der Mensch das „packen", „ergreifen", was ihn umgibt, wenn er selbst innerlich gebunden ist? Puschkin hat das tief gefühlt; nicht umsonst hat er in jenem unsterblichen Sonett, das jeder angehende Schriftsteller wie ein Gebot auswendig wissen sollte, gesagt:

„Geh hin auf freiem Wege,
Wohin der freie Geist dich führt."

Der Mangel an Freiheit zeigt sich unter Anderem darin, daß keiner der Slawophilen, trotz ihrer großen Gaben[2]) je etwas Lebendiges geschrieben hat[3]). Keiner von ihnen hat sich — und sei es auch nur für einen Augenblick — seiner gefärbten Brille zu entledigen gewußt. Dasselbe traurige Beispiel des Mangels an wahrer Freiheit, entspringend aus dem Mangel an wahrer Bildung, zeigt sich besonders in dem letzten Werk des Grafen L. Tolstoi („Krieg und Frieden"), welches, was schöpferische und poetische Begabung anlangt, zu dem Besten gehört, was unsere Literatur seit dem Jahre 1840 hervorgebracht hat. Nein! ohne Bildung, ohne Freiheit im weitesten Sinn, in Bezug auf sich selbst, seine vorgefaßten Ideen und Systeme, selbst auf sein Volk und dessen Geschichte, ist kein wahrer Künstler denkbar; ohne ihren Hauch kann Niemand athmen.

Was die letzten Resultate, die endliche Schätzung der sogenannten „literarischen Carriere" betrifft, so brauche ich nur an die Worte Goethe's zu erinnern:

„Sind's Rosen, nun, sie werden blüh'n."

Wahres Genie wird nicht verkannt, aber auch das Verdienst überlebt seine Zeit nicht: „Jeder wird früher oder später zu den Todten geworfen", pflegte der selige Belinski zu sagen. Wer zu seiner Zeit ein Scherflein hat beitragen können, darf

[1]) Eine Figur aus „Rauch".

[2]) Man kann den Slawophilen natürlich nicht Unwissenheit oder Unbildung vorwerfen; um jedoch ein künstlerisches Resultat zu erzielen, bedarf es des Zusammenwirkens verschiedener Factoren. Der Factor, der den Slawophilen fehlt, ist die Freiheit; Anderen mangelt es an Bildung, noch Anderen — an Talent u. s. w. T.

[3]) Wie Turgenjew dem Uebersetzer einmal schrieb, zählt er den gewöhnlich der Slawophilenschule zugerechneten S. J. Aksakow (den Vater Iwan's und Constantin's und Verfasser der herrlichen „Familienchronik") nicht zu der gedachten Partei.

schon dankbar sein. Nur wenigen Auserwählten wird es zu Theil, nicht allein den Inhalt, sondern auch die Formen ihrer Ideen und Gesichtspunkte, selbst ihre Persönlichkeit, mit welcher die Menge gewöhnlich nichts anzufangen weiß, auf die Nachwelt zu übertragen. Die gewöhnlichen Individuen sind verdammt, mit ihren Zielen der Vergessenheit anheim zu fallen. Sie haben ihre Kraft erhöht, ihre Sphäre erweitert und vertieft, und was sollte es weiter geben?

Ich lege die Feder fort. . . . . Noch einen Rath und eine letzte Bitte habe ich an die jungen Schriftsteller. Meine Freunde, rechtfertigt Euch niemals, wessen Euch auch die Verleumdung beschuldigen mag; gebt Euch nie die Mühe, Mißverständnisse aufzuklären, „das letzte Wort zu behalten". Thut Eure Pflicht und laßt es dabei bewenden. Jedenfalls laßt erst einen gewissen Zeitraum verstreichen, und betrachtet dann die Sache aus einem historischen Gesichtspunkt, wie ich es hier zu thun den Versuch gemacht habe. Folgendes Beispiel mag Euch zum Trost dienen: — im Laufe meiner literarischen Carriere habe ich nur ein einziges Mal versucht: „Thatsachen zu constatiren"; und zwar als die Redaction des „Sowremennik" ihren Subscribenten mittheilte, daß sie ihre Verbindung mit mir gelöst habe wegen meiner falschen Ueberzeugungen (in Wahrheit hatte ich mit dem „Sowremennik" gebrochen trotz aller Bitten, was ich auch mit schriftlichen Documenten beweisen kann), nur dieses eine Mal ließ ich mich hinreißen, das Publicum über den wahren Sachverhalt aufzuklären — und erlitt natürlich ein vollständiges Fiasco. Die Jugend fiel noch bittrer über mich her, hatte ich doch gewagt, die Hände gegen ihre Idole zu erheben. Was kam darauf an, ob ich Recht hatte, ich sollte schweigen! Diese Lehre gereichte mir zum Besten, hoffentlich wird sie auch Euch noch nützlich sein.

Meine Bitte aber besteht darin: „Achtet unsere Sprache, unsere schöne russische Sprache, diesen Schatz, der uns von unseren Vorgängern überliefert worden ist, unter denen vor Allem Puschkin glänzt. Achtet dieses mächtige Werkzeug, welches in verständigen Händen Wunder zu thun im Stande ist! — Selbst denen, die an „philosophischen Abstractionen", an „poetischen Feinheiten" keinen Geschmack finden, Leuten mit praktischem Sinn, denen die Sprache nichts Anderes ist, als ein Werkzeug, die Gedanken auszudrücken — auch ihnen sage ich: Zieht aus jedem Ding den größtmöglichen Nutzen. Denn der Leser, der dem dürren, kraftlos-weitschweifigen Gerede Eurer Journale begegnet, ist wirklich versucht zu glauben, daß die Sprache in Euren Händen nichts als ein ganz gewöhnliches Mittel zum Zweck geworden ist und daß Ihr zu den Uranfängen der Mechanik zurückgekehrt seid."

Doch genug, sonst werde ich am Ende selber noch weitschweifig.

1868—1869. Baden-Baden.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Polarforschung.

Von

Friedrich Ratzel.

Der wirkliche Nutzen, den die zusammenfassende Darstellung eines wissenschaftlichen Gegenstandes bringt, darf vielleicht zu einem nicht ganz geringen Theile darin gesucht werden, daß dieser Gegenstand in seine natürliche Lage zurückversetzt wird, aus welcher die wissenschaftliche Erforschung ihn herauszuheben strebt. Diese letztere nämlich ist darauf angewiesen, gewisse Erscheinungen oder Erscheinungsgruppen zu isoliren, um ihr wahres Wesen kennen zu lernen, während jene gerade so sehr unter dem Bedürfnisse steht, aus dieser Isolirung heraus zu einer Gesammtbetrachtung sich zu erheben. Sagen wir zuviel, wenn wir nicht nur den Erfolg des Nutzens, sondern selbst einer gewissen gerechten Ausgleichung diesem zeitweiligen überblickenden Zurücktreten vor der Arbeit zuerkennen? Die Specialforschung läßt sich in der That durch das ganz subjective Uebergewicht, das sie ihrem Gegenstande beilegt, öfters zu Ueberschätzung und übermäßigen Ansprüchen verführen. Man erkennt das freilich nicht so leicht, wo es sich nur um Sachen handelt, wie man es dort wahrnimmt, wo Personen ins Spiel kommen, welche die bis zum Cultus gehende Ueberschätzung eines Biographen oder Historikers überschattet. Aber es ist im Wesen dieselbe Ungerechtigkeit, deren Wurzel in Einseitigkeit und in deren natürlicher Folge: Verkennung des Ganzen, des Zusammenhangs ruht. Wir sind der Ansicht, daß in Sachen der Polarforschung seit einiger Zeit eine solche ungerechte Strömung vorgeherrscht hat. Da nun dieser Zweig der Geographie von jeher, wie alle Entdeckungsgeschichte, nicht als eine Domäne der Gelehrten, sondern als ein Interesse aller Derer gegolten hat, welche einen weiteren Horizont als denjenigen ihres Kirchthums besitzen, so haben wir geglaubt, durch einen Ueberblick dessen, was auf diesem Gebiete erreicht ist und was zu wollen bleibt, nicht nur die Leser der „Deutschen Rundschau" auf einem wegen seiner Entlegenheit seltener betretenen Gebiete zu orientiren, sondern nach dem eben geäußerten Grundsatz auch bei einigen mehr Sachverständigen der Gefahr allzu enger und einseitiger Auffassung entgegen zu wirken. Beide Aufgaben sind freilich nicht sehr dankbar, die eine wegen des geringen Maßes von Anziehendem in der Natur der Polarregionen, welche viel-

mehr abzuschrecken scheinen, die andere, weil es den ungünstigen Anschein haben wird, daß wir einige Einzelinteressen der Wissenschaft nicht für das Höchste halten, was Menschen anstreben können. Daher wird in den folgenden Darlegungen umsomehr unser Bemühen dahin gehen, vor Allem klar und gerecht zu sein.

I.

Die Polarregionen umfassen die unwirthlichsten Theile der Erde. So wie man sie lebensfeindlich mit Rücksicht darauf genannt hat, daß höheres organisches Leben fast ganz aus ihnen ausgeschlossen ist, so kann man sie noch bestimmter als menschenfeindlich bezeichnen wegen der Kargheit und Strenge ihrer Natur, welche der freien Entfaltung nicht nur, sondern auch selbst der einfachen Erhaltung des menschlichen Lebens feindlich gegenübertritt. Innerhalb der Polarkreise liegt $^1/_{12}$ der Erdoberfläche, aber es wohnt hier nicht $^1/_{12,000}$ der Menschheit. Kein besonderes Land, kein selbständiges Volk, keine eigene Cultur, keine Stadt von Namen liegt in diesen Grenzen. In der Weltgeschichte in landläufigem Sinn, d. h. in der Geschichte der Staaten, haben die Polarregionen keine Rolle gespielt. Wenn man sagen würde, sie seien eigentlich niemals geschichtlicher Boden gewesen, so möchte man wohl nur von einigen sehr tief- und weitblickenden Geistern Widerspruch zu gewärtigen haben, welche einen nicht Jedem zugänglichen Begriff mit diesem Worte verbinden. Was also kann es denn sein, das die Menschen über Grenzen hinauszieht, jenseits deren sie nach allem Anschein so wenig zu suchen haben? Auf diese Frage mag ein kurzer Blick auf die Geschichte der Polarforschungen die beste Antwort geben.

Der Alten Kenntniß vom Norden ragte nicht bis zu den Eisregionen, deren der Schiffahrt jener Tage jedes Gelingen wehrende Natur gleichsam nur wie ein Eisblink am Horizont der griechischen und römischen Vorstellungen von der Erde aufleuchtete. Wo die Natur selber nicht das Vordringen verbot, da hemmte die Leichtgläubigkeit gegenüber den Schreckgeschichten, die vielleicht im Interesse monopolsüchtiger Phönizier erdacht und verbreitet worden waren, die Unternehmungslust und den Wissenstrieb. Männer wie Herodot und Strabo begnügten sich mit Resignation gegenüber den phönizischen Schiffer- und Kaufmannsfabeln, von denen sie unter Umständen auch Gebrauch machten zur Ausschmückung des leeren Raumes in ihren Nachrichten über die westliche trans-mediterranische Welt, etwa so wie die Kartographen des 16. Jahrhunderts die unbekannten Binnenländer der ihnen nur erst an den Rändern vertrauten neuen Welt mit Bildern leuchtend rother und goldener Männer bei Jagd, Schiffahrt oder kannibalischen Festen erfüllten. Herodot, der frisch und froh erzählende, fällt ganz aus der Art, wenn er sagt: „Von den Ländern am Westrande Europa's weiß ich nichts Sicheres zu sagen, denn ich glaube nicht an einen Fluß, der in das Nordmeer mündet und den die Barbaren Eridanus nennen und an dessen Ufern man angeblich den Bernstein findet. Ebensowenig weiß ich etwas von den Kassiteriden, die reich an Zinnerz. Das einzig Sichere hierin ist, daß Bernstein und Zinn aus den entlegensten Ländern dieses Theiles der Welt kommen." Und Strabo, wenn er auch soweit schon über den Vater der Geschichte hinausgeschritten ist, daß er den Ländern und Völkern der iberischen Halbinsel ein ganzes an That-

sachen reiches Buch seiner Erdbeschreibung zu widmen im Stande, kann doch, wie einer Unvermeidlichkeit gehorchend, dies lehrreiche Buch „Iberia" nicht schließen, ohne die vielerzählte Geschichte von dem patriotischen phönizischen Schiffer noch am letzten Ende anzufügen, der lieber sein Schiff auf den Strand laufen ließ, als daß er den Römern, die in der Furche seines Kieles folgten, den lang verheimlichten Weg gezeigt hätte. Das Ganze ist eine hübsche Illustration zu den zwei ersten Zeilen der „Ars Poëtica", wo Horaz von dem Maler spricht, welcher zum menschlichen Kopf einen Pferdehals fügen und mit verschiedenartigen Federn die Glieder überziehen wolle —:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, et varias inducere plumas . . .

Weiter hat es an dieser Stelle keinen Zweck, wo unmittelbar hinter der Anekdote die alle Fabel abschließende Aussage folgt: „Dennoch fanden die Römer nach wiederholten Versuchen den Meerweg heraus . . . ."

Wenn uns auch nichts von sicheren Verbindungen berichtet wird, welche das griechische oder römische Alterthum mit den Küsten des europäischen oder asiatischen Eismeeres, den eigentlich „oceanischen" Küsten unterhielten, wie von den Römern die nördlich gelegenen im Gegensatz zu den westlichen, den eigentlich atlantischen genannt wurden, so lassen doch die bei alten Schriftstellern nicht selten sich findenden Bezeichnungen mare concretum, congelatum, πεπυγυῖα θάλασσα keinen Zweifel, daß Mittheilungen über jene entlegenen Regionen durch anwohnende Völker bis zu den mittelmeerischen Centren der damaligen Welt gelangten. Zwar liegt wohl das Thule des größten Nordfahrers des Alterthums, des Pytheas von Massilia, nicht viel weiter nördlich als die Nordspitze Britanniens, und seine Erzählungen von der Polarnacht u. s. w. stammen sicherlich aus zweiter Hand. Aber wenn es Thatsache, daß schon die griechischen Colonisten von Olbia und anderen Pflanzstätten am Nordrand des Schwarzen Meeres Handelsreisen in das innere Rußland machten, geht die Annahme zu weit, daß gerade von einem der noch heute als am eisreichsten berüchtigtsten Theile des Eismeeres, vom „Eiskeller" des Karischen Meeres, Nachrichten zu den Gestaden des Mittelmeeres gelangt sein könnten? Da das schon damals seichte Asow'sche Meer und die Limane in der Nachbarschaft der Dnjepr- und Donaumündungen häufig gefrieren, braucht hier die Vorstellung eines gefrorenen Meeres ganz und gar nicht fabelhaft aufgenommen zu werden, sondern wurde aus eigenster Erfahrung verstanden. Indessen traten doch diese Vorstellungen in dem Weltbild der Alten weit zurück hinter der heiteren Gegenwart der mittelmeerischen Umgebung, welcher jener erdumfließende Ocean entnommen war, den, sei er Meer oder Strom, noch Strabo eifrig festhält und vertheidigt. Es ist dies bezeichnend für die Entlegenheit der Regionen des ewigen Eises von ihrem fernsten Gesichtskreis.

Um eine Welt, deren Grenzen von Eis umstarrt waren, in das Bewußtsein der Menschen einzuführen, bedurfte es der Erweiterung des geschichtlichen Schauplatzes bis in die Nachbarschaft des Polarkreises selbst. Das griechisch-römische Alterthum, welches, schon im Sinken, am Piktenwall und an der Nordsee Halt macht, mußte also diese Aufgabe Denen überlassen, welche im Norden sein Erbe antraten. Aus dem Meervolk der Normannen, den Phöniziern

des frühen Mittelalters, die, entsprechend der rauheren Natur ihrer nordischen Wiege, an gestählter Kühnheit ihre mittelmeerischen Vorgänger weit übertrafen, gingen die Entdecker und Besiedler Islands und Grönlands und die Umschiffer des Nordrandes der skandinavischen Halbinsel hervor und ihnen folgten vor Allen die sturmgewohnten Basken des biskayischen Meerbusens, welche der Thran des Walfisches nordwärts lockte, wie einst Bernstein und Zinn die Phönizier und deren Nachfolger. Allein diese kühnen Fahrten zeigten doch nur die Thore zur nordischen Eisregion und es mußte ein stärkerer Magnet sein, welcher zu bewußtem Vordringen in dieselbe führte. In dieser Beziehung kann man es als eine jener merkwürdigen Thatsachen bezeichnen, welche das Gewebe der geschichtlichen Fäden mit einem Schlage erleuchten, sollten sie auch vielleicht selbst manchmal nur zufällig sein, daß Columbus vor seiner weltgeschichtlichen Westfahrt auch Island besucht hat; denn mit ihm erst begann eine Periode der Weltumfassung, welche nothwendig auf die Polarforschung hinführte und mit deren Vollendung erst selbst zum Abschluß gelangen wird.

Daß es nicht nur nützlich, sondern auch gerecht sei, in der Erforschung menschlicher Dinge auf die Anfänge zurückzugehen, wird hier sehr klar. Jegliche Erscheinung fordert, daß man ihr Werden betrachte, ehe man das Urtheil spricht. Nun, diese Polarforschungen, die man als eine Art wissenschaftlichen Sports der jüngsten Jahrzehnte ausgeben will, in denen man etwas von übertriebenen Ansprüchen und Anstrebungen des hypertrophisch gewordenen Wissenschaftsgeistes unserer Tage zu finden glaubt, haben die edelste Ahnenschaft. Columbus wollte „den Orient durch den Occident" finden, d. h. er wollte Asien auf westlichem Wege erreichen. In südlichen Breiten fahrend, stieß Columbus auf Amerika, in dem er zwar bis an sein Ende Indien sah, dessen Verschiedenheit von dem gesuchten Lande aber schon seinen Zeitgenossen klar ward, denen in Folge dessen in höheren Breiten der Indienweg zu suchen blieb. Hier in diesem Gedanken des Columbus liegt der Keim der westlichen Indienfahrten wie zugleich der nördlichen Polarfahrten.

Dieses sehr sichere, deutliche Wort: „den Orient durch den Occident suchen" mögen wir in der That einem Samenkorn mit zwei Keimen vergleichen. Durch des Columbus Reise wurde der eine Keim zur Reife gebracht, der, nach Mittag zu sich entfaltend, den herrlichen fruchtreichen Baum der Entdeckungen in den gemäßigten und warmen Erdgürteln Amerika's trieb. Aus dem anderen Keim aber, der erst zurückgeblieben war, begann es zu sprießen, als jene Triebkraft sich in der wesentlichen Vollendung der amerikanischen Entdeckungen fast schon erschöpft hatte, und es entsprangen ihm in entgegengesetzter Richtung, gen Mitternacht strebend, die weniger hochragenden als weit ästenden und tief wurzelnden Entdeckungen im nördlichen Polarkreis, eine viel unscheinbarere Entwickelung, an der, gleichwie bei den Polarpflanzen das Wesentliche die mit Riesenkraft in das schwierige Erdreich sich eingrabenden Wurzeln sind, höchst unscheinbar und doch voll Zähigkeit und Kraft neben dem schwachen Gekräute und den seltenen Blüthen. Dieser zweite Keim begann sich schon zu regen, als noch zu des Columbus Lebzeiten Giovanetti und Sebastiano Cabotto von 1497 an in nördlicheren Breiten Kathai und Indien zu gewinnen suchten. Aber

diese Pflanze hatte keinen so glücklichen Himmel. Als der jüngere Cabotto auf seiner zweiten Reise in der Straße, die später nach Davis genannt ward, einen Grad über den Polarkreis hinausgedrungen, ja, wie Einige glauben, sogar bis in die Hudsonsbai gelangt war, ohne weder Indien, noch selbst etwas den westindischen Funden des Columbus Aehnliches zu entdecken, und als 1501 der von Portugal ausgesandte Cortereal nach Entdeckung des Einganges in die Hudsonstraße im arktischen Eise verschollen war, der Erste in einer langen, langen Verlustliste, da wurde dieses Wegsuchen in so gefährlichen Regionen bald den Kühnsten und Geschicktesten überlassen, denen der offene Ocean noch nicht gefährlich genug war und die „Eisschiffahrt" entwickelte sich zu einer besonderen Kunst. Man rüstete zwar damals leichtherzig genug nur kleine Schiffe mit Vorräthen für sechs Monate aus und hielt die Ueberwinterung für leicht vermeidbar; aber jede Fahrt brachte neue Erfahrungen, die leider nur zu selten wissenschaftlich verwerthet wurden. Den Walfischfängern haben diese Fahrten mehr genützt als den Geographen. Aber das Zeitalter des wissenschaftlichen Reisens war überhaupt noch nicht gekommen und unverloren blieben wenigstens die Bereicherungen der Landkarte. Denn in diesen unbekannten Regionen wurde kaum eine Fahrt gemacht, welche nicht unbekannte Länder oder Meere enthüllt hätte, und lang ist die Reihe der hervorragenden Entdecker in den arktischen Regionen, welche die Geschichte verzeichnet. Frobisher, der 1576 an der Südspitze Grönlands vorbei die Labradorküste gewann, an welcher er sich durch das Eis bis zu der nach ihm benannten Straße Frobisher-Inlet, welcher in die Hudsonsbai führt, hinaufarbeitete, und welcher in seinen zwei späteren Expeditionen von 1578 und 1579 nicht über diesen eigentlich wenig entlegenen Punkt hinausgelangte; Davis, welcher, kühner auf sein Ziel lossteuernd, auf drei Reisen zwischen 1585 und 87 bis über den 73. Grad hinauskam, die mit großem Rechte nach ihm benannte Straße in allen Richtungen durchkreuzte, den Cumberland-Sund und das gleichnamige Land entdeckte; Hudson, den 1610 seine letzte Polarfahrt bis an den Eingang der Hudsonsbai führte; Baffin, der die Baffinsbai explorirte und in den Smithsund tiefer eindrang, als irgend Einer, von dessen Fahrten man in den darauf folgenden Jahren Kunde hat, und welcher, vom 78.° nördlicher Breite zurückkehrend, noch den später so wichtig werdenden Lancastersund entdeckte, in dem nach fast zweieinhalb Jahrhunderten der Eingang zu der vielgesuchten nordwestlichen Durchfahrt erkannt werden sollte: sie sind die großen Bahnbrecher in der Nordwestrichtung, deren Spuren zahlreiche minder berühmte folgten. Daß sie mit Ausnahme Hudson's, der in einer Meuterei auf seinem eigenen Schiffe umkam, glücklich von ihren wiederholten Reisen zurückkehrten, zeigt, daß nicht nothwendig die Polarreisen so gefährlich sind, wie sie den Holländern auf der nordöstlichen Seite erschienen waren. Diese waren nämlich, um auch auf diesem Gebiete mit den älteren Seemächten in Wettbewerbung zu treten, seit 1594 in der Richtung auf Spitzbergen und Nowaja Semlja vorgegangen. Ihre großen Polarfahrer Heemskerk und Barents hatten diese Inseln entdeckt, letzterer war dabei über 81° nördlicher Breite vorgedrungen. Aber 1596 auf der Nordwestspitze Nowaja Semlja's bei Cap Nassau vom Eise eingeschlossen und zu unfreiwilligem Ueberwintern gezwungen, fand mit jenen Helden der größte Theil

ihrer Mannschaft einen elenden Tod, was zusammen mit der anscheinenden Unmöglichkeit, zur See das sibirische Eismeer zu erreichen, das Suchen nach dem Nordostweg auch hier vertagen ließ.

Die Polarforschung, soweit sie dem Zeitalter der Entdeckungen angehörte, schließt wesentlich mit der hier wie dort gewonnenen Erkenntniß ab, daß das, was man gesucht hatte, nämlich ein leicht schiffbarer nördlicher Weg aus Europa nach Indien, weder in westlicher noch östlicher Richtung vorhanden sei. Blickt man heute, ungetrübt durch jene Enttäuschung, auf die Ergebnisse der Fahrten des 16. Jahrhunderts, einschließlich der hierhergehörigen zwei ersten Jahrzehnte des 17., so muß man gestehen, daß fast Alles erreicht ward, was bei der Unvollkommenheit der Hilfsmittel jener Zeit überhaupt möglich war. Unter Unvollkommenheit der Hilfsmittel verstehen wir aber hier vorzüglich die Rathlosigkeit, in welcher man sich bezüglich der in den arktischen Regionen so starken Störungen der Magnetnadel befand, die Unkenntniß in Betreff der Eisverhältnisse und Strömungen im Eismeer, die Mangelhaftigkeit der Ausrüstung mit Lebensmitteln, welche eine Ueberwinterung in hohen Breiten ohne große Gefahr einer Scorbut-Epidemie als Unmöglichkeit erscheinen ließ. Um diese Hindernisse wegzuräumen und gleichzeitig um ein anderes Ideal an Stelle des Weges nach Indien zu setzen, bedurfte es jener ganzen Summe von Entdeckerarbeit im stillen Kämmerlein wie auf der hohen See, welche die Aera des wissenschaftlichen Forschens und damit auch der wissenschaftlichen Reisen heraufführte. Galilei und Kepler, Newton und Huyghens haben die Polarforschung gefördert, indem sie die Wissenschaft im Ganzen bereicherten. Genauere Zeit- und Ortsbestimmung, bessere Kenntniß der Magnetnadel, Vervollkommnung des Baues und der Ausrüstung der Schiffe ließen mit größerer Sicherheit nautische Unternehmungen jenseits der Polarkreise ins Auge fassen, während gleichzeitig die Wissenschaften in ihrem steten Fortschreiten Frage auf Frage stellten, deren Beantwortung der Polarforschung anheimgegeben ward.

Die eigentliche Periode der wissenschaftlichen Polarforschung hebt mit dem großen Cook an, der auf seiner ersten Reise die Länder und Meere um den südlichen Polarkreis, auf seiner dritten die jenseits der nördlichen in der Gegend der Beringstraße gelegenen explorirte und der theils durch eigene Beobachtung, theils durch die seiner Begleiter, unter denen Reinhold Forster in erster Linie zu nennen ist, die Wissenschaft mit zahlreichen Thatsachen und Anregungen bereicherte. An das noch immer lesenswerthe Capitel „Vom Eis und dessen Entstehung" in Forster's „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt" schließt sich die ganze Reihe späterer Forschungen über diesen für die Polarfahrten so wichtigen Gegenstand an. Des Augsburger Giesecke's mineralogisch-geologische Erforschung Grönlands von 1807—13 ist der erste Versuch der später mit so interessanten Ergebnissen fortgesetzten geologischen Studien über die Polarländer. Für Nowaja Semlja thaten Lütke, Baer u. A. Aehnliches. Scoresby's classisches Buch über den nordischen Walfischfang ist ein gutes Beispiel dafür, wie die wissenschaftlichen Probleme des Eismeeres jetzt sogar die Geister glücklicher Walfischfänger beschäftigten. Wenn nun auch der große Aufschwung der Polarfahrten seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wieder wesentlich durch

die von der britischen Admiralität als hochdotirte Preisfrage in den Vordergrund geschobene Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt bestimmt ward, so handelte es sich doch auch dabei längst nicht mehr um einen praktikabeln Weg, sondern um das zunächst geographische Problem der Landvertheilung in jenen Regionen, dann um die eng hiermit verknüpfte Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols, den die beiden Roß auf ihrer glorreichen Expedition nach Boothia Felix von 1829—31 fanden; endlich um die Lösung von Problemen, welche erst durch die Polarforschungen sich aufgeworfen hatten.

Wir erinnern noch an die Fahrt des Burtscheider Bürgermeisters B. von Loewenigh nach der Bäreninsel und Spitzbergen (1827), welche Kjerulf und L. von Buch Stoff zu wissenschaftlich hochwerthvollen Arbeiten lieferte. Die Untersuchungen Sabine's und Clavering's an der Ostküste Grönlands über den Erdmagnetismus (1823) gehören zu den größten Förderungen dieses Gegenstandes. Richardson's thiergeographische Arbeiten über das arktische Amerika, Hooker's pflanzengeographische Studien über die antarktischen Gebiete (1840—43) sind fundamentale Leistungen. Auf James Roß' Beobachtungen und Messungen (hier auch schon in größerer Zahl Tiefseemessungen) auf der Südpolarreise von 1840—43, gehen noch heute unsere hauptsächlichsten Kenntnisse über das Innere der „Antarktis" zurück. Seine Reise führt zur Entdeckung des magnetischen Südpols. Man kann über Mangel an wissenschaftlichen Ergebnissen wahrlich in dieser Zeit nicht klagen. Nur als die Reise Franklin's und Crozier's (1845—48) mit jener unglücklichen Katastrophe auf King Williams-Land endete, der die gesammte Bemannung der Schiffe „Erebus" und „Terror" zum Opfer fiel, da brach über alle wissenschaftlichen Interessen weg der tief menschliche Zug in den Polarforschungen noch einmal mit herrlicher elementarer Gewalt sich Bahn. Zwölf Expeditionen der Engländer und Amerikaner wurden in den nächsten 12 Jahren gemacht, um die Reste der Franklin-Expedition zu suchen und die Geschichte dieser Aufsuchungsfahrten bildet eine der menschlich anziehendsten Episoden der Polarforschung und vor allem erfreulich zeigte sich der warme Enthusiasmus, mit welchem bei dieser Gelegenheit die Amerikaner zum ersten Male auf den Plan der Polarforschungen traten. So groß war die Theilnahme an dem Schicksal der unglücklichen Verschollenen, daß die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt im Jahre 1852 nur wie irgend eine andere That wissenschaftlichen Charakters und wissenschaftlicher Consequenz von den Geographen registrirt ward.

II.

Da nun jenes traurige Interesse des Herzens befriedigt und dieses große Problem der Wissenschaft gelöst war, was blieb übrig, das die Menschen von Neuem in diesen Wirbel von Entbehrungen, Bedrängnissen und Gefahren hineinziehen konnte? Wir befinden uns jetzt in der Periode des höchsten Standes wissenschaftlicher Bestrebungen, deren Kennzeichen es ist, daß die durchdringendste Erforschung des Gegenwärtigen sich mit der gerechtesten Würdigung des Geschichtlichen verbindet. Nie ist man den einzelnen Erscheinungen zielbewußter und ausdauernder auf den Grund gegangen und nie war doch zugleich das Gefühl für Alles, was vergangene Geschlechter bewegt hat, ein gleich echtes, lebendiges.

Der Umblick im Raum und der Rückblick in die Zeit, die geographische und die geschichtliche Perspective, lagen vor den Augen keiner menschlichen Generation weiter und klarer als vor denen der heutigen und der nächstvergangenen. Was die Menschheit je bewegt hat, fühlt diese Zeit mit und was die Menschheit je beschäftigt hat, will sie zu Ende führen. Das Liegenbleiben und Vergessenwerden eines Problemes ist gegenüber der Schärfe und Allgegenwart des forschenden Geistes zur Unmöglichkeit geworden. Wenn lebendiger Besitz aller Errungenschaften der vergangenen Geschlechter die höchste Cultur, dann übertrifft unsere Zeit an Cultur alle vorhergegangenen. Und außerdem hat sie gerade angesichts von Problemen, wie die entdeckende Geographie sie bietet, den Vorzug der innigsten Fühlung mit weiten Classen der Bevölkerung. Dieser Vorzug ist nicht gering anzuschlagen in Dingen, welche ein ungewöhnliches Maß von Begeisterung und Opferwilligkeit voraussetzen, welche von Einzelnen kaum durchzuführen, denen außer der Zufuhr bedeutender Mittel auch die ermuthigenden Zurufe aus der Mitte des um die Arena der nationalen Wettkämpfe versammelten Volkes nicht fehlen sollten. Aus solcher Zeit heraus sind die Polarexpeditionen der letzten Jahrzehnte geboren, aus ähnlicher Fülle der Cultur und Wärme der Interessen darf man erwarten, noch viele Nachfolger die Anregung und Kraft zu ähnlichen Unternehmungen schöpfen zu sehen. In der pietätsvollen Anknüpfung an die historischen Fäden der früheren Expeditionen, die fruchtbar vor allem in der Verwerthung alter und neuer Erfahrungen sich zeigt; in der Fülle und Präcision der Aufgaben, die man sich stellt, im Getragensein von nationaler Begeisterung liegt das Kennzeichen aller geographischen Forschungsarbeit im großen Stile und so auch der Polarexpeditionen. Und nun, darf man sagen, sind auch die letzten Illusionen verschwunden, welche noch vor Kurzem wie ein Rest aus der Zeit des Maupertuis'schen Polarparadieses oder der Bouvet'schen Terra Australis, dem Zweck der Polarexpeditionen etwas unbestimmt Abenteuerliches verleihen konnten, und das Polarproblem ist ganz auf den Boden der thatsächlichen Erwägungen gestellt.

Wir denken an jenes „Offene Polarmeer", eine Theorie, welche wahre wissenschaftliche Leidenschaften entzündet und allein eine ganze Reihe von Polarexpeditionen hervorgerufen hat. Sie führte den letzten Läuterungsproceß in der Polarfrage herauf. Ihr zu Grunde lagen, wie allen falschen Theorien, unvollkommene Beobachtungen. Mehrere der nördlich von der Baffins-Bai vorgedrungenen Reisenden hatten nämlich weite offene Stellen des Meeres gesehen und sprachen daher hoffnungsvoll vom „Offenen Polarmeer". Die eben jetzt wissenschaftlicher Behandlung näher gebrachte Lehre von den Meeresströmungen wurde zur Stütze dieser Anschauung herangezogen, man führte den Golfstrom tief in das nördliche Eismeer hinein und ließ ihn Wärme aus äquatorialen Regionen dahintragen. Unsere ersten geographischen Zeitschriften vertraten die neue Ansicht, voran das „Ausland" und Petermann's „Geographische Mittheilungen". Der ruhige Beobachter fühlte wohl durch, wie diese Hypothese theilweise nur darum so eifrig aufgegriffen ward, weil man sie eben wünschte und brauchte. Aber unter dem Eindruck dieser Nachrichten konnte sogar ein Oskar Peschel 1858 in einem noch heute lesenswerthen Aufsatz der Deutschen Vierteljahrsschrift „Die großen Entdeckungen in den Jahren 1849—56" die nordwestliche Durchfahrt und das offene Polar-

meer an der Westküste Grönlands als „die beiden großen arktischen Entdeckungen" dieser Periode bezeichnen! Die Erforschung dieses mit der Wärmevertheilung an der Erdoberfläche tief zusammenhängenden Problems hat mehr als zwanzig Jahre hindurch die Polarforscher beschäftigt. Zwanzig Jahre der rührigsten Arbeit, der kühnsten Unternehmungen stand das Polarproblem unter dem Zeichen des „Offenen Polarmeeres"!

Es ist nicht zuviel gesagt, daß in dieser ganzen Zeit die Polarforschung ein unbewußter Kampf mit dieser Illusion gewesen ist. Sie abzuschütteln wurde ihr nur mit einem Aufwand von geistiger Anstrengung möglich, und dieser hat heute eine große Bereicherung unserer Einsicht gerade in jene Verhältnisse der Polarregionen zurückgelassen, welche für die Praxis der Eisfahrt von der größten Bedeutung sind. Man hat vor Allem in diesem Kampfe die wichtige Einsicht gewonnen, daß man sich bescheiden muß, dort kein offenes Meer zu finden, die einzelnen offenen Stellen in Bezug auf Dauer und Ausdehnung zu studiren, zu wissen, ob sie zufällige ephemere, oder gesetzliche, wiederkehrende Erscheinungen sind. Das rasche Vordringen der „Polaris" und der Nares-Markham'schen Expedition (1875/77) via Smithsund, ferner die mehrmalige Erreichung von Franz-Josefs-Land durch die Niederländer und Leigh Smith sind wesentlich der rationellen Ausnützung vergänglicher Oeffnungen im Eis zu danken und sie alle geben uns die Lehre, die ja nicht minder deutlich aus den seit acht Jahren im Schwange befindlichen Jenisseifahrten durch das Karische Meer hervorleuchtet, daß in günstigen Jahren sehr hohe Breiten zu Schiffe glücklich erreicht und aus solchen Breiten sogar heil wieder zurückgekehrt werden kann. Vor Allem aber die größte That unserer Zeit auf diesem Gebiete, die Gewinnung der nordöstlichen Durchfahrt durch Nordenskiöld, beruht am letzten Ende auf dem sorgfältigen Studium der Eisverhältnisse. Diese Studien machen es andererseits leicht, sich nicht auf Uebertreibungen einzulassen, wie Nares sie mit seiner „Palaeocrystic Sea", dem Meer des ewigen 80 Fuß dicken Eises noch vor wenigen Jahren geboten hat, und welche glücklicher Weise einen so berufenen Kritiker wie Weyprecht gefunden haben, der uns davor bewahrt, wieder in das gegentheilige Extrem des beständig eisbedeckten Meeres zu verfallen, wie es Scoresby vorschwebte.

Das Meer, mit welchem ein dem Pol zustrebendes Schiff es in den höheren Breiten zu thun hat, wird von den Sachkennern heute ohne allen Zweifel als in den meisten Strecken zu allen Jahreszeiten mit Eis bedeckt angesehen und die Eisbildung auf offener See scheint in ungünstigeren Jahren nur eine unmerkliche Unterbrechung zu erleiden. Winde, Meeresströmungen, ausmündende Süßwasserflüsse und Nähe des Landes sind im Stande, beschränkte Gebiete eisfrei zu machen, aber immer nur zeitweilig. Und die große Frage bleibt frei: treten derartige offene Stellen häufiger und regelmäßiger in gewissen Theilen der Eismeere auf als in anderen? Dieselbe der Lösung näher gebracht zu haben, ist das große Verdienst der jüngsten Polarfahrten. Mit ihrer endgültigen Lösung aber wird, wir hoffen es bestimmt, auch das Polarproblem gelöst sein.

In diesem Zusammenhang mag aber auch darauf hingewiesen werden, daß nicht nur in diesen letzten achtzehn Jahren die Kenntniß der Polarländer beträchtlich gefördert worden ist, sondern daß die für künftige Expeditionen höchst folgenreiche

allgemeine Anschauung, daß wir keine großen Polarländer, sondern nur Archipele vor uns haben, zu immer höherem Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist. Es liegt in derselben etwas Tröstliches, insofern ein Eindringen und Durchdringen zum Pol unter solchen Umständen näher gerückt scheint, als wenn derselbe inmitten eines Polarcontinentes gelegen zu denken wäre. Vor allem hat sich der groteske Polarcontinent Petermann's nicht bewahrheitet, der von Ostgrönland bis Wrangelsland wie eine Mauer quer durch die Polarregionen sich strecken sollte. In der Petermann'schen Instruction für die zweite deutsche Nordpolexpedition wurde in § 2 noch die „Entdeckung, Aufnahme, Durchforschung von Ostgrönland und der damit nordwärts, gegen die Behringstraße hin in Verbindung stehenden Länder" als Aufgabe gestellt neben der Lösung der sogenannten Polarfrage. In dieser Beziehung haben die Entdeckung der Nordküste von Grönland und der Insularität von Wrangelland nur vereinfachend gewirkt und wir wagen zu hoffen, daß auch die Südpolarforschung sich nicht durch das Gespenst eines Südpolarcontinentes werde abhalten lassen, auf den Bahnen von Bellinghausen, Wedell und James Roß in die höchst wahrscheinlichen Meeresstraßen einzudringen, welche auch die dortigen Landmassen für die Erforschung günstig zerlegen dürften.

III.

Frägt man zurückblickend, was das Ergebniß dieser seit drei Jahrhunderten mit so vielen Opfern immer wieder begonnenen Versuche sei, zum Nord- oder Südpol vorzudringen, so wollen, weil man mit allzu hohen Erwartungen an diese Unternehmungen herangetreten war, die Ergebnisse zuerst als vorwiegend verneinender Natur erscheinen. Versagt sind uns leicht schiffbare Nordwege um Amerika oder Asien herum in den Stillen Ocean; ausgestrichen von den Karten ist das große Australland, von dem man bis vor 100 Jahren sich gar viel Schönes vorgestellt hatte; unfruchtbar, ungastlich, unfähig, mehr als ein Paar tausend Familien kümmerlich zu ernähren, sind Nord- wie Südpolarländer; selbst thierisches und pflanzliches Leben ist spärlich vertreten. Noch in den letzten zwei Jahrzehnten hat man jenen Illusionen jüngeren Alters, der Vorstellung des tief ins Eismeer eindringenden wärmetragenden Golfstromes und der damit in vielen Geistern verknüpften offenen Polarsee Valet sagen müssen. Was bleibt nun von gewonnenen Erkenntnissen? Sicherlich doch mehr, als nach dieser Aufzählung scheint. Zwei Gebiete von eigenartigster Bildung in jeder Beziehung, keinem anderen Erdtheil in Form oder Größe vergleichbar, eigenthümlich im geologischen Bau und der Oberflächengestalt, statt der Flüsse die mächtigsten Ströme von Gletschereis, die man kennt, Eishüllen von Hunderten von Quadratmeilen Ausdehnung und Hunderten von Fußen Dicke, welche ganze Länder bedecken; in den Räumen, die diese freilassen, Thiere und Pflanzen von ganz besonderer Prägung und, bei ihrer vorwiegend circumpolaren Verbreitung, höchst interessanten Verwandtschaftsverhältnissen zu den mehr äquatorwärts wohnenden; ein Meer mit beständig sich erneuernder und beständig wieder zertrümmernder Eiskruste, mit mächtigen Wirbeln von Strömungen, deren Wirkungen sich tief in die äquatorialen Zonen erstrecken, mit reichem Thierleben an der Oberfläche wie

am Grunde; Witterungserscheinungen von ganz eigenem Typus, den große Kälte, geringe Niederschläge, beträchtliche Luftdruckschwankungen bezeichnen; und endlich die Mittelpunkte der in ihrer Wichtigkeit vielleicht erst geahnten magnetischen Strömungen der Erde. Wir wollen auch nicht übersehen, daß, indem man die Erde mehr und mehr nach ihrem Werden erforscht, jene merkwürdigen früheren Zustände der einst mit milderem Klima begabten Polarländer, ebenso wie ihre Rolle in jenen Eiszeiten, welche die gemäßigten Theile beider Erdhalbkugeln einst erstarren ließen, uns von immer größerer Bedeutung erscheinen müssen. Ueber allem aber bleibt uns der Gewinn, die Zugänge zu jenen unbekannten Regionen im Innern der beiden Polarwelten und die beste Methode ihrer weiteren Entschleierung kennen gelernt zu haben, welche nicht nur manches interessante Einzelproblem bieten, sondern ununterbrochen den Entdeckungstrieb anreizen werden, der noch tiefer, weil ursprünglicher als der wissenschaftliche Forschungstrieb in der menschlichen Natur liegt. Denn immer bleibt es wahr, was die berühmte African Association zu London an der Spitze ihres ersten Programms von 1788 sagte, das für die Menschheit so folgenreich werden sollte: „Unter den Gegenständen der Forschung, die unsere Aufmerksamkeit am meisten fesseln, gibt es vielleicht keinen, der die Neugier vom Kindes- bis zum Greisenalter so unablässig anspornt, keinen, den Gelehrte und Ungelehrte gleich begierig zu ergründen wünschen, als die Naturbeschaffenheit und Geschichte derjenigen Theile unserer Erde, die unserem Wissen bisher verborgen und unerforscht blieben.“ Kein Wunder, dieser Planet ist ja unsere Muttererde! Und in der That, stellt man die Erwägung an, was auf diesem Gebiete nun zu thun bleibe und gethan werden solle, so scheint, wenn man den bisherigen Verlauf der Polarexpeditionen verfolgt hat, unzweifelhaft am höchsten immer das alte Ziel der Erreichung des geographischen Poles zu stehen. *Dies ist das eigentliche und rechte Polarproblem.* Die Landes- und Meerestheile zu erforschen, welche zwischen 90° des Nordens und Südens und den bis heute erreichten nördlichsten und südlichsten Punkten liegen, ist die große, Jedem verständliche Aufgabe der Polarforschung und deren Krönung ist die Erreichung des Poles selbst. Daß aber eine solche Aufgabe heute nicht gelöst werden kann ohne eingehende Erforschung der gesammten, am Weg zum Pole liegenden Erscheinungen, ist klar und ebenso versteht man unschwer, daß in der genauen Erkenntniß der letzteren eine gewisse Vorbedingung des Gelingens der ersteren, in dem wissenschaftlichen Studium der polaren Erscheinungen die Grundlage für die Erreichung des lang gesuchten Zieles erkannt werden müsse. Es schließt also das, was man geographische Polarforschung nennt, keineswegs die wissenschaftlichen Untersuchungen aus. Beide ergänzen und bedingen sich.

Der hochverdiente Lieutenant Weyprecht, mit Julius Payer der Entdecker von Franz-Josefs-Land, ging zu weit, wenn er jene, als zu anspruchs- und opfervoll und als zu wenig Ergebnisse liefernd, zu Gunsten der rein wissenschaftlichen sedentären Erforschung in feststehenden Stationen zurückzudrängen suchte. Daß die geographische Entdeckung in jenen Regionen nur insofern höheren Werth habe, als durch dieselbe das Feld für die wissenschaftliche Forschung im engeren Sinne vorbereitet werde, kann in der That nur auf einem Standpunkte behauptet werden, den der enge Horizont eines Fachgelehrten einschließt. Denn

wenn wir auch alle seelischen Motive, die bei der Entdeckungsthätigkeit ins Spiel kommen, bei Seite lassen, und rein nur die Forsch- und Wißbegier gelten lassen, so ist für diese die Kenntniß der Landvertheilung ein Problem für sich, dessen Erforschung ganz ebensowohl zur Einsicht in große naturgesetzliche Verhältnisse führen kann, wie die meteorologischen und erdmagnetischen Studien. Besitzt doch der geographische Pol allerdings für alle Wissenschaft, die mit der Erde sich beschäftigt, eine ganz andere Wichtigkeit als „jeder andere in höheren Breiten gelegene Punkt". Es würde weit führen, dies hier im Einzelnen durchzuführen; aber bedarf es auch einer besonderen Beweisführung, um zu zeigen, daß Nord- und Südpol die beiden einzigen Punkte der Erde sind, an welche die äußeren erdumgestaltenden Kräfte sich in ganz übereinstimmender Art und Kraft heften und welche daher für die Erkenntniß des Wesens und der Geschichte dieser Wirkungen von unvergleichlich größtem Werthe, weil sie allein sicheren Vergleich gestatten? Sind nicht diese Punkte die Centren jener Eiswirkungen, in deren Peripherie wir im mittleren Deutschland noch gelegen sind und für deren, in früheren Erdperioden, noch weitere Erstreckung manche Thatsachen sprechen? Ist es nicht sicher, daß gerade diese angeblich unwichtigen Punkte von gewaltiger, das ganze Erdleben umwälzender Bedeutung in dem Augenblick werden könnten, wo Schwankungen der Erdaxe ihre Lage sich verändern ließe? Gerade so wie der Meteorolog und der Erdmagnetiker das von Weyprecht und seinen Nachfolgern so stark betonte Bedürfniß empfinden, durch dauernde Beobachtungen sich die meteorologischen und magnetischen Zustände und Vorgänge innerhalb der Polarkreise klar zu machen, strebt der geographische Entdecker nach dem Einblick in die topographischen und geologischen Verhältnisse derselben, hoffend, gleich jenen dort den Schlüssel für die Grundzüge der heutigen Topographie des Planeten und der sie am Wesentlichsten bedingenden Vorgänge der neueren Erdgeschichte zu finden. Wobei wir die Thatsache, daß die circumpolare Verbreitung der nordischen Menschen, der Thiere und Pflanzen innerhalb der Polarkreise Verbindungen zwischen Menschenwelt, Fauna und Flora der hier sich berührenden, weiterhin auseinander strebenden Landmassen schafft, nur erwähnen wollen, trotzdem auch sie wichtig genug ist.

Seit einem Jahre sind die Stationen in Thätigkeit, welche um den Nord- und Südpol ein Beobachtungsnetz spinnen. Einige sind schon mit reicher Ernte heimgekehrt, der Rückkehr der anderen sehen wir mit Spannung und Zuversicht entgegen. Ein großer Schritt ist damit unzweifelhaft geschehen. Wenn auch die an fast allen Punkten nur einjährige Dauer der Beobachtungen den Werth der Ergebnisse dieser Stationen erheblich herabzudrücken geeignet ist, so möchte doch Niemand leugnen, daß hier für Erdmagnetismus und Meteorologie Großartiges geleistet werden wird. Und wer, der da weiß, wie die meteorologischen Thatsachen an tiefgreifendem Einfluß auf alle anderen Naturgebiete in dem Maße wachsen, als wir uns polwärts bewegen, wird die Hilfe verkennen, welche diese sedentäre Beobachtung allen späteren Unternehmungen gewähren wird? Wahrlich, wäre Weyprecht nicht der große Entdecker, als der er immer anerkannt sein wird, er würde in der Wissenschaft als Gründer dieser Stationen unsterblich sein. De Brosse räth den Entdeckern in seiner „Geschichte der Schiffahrten",

jenen tiefsinnigen Mathematikern nachzuahmen, die sich oft mit bloßen speculativen Wahrheiten beschäftigen, welche anfänglich nur ein Gegenstand der Neugierde sind, endlich aber für Statik, Astronomie, Geographie oder Seefahrt sehr nützlich werden. Diesem Rathe folgte die Schar von Gelehrten, welche auf den internationalen Polarstationen ein langes, todtenstilles Jahr mit der Beobachtung der Magnetnadel und des Thermometers zugebracht hat. Getrennt von einander durch weite Land- und Meeresräume, gebannt in enge Hütten auf kleinen Inseln, in eisigen Oeden, haben sie in Einem Gedanken, nach Einem Plan Tag für Tag, Stunde für Stunde ihre Beobachtungen angestellt und nicht gefragt, wann und wie dieselben je genützt werden sollten. Höchste Bewunderung fordert die Leistung, die hier vollbracht ward in stiller und heldenmüthiger Arbeit.

IV.

Wenn wir von den Früchten der Polarreisen sprechen, soll zum Schluß ein Feld großer und dauernder Leistungen der Polarforscher nicht unberührt bleiben. Die Polarliteratur ist in manchen Beziehungen eigenthümlich, und was sie Eigenes hat, wirft ein helles Licht auf das Wesen der Bestrebungen und Leistungen, denen sie zum Ausdruck dient. Kein Zweig der so ungemein reichen Literatur der Reisebeschreibungen umschließt so viele Werke von tieferer Bedeutung, von dauerndem Werth, wie die Polarliteratur. Das liegt ebensowohl in ihrem Stoffe, wie in dem Geiste der Polarforscher selbst. Was eine Polarreise vor die Sinne bringt, ist nicht so bunt, wie ein Stück Afrika oder Südamerika; es hat aber dafür den Vorzug der einfachen Größe. Die Bilder des schrecklich Erhabenen wechseln in der Polarwelt mit denjenigen des einförmig Unendlichen ab. Was an bunteren Fäden, von Belebung, von Vermannigfaltigung durch Pflanzen, Thiere und Menschen in diese Grau in Grau gehaltenen Scenen sich webt, ist im Ganzen wenig, wie interessant auch immer im Einzelnen es sein mag. Jedenfalls trägt es kaum etwas bei, den Eindruck zu bestimmen. So steht die Polarwelt der Welt des Meeres am nächsten. Auch in ihr sind Farben und Töne von beschränkter Auswahl; aber gerade die Einfachheit ihrer Mittel erhöht den Reiz ihrer so vielartigen Abwandelungen. Und dann ist diese Natur immer groß und es bedarf keiner verfeinerten Schilderungskunst, um uns unter den Bann dieser Größe zu bringen. Dem Erzähler einer Polarreise kommt dieses Einfache, Große in der Polarnatur entgegen, er wird ihr mit wenigen großen Linien gerecht. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, den die Schilderungskunst auch auf diesem Gebiete gemacht hat. Julius Payer's vollendete Schilderungen aus der Welt des ewigen Eises können wohl nicht mehr übertroffen werden und doch wie ergreifen uns schon so mächtig die ersten sehr einfachen am anderen Pole der Schilderungskunst stehenden fast einsilbigen Beschreibungen der Eispressungen durch Gerrit de Veer, dem Begleiter Heemskerk's im Jahr 1595! Das wirksamste liegt in der Sache selbst und dann aber vor allem in der Stellung des Menschen zu dieser Sache. In der Polarwelt nimmt der Mensch eine ganz andere Stellung ein als in jeder anderen Gattung von Scenerie. Er ist mehr als bloß Staffage, er erhebt sich dieser Natur gegenüber als Gleichberechtigter und kämpft mit ihr. Jede Polarreise wirkt als Drama auf uns, in dem wir aus einer Reihe von Kämpfen, die alle Kräfte anspannen, den

Menschen als Sieger hervorgehen oder aber als Großes duldenden Helden unterliegen sehen. In jedem Falle wird unser Mitgefühl aufs Tiefste erregt. Welche Robinsonade kommt den Schilderungen Kane's oder Payer's nahe? Welche andere Reisebeschreibung erreicht die Schilderungen der Polarreisen an menschlich Ergreifendem?

V.

Man kann nicht verlangen, daß die vordringende Forschung warte, bis die Früchte jener stillen sedentären Arbeit gereift sein werden. Jedem sein Recht! Der kühne Schiffer ergreift die Gelegenheit, wo sie sich günstig bietet und nützt die Erfahrungen seiner Vorgänger, ohne sich indessen durch dieselben binden zu lassen. Und welchen Weg räth ihm nun die Erwägung jener Erfahrungen als den besten an?

Die wechselnd breiten Meeresgürtel, welche Arktis wie Antarktis von den Ländern mittlerer Zone trennen, müssen durchschifft werden, um von diesen zu jenen zu gelangen, sie machen daher die Erforschung der Polarregionen in erster Linie zu einem nautischen Problem, dessen Wichtigkeit noch vermehrt wird durch die Allgegenwart des Meeres in den hunderttausend Buchten, Armen und Sunden der Polarländer. Mit der Eismeerschiffahrt beginnt jede Unternehmung auf diesem Gebiete und von der Beantwortung der Frage, ob, wie weit und wie das Eismeer schiffbar sei, hängt es ab, ob wir die Pole, diese letzten Ziele aller Polarforschung, für erreichbar halten oder nicht. Man begreift also, daß die Erforschung des Eismeeres nicht nur Vorbedingung aller Polarforschung ist, sondern eine weite Strecke mit derselben zusammenfällt. Den Alten verwehrte die Vorstellung jenes Mare cronium das Eindringen in die polaren oder auch nur subpolaren Meerestheile, und im Gegensatz dazu basirte die wunderbare Kühnheit, mit der Davis, Baffin, Barents in das ewige Eis vordrangen, zum Theil auf der Vorstellung, das Meer könne wegen seines Salzes nicht gefrieren und das Eis sei also nur örtlich angehäuft, wo es mit den Flüssen aus dem Innern der polaren Länder gekommen sei. Ohne diesen guten Glauben würde sich ja die Aufsuchung der nordwestlichen und nordöstlichen Durchfahrt, die alle diese Helden der Eisfahrt sich vorsetzten, sehr bald als zwecklos herausgestellt haben. Als J. R. Forster die Gefrierbarkeit des Meerwassers zur Evidenz nachgewiesen hatte, entwickelte sich dann die Ansicht, man müsse zu Schlitten bis zum Pole vordringen können, da in sehr hohen Breiten eine zusammenhängende Eisdecke das Meer überziehe. Und endlich schwankte die Wage zurück zum „Offenen Polarmeere", mit dem die Geschichte der Polarforschungen in unserem Jahrhundert so eng verknüpft ist, bis nach allen diesen geistigen Pendelschwingungen von Extrem zu Extrem jene geläuterte Ansicht von viel und stark gefrierendem, aber darum doch nicht mit einer zusammenhängenden Eisdecke überzogenem, sondern von offenen Lücken durchsetztem Meer festgestellt blieb, welche heute die Grundlage aller Versuche sein muß, polwärts vorzudringen. Die große technische Frage, ob zu Schiff oder zu Schlitten der Pol leichter zu erreichen sei, kann heute auf dieser Basis mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit beantwortet werden und ist damit ein großer Grund von Unklarheiten, besonders aber von schlecht

begründeten Hoffnungen, Aussichten und Vorbereitungen weggeräumt. Es leuchtet ein, daß die Antwort hierauf ganz von der Vorstellung abhängt, die man sich vom Polareise macht. Denn wenn das Meereis nicht zusammenhängt, wird nur der Schlitten am Lande mit Nutzen Anwendung finden können. Wer möchte sich der Enttäuschung Parry's ausgesetzt wissen, welcher bei seiner kühnen fünften Polarfahrt sich nur auf schwimmenden Eisschollen fortbewegte, die er über trennende Wasserarme auf seinen in Boote verwandelten Schlitten erreichen mußte. Immerhin erreichte er so am 23. Juli 1827 die höchste bis dahin gewonnene Breite von 82° 45′, aber während er von dieser aus mit saurer Mühe seine Bootschlitten nordwärts schob, schwamm das Eisfeld, auf dem er sich befand, vor dem Nordwind nach Süden, so daß er die Enttäuschung erfuhr, drei Tage später die Polhöhe von 82° 40′ bestimmen zu müssen. Zugleich war das Eis ringsum so zusammengeschmolzen, daß außer der Scholle, auf der er sich mit seinen Bootschlitten befand, kein einziges größeres Eisstück in Sicht war. Es gehörte viel Glück dazu, um auf diese Weise überhaupt mit heiler Haut zurückzukehren!

Läßt so der normale Zustand des Eismeeres an ein Vordringen über das Meer hin allein zu Schlitten nicht denken, so lehren auf der anderen Seite vor allem die letzten Polarexpeditionen der Oesterreicher und Amerikaner, wie bedenklich es ist, mit dem Schiffe allein sich dem eiserfüllten Meere anzuvertrauen. Hätte der unglückliche Capitän der „Jeannette", De Long, die Lahmlegung seines Schiffes für die ganze Dauer der Reise an jenem verhängnißvollen 5.—6. September 1879 vorausgesehen, so würde er sich mit ganz anderer Energie der Eisumklammerung widersetzt haben. Er würde selbst lieber nach der Behringsstraße zurückgegangen sein. „Tegetthoff" und „Jeannette" lehren so eindringlich die Gefahren des Eistreibens, daß dasselbe mit allen Mitteln vermieden werden muß. Für uns, die wir keine offene See jenseits des Eiswalles zu finden wähnen, die wir wissen, daß mit der Hoffnung des Losthauens erst recht die Gefahr der Zertrümmerung im Eise beginnt, die wir endlich an keine directe in bestimmter Richtung führende Meeresströmung im Polarbecken glauben, ist das Festfrieren der Schiffe viel bedenklicher, als es früher scheinen mochte. Und wir würden sogar wagen zu behaupten, daß es für eine den Erfolg mit möglichster Sicherheit erfassende Polarexpedition nur zwei Möglichkeiten gibt: Entweder sie erreicht das Land, welches sie sich zur Operationsbasis ausgewählt und zwar so früh wie möglich; oder sie kehrt zurück, um eine bessere Chance abzuwarten. Das Schiff ist, mit anderen Worten, nicht dazu da, um im Eise vorzudringen. Hörten wir doch von den Technikern in der „Jeannette"-Untersuchung neuerdings wieder, was freilich nicht neu, aber leicht vergessen ist, daß kein Schiff zu denken sei, welches den Gefahren des Eises zu trotzen vermöge. Das Schiff bringt die Reisenden bis zur Operationsbasis und von derselben zurück. Von dieser aus aber geschieht, so lange die Technik der Luftballonfahrt kein Ueberfliegen der Hindernisse gestattet, das weitere Vordringen zu Boot und Schlitten. Nothwendig ist es aber, diese Operationsbasis möglichst früh zu erreichen, denn wenn auch der späte Sommer und das noch spätere Aufgehen des Meeres in den Polarregionen sehr oft den August, und selbst noch den September, als gute Zeit für

die Eismeerfahrt erscheinen ließen, gibt doch ein so spätes Vordringen wie das der „Jeannette", die erst am 28. August die Behringsstraße durchfuhr, die besten Karten aus der Hand. Die Fahrten durch das karische Meer gelangen nur darum Jahre hindurch so gut, weil man den Grundsatz befolgte, sich eine gewisse Breite in der Ausnützung der Zeit zu gestatten. Ebenso dankt die ältere Polarforschung der Baffin, Davis und Genossen große Erfolge gerade dem frühzeitigen Bereitsein. Baffin machte seine große Reise, die ihn im Smithsund die nördlichste Breite aller Polarfahrer des 16. bis 18. Jahrhunderts erreichen ließ, schon im Juni. Zurückkehrend entdeckte er noch den Lancaster-Sund, welcher sich freilich erst über zweihundert Jahre später nach so vielen vergeblichen Versuchen als das Hauptthor zur nordwestlichen Durchfahrt erweisen sollte. Am Vordringen in der Richtung dieses Einlasses verhinderte Baffin, der denselben im Anfang des Juli erreichte, eine Eisschranke, und es ist sehr bezeichnend, daß er schon Ende Juli in England zurück war, d. h. in der Zeit des Jahres, in welcher man heutzutage die Polarfahrten oft erst anzutreten pflegt. Ohne diese Eile, welche nur zeigt, wie wenig Erfahrung man über die wahren Verhältnisse des Polarklimas mit seinem so sehr verspäteten Sommer besaß, würde vielleicht schon damals die Bresche in der rechten Richtung gebrochen worden sein, zumal der Sommer 1616 in den Polarregionen nach Baffin's Schilderung einer jener ungewöhnlich günstigen gewesen sein muß, welche öfters den Polarforschungen zu unverhofften Fortschritten verholfen haben. Noch die ersten Expeditionen der Engländer, welche im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf Baffin's Spuren vorschritten, fanden es unmöglich, bis zu seiner Breite vorzudringen. Seitdem hat man erkannt, daß gerade in diesem Meerestheil in günstigen Jahren ein frühes Vordringen bis zu hohen Breiten möglich ist. Hall ging 1871 mit der Polaris in 11 Tagen von 73° 20′ bis 82° 11′ durch den Smithsund vor. Das sind 700 nautische Meilen. Nare drang 1875 in demselben Meerestheil unter viel ungünstigeren Bedingungen im „Alert" bis 82° 24′ vor.

Die Frage: Ob längs der Küste oder in offener See vorzudringen räthlicher sei? drängt sich als die nächste auf. Was in erster Linie für ein Vordringen längs einer Küste spricht, das findet sich mit großer Klarheit in den Motiven entwickelt, mit welchen in den Vorbesprechungen zur zweiten Deutschen Nordpolfahrt Capitän Koldewey sein Votum für ein Vorgehen längs der ostgrönländischen Küste begründete. Wenn als erstes Ziel einmal die Küste erreicht ist, so hat man viel mehr Aussicht, unter den erschwerendsten Umständen wichtige und bahnbrechende Entdeckungen und wissenschaftliche Forschungen zu machen, als durch ein Vordringen auf hohem Meere gegen den Pol. Gleich als ob Koldewey es vorausgesehen, trat der von ihm in Aussicht genommene Fall bekanntlich bei seiner zweiten Nordpolarfahrt ein: dieselbe erreichte die ostgrönländische Küste und machte, trotz sonst ungünstiger Umstände, dort jene bedeutenden Entdeckungen, welche unsere Vorstellungen vom Bau Grönlands wesentlich umgestaltet haben. Aber auch der entgegengesetzte Standpunkt, den Petermann zuerst in diesen Besprechungen vertreten hatte, nämlich das Vordringen auf hoher See und zwar in diesem Falle zwischen Nowaja Semlja und Grönland in der Richtung auf Gillis-Land, welches auf die Möglichkeit vollständig neuer Landentdeckung ausging,

fand seine Verwirklichung in der Fahrt des „Tegetthoff“; und auch diese zeigt klar, wie ein Experiment, was hier zu fürchten und was zu hoffen: ein Eingeschlossenwerden im Eis, ein hilfloses, dem Zufall preisgegebenes Fortgetriebenwerden in und mit dem schwimmenden Eis — bis zu großen, neuen Entdeckungen. Beide Fälle zeigen ferner, daß es wohl nicht gerathen sei, die Frage der Sicherheit mit einer oder der anderen von diesen beiden Fragen allzu innig zu verknüpfen, da die Küsten der weitaus meisten Polarländer so unwirthlich sind, um in Bezug auf Hilfe, welche sie etwa dem Menschen gewähren können, keinen Unterschied zwischen sich und dem Meere zu lassen. Sie haben nur den Vortheil, Proviantniederlagen zuzulassen, die beim Rückzug dienlich sein können. Die Reise der Männer von der „Germania“ auf dem Eisfeld längs der ostgrönländischen Küste oder der Schiffbrüchigen von der „Polaris“ längs der westgrönländischen, waren beide gefährlichere Unternehmungen, als die Rückfahrt der Oesterreicher oder im vorigen Jahre der „Eira“-Mannschaft von Franz-Josefs-Land über offene See. Für die Sicherheit dürfte die Frage der Rückzugslinie am wichtigsten sein, welche auf einen Punkt hinführen muß, von dem aus möglichst sichere Verbindungen mit der civilisirten Welt zu gewinnen sind. Nowaja Semlja, West- und Südgrönland, Behringsstraße sind derartige Punkte.

VI.

Die Erweiterung des geographischen Horizontes durch Aufdeckung neuer Polargebiete ist nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche gewonnen wird durch die Entdeckung und Erforschung von Ländern, die innerhalb der Grenzen die Bewohnbarkeit, also innerhalb der Grenzen der Menschheit im körperlichen Sinne liegen. Hier wächst der Boden, auf dem die Menschheit steht, hier erweitert sich die Bühne des Dramas der Weltgeschichte, hier vergrößern sich die Möglichkeiten der Bewegung, des Wachsthums der Menschheit selbst, deren geistiger Horizont in demselben Maße weiter und lichter wird. Nur dieser gewinnt nun aber bei Entdeckungen in der Richtung jener ungastlichen Länder, denen nicht nur der Mensch für die Dauer, sondern überhaupt jedes höhere organische Leben versagt ist. Aber was liegt doch nicht alles hierin, trotz dieses einschränkenden Wörtchens „nur!“ Eine Nothwendigkeit, die tief in unserem Geiste wurzelt, lenkt frei von allem körperlichen Wunsch und Bedürfniß immer wieder die Blicke der wahrhaft Weltkundigen und der in columbischer Weise nach Weltkunde Dürstenden polwärts. Wir wollen unseren Planeten kennen, mit dem unsere eigene Existenz unzertrennlich verbunden — das ist Alles. Aber das ist kein aus gelehrter Neugier hervorgegangener Wunsch, sondern ein natürlicher Trieb. Unsere Erde ist ohnehin so eng, jede Beschleunigung des Verkehrs macht sie noch kleiner, so daß nicht nur die Geister sich eingezwängt fühlen, die mit Adlerschwingen sich zur Höhe einer Betrachtung erheben, von der aus der Planet ein Punkt im weiten Raume wird, sondern selbst die Körper sich zu wenig Spielraum gegönnt sehen. Wenn nun auch aller Wunsch nach weiteren, wohnlichen Erdräumen angesichts der in dieser Beziehung unbarmherzig abweisenden Ergebnisse der bisherigen Polarfahrten schweigen muß, so ist es doch eine andere Sache mit dem Triebe nach geistigen Erwerbungen in jenen Regionen. Sei es

auch immer nur eine Klippe, eine Felseninsel, die dem Raume des Bekannten zugefügt wird, es wächst doch mit ihr das Gefühl des Daheimseins auf diesem Planeten. Und wenn auch die rastlose und kühne Woge der Wißbegierde, der Entdeckungslust lange unfruchtbar an diese Gestade schlägt, sie wird nicht ruhen, bis sie jene Eis- und Lavawände durchbrochen oder überstiegen hat, welche in so seltsamem, bizarrem Contrast wechselnd den Gürtel der unbekannten Polarregionen bilden. Denn diese oft, wir dürfen wohl sagen etwas zu oft, genannten „weißen Flecke" der Landkarten sind etwas mehr als nur leere und zum Leerliegenbleiben verurtheilte Negativitäten. Höchst mächtige, weithin ihre Anziehung erstreckende Strudel erzeugen hier die Schranken unseres Wissens, die Hindernisse unseres Vor- und Eindringens, an welchen der Geist sich bricht, die er suchend umkreist. Diese Leere ist nicht das platte Nichts einer Null, sondern der Raum, der naturgemäß strebt sich auszufüllen, in den der Geist, weil er von expansivem Wesen, hinein, auf den er über alle Schranken weg hinübergezogen wird. Ein Geist kann, von der Vergeblichkeit vieler Versuche ermüdet und entmuthigt, verdrossen sagen: Ich resignire diesem Problem gegenüber. Dasselbe können Hundert und Tausend individuelle Geister. Aber der Geist der Menschheit überlebt diese Perioden seelischer Depression, diese Rückschläge, und geht immer neu ans Werk, zu welchem die Erfahrungen der Jahrtausende ihn immer geschickter machen. Dieser unsterbliche Geist abdicirt vor keinem Problem, dessen Lösung überhaupt im Bereiche des Möglichen gelegen ist. Und wenige Aufgaben, darf man wohl kühn behaupten, liegen ihm näher, als die lückenlose Kenntniß der Erde, seines Mutterbodens, von dem er selbst ein unzertrennlicher Theil ist. In diesem Zusammenhange lohnt es sich wohl, auch über den Abenteuertrieb, welcher den Polarforschern so oft vorgeworfen wurde, ein Wort zu sprechen. Würden wir als Advocat für die Sache der Polarentdeckungen aufzutreten haben, so wäre es ein sehr Leichtes, diesem Vorwurf dadurch die Spitze abzubrechen, daß wir die Gegenfrage thäten: Was wird ohne diesen Abenteuertrieb überhaupt entdeckt? Und welche Reihe großer Männer erscheint als Abenteurer, welche vor der Zeit wissenschaftlicher Erderforschung ihre Entdeckungsreisen machten? Allein es braucht hier keine effectvolle Widerlegung, sondern einfach die Hervorhebung des Irrthums angestrebt zu werden, welcher in dieser abfälligen Kennzeichnung des Entdeckungstriebes überhaupt liegt. Keine Frage, daß vom Standpunkt des in seiner Studirstube den Weltgeist „beschleichenden" Gelehrten das Wagen eines Columbus nicht minder abenteuerlich erscheint als das eines Baffin oder Barents. Allein es wäre höchst wunderbar, wenn der wissenschaftliche Standpunkt hoch genug wäre, um allen Tendenzen der menschlichen Seele, wie sie in der Geschichte sich zeigt, gleichmäßig gerecht werden zu können. Und man muß zugeben, daß der Kern des Entdeckungstriebes ursprünglich nichts Wissenschaftliches hat, wie häufig er auch dann in seiner Entwicklung sich derselben als Mittel bedienen oder als Ziel ihr nachstreben mag. Es ist ein rein menschliches Bedürfniß, auf der Erde orientirt sein zu wollen. Wir finden es bei den einfachen Völkern der polynesischen Inseln, welche so wenig wissenschaftlichen Geist haben wie möglich, wir finden es bei den wissenschaftslosen Chinesen und Indern. Und was trieb den Necho, welcher die Flotte zur Umsegelung Afrika's ausrüstete? Man spricht

nicht umsonst von der „Mutter Erde", es ist mehr als Bild in dem Spruch. Etwas Intimes, Vertrauliches bezeichnet das Verhältniß, in welchem der Mensch zu seinem Planeten, seiner Erde steht; und ihm entspringt der starke Wunsch, sie zu kennen. Wenn irgend etwas zum Forschen antreibt, so dieser Wunsch, den dann freilich unter Umständen, auch noch ganz andere Triebfedern greifbarerer Natur erregen. Denn allem Verkehr muß ja die Orientirung auf dem Erdball vorausgehen. Man möchte nun wohl sagen: Was ist dieses Streben anders als derselbe Trieb zum Erkennen, der auch der Wissenschaft zu Grunde liegt, und hier nur auf ein näheres, einfacheres Ziel gerichtet ist? Hier soll ein thatsächlicher Zustand, nämlich die Vertheilung des Wassers und des Landes über den Planeten hin, erkannt werden; das ist dasselbe Ziel, welches der Pflanzen- oder Thierkundige in erster Linie bei seiner Erforschung der Reiche der belebten Natur verfolgt. Zuerst ist die Erkenntniß dessen, was ist, niedergelegt in Beschreibungen, welche in unserem Falle Karten sind. Dann erst kommt die Erforschung der Ursachen, im glücklichen Fall das Finden der Gesetze.

Aber ist denn nicht doch ein Unterschied des Grades in diesem Triebe, dieser Lust zum Erkennen? Bestimmt nicht den größten Unterschied die Natur des Gegenstandes selbst, der uns anzieht? Es ist wichtig festzustellen, daß diese Frage nur bejahend zu beantworten ist. Das Streben nach Erkenntniß einer wissenschaftlichen Wahrheit ist eine kühle, eine Verstandesliebe, im Vergleich zu dem alten in die fernsten Jahrtausende der Geschichtsursprünge hinabreichenden Trieb nach freiem Umblick auf der Erde, der schon durch seine historischen Associationen, mehr noch durch das menschlich höchst Ergreifende seiner eigenen Geschichte so eng mit dem Menschengeiste jeder Zeit und Bildung verflochten war. Welcher gelehrte Fund hat Epoche gemacht wie der Seeweg nach Indien oder die Entdeckung Amerika's? Welches Capitel der reinen Geistesgeschichte vergleicht sich an eindringlicher Sprache zu Geist und Gemüth mit der das Tiefste und Höchste von Leiden und Edelmuth umschließenden Franklin-Episode der Polarforschungen? An den geographischen Entdeckungen ist das Herz der Menschheit mitbetheiligt; die wissenschaftlichen sprechen nur zum Verstand und es geht daher gegen die Natur, die beiden auf eine Linie zu stellen, eine durch die andere ersetzen oder verdrängen zu wollen. Dazu kommt eine nationale Bedeutung, welche diesem wie jedem anderen idealen Opferbringen innewohnt. Man könnte vielleicht sagen: das Maß der Liebe zu idealen Dingen ist das Maß der Liebe zum Vaterland. Doch denken wir hier zunächst an Näherliegendes. Alles Leben ist Wettkampf und so denn auch das Völkerleben. Tritt nun die Kampfnatur unseres Thuns nicht oft klar hervor, so daß, wie träge Menschen, so auch erstarrte Völker sich außer allem Kampfe wähnen mögen, wiewohl das Täuschung ist, so regen um so tiefer die Volksphantasie jene Thaten auf, welche eben dieses Merkmal des Wettkampfes deutlich an sich tragen. Ganze Nationen jubeln begeistert ihren Siegern zu oder trauern mit denen aus ihrer Mitte, welche auf der verlierenden Seite standen. Mit welchem Rechte man die Leistung des Einzelnen die Gesammtfähigkeit der Nation repräsentiren läßt, bleibt unerörtert. Aber thatsächlich ist das Gefühl herrschend, daß solche Vertretung möglich. Es erneuert das Heraustreten bedeutender Männer in die Arena hervorragender Thaten jene Ent-

scheidungen alter Völkerzwiste durch Zweikämpfe in der Corona des gesammten Volkes. Es vermehrt das Interesse an diesen Wettkämpfen, daß sie auf Gebiete übertragbar sind, wo kleine Nationen mit großen, schwache mit starken, unterjochte mit beherrschenden es aufnehmen können, vor allem also auf die geistigen Gebiete. Wie oft ist es vorgekommen, daß Völker für politische Verluste und Leiden sich mit dem Gefühle trösteten, in Literatur, Kunst, Wissenschaft herrschend zu sein. Das Feld der geographischen Entdeckungen ist aber darum vielleicht die gesuchteste Arena solcher unblutigen Kämpfe, weil auf ihm die geistigen Ziele erreicht werden durch Aufbietung jener Seelenkräfte, auf denen vor allem geschichtliche Größe ruht: Unerschrockenheit, Ausdauer, kühnes Wagen. Man hat ja oft genug das Vordringen im ewigen Eis mit den Kämpfen auf den Schlachtfeldern verglichen. Das spricht zu Geist und Phantasie zugleich. Rechnet man dazu das Bestrickende eines hohen Spieles, in dem Menschenleben den Einsatz, und den Preis ein Jahrhunderte vergeblich umworbenes Ziel bilden; erwägt man ferner die politischen und wirthschaftlichen Vortheile, welche nicht selten die Frucht glücklicher Entdeckungsfahrten waren: dann erscheint es nicht wunderbar, wenn auch in ihnen eine Staffel zu nationaler Größe erblickt wird, deren sich die politisch Schwächeren und Aufstrebenden mit Vorliebe bedienen.

VII.

Blicken wir auf unsere eigene Geschichte zurück, welche merkwürdige Verknüpfung der nationalen Hoffnungen und Strebungen mit den Polar-Expeditionen tritt uns da entgegen!

Der Antheil der Polar-Expeditionen an der nationalen Wiedergeburt Deutschlands ist in der That eine der, wenn nicht folgenreichsten, so doch gewiß anziehendsten und auch bezeichnendsten Episoden unserer neueren Geschichte. Wer sie von dieser Seite her kennt, wird jene nicht so leichthin verwerfen. Der gründliche Geschichtschreiber des neuen Deutschlands wird einst nicht verfehlen, in den Bänden der Petermann'schen „Geographischen Mittheilungen" seit 1865 einen charakteristisch und erfreulich deutschen Ausläufer der nationalen Bewegung zu studiren. Petermann hatte damals den Plan eines Vordringens mit einem deutschen Schiffe in nordöstlicher Richtung unter Benutzung des Golfstroms entworfen. Die Idee war nach der so einseitigen Bevorzugung der Davisstraße durch die Engländer und Amerikaner, welche Franklin suchten, ganz naturgemäß auf rein geographischem Boden gewachsen. Die später in größerer Zahl unternommenen Expeditionen in die Meere von Spitzbergen, Nowaja Semlja und Franz-Josefs-Land haben bewiesen, wie einleuchtend die Nothwendigkeit der Aufklärung des geographischen Horizontes nach dieser Seite hin war, wie der Petermann'sche Plan eigentlich in der Luft lag. Aber in dem Deutschland jener unvergeßlichen Tage des nationalen Keimens und Regens war es ebenso natürlich, daß ein Gedanke, der zur Bethätigung auf einem der ehren- und ruhmvollsten Felder der maritimen Arbeit aufforderte, zum nationalen wurde. Zwar nur zagend hatte man ihn aufgenommen. Heute beschämt es, zu lesen, was Petermann in einem Aufsatz der Mittheilungen 1866 schreibt: „Es war vielleicht ein allzu kühner Gedanke, daß sogar wir Deutsche uns an diesen Expeditionen be-

theiligen könnten." Aber so stark war der Drang zu nationalen Thaten zur See, daß wenig fehlte, und der Nationalverein hätte 1865 eine Polarcommission niedergesetzt, ähnlich wie er damals Ludwig Bauer's Taucherprojecte als nationale Angelegenheit gefördert hatte. Friedrich Harkort schrieb im October 1865 in der „Rheinischen Zeitung": „Die Tage sind wieder einmal vorüber, wo Deutschland sich für eine Kriegsflotte unter Preußischer Führung begeisterte. Eine deutsche Kriegsmarine harrt noch vergeblich ihrer Schöpfung durch den kranken Bundestag: wohin soll sich der gute Wille wenden, welcher unser Seewesen fördern will? Wir freuen uns, Rede stehen zu können. Petermann nimmt für den durch ihn vorgeschlagenen Plan einer Nordpol-Expedition die Unterstützung aller derer in Anspruch, denen die Wissenschaft und deren Förderung durch Deutschland am Herzen liegt." Und nun wird der Plan entwickelt, der ohne große Gefahr und mit geringen Kosten zu verwirklichen sei. Es wird hingewiesen auf die zahlreichen Leistungen individueller Deutschen in Schiffahrt und Nautik, und mit ihnen das Nichts der nationalen Leistung zur See contrastirt. Vorzüglich für die Hebung der deutschen Seefischerei sei von einer energischen Theilnahme an der Polarforschung viel zu hoffen. Und zum Schluß wird vorgeschlagen, die in den Cassen des Nationalvereins angesammelten Flottengelder diesem Zwecke zu widmen, denn „ob ein Kanonenboot mehr oder weniger schwimmt, erscheint unbedeutend gegen diese Entdeckungsreise, wodurch die deutsche Marine sich der der Seemächte ebenbürtig gegenüberstellte." Wieder ging eine Bewegung durch Deutschlands Gauen, wie sie seit 1859 öfters unser Volk durchbebt hatte. Wir sehen heute doch auch nur eines der frohen Anzeichen unserer nationalen Wiedergeburt in derselben. Seeleute von Ruf wie Wüllerstorf, Werner, Hegemann, Bernard boten freiwillig ihre Dienste an. Einer derselben deckte mit eigenem Vermögen die noch fehlende Summe. In den Hansastädten wurde schon damals die noch immer offene Frage der regeren Wiederbetheiligung deutscher Schiffe an der großen Seefischerei mit Eifer erörtert. Man erinnerte sich, daß Friedrich der Große 1768 einige Walfischfahrer, die nach Grönland und Spitzbergen gingen, aus Staatsmitteln unterstützt hatte. Auch kam ein treffliches Schriftchen eines gewissen Gloger, 1847 zu Berlin erschienen, jetzt zu Ehren, in welchem an dem Beispiel der Vereinigten Staaten gezeigt war, wie umfassender Betrieb des Walfischfanges eine Seemacht nautisch stark mache und den Mangel überseeischer Colonien vergessen lassen könne. Aber man hörte auch dort hoffnungsfreudige Stimmen, die der Gedanke begeisterte, es könnte Deutschlands Seeleuten gelingen, bis 85° nördlicher Breite vorzudringen. Die „Hansa" schrieb im November 1865: „Würde es nicht unser Nationalgefühl ungemein heben müssen, wenn unsere Seeleute diesen Triumph feierten?" Die Agitation für die Polar-Expedition breitete sich weiter aus. Zwar erhielt Petermann nur einen dilatorischen Bescheid über seinen den Ministern Bismarck und Roon persönlich im November 1865 vorgelegten Plan, den Beide mit großer Theilnahme aufgenommen hatten; und Oesterreich erklärte, kein Schiff, nur Officiere und Instrumente hergeben zu können; aber die Commission für Handel und Gewerbe des preußischen Abgeordnetenhauses sprach sich im Februar 1866 höchst lobend über denselben aus. „Man darf behaupten," heißt es in ihrem Bericht, „daß Petermann's Project eine

deutsche Nationalfrage geworden ist." Leider versagte ihr die damalige politische Lage die Möglichkeit, den Plan der Regierung direct zu empfehlen. Und die Ereignisse von 1866 schnitten dann jede Hoffnung auf thätige Theilnahme Preußens oder Oesterreichs ab. Aber in der Nation hatte die Anregung Wurzel geschlagen und zu den rühmlichsten, unvergänglichen Zeugnissen des nach selbständiger nationaler Bethätigung ringenden deutschen Geistes gehört die aus privaten Mitteln aufgebrachte erste deutsche Polar-Expedition von 1868.

König Wilhelm aber bezeugte und bekräftigte diese tiefere Bedeutung der deutschen Polarforschung, als er am 15. Juni 1869 in Begleitung seiner großen Paladine Bismarck, Moltke und Roon in Bremerhaven erschien, um der Abfahrt der „Germania" und „Hansa" die höchste Weihe zu geben. Es gehört dieser Moment wesentlich mit zu der welthistorischen Traumerfüllung jener Werdejahre deutscher Nation, ebenso wie der ganze Verlauf der zweiten deutschen Nordpolarfahrt unter Koldewey und Hegemann ein helles Blatt in der Geschichte des deutschen Seewesens für immer bilden wird.

* * *

Indem wir nun unsere Betrachtungen mit den Worten beenden, mit welchen Hartlaub und Lindenau im Jahr 1873 ihren Bericht über die zweite deutsche Nordpolarfahrt dem Publicum übergaben, möchten wir den nationalen Horizont der Frage noch einmal zum allgemein menschlichen erweitern, der doch allein groß genug ist, die ganze Polarfrage zu umfassen: „Wenn es schließlich," sagten dort diese verdienten Förderer deutscher Polarforschung, „unseren muthigen Landsleuten nicht beschieden gewesen ist, die deutsche Flagge am Nordpol zu entfalten, so liegt dennoch unseres Erachtens kein positiver Grund vor, an dem endlichen Gelingen des Vordringens bis dahin zu verzweifeln. Gestützt auf die gewonnenen Erfahrungen und Resultate wird Deutschland das so ruhmvoll angefangene Werk arktischer Entdeckung fortführen, vor keinen Opfern und Anstrengungen zurückschreckend. Es wird vor allem auch nicht ruhen, bis sich ihm der grandiose Kaiser-Franz-Josefs-Fjord und damit das Innere Grönlands vollständiger erschlossen haben wird. Gerade die außerordentliche Schwierigkeit solcher Unternehmungen verleiht denselben die unwiderstehlichste Anziehung und wird immer von Neuem Bewerber auf den Kampfplatz locken, bis früher oder später der hohe Preis errungen, der Pol erreicht und damit das größte geographische Geheimniß des Nordens enthüllt sein wird. Dann werden sich unsere Blicke dem entgegengesetzten Punkte des Erdballs zuwenden, und wenn es vielleicht an jenem fernen Tage, wo Sirius aus unseren Wolken verschwunden, und das südliche Kreuz wieder sichtbar sein wird, einem kühnen Forscher gelingen sollte, das unzweifelhaft letzte Thule, den Südpol, zu erreichen, dann mag er sein Glück mit dem Dichterworte Petrarca's preisen:

Vedi insieme l' uno e l' altro polo,
Le stelle vaghe e lor viaggio torto
E vedi' il veder nostro quanto e corto.

Zwischenspiel und bewölkter Himmel.

Zwei Novelletten von **Salvatore Farina.**

Deutsch von

Hans Hoffmann.

Zwischenspiel.

Hier berichtet der Rechtsanwalt Epaminondas Placidi einen kleinen Auftritt, der ihn eigentlich gar nichts angeht.

Sie waren bei den Früchten und erwarteten den Kaffee. Sie hatte einige allgemeine Redensarten gemacht, die nur den Zweck hatten, ohne Aufsehen den Pfad zu entdecken, auf dem die Gedanken ihres Gatten umherirrten; jetzt verzog sie ein wenig das Gesicht und schwieg. Er hatte einsilbig auf ihre Reden geantwortet; jetzt merkte er nicht einmal, daß sie absichtlich stillschwieg, sondern zog seine einsame Straße fürbaß.

Jedoch er kam nicht weit. Sie (nämlich Frau Ermenegilda) begriff rasch, daß sie zu einem heroischen Mittel ihre Zuflucht nehmen müßte, und brach das Schweigen abermals. „Habe ich Dir erzählt, was mir heute Morgen begegnet ist?"

„Nein ... was ist Dir begegnet?"

„Es war auf dem Corso, ich kam aus dem Handschuhladen ... nein, nicht doch, sondern ... warte 'mal ..."

Der Gatte (nämlich Herr Ermenegildo), solcherart zum Warten aufgefordert, wagte sich nicht zu bewegen, blieb aber weit fort mit seinen Gedanken. Er wartete ein Weilchen; Ermenegilda sagte kein Wort. Da machte der Aermste eine gewaltsame Anstrengung, warf noch einen melancholischen Rückblick auf seine eigenen Gedanken, sah seiner Frau fest ins Gesicht und sprach: „Also Du kamst aus dem Handschuhladen ... Und dann?"

Ermenegilda machte eine Geberde gemäßigten Triumphes und entgegnete lächelnd: „Du warst in ein unbekanntes Land verreist; ich dachte schon, Du wolltest die Nilquellen entdecken ..."

„Du vergißt, daß die schon entdeckt sind," unterbrach sie Ermenegildo und lachte.

„Wirklich? Ich hatte es nicht bemerkt," sagte seine Frau mit einem Ausdruck von kindlicher Liebenswürdigkeit. „Also Du warst verreist, Du fuhrst mit Schnellzügen und ich hatte keine Hoffnung, Dich sobald wieder heimkehren zu sehen ... als mir der glückliche Gedanke kam, in den Handschuhladen zu treten — und wie ich diesen wieder verlasse, sehe ich, daß Du da bist, mit dem Expreßzug zurückgekehrt. Hast Du eine glückliche Reise gehabt?"

„Danke," sagte der Gatte, stand auf und ging um den Tisch herum, einen Kuß auf diesen übermüthigen Mund zu drücken. Ermenegilda empfing den Kuß mit Würde, ohne ihn jedoch zurückzugeben; und nach vergeblichem Harren wanderte der Herr Gemahl seinen Weg um den Tisch zurück und setzte sich wieder an seinen Platz. „Ich war wirklich zerstreut," sagte er.

Jetzt war keine Gefahr mehr, daß er noch einmal in Zerstreutheit verfiele: er stützte die Ellbogen auf den Tisch, die Hände an die Schläfe und blickte seiner Frau mit weit geöffneten Augen ins Gesicht.

„Woran also dachtest Du? Laß doch hören!" sagte Ermenegilda, sich rückwärts gegen die hohe Stuhllehne legend.

„Ich will es Dir sagen. Ich dachte an Freund Santi. Das letztemal, als er hier war, erinnerst Du Dich? Es werden vierzehn Tage sein ..."

„Gute drei Wochen," verbesserte die Gattin.

„Meinetwegen, drei Wochen! Wie die Zeit vergeht!"

„Darin hast Du Recht; sie vergeht."

„Also," fuhr der Gatte eilig fort, „also das letztemal, als Freund Santi hier war ... doch vor Allem, was hältst Du von Freund Santi? Wie schätzest Du seinen Charakter? Unter dem kühlen Firniß eines Mannes, der mit der Wissenschaft verheirathet ist ..."

„Entschuldige, ist unser Freund nicht auch mit seiner Frau verheirathet?"

„Nun ja, die Männer der Wissenschaft haben ihre Stunden der Zerstreutheit ..."

„Ei, sieh' doch, da stellst Du Dir ein hübsches Zeugniß aus!" sagte Ermenegilda, ohne ihre erkünstelte Gleichgültigkeit aufzugeben.

„Aber Du unterbrichst mich fortwährend. Ich fragte Dich, was Du von Freund Santi hältst?"

„Er ist Dein Freund, er ist ein Freund unseres Hauses ... also habe ich kein Urtheil über ihn zu fällen."

„Du bist grausam heute."

„Ich räche mich!"

„Gut denn, so will ich Dir sagen, was sich unter der kühlen Außenseite dieses gelehrten Herrn verbirgt: ein heißes Herz, eine Dichterseele, eine glühende Einbildungskraft, deren Zügel gar leicht seinen Händen entgleiten."

„Und dies Alles hast Du entdeckt, als Freund Santi das letztemal hier war?"

„Eben damals, vor drei Wochen; also ..."

„Vor drei und einer halben Woche," verbesserte die Gattin; „es war an einem Mittwoch. Da wir unsern gewohnten Spaziergang nach Tisch nicht machen konnten, so gingt Ihr beide allein, Arm in Arm, wie zwei lustige Junggesellen, und mein würdiger Hausherr kam nach Mitternacht zurück ..."

„Diesmal bist Du im Irrthum; es war eben erst drei Viertel auf Zwölf; Freund Santi fuhr mit dem Zuge um elf Uhr zwanzig; ich hätte die Flügel unserer Amsel haben müssen, um eher nach Hause zu kommen . . ."

„Hören wir weiter," sagte Ermenegilda nachsichtig.

Darauf versuchte Ermenegildo ernst zu werden und mit einem ganz kleinen Zusatz ungewohnter Würde sprach er Wort für Wort, mit festen Blicken also: „Wir sprachen vom ehelichen Leben — ich weiß nicht, warum wir gerade auf diesen Gegenstand kamen — richtig, weil es regnete, weil Du allein zu Hause geblieben warst — er sagte mir, daß er so ungefähr dasselbe Leben führt wie ich, daß er, wenn seine Frau zu Hause bleibt, nur mühsam sich entschließt, nach Tisch ein paar Schritte spazieren zu gehen, daß er dann gleich wieder in sein Arbeitszimmer geht und liest oder auch schreibt neben dem Kaminfeuer, und daß, wenn auch eine so ruhige Gewohnheit einförmig erscheinen mag, das Glück doch fast immer dieses gleiche Aussehen hat."

Obwohl Ermenegildo die Wirkung jedes Wortes in den Augen seiner Frau unabläßig studirt hatte, unterbrach er sich an dieser Stelle doch, um noch besser beobachten zu können. „Ganz gewiß zeigt es immer das gleiche Aussehen!" rief ich aus und sagte ihm, wie ich über das Glück denke . . . Du weißt, wie ich darüber denke: dem Glücke gegenüber . . ."

„Dem Glücke gegenüber," fuhr die Gattin fort, als wenn sie ein auswendig gelerntes Stück hersagte, „sind alle Menschen gleich: das Glück liegt in der Sehnsucht; der Glücklichste ist, wer die meisten Wünsche hat . . ."

„Du irrst," verbesserte sanft der philosophische Gatte, „das Glück liegt in der Sehnsucht nach etwas Erreichbarem, gewürzt durch einen leisen Beigeschmack von Ungewißheit."

„Wenn man etwas erreicht hat," fuhr Ermenegilda fort, muß man verstehen, gleich etwas Neues zu wünschen . . ."

„Nur daß es nicht allzu fernliegend oder schwierig sei. Von Denen freilich, welche sich jeden Wunsch unmittelbar erfüllen können, darf man sagen, sie kennen das Glück nicht . . ."

„Denn das Glück ist der Zwischenraum zwischen einem Wunsch und seiner Erfüllung. Und das ist der Grund, warum die Reichen und die Armen einander gleich werden, da wo die zwingenden Empfindungen von Hunger und Durst, von Hitze und Frost aufhören."

„Sehr gut!" sagte Ermenegildo, „sehr fein!" Aber es war deutlich zu sehen, daß er den Faden verloren hatte und nicht wußte, wie er fortfahren sollte.

Ermenegilda kam ihm zu Hilfe: „Wir sagten, daß das Leben unsers Freundes Santi diesem Glück ungefähr gleich sei. Und das Leben seiner Frau, kommt es auch dem Glücke nahe?"

„Das weiß ich nicht, ich habe nicht danach gefragt; in solchen Fällen kann Jeder nur aus eigener Erfahrung urtheilen. Dich halte ich für glücklich, weil . . . weil ich an Deiner Seite glücklich bin; aber wenn ich hingehen und Andern erzählen wollte, daß ich Dich glücklich mache, daß Du mich liebst und daß ich Deine Liebe verdiene, so würden sie mich für einen Narren halten. Und zudem,"

fuhr er fort mit einem Anflug von Uebermuth, „was weiß ich am Ende, ob Dein Glück an meiner Seite groß oder klein ist?“

Statt der Antwort seufzte Ermenegilda, und der arme Ermenegildo konnte nicht dahinter kommen, ob das Spott oder Ungeduld bedeutete.

Ihm war, als ob er einen neuen Rock angezogen hätte, in welchem er sich unbehaglich fühlte und den er draußen doch nicht mehr wechseln konnte. Er gab seine Ungezwungenheit durch seltsame Geberden zu erkennen und marschirte vorwärts, weil er nicht mehr zurück konnte.

„Ermenegilda,“ sagte Freund Santi zu mir, „wir Männer der Kunst und Wissenschaft haben vielleicht einen Feind mehr, als die Andern: die Phantasie selbst, der wir so viele Freuden verdanken, die uns ermuthigt, die steilen Höhen des Wahren und des Schönen zu erklimmen, indem sie uns weiteren Ausblick verheißt, dieselbe Phantasie kann uns manchmal harte Kämpfe bereiten. Während wir freilich in unserm Hause an unserm Herdfeuer sitzen und uns des Glückes erfreuen, das sich in dem heitern Antlitz unserer Gefährtin, in den hellen Blicken unserer Kleinen spiegelt, fliegt ein Theil unseres Geistes von dannen ... wohin? ... Weit weg, neue Gefühle, neues Lachen und Weinen erträumend, unbekannte Bilder der Schönheit ahnend.“

Ermenegildo schöpfte Athem; Ermenegilda, die auf diesen Augenblick gewartet hatte, begnügte sich mit einem leisen Hauch von Ironie zu sagen: „Kurzum, Ihr Männer der Kunst und Wissenschaft solltet nicht heirathen. Der Gedanke ist sehr alt, aber nicht so alt als die Wahrheit, welche ewig ist.“

„Wer behauptet das?“ unterbrach sie der Gatte; „die Junggesellen bis zu dreißig Jahren behaupten es — nach den dreißigen denkt es Keiner mehr, und von vierzig an sagt es auch Keiner mehr ...“

„Der Maler Vaghi sagt es noch, und der hat seine ehrlichen fünfundsechzig auf dem Rücken,“ bemerkte Ermenegilda schalkhaft.

„Der alte Maler Vaghi ist vor zehn Jahren wieder zu dieser Behauptung zurückgekehrt, seit er die letzte Hoffnung aufgegeben hat, eine junge und hübsche Frau zu finden.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich denke mir's. Er hat an den Frauen immer die Jugend und die Schönheit geliebt: jetzt hat er weiße Haare und ist nicht reich ... Kehren wir zu Freund Santi zurück.“

Ermenegilda seufzte entweder oder gähnte bei diesem Namen und nahm ihre vorige Stellung wieder ein.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in unsrer Brust,“ fuhr Ermenegildo fort, „die eine ist häuslich, ehrbar, verständig, ordnungsliebend, die andere launenhaft, unbefriedigt; die eine begnügt sich mit den Dingen, die andere hascht nach dem Schatten der Dinge; vielleicht ist es nicht gut, zumal wenn die eine der beiden Alles besitzt, daß die andere leer ausgehe; wenn es ohne Sünde geschehen kann, warum dürfte jener träumende Theil unseres Selbst nicht auch seine Nahrung haben? — So sprach Freund Santi zu mir. — Es gibt Gefühle (sagt er), die ich meiner Frau nicht ausdrücken kann; sie würde mich einen Narren nennen, oder übermäßig erschrecken; Bedürfnisse, oder richtiger Schattenbilder von Be-

dürfnissen, unbestimmte Sehnsuchtsträume der Seele, Entzückungen des Gedankens (der Redende ist immer er), welchen ich gern nachhänge, weil sie ein nicht unwürdiger Theil meines Wesens sind, und die doch meine Frau nicht begreift. Ein Bund zweier Geister, ein Fragen und Antworten nur aus der Ferne, zweier Seelen, die sich verstehen, das kann das heilige Band der Ehe nicht verletzen."

„Platonische Liebe . . ." murmelte Ermenegilda.

„Platonisch würde ich es nennen, wenn Du willst, aber nicht Liebe."

„Sagen wir Neigung . . . sagen wir . . . sagen wir eine . . ." Er wußte nicht, was er sagen sollte; jetzt verwirrte ihn die sinnige Gelehrigkeit seiner Frau ärger, als erst ihre scherzhafte Laune.

„Kurz, Du hast mich verstanden," knüpfte er eifriger wieder an; „Freund Santi ist unfähig etwas zu thun, das den leisesten Schatten auf die Ehre seiner Frau werfen könnte . . . und doch . . . ich sollte es eigentlich nicht sagen, weil er es mir im Vertrauen erzählt hat . . . und doch . . ."

„Wenn Du es mir nicht sagen darfst, so sag' es mir lieber nicht: es ist vielleicht besser so." Es schimmerte ein sonderbares Licht in den Augen meines theilnahmlosen Weibchens. War es Neugier, war es Schalkheit? Ermenegildo suchte vergeblich den Sinn zu ergründen, und indem er das bischen Feuer, das er eben in seine Worte gelegt hatte, plötzlich wieder dämpfte, fuhr er fort:

„Nein, ich irrte mich; im Gegentheil, ich muß es Dir sagen. Wer einem verheiratheten Manne im Vertrauen etwas erzählt, muß wissen, daß er es Mann und Frau zugleich erzählt. Es ist nicht dem Ersten Besten gestattet, ein Geheimniß zwischen zwei Gatten zu drängen, die sich lieben . . ." Er wollte hinzusetzen, und er hätte sicher eine schöne rednerische Wirkung damit erzielt: „Zwischen zwei Gatten, die sich lieben, darf sich auch nicht der Schatten eines Geheimnisses drängen," doch er bemerkte noch zur rechten Zeit, daß er eben im Begriff war, das genaue Gegentheil zu beweisen. „Doch freilich," fuhr er mit der Miene eines Heiligen fort, „weil leider die menschliche Natur nicht vollkommen ist und es Dinge gibt, die uns ohne Grund bekümmern, so entsteht doch wohl einmal ein kleines unschuldiges Geheimniß auch zwischen den treuesten Ehegatten."

Die zärtliche Gattin hauchte einen Seufzer, der sehr gut bedeuten konnte: Freilich! Leider!

„Um es kurz zu machen: Freund Santi hat eine keusche Neigung zu einer Frau. Diese Neigung ist seine geheime Seligkeit, und er hat mir bekannt, daß er oft, wenn er einen Brief von jener entfernten Freundin empfängt, der er seine verborgensten Gedanken enthüllt, etwas wie einen segnenden Gruß des Ideals zu empfinden glaubt; dann fühlt er sich stärker, edler, besser, und, sollte man es glauben, er meint sogar seine Gattin inniger zu lieben."

„Das ist seltsam," war das Einzige, was Ermenegilda bemerkte.

„Es ist durchaus nicht seltsam! Er weiß, das heißt, er fürchtet, er könnte seiner Gattin ein Unrecht thun . . . und je glücklicher er sich fühlt, desto mehr wachsen seine Bedenken."

„Hat er Bedenken?"

„Ja; er fragte mich, ob er diesen Briefwechsel aufgeben müßte oder nicht . . .“

„Und Du?“

„Ich sagte ihm . . . was konnte ich ihm sagen? . . . daß, so im Allgemeinen zu urtheilen, wenn keine Gefahr häuslichen Zwistes zu befürchten wäre . . . mir schiene, . . . er dürfte wohl ein Gefühl nähren, das im Grunde . . . nichts Unedles hätte.“

„Und er?“

„Er versichert, daß ein häuslicher Zwist nicht entstehen könne, da die Briefe unter geheimer Adresse an ihn gelangen.“

„Und hat er Dir gesagt, wer jene Frau ist?“

„Er hat mir nichts gesagt, als daß auch sie verheirathet ist?“

„Hat er Dir gesagt, ob sie jung und hübsch ist?“

„Jung, ja; von ihrer Schönheit weiß ich nichts, er hat nicht davon gesprochen.“

„Sehen sie sich manchmal?“

„Selten; er trifft sie nur, wenn er von Hause verreist, aber er verreist wenig; sie begegnen sich dann, als wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre; kaum, daß sie sich wiedererkennen. Alle diese Heimlichkeiten würden fortfallen, wenn die Beschränktheit der guten Gesellschaft und die menschliche Kleinlichkeit eine offene und aufrichtige Freundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts nicht unmöglich gemacht hätten, wenn die lauernde Bosheit nicht überall gleich eheliche Untreue witterte. Ich behaupte, wenn es ein Glück ist, einen vertrauten Freund zu haben . . .“

„So würde doch noch süßer das Glück sein, eine Freundin zu besitzen, der man die zarteren Sorgen der Seele anvertrauen kann. Vielleicht hast Du nicht Unrecht; allein ich denke an sie, an die verheirathete Frau, welche eine zwar unschuldige, aber doch heimliche Flamme nährt . . . ich habe meine Bedenken um ihretwillen. Wie ist Deine Meinung darüber?“

Ermenegildo gestand aufrichtig, daß er daran noch gar nicht gedacht habe. „Doch scheint mir das nichts an der Sache zu ändern . . .“ sagte er.

„Ich fürchte doch . . .“

„Nun ja, ich fürchte wohl auch . . .“

„Und doch,“ fiel ihm Ermenegilda sogleich ins Wort, „wenn ein verheiratheter Mann in unschuldiger Weise eine . . . wie soll man sagen? . . . einen Briefwechsel über zärtliche Gefühle mit der Frau eines Anderen hat, so muß doch diese Frau eines Anderen damit einverstanden sein und seine Briefe erwidern . . .“

„Sicherlich,“ sagte Ermenegildo mit einer energischen Kopfbewegung. „Es ist immer der alte Fehler von uns Männern, daß wir die Dinge nur von Einer Seite betrachten . . . Sicherlich, wenn ein verheiratheter Mann . . . so muß natürlich auch die Frau des Andern . . .“

„Und diese Unbekannte verliert nichts in Deinen Augen? Achtest Du sie ebenso hoch, als wenn sie nichts ihrem Manne verheimlichte?“

„Gewiß, ich achte sie; ich will nicht sagen ganz ebenso hoch . . . das heißt

doch, ja, ich achte sie ebenso hoch. Es ist nicht ihre Schuld, wenn die Welt, wenn ihr Mann . . . Sicherlich würde ich sie noch höher schätzen, wenn . . . aber dann müßte der Mann kein gewöhnlicher Mensch sein . . ."

Ermenegilda blickte ihm mit weitgeöffneten Augen fest ins Gesicht, und dies mochte von Neuem den Faden seiner Gedanken in Verwirrung bringen.

„Ich wollte sagen, ich würde sie noch höher schätzen, wenn sie im Stande wäre, Alles ihrem Manne zu sagen; aber wenn sie ihm nichts sagt, so geschieht es wahrscheinlich deshalb, weil ihr Mann ein solches Vertrauen nicht gut aufnehmen würde . . ."

„Es müßte doch schön sein," seufzte Ermenegilda, „wenn man Alles, schlechterdings Alles seinem Manne sagen könnte! Welch entzückender Bund dreier Seelen!"

Ermenegildo, bescheiden in seinem Triumph, hatte sich noch nicht einmal völlig von seinem Siege überzeugt, als er sah, wie seine Frau sich halb von ihrem Stuhl erhob und ihm die Hand über den Tisch hinweg reichte. Und er nahm die kleine Hand und bemerkte auch diesmal, daß sie weiß, rundlich und schön, wirklich schön war, doch er bemerkte es nur wie im Traum.

„Mein Freund," sprach Ermenegilda zu ihm mit einem kleinen theatralischen Pathos, das ihn ganz aus diesem Traum erweckte, „mein Freund, schon allzulange habe ich Dich durch Schweigen, Verheimlichen, Komödiespielen gekränkt; Du bist würdig, Alles zu erfahren: jene Frau, die ferne Freundin des Herrn Santi, bin ich! Seit einem Jahre schreibt er mir heimlich und ich ihm . . ."

Aber schon war sie fest von dem Arm ihres Gatten umschlungen und ein Kuß schloß ihr den Mund; sie konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

Sie versuchte mehrmals ihr Bekenntniß zu vervollständigen, doch immer vergebens. Ermenegildo küßte sie und lachte.

„Ja, ich sprach die Wahrheit," fügte Ermenegilda unter den Küssen hinzu, „ich glaubte nichts Unrechtes zu thun . . . doch ich fühlte mich nicht sicher . . . unser guter Freund ward auch verwirrt durch Gewissensbedenken . . . als er das letztemal bei uns zu Tisch war, vor drei Wochen, . . . an dem Mittwoch, wo es regnete . . . hätte er Dir beinahe sein Geheimniß . . . unser . . . unschuldiges Geheimniß enthüllt. Sag' mir noch einmal, daß dieser Briefwechsel Dich nicht kränkt, daß diese Zärtlichkeit zweier Seelen . . ."

Jetzt hatte seine Heiterkeit auch sie angesteckt. „Erbarme Dich meiner . . ." rief der fröhliche Gatte, sich die Seiten haltend, „ich ersticke vor Lachen . . ."

Das Gelächter des ungläubigen Ermenegildo dauerte noch fort, als Ermenegilda sich schon zu neuem Ernst gesammelt hatte. In dem Kopfe des klugen Weibchens war ein Rachegedanke aufgetaucht.

„Ja, ich bin es," wiederholte sie mit ernster Miene; und ihr Gatte lachte immer noch.

„Ja, ich bin es," behauptete sie zum dritten Mal, und der Gatte lachte nicht mehr, sondern trat feierlich an sie heran, hob ihr Kinn mit zwei Fingern in die Höhe und begann: „Ich verstehe Dich, ich weiß Alles, was Du mir sagen willst: es ist leicht Theorien zu bilden nach den Meinungen Anderer; das Beispiel dagegen beweist . . ."

Seine Frau unterbrach ihn: „Das Beispiel beweist nicht das Allergeringste, das Beispiel ist etwas Zufälliges, Nebensächliches, die Theorie ist die Wissenschaft. Aber ich sehe wohl, Du glaubst mir nicht, Du willst mir nicht glauben. Und doch versichere ich Dich, mein lieber Ermenegildo, die ferne Trösterin unseres gemeinschaftlichen Freundes Santi bin ich; ich kann Dir den Beweis liefern . . ."

Ermenegilda stöberte in ihrer Tasche herum, holte endlich ein Blatt Papier hervor und reichte es ihrem Manne. Da er zögerte es zu nehmen, sagte sie einfach und nachdrücklich: „Lies!"

Jetzt wurde Ermenegildo blaß; Ermenegilda aber klatschte in die Hände.

„Ich habe Dir Angst gemacht!" rief das schlaue Weibchen mit ungestümer Freude, „jetzt bin ich gerächt!"

„Gib mir das Blatt!" stotterte Ermenegildo.

Er nahm und las es mit tiefem Ernst von Anfang bis zu Ende. Es war ein Autograph der Putzmacherin; es war darin die Rede von einem Florentiner Strohhut mit Federn, Spitzen, Bändern, Blumen und dergleichen, von einem noch unbezahlten Hute, der so gut wie nichts kostete und schlechterdings unwürdig war ein so kluges Köpfchen zu bedecken.

„Gnädige Frau," sagte Ermenegildo mit scherzender Strenge, „dieses Blatt gehört mir!" Ermenegilda neigte das Haupt und ergab sich in ihr Geschick. Mehr als einmal noch kräuselte an diesem denkwürdigen Tage das heiterste Lachen die Lippen der beiden Gatten, immer wieder lebte es plötzlich in ihren Mundwinkeln auf und verstarb erst spät unter den Zuckungen einer langen Agonie.

Bewölkter Himmel.

I.

Mein Herz war verstört, aber mein Antlitz lächelte, um Evangelina zu täuschen.

„Was ist Dir?" rief sie aus, als sie mich erblickte.

„Nichts. Und die Kinder?"

„Sie spielen."

Ich lächelte noch angestrengter und wollte ihr einen Kuß geben; allein sie beugte plötzlich den Kopf zurück, um mir in die Augen zu sehen. Da fühlte ich mich entdeckt.

„Was ist Dir?" fragte sie dringender, und die Angst, die jäh in ihr Mutter- und Frauenherz einzog, dämpfte ihre Stimme.

„Nichts," wiederholte ich, „die Kinder spielen?"

„Ja . . . . Augustl! Laurina!" schrie die arme Mutter.

Die beiden lieben Schelme kommen angesprungen. Augustl ist der Erste und hüpft mit einem Satz auf meinen Arm, Laurina, dicht hinter ihm, wirft sich zwischen meine Füße. Es gibt einen Sturm von Küssen und Fragen; Augustl ist der Sprecher, Laurina lallt ihm die Worte nach. Doch heute lausche ich nicht auf diese Musik, sie ist mir fast unverständlich. Ich betrachte sie lange, ich küsse sie lange, meine Kleinen; zum erstenmal empfinde ich einen bittern Beigeschmack in dieser Freude. Ein forschender Blick Evangelina's dringt mir

ins Herz, ich merke, wie die Aermste von Sorgen gequält wird, lasse August hinabgleiten und mache die hartnäckige Laurina von meinen Beinen los. „Geht zum Spielen, seid aber artig und lauft nicht so sehr, daß ihr nicht in Schweiß kommt . . . das Fenster ist doch zu?"

Die Kinder antworten nicht; sie sind schon in der Küche. „Sei still," sage ich zu meiner Frau, „höre nur, August spielt die Rollen des Tambours und des Generals zu gleicher Zeit, und Laurina — ich meine, ich sehe sie mit Augen — marschirt in seinen Fußtapfen und stellt das Heer vor."

Einen Augenblick blieb die Aermste still, dann fragte sie mit einer Stimme, in welcher alle Saiten des Mutterherzens zitterten: „Was ist geschehen?"

* * *

„Nichts," sagte ich. „Ich bin ein Thor, daß ich mir so viele Gedanken machte, als müßte dasselbe Unglück auch uns gleich treffen."

„Welches Unglück?" fragt Evangelina hastig und schien wenig ermuthigt durch meine Worte.

„Wenn Jemand aus unserer Bekanntschaft von einem fallenden Dachziegel getroffen wird . . ."

Auf dem Gesicht meines armen Weibes sah ich eine Wirkung des unbedachten Gleichnisses, die ich nicht erwartet hatte; rasch unterbrach ich mich und sagte mit verändertem Ton: „Nicht doch, Du mußt nicht auch unnöthig erschrecken; dem Rechtsanwalt Marozzi ist vorige Nacht sein Sohn gestorben, das ist Alles . . . und ich wollte Dir gerade sagen, daß das noch kein vernünftiger Grund ist . . ."

„Er ist an der Diphtheritis gestorben?" unterbrach mich Evangelina, die ganz blaß geworden war.

„Ja, an der Diphtheritis," stammelte ich, „aber ich sage mir selber, wenn Jemand, und wäre es auch ein naher Freund, von einem Dachziegel getroffen wird, so zittern wir deshalb auf der Straße doch nicht vor jedem Hausgesimse."

Evangelina gab mir einen Wink zu schweigen und lauschte; von der Küche und dem Vorzimmer her drang bis zu uns der Lärm der Kriegstrommel, häufig unterbrochen von den Commandorufen des Generals. Die Disciplin hinderte das Heer nicht, seine Stimme manchmal mit der des Commandos zu vereinigen.

„Es war ein schöner Knabe," sagte meine Frau auf die Wand starrend, „gesund und kräftig, und ist so schnell gestorben? . . ."

„In wenigen Tagen . . ."

„Und die Aerzte?"

„Die Aerzte wußten nichts dagegen zu thun; sie verbrannten ihm die Kehle, gaben ihm Chinin ein; vorgestern besserte er sich, und gestern ist er gestorben."

Evangelina bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, dann schüttelte sie sich, und in ihren Augen leuchtete eine wilde Energie, als sie zum zweiten Male rief: „August! Laurina!"

* * *

Man hörte im Nebenzimmer die Stimme des Generals, der die Glieder lösen ließ, und alsbald machte das Heer von der Erlaubniß Gebrauch, die Mama zu besuchen und zu umarmen.

August, da er seine Schwester nicht hatte überholen können, ließ sich erst ein zweites Mal rufen, dann zeigte er sich in der Thür; aber er war noch damit beschäftigt, die Commando-Feuerzange in ein imaginäres Futteral zu stecken.

„Kommt her und laßt euch besehen," sagte meine Frau in scherzendem Ton, „hierher und gerade gestanden alle Beide! Gut! Nun streckt die Zunge heraus . . . Sehr gut! Und jetzt zieht ihr sie wieder zurück . . ."

Allein die beiden kleinen Schelme waren ganz begeistert durch dies neue Spiel mit der Mama selbst, blieben stehen mit offenem Munde und herausgestreckter Zunge und lachten unbändig. Ich mußte August auf den Mund klopfen, um damit Beide zugleich zur Ordnung zu bringen; denn sobald Laurina nicht mehr die Verpflichtung fühlte, ihren Bruder zu unterstützen, sprach sie mit ihrer gewohnten Würde: „Was ist da zu lachen?" und lachte nicht mehr.

„Hört, Kinder," begann die Mama, jetzt ernsthaft; „August, hast Du nicht etwas Kopfweh? Und Du auch nicht, mein Püppchen? Und fühlt Ihr keinen Schmerz in der Kehle? Wird Euch das Schlucken nicht schwer?"

August hatte eine halbe Semmel in der Tasche. „Ich will 'mal sehen," sagte er und biß ein tüchtiges Stück ab, das er hurtig verschwinden ließ.

„Ich will 'mal sehen," begann Laurina und suchte an ihrem taschenlosen Kleidchen herum; doch die Mama unterbrach sie mit einem Kusse. „Ihr müßt es sofort der Mama sagen, wenn Euch der Kopf weh thut oder der Hals. Und nun geht und spielt nur; lauft aber nicht zu wild, daß ihr Euch nicht erhitzt."

Statt die Commando-Zange aus dem Futteral zu holen, machte mein Sohn den Bindfaden, der ihm als Gürtel diente, los und erklärte seiner Schwester, sie müßten etwas Anderes spielen. „Wir wollen Doctor spielen," sagte er, „Du mußt krank sein, und ich muß Dich kuriren."

„Ja, ja," rief Laurina, „wir wollen Doctor spielen."

II.

Ein Feind war in unser Haus gedrungen: Die Furcht. Unser eigenes Glück eben war es, das einen schweren Schatten um sich her warf; all unsere Ruhe ging unter in dem abergläubischen Gedanken: „Wir sind bisher allzu glücklich gewesen." In der Hoffnung zu lesen, daß die Diphtheritis völlig verschwunden wäre oder daß man ein unfehlbares Mittel dagegen entdeckt hätte, studirte ich Morgens und Abends in der Zeitung die Zahl der „Fälle" und all das wunderliche Geschwätz über die neue Epidemie.

Eines Tages sandte ein braver Dorfarzt, der in meinen Augen sogleich das Ansehen eines verbannten Genies gewann, das erste Recept gegen die Diphtheritis in die Welt, mit der bündigen Versicherung, daß seine nach diesem System behandelten Kranken sämmtlich geheilt wären. Und ich fühlte mich stark in Versuchung auf den Markt zu stürzen, das Volk um mich zu versammeln und das Recept vorzulesen; auch fragte ich mich ernstlich, ob es kein Mittel gäbe, alle Aerzte, auch die berühmtesten, zu verpflichten, daß sie die Entdeckung des Dorf-

arztes ausprobirten. „Freilich," dachte ich boshaft, „wird es den Herren Stadtärzten nicht eben erfreulich sein, bei ihrem Collegen vom Lande in die Schule zu gehen."

Einstweilen schnitt ich mit der Schere das kostbare Recept aus der Zeitung aus und verwahrte es in meinem Taschenbuche. Doch am nächsten Tage fühlten zwei andere ländliche Heilkünstler die Verpflichtung, dem Publicum ihre eigene Kurmethode zu offenbaren; und diese beiden Methoden waren unter einander so verschieden als möglich; und wunderbarer Weise hatten sie beide auch mit der Methode des ersten Arztes nicht die entfernteste Aehnlichkeit, obgleich sie alle beide ebenso unfehlbar waren. Ich schnitt auch diese Recepte mit der Schere aus und verwahrte sie zur Beruhigung meines Gewissens, ohne mich jedoch zu entscheiden, ob Citronensaft, Karbolsäure oder reines Eis den Vorzug verdiene. Ein leichter Skepticismus hatte schon mein verwirrtes Gemüth berührt; doch glaubte ich immer noch, eins dieser drei Mittel müßte das rechte sein. In der Folge vervielfachten sich die Recepte und die „Fälle" auch. Aus Gewohnheit fuhr ich mit meiner Sammlung fort, bis eines Tages Evangelina mit bitterem Lächeln zu mir sagte: „Was würde eine unglückliche Mutter thun müssen? Alle Recepte in einen Hut werfen und eines von ihrem kleinen Kranken ziehen lassen ..."

„Oder aber," sagte ich, „eins nach dem andern probiren."

„Gestern," entgegnete sie mir mit heiserer Stimme, „wurde ein siebenjähriges Kind mitten im Spiel von der Krankheit ergriffen, und heut ist es gestorben; einige Tage früher ist der Sohn eines Arztes nach wenigen Stunden in die andere Welt gegangen."

„Woher weißt Du das?" fragte ich ...

Auch meine Frau las seit einigen Wochen die Zeitung.

III.

Längst schon vernahm ich sie im Herzen, die heimliche Stimme, die uns das Leid verkündigt; doch ich suchte mich selbst zu täuschen und Evangelina Muth einzuflößen. „Unsere Stürme haben wir auch gehabt," sagte ich, „wir haben unser Theil durchgemacht." Und ich stöberte in der Vergangenheit herum und suchte mühsam all die vergessenen Leiden unseres Lebens zusammen, um damit den Neid der Götter zu beschwören. „Denkst Du noch an den Tag, da im ganzen Hause des Rechtsanwalts Placidi nicht ein Heller mehr übrig geblieben war?"

„Und Du Deine schöne Uhr versetzen mußtest ... ob ich daran denke!" seufzte meine Frau.

„Es geschah mehr als nur einmal," fuhr ich zu stöbern fort; „mir liegt sogar ein Weihnachtstag im Sinn, da wir wieder einmal die vielgequälte Uhr verjubelten. Und denkst Du daran, wie August bei der Amme krank wurde? Welcher Schreck! Und als Laurina das böse Geschwür hatte und ein Arzt vom großen Hospital kommen mußte es zu schneiden — welch Entsetzen! ... Und die furchtbare Erkältung, durch die Du völlig die Stimme verloren hattest! ... Und ... und ..."

„Und der gewaltsame Tod unserer Amsel in Folge einer verschluckten Näh-

nadel . . .?" sagte Evangelina, einen ehrlichen Ton in unsere falsche Elegie mischend.

„Du machst jetzt Spaß: sag' aber doch, war nicht wirklich auch das ein Kummer?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Sei nur ruhig," schloß ich mit einem heuchlerischen Seufzer; „wir haben genug gelitten."

Das war nicht die Wahrheit, und ich fühlte es wohl, als Evangelina treuherzig hinzufügte: „Ja, aber das ist so lange her, und jetzt sind wir so glücklich! Und wie viel Freuden haben wir nicht zur Entschädigung genossen!"

Sie dachte einen Augenblick nach, und in diesem einen Augenblick konnte sie in der Vergangenheit so viele gemeinsame Freuden sammeln und frisch und lebendig der Vergessenheit entsteigen sehen, daß ihr Antlitz durch ein Lächeln verklärt wurde. „Hast Du nie darauf geachtet?" sagte sie dann, „unsere Freuden folgen uns im Leben, die Leiden nicht; das Herz begräbt sie."

„Nein, das habe ich nicht bemerkt."

„Ich doch; wenn ich versuche, mir im Geiste die alten Genüsse wieder vorzustellen, so gelingt es mir, und das ist wieder ein neuer Genuß; und wenn ich mich im Ernst noch darüber betrüben wollte, daß Du vor so vielen Jahren Deine Uhr versetzen mußtest, und daß Laurina im vorigen Jahre ein böses Geschwür hatte . . ."

„Und wenn sie gestorben wäre?" unterbrach ich sie rücksichtslos.

Sie verstummte und blickte mich erschrocken an. Armes Mutterherz!

. . . Doch vergebens verschließe ich die Augen vor dem Gespenst des Schmerzes; der Schmerz ist da und spricht zu mir: „Bereite Dich zu leiden!"

IV.

Wir saßen bei Tische.

August hatte seine Suppe gegessen mit der Erklärung, daß er es nur thäte, um die Mama zufrieden zu stellen; wir hatten nicht darauf geachtet — er hatte immer Possen im Kopf! Doch als das Rindfleisch auf den Tisch kam, ergriff er seinen Teller und kehrte ihn ungestüm um.

„Was sind das für Manieren?" fragte meine Frau.

„Ich will nicht essen," entgegnete August.

„Was fehlt Dir? Bist Du nicht wohl?"

Er blieb dabei, ihm fehle gar nichts, aber er wollte nicht essen.

„Er macht's wie der Nini," warf Laurina dazwischen, „er hat es von Nini gesehen; Nini macht es immer so bei Tisch."

Es war möglich. Am Abend vorher war er zum Essen eingeladen gewesen bei einem Hausgenossen, um dem Nini Gesellschaft zu leisten, einer vielvermögenden Persönlichkeit, die ihre Eltern mit großer Strenge behandelte.

„Es ist ein Scherz," sagte ich jetzt.

Es war kein Scherz.

„Ist es also Eigensinn?" fragte ich; ich merkte, daß ich andere Saiten aufziehen mußte, „gib Deinen Teller her!"

Da sah mir August starr ins Gesicht statt zu gehorchen, schob seinen Stuhl vom Tische zurück, ließ sich auf die Erde gleiten und machte Miene sich zu entfernen. Wir sprangen gleichzeitig auf, Evangelina und ich, beide zitternd.

„August!" stammelte ich.

„Lieber August!" rief die arme Mutter, „was fehlt Dir?"

„Nichts fehlt mir," sagte der kleine Widerspenstige.

Ich befühlte seine Stirn. Sie glühte.

Da er sich nun verstanden wußte, widerstrebte er nicht länger. Ich nahm ihn auf den Arm und legte ihn, bekleidet wie er war, auf sein Bettchen. Evangelina kam hinter mir her. Bleich und stumm beugten wir uns über ihn. Er hatte keine Lust, auf unsere Fragen zu antworten; aber er bereute schon, unartig gewesen zu sein und versuchte uns zu Gefallen zu lächeln.

„Wir müssen den Arzt holen lassen," sagte Evangelina angstvoll, „schicke das Mädchen; ich ziehe ihn aus und lege ihn zu Bett."

Ich machte mich auf wie ein Gerichteter; August's Blicke begleiteten mich bis an die Thür. Als ich beim Eßzimmer vorüberging, sah ich Laurina, die auf ihrem hohen Stuhle sitzen geblieben war. Sie rief mir zu: „Papa, warum ist August unartig?"

„Er ist krank," sagte ich stehen bleibend.

„Höre, Papa," sagte sie, „komm mal her!" Und als ich zu ihr trat, sollte ich mich bücken, so daß sie mir ins Ohr sagen konnte: „Nicht wahr, Papa, Du hast ihn nicht gescholten?"

V.

„Wir wollen das Beste hoffen," sagte der Arzt zu mir, als wir zu dem kleinen Patienten gingen. Schon vor ihm hatte eine andere Stimme mir heimlich zugerufen: „Wir wollen das Beste hoffen!" Es ist das tröstende Spielzeug des Unglücklichen. Wenn ein jäher Sturmwind unser Haus zerstört und alle Freude, allen Frieden, den es barg, mit sich davongetragen hat, was thut der Mensch? Weinend sitzt er unter den Trümmern, sucht die Splitter und Steinchen zusammen und treibt damit ein wunderliches Kinderspiel. Alles um ihn her weint, und er weint auch; aber dazwischen leiht er sein Ohr einer Stimme, die ein heiteres Liedchen singt. Zu mir hatte jene Stimme gesagt, Augusts Krankheit sei eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Erkältung, eine leichte Magenverstimmung; und sie sagte mir mit alberner oder boshafter Hartnäckigkeit immer dasselbe, bis zum Kopfkissen meines lieben Kranken, als schon das Gesicht des Arztes sich umwölkte und meine arme Seele darin ihr Todesurtheil las.

Wir standen beide in Schweigen; wir wagten nicht den Arzt zu fragen, während er sein Recept schrieb. Als er sich zu mir umdrehte, um mir zu sagen, daß man dem kleinen Kranken Eisumschläge machen und sie oft wechseln müßte, und daß man ihn beständig Eisstückchen im Munde müßte halten lassen, und daß man ihm alle halbe Stunden einen Löffel Chinin geben müßte — da nickte ich zu jeder Vorschrift mit dem Kopfe und wagte nicht nach dem Namen meines Unheils zu fragen, weil ich ihn längst wußte.

Im Vorzimmer faßte die arme Evangelina den Muth zu fragen: „Ist Gefahr vorhanden?“

„Für jetzt kann man nichts darüber sagen,“ entgegnete der Arzt, „diese Krankheiten sind heimtückisch; heute Abend wollen wir sehen. Sie werden aber doch das Schwesterchen entfernen müssen.“

Jetzt erst stammelte ich: „Diphtheritis, nicht wahr?“

„Nun ja,“ sagte der Arzt, „Diphtheritis.“

„Doch ist es keiner der schwersten Fälle?“

Ich wollte getäuscht sein; und er begriff mich: „Es scheint keiner der schwersten; heute Abend wollen wir weiter sehen.“

Er ging; wir blieben allein und lagen uns in den Armen, vergessen des Lebens, vergessen der Pflicht und selbst unseres Schmerzes und unseres Knaben vergessen, um zu schluchzen wie die Kinder. „Ach, weine nicht so, wenigstens Du nicht,“ sagte Evangelina, „es thut mir zu weh.“

Und ich lächelte — ich erinnere mich deutlich . . . In diesem Augenblick hörte ich in Augusts Kammer sprechen; ich stürzte hinein. Die kleine Laurina stand dort am Kopfkissen ihres Bruders und hob sich auf die Fußspitzen, um ihn sehen zu können.

„Fort mit Dir!“ rief ich zornig. Sie sah mich an, verstand mich nicht und warf sich lachend zwischen meine Kniee.

An eben diesem Abend verließ uns Laurina; ein Freund, der die Ansteckung nicht scheute, nahm sie in sein Haus; als sie an seiner Hand über den Hof ging und sich noch einmal umdrehte, die Eltern oben am Fenster zu grüßen, als sie uns zurief: „Ich komme bald wieder!“ — da schien mir das letzte Schattenbild unseres Glückes zu entschweben.

Die Kleine verschwand und eine innere Stimme sprach zu mir: „Du wirst sie erst wiedersehen, wenn dein Geschick sich erfüllt hat.“ Und eine andere Stimme sagte: Muth. Und das war Evangelinas Stimme. Wir drückten uns die Hände und schritten vereint dem Schreckgespenst des Todes entgegen.

VI.

Es begannen nun Tage voller Qualen, die noch verschärft wurden durch die Erwartung der nächtlichen Schreckniſſe. O, ihr ewig langen Nächte, durchwacht am Krankenlager eines geliebten Wesens, mit angstbeklemmter Seele, in der Einsamkeit einer Kammer, deren Aussehen schreckhaft wechselnde Gestaltungen vor den mühsam gegen den Schlaf kämpfenden Augen annimmt!

Ich sehe es noch, mein krankes Kind; ich wache und glaube zu schlafen, ich schlafe und glaube zu wachen, und wenn meine Augen nichts mehr zu unterscheiden vermögen, blicken sie doch noch in verzweifelnder Liebeswacht auf meinen Knaben. Dann rüttle ich mich, sehe nach der Uhr, trete ans Bett, wechsele die Eisumschläge auf dem Halse meines Kleinen und beginne wieder die unabänderliche Quälerei.

„August!“ Er antwortet nicht; er öffnet ein Auge und blickt mich flehend an. „August, Du mußt die Medicin einnehmen.“ Er seufzt; das Chinin schmeckt bitter, und der Vater ist unerbittlich.

„Es ist ja nur ein Augenblick, ein einziger Schluck. Nimm es mir zu Gefallen!"

Er sieht mich an, sieht die Medicin an, will sich Gewalt anthun: „Ja, ja . . . gleich will ich sie nehmen, sieh' nur . . . nur einen Augenblick . . . ein klein bischen nur warte noch . . ."

Ich bitte und befehle, scherze und drohe, dann blicke ich wieder auf die Uhr . . . ach, die Minuten fliegen, und wenn mein Sohn das Chinin nicht nimmt, stirbt er!

„Höre 'mal." sage ich heiter zu ihm, „Du sollst es ganz allein einnehmen; ich gehe einen Augenblick beiseite, und wenn ich wiederkomme, hast Du es genommen. Wir wollen doch sehen, ob Du das fertig bringst! . . . Und dann erzählen wir es der Mama, und wie wird die sich freuen über Dich!"

Dann hat er Mitleid mit meiner Folterqual und schluckt den bittern Trank hinab; ich athme auf, denn nun habe ich eine halbe Stunde lang Frieden!

Siehe, vor meinen Augen ziehen wieder all' die traurigen Gesichte der Nachtwache vorüber; die Möbel krachen, und bei jedem neuen Ton steigt ein neues furchtbares Schreckbild auf. Manchmal blicke ich in meine eigene Seele und ein unendliches Mitleid mit mir selbst ergreift mich. Welche Zerstörung! Nichts bleibt mehr übrig in ihr, vielleicht nicht einmal die Liebe. In meinem Hirn scheint sich ein egoistischer Gedanke zu gestalten, der fähig wäre, mit dem Unglück zu ringen und es zu besiegen. Schon sage ich zu mir: „Das Beste bleibt, gleichgültig zu sein gegen Alles!" Und weiter folgen meine Gedanken dem Princip der Gleichgültigkeit. „Was kümmert mich nun mein Haus, mein bischen Besitz, der mich so viel gekostet hat? Was kümmert mich mein Name, mein Ruf? Ich bin wahrlich ein Leichtsinniger gewesen! Ich war stark und muthig — konnte ich nicht allein bleiben, dem Leben und der Armuth zu trotzen? Dann hätte ich heute keinen sterbenden Sohn! Und wo würde dann Augusta sein? Und wessen Weib würde Evangelina sein, in deren Arme mich einst die Liebe trieb? Die Liebe! Was ist die Liebe? Der Schmerz vielleicht. Und was ist der Schmerz?

Eine Hand berührt mein Haupt, das mühsam gegen den Schlaf kämpft. „Leg' Dich jetzt nieder," sagt Evangelina zu mir, „ich bin hier."

Ich öffne die Augen und blicke in das bleiche und traurige Antlitz. Da glaube ich doch noch zu lieben. „Hast Du geschlafen?" frage ich mein Weib.

„Ja, und ich hatte einen schönen Traum; wie war es möglich, daß ich so schön träumen konnte?"

„Einen schönen Traum!" wiederhole ich laut, ohne es selbst zu merken.

Sie versteht mich, ergreift meine Hand und führt mich ans Bett unseres Knaben. „Glaubst Du nicht, daß es besser geht?" sagt sie zu mir. „Sein Schlaf ist ruhig. Du bist müde," fügt sie hinzu, „armer Epaminondas!"

„Armer Epaminondas!" wiederhole ich mit einem bitteren Lächeln.

Darauf drückt sie kräftig meine Hand, erhebt sich auf die Fußspitzen und hält mir die Wange hin. „Küsse mich hierher," befiehlt sie sanft, „so; und jetzt küsse Deinen Sohn auf die Stirn, ohne ihn aufzuwecken; und jetzt lege Dich zur Ruhe!"

Ich fühle etwas von dieser weiblichen Seelenstärke in mein Herz dringen.

VII.

Angekleidet warf ich mich auf mein Bett; doch der Schlaf, den ich lange Stunden wie einen Zudringlichen hinweggescheucht, jetzt will er nicht kommen. Sobald ich die Augen schließe, sehe ich seltsame Gestalten meinem Lager sich nähern; eine fratzenhafte Schar umschwirrt mich und beschäftigt sich ausschließlich mit mir. Es sind lachende und spottende Gesichter; und ich brauche nur die Augen zu öffnen, so verstecken sie sich wieder in die Winkel des Zimmers. Ich lausche umher und höre nirgends ein Geräusch. Könnte ich doch wenigstens schlafen! Könnte ich nur für eine einzige Stunde mein Unglück vergessen!

Wieder schließe ich die Augen — und wieder erscheinen jene Wahngebilde; ich versuche, andere Bilder mit dem Geiste festzuhalten; manchmal gelingt es und meine Seele befreit sich und schwebt ins Weite — doch immer wieder dringen die Gespenster heran, zäh und höhnisch. . . . Jetzt bin ich bei meiner Laurina und will bei ihr allein sein; der Schmerz hatte mich ungerecht gemacht, und in diesen Tagen hatte ich sie vergessen. Was thut sie in diesem Augenblick? Sie schläft. Und ich sehe sie in einem unbekannten Zimmer, in einem fremden Bett, mit dem Händchen unter der Wange und mit halbgeöffneten Lippen.

Während ich an mein Töchterchen dachte und mit der Kraft der Sehnsucht es mir in dieser Lage vorstellte, sind hundert Phantome mit ihren Grimassen vorübergegangen; und wieder kommen andere: ein lächelndes Frauenantlitz, ein zerzauster Kinderkopf, der auch noch lächelt, ein trauerndes Haupt, das nicht mehr lächelt, ein runzliges Gesicht, das drohend blickt.

Lange Zeit ist dies mein Schlaf; endlich, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, verringert sich der Schwarm, verschwindet, und ich kehre an August's Lager zurück. Endlich schlafe ich. Ich schlafe, und dies ist mein Traum: Es ist tiefe Nacht. Evangeline ruht im Nebenzimmer, und ich wache mit meinen Gedanken an August's Lager. Ich durchlaufe mein ganzes vergangenes Leben von dem Tage an, da ich Evangelina kennen lernte, ich finde alle meine Freuden wieder und merke, daß sie alle nichts als Hoffnungen waren; denn so oft ich ein häusliches Behagen kostete oder eine Befriedigung der Eigenliebe, immer war der Gedanke miteinbegriffen, daß es auch für meine Kinder war. Ich finde auch meine alten Leiden wieder, und wenn ich diese messe an dem ungeheuren Schmerz von heute, scheinen sie verächtlich klein. Hatte ich nicht den Appetit verloren, als zum ersten Mal der Berichterstatter einer Zeitung von mir schrieb, ich wäre zu ernsthaft, und von meiner Beredsamkeit, sie wäre altfränkisch und sentimental, indem er dagegen den Witz und die Kraft des Rechtsanwalts Righi, meines Nebenbuhlers, zum Himmel erhob? Und als derselbe Berichterstatter im Laufe desselben Monats mit den gleichen Worten wiederholte, der Rechtsanwalt Righi sei witzig und kräftig, als wären diese Worte in Erz und Marmor gegraben, nicht in den Spalten eines Tageblattes gedruckt, hatte ich da nicht die kindliche Einfalt besessen, eine Stunde meiner Zeit mit der gewissenhaften Prüfung meiner Beredtsamkeit und meiner Ernsthaftigkeit zu verlieren und zu versuchen, ob ich mich bessern könnte?

Ja, ich hatte Dies und Anderes in jener glücklichen Zeit gethan. Und ich

denke weiter: wenn jener Berichterstatter mir die Artigkeit erweisen wollte, morgen drucken zu lassen, ich sei ein Esel, ein Blödsinniger, ich habe mein Ansehen als Sachwalter erschwindelt, der Rechtsanwalt Righi dagegen sei ein Genie? Ich würde ihm nicht Unrecht geben, ich muß ein Esel sein, ohne es zu wissen; der Andere ist ein Genie, und ich merke es nur nicht, weil ich eben blödsinnig bin. Und ich fahre fort, selbst die Arbeit des Berichterstatters zu übernehmen; ich wüthe gegen meine Advokateneitelkeit um die Angst des Vaters zu betäuben; so empfinden wir bei brennenden Schmerzen eine Erleichterung, wenn wir uns in Selbstpeinigung martern. Und wenn morgen jener Kritiker vor mich träte, sich an meiner Verlegenheit zu weiden, und ich müßte ihm mit blutender Brust sagen: „Sieh her, mein Kind ist gestorben!“ . . .

Ich schreie auf im Schlaf, und ich glaube zu erwachen von diesem Schrei und glaube zu hören, wie mein Kind mich an sein Lager ruft, um mir zuzuflüstern: „Weine nicht, Papa; sag' es der Mama nicht — ich sterbe.“

Jetzt erwache ich wirklich, und indem ich erkenne, daß ich auf meinem Bette liege und geträumt habe, sperre ich die Augen weit auf im Dunkeln und zittre. Wenn mein Traum eine Ahnung wäre, und mein August müßte wirklich sterben! Wenn er jetzt gerade kämpfte mit dem Tode! Wenn er gestorben wäre!

Ich lausche; eine Zeitlang läßt sich kein Laut vernehmen; dann kracht die Kommode, und der Schrank antwortet ihr.

Wehe mir! das ist ein Vorzeichen! . . . „Evangelina!“ rufe ich und eile zur Thür der Kammer. Und mir bietet sich der unveränderte Anblick meines Elends: unser leidendes Kind, die arme Mutter, die mir ein schmerzgebleichtes, doch ruhiges Antlitz zuwendet.

VIII.

Noch bin ich nicht aus dem Hause gewesen, seit die Todesgefahr über meinem Sohne schwebt. Heute sitze ich mit aufgestützten Ellbogen am geschlossenen Fenster und lasse den Blick über den Hof bis zum Eingangsthor und durch dieses über ein Stück der stillen Straße gleiten, auf der von Zeit zu Zeit zwei Beine vorübergehen, von denen ich nur die untere Hälfte sehen kann, einem halbirten Cirkel gleichend. Und meine Gedanken lösen sich unwillkürlich von der Angst, um über diese verstümmelten Erscheinungen zu phantasiren. „Jene Beine, die so schnell vorbeieilten und blauleinene Hosen trugen, gehörten sicherlich einem Arbeiter, diese dagegen einem Bettler; sie bewegen sich so langsam, daß ich Zeit habe sie näher zu prüfen: sie scheinen müde, die Lumpen, mit denen sie bedeckt sind, festzuhalten, und sie tragen an den Füßen nur gewisse zeit- und namenlose Fetzen.

Mein Geist hat so sehr das Bedürfniß umherzuschweifen, daß ich fast mein Unglück vergesse. Allein sobald ich mich umwende, schneidet mir der Anblick der Kammer, in der mein Kind leidet, ins Herz wie ein neuer Kummer. Doch August schläft; er hat kurz vorher sein Chinin eingenommen, und ich kann mich noch eine Weile weiter belustigen.

Heute ist mein Unglück vernünftig und zieht sich zurück, um mich wieder einen Blick ins Leben werfen zu lassen. Schon habe ich einige Gewandtheit in

diesem Spiele erlangt, dessen Hauptreiz mir in der Unbestimmtheit des Kommenden zu liegen scheint; ich will den, der unglücklich ist, darin unterrichten. „Willst Du wetten," sage ich zu mir selbst, „daß jetzt zunächst eine Frau vorübergehen wird?" — „Nein, ich wette, ein Mann." — Man hört einen wuchtigen Schritt auf dem Bürgersteig. — „Ich habe die Wette gewonnen, es ist ein Mann." — „Ja, aber was für ein Mann? Schnell, er kommt näher . . ." — „Ohne allen Zweifel ein Stutzer: er hat musikalische Stiefel."

Die musikalischen Stiefel pendeln vorüber — o Wunder! — sie werden von zwei krummen Beinen getragen, denen die Hosen auf ihrem gewundenen Pfade nicht bis zum Ende haben folgen können, sondern über dem Knöchel hängen geblieben sind.

Also nicht die Unbestimmtheit allein macht den großen Reiz dieses Spieles aus — es gibt auch Ueberraschungen. Und es gibt noch Anderes.

Ein seltsames Geräusch dringt an mein Ohr; es ist kein Tritt, es ist nicht das Rad eines Schiebkarrens, es ist keine Krücke, es ist auch nicht das dumpfe Pochen eines Stelzfußes. Was kann es nur sein? Es ist ein schleppender Ton, wie wenn ein Bündel Lumpen das Trottoir entlang geschoben würde . . . Da ist's! O grausame Natur! Welch Schauspiel! Dort, in der niedrigen Oeffnung, durch die ich bis jetzt meinen Nächsten nur bis zu den Knieen gesehen habe, erscheint eine vollständige menschliche Gestalt, fast auf dem Bauche kriechend, den Unterleib auf eine hölzerne Unterlage gestützt, und geht mit den Händen, die gelähmten und verkrümmten Beine hinterher schleppend. Vor dem Thorweg hält der Mensch still; er holt eine Hand aus dem großen Lappen, der sie verbirgt, heraus und mit der andern sich auf die Erde stützend wischt er sich den Schweiß ab, blickt umher und schleppt sich weiter. Wohin geht er? Wohin gehen wir?

Ich trete zurück vom Fenster und nähere mich dem Bette meines Sohnes. „August, Du mußt die Medicin einnehmen."

IX.

Eines Tages äußert Evangelina den Wunsch, ich möge ausgehen und etwas frische Luft schöpfen, und ich höre den sonderbaren Vorschlag kopfschüttelnd an. Doch meine Frau dringt in mich: „Es ist keine Gefahr," sagte sie; „mit August geht es nicht schlechter als sonst, mache Dir etwas Bewegung, das wird Dir gut thun."

Es ist wahr, mit August geht es nicht schlechter, und mit mir wahrhaftig nicht besser als sonst. Etwas frische Luft wird mir wohl thun; wenn ich wachen soll, wer kann wissen, wie viele Nächte noch, so darf ich nicht krank werden. Ich gehorche meiner Frau, ich gehe aus. Auf dem Hofe drehe ich mich um und bin in Versuchung, die Treppe wieder hinaufzusteigen; ich habe nicht das Herz, mein Kind zu verlassen. Doch Evangelina hat ihre Vorsichtsmaßregeln ergriffen; sie steht am Fenster und lächelt mir Muth zu. Ich sehe einen Hausgenossen, der mich neugierig anblickt; ich gehe weiter. Ich will in die öffentlichen Gärten gehen, wo die Luft von Mailand am besten ist; ich will einen Rundgang um die Bastionen machen, nur einen, und dann wieder nach Hause gehen.

Auf der Straße betrachten und grüßen mich die Bekannten, denen ich be-

gegne, in einer ungewohnten Art, in der ich etwas von Bewunderung zu entdecken meine, und ich erstaune darüber nicht; nur das seltsame Behagen der Eitelkeit nimmt mich Wunder, welches ich bei dem Gedanken empfinde, daß Viele sagen werden: „Was muß der Rechtsanwalt Placidi leiden!“ Unterdessen habe ich unvermerkt den weitesten Weg zu den Gärten eingeschlagen. „Ich bin falsch gegangen,“ denke ich bei mir und bemerke plötzlich, daß der Instinct mich zu dem Hause geführt hat, in welchem meine Laurina jetzt wohnt. Die entschlummerte Sehnsucht erwacht, und es ruft in mir: „Ich will sie sehen!“ Doch das ist unmöglich: ich trage den Ansteckungsstoff der Diphtheritis mit mir; kurz vorher ist ein Freund, der mich von fern erblickte, um die Ecke gebogen, und ich verzeihe es ihm gern: er hat ein geliebtes Töchterchen zu Hause.

Dort sind die Fenster des Hauses, wo Laurina wohnt; jetzt spielt mein Kind mit der Puppe, denkt vielleicht an mich, weint vielleicht — und keine heimliche Stimme ruft ihr zu, den Stuhl ans Fenster zu rücken, um den Papa durch die Scheiben zu grüßen. Ich warte ein Weilchen; die Leute, die mich hinaufstarren sehen, blicken ebenfalls in die Höhe, schütteln die Köpfe und lächeln. Ich sehe das Alles wie im Traum; dann schüttle ich mich und verlasse meinen Beobachtungsposten. Doch indem ich mich noch einmal umsehe in der Hoffnung, meine Tochter könnte in diesem Augenblick ans Fenster getreten sein, fühle ich etwas in ungewohnter Art meine Beine berühren. Ich blicke nach unten ... Gnädiger Gott! Es ist Laurina selbst! Sie kehrte mit dem Mädchen vom Spaziergange zurück, hat mich von Weitem gesehen und ist mir entgegengelaufen. „Papa,“ ruft sie mir zu, „nimm mich mit Dir; ich will nach Hause, ich will die Mama sehen!“

„Laurina! Liebe Laurina!“ stammle ich, „bist Du es? Und wie geht es Dir?“

Doch eine Furcht hält meine Glieder gefesselt, ich wage nicht mich zu bücken, nicht sie zu liebkosen, nicht ihr Gesichtchen mir zu nähern.

„Papa, warum gibst Du mir keinen Kuß?“

Ich ergreife sie, hebe sie auf, drücke sie an meine Brust und küsse sie auf Stirn und Haare. Dann setze ich sie zur Erde, ermahne sie artig zu sein, verspreche ihr wiederzukommen und sie nach Hause abzuholen; ich erzähle ihr von August, von der Mama; ich erfülle ihr Köpfchen mit Hoffnungen und heiteren Gedanken; mache ihr in wirrem Durcheinander die süßesten Verheißungen, eine neue Puppe, die Küsse der Mama, die Spaziergänge mit dem Papa, die Spiele mit dem wieder genesenen Bruder; dann verlasse ich das noch etwas erschrockene Kind und entfliehe, um nicht noch einmal in Versuchung zu gerathen.

Sie ruft hinter mir her: „Papa, viele Küsse für Mama!“ und trippelt ruhig von dannen wie ein Jungfräulein.

Dann stehe ich still ihr nachzublicken und folge ihr mit den Augen, bis sie verschwindet: dann blicke ich gen Himmel und sage mit schmerzlicher Bitterkeit: „Strafe mich! Ich habe mich nicht zu beherrschen vermocht und habe mein Kind auf die Stirne geküßt!“

Doch bevor ich wieder an das Schmerzenslager meines Sohnes trete, verschwindet Laurinens Bild, und ich sage mir zum Trost: „Ich habe sie ja nicht auf den Mund geküßt!“

X.

Meine Nerven sind stark, seit dem ersten Tage habe ich nicht mehr geweint: doch seit zwei Tagen erschreckt mich mein Kleiner. Es geht nicht gerade schlechter mit ihm, der Arzt constatirt sogar eine leichte Besserung; und doch wage ich nicht in mein Herz zu blicken, in welches eine seltsame Bangigkeit eingezogen ist.

Eines Morgens, nach dem Besuche des Arztes, bleiben wir allein an August's Lager, seine Mutter und ich; er sieht uns eine Weile an, doch er bemüht sich vergebens die Augen offen zu halten und überläßt sich bald wieder jenem schweren Schlaf, aus dem er nur von Zeit zu Zeit auffährt, mit beiden Händen an die Kehle greift und zuckt. Sein Gesicht ist entzündet, und diese Fieberröthe verbirgt uns, wie elend er aussieht. Wir betrachten ihn beide ohne ein Wort zu sprechen; auf einmal entfernt sich Evangelina von dem Bette und eilt ins Nebenzimmer, ich komme ihr nach und finde sie, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Sie weint.

„Oh, nicht diese Thränen!" sage ich zu ihr; „warum weinst Du?"

„Du weinst ja auch."

„Nicht doch; Du irrst ..."

„Doch, ich sehe es ja. Und warum weinst Du? Du weißt es nicht einmal. Ich aber weiß es: Du hast keine Hoffnung mehr."

Wir lassen Beide unsern Thränen freien Lauf; dann trocknet sich Evangelina die Augen und sagt: „Vor kurzer Zeit glaubte ich ihn todt zu sehen; doch der arme Kleine lebt noch, wir dürfen ihn nicht verlassen. Komm."

Sie faßt mich bei der Hand und ich lasse mich führen wie ein Kind ...

— — — — —

Er lebte.

Laßt mich den schmerzlichen Bericht meiner Leiden abbrechen; ich würde mir als ein Undankbarer erscheinen, wollte ich nicht zum Schluß mein Glück verkünden. Ja, August lebte. August lebt, um Vater und Mutter glücklich zu machen.

Evangelina hat Recht: unsere Freuden folgen uns im Leben, die Leiden nicht; denn das Herz begräbt sie.

„O alte Burschenherrlichkeit."

Am 9. December des Jahres 1882 vollzog sich in Eschwege eine für das kleine, bescheidene kurhessische Städtchen denkwürdige Feier, die besonders von der studentischen Welt mit Theilnahme verfolgt wurde. An einem schlichten Hause dortselbst ward eine Tafel zur Erinnerung an den in ihm verstorbenen Arzt Dr. Eugen Höfling angebracht. Zahlreiche Vertreter der deutschen Corpsstudentenschaft hatten sich eingefunden. Und doch war der Mann, der dort gelebt hatte und gestorben war, durch kein Band mit dem Corpswesen verknüpft. Eugen Höfling war ein Burschenschafter in des Wortes schärfster Bedeutung gewesen; er hatte mitgestritten und mitgelitten für die Ideen, welche vor manchem Jahrzehnt die deutsche Burschenschaft in vollbewußtem Gegensatze zu den Corps schufen.

Welchen Anspruch hatte nun der Burschenschafter Höfling auf den Dank und die Anerkennung der Corpsstudenten? Wir wissen es: er hat ihnen, er hat dem deutschen Studententhum und Allem, was in ihm wurzelt und mit ihm zusammenhängt, jenes unvergeßliche Lied gegeben: „O alte Burschenherrlichkeit". Wie oft, wie unendlich oft haben wir die Weise gesungen, mit einer Stimme vielleicht, an der künstlerisch Manches auszusetzen war, aber mit vollem, empfindendem Herzen! Der Fuchs, der noch das Leben in rosigem Glanze vor sich ausgebreitet sieht, der semesterreiche Bursch, dem manchmal die Ahnung kommt, daß die schäumende Jugendfröhlichkeit enden müsse — sie finden in jenem Liede den Ausdruck ihrer innersten Empfindung wieder. Und uns gar, die wir schon im Lande der Prosa leben, steigt nicht, wenn das traute Lied an unser Ohr schlägt, die Erinnerung an das verlorene Eden, an die Paradieseszeit studentischer Jugend vor uns auf? Diese Erinnerung an die goldnen Tage der Studentenzeit, an die selige Ungebundenheit des akademischen Lebens, wo findet sie sich gleich eigenartig, wahrheitsgetreu und poetisch schön dargestellt wie in dieser Weise? Halb freudvoll, halb ernst, von frohen Empfindungen getragen und zugleich von leiser Wehmuth überschattet, schildert sie in ergreifender und doch von Rührseligkeit freier Weise, wie in der Seele des zum Philister gewordenen Burschen die Welt jener alten Herrlichkeit auftaucht. Es liegt etwas echt Deutsches in dieser Mischung von Frohsinn und Schwermuth, und aus der Volksseele heraus hat der Dichter dies Lied geschrieben.

Beinahe wäre es auch äußerlich Volkslied geworden, d. h. sein Ursprung unbekannt geblieben. Vielleicht hätten sich in spätern Tagen literarhistorische Forscher gefunden, welche den Nachweis geliefert, daß dies Lied nicht die poetische That eines Einzelnen sein könne, sondern aus dem Studentenleben herausgewachsen sein und gewissermaßen ein Sammelwesen zum Verfasser haben müsse. Derartige Combinationen sind nun dadurch ein für allemal unmöglich geworden, daß Höfling sich selbst als Dichter des Liedes, dessen Ursprung nahezu fünfzig Jahre verborgen war, bekannt hat. Höfling legte in seiner Bescheidenheit äußerst wenig Werth auf seine kleinen poetischen und novellistischen Versuche, und so kam es, daß er das von ihm in jungen Jahren gedichtete Lied vollständig aus dem Auge verlor, daß er nicht ahnte, wie sein Lied

zum Gemeingut der deutschen Studentenschaft geworden. Wie horchte er auf, als eines Tages seine in den Ferien weilenden Söhne unter andern Studentenliedern auch „O alte Burschenherrlichkeit" sangen. „Woher habt Ihr das Lied, Jungens?" fragte er und erhielt zur Antwort, daß es ein altes, vielgesungenes Studentenlied von unbekanntem Verfasser sei [1]). Er sann nach und kam bald zu der Gewißheit, daß ihm hier ein verlorenes Musenkind wiedergekehrt sei, ein Kind freilich, das seinen Weg zum Herzen der deutschen Studentenschaft allein gefunden hatte und der Liebling der akademischen Jugend geworden war. So innig die Freude Höfling's über diese Entdeckung erklärlicherweise war, so dachte er doch nicht daran, nun auch öffentlich den Ruhm in Anspruch zu nehmen. Durch den Mund eines Freundes, dem er gelegentlich Mittheilung von dem Funde machte, wurde die Sache ruchbar, und als Höfling vor einigen Jahren an der Jubelfeier der Universität Marburg Theil nahm, war er allgemein als der Dichter bekannt und die Studenten kargten nicht mit ihrem Danke gegen den Mann, der ihnen ihr schönstes Lied gegeben.

Ueber die Zeit der Entstehung des Liedes ist Genaues bisher nicht bekannt geworden. Einige Commersbücher nennen zwar das Jahr 1826 als Entstehungsjahr, indeß aufs Gerathewohl. Höfling selbst konnte in dieser Beziehung keine bestimmte Auskunft mehr geben; als unzweifelhaft hat er indeß mitgetheilt, daß er das Gedicht zwischen 1826 und 1830 verfaßt habe. Es ist auch gewiß, daß Höfling noch andere, Leid und Freude des Burschenlebens behandelnde Lieder gedichtet hat. In einem 1825 geschriebenen Gedichte bekennt schon der damals siebenzehnjährige Gymnasiast, daß er der religiösen und historisch-politischen Muse Valet gesagt habe und nun Wein und Liebe „in frohem Rundgesang" feiern wolle. Die meisten Erzeugnisse dieser Art scheinen verloren gegangen zu sein und nur zwei Bruchstücke, welche Beziehungen zum akademischen Leben aufweisen, sind mir zu Gesichte gekommen. Das eine ist eine lustige Parodie der Kußnachtscene:

„Durch diese finstre Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg zur Kneipe — hier
Holz' ich ihn durch, die Suite macht sich gut.
Der alte Brunnen dort verbirgt mich ihm;
Von dort herab faßt ihn mein Ziegenhainer;
Die Schnurren nahen vor Manschetten nicht."

Vermuthlich war es der Angehörige eines Corps oder einer Landsmannschaft, mit welcher die Burschenschaft auf dem „Holzcomment" stand, dem diese handgreifliche Ueberraschung zugedacht war. Nun, auch das werden unsere Corpsstudenten mit dem Mantel der Liebe zudecken. Das andere Bruchstück gewinnt dadurch besonderes Interesse, daß es dieselbe Idee behandelt, wie „O alte Burschenherrlichkeit" und möglicher Weise die ursprüngliche Form desselben darstellt. Es lautet:

„So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel,
Eines flotten Burschen stolzen Scheitel
Beugt, eh' wenig Jahre noch herum
Trüb und matt das Philisterium."

Liegt hierin wirklich die erste Form unseres Liedes vor, so ergibt sich für uns mit Sicherheit, daß die Entstehung des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit" frühestens in das Jahr 1829, wahrscheinlich in das Jahr 1830 zu setzen ist. An und für sich

---

[1]) Die Mittheilung der biographischen Notizen und die Einsichtnahme in Höfling's schriftliche Hinterlassenschaft verdanke ich der Freundlichkeit seiner Familie. D. V.

ist es schon unwahrscheinlich, daß ein lebensfroher Fuchs in so schwermüthiger Weise den Abschied von dem Burschenleben schildern sollte. Außerdem deuten auch äußere Umstände auf das Gegentheil hin. Das letzterwähnte, zeitlich vor das Lied „O alte Burschenherrlichkeit" zu setzende Bruchstück, das aus dem Jahre 1829 stammt, weist eine entwickelte und ausgebildete Handschrift auf, während ältere Gedichte in ihrer Niederschrift noch ein gewisses knabenhaftes Gepräge tragen. Als Ort der Entstehung wäre demgemäß auch Würzburg oder Marburg anzunehmen, wo Höfling in den Jahren 1829 und 1830 weilte.

Von Höfling's übrigen dichterischen Erzeugnissen ist Manches recht ansprechend und besonders im Hinblick auf die Jugend des Verfassers, der schon mit vierzehn Jahren Verse schrieb, als gelungen zu betrachten. Ursprünglich waren es Gott und die Natur, die Höfling's empfängliches Gemüth zum Liede begeisterten; später wendete er sich dem Preise der Liebe, des Weines und der Freiheit zu. Insbesondere diejenigen seiner Gedichte, welche die Tagesfragen behandeln, zeugen von poetischer Begabung. Ein treuer und energischer Anhänger der liberalen Sache fand er in jener trüben Zeit, die ihm selbst so schwere persönliche Opfer auferlegte, Trost im Liede. In einem seiner Tagebücher, das eine Reise durch Bayern, Böhmen und Mähren schildert, theilt er mit, daß er auf die Nachricht, in London sei im Parlament die Reformbill gefallen, Lord Grey aus dem Ministerium ausgetreten und Lord Wellington an seine Stelle gerückt, seine Gedanken in einem Gedichte ausgesprochen habe. Die Schlußstrophe desselben, welches die Niederlage des Liberalismus in England als einen Schlag für die Freiheit Europa's hinstellt, lautet hoffend und verheißend:

„Jener Augenblick wird kommen,
Kommen wird der Freiheit Tag,
Wo die Blendung wird genommen,
Wo die Schläfer werden wach;
Wo es tönt in Aller Ohren:
Noch ist Teutschland nicht verloren."

Hätte nicht ein hartes Lebensschicksal den für alles Schöne empfänglichen Jüngling, den ernst strebenden Mann in eine Wüste gebannt, ihm die Verbindung mit der Außenwelt fast unmöglich gemacht, hätte nicht der Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art und vorzugsweise politischer Natur seine ganze Kraft in Anspruch genommen, so würde sein dichterisches Talent sicherlich noch manche erfreuliche Frucht gereift haben.

Mit wenigen Strichen wollen wir Höfling's Lebensgang zeichnen. Eugen Höfling wurde am 5. October 1808 als der Sohn des Commerzienrathes Wilhelm Höfling zu Fulda geboren, besuchte das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt, ging 1826 zur Universität, um Medicin zu studiren, erst nach Marburg, dann nach Würzburg, und wurde im Jahre 1830 in Marburg zum Doctor der Medicin promovirt. Der junge Arzt betrachtete indeß hiermit keineswegs seine Studienzeit als abgeschlossen, er unternahm im Jahre 1832 die bereits erwähnte Reise nach Oesterreich, wo gerade die Cholera wüthete. Reicher an Wissen, geschätzt von den Lehrern der Wissenschaft und einer verheißungsvollen Zukunft entgegensehend, kam er zurück, ließ sich in Heidelberg als Privatdocent nieder und gewann alsbald zahlreiche Zuhörer. Indeß damals schon mußte er unter der politischen Reaction, wenn auch nur mittelbar, leiden. Viele seiner Zuhörer hatten dem Hambacher Feste beigewohnt; die auf dasselbe folgende Untersuchung zwang sie, Heidelberg den Rücken zu kehren; Höfling's Lehrsaal stand leer und der Ausfall in der Einnahme des jungen Privatdocenten, dessen Vermögensverhältnisse nicht die glänzendsten waren, nöthigten ihn, mit schwerem Herzen der wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen. Er wollte sich nunmehr in Fulda als praktischer Arzt niederlassen, hatte aber seine Rechnung ohne die Regierung gemacht, welche in dem ehemaligen Burschenschafter einen gefährlichen Verschwörer sah. Sein Vorhaben wurde nicht gestattet und ihm schließlich Hünfeld, ein ärmliches, kleines, von jedem Verkehr abgeschnittenes Städtchen zum Wohnort bestimmt. Sieben Jahre mußte

er in diesem verlassenen Winkel sitzen und dabei hatte er noch mannigfache Unbilden zu bestehen, denn die Untersuchung gegen den alten Burschenschafter dauerte fort. Eine ähnlich trostlose Existenz führte er in dem nicht minder abgelegenen und ärmlichen Friedewald, einem Flecken des Süllingswaldes, wo er die nächsten sieben Jahre als Physikatsverweser hauste. Alle diese bittern Erlebnisse vermochten indeß nicht, seinen festen Sinn zu brechen, und seinem Wahlspruch „Freiheit auf dem Boden des Gesetzes" blieb er allezeit treu. Dagegen ist es natürlich, daß diese Prüfungen ihm seine wissenschaftliche Thätigkeit sehr erschwerten; trotzdem war er mit Erfolg schriftstellerisch wirksam. Außer mannigfachen Aufsätzen in medicinischen Zeitschriften verfaßte er ein Wörterbuch für die hessische Pharmacopöe und gewann den von der Marburger Universität im Jahre 1847 ausgesetzten Preis für die beste Beschreibung eines Physikatsbezirkes. Daneben lieferte er belletristischen Blättern manchen dichterischen und novellistischen Beitrag, ohne die Erzeugnisse seiner Muse des Sammelns für werth zu halten.

Als im Jahre 1848 ein kurzer Umschwung der Dinge in Kurhessen eintrat, erhielt Höfling, der sich grundsätzlich von Hünfeld wie von Friedewald aus um jede freigewordene Stelle beworben hatte und ebenso grundsätzlich von der Regierung abgewiesen worden war, die Physikatsstelle in Naumburg an der waldeckischen Grenze. Ja man beabsichtigte, ihm eine Professur an der Universität Marburg zu übertragen, da sein Streben und seine Leistungen doch nicht unbemerkt geblieben waren. Allein mit dem liberalen Ministerium Eberhard fiel auch das Gebäude seiner Wünsche und Hoffnungen zusammen; abermals mußte der schaffensfreudige Mann einer vielverheißenden Zukunft entsagen. Ende der sechziger Jahre wurde Höfling zum Kreisphysikus in Eschwege bestellt, wo er nunmehr seinen dauernden Aufenthalt nahm. Er lebte gern — so berichtete mir Jemand, der ihn genau kannte — in dem freundlichen, lieblichen Werrathal, das so reich an landschaftlichem Reiz ist. Seine Seele erquickte sich an den Schönheiten der Natur und darum empfand er kaum die Mühen der Reisen, die mit seinem Berufe ununterbrochen zusammenhingen. Für seine große Schaffenskraft hatte er vielfache Verwendung. Er war ein gesuchter und beliebter Arzt und eine lange Reihe von Jahren hatte er den bei weitem größten Theil der Praxis der Stadt und Umgegend in Händen. Als Bürger wurde er geschätzt und geehrt; er gehörte zwölf Jahre hindurch der städtischen Behörde an. Aber schmerzlicher noch als die Kranken den Arzt, als die Bürger den Mitbürger, betrauerten ihn, als er nach kurzer Krankheit am 21. Juli 1880 die Augen zum letzten Schlummer schloß, die Gattin und die Kinder, deren Glück seine Freude, seine Arbeit gewesen war.

Höfling hat nicht das Ziel erreicht, das ihm in seiner Jugend vorschwebte. Wie er oft selbst klagte, hätte er mehr und Größeres leisten können, wenn ein günstiger Wind ihm geweht hätte. Dennoch blickte er nicht muthlos und verzagt; an dem Platze, dahin ihn das Schicksal gestellt, hielt er kämpfend aus sein Lebenlang. Wir aber wollen freudig dessen gedenken, was er geleistet — „trotz alledem". Sein Namen wird leben, so lange deutsches Burschenthum lebt; und in künftiger Zeit, wenn manches anspruchsvoller auftretende Lied der Gegenwart längst verklungen, wird noch neben dem „Gaudeamus" und all den andren schönen Gesängen, auch die wehmüthig-fröhliche Weise: „O alte Burschenherrlichkeit" tausende junger Herzen höher schlagen machen.

D. S.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Nur noch ein kurzes Lustrum und die hundertste Wiederkehr der Tage steht vor der Thür, von denen der Beginn der neuen politischen Zeitrechnung datirt. Einer neuen Zeitrechnung in doppeltem Sinne: hat das Jahrzehnt der großen französischen Revolution doch zugleich in dem inneren und dem äußeren Leben der europäischen Culturvölker Epoche gemacht, und die internationalen Beziehungen derselben ebenso gewaltsam verändert, wie ihre inneren Entwicklungen. Die Consequenzen dieser Umwälzungen sind in Deutschland später gezogen worden, als in den meisten übrigen Ländern — den Einfluß derselben vermögen wir indessen eben so wenig zu verleugnen, wie Franzosen, Spanier, Italiener oder Russen. Alle Phasen der Entwicklung, welche das heilige römische Reich teutscher Nation durchmachen mußte, um zum deutschen Reiche zu werden, stehen mit gleichzeitigen französischen Ereignissen in directem Zusammenhang; der „Anfang des Endes" der alten Ordnung deutscher Dinge fällt mit der ersten, die definitive Festsetzung unserer neuen Ordnung mit der letzten französischen Revolution zusammen und die dazwischen liegenden Wendungen von 1815 und 1866 erinnern unabweislich an französische Ereignisse von 1814 und 1859.

Ist da zu verwundern, wenn der Deutsche, der in die Zukunft seines Landes Ausblick hält, unwillkürlich den Blick nach Frankreich wendet? Wissen wir gleich seit geraumer Zeit, daß die dem deutschen und europäischen Frieden von Osten drohenden Gefahren mindestens ebenso schwere sind, wie die im Westen erzeugten Gewitter, so ist die Macht der geschichtlichen Gewöhnung doch zu groß, als daß deutsche Gedanken an künftige Friedensstörungen von Gedanken an neue französische Erschütterungen getrennt gehalten werden könnten. Der Inhalt dieser Gedanken hat sich freilich im Lauf der Zeiten unkenntlich verändert. Daß die deutsche Cultur- und Machtentwicklung der französischen mindestens ebenbürtig sei, wird in Frankreich selbst anerkannt; unsere gewerbliche Leistungsfähigkeit beginnt die französische zu überwachsen und unser Staatswesen bedarf auswärtiger Impulse so wenig, daß selbst die Zeiten vorüber sind, zu denen Frankreich seinen deutschen Nachbarn indirect und wider seinen eigenen Willen Dienste erweisen konnte. Der Zusammenschweißung durch französisches Kanonenfeuer bedürfen wir nicht mehr und das Füllhorn neuer Gedanken, das der aggressivste aller europäischen Staaten sonst über seine Nachbarn auszuschütten pflegte, ist längst erschöpft. Ohne Selbstüberhebung dürfen wir behaupten, daß das größte aller Zeit-Probleme, das sociale, in Deutschland planmäßiger und energischer angegriffen worden sei, als das in Frankreich geschehen ist. Mit dem Stillstande verglichen, in welchem die französische Socialgesetzgebung seit Jahr und Tag steckt, hat die unserige sich im Sturmschritt weiterbewegt. An die Aufgaben, welche wir uns gesteckt haben und deren Lösung wir während des vorigen Jahres um einen erheblichen Schritt nähergekommen sind, wird bei unsern Nachbarn nicht einmal gedacht. Gambetta's, bei Gelegenheit der Veröffentlichung des ersten deutschen Unfallversicherungsgesetzes gethaner Ausspruch, daß Frankreich sich von Herrn von Bismarck nicht überholen lassen dürfe, ist längst vergessen; die unter dem „großen Ministerium" ausgearbeitete Vorlage, durch welche der damalige Unterstaats-Secretair im Handelsministerium Felix Faure die Haftpflicht der Arbeitgeber gesetzlich reguliren wollte, ist von den Gambettisten selbst zu Grabe getragen worden, — die die Arbeiter-Syndicate und Associationen betreffenden Entwürfe wurden von Session zu Session verschoben und fehlen auf der Liste der für die nächsten Monate in Aussicht genommenen Arbeiten vollständig, und

von Herrn Waldeck-Rousseau's Absicht, den Pariser Syndicaten gewisse öffentliche Arbeiten zu überweisen, ist seit einem reichlichen halben Jahre nicht mehr die Rede, weil die Lebensfragen der französischen Regierung andere sind, als diejenigen des Staats. Von dem peuple initiateur, dessen Ideen vor hundert Jahren die Rundreise um die Erde antraten, ist eigentlich nur noch zu lernen, wie man es nicht zu machen hat, wenn man zu definitiven, eine Weiterentwicklung ermöglichenden Zuständen gelangen will! Und seit dieser Staat um die Bundesgenossenschaft des Panslawismus geworben und zwar vergeblich geworben hat, ist es um seinen Anspruch auf eine große, dem Culturfortschritt dienende internationale Politik auch äußerlich geschehen. So weit menschliches Ermessen reicht, haben wir von der nächsten Auseinandersetzung mit Frankreich auch im günstigsten Falle weder directen noch indirecten Gewinn zu erwarten. Und doch vermögen alle Vernunftgründe, welche gegen die Wahrscheinlichkeit einer von Westen drohenden Friedensstörung reden, nichts gegen die innere Stimme auszurichten, die uns immer wieder des großen Königs „toujours en vedette" zuruft! Wesentliches ist daran auch durch die diplomatischen Errungenschaften des friedlich verschiedenen Jahres 1883 nichts geändert worden. Es bleibt dabei, daß wir unser Pulver trocken halten und die Last einer Rüstung weiter tragen müssen, deren Empfindlichkeit sich durch die Länge der Zeit und die zunehmende Einsicht in ihre Unentbehrlichkeit allerdings gemindert hat, die aber nichtsdestoweniger eine schwere Last bleibt.

Mit der europäischen Lage haben die während des letzten Monats in der Presse meistbesprochenen ostasiatischen und ägyptischen Ereignisse des letzten Monats nur wenig zu schaffen gehabt. Trotz der jüngsten Thronveränderung in Anam und der Wegnahme Sontay's ist der weitere Fortgang der Tonking-Angelegenheit immer noch von Nebeln verhüllt. China geht einer definitiven Entscheidung immer wieder aus dem Wege und Frankreich glaubt seiner Sache so sicher zu sein, daß es von einer britischen Mediation nichts wissen, sondern das Maß seiner Forderungen hinaufschrauben will. Herr Ferry fühlt sich so vollständig als Herr der Lage, daß er die auswärtigen Verwicklungen wie Nebendinge behandelt und zu einer Fundamentirung der von seiner Regierung gewonnenen Position schreiten will. Er hat die von der radicalen Opposition geforderte Revision der jüngsten aller europäischen Verfassungen in sein Programm aufgenommen und gedenkt mit Hilfe derselben an der Spitze der öffentlichen Meinung zu bleiben. Die Zeiten, in denen der Glaube an die Heilkraft neuer „Paragraphen" Wunder zu thun vermochte, sind aber auch für Frankreich vorüber. Eigentliche Begeisterung für die Sache der Verfassungsrevision will sich nirgend regen, weder bei den Anhängern der Regierung, die davor warnen, neuen Zündstoff unter die Wähler zu werfen, noch bei den Gegnern, denen an der Revision nur gelegen war, so lange mit derselben etwas gegen die Regierung ausgerichtet werden konnte. Nehmen die vorgeschrittenen Elemente die Sache in die Hand, so wird es im Sinne Andrieux's, nicht im Sinne Ferry's geschehen und das in den Mittelpunkt des ministeriellen Projects gerückte Listenscrutinium alsbald die ihm bisher zugeschriebene Bedeutung verlieren. Besonderer Beliebtheit hat diese Gambetta'sche Erfindung sich niemals erfreut. Den Freunden des Verstorbenen hat das Lieblingskind des Meisters zu übel mitgespielt, als daß sie demselben eigentliche Sympathien entgegenzubringen vermöchten und die conservativen Elemente wissen, daß dasselbe die Bestimmung hat, ihre Beziehungen zu den Wählern zu lockern, alle Localautoritäten zu vernichten und die Allmacht des Centralcomités zu proclamiren. — Die Massen aber haben der Sache alle Zeit fremd gegenüber gestanden. Die Fiction, als ob die Ermittelung des Volkswillens die wichtigste aller Aufgaben der Republik sei und als ob dieser Wille mit Hilfe eines geeigneten Destillir-Apparates rein und unverfälscht zur Darstellung gebracht werden könnte, will überhaupt nicht mehr recht verfangen. Auch die Naivsten wissen aus hundertfältiger Erfahrung, daß Wahleinrichtungen nur den einen Zweck haben, das Uebergewicht der augenblicklich herrschenden Partei zu befestigen und im Sinn und Interesse derselben mißbraucht zu werden. Ob das so oder so geschieht, dünkt denjenigen, die hinter die Coulissen gesehen haben, ziemlich gleichgültig zu sein. Die Mehrheit von 1881 ist mit dem Ge-

schäft, das sie bei den vorigen Wahlen gemacht hat, zufrieden und glaubt dasselbe auch unter der Herrschaft der bestehenden Einrichtungen fortsetzen zu können; die ländlichen und kleinstädtischen Massen aber hegen seit lange nur den einen Wunsch, von den öffentlichen Angelegenheiten möglichst wenig behelligt zu werden. Was übrig bleibt, sind die großen Städte, denen es kein Geheimniß mehr sein kann, daß der nackte Parteiegoismus die einzige bewegende Kraft der seit Jahr und Tag getriebenen Wirthschaft bildet. Einen Vorzug hat dieselbe freilich gehabt, denjenigen nämlich, mit dem Phrasenkram gründlich aufgeräumt und das Quantum politischer Illusionen wieder consumirt zu haben, das sich während der beiden kaiserlichen Jahrzehnte und des von diesen geübten Drucks angesammelt hatte. Daraus ist der Zug von Ermüdung zu erklären, der durch das gesammte französische öffentliche Leben geht, periodisch durch krankhafte Erregungen unterbrochen wird, wenn dieselben gewichen sind, aber alsbald wieder zur Erscheinung kommt und allen Parteien — die socialistische Revolutionspartei natürlich ausgenommen — nachgewiesen werden kann. Daß diese letztere in aller Stille ihr Minirwerk fortsetzt, hat sich auch während der letzten Wochen deutlich gezeigt und erheblich dazu beigetragen, daß die gemäßigten Republikaner von einem unter die Massen geworfenen neuen Zündstoffe nichts wissen wollen. In den entlegneren Rubriken der großen Pariser Bourgeois-Blätter nehmen Berichte über Arbeitseinstellungen und über von Arbeitgebern unternommene Versuche zur Sprengung der neuerdings wieder in Schwung gekommenen Gewerk-Genossenschaften schon seit einiger Zeit ihre bestimmte Stelle ein. Der Norden und der Süden des Landes sind dabei gleichmäßig vertreten; denn in den verschiedensten Gewerbszweigen hat der Rückgang der französischen Ausfuhr eine Tendenz zur Herabdrückung der Löhne erzeugt, gegen welche von Seiten der Arbeiter mit dem Aufgebote aller Kräfte angekämpft wird. Der im November vorigen Jahres von der Budgetcommission erstattete, auf das Handelsministerium bezügliche Bericht weist Einbußen der Industrie nach, die mit der Höhe der bisher gezahlten Löhne in engem Zusammenhange stehen und unbegreiflich erscheinen lassen, daß dieselben bis jetzt haben behauptet werden können. Der Durchschnittswerth der jährlichen französischen Ausfuhr hat sich während des Decenniums 1872 bis 1882 um 200 bis 300 Millionen verringert und während des ersten Halbjahres 1883 nur noch 1689 Millionen, d. h. 32 Millionen weniger als während des ersten Halbjahres 1882 betragen. Während im J. 1872 Leinen-, Seiden- und Lederwaaren, sowie Kleidungsstücke für zusammen 145 Millionen nach Nord-Amerika ausgeführt worden waren, weisen die bezüglichen Listen für die letzten Jahre nur noch 90 bis 96 Millionen auf. Es wird nur der fünfte Theil der Leinen- und Haftgespinnste ausgeführt, die vor zehn Jahren über die Grenzen gingen, ja die Ausfuhr der sog. Pariser Artikel ist während desselben Zeitraums von 10 Millionen auf 880 000 Francs, d. h. auf weniger als den elften Theil zurückgegangen. Und doch constatirte derselbe Bericht, der diese geradezu erschreckenden Ziffern aufweist, daß an eine Herabsetzung der Löhne nicht zu denken sei, weil die Arbeiter sich während der letzten Jahre an eine Anzahl neuer Bedürfnisse gewöhnt hätten, von denen sie um keinen Preis lassen wollten und die aus der Zeit herrührten, wo die durch den Krieg verursachte Minderung des Angebots von Arbeitskräften die Löhne unaufhaltsam in die Höhe getrieben hatte.

Zuständen so gespannter Art gegenüber begreift es sich, wenn Männer, denen die Ruhe des Landes mehr gilt, als das Interesse der Regierung, die Kunde von Ferry's neuestem Plane mit kaum verhohlener Ungunst aufgenommen und vorausgesagt haben, daß derselbe seinem Urheber über den Kopf wachsen und Wasser auf die Mühlen des Radicalismus schütten werde. Die Zuversicht, welche der leitende Minister seit der Einnahme von Sontay zur Schau trägt, wird sich durch diese Bedenken schwerlich aufhalten lassen. Solange die günstigen Posten aus Anam fortdauern, kommen die Enttäuschungen, die seiner Regierung durch das Scheitern der mit dem nördlichen Madagaskar geführten Verhandlungen und durch die neueste ägyptische Wendung bereitet worden sind, nicht in Betracht. China gegenüber hat Ferry für den Augen-

blick Recht behalten und das genügt, um ihm das Vertrauen seiner Landsleute zu erhalten. Am geeignetsten geschieht das durch festes, anspruchsvolles Auftreten und an einem solchen hat er es nicht fehlen lassen. Wie weit man in Paris von einer nüchternen und unbefangenen Auffassung der Dinge entfernt ist, hat vor Allem die Einstimmigkeit bewiesen, mit welcher die Presse jeden Gedanken an eine englische Vermittelung des mit China schwebenden Streites ablehnte und den Vorschlag einer von dem himmlischen Reiche zu verlangenden Entschädigung willkommen hieß. Daß Frankreich im Begriffe steht, die gute Meinung der einzigen ihm befreundet gebliebenen Macht vollständig zu verscherzen, sieht die kurzsichtigen Pariser Tagespolitiker keinen Augenblick an, die aus der britischen Zögerung in Sachen der Bekämpfung des Sudanaufstandes bereits gefolgert hatten, daß der Tag einer Wiederherstellung der französischen Position in Aegypten bevorstehe. Und das unmittelbar, nachdem die römische Reise unseres Kronprinzen die letzten Hoffnungen auf Wiederherstellung der alten Verbindungen mit Italien vernichtet und nachdem die neue Wendung der spanischen Dinge daran erinnert hatte, daß der im vorigen Jahre bemerkbar gewordene Zusammenhang zwischen den Radicalen diesseits und jenseits der Pyrenäen, in Madrid unvergessen geblieben ist.

Daß die britische Freundschaft in der Schätzung der Franzosen einen Rückgang erfahren hat, hängt bis zu einem gewissen Grade mit der Unsicherheit zusammen, welche Mr. Gladstone bei jeder an seine Regierung herantretenden auswärtigen Ueberraschung verräth. Zur Ueberraschung von In- und Ausland ist des whigistischen Ministers Antwort auf das siegreiche Vordringen der Sudan-Emeute der Vorschlag gewesen, das insurgirte Land der Pforte zurückzugeben und mit dieser wegen Absendung eines türkischen Expeditionscorps in Verhandlung zu treten. Seit dem neusten Ministerwechsel in Kairo beginnt man allerdings andere Saiten aufzuziehen und die Nothwendigkeit der Herstellung definitiver Zustände im Nilthal mit erneutem Nachdruck zu discutiren, — daß es überhaupt möglich gewesen, eine türkische Intervention in Aussicht zu nehmen, beweist indessen einen Mangel an gesundem Menschenverstande, der bei jedem andern Staatsmanne, als dem gegenwärtigen Oberhaupt der englischen Liberalen, unbegreiflich sein würde. Mit der Preisgebung Chartums und einer Rückwärtsconcentrirung bis zu dem zweiten Nilkatarakt hatte die große Mehrheit der Londoner Presse sich freilich zu Anfang einverstanden erklärt. Was aber will das in einem Lande sagen, dessen Politiker bei der Beurtheilung auswärtiger Zustände regelmäßig auf falsche Fährte gerathen, wenn es an einem energischen Führer fehlt — einem solchen aber ebenso regelmäßig die nöthige Heeresfolge leisten, wenn er den vollen Muth seiner Meinung zeigt. Bei einiger Klarheit darüber, daß der halbe Gewinn des vorigen Feldzugs in Frage gestellt würde, wenn es zu einer Intervention des Sultans käme und daß diesem jede Veranlassung dazu fehlt, für seinen längst dem britischen Einfluß verfallenen Vasallen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, hätte man sich von Hause aus sagen müssen, daß Englands ägyptische Stellung bedingt ist durch die Fernhaltung jeden fremden Einflusses und daß der Sudan nicht Preis gegeben werden dürfe, ohne daß auch nur ein ernsthafter Versuch zu seiner Rettung angestrebt worden. Auf diese einfache Wahrheit scheint man sich denn auch nachträglich besinnen zu wollen. Die maßgebenden Organe der Londoner Presse halten den Zeitpunkt einer schärferen Anziehung der über Aegypten gehängten Zügel für gekommen. Von den verschiedensten Seiten wird Mr. Gladstone gemahnt, mit der förmlichen Einrichtung einer Regierung über das zur Selbstregierung unfähige Land Ernst zu machen. Selbst das Wort „Annexion" ist gefallen, — zunächst ohne Widerhall zu finden. Vorläufig hat man sich mit der Einsetzung eines neuen zuverlässigen ägyptischen Ministeriums begnügt, — voraussichtlich aber wird man weitergehen und bei der Wiederaufnahme der Sudanangelegenheit zu ferneren mindestens halb-annexionistischen Maßregeln Veranlassung nehmen. Art der heutigen Whigs ist es einmal von einem Extrem in das andere zu verfallen.

Rückwirkungen der oberägyptischen Vorgänge auf die übrige orientalische Welt

haben sich bis jetzt nicht fühlbar gemacht. In Constantinopel ist der Streit mit dem ökumenischen Patriarchat nach wie vor die Tagesfrage geblieben und der Versuch angestellt worden, die anspruchsvollen Griechen durch dem Oberhaupte der bulgarischen Kirche erwiesene Gunstbezeugungen einzuschüchtern. Das hat freilich nicht gelingen können, weil der russische Botschafter dieses Mal auf der Seite des Patriarchats und der historischen Rechte desselben zu stehen scheint. Die Erklärung dafür ist in der Entfremdung zwischen Rußland und Bulgarien zu suchen, dessen der griechischen feindliche Nationalkirche viele Jahre lang Gegenstand der besondern Fürsorge der russischen Politik gewesen war, dieses Verbündeten in Folge der bekannten letzten Ereignisse indessen verlustig geworden ist. Seit man in St. Petersburg keinen Grund mehr hat, den Anspruch der aufstrebenden südslawischen Macht auf die türkisch-griechische Erbschaft zu unterstützen, besinnt man sich wieder auf die Wichtigkeit der orientalischen Glaubenseinheit und ihrer Verkörperung in der Person des ökumenischen Patriarchen. Für die Beschaffenheit der russisch-bulgarischen Beziehungen ist das um so charakteristischer, als man in beiden Lagern jede öffentliche Erörterung der bestehen gebliebenen Differenzen vermeidet. Ohne des russischen Protectors auch nur Erwähnung zu thun, hat Fürst Alexander I. die Session der Versammlung von Sofia mit einer Rede geschlossen, welche die höchste Befriedigung über die gewonnenen Resultate (Uebernahme des Obercommandos durch den Landesherrn, Unterordnung der von einem russischen General geleiteten Militärangelegenheiten unter die Controle der Volksvertretung, Herabsetzung des Kriegsbudgets und Errichtung einer ersten Kammer) ausspricht und volles Vertrauen in eine gedeihliche Zukunft des sich selbst wiedergegebenen Landes athmet. — In Rußland ist von Fragen der auswärtigen Politik seit geraumer Zeit überhaupt nur ausnahmsweise die Rede. Durch die Abwesenheit des Hofs, die ungünstige Lage der Credit- und Wirthschaftsverhältnisse und den Rückgang der Staatseinnahmen geängstigt und verstimmt, steht die russische Hauptstadt seit drei Wochen unter dem Eindruck der Ermordung des Obristlieutenants Sudeikin, die vielfach als Vorläuferin einer neuen Attentats-Epoche angesehen wird. Bis jetzt ohne hinreichenden Grund. Die Annahme, daß es kein Unfall, sondern ein Ueberfall gewesen, an dessen Folgen der Kaiser darniederliegt, entbehrt jeder Bescheinigung und auf das Verbrechen, dem der technische Leiter der politischen Polizei zum Opfer gefallen, ist kein weiteres gefolgt. Um die Sicherheit, in welche man sich seit dem ruhigen Verlauf der Krönungsfestlichkeiten gewiegt hatte, ist es freilich ebenso geschehen, wie um den Glauben an die unbeschränkte Leistungsfähigkeit der Tolstoi'schen Polizei, der die Ergreifung des vielgenannten Jablonski-Dejajew und seiner Mitschuldigen bis zur Stunde nicht gelungen ist. Wie an alles Uebrige, so gewöhnt man sich aber auch an den Zustand der Unsicherheit und an eine politische Existenz, die über die Sorge des Tages nicht hinaussieht. Eine solche Existenz hat Rußland Jahre lang geführt und kann es noch Jahre lang führen. Wenn die Thätigkeit der unterirdischen Verschwörung nur periodisch und in abgemessenen Pausen an die Oeffentlichkeit tritt, so läßt die Fiction allgemeiner Ruhe und Zufriedenheit sich wohl noch eine Weile aufrechterhalten und von mehr als einer solchen ist ja überhaupt nicht die Rede. Die Gerüchte von Vorarbeiten für die Aufstellung eines Reichsstatuts sind schon seit geraumer Zeit verstummt, die berühmte Kochanow'sche Commission ist bei lebendigem Leibe begraben worden und der vielbesprochene Deljanow'sche Gesetzentwurf betr. Umgestaltung der Universitätseinrichtungen momentan in Vergessenheit gerathen. Man läßt sich daran genügen, daß der Hof am Neujahrstage alten Stils in der Newa-Residenz erschienen ist und die Eintönigkeit des freud- und lichtlosen Winters durch dieselbe Zahl von Festlichkeiten unterbrochen hat, welche die Chronik des vorigen Jahres zu verzeichnen hatte, — die Hoffnung auf klärende Ereignisse ist auch bei denjenigen, die dergleichen Illusionen gehegt haben, längst erloschen. — Merkwürdiger als alle übrigen neueren Kundgebungen der russischen Presse sind die periodisch veröffentlichten Tagebuch-Aufzeichnungen des Fürsten Meschtscherski, eines conservativen Modepublicisten, der die auf der Bahn der Bescheidung, der Apathie und des Pessimismus gemachten Fortschritte mit trockener Ruhe

verzeichnet und sich dabei die Miene gibt, die gegebene russische Welt immer noch für die beste unter den möglichen russischen Welten anzusehen.

So lange es dabei bleibt, daß die friedliche Stimmung der St. Petersburger Regierung die Oberhand über die nationalen Verstimmungen behält, haben Rußlands Nachbarn keinen Grund, zu der Stagnation scheel zu sehen, welche auf der großen sarmatischen Ebene lastet. Sein Versprechen, die chauvinistische Presse der beiden russischen Hauptstädte in Schranken zu halten, hat Herr von Giers redlich erfüllt, — die dem leitenden russischen Minister gewordene Einladung nach Wien verbürgt die Fortdauer leidlicher auswärtiger Beziehungen und seit dem Erlöschen des serbischen Aufstandes ist die letzte greifbare Veranlassung zu Zusammenstößen geschwunden. König Milan hat den ihm gewordenen Erfolg zur Auflösung der radicalen Skuptschina und zur Ausschreibung neuer Wahlen benutzt, — und in dem benachbarten Ungarn sind die Nachrichten von einem weiteren Umsichgreifen der slawischen Bewegung verstummt, seit alle Welt der von dem Pester Oberhause zu fällenden Entscheidung über den Tisza'schen Gesetzentwurf, betr. die Zulassung jüdisch-christlicher Eheschließungen, spannungsvoll entgegenzusehen die Miene annahm. Seit sich beider über dem Doppelreiche waltender Ministerien ein Gefühl zunehmender Unsicherheit bemächtigt hat, wittert man in jeder parlamentarischen Abstimmung den Vorläufer einer Regierungsveränderung, die hier Hoffnungen, dort Befürchtungen weckt. — Diesseits der Leitha sind die Erörterungen über die Thunlichkeit einer administrativen Zweitheilung Böhmens durch eine Publication Anton Springer's neu in Schwung gebracht worden. Der von dem Verfasser der „Geschichte Oesterreichs" beigebrachte Beweis dafür, daß die Czechen, als sie sich noch in der Minderheit befanden, den heute perhorrescirten Theilungs-Vorschlag selbst aufgestellt haben, ändert an dem *Wesen* desselben nicht das Geringste. Schon die Erwägung, daß eine Maßregel solcher Art der erste Schritt zu einer Zerschlagung der übrigen von verschiedenen Racen bewohnten Königreiche und Provinzen wäre, läßt denselben vom Standpunkt des österreichischen Staatsinteresses als unannehmbar erscheinen, — derjenigen Einwendungen zu geschweigen, welche Föderalisten und Autonomisten gegen denselben erheben müßten. — Daß man für Palliativvorschläge solcher Art Zeit und Gedanken übrig hat, stellt der Weitsicht der österreichischen Parlamentspolitiker kein allzu günstiges Zeugniß aus. Die Ereignisse der letzten Monate lassen so gut wie ausgemacht erscheinen, daß das letzte Wort über die staatsrechtliche Stellung der slawischen Bürger des Kaiserstaats nicht in Böhmen und überhaupt nicht in Cisleithanien gesprochen werden wird. Gegenüber den nationalen *und* confessionellen Gegensätzen, die sich in Ungarn und den occupirten Ländern regen, werden die im Schoße des Wiener Reichsraths geführten Kämpfe in nicht all' zu ferner Zeit ein gutes Theil ihrer gegenwärtigen Bedeutung eingebüßt haben. Die trügerische Decke, welche das Magyarenthum über Ungarn gespannt hat, ist durch die Vorgänge in Kroatien bereits durchgescheuert und zwar an einer der minder gefährlichen Stellen durchgescheuert worden: beginnen griechisch-orthodoxe Serben, Raizen, Rumänen und Ruthenen sich zu rühren und leisten die unter hartem Druck gehaltenen Slowaken diesem Beispiele Folge, so wird diese Decke alsbald in Fetzen gerissen und die Welt darüber belehrt sein, daß die Zeiten vorüber sind, in denen das Vorhandensein nach Millionen zählender Völkerstämme tendenziös ignorirt werden konnte. *Hier* liegt die eigentliche Gefahr, hier die Erklärung dafür, warum die weitsehende deutsche Politik sich vor jeder Theilnahme an den nationalen Streitigkeiten Cisleithaniens entfernt gehalten hat und warum die Pester Regierung es consequent vermied, den Slawen Cisleithaniens feindlich gegenüberzutreten und dieselben dadurch zu einer Aufrührung der ungarischen Nationalitätenfrage herauszufordern. Noch liegen die Verhältnisse so, daß die zunächst nur in dem katholischen Kroatien zu formalem Ausdruck gekommenen nationalen Aspirationen der ungarischen Slawen mit mäßigen Zugeständnissen beschwichtigt werden könnten, lange wird es dabei aber nicht bleiben. Geht es in dem Tempo der letzten Monate weiter, so kann schon bei Gelegenheit der für das Jahr 1887 bevorstehenden Erneuerung des sogenannten Ausgleiches erlebt werden,

daß das ungarische Slawenthum mit seinen Ansprüchen offen hervortritt und daß die Frage, zu welcher der beiden Reichshälften Bosnien geschlagen werden soll, nicht mehr abgewiesen werden kann. Wer aber vermöchte Bürgschaft dafür zu leisten, daß der Frieden, dessen die Welt sich gegenwärtig erfreut, so lange erhalten bleiben wird?

An dem Maßstabe dieser freilich noch nirgend bei Namen genannten Fragen gemessen, vermögen die Discussionen, welche gegenwärtig den politischen Tagesmarkt der österreichischen Hauptstadt bewegen, ein tiefer gehendes Interesse nicht in Anspruch zu nehmen. Daß die Tage deutscher Alleinherrschaft über das westliche Oesterreich vorüber sind, daß keine, wie immer geartete Regierung dieselben wiederzubringen vermöchte und daß es ein Wahn ist, von der Beseitigung des Grafen Taaffe die Wiederaufhebung der Ergebnisse einer fünfjährigen Entwicklung zu erwarten, ist für die unbefangene Betrachtung längst feststehend. An dem Wunsche und an dem Glauben, daß die Führung deutschen Händen gebührt, wird dadurch nichts geändert. Erfüllbar wird dieser Wunsch aber nur sein, wenn Deutsch-Oesterreicher, die auf höherer Warte als derjenigen einer überlebten, längst aufgelösten Partei stehen, Hand an das Werk legen und wenn sie durch die That beweisen, daß die Anerkennung unabänderlich gewordener Thatsachen mit föderalistischen und clericalen Velleitäten nichts zu schaffen hat. Denn die Behauptung der dem deutschen Elemente in Oesterreich gebührenden Stellung ist nur noch für Politiker möglich, die den Muth haben, offen einzuräumen, daß nationale Gegensätze im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts eine andere Behandlung erheischen, als diejenige, die zur Zeit Kaiser Joseph's II. möglich war — oder richtiger — möglich erschien.

Seit der letzten Reise unseres Kronprinzen ist die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes in zunehmendem Maße auf die Länder jenseit der Alpen und Pyrenäen gerichtet gewesen, von denen angenommen wurde, sie fühlten mehr und mehr das Bedürfniß, an den großen europäischen Entscheidungen Theil zu nehmen. Vorgänge von allgemeinerer Bedeutung sind aus dem Süden des Welttheils indessen nicht zu verzeichnen, zumal aus Spanien nicht, wo die in den Cortes vertretenen Parteien ihre Kräfte in inneren Zwistigkeiten verzehren, von denen ein Zusammenhang mit den Interessen der Bevölkerung schlechterdings nicht nachgewiesen werden kann. Dem Ansehen der königlichen Gewalt mag das schließlich zu Gute kommen, augenblicklich hält dieselbe sich noch so vorsichtig zurück, als ob ihr Geschick mit demjenigen der rivalisirenden liberalen Fractionen unauflöslich verbunden wäre. Bemerkenswerth ist dabei nur, daß man sich allseitig den Verdacht näherer Beziehungen zu den Pariser Tonangebern vom Leibe zu halten sucht, und daß die Abneigung gegen diese bei der Mehrheit des spanischen Volks fortwährend zunimmt. — Die italienische Hauptstadt ist Zeugin einer nachträglichen Leichenfeier gewesen, von der man annimmt, daß sie der Sache der savoyischen Dynastie zu Gute kommen und dazu beitragen werde, dem franzosenfreundlichen Radicalismus den Boden zu entziehen. In Paris scheint an der Hoffnung eines Wiederauflebens desselben nichtsdestoweniger festgehalten zu werden. Die „Débats" z. B. ziehen aus den letzten römischen Ereignissen und dem unserem Kronprinzen gewordenen Empfang den Schluß, daß Frankreich wegen seiner gegenwärtigen Isolirung eher zu beglückwünschen, als zu bedauern sei. Die Feinde der französischen Republik seien aber „Könige", und Könige bedeuteten heut zu Tage nichts weiter als „Groß-Vasallen" des deutschen Reichs, dessen Erbe bereits gerühmt habe, daß er sich in Rom „zu Hause" fühle. Darum brauche Frankreich am Ende Niemand zu beneiden. — Wen gemahnten Ausführungen solcher Art nicht an die alte Fabel von sauren Trauben — und an die Erfahrungen, die Frankreich mit dem gemacht hat, was man in Paris die „Sympathien freier Völker" nennt?

Literarische Rundschau.

Zwei Romane.

Uhlenhans. Roman von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1883.

Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte von Julius Wolff. Zwei Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Nichts Gegensätzlicheres, als die Werke, welche zwei unserer gelesensten Autoren dem deutschen Publicum als Weihnachtsgabe dargeboten haben. Spielhagen, der Dichter des Modernen, bleibt modern selbst da, wo er uns in die Vergangenheit ein gutes Stück rückwärts führt: er schildert die Rügener von 1835 nicht anders, als er die heutigen schilderte; Wolff, der Dichter des deutschen Mittelalters, fühlt sich erst wohl, wenn er alte Giebelhäuser und alte Trachten vor seinem Auge aufsteigen sieht, ihn zieht es ebenso unwiderstehlich zu der bunten Vergangenheit zurück, wie es Spielhagen in der aufgeregten Gegenwart festhält — selbst wo er ihr entfliehen zu wollen scheint. Beide Dichter aber folgen einer inneren Nöthigung, nicht äußerer Mode: Spielhagen, wie in der Praxis, ist auch in der Theorie der abgesagteste Gegner des historischen Romans, er weigert ihm das Recht, in ästhetischem Sinne zu existiren; der naive Julius Wolff zieht seines natürlichen Weges, ohne von „Theorie und Technik des Romans" etwas zu wissen: und was er nicht weiß, macht ihn auch nicht heiß.

Der Gegensatz im Stoff führt so zu einem innern Gegensatze fort. Spielhagen entrollt in großen Scenen schnell und leidenschaftlich das Geschick seiner Personen, in wenig Tagen spielt sich ein Drama zu Ende, das seine kunstvolle Exposition und seine tragischen Höhepunkte hat; Wolff giebt eine lose Folge von Begebenheiten, welche sich gemächlich ablösen und in einer idyllischen Breite vorüberziehen, die von moderner Hast beneidenswerth entfernt scheint. Spielhagen gibt Handlungen; Wolff Schilderungen. Spielhagen führt uns vor trübe, bis zum Zerreißen gespannte Verhältnisse und läßt uns eine todbringende Katastrophe, in bewegter Darstellung, mit erleben; Wolff's alte Stadtgeschichte, obgleich sie von Revolutionen und grundlegenden Umwälzungen erzählt, ist von einer rührenden Harmlosigkeit, und der Dichter fühlt es als ein Wagstück bedenklichster Art, als er einmal eine Nebenperson Hungers sterben läßt. Spielhagen, mit einem Wort, weicht dem Ernst des Daseins nicht aus, ja er empfindet und schildert ihn vielleicht schwerer, als es manchem zartbesaiteten Leser lieb ist; Wolff sieht Alles im rosigsten Lichte, er ist ein Optimist von reinstem Wasser, und zwar ein Optimist, der nicht, wie etwa Gottfried Keller, durch den Zweifel hindurchgegangen und darum auch in die Tiefen der Menschenseele mit seinem hellen Auge schaut, sondern Einer, dessen arglofer Blick auf der Oberfläche haften bleibt: er sieht zumeist nur weiß und schwarz, engelsgut und teuflisch böse; die weißen schildert er glaubwürdiger, als die schwarzen, und aus schwarz und weiß gemischte Charaktere gar nicht.

In solchen gemischten Charakteren aber ist Spielhagen auch diesmal am glücklichsten gewesen. Hat sein Uhlenhans, der gute, einäugige Baron, bei manchen lebenswahren Zügen, doch ein wenig zu stark weiß aufgelegt, schießt er zu treffsicher das Aß in der Karte, läuft er mit allzu opferbereiter Weichheit durchs Leben und in den Tod — so ist Hertha, die weibliche Heldin mit ihrem Stolz und ihrer Güte, ihrer Eitelkeit und ihrer Herzlichkeit, ihren blendenden und gewinnenden Eigenschaften dem Verfasser um so entschiedener gelungen. Auch Gustav, der ungleiche Bruder des Uhlenhans, der glänzende Jugendgenosse Hertha's, in dem reine und unreine Instincte kämpfen, wie in ihr, nur leidenschaftlicher, wilder, der als ein verschuldeter Officier abenteuernd nach Griechenland entwich, an der Seite der Griechin Isäa zurückkehrt und doch der alten Neigung zu Hertha nicht vergessen kann — auch er ist mit fester Hand gestaltet. Eindringende Kenntniß des Lebens und scharfe Beobachtung helfen dem Dichter erfinden, die Energie seiner Kunstübung hilft ihm gestalten; und so führt er, im ersten und im zweiten Plan, eine große Fülle gut ausgeprägter Figuren auf, die sich in sicherer Schlachtordnung gegen einander bewegen. Alle Stände, Lebensalter, Generationen, Kinder Gottes und Kinder der Welt tummeln sich durcheinander; Fürsten und Kammerdiener, Schmuggler und Aristokraten, Griechen und Schweden, Mägde und Diplomaten und Wirthe; in voller Gestalt stehen die Einen vor uns, im Profil gesehen, aber in den wenigen Strichen deutlich festgehalten die Andern. Selbst wenn der Dichter nur mit einem Zuge charakterisirt — es reicht dennoch aus: er weiß dann so geschickt diesen Einen zu wiederholen, so oft die rothen Haare der Hanne Prebrow in Scene zu setzen, daß wir zuletzt eine wirkliche Gestalt zu sehen glauben. Diese Kunst, aus wenig viel zu machen, schlagen wir nicht gering an; sie eignet nur den Meistern.

Als Meister aber erweist sich Spielhagen zumal in Einem immer wieder: in der Composition. Er hat ohne Zweifel Romane geschrieben, die durch die Weite des Blickes und den geistigen Gehalt, durch die Abspiegelung großer Zeitbewegungen diesen „Uhlenhans" übertreffen; in der Composition hat er kaum etwas Vollendeteres geleistet als hier. Wie bewegen sich diese Massen, trotz ihrer Vielgestaltigkeit, lichtvoll gegen einander! Wie strebt Alles den großen Höhepunkten entgegen, den Ballscenen, in denen auch hier alles Gespannte sich löst, aller gehäufte Zündstoff zu gewaltigen Flammen verderbenbringend auflodert. Spielhagen macht es sich schwer, um es uns leicht zu machen; trotz aller Ausführlichkeit der Darstellung wird die Uebersichtlichkeit niemals getrübt, und der unbefangen Genießende, der das Ganze in Einem Zuge glatt und mühelos herunterliest, ahnt kaum die ungemeine Kunst, die hier gewaltet hat: er wandelt über diese gefeilten Sätze so weich, wie auf Nadeln im Föhrenwald.

Nennt man Spielhagen Meister der Technik, so kann man Wolff nicht wohl anders als Lehrling heißen; und man müßte alle Hoffnung aufgeben, ihn, nach dieser Richtung, fortschreiten zu sehen, wenn man sich nicht daran erinnerte, daß er hier sein erstes Prosabuch gegeben hat. In der That, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man einer der bekanntesten deutschen Schriftsteller sein und so kindlich-unerfahren die einfachsten Regeln der Erzählungskunst verfehlen könnte! Eine solche Ungleichheit des Stiles, eine solche Unsicherheit in der Methode, nachdem die Fragen der Romantechnik gerade in den letzten Jahren (zumeist durch Spielhagen's Verdienst) so allseitig erörtert worden sind! Alles, was über Objectivität der Erzählung, über die Einmischung und Nichteinmischung des Autors in die Darstellung gesagt und festgestellt worden ist, existirt für Wolff nicht; wir Andern, gleichviel ob wir nach dem Maße unserer Einsicht und unserer Individualität so oder so glauben, wissen doch, daß da Probleme zu entscheiden sind: Wolff geht auch hier, unschuldig wie ein Kind, seinen Weg und ahnt nicht einmal die Gefahren, die ihm drohen. Denn wie wären sie sonst möglich, alle diese directen moralischen Charakteristiken, dieses stete Einmischen des Dichters, wie wäre es möglich, daß, im Jahre 1883, ein Autor seine Personen, statt von ihnen zu erzählen, beständig anfährt und sich mit Fragen, Ermahnungen,

Ausrufen zu ihnen hinwendet? „Mutterherz, klopfst Du nicht rascher? Schwester Ilsabe, fährt Dir's nicht wie ein Blitz durch den Blondkopf: das könnte am Ende ..." Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen liest. Durch allzu umständliche und bequeme Rückgriffe, durch geschwätziges Unterbrechen und Erläutern der Handlung stört sich Wolff seine besten Wirkungen, überall springt er, statt die Dinge ruhig für sich wirken zu lassen, dazwischen und erscheint dadurch, da er tiefe Reflexionen nicht vorzutragen hat, trivial. Daß das weibliche Herz feinfühlig und vorahnend ist, daß die Jugend in Kümmernissen noch hofft und glaubt — dergleichen Wahrheiten zu Markte zu tragen, scheint doch wirklich entbehrlich.

Freilich, wenn man alles Entbehrliche aus Wolff's Roman streichen wollte, würde man mit Leichtigkeit von zwei Bänden auf einen kommen. In seiner Andacht für die Quellen, die er vermuthlich selbst erst jetzt kennen gelernt hat, erläßt er uns keinen Handwerksgebrauch, keine Beschreibung von Häusern, Kleidern und Sitten; ob auch die Handlung seitenlang stockt, jeder Zollbreit im alten Lüneburg soll uns vertraut werden. Das Bild, nicht die Scene ist es, die er schildert; und hier ist ihm freilich viel Hübsches gelungen. Die eigentliche Handlung kommt spät in Fluß, und der „Sülfmeister", der Böttcher und Salzpächter Henneberg, geht gar lange thatenlos umher, bis er endlich sich entschließt, den betrügerischen Rath zu stürzen: und nun erst ergeben sich ein paar prächtige Momente, die den Dichter auf der Höhe seines Könnens zeigen. In gesammelterer Kraft sein zwar vielfach begrenztes, aber doch unbestreitbares Talent zu offenbaren, wird hoffentlich der Dichter das nächste Mal bestrebt sein und dabei auch mit den Gesetzen der epischen Form sich vertraut zu machen haben: denn wenn er nicht in technischer Hinsicht einen entscheidenden Schritt nach vorwärts thut, läuft er dringende Gefahr, als ein Concurrent der Nieritz und Horn, mit seinen Werken in die Kinderliteratur zu gerathen.

Otto Brahm.

Mach's Mechanik.

Die Mechanik in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt von Dr. Ernst Mach, Prof. d. Phys. a. d. deutschen Universität zu Prag. Leipzig, Brockhaus. 1883.

Dieses Werk, welches den 59. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" bildet, gehört zu den inhaltreichsten und interessantesten, welche seit Jahren auf dem Gebiete der exacten Naturwissenschaften erschienen sind. Seine Tendenz ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „eine aufklärende oder, um es noch deutlicher zu sagen, eine antimetaphysische. Auch die Mathematik ist in dieser Schrift gänzlich Nebensache. Wer sich aber für die Fragen interessirt, worin der naturwissenschaftliche Inhalt der Mechanik besteht, wie wir zu demselben gelangt sind, aus welchen Quellen wir ihn geschöpft haben, wie weit derselbe als ein gesicherter Besitz betrachtet werden kann, wird hier hoffentlich einige Aufklärung finden. Eben dieser Inhalt, welcher für jeden Naturforscher, jeden Denker das größte und allgemeinste Interesse hat, liegt eingeschlossen und verhüllt in dem intellectuellen Fachapparat der heutigen Mechanik." Hiermit ist die Tendenz des Werkes zur Genüge gekennzeichnet; es kann hinzugefügt werden, daß der Verf. seine Absicht in vollem Maße erreicht hat.

Die fünf Capitel, in welche die Schrift zerfällt, behandeln nacheinander die Entwickelung der Principien der Statik, der Dynamik, die weitere Verwendung der Principien und die deductive Entwickelung der Mechanik, die formelle Entwickelung derselben, schließlich ihre Beziehungen zu anderen Wissensgebieten. Es ist ein reiches historisches Wissen, welches der Verf. beherrscht und mit philosophischem Geiste aufs

fruchtbarste verwerthet. Eine durchaus eigenartige Denkweise, die man schon an früheren Veröffentlichungen des Verfassers schätzte, durchdringt das ganze Buch und verleiht ihm einen eigenen charakteristischen Reiz. Diese Selbständigkeit des Denkens tritt, um nur ein Beispiel zu erwähnen, u. A. bei der eingehenden Würdigung und Kritik der Newton'schen Aufstellungen bedeutsam zu Tage, welche in einer Zusammenstellung der nothwendigen und ausreichenden Grundsätze der Newton'schen Mechanik gipfelt, wesentlich abweichend von Newton's eigenen Aufstellungen (S. 227). Wie bei dieser Gelegenheit, so versteht es der Vers. überall, durch die zufälligen Formen der Erkenntnisse auf ihren eigentlichen Kern „hindurchzuschauen". Es ist hier nicht der Ort, dem Vers. bei der Entwickelung einzelner Sätze der Mechanik specieller zu folgen; nur gelegentlich sei auf seine Hervorhebung des Begriffs der Arbeit als eines mit dem Begriffe der Kraft gleichberechtigten Fundamentalbegriffes, wie er z. B. in Rob. Mayer's Schriften auftritt, hingewiesen; ferner auf die besonders lichtvolle Behandlung der Grundsätze der Hydrostatik und Hydrodynamik. Etwas näher mag aber auf einige allgemeinere Gedanken eingegangen werden, welche für die Haltung der ganzen Schrift charakteristisch sind.

Gleich im Eingange wird die maßgebende Rolle erörtert, welche die instinctiven Erkenntnisse bei der Auffindung neuer allgemeiner Wahrheiten spielen. „Die instinctive unwillkürliche Kenntniß der Naturvorgänge wird wohl stets der wissenschaftlichen willkürlichen Erkenntniß, der Erforschung der Erscheinungen vorausgehen ..... Die Erwerbung der elementarsten Erkenntnisse fällt sogar sicherlich nicht dem Individuum allein anheim, sondern wird durch die Entwickelung der Art vorbereitet" (S. 1). „Jeder Experimentator kann täglich an sich beobachten, wie er durch instinctive Erkenntnisse geleitet wird" (S. 25). „Es ist gewiß, daß nur die Verbindung des stärksten Instincts mit der größten begrifflichen Kraft den großen Naturforscher ausmacht" (S. 25).

Sehr berechtigt ist des Verfassers ablehnende Haltung gegen die Sucht, zu viel beweisen zu wollen. „Man kann nicht mathematisch beweisen, daß die Natur so sein müsse, wie sie ist" (S. 72). Dieser Gedanke ist nahe verwandt mit G. Kirchhoff's bekannter Auffassung von der Aufgabe der Mechanik. „Wenn wir ein Princip, welches nicht bewiesen, aber als bestehend erkannt werden kann, durch alle Thatsachen klar hindurchsehen, so sind wir in der widerspruchslosen Auffassung der Natur viel weiter gekommen, als wenn wir uns durch einen Scheinbeweis imponiren lassen" (S. 63). Von Interesse ist ferner die Bemerkung (S. 72), daß die durch ein allgemeines Princip gewährte Einsicht nicht nur aufklärend, sondern zugleich enttäuschend wirkt. Als Beleg dafür dient z. B. der „triviale" Ausspruch der allgemeinen Gleichgewichtsbedingung (des Princips der virtuellen Geschwindigkeiten). „Es geschieht nichts, wenn nichts geschehen kann" (S. 71); nämlich wenn die Kräfte des Systems bereits ihr Arbeitmaximum geleistet haben.

Ein die ganze Schrift durchziehender, an vielen Stellen zum Ausdruck gelangender Lieblingsgedanke des Verfassers besteht in der Auffassung aller Wissenschaft als einer Oekonomie des Denkens. Diesem Gegenstande ist der ganze letzte Abschnitt des vierten Capitels gewidmet. „Jedes allgemeine Princip erspart größtentheils das Nachdenken über jeden neuen speciellen Fall, es hat also einen gewissen ökonomischen Werth" (S. 59). „Alle allgemeinen Sätze haben dieselbe ökonomische Function, die Nachbildung der Thatsachen in Gedanken zu erleichtern" (S. 475). „Alle Wissenschaft hat die Function, Erfahrung zu ersetzen" (S. 461). „Die Wissenschaft kann selbst als eine Minimumaufgabe angesehen werden, welche darin besteht, möglichst vollständig die Thatsachen mit dem geringsten Gedankenaufwand darzustellen" (S. 461).

Die allgemeinsten und tiefgehendsten Gedanken finden sich am Schlusse des Werkes, wo — nach den angedeuteten Auseinandersetzungen über die Oekonomie des Denkens — die Beziehungen der Mechanik zu anderen Wissenschaften behandelt werden. Hier hat man am meisten Gelegenheit, den weiten Gesichtskreis des Verfassers und die große Allgemeinheit seines Denkens kennen und schätzen zu lernen, wenn man auch vielleicht

nicht in jedem einzelnen Punkte mit seinen Ansichten übereinstimmt. So sagt er (S. 383): „Es ist lediglich einem glücklichen Zusammentreffen der Umstände zu danken, wenn ein Vorgang mit hinreichender Annäherung als ein rein mechanischer betrachtet werden kann;" nämlich mit den Bewegungen sind immer noch thermische, elektrische, magnetische Aenderungen verbunden. „Rein mechanische Vorgänge gibt es nicht." ... „(Das sind) Abstractionen, die zum Zweck der leichteren Uebersicht vorgenommen werden" ... „Jeder Vorgang gehört, genau genommen, allen Gebieten der Physik an" ... „Die Anschauung, daß die Mechanik als Grundlage aller übrigen Zweige der Physik betrachtet werden müsse, und daß alle physikalischen Vorgänge mechanisch zu erklären seien, halten wir für ein Vorurtheil" ... „Wir können jetzt noch gar nicht wissen, welche von den physikalischen Erscheinungen am tiefsten gehen, ob nicht die mechanischen gerade die oberflächlichsten sind, ob nicht alle gleich tief gehen" (S. 467). Von hohem Interesse sind die Auseinandersetzungen über das Causalgesetz (S. 473): „Unsere Naturwissenschaft besteht in der Nachbildung der Thatsachen in Gedanken oder in dem begrifflichen quantitativen Ausdruck der Thatsachen. Die Nachbildungsanweisungen sind die Naturgesetze. In der Ueberzeugung, daß solche Nachbildungsanweisungen überhaupt möglich sind, liegt das Causalgesetz. Das Causalgesetz spricht die Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander aus. Die besondere Betonung des Raumes und der Zeit im Ausdrucke des Causalgesetzes ist unnöthig, da alle Raum- und Zeitbeziehungen wieder auf Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander hinauslaufen" u. s. f.

Durchaus der Sachlage entsprechend erscheint des Verfassers Philosophie der Entsagung, wie ich sie nennen möchte. „Die Naturwissenschaft tritt nicht mit dem Anspruch auf, eine fertige Weltanschauung zu sein, wohl aber mit dem Bewußtsein, an einer künftigen Weltanschauung zu arbeiten. Die höchste Philosophie des Naturforschers besteht eben darin, eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen, und einer scheinbar abgeschlossenen, aber unzureichenden vorzuziehen" (S. 437).

Wer sich durch die hier angeführten einzelnen Sätze veranlaßt sieht, dieselben im Zusammenhange kennen zu lernen und die ganze Schrift zu lesen, wird reichen Gewinn und Genuß von diesem Studium haben. Das Werk kann Jedem, dessen Denken nicht lediglich an der Oberfläche zu bleiben gewöhnt ist, nur aufs Wärmste empfohlen werden. L. Sohncke.

Dem Andenken zweier Mitarbeiter.

Louis Ehlert.

Am 4. Januar d. J., neun Tage vor der Vollendung seines 59. Lebensjahres, starb zu Wiesbaden einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter der „Rundschau", Louis Ehlert. Das erste Heft dieser Zeitschrift brachte einen Aufsatz aus seiner Feder („Tristan und Isolde, Aufführungen in Weimar", Deutsche Rundschau 1874, Bd. I, S. 157), und ein trauriges Geschick hat es so bestimmt, daß das vorliegende Heft mit diesem Nekrolog auch die letzte seiner Arbeiten bringt — ich muß einen Brief, der Louis Ehlert's Adresse trägt, wieder aufbrechen, um die Notiz von den „Davidsbündlern" herauszunehmen, die man an einer anderen Stelle finden wird. Zwei Tage vor seinem Tode, am 2. Januar, schrieb der nunmehr Verstorbene, daß er einen Satz darin zu ändern wünsche; und in dem Momente, wo die Correctur an ihn abgehen sollte, traf die Nachricht ein, daß ihn nichts Irdisches mehr erreichen werde — kein Ruf der Pflicht und kein Wort des Dankes.

So treu bis zum letzten Athemzuge hat Louis Ehlert seines Amtes gewaltet und so plötzlich, so unerwartet ist er uns entrissen worden. Der Tod nahm ihm die Feder, die nur Wenige so graziös führten, aus der Hand; und dennoch wußten wir, wußten seine Freunde, wie viel er geduldet, wie viel er gekämpft: wie sehr körperliches und — seit dem Verlust der geliebten Gemahlin im Sommer 1881 — seelisches Leiden auf ihm lasteten, welcher Energie des Geistes, welcher Kraft des Willens er bedurfte, um sich zu jener Freiheit emporzuheben, welche das letzte Glück und die höchste Vollendung der ringenden, resignirenden Menschennatur ist. In einem von Ehlert's schönsten Aufsätzen, dem über den frühverstorbenen Carl Taufig, finden wir folgende charakteristische Reminiscenz aus seinem eigenen Leben: „Ich erinnere mich," so heißt es dort[1]), „daß, als ich in meiner Jugend zu Mendelssohn in die Lehre gegeben war, mich dieser einmal fragte, welche Art des Künstlerthums mir eigentlich vorschwebe? „Ich will Clavierspieler werden." — „„Sie denken nicht ans Componiren?"" — „Ich denke wohl daran, aber ich glaube nicht, daß ich dazu kommen werde." — „„Das werden Sie nicht ertragen."" — Ich werde niemals den Ausdruck der Ueberzeugung vergessen, mit dem er jene Worte sprach. Er hatte für sich ganz Recht. Wer den Sommernachtstraum geschrieben hat, konnte nicht beim Clavier stehen bleiben."

Und Louis Ehlert? — Hat er nicht dennoch einige reizvolle Lieder und Ouvertüren, „Hafis" und „Wintermärchen", eine „Frühlingssymphonie" und das „Requiem für ein Kind" componirt, welche mehrfach aufgeführt worden sind und den Beifall der Kenner gefunden haben? Aber er dachte zu groß von der Kunst, um sich mit weniger als dem Höchsten zu begnügen; er wollte den Maßstab, den er anzulegen von den Meistern gelernt hatte, sich nicht verringern lassen, am mindesten aus Liebe zu sich selber — er entsagte und gelangte auch hier zu einer geistigen Freiheit, in deren Aeußerungen nur Diejenigen, die ihm ganz nahe standen, manchmal noch den leisen

---

[1]) Aus der Tonwelt. Essays von Louis Ehlert. Berlin, B. Behr's Buchhandlung. 1877. S. 30.

Laut der Resignation zu erkennen vermochten. Wer seinen Entwicklungsgang verfolgt, wer beobachtet hat, wie sein Verhalten in Kunst und Leben ein selbstloses Aufgeben und eine beständige Selbstläuterung war, der allein wird den Werth dessen, was er geleistet und dessen, was er gewesen, ganz und voll und gerecht zu beurtheilen wissen. Aus der Schule Mendelssohn's hervorgegangen, hat er sich bald und ohne jeden Rückhalt dem Genius Schumann's zugewandt, um am Abschluß eines langen, langsamen und zögernden Werdeprocesses in jenes Verhältniß zu Wagner zu treten, welches weder die Freunde noch die Gegner dieser außerordentlichen Erscheinung ganz zu befriedigen vermochte. Wie schwer mag es ihm, dem am Andenken Mendelssohn's liebevoll hängenden Schüler geworden sein, als er, bei einer Betrachtung der Gesammtausgabe der Werke seines Meisters, an eben dieser Stelle die Worte schrieb: „Verblühen und verwehen zu sehen, was unsere Seele einst ganz erfüllte, was sie wie Ewigkeiten einzuschließen vermeinte, es ist ein herbes, herbstliches Gefühl" [1]). Aber nur eine Seite weiter, in demselben Aufsatz, indem er gegen die mehr und mehr, zum Theil künstlich hervorgerufene und genährte Unterschätzung Mendelssohn's eifert und der Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß unsere heutige Musik in vieler Beziehung eine normalere sein würde, wenn sie jenem hohen und reinen Geist in der Macht und Klarheit seiner Ideale nachstreben wollte, finden wir die Worte: „Eine gute Hälfte künstlerischen Ringens ist sittlicher Natur. Wehe einer Kunst, die dies vergißt!"

Dies war sein Glaubensbekenntniß und ward das leitende Princip, als Louis Ehlert über Kunst zu schreiben begann. Anfangs etwas schwerfällig, etwas unsicher bei den ersten Schritten, gelangte sein Talent bald zu jener Concentration und sein Stil allmälig zu jener durchgeistigten Schönheit, die ihn zu einem hohen Range unter den deutschen Musikschriftstellern der Gegenwart erhoben, mit vielleicht nur Einem über und ganz gewiß nicht Vielen neben sich. Er war ein reifer Mann mit der feinsten literarischen und einer umfassenden philosophischen Bildung, als er zu schreiben anfing; aber was den supremen Reiz seiner Arbeiten ausmachte, das war die künstlerische Stimmung, die in allen herrscht. Jede derselben war ein kleines Kunstwerk, in welchem die Form den Inhalt harmonisch umschloß und ohne Rest oder Bruch wiedergab. Jedes Wort darin, jede Sentenz war überlegt; manchmal im Suchen nach Dem, was unaussprechlich ist, vielleicht ein wenig zu sehr. Aber hatte selbst in solchen Fällen, die übrigens mit dem fortschreitenden Bewußtsein der Kraft immer seltener wurden, hatte — sag' ich — für den denkenden Leser nicht auch dieses vergebliche Bemühen, das Unsagbare zu sagen, das Unsichtbare sichtbar zu machen, etwas ungemein Anregendes — Etwas, das zum Nachsinnen zwang?

Ach, der Schmerz macht egoistisch! Indem wir uns mit dem geschiedenen Freunde noch einmal unterhalten, denken wir nur an Das, was wir verloren haben. Wir denken an das erste Begegnen mit Louis Ehlert, als er, im Jahre 1862, die Seele warm von dem Abglanz des italienischen Himmels, nach Berlin zurückkehrte; wir denken an eine junge Häuslichkeit, welche durch eine liebenswürdige Frau verschönt, durch Frohsinn belebt wurde; wir denken an unser letztes Beisammensein mit Beiden und zwei lieblich heranwachsenden Kindern, in ihrer Garteneinsamkeit zu Wiesbaden, an einem fast südlichen Wintertage, feucht und dunkel, mit etwas Schwermuthsvollem in sich, das die Seele damals nur undeutlich verstand; wir denken an die lange Reihe herrlicher Aufsätze, die wir Demjenigen verdanken, der nun nach der Arbeit eines zu kurz bemessenen Lebens ausruht.

Ein Anderer wird vielleicht, über diese persönliche Empfindung hinaus, darzustellen versuchen, was Louis Ehlert für die Kritik und Geschichte der neueren Musik geleistet hat. Nur zwei Werke von ihm liegen vor, die „Briefe über Musik", die 1879 in dritter Auflage erschienen und ins Englische und Französische übersetzt worden sind,

---

[1]) F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesammtausgabe seiner Werke. Deutsche Rundschau, 1876, Bd. VIII, S. 214. 215.

sowie der erste Band der Essays „Aus der Tonwelt", dem, aus seinem Nachlaß, sich wahrscheinlich ein zweiter Band anschließen wird. Ehlert dachte sehr bescheiden über sich und seine schriftstellerische Thätigkeit; aber ich glaube, daß, wie er es so schön von Chopin gesagt hat, Epheu und Rose sich auch um sein Gedächtniß flechten werden, „welches die Sprache der Grazie und der Wehmuth zu einem unvergeßlichen gemacht hat."

Berlin, 6. Jan. 1884.

Eduard Lasker.

Der Nachruf an den einen unserer Mitarbeiter und Freunde war noch nicht fertig geschrieben, da kam eine zweite Todesbotschaft — einen weiten Weg hatte sie zurückgelegt, aus der neuen Welt, durch die tiefen Gewässer des Atlantischen Oceans, welcher zwischen den Küsten Europa's und Amerika's wogt und rollt. Dort, auf einer Straße New-Yorks, eine Stunde nach Mitternacht, in der ersten Stunde des 5. Januar war Eduard Lasker verschieden, und der Tag, an welchem diese Kunde sich bei uns verbreitete, war ein Tag allgemeiner Trauer. Jeder fühlte, daß das Vaterland einen seiner treuesten, edelsten, uneigennützigsten Söhne verloren habe; Jeder erinnerte sich der großen und bewegten Zeit, während welcher der Name Lasker's als einer der populärsten auf den Lippen Aller war; Jeder gedachte der Unsicherheit menschlicher und mehr noch politischer Geschicke, der Unbeständigkeit dessen, was man Volksgunst nennt, der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung — und da war gewiß Keiner, Keiner von Denen, die ihn geliebt und Keiner von Denen, die ihn nicht geliebt, der bei der Nachricht seines Todes nicht bewegt worden wäre. Hat denn dieser Tod auf der Höhe des Mannesalters nicht etwas Erschütterndes, fast Tragisches gehabt? Ist es nicht schmerzlich zu denken, daß dieser kaum Dreiundfünfzigjährige, der mit jeder Faser seines Herzens an der deutschen Heimath hing, unter Fremden, in der Ferne hat sterben — daß er, der seine Kraft im Dienste der höchsten Interessen seines Volkes verbraucht, vor der Zeit hat zusammenbrechen müssen? Keine Beschuldigung hier, mit dem noch frischen Schmerz um ihn in der Seele. Sie würde nicht in seinem Sinne sein. Suchen wir nicht ganz und allein außer ihm, wozu doch am Ende der Kern und Keim in ihm selber gelegen. Forschen wir nicht nach den Gründen, die ihn, mitten aus seiner politischen Thätigkeit, nach Amerika führten, dem großen Lande, welches zu sehen er sich lange gesehnt, welchem seine Sympathien gehörten und welches sie, noch über seinen Tod hinaus, ihm hochherzig erwidert hat. Er war nicht Einer, der dem Vaterland, auch wenn es ihm vielleicht Unrecht gethan, in Bitterkeit und Verstimmung den Rücken gewandt hat. Er war eine zu reine, zu gerechte Natur, um Unrecht mit Unrecht vergelten zu können. Makellos ist er durch ein Leben gegangen, welches der Versuchungen genug enthielt. Er schätzte die Macht des Guten höher als die Macht des Bösen; unerschütterlich war sein Glauben an den Fortschritt und die hohen Ziele der Menschheit. Seine Fehler und Irrthümer waren die Fehler und Irrthümer seiner Tugenden, eines Idealismus und Optimismus, die nicht immer durch die Wirklichkeit der Dinge bestätigt wurden. Er hoffte mit der Intensität und Stärke einer sittlichen Weltanschauung, welche nicht einmal die wiederholte Täuschung zu entkräften vermochte. Er hoffte, hoffte immer noch — und mitten in seinen Hoffnungen starb er. Aber der Tod hat etwas Versöhnendes in sich. Auch seine Gegner zollen dem Todten jetzt jene Anerkennung und Achtung, welche sie, zwar dem Charakter und den Fähigkeiten des Lebenden niemals, wohl aber seinen Verdiensten und seinen Leistungen nur zu oft versagt haben. Ueber jedem Parteihader strahlt sein Name jetzt, wird er immerdar strahlen als der des besten Patrioten und auf sein Grab legt das geeinte Deutschland den Kranz.

Eduard Lasker gehört der Nation und sie wird sein Andenken zu ehren wissen.

Aber auch uns, an unserem bescheiden Theil, ziemt es auszusprechen, was wir ihm zu danken und was wir in ihm verloren haben. Er nahm den wärmsten Antheil

an dieser Zeitschrift und hat zu dem steigenden Erfolg derselben, in den Tagen ihres Anfangs, nicht wenig beigetragen. Unser zweites und drittes Heft, im November und December 1874, brachte seinen Aufsatz „Ueber Anlagen und Erziehung", welcher großes Aufsehen erregte und den damals auf der Höhe seiner parlamentarischen Laufbahn stehenden Politiker auch als einen in der Behandlung allgemein menschlicher Fragen ausgezeichneten Schriftsteller zeigte. Diesem Aufsatze folgte im Jahre 1878 ein zweiter „Ueber Halbbildung", im August 1879 ein dritter über „Wort und That", und im November desselben Jahres ein vierter „Ueber Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache". Wegen dieser letzteren Arbeit hat Lasker von Seiten der philologischen Kritik harte Angriffe erfahren. Wir wollen die Berechtigung derselben hier nicht untersuchen, noch auch, soweit es sich um das positive Material handelt, ganz in Abrede stellen. Aber uns scheint, daß man bei der Beurtheilung seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete, einem Manne wie Lasker gegenüber, nicht den richtigen Standpunkt eingenommen hat und möchten auf die Worte eines bedeutenden Linguisten hinweisen, welcher an dieser Stelle selbst für Lasker eingetreten ist. „Indem Herr Lasker," sagt der Verfasser jenes Aufsatzes [1]), „Geistiges zu erforschen unternimmt, wünscht er nicht an dem Glanze desselben sich zu weiden, sondern der Ehrerbietung, mit welcher er das Menschenleben betrachtet, erkennend und fördernd genug zu thun. So sind seine Untersuchungen ein Ausfluß seines Charakters ebenso sehr wie seiner Studien, und was er findet, ist nicht nur ein Ergebniß, sondern ein Erlebniß. Der tiefe persönliche Antheil, welcher in diesen Schriften überall hervortritt und die kleinsten Erscheinungen mit derselben liebevollen Sorgfalt behandelt, wie die größten, drängt in jeder Zeile das sachliche Material zu durchgeistigen, weil es nur so durchsittlicht werden kann . . . . Die Seele ergründend, um das Volk zu begreifen, und sittlich wahr, auch wo die Angaben bestreitbar wären, sind diese Essays im höchsten Sinne human und politisch weise. Wenn unsere Staatsmänner in solch edlem Geiste ihrer täglichen Politik dauernde, in Philosophie und Historie ruhende Fundamente zu geben vermögen, so dürfen wir der Zukunft noch immer getrost entgegensehen. Hätte Gladstone die Muße gehabt, das Buch zu schreiben, wie stolz würde der englische Bürger darauf sein, Tory, Whig und Radicaler! Aber wir Deutschen! Wir Berliner!"

Wie wir Lasker gekannt haben, war er weit davon entfernt, diese Nutzanwendung auf sich zu machen. Er that sein Werk aus der Freude daran; und wie die Polemik seiner politischen, konnte auch die seiner wissenschaftlichen Gegner ihm wenig davon rauben. Sie trübte nicht das schöne Bild des menschlichen Entwicklungsganges, welches ihm vorschwebte und ihn „über die Bedeutung unseres geschichtlichen und individuellen Daseins beruhigte", wie er sich im Vorwort zu der Sammlung jener Schriften ausdrückt [2]). Ihm, den Apologeten des Alters, der — mit Jacob Grimm — die Glückseligkeit, den erhöhten Genuß und die gewonnene Ruhe desselben in den beredtesten Worten pries, ihm war es nicht beschieden alt zu werden. Er ist jung gestorben. Aber wir wollen darüber nicht klagen. Vielleicht daß ihm dennoch die bitterste der Enttäuschungen erspart bleiben sollte. Wie wir ihn uns vorstellen, ist er gestorben, auch in der Fremde noch mit dem Lächeln, an dem wir uns so oft erfreut, und mitten in der Nacht mit jenem Zukunftsbilde vor Augen, welches ein kommender Morgen der Menschheit verwirklichen mag!

8. Januar 1884. J. R.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1882, Band XXX, S. 152.

[2]) Wege und Ziele der Culturentwicklung. Essays von Eduard Lasker. Leipzig, Brockhaus. 1881.

ε. **Die Davidsbündler.** Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Von F. Gustav Jansen. Mit 2 Porträts in Lichtdruck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883.

„Davidsbündler" hatte Schumann einen phantastischen Geheimbund genannt, welcher nach Art der Hoffmann'schen Serapionsbrüder ideale, mitunter auch humoristische Kunstkritik trieb. Er selbst, die Seele desselben, führte sich unter drei verschiedenen Charakteren, Florestan, Eusebius und Raro, ein. Florestan und Eusebius waren nach dem Muster der Jean Paul'schen „Walt" und „Wult" gebildet, während Raro den vermittelnden gesunden Kunstverstand vertrat. Aus dieser interessantesten Lebensperiode des großen Künstlers hat Jansen das vorliegende Buch zusammengestellt. Die besten Quellen standen ihm zur Seite. 59 ungedruckte Briefe Schumann's, Porträtskizzen aus dem Kreise seiner Freunde und zwei Bildnisse (Ludw. Schuncke auf dem Todtenbett, und Schumann im 21. Lebensjahre) vervollständigen den Band. — Den Freunden Schumann's wird dies Buch eine willkommene Gabe sein. Vielleicht gelingt es, die Zahl der ungedruckten Briefe in einer späteren Ausgabe zu vermehren. Es wird noch vielerlei vorhanden sein, abgesehen von jenen, welche Frau Schumann herauszugeben sich vorbehalten hat, und welche an Wichtigkeit alles bisher Veröffentlichte übertreffen werden. — Eine tiefere Studie des Schumann'schen musikalischen Genius wollte der Verfasser nicht geben. Man wird daher nirgends jenen Geisterlaut vernehmen, welcher für eine bestimmte Seite des Mannes einen überraschenden Ausdruck findet. Aber es ist durchweg ehrliche, tüchtige Arbeit, an der man sich freut, die man willkommen heißt. Das Jansen'sche Buch bildet ein Supplement zu Schumann's schriftstellerischen Arbeiten; es schildert den Beginn der Redactionsthätigkeit, die Zeit der kritischen Höhe des Mannes, sowie die spätere seines Ueberdrusses an diesen Arbeiten. Wir sehen, wie der Musiker den Poeten und Journalisten überflügelt, und wir verstehen Natur und Ausgang dieses Kampfes. — Auf einen unwesentlichen Irrthum sei noch hinzuweisen. Der „Fandango", von dem der Verfasser sagt, daß er verloren gegangen sei, befindet sich im Besitze von Joh. Brahms. Er hatte ursprünglich der Fismoll-Sonate als erster Satz dienen sollen.

ϱ. **Revue Internationale** sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Tome premier, Ire livraison. Florence. 1883 (25 Décembre).

Das erste Heft einer neuen Revue, welche zu Florenz erscheint und französisch geschrieben ist, in Wahrheit aber weder italienisch noch französisch, sondern kosmopolitisch oder international sein soll, ein vermittelndes Organ großen Stils, wie Goethe sich es gedacht haben mag, als er, auf der Höhe seines Lebens, von einer Weltliteratur sprach. Uns Deutschen wird, unsrer Natur nach, ein jeder solcher Versuch sympathisch sein. Aber auch in den Ländern der lateinischen Cultur hat der Gedanke lebhaften Anklang gefunden, wie die Adhäsionsschreiben darthun, welche sich auf den innern Umschlagseiten dieses ersten Heftes abgedruckt finden. Neben den berühmten Namen Italiens erblicken wir da die Namen von Ernst Renan, Jules Simon, Octave Feuillet und Maxime du Camp. Unter solchen Auspicien tritt die „Revue Internationale" in's Leben, deren erstes Heft einen sehr günstigen Eindruck macht. Wir finden darin Essays von Holtzendorff (über die Errichtung eines Lehrstuhls für den internationalen Unterricht an der Universität Rom), Max Müller (über einen indischen Gelehrten: Rammohun Roy), und Wilhelm Schwartz (über den Tannenbaum als deutschen Weihnachtsbaum), von Emile de Laveleye (über die Parteien in Belgien), von Giambattista Giuliani (Dante und der Dom von Florenz), Gaetano Trezza, Dora d'Istria (die russischen Volksepen); eine ungarische Novelle von Stephanie Wohl; eine Studie über das italienische Theater der Gegenwart; eine andre über die neueste Romanliteratur (in welcher u. A. auch von Gottfried Keller mit der höchsten Bewunderung gesprochen wird). Kürzere Notizen (Bulletin des livres) berichten über die jüngsten literarischen Erscheinungen und dann folgt, was einen Hauptreiz der neuen Revue bilden wird, „Correspondances de l'Etranger". Diesmal sind Paris, Berlin, St. Petersburg, Belgrad, Lissabon, Stockholm, Leyden, Rio de Janeiro, Bombay und Honolulu vertreten. Eine sehr maßvolle, verständige „Chronique politique" beschließt das 224 Seiten starke Heft. In diesem Umfang wird die „Revue Internationale" zweimal monatlich erscheinen und, wie wir hoffen, auch in Deutschland ihr Publicum finden. Denn bei uns ist jener „esprit international", von welchem der Herausgeber in seiner schönen Vorrede sagt, daß er „in seinem weitesten und edelsten Sinne des Wortes unser bester Erzieher sei", kein Fremdling mehr.

ο.β. **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Vierter Band. Frankfurt a. Main, Rütten u. Loening. 1883.

Dieser neue Band des Goethe gewidmeten Jahrbuches zeigt das Unternehmen im besten Fortgange, reiches Material und fruchtbare Forschungen werden dargeboten. Mehr als dreißig ungedruckte Briefe erhalten wir, keine ersten Treffer zwar, aber doch mannigfach unsere Kenntniß vermehrend; und anschaulich tritt uns auch hier wieder die Allseitigkeit Goethe'scher Interessen entgegen, die behagliche Sicherheit und überlegene Ruhe, mit welcher der Dichter alle die vielverschlungenen Fäden in fester Hand hält. Aus dem Weimarer Goethe-Archiv gibt Bratanek eine große Anzahl Briefe Charlottens von Schiller, welche die reine, neidlose Bewunderung der ausgezeichneten Frau für den Genossen des Gatten auf jeder Seite offenbaren. Erich Schmidt setzt seine Betrachtungen zur Vorgeschichte des „Faust" fort und geht scharfsinnig den Spuren faustischen Empfindens im 17. Jahrhundert, insbesondere in Schwaben nach. Wilhelm Scherer, in seinen Betrachtungen über die Anordnung Goethe'scher Schriften zeigt in musterhafter Weise, wie man aus einer gründlichen philologischen Behandlung auch des Kleinen fruchtbare Resultate zu ziehen vermag (nicht von allen Beiträgen des Bandes kann man das Nämliche sagen, und bei manchen peinlichen und kleinlichen Erörterungen

wird man mit Mephisto empfinden: „ein großer Aufwand nutzlos ist verthan"). In der Sammlung Goethe'scher Gedichte von 1789 weist Scherer überzeugend die künstlerischen Motive nach, welche die Anordnung bestimmten, und macht damit auf einen bisher ganz vernachlässigten, höchst interessanten Gesichtspunkt aufmerksam. Der erste Beitrag des Bandes sei zuletzt genannt, geistreiche Erörterungen Friedrich Vischer's über Vers und Sprache bei Goethe, über die Wandlungen in ihm vom Pessimismus zum Optimismus: mit Freuden begrüßen wir den hochverehrten Mann als Mitarbeiter des Goethe-Jahrbuchs, in dem wir ihn noch oft zu finden hoffen.

λδ. **Atlas pour servir à l'Histoire Grecque** de E. Curtius par A. Bouché-Leclercq, professeur suppléant à la Faculté des Lettres de Paris. Paris. Ernest Leroux 1883.

Ein in mehrfacher Beziehung erfreuendes Werk, ein Zeugniß unter vielen, daß auf dem wissenschaftlichen Gebiete wenigstens der friedliche Austausch der Nationen fortfährt, so aufdringlich auch chauvinistische Ausnahmen bisweilen sich geltend machen. Herr Bouché-Leclercq, der durch ein eigenes Werk — „Histoire de la divination" — wohlbekannt ist, hat früher E. Curtius' griechische Geschichte sowie Droysen's Geschichte Alexander's und seiner Nachfolger ins Französische übertragen. Der vorliegende splendide Octavband zeigt, wie sehr Herr B. bemüht ist, deutsche Forschung seinen Landsleuten nicht bloß zugänglich zu machen, sondern wirklich, man kann sagen, zu erarbeiten. Die zahlreichen genealogischen und historischen Tabellen, die Elemente der Metrologie und Chronologie, wie sie hier geboten werden, können dem gebildeten Leser die Lectüre der griechischen Geschichte erst zu einem Genuß machen, weil sie ihn über alles darin Vorausgesetzte leicht und praktisch aufklären. Einundzwanzig sauber ausgeführte Tafeln gewähren die unerläßliche Anschauung vom Boden der Geschehnisse; auch diese ausdrücklich nach deutschen Vorlagen bearbeitet. Selbst der Fachmann wird das Buch nicht ungern zu schneller Orientirung benützen.

ρτ. **Lorenzo de' Medici il Magnifico.** Von Alfred von Reumont. Zweite, vielfach veränderte Auflage. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot. 1883.

Es ist ein eigenthümliches Spiel des Zufalls, daß die bis vor Kurzem beste Darstellung des Lebens von Lorenzo de' Medici, dem Gliede der berühmtesten Kaufmannsfamilie der Welt, welches sich am schlechtesten auf Handelsgeschichte verstand, gerade von einem Kaufmanne herrührte, der noch dazu diese schwache Seite des großen Florentiners mit ihren schwer wiegenden Consequenzen übersehen hat. Denn wie hätte sonst William Roscoe, dessen „Life of Lorenzo de' Medici called the Magnificent" seit 1795 mehr als 10 Originalauflagen erlebt hat und in die Culturſprachen Europa's übersetzt ist, das Bild des Mannes so in's Rosenfarbene malen können, der, um den Finanzverlegenheiten seines Geschäftes zu begegnen, einen Staatsstreich in Florenz ins Werk setzen ließ, und sich an den öffentlichen Geldern nicht nur, sondern auch an dem Besitze der Wohlthätigkeitsanstalten vergriff! Der einseitigen Verherrlichung des großen Mediceers und seiner Zeit, welche seit W. Roscoe's Buch im Schwange war, und der schon mit Erfolg Sismondi widersprochen hatte, ist auch A. von Reumont mit seinem jetzt in zweiter, vielfach veränderter Auflage vorliegenden Werke (die erste war 1874 erschienen) entgegengetreten. Wer Reumont's Art Geschichte zu schreiben kennt, weiß im Voraus, daß er in seiner Darstellung einer so bedeutenden Persönlichkeit, wie die des Mediceer's ist, in keinem Falle auf Einseitigkeiten und parteiische Uebertreibungen stoßen werde. Eher würde er befürchten, alle scharfen Spitzen umgebogen und alle Schroffheiten gemildert zu sehen. Und das wird man auch an diesem Werke, der reifsten Frucht der vielseitigen Studien des mit dem neueren Italien, und besonders mit Florenz vor allen seinen Landsleuten vertrauten Historikers und Diplomaten, wohl hier und da auszusetzen haben. Nichts desto weniger erkennt B. Buser, der Lorenzo de' Medici von einem mehr absoluten Standpunkte aus als nach den Verhältnissen seiner Zeit einer selbständigen und recht bitteren Beurtheilung unterzogen hat, es vollkommen an, daß seine Arbeit nicht möglich gewesen wäre, wenn sie nicht die Reumont's zur Voraussetzung gehabt hätte. Für die neue Ausgabe hat unser Autor an seiner Gesammtauffassung Lorenzo's nichts zu ändern für nöthig gefunden. Das „Schlußcapitel" ist daher bis auf einige stilistische Veränderungen und unbedeutende Zusätze ganz dasselbe geblieben. Dagegen ist im Buche selbst doch Vieles im Einzelnen geändert worden. Kaum ist für die Geschichte einer Stadt in den letzten neun Jahren soviel geschehen, als für die von Florenz. Alle diese Arbeiten, mögen sie nun in zusammenfassenden Darstellungen oder in Einzeluntersuchungen bestehen, hat der unermüdlich thätige Greis jetzt herbeigezogen und, soweit es sein Gegenstand erforderte, verwerthet. Man wird es dem Autor wohl glauben, wenn er versichert, es sei ihm zuweilen sehr schwer geworden, sein Werk nicht mit noch mehr Detail zu beladen, als schon geschehen ist. Wie wichtig aber manche neue Zusätze sind, die Reumont jetzt hat machen können, mag man aus der einzigen Thatsache entnehmen, daß seit dem Erscheinen der ersten Auflage und der zweiten jene drei Foliobände „Ricordi di lettere scripte da Lorenzo de' Medici cominciate questo di 25 dè marzo 1477," d. h. die Registerbände der von L. de' Medici eigenhändig oder von seinen Secretären geschriebenen Briefe, denen die Entwürfe von Lorenzo's Hand oder eine kurze Inhaltsangabe nicht selten beigefügt waren, wieder zum Vorscheine gekommen sind. Der Verleger hat die neue Ausgabe mit zwei Porträts Lorenzo's geschmückt, von denen das erste vortrefflich gelungen ist, und dann ist ein gutes Register hinzugekommen, so daß wir nicht befürchten, diese treffliche Biographie des Mediceers, der eine „Künstlerseele und eine Fürstennatur" besaß, werde nicht auch in der zweiten Auflage ihren Weg zum Publicum finden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Akademische Blätter. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Sievers. I. Jahrg. 9. Heft. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn).

Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von Ernst Gettke, Oberregisseur am Stadttheater zu Leipzig. Zwölfter Jahrgang. 1884. Cassel u. Leipzig, Paul Voigt's Musikalienverlag.

Arndt. — Die Mondhexe. Roman von A. Arndt. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1883.

Bacon. — Kleinere Schriften des Lord Bacon, Uebersetzt und erläutert von J. Fürstenhagen. Leipzig, C. F. Winter. 1884.

Baumgarten. — Der dunkle Fleck in der Lutherfeier zu Rostock, beleuchtet von Professor Dr. M. Baumgarten. Rostock u. Ludwigslust, Carl Hinstorff. 1883.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Heft IV: Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich, von Johannes Meissner. Wien, Carl Konegen. 1884.

Bernhard. — Verschwunden — gefunden. Novelle von L. Bernhard. Hagen i. W., H. Risel & Comp. 1883.

Bodenstedt, Federico. Il Canzoniere di Mirza-Schaffy. Traduzione di Giuseppe Rossi. Berlino, Stuhr Libraio-Editore. 1884.

Boy-Ed. — Getrübtes Glück. Zwei Novellen von J. Boy-Ed. Hamburg, Otto Meißner. 1884.

Catull's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1884.

Deutsche Bücherei. XXXI. Mein Leben. Von Ludwig Steub. Ueber Ludwig Steub. Von Felix Dahn. XXXII. Sprache und Schrift der Chinesen. Von M. von Brandt. Breslau, S. Schottländer. 1884.

Deutsche Kolonialzeitung. Organ des deutschen Kolonialvereins in Frankfurt a. M. I. Jahrg. I. Heft. Verlag d. Deutschen Kolonialvereins in Frankfurt a. M.

Durry-Warnatz. — Das goldene Vließ. Roman von A. Durry-Warnatz. 2 Bde. Hagen i. W., Hermann Risel & Comp. 1883.

Ehrenberg. — Das Schwert des Damokles. Roman von E. Ehrenberg. Hagen i. W., Hermann Risel & Comp. 1883.

Ehrlich. — Jugendklänge. Gedichte von Wilhelm Ehrlich. Wien, Selbstverlag. 1884.

Hesse. — Drei Grafen von Reinstein. Roman aus dem 15. Jahrhundert. Von August Hesse. 2 Bde. Halle a. d. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1884.

Kaden. — Die Insel Ischia in Cultur-, Sitten- und Geschichtsbildern. Mit 4 Illustr. und 1 Kärtchen. Von Woldemar Kaden. Luzern, C. F. Prell.

Kern. — Goethe's Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas von Franz Kern. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung (R. Stricker). 1884.

La nuova rivista internazionale compilata da C. V. Giusti, Prof. G. Rigutini, G. A. Scartazzini. Anno IV. N. 1. Firenze, Tipografia del Vocabolario. 1884.

Lohwag. — Ausgrabung des Paradieses. Roman von Ernst Lohwag. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Mach. — Ueber Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken. Von E. Mach. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1884.

Mündel. — Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Curt Mündel. Straßburg, Carl J. Trübner. 1884.

Normann. — Perlen der Weltliteratur. Asthetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Von H. Normann. Lfg. 7/12. Stuttgart, Levy & Müller. 1884.

Overbeck. — Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken dargestellt von Johannes Overbeck. Vierte im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 grösseren zum Theil farbigen Ansichten und 320 Holzschnitten im Texte sowie einem grossen Plane. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Partisch. — Sylvesterglockenklang. Ein stilles Wort zur feierlichen Stunde von Dr. H. Partisch. I. Im Strome der Zeit. II. Vor Jerusalems Thoren. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Reinhold. — Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische Politik der Gegenwart. Von Dr. jur. Carl Theodor Reinhold, Amtsrichter. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Revue Internationale. Sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Première année. I. Florence. 1884.

Schubin. — Mal'occhio und andere Novellen von Ossip Schubin. Berlin, J. H. Schorer. 1884.

Schumann. — Gotthold Ephraim Lessing's Schuljahre. Ein Beitrag zur deutschen Cultur-, Litteratur- und Schulgeschichte von Dr. Joh. Christ. Gottlob Schumann. Trier, Heinrich Stephanus. 1884.

Spir. — Gesammelte Schriften von A. Spir. I. Band: Denken und Wirklichkeit. 2. Lfg. Leipzig, J. G. Findel. 1883.

Stadion. — Vom Baume der Träume. Erlauschtes von Graf Emerich von Stadion. Würzburg, Stahel'sche Univ.-Buch- und Kunsthandlung.

Starke. — Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Eine culturgeschichtliche Studie von W. Starke, Geheimer Ober-Justizrath, vortragender Rath im Justiz-Ministerium. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 1884.

Staub. — Der fliegende Mensch. Die Entdeckung des Naturgeheimnisses, auf dem die Tragfähigkeit der Luft beruht. Von Julius Staub. Pittsburg, L. Brenninger. 1883.

Storia del dolore in Giacomo Leopardi. Prima parte. Cotrone, Tommaso Pirozzi.

Strümpell. — Grundriß der Psychologie oder der Lehre von der Entwickelung des Seelenlebens im Menschen. Von L. Strümpell. Leipzig, Georg Böhme. 1884.

Sturm. — Dem Herrn mein Lied. Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius. 1884.

Sylva. — Meine Ruh' von Carmen Sylva. Mit einem Titelbild. Berlin, Alexander Duncker. 1884.

Taubert. — Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Walther & Apolant. 1883.

Taubert. — Marianne. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Walther & Apolant. 1883.

Troje. — Das Dienstverhältniß der preußischen Zoll- und Steuerbeamten. Bearbeitet von Troje, königl. preuß. Steuerrath. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Harburg a. d. Elbe, Gustav Elkan.

Troll-Borostyáni. — Im Freien Reich. Ein Memorandum. Von Irma v. Troll-Borostyáni. Zürich, Verlags-Magazin. 1884.

Turgénjew. — Zwei Freunde. Eine seltsame Geschichte. Jakow Passinkoff. Tagebuch eines Ueberflüssigen. Hamlet und Don Quichotte. Fünf Novellen von Iwan Turgénjew. Autoris. Ausg. Hamburg, Gebr. Behre's Verlag. 1884.

Tuttle. — History of Prussia to the accession of Frederic the Great 1134—1740. By Herbert Tuttle, Professor in Cornell University. Boston, Houghton, Mifflin and Company. 1884.

Beckenstädt. — Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer). Gesammelt und herausgegeben von Dr. Edm. Beckenstädt. 2 Bde. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhandlung. 1883.

Velatus. — Schlangenmoos. Novelle von E. L. Velatus. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Verhandlungen des III. Deutschen Geographen-Tages zu Frankfurt a. M. am 29., 30. und 31. März 1883. Mit zwei Karten. Berlin, Dietrich Reimer. 1883.

Voß. — Römische Dorfgeschichten. Von Richard Voß. Zweite Aufl. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1884.

Wägner. — Unsre Vorzeit. Deutsche Heldensagen. Von Dr. Wilhelm Wägner. Mit 100 Textabbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel. Dritte durchges. Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Wald. — Die Schloßfrau von Scharfenstein. Roman von E. von Wald. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1883.

Walden. — Aus der Heimat. Von Marie Walden. Zweiter Band. Bern, B. F. Haller. 1884.

Walcker. — Handbuch der Nationalökonomie für Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute und andere Gebildete. Von Dr. Karl Walcker. Dritter Band. Specielle Volkswirthschaftslehre. Zweite Abtheilung: Gewerbe- und Handelspolitik, einschließlich der Bergbaupolitik. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der schöne Valentin.

Von

Helene Böhlau.

(Schluß.)

Am andern Morgen erwachte Valentin gerne und freudig, denn es war Sonntag und schönstes Maiwetter. Das Städtchen lockte und Haus an Haus mit ihm wohnte das kleine Wunder. Seinen Morgenkaffee trank er mit den Meistersleuten und dem Gesellen Karl Frey. Der Meister fragte, ob er den Garten schon gesehen habe; da lachte Karl Frey, als ginge ihn diese Frage etwas an, als dächte er sich sein Theil dabei und Valentin wurde roth bis hinter die Ohren.

„Nun, was ist zu lachen?" fragte der Meister und blickte den jungen Burschen ungehalten an. „Was fällt Ihm ein zu lachen?"

Da machte Karl Frey ein dummes Gesicht und schaute in seine Tasse.

Nun trat der Meister Merne an das Fenster und wies auf den Hof hinaus. „Hier neben dem Holzstall durch den kleinen Schuppen geht es in den Garten. Ihr könnt ihn Euch nachher ansehen. Seht ihn Euch an!"

Der Garten war der Stolz des Meisters. Die seltensten, schönsten Rosen zog er darin, baute gute Obst- und Gemüsesorten und hatte auch einen Verschlag für Kaninchen darin angelegt. Niemand konnte ihm einen größeren Gefallen thun, als wenn er ihm den Garten lobte.

Die beiden Gesellen gingen miteinander zur Stube hinaus. Karl Frey hielt eine Weile mißlaunig die Thürklinke seiner Kammer in der Hand und blickte Valentin nach, der durch den Hof schlenderte und in der grauen Thüre, die durch den Geräthesschuppen in den Garten führte, verschwand.

Der Garten war ein schön gepflegtes Stück Land, schmal und lang, am Ende begrenzt durch den geraden Canal, der die Stadt durchfloß. Meister Merne's Land lag so recht mitten im Grünen, denn die Nachbarsgärten zeichneten sich durch alte, schön entwickelte Bäume aus, während der Instrumentenmacher auf junge, kräftige Obststämme gehalten hatte, denen mancher würdige Alte wohl hatte weichen müssen. Am Holzstaket, welches das Besitzthum be-

grenzte, führte rechts und links ein reinlich gehaltener Kiesweg entlang, und beide vereinigten sich am äußersten Ende des Gartens, welches der Canal bildete, so daß der Meister bequem die Runde um sein Eigenthum machen konnte.

Der Nachbarsgarten zur Rechten, von dem Karl Frey gesprochen, war schön beschattet, ausgedehnt in die Breite wie in die Länge, so daß er nicht mit einem Male zu übersehen war. Valentin ging zaghaft unter den blühenden Zweigen hin, die ihm fast die Schultern berührten, und trat unbewußt auf den Zehen auf, weil der Sand ihm unter den Füßen knirschte und lugte mit klopfendem Herzen seitwärts, ob nicht etwas zu erspähen sei.

Da fuhr er zusammen; es schimmerte durch die Zweige. Wie er näher kam, sah er, daß es Wäsche war, die zum Trocknen hing. Die Leinen waren an den Stämmen der Kastanien, die einen freien Platz umgaben, befestigt. „Das ist die Wäsche der Frau Ambrosius," dachte Valentin und blickte ehrerbietig mit wonniger Erregung darauf hin. Er stand vor einem blühenden Kirschbaume und sah zwischen den schneeigen Blüthen die weißen, sonnbeglänzten Tücher sich vom Maigrün abheben. Die belasteten Leinen waren von Stangen gestützt. An einer der Stangen, ganz in seiner Nähe — im ersten Augenblicke hatte er das Rechte, da seine Augen andachtsvoll auf die Wäsche gerichtet waren, übersehen — lehnte der hübsche Liebling, der in manchem Herzen in dieser Nacht sein Wesen getrieben haben mochte. Der Morgenwind bewegte die Falten ihres braunen Röckchens. Sie schien noch verschlafen zu sein und dehnte sich jetzt wie ein Kätzchen in ihrer närrischen, rosaverwaschenen Jacke, in welche sie nur so hineingeschlüpft zu sein schien, um sich darin recht behaglich und wohl zu fühlen. Das Haar hing ihr in Zöpfchen und Löckchen noch wirr und lustig um die hübsche Stirn. — Valentin lauschte athemlos.

Von den Kastanienbäumen fielen hin und wieder glänzende Knospenhüllen, welche die kräftigen Blätter in schnellem Wachsthum abstreiften, zu Boden. Solch ein braunes, frisches Schälchen segelte sachte auf Lulu's Aermel nieder, die es mit halb offenen, blinzelnden Augen von der Seite ansah. Die Sonne schimmerte in dem frischen Harzüberzug, und das mußte Lulu verlockend erscheinen; sie bog den Kopf und tastete mit ihrem rosigen Züngelchen in die Knospenhöhlung hinein, bis die Kapsel fest daran saß. Das gefiel der hübschen Spielliese. Sie blickte auf das niedliche, rosige Ding herab, das mit seinem braunen Hütchen sich munter hin und her bewegte.

Valentin mußte sich ganz entzückt das Lachen verbeißen. „Wenn sie wüßte, daß Jemand ihr zusieht," dachte er.

Jetzt hatte sie genug von ihrer sinnreichen Unterhaltung. Das braune Blättchen war herabgefallen, und die Zunge erfrischt in das Mäulchen wieder eingeschlüpft. Die Kleine aber lehnte sich nun mit verstärkter Behaglichkeit an die Wäschstange. Dieser Halt wäre ganz bequem und ausreichend für eine verschlafene, leichte Person gewesen, wenn die Stange einen festeren Standpunkt gehabt hätte; so aber rutschte sie mit einem Male im nachgebenden Grunde, löste sich dadurch von der Leine, und Lulu fiel mit ihr der Länge nach in den Sand.

Da lag sie, und die großen, nassen Wäschestücke sanken tief herab, schleiften auf der Erde und bedeckten schwer das arme Mädchen. —

Valentin sprang erschreckt hinter seinem Kirschbaum vor.

Das Mädchen hob sich wieder, haspelte sich unter den Wäschestücken vor, setzte sich auf und blickte ganz verdutzt um sich. Da erblickte sie Valentin. „Helft mir doch!“ rief sie böse und weinerlich.

Das ließ Valentin sich nicht zweimal sagen; ohne Aufforderung hätte er es schwerlich gewagt. Im Nu war er über den Zaun.

Da stand das Mädchen schon wieder auf den Füßen und brachte ihre paar Sächelchen in Ordnung, strich sich das Haar zurück und sagte: „Da liegt die Wäsche, und heute ist es eine dumme Geschichte. Die Mutter hat es gerade satt. Da könnte es schon etwas geben. Was thun wir?“

Dies „was thun wir“ berührte Valentin eigenthümlich. Er fühlte sich plötzlich mit dem schönen Geschöpf in dem Wörtchen „wir“ wunderſam verbunden, starrte sie staunend an und vergaß fast zu antworten. Endlich erwiderte er zaghaft, gebrauchte aber das ihm geheimnißvolle Vereinigungswort aus Scheu nicht, als könne das Mädchen die tiefe Bedeutung der Silbe, die sie in seinem Munde erhielt, errathen und sagte: „Man muß die Wäsche in die Höhe nehmen, das wird schon gehen.“

„Ja, aber sie hat geschleift, da wird sie wohl hin sein,“ erwiderte Lulu kleinlaut.

„Das wäre!“ Valentin nahm die Leine in die Höhe und richtete die Stangen wieder zur Hebung und Stütze auf. Da bewegten sich die Wäschestücke mit einem großen, braunen Saume hin und her.

„Nun haben wir's,“ rief Lulu, und Beide standen rathlos und betrachteten das Unglück.

„Wird das auszuwaschen gehen?“ fragte Valentin.

„Ja, aber wie? — So große Stücke!“ seufzte sie. „Die Mutter wird es schon so schlimm nicht machen, wir wollen es lassen.“

Unser Freund erinnerte sich an den bösen Wunsch, den Karl Frey dem schönen Geschöpfe zugedacht hatte, und er fürchtete, Aehnliches könnte wirklich in Erfüllung gehen. „Nein, nein!“ sagte er deshalb und in der Erregung gebrauchte er das bedeutungsvolle Wort. „Wir waschen es aus.“

Da sah ihn Lulu lachend an: „Eine närrische Waschfrau, die über den Zaun springt. — Dann,“ sagte sie, „müssen wir die Treppe zum Canal hinunter und das ganze Zeug mitschleppen. Wir werden es dabei vollends zu Grunde richten.“

„Ach was,“ unterbrach sie Valentin, „das wird gehen.“ Und er machte sich darüber her, die geschädigten Stücke von der Leine zu nehmen. Das war für seine Ungewohnheit und für sein geringes, praktisches Geschick nicht leicht. Ueberall zipfelte und schleppte er, als er die großen Laken sich über Arme und Schultern legte, und Lulu lachte und raisonnirte, daß sie ihn um sein bischen Ueberlegung, die ihn in dieser ganz absonderlichen Situation überkommen hatte, brachte.

Als sie seinen Bemühungen ein gutes Weilchen zugesehen hatte, sagte sie:

„Wir bringen es nicht hinunter, da wollen wir uns das Wasser heraufholen und oben waschen; das wird besser sein."

„Mir ist's recht," sagte Valentin athemlos unter seiner schweren, nassen Bürde.

„Legt die Stücke nur auf den Rasen, da liegen sie gut. Wir holen derweilen das Wasser."

Nun gingen sie miteinander durch den Garten. Im äußersten Eckchen am Canal stand ein verwittertes, ungepflegtes Gartenhaus. Das ganze Anwesen stimmte dazu, denn Wege und Rasenplätze schienen arg verwildert zu sein. Der Garten war aber trotzdem ein schönes, großes Stück Land. Er schien gleichsam der Pflege entronnen und war daran, wieder in seinen Naturzustand zurückzukehren. Jedes Kräutlein durfte wachsen, wie und wo es wollte, und allerlei Genist, Gestrüppe und dürres Holz störte so wenig, als es in einer Wildniß gestört hätte. In dem verfallenen Gartenhaus war die Waschküche der Frau Ambrosius. Ehe man das Gartenhaus erreichte, führte von dem grasüberwucherten, breiten Weg ein schmaler Pfad seitab durch hochgewachsenes Strauchwerk. Lulu bog die Zweige auseinander und ging auf dem Pfade voraus. Nur wenige Schritte brauchten sie durch das grüne Dickicht zu gehen, da standen sie auf einem kleinen, sonnigen Platze und ihnen gegenüber ragte ein hohes, hölzernes Kreuz, das in einem breiten steinernen Sockel eingerammt war. Die Stelle, an der einst des Herrn Haupt gelehnt hatte, war mit einem von der Zeit gebräunten, vergoldeten Strahlenkranze umgeben. Hinter dem Kreuze erhoben sich zwei schöne, vollzweigige Tannen dunkel in die Mailuft hinein. — Die Wipfel dieser Tannen hatte Valentin schon von des Meisters Garten aus bemerkt. Die hellen Triebe der beiden ernsten Bäume funkelten im Sonnenschein.

Dieser kleine Platz war unbeschreiblich schön und machte in seiner Abgeschlossenheit einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Das düstere, wahrhaft mächtige Kreuz inmitten aller Frühlingspracht berührte Valentin tief. Er stammte aus protestantischem Lande und ihm war die Sitte, an Gottes Leid und seine Liebe auf Weg und Steg erinnert zu werden, noch neu, und es wurde ihm jetzt zu Muthe, als sei er in die Kirche getreten. Lulu stand schweigend neben ihm, gelassen und doch mit einer wichtigen Miene, wie sie sich Jemand zu geben pflegt, der etwas ihm Bekanntes, zur Bewunderung Aufforderndes einem Andern zu zeigen bemüht ist.

„Wie kommt das Kreuz hierher?" fragte Valentin.

„Das ist noch vom Kloster her," sagte Lulu. „Das ganze Haus war ein Kloster, daher wird es wohl stammen. Sonst hat ein großes Christusbild daran gehangen, denn, wenn Ihr Euch so stellt, wie ich stehe, da seht Ihr noch die Nägel, die ragen weit hervor. Im Hause soll Einer gewohnt haben, der das Kreuz wieder in Stand bringen ließ. Der Hauswirth freilich hätte das nicht gethan, der ist ein rechter Liederlich, der sich um nichts kümmert; man hat ewig nur Streit mit ihm. — Aber das ist ein schöner Platz," fuhr sie fort, „der dunkele Busch da ist eine Eibe. — Die ist giftig!" fügte sie hinzu.

Valentin war von der Weihe des Platzes ergriffen und vor seiner Seele stand ein frommer Klosterbruder, der einst das Kreuz errichtet und die Bäume

gepflanzt und in heiliger Widmung sein Leben in dem schönen Garten verbracht hatte.

„Kommt nun!“ sagte Lulu und schlüpfte ihm wieder voraus auf den Weg zurück.

Im Waschhause der Frau Ambrosius standen die Kübel, der Zuber und allerlei Geräth in Feiertagsruhe. Lulu zeigte auf ein handliches Geltchen, das in der Ecke lehnte. „Damit ginge es schon,“ sagte sie, und Valentin nahm es auf. Die Kleine war, da die Sache wie Spiel aussah, in Eifer gerathen und packte das Gefäß hurtig mit an. Sie schleppten es mit einander die schmale Canaltreppe hinab, und Valentin füllte es.

Oben unter den Leinen fing nun das Spülen, Plantschen und Wringen an. Die hellen Wassertropfen, welche die Beiden in ihrem Treiben um sich her spritzten, funkelten im Sonnenscheine, der durch die frischgrünen Zweige blitzte. Valentin hatte seinen Sonntagsrock ausgezogen, die frischen Hemdeärmel etwas aufgestreift und war glücklich, und die Kleine schien auch bei bester Laune zu sein. Sie wirthschaftete in dem Wasser wie ein munterer Spatz, der sich in einer Pfütze das Gefieder putzt, war über und über schon naß und tropfend.

„Sieh nur,“ sagte sie zu Valentin und wrang den Zipfel ihrer rosa Jacke aus, daß ein paar Tröpfchen ihr die Finger hinabrannen.

Valentin war eben dabei eines der Tücher, das sie so halbwegs zu Ende gebracht, auf die Leine zu hängen, da fragte sie: „Wo kommt Ihr denn eigentlich her?“

Er nannte ihr seine Heimath.

„So?“ sagte sie. „Wo liegt die?“

„Weiter im Norden hinauf!“ erwiderte er.

„Wir kommen mehr aus Süden,“ sagte sie beiläufig und doch so, daß man merkte, sie wollte sich mit dieser Bemerkung einen Vorzug geben. „Was thut Ihr hier?“ fuhr sie weiter fort.

„Ich bin der neue Geselle bei Merne,“ antwortete Valentin.

„So? Ist denn der alte noch da, oder muß der nun fort?“

„Nein, der bleibt.“

Lulu rieb, plantschte an ihrem Wäschestück und erwiderte in einem geschäftsmäßigen Tone: „Der ist ein rechtes Schafsgesicht; ich meine, er sieht aus wie ein Schaf.“

Da blickte Valentin sie belustigt an.

„Die meisten haben Thiergesichter,“ fuhr sie fort.

„Wie denn?“ fragte er.

„Ja, das ist so. Ich kenne viele Menschen, wenn man von Kindheit an in der Welt herumkommt, da gibt sich das so; und immer Neue — immer Neue zu sehen, das macht Einen verwirrt. Da habe ich mir etwas erfunden, damit ich überall gute Bekannte finde.“

„Nun, was denn?“ fragte er.

„Wenn man Viele bei einander sieht und sie sich ordentlich anschaut, da bemerkt man etwas. Die Einen sehen aus wie Pferde, — ich meine die Gesichter, — das sind gute Leute und haben immer etwas Witz. Dann giebt es

Affen, die sind sehr schnell, klug und lustig, ganz wie die Affen. Und Katzen gibt es, kleine Miezekatzen und große Tigerkatzen, wie man sie in den Buden sieht, das sind böse Leute und die ganz großen Katzen sind würdige Leute, aber man muß sich mit ihnen hübsch in Acht nehmen. Auch Hähne gibt es und Gänse, da weiß man schon, wie man mit ihnen daran ist. Papageien, das sind seltene Vögel, aber es steckt nichts dahinter, sie sind dumm und lügenhaft. Euer Meister und die Meisterin sehen Beide wie Biber aus, so hübsch glatt und rund. — Wißt Ihr das? Und ich möchte, mein Mann, das heißt, den ich einmal bekommen werde, hätte ein Pferdegesicht. Die Pferde sind mir die liebsten, denn sie sind hübsch, klug, vornehm und sehr oft reich. — Das ist so," versicherte sie und fuhr zu schwatzen fort. „Und derart Gesichter sehe ich überall wieder, so weit wir auch umhergezogen sind. Da kommt der Hase, denke ich, wenn ich in einem Städtchen bin und so Einem begegne, und wenn er zu sprechen anfängt, denke ich, daß es mein alter Hase ist, den ich im anderen Städtchen kennen lernte. Und auch wenn ich dem Schaf, der Katze begegne, kenne ich sie schon."

Valentin blickte sie nachdenklich an, es beängstigte ihn, daß sie die Menschen so absonderlich behandelte. „Ob das wohl recht von ihr ist?" dachte er. „Wie Alle gegen sie gut sind, und sie hält sie zum Narren!"

Ohne recht zu wollen, fragte er: „Was für ein Thier bin ich?"

Sie blickte ihn an und sagte: „Ein Hund!"

Das war ihm nicht recht; was hätte er um ein anderes von ihr so sehr bevorzugtes Thier gegeben! Da er sich aber gerade über die Waschwanne zu ihr hinbog, strich sie ihm mit ihrer kleinen, feuchten Hand leicht über das volle Haar, wie man einem Hunde über den Kopf fährt. „Aber ein sehr schöner, netter Hund," sagte sie. Dabei blickte sie ihn tief an.

Da bemerkte er, daß sie grünlich braune Augen zu ihrem blonden Haare hatte, und die Gestalt der Apollonia, an die er lange, lange Zeit nicht mehr gedacht, belebte sich mit einem Male körperlich vor ihm. Er wußte jetzt, an wen Lulu ihn bei dem ersten Anblick erinnert hatte, in Wahrheit an sein Ideal, das in der frühesten Jugend schon klar und deutlich in seiner Phantasie gewohnt hatte. Bei dieser Erkenntniß stieg ihm das Blut siedend heiß zu Gesichte; und Lulu lachte.

„Weiß ich doch nicht einmal wie Ihr heißt?" fragte sie.

„Valentin Bärlein," sagte er.

„Bärlein?" wiederholte sie. „Hündlein, was für einen Namen hast Du? Der ist nicht schön und zu komisch für Dich. — Du bist auch sicher arm. Nicht wahr?"

„Nun, arm gerade nicht! Wir haben ein hübsches Häuschen auf dem Kannerückchen" — das entfuhr ihm so.

„Nun gar auf dem Kannerückchen!" rief sie. „Das muß ein schönes Häuschen sein, wohl von Pappe? Also ein so kleines Häuschen hast Du, daß es auf dem Kannerückchen stehen kann?"

„Die Gasse, in der wir wohnen, heißt so," erwiderte er.

„So?" sagte sie. „Aber weißt Du, was ich reich nenne? das ist so: —

Wenn man mit seinem Gelde auf der Gasse Fangeball spielen kann, und bückt sich nicht, wenn es davon gerollt ist."

„Das ist schon richtig, so reich bin ich nicht," stimmte Valentin ihr bei.

„Nun siehst Du, dann ist es auch nichts Rechtes für Dich. Wer so aussieht wie Du, der muß Alles vollauf haben und dürfte mit nichts zu knausern brauchen. Der müßte witzig sein, müßte Geld haben, so viel Geld, wie ich meine; müßte alle Tage ein reines Vorhemdchen anziehen und thun und treiben können, was er nur wollte. So aber kommst Du mir und Allen, die Dich begreifen werden, wie bestohlen vor, und man ärgert sich, daß Du Dich hast bestehlen lassen. Du Tapps!" Damit spritzte sie ihm eine Ladung Wasser ins Gesicht. Und Valentin dachte, daß es mehr als nöthig sei.

„Der Tausend auch," sagte er, „Sie sind ein rechter, kleiner Bengel. Die Leute haben ganz recht, über Sie zu raisonniren."

„Wer raisonnirt? Vielleicht Karl Frey. Ihr aber nicht, Valentin, Du raisonnirst nicht!" Das sagte die kleine Hexe, um sich ein Sonntagsvergnügen zu machen. Valentin, der sich bis jetzt im Stillen verwundert hatte, daß sie ihn so ohne Weiteres „Du" nannte, wollte sich auch etwas herausnehmen und begann zaghaft und unsicher: „Was für eine Mode ist das, einen wildfremden Menschen, wie ich für Sie einer bin, Du zu nennen?"

„Das ist meine Mode," sagte sie. „Warum soll ich es nicht thun? Zu Jedem werde ich nicht „Du" sagen, und wen ich so nennen will, der hat nicht darüber zu klagen, und thut er es, so ist er ein —." Sie tippte mit ihrem Fingerchen bedeutungsvoll auf ihre hübsche, gewölbte Stirne. „Wenn Ihr über den Zaun zu mir hereinspringt, und wir zusammen hier waschen, das kommt nicht alle Tage vor. — Ich nenne Dich „Du" und damit gut."

Valentin war es bänglich ums Herz, er fühlte sich in der Nähe der Kleinen unsicher. Etwas Fremdes, Ungewohntes berührte ihn und flößte ihm Scheu ein, zog ihn aber zu gleicher Zeit mächtig zu ihr hin. Das einzige Weib, das ihm bis jetzt das Herz bewegt, die Apollonia, die Vorstellung, die er sich von dem längst verschwundenen Geschöpfe gemacht hatte, erschien ihm heimischer, als das Wesen der hübschen Lulu, das ihm jetzt entgegentrat. Wunderbar, daß jenes von ihm fast vergessene Phantasiegebilde sich jetzt in die Wirklichkeit schattenhaft einschlich und in zarten Zügen sich neben der munteren Schwester lieblich bewegte.

Lulu ahnte schwerlich, welch eine Nebenbuhlerin sie hatte. Valentin aber war von dem süßen, ernsten Reiz seiner ersten Liebe hier in Lulu's Nähe sehnsüchtig bewegt. Er gedachte der rührend innigen Dinge, welche die alte Machlett von ihr zu erzählen wußte, und er ahnte eine Tiefe von Leid und Hingebung in den Augen jenes armen Schemens, die ihn bis ins Innerste wie reine Wahrheit und Größe berührte.

„Nun, was denkt Ihr?" fragte Lulu. Da schüttelte er den Kopf, erwiderte nichts und blickte sie mit seinen mächtigen Augen, die zu dem schüchternen Wesen nicht im Einklang standen, an, so daß sie betroffen schwieg. Es war ihr unbegreiflich, daß er so blicken konnte.

Ehe die Beiden mit ihrer Wäsche zu Ende kamen, rief Lulu: „Da ist die Mutter und will nach dem Trockenen sehen.“

„Wird sie böse sein?“ fragte Valentin.

„Wollen sehen!“ meinte Lulu gelassen.

Da kam die Frau den Weg entlang. Sie ging in einem dunkelblauen, faltigen Wollenrock sonntäglich behäbig einher, ohne nur aufzublicken, und ruhig im Bewußtsein alles in schönster Ordnung vorzufinden, und war höchlichst erstaunt, das Töchterchen mit einem schönen Burschen am Waschtrog zu sehen. „Nun, was soll das?“ fragte sie.

„Ich habe die Wäsche herabgeworfen,“ sagte Lulu einfach, „die haben wir mit einander wieder gewaschen.“

Die gute Frau Ambrosius wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. „Warum treibst Du Dich auch bei der Wäsche umher,“ begann sie unzufrieden. — „Und wer ist denn der junge Herr?“ fragte sie befremdet.

„Hündlein, heißt er,“ erwiderte Lulu kleinlaut.

„Ach was, keinen Unsinn!“ brummte die Alte.

Da fuhr das Teufelchen über Lulu's Gesicht und sie sagte auf eine eigenthümlich herausfordernde Weise: „Bärlein heißt er!“

„Willst Du still sein!“ Die Mutter nahm sie etwas unsanft bei der Hand und, damit sie sich nicht erkältete, streifte sie ihr den nassen Aermel in die Höhe. „Wie Du aussiehst! Schämst Du Dich nicht?“

Jetzt trat Valentin auf und sagte verlegen: „Ich heiße Valentin Bärlein und bin der neue Geselle bei Merne. Die Tochter hatte mit der Wäsche Unglück, da bin ich übergestiegen und habe geholfen.“

„So? da habt Ihr mit einander gewaschen?“ fragte die Erstaunte und musterte den fremden, jungen Menschen von oben bis unten. „Das ist etwas Neues! — Aber kann man den Rücken wenden, ohne daß sie sich mit einer Dummheit abgibt? — Gott bewahre! Statt daß sie Rücksicht nimmt, wenn sie sieht, wie man sich die Woche über geplagt hat und den Sonntag dann genießen möchte; nein, da denkt sie sich ganz besondere Schelmereien aus, damit man nur nicht Ruhe hat. — Du Bösewicht!“ sagte die Frau mit einem so innigen, zärtlichen Tone, daß Valentin betroffen war, da er meinte, nun ginge der Sermon erst recht an.

Die Frau Ambrosius zog das Töchterchen fest an sich. „Wie naß Du bist, läppisches Ding; da könnte unsereins Tag und Nacht waschen und richtete sich nicht so zu,“ sagte sie zu dem ihr Unbekannten gewendet, nickte ihm zu und wollte mit Lulu davon gehen.

„Wie wäre es, wenn er mit spazieren ginge?“ fragte Lulu die Mutter und sah Valentin an.

„Mir ist's recht,“ meinte die Alte, „wenn er will.“

„Dann kommt nur so gegen viere,“ sagte die Kleine.

Er konnte kaum etwas erwidern; die kräftige Frau Ambrosius hatte die nasse, sehr derangirte Lulu an die Hand genommen und ging mit großen Schritten mit ihrem Mädel dem Hause zu. Lulu nickte lachend zu so lange sie ihn erblicken konnte und Valentin legte noch die unfertigen Wäschestücke, die wild auf

dem Rasen umherlagen, über das Waschgefäß, um der armen Ambrosius, wenn sie darüber käme, das Uebel nicht zu augenscheinlich zu machen, stieg dann wohlgemuth über den Zaun und schlenderte mit klopfendem Herzen durch des Meisters gepflegten Garten dem Hause wieder zu.

Er war in größter Bewegung und sehr erstaunt, daß es so zugehen konnte. Bei Tisch, als der Meister ihn fragte, womit er sich den Vormittag vertrieben, erzählte er sein Abenteuer, mußte aber innerlich lachen über die Art und Weise, in der er es mittheilte, so trocken und alltäglich, daß Niemand ahnen konnte, was für eine Welt von außergewöhnlichem Reiz und Erregung die einfachen Thatsachen, deren er erwähnte, umschlossen. Und Valentin erschrak, als er empfand, wie unmöglich es sei, von dem, was er gefühlt und erlebt, reden zu können, und daß er sich in Geheimnißvolles, Unaussprechliches begeben habe. Fast zaghaft sagte er: „Den Nachmittag hat mich die alte Ambrosius aufgefordert, einen Spaziergang mitzumachen."

„Nun, nehme er sich nur in Acht," meinte die Meisterin. —

Glückselig und stolz, aufs Beste ausstaffirt, spazierte Valentin um die besprochene Stunde mit der Garderobefrau und mit dem Töchterchen zum Städtchen hinaus. Es wurde ihnen nicht wenig nachgeblickt, denn die schöne Lulu war von Jedem gekannt.

„Was hat sie sich da für einen Prinzen mitgenommen?" fragten sich im Vorübergehen ein paar muntere Burschen.

Das hörte Lulu und blickte Valentin lächelnd an.

Ein so herrlicher Maitag in Gesellschaft eines schönen, gefährlichen Kindes verbracht, könnte es einem jungen Burschen wohl fürs Leben anthun. —

Valentin war es bis jetzt nicht beigefallen, daß das Leben so Schönes bieten könnte, und was sich ihm im Herzen regte, schien ihm völlig neu; also war die Welt doch reicher, als er geglaubt. Von jeher hatte er sich unbefriedigt von dem Gegenwärtigen gefühlt und deshalb die weite Vergangenheit zur Vervollständigung gleichsam zur Decoration seines Lebens mit herangezogen. Jetzt aber hätte wohl die Zauberkraft eines alten Ringes oder Gemäuers nicht hingereicht, um ihm den Augenblick vergessen zu machen.

Die schöne Landschaft war dazu angethan, daß der Mai sich heimisch in ihr aufhalten konnte. Blühende Bäume hatten all seine Pracht in den Zweigen aufgefangen und trugen sie zur Schau. Das junge Grün funkelte in feuchter Klarheit. — Lulu war in bester Laune. Die Mutter ging schweigsam und würdig neben der Tochter einher und trug ehrbar ihre braune Plüschtasche mit Gebackenem gefüllt am Arm.

Sie wanderten auf Lulu's Vorschlag nach einer Mühle, die ein Stündchen von der Stadt entfernt lag. Unterwegs griff die Kleine manchmal in die Tasche der Frau Ambrosius, brach ein Bröckchen von dem Kringel ab und knusperte daran.

„Hier Valentin Hündlein!" sagte sie einmal, sah ihn schelmisch von der Seite an und schob ihm einen kleinen Bissen zwischen die Lippen.

Der Frau schien Lulu's Benehmen nicht ganz recht zu sein und sie klagte

gegen Valentin, als Lulu Anemonen pflückend vor ihnen vorausgegangen war, daß das Mädchen so ein böser Schelm sei und ihr deshalb viele Noth mache.

„Meine einzige Sorge," sagte sie, „ist, daß Lulu einen guten und reichen Mann bekommt, der es mit ihren Launen aufnehmen kann. Reich muß er durchaus sein, denn nur mit Verbieten und Verweigern ist hier nichts gethan, man muß viel gewähren können, wenn der kleine Narr zufrieden sein soll. Es wird mir es Niemand glauben, wie schwer ich zu tragen habe und wie ich den lieben Herrgott bitte, daß mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen möchte. — Ich sage Euch das," fuhr die Frau fort, „damit Ihr auf Eurer Hut seid, und es Euch nicht zu Kopfe steigen laßt, wenn sie gar zu freundlich ist. Ich kann es ihr nicht verwehren, denn sie ist so von Kindheit an gewesen. Ihr könnt denken, daß bei dem Leben, das wir führen, viele Aussicht zu Anbetern ist, aber wenig zu einem Mann, wie sie einen braucht und wie Ihr keiner seid." Das sagte die Frau treuherzig klar und fuhr dann fort: „Da sie meine Tochter ist, muß ich für das Mädel sorgen, und so schlimm sie manchmal sein kann, mein ganzes Glück bleibt sie doch."

Valentin rührte der sorgliche Ton, mit dem die behäbige Frau Ambrosius ihm diese Eröffnung gemacht hatte. Die reizende Zuthunlichkeit der Tochter sprach so viel deutlicher und mächtiger, als die Warnung der Mutter, daß Letztere ihn kaum leicht beunruhigt und bei dem nächsten Blick und Wort Lulu's vergessen war.

In der Mühle ließen sie sich von der Wirthin einen Kaffee kochen und saßen mit einander in dem Mühlengärtchen unter frischgrünen Birken. Der Sohn der Wirthin, ein fünfzehnjähriger Bursche, wußte gar wohl, welch einen seltenen Gast die Mutter heute zu versorgen hatte und schlich dieser nach, als diese die bunten Tassen aus dem Schranke nahm und hinaustrug. Er wagte sich nicht bis an den Tisch, wo die Fremden saßen, sondern blieb in einiger Entfernung am Birkenstämmchen gelehnt stehen und sah sich das Wunder, die Schauspielerin an, und zwar ausdauernd.

Lulu bemerkte ihn und machte Valentin auf den Knaben aufmerksam. Kaum hatte sie das gethan, war der Neugierige mit einem Male verschwunden, kehrte aber bald zurück und hielt auf dem Zeigefinger einen zahmen Staar, dem er über die Flügel strich, ihm auffällig zunickte und sich mit ihm zu schaffen machte.

Nach einigen Bemühungen fing der Vogel ganz gewaltig zu schnarren an, sträubte die Federn und geberdete sich possierlich. Lulu sagte:

„Nun seht nur, was für ein Schlingel der Junge da ist," und sie zwitscherte kaum hörbar, lächelnd zu Valentin gewendet:

„Sitzt mein Schatz am grünen Hang
Und die Nachtigallen singen.
Ach! daß solch ein süßer Sang
Möcht' in ihre Seele dringen!

Schweige arme Nachtigall,
Schweig' von deinen Schmerzen,
Denn es dringet Liebesklang
Dieser nicht zu Herzen."

„Was für ein Lied ist das?" fragte Valentin.

„Das ist mein Lied," erwiderte sie lächelnd.

„Wie denn?"

„Das hat der Schulmeister in Schnabelweid für mich gemacht. Frau Schulmeisterin hätte ich auch werden können," sagte sie und strich fast unbewußt bei diesem Gedanken die Löckchen zurück und nickte der Mutter bedeutungsvoll lachend zu.

Valentin fiel es aufs Herz, daß sie so unbefangen heiter von den Hoffnungen eines Menschen sprach, die sie zerstört hatte, und das Liedchen, so unscheinbar es war, schien ihm unendlich rührend, das Mädchen bitter anklagend. Er sah sie im Geiste mit dem Schulmeisterlein reizend und zutraulich sich bethun und ahnte, daß dem Armen der Abschied gar schwer geworden sein mochte.

Da war die harmlose Freude an dem schönen Geschöpfe, wie es schien, für einen Augenblick aus seiner Seele verschwunden. Schmerzlich blickte er auf Lulu und empfand doch das brennende Verlangen, das Mädchen in die Arme zu schließen.

Während Valentin solchergestalt sich den dämonischen Mächten beinahe widerstandslos dahingab, spielte der Knabe unter der Birke in der Absicht, daß die Schöne ihn bemerken sollte, angestrengt mit seinem Staare.

„So, nun komm' einmal her!" rief Lulu schelmisch.

Dem Bürschchen kam diese Aufforderung immerhin unerwartet und er trat, roth übergossen zaghaft näher.

„Beißt er?" fragte Lulu und hielt ihr Fingerchen dem Vogel hin.

„Nein, er ist gut," sagte der Knabe, und Lulu ließ den lustigen Kumpan auf ihrem Aermel spazieren.

„Hast Du ihn selbst erzogen?"

„Ja!" sagte er; stolz, daß er eine befriedigende Antwort geben konnte. „Er kann auch sprechen, aber er ist eigensinnig und will nicht."

„So, dann gib ihm einen Klapps auf sein dickes Federgesicht; da ist Platz zu einer kleinen Ohrfeige. — Nicht wahr, mein Stärchen?" und sie versuchte, ihn mit dem Finger so zu strafen, wie sie es eben vorgeschlagen hatte. Der Knabe fühlte sich außerordentlich dadurch belustigt, lachte aber kaum, sondern musterte Lulu erstaunt von oben bis unten.

„Sind wir denn schon einmal im Theater gewesen?" fragte sie jetzt und schaute auf den Vogel herab.

„Ja, gestern," erwiderte der Knabe, hatte seine Stimme nicht in der Gewalt und erröthete von Neuem.

Da streifte Lulu's Blick Valentin, der sich noch nicht hatte entschließen können, mit ihr von dem Abend zu sprechen. Er schlug die Augen nieder, denn er konnte auch jetzt kein Wort hervorbringen. Da lächelte Lulu, schwatzte mit dem Knaben noch eine gute Weile über den Vogel, und zuletzt bot der kleine Narr seinen Liebling zum Geschenk an.

Sie schüttelte das Thier aber leicht von ihrem Aermel ab und sagte: „Was soll ich mit ihm thun? Behalte ihn nur und rufe Deine Mutter! Nicht wahr," sie blickte fragend auf, „wir gehen jetzt?"

Das war Allen recht und man machte sich bald auf den Heimweg. Lulu hing sich ganz behaglich, als wäre sie es seit Wochen schon so gewohnt, an Valentin's Arm, und wenn er auf sie herabsah, erschrak er, wie nahe ihr Köpfchen sich zu seiner Schulter neigte. Den Hut hielt sie in der Hand, und eine blonde, glänzende Locke hatte Valentin's Arm umschmiegt, als sei das schöne Geschöpf durch solch vollen Strähn an ihn gefesselt.

Lulu wurde müde und wandelte ganz still wie ein ermattetes Kind.

Valentin's Phantasie aber begnügte sich nicht mit der allerliebsten Gegenwart, sondern beschrieb weite, dämmernde Kreise um das Glück, das ihm an der Seite ging, spielte mit den beiden Schwestergestalten, die sich in seinem Herzen zusammengefunden hatten, mit der Apollonia und der beglückenden Lulu, ein wunderliches Spiel. Wie zwei Flammen ließ er sie schön in einanderfließen, dann theilten sie sich wieder sanft und kaum merklich, um neu sich zu vereinigen und das Spiel wieder zu beginnen.

Als Valentin Abschied von seinen Nachbarinnen genommen hatte und der kleine, warme Arm nicht mehr in dem seinigen ruhte, war es ihm öde und sehnsuchtsvoll ums Herz. Bedrückt und doch selig suchte er spät am Abend sein Lager auf.

Am andern Tage begann die Arbeit, und gut war es für ihn, daß er bis jetzt sein Lebtag gleichgültig und ohne Liebe das Tagewerk vollbrachte, sonst hätte ihm Ungeduld und Erinnerung böse Streiche spielen können. Er kannte die Arbeit nur als eine vom Glücke zurückhaltende Beschwerlichkeit, und er hatte sich, wenn auch dazu gezwungen, fest in ihr Joch eingewöhnt.

Jeden Feierabend aber, an dem er sich wegstehlen konnte, verbrachte er drüben in der großen Bügelstube der Frau Ambrosius oder rannte gleich nach Beendigung der Arbeitszeit wie besessen in das Theater. Aber immer tiefere Erregungen, immer größere Gewalten wuchsen in ihm.

Das Benehmen der reizenden Lulu blieb sich ihm gegenüber gleich. Sie änderte sich von dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft an in Nichts. Wie die Sonne an einem schönen Frühlingsmorgen überstrahlte sie die, denen sie erlaubte, sich ihr zu nähern; aber die Sonne stieg nicht höher, sondern blieb in der funkelnden Frühstunde stehen.

Welches Verlangen aber nach Feuer und lebendiger Wärme sie dennoch erregte, konnte sie wohl schwerlich ermessen, und welche Welt von Qual und überschwenglichem Glücke Valentin an ihrer Seite verlebte, wußte sie nicht zu empfinden. Der schöne, gute Mensch hatte sie im ersten Augenblicke angezogen, in ihr lag ein mächtiger Trieb nach Schönheit, der auch Gelegenheit hatte bei ihr sich augenscheinlich zu offenbaren. Erstaunlich war es, welch tiefgefühltes Verlangen nach Vollendung in ihren Bewegungen lag. Ihr Tanz erschien ein künstlerisches Wollen, das Schöne darzustellen und, so lange es in ihrer Macht stand, festzuhalten. Eigenthümlich war es, daß sie Valentin gleich bei der ersten Begegnung richtig gewürdigt hatte. Von seiner Schönheit wahrhaft betroffen, hatte sie erkannt, daß in dieser der größte Werth des armen Burschen liege. In ihrem Herzen fühlte sie mit Valentin Mitleid, weil er die große Gabe seiner Schönheit nutzlos mit umhertrug und wenig durch sie beglückt werden konnte

aus dem Grunde, weil an einem armen, einfachen Burschen so übermäßige Schönheit ein unnöthiges Anhängsel ist.

Ohne viel darüber nachzudenken, hatte sie Valentin an sich gefesselt. Es war ihr angenehm, ihn um sich zu sehen. Sie mochte wohl bei ihrer Lebensweise mit viel unlauterem Gesindel verkehrt haben, denn ihr that das scheue, sanfte Wesen des schönen Menschen wohl.

Sie plauderten Abends, wenn die alte Ambrosius noch an ihrem Bügelbrette beschäftigt war, mit einander in einer dämmerigen Ecke des großen Raumes. Lulu erzählte ihm lustige Theatergeschichten, und bei der Art, wie sie erzählte, wie sie es verstand, sich immer in neuen, wechselnden Verhältnissen und immer selbst erlebend darzustellen, entrückte sie sich fortwährend seinen Augen. Er hatte dadurch nicht das Bewußtsein, daß sie, im Augenblicke wenigstens, in seiner Nähe und ihm gehörig sei, sondern mußte ihrem reizenden Erzählen folgen und das Mädchen immer mit neuen Menschen in lebhafter Verbindung sehen. Sein eigenes Verhältniß zu ihr, das leidenschaftlich in alle Weiten sich auszudehnen bestrebt war, das ein Leben ausfüllen wollte, schien durch das Beispiel der vielen sich knüpfenden und sich wieder lösenden, mannigfaltigen Verbindungen, die sie lebendig vor ihm sich entwickeln ließ, in den engbegrenzten Raum einer Episode gezwängt zu werden.

Er hörte ihr oft mit Qualen zu, die etwas Verzehrendes in sich trugen, und zwischen Lulu's lachender, leichtsinniger Heiterkeit und dem großen Ernste, mit dem Valentin ihre Begegnung auffaßte, lag eine Kluft — tiefer als zwischen Haß und Liebe.

An einem Abend war Valentin bei der schönen Lulu in der großen Stube der Frau Ambrosius, und zwar schien das Beisammensein der Beiden auf den ersten Blick wenig bedeutungsvoll zu sein. Es gab den Eindruck, als wären sie von der Gewohnheit zu einander geführt oder als läge es in der Macht jedes der Beiden, ruhig, ohne Schrecken sich nach Belieben wieder zu meiden. Sie waren allein im Zimmer und die Gewalt des Schicksals, das übermächtig zusammenführt, war in dem stillen Raume nicht zu spüren. — Lulu wandelte auf und nieder und lernte ihre kleine Rolle für den morgenden Tag, und Valentin lehnte übergeduldig an dem großen Kachelofen. Lulu trug wieder das behagliche, eigenthümlich kleidsame Hauskleid; die wunderliche rosa Jacke, das braune Röckchen. Sie schlenderte im Zimmer auf und ab, als ginge der junge Bursche, der träumerisch am Ofen stand, sie nicht das Geringste an.

Valentin mußte warten, bis sie geendet hatte. Sie lernte ihre Rolle schwer und widerwillig, und Niemand durfte es wagen, sie dabei zu stören. Lulu war eine mittelmäßige Schauspielerin, hatte sich aber, da ihr die Bretter von frühester Kindheit an heimisch geworden, eine gewisse Geschicklichkeit und Sicherheit im Darstellen angeeignet, die dem Publicum vollständig genügte, und außerdem stand sie unter dem Schutze eines guten, natürlichen Tactes.

Heute schien ihr die Aufgabe unpaß gekommen zu sein. Das Heft, aus dem sie lernte, lag auf dem Bügelbrette. Wenn sie hineingeschaut und das Gelesene im Auf- und Niedergehen ihrem Köpfchen einprägen wollte, hatte sie es halbwegs schon wieder vergessen und suchte von Neuem gähnend und gedankenlos in den Zeilen.

In Valentin begann sich nach und nach die Ungeduld zu regen. Er wußte noch aus Erfahrung, daß es etwas mit dem Lernen auf sich habe und hatte vor Lulu's Anstrengungen allen Respect; aber das scheinbar vollkommene Vergessen seiner Person ließ ihn länger nicht ruhen. Aerger und Schmerz darüber stieg ihm zu Kopfe.

„Lulu!" rief er erregt, als sie wieder einmal achtlos an ihm vorüberging. Sie stand ihm gerade gegenüber, und als sie aufsah, trafen sich ihre Blicke mit denen Valentin's, in dessen Augen die ganze Qual plötzlich mächtig ausgesprochen lag.

Da streckte sie den Arm in die Höhe und legte das Händchen auf seine Augen. „Du sollst nicht," sagte sie fast innig erregt. Da umfaßte er sie heftig und küßte sie. Sie wehrte sich nicht dagegen und als er sie ganz berauscht von seiner Kühnheit und seinem Glücke wieder los ließ, und in demselben Augenblicke sie wieder faßte und in voller Leidenschaft um Verzeihung bat, lachte sie, machte sich wie unversehens frei von ihm und sagte beinahe unverständlich und gelassen: „Was fällt Dir ein! So ein Narr, wie Du bist!"

Indem sie das sagte, streckte sie sich und gab ihm ein kühles Küßchen auf die Wange.

„So einer fliegt wieder davon, Du Bärlein!" flüsterte sie lächelnd, ging zurück an ihr Buch und suchte wieder in den Zeilen.

Valentin blickte verletzt vor sich hin. Das Küßchen der klugen Lulu hatte ihn in seinem heißen Herzen kühl berührt.

Sie hatte eine wunderlich reizende und doch klare Art gewählt, zurückzuweisen. Unmöglich hätte man von ihr eine Härte oder Grobheit erwarten können und um Lulu zu verstehen, mußte der, der sie liebte, eine ihm ungewohnte Sprache begreifen lernen.

Valentin hielt sich noch ein Weilchen auf und wußte nicht recht, was er thun sollte. Endlich entschloß er sich zu gehen und reichte Lulu die Hand zum Abschiede.

„Du willst nicht bleiben?" fragte sie.

Er schüttelte schweigend den Kopf.

„Nun, geh!" fügte sie freundlich hinzu.

Als Valentin über die dunkele Straße ging, lag das Leben hoffnungslos vor ihm und tief erregend. Er beschloß, als er Nachts nicht schlafen konnte, den nächsten Abend nicht hinüberzugehen. Dieser ziemlich sinnlose Entschluß brachte ihm endlich Ruhe. Er hielt es aber mit seinem Vorhaben nicht, sondern konnte am andern Tage kaum die Stunde erwarten, die ihn wieder zu Lulu brachte.

So ging ein gut Theil des Sommers hin, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre, als daß es in Valentin's Herz fort und fort brannte, und daß Lulu nicht aufhörte reizvoll zu sein.

Seit jenem Abend aber hatte er nicht gewagt sie wieder zu küssen, trotzdem ihn nichts davon abzuhalten schien. So war das wunderbare Verfahren der kleinen Hexe wohl verstanden worden. Sie mußte einen starken Willen haben, daß sie wagen durfte, das ihr Erwünschte durch dessen Gegensatz zu offenbaren. Vielleicht wußte sie aus Erfahrung, daß ihr Wille siegreich durch Alles hindurch-

leuchten konnte; doch schien ihr Benehmen fast unwillkürlich zu sein, als wäre es der Athem einer schön entwickelten, eigenartigen Natur.

Valentin's Hoffen und Verlangen aber kam neben diesem kräftig begabten Geschöpf wenig zur Geltung. Er führte neben ihr seit jenem Abend ein vollkommen lautloses Leben, litt und träumte unermüdlich, aber wagte nicht wieder mit einer Aeußerung seiner Gefühle hervorzutreten. Das Glück, als es noch in weiten Fernen gestanden, hatte er sich als etwas Klares, Unleugbares vorgestellt; jetzt als es ihm näher getreten war, erschien es ihm als großes Räthsel. Er hatte sein Lebtag noch keinen tief greifenden Schmerz erfahren, und nun wollte es ihn bedünken, als fühle er Glück und Leid, die beiden weit getrennten Mächte, eng vereinigt in seinem Herzen leben.

Von Karl Frey, dem Gesellen, erfuhr er, daß die jungen Leute im Städtchen auf ihn mißgünstig blickten, und daß er der Beneidete war. Karl Frey theilte ihm dies einigermaßen spöttisch mit, klopfte ihm auf die Schulter und lachte.

„Was willst Du?" fragte Valentin unwillig.

Sie kamen, wie schon öfters, wegen der schönen Lulu aneinander.

„Habe ich es Dir nicht gesagt," erwiderte Frey, „daß auf das Frauenzimmer kein Verlaß ist. — Ich mache mir nichts aus ihr und laß Dir Deinen Ruhm. — Aerger und Noth hat man von ihr und weiter nichts. Laß sie laufen, rath' ich. Hübsche Mädels gibt es genug in der Stadt. Weil Du ein dummer Kerl bist, hat sie es mit Dir vor und läßt Dich, wenn sie etwas Besonderes findet."

Solche Ermahnungen des guten, praktischen Gesellen stimmten Valentin's Lebenshoffnungen tief herab, verhinderten ihn aber nicht einen Tag wie den anderen hinüber zur Frau Ambrosius zu gehen, wo ihn Lulu's lebendige Art ihn zu bewillkommnen Alles vergessen ließ.

Noch einen Freund hatte Valentin im Städtchen gefunden, der mit Staunen und Freude im Theater einst den schönen Gesellen inmitten der gleichgültigen, alltäglichen Leute hatte sitzen sehen. Dieser Freund war ein alter Maler, dem es recht wohl ging, denn die Auffassung seiner Heiligenbilder, er hatte sich ganz diesem Fache gewidmet, sagte den Leuten zu, und er hatte sein Lebtag Bestellungen gehabt. Doch war er ein feinfühlender, guter Mensch, und trotzdem er die Kunst, da die Verhältnisse es so geboten hatten, etwas schablonenmäßig betrieb, war er dennoch fähig geblieben, die göttliche Abstammung seiner Begabung zu ahnen. Der Anblick der in wunderbar schönen Verhältnissen gewachsenen Gestalt des fremden Gesellen hatten den alten Künstler erregt. Er nahm sich vor, den vor allen Anderen so ausgezeichneten jungen Mann kennen zu lernen. Nach einer Vorstellung machte es sich, daß Valentin und er die Treppe miteinander hinabgingen, und der Maler redete unseren Helden fast zaghaft an, fragte, woher er komme, was er hier treibe und ließ sich in ein längeres Gespräch mit ihm ein, dem Valentin nur widerwillig folgte, denn er versäumte dadurch, Lulu den Weg vom Theater nach Hause zu begleiten. Der Alte aber war so überaus freundlich und Valentin spürte das Wohlwollen, das ihm entgegengebracht wurde, daß er sich damit aussöhnte von dem Ziele, auf das alle Tagesstunden zuzugehen schienen, abgehalten zu werden.

Der Alte bat, daß Valentin ihn besuchen möchte, und diese Bitte brachte

er so eigenthümlich vor, als wäre sie ihm wirklich Herzenssache, daß sich unser Freund, dem Aehnliches noch nicht geschehen war, mit seinem Versprechen die Bitte zu erfüllen auch für gebunden hielt, trotzdem er sich sagte, daß er um eine Stunde in Lulu's Nähe betrogen werden würde.

An dem auf den letzterwähnten Abend in der Stube der Frau Ambrosius folgenden Sonntage hatte er sich zu dem alten Maler aufgemacht und es nicht bereut dort gewesen zu sein.

Der Alte, der in einem hübsch gebauten, weinumrankten Häuschen lebte, war augenscheinlich erfreut den Gast bei sich zu sehen. Er führte ihn in sein Atelier, das zugleich Wohnraum zu sein schien, zu ebener Erde lag und dessen Fenster in ein schön gepflegtes Blumengärtchen hinausging. Da es Sonntag war, hatte der Alte seine Geräthschaften fein ordentlich bei Seite gerückt. Die Leinwand stand umgekehrt auf der Staffelei und an der Wand hingen sauber abgerieben die Paletten. Es machte den Eindruck, als hätte ein ordnungsliebender Handwerker, um den Feiertag zu heiligen, sein vielbenutztes Arbeitszeug sich aus den Augen gestellt. Die behäbige Haushälterin des Malers brachte Gläser und eine Flasche Wein herein, und Valentin wurde es, ohne daß er recht wußte weshalb, behaglich zu Muthe. Und dieses Gefühl hatte einen schönen Grund, für ihn war ein Augenblick hereingebrochen, der seiner Erscheinung auf Erden die volle Weihe gab. Zum ersten Male wurde er ohne Rückhalt als das anerkannt, was er war, und zum ersten Male war es ihm vergönnt mit seiner Begabung zu beglücken. Diese Stunde glich jener in seiner frühesten Jugend an Bedeutung, in der er sich an dem kleinen Waldsee mit der freien Natur schön und widerstandslos vereinigt gefühlt hatte. Von dem alten Maler war er wie ein Segen, wie eine Offenbarung aufgenommen worden. Der kümmerte sich wenig darum, ob diese Schönheit auch den Rechten durchdrungen hatte, ob es vortheilhaft für den jungen Menschen sei, so ausgezeichnet worden zu sein oder nicht. Der Alte war ganz glückselig, daß so schöne Menschen noch auf Erden lebten. Er schenkte sich und seinem lieben Gaste in herzlicher Freude eifrig ein, so daß Beide ganz redselig wurden. Der Alte begann wie ein Neuling, der seinem Herzen noch Luft machen muß, von den Sorgen und Kämpfen, welche die Kunst mit sich bringt, zu sprechen. Bei dem Anblick Valentin's überkam ihn jedes Mal ein Schmerz, daß er in seinen Schöpfungen von dem Erhabenen sich so weit entfernt hatte. Er stand auf, kehrte das Bild auf der Staffelei um und sagte: „Seht, was für ein Lump das ist!" Valentin blickte in das hübsche, sanfte Engelsantlitz eines frommäugigen Johannes, der in einem röthlichen Gewande auf seinem Goldgrund einen gar freundlichen Eindruck machte.

Valentin war dieses Bild gerade recht. Es schien ihm der Inbegriff eines schönen Gemäldes zu sein, und er stand andachtsvoll davor.

Dem guten Maler aber verwirrten sich in seiner Weinlaune und Freude um ein Geringes die Begriffe. Ihm schien es nicht mehr recht klar, das Valentin nicht seiner eigenen Schönheit Schöpfer war, denn als unser guter Kerl den frischen, hübschen Johannes noch recht bewundern wollte, sprang der Alte behende an die Staffelei und drehte mit einem kühnen Griff Valentin die Rückseite des Bildes wieder zu, sagte, indem er das that, zu ihm, wie er es vielleicht einem

großen Maler gegenüber gethan haben würde: „Bemüht Euch nicht. Es ist in Wahrheit nichts werth!"

Valentin blickte ihn ganz erstaunt an. Da lachte das Männchen verlegen und rückte mit dem, was er zu sagen hatte, zaghaft heraus: „Ihr könntet mich recht zu Dank verpflichten, wenn ich Euch malen dürfte," begann er.

„Mich?" fragte Valentin.

„Ja!" sagte der Künstler und blickte ihn fast bittend an. „Wenn Ihr mir nur zwei Sonntage sitzen wolltet, da würde ich eine schöne Studie haben." Valentin war durch dieses Verlangen etwas betreten. Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte, und zwei Sonntage, zwei dieser glückseligen Sonntage herzugeben, schien ihm ein starkes Verlangen.

„Nun, Ihr wollt nicht?" sagte der Alte mit einem innigen, gefaßten Ton, daß es Valentin zu Herzen ging und er erwiderte: „Oh ja, es würde gehen."

„Mir wäre es eine rechte Freude, wenn Ihr es möglich machtet, und Ihr sollt sehen, der Schade ist nicht groß einem alten Manne etwas zu Gefallen zu thun." Das sagte er liebenswürdig und bescheiden, daß es Valentin von einem so geschickten Meister fast wehmüthig berührte.

„Ja," wiederholte er noch einmal, „ich will kommen."

Der Alte gab ihm die Hand und sagte: „Ich danke Euch!" mit einem Tone, daß Valentin sich mit einem Male wie der reiche Mann bedünkte, der sich dem ersten Besten nach Belieben verpflichten kann. Er nahm nun in gehobener Stimmung von seinem neuen Freunde Abschied und verabredete die Zeit, die ihn am nächsten Sonntage wieder zu dem Maler bringen sollte.

Noch eine Vormittagsstunde hatte er übrig, die er benutzte, um zu Lulu zu laufen, die er wunderbarer Weise allein fand, was Sonntag Vormittag fast nie zu geschehen pflegte. Er erzählte ihr von seinem Begegniß, erzählte auch, wie liebenswürdig und gütig der Maler gewesen sei.

Lulu sah ihn lächelnd an und sagte: „Da kommst Du auch einmal an den Rechten. Das ist mir lieb! — So ein bischen Bewunderung thut gut, mein Schöner, nicht wahr?" Indem sie das sagte, blickte sie gedankenvoll auf ihn hin.

„Lulu!" rief Valentin, faßte ihre beiden Hände und blickte das Mädchen unendlich innig an. „Lulu, was könnte ich thun, damit ich Dir recht wäre?" sagte er außer sich.

„Valentin," erwiderte sie, „wie lange wird es dauern, da sind wir fort. Ich bin es wahrhaftig nicht werth, daß Du Dir solche Noth um mich machst. Weshalb hältst Du es nicht wie ich und genießt das Leben, und was es bringt? Du bist so wenig klug." Der gute Mensch hatte sie, während sie sprach, fest angeblickt mit einem Ausdruck, als schaute er seinem eigenen Elend in das Gesicht.

„Lulu," flüsterte er hastig, „Du meinst, daß Du gehen wirst?"

„Nun, was sonst?" sie blickte leicht befangen nieder. „Wie Du nur fragen kannst."

„Da gibt es nichts," fragte er heftig weiter, „was Dich halten könnte, und wenn ich Alles thäte, was in meinen Kräften stände?"

„Laß das!" sagte sie. — „Was könntest Du thun? Denke doch!"

„Ich habe es Dir schon einmal gesagt, wir sind nicht arm," fuhr er erregt fort.

Sie lächelte, wahrscheinlich bei dem Gedanken an das Häuschen auf dem Kannerückchen, und unterbrach ihn, als er eben noch weiter fortfahren wollte. „Thu' mir die Liebe, Valentin, und nimm Dich zusammen. Wenn Du wüßtest, wie unnöthig es ist, was Du sagst, würdest Du hübsch davon schweigen und die kurze Zeit, die wir noch miteinander haben, genießen."

Da leuchtete es in seinem Gesichte wunderbar auf. „Du genießest sie mit mir, wenn wir beisammen sind?" fragte er jubelnd.

„O Du Dummer!" sagte Lulu und faßte seinen Kopf zärtlich zwischen beide Händchen und sagte ernsthaft: „Du sollst vernünftig sein, Valentin. Es war für Dich kein Glück, daß wir uns sahen."

Das sagte sie so leicht hin mit einem kleinen wehmüthigen Anhauche, der ihr wie ein Windchen über die heitere Seele fuhr. „Komm heute gegen Abend wieder und sei hübsch artig."

Da trat die Mutter ein und Valentin machte sich tief gequält schnell davon. Er liebte Lulu mit der ganzen Kraft seiner Natur. Alles, was in ihm unentwickelt und unvollkommen lag, wandelte sich und wurde zur heißen, leidenschaftlichen Liebe. Er verbrachte den ganzen Tag in dumpfem Hinbrüten und wartete nur bis es endlich so weit war, daß er wieder hinüber konnte.

Der Instrumentenmacher war zur Zeit zufrieden mit dem Gesellen, weil dieser seine Arbeit gleichmäßig und ruhig vollbrachte. Wie schon erwähnt, mochte dies auch in bewegten Lebenszeiten stetige Hinarbeiten Valentin's darin seinen Grund haben, daß er nie gewohnt gewesen war mit ganzer Seele bei seinem Tagewerk zu sein.

Dennoch fiel dem Meister bei Tische das Benehmen seines Gesellen auf. Mit der Meisterin hatte er schon darüber gesprochen, und sie waren einig geworden, daß der Bursche einen Kummer haben müsse.

Als Valentin endlich Lulu's Aufforderung, wieder zu kommen, Folge leisten konnte, lebte er auf. Er fand das schöne Kind im Garten. Als sie ihm entgegenkam, durchleuchtete die Abendsonne ihr blondes Haar und Lulu erschien ihm unbeschreiblich schön. Sie gingen mit einander durch den sommerlichen Garten. Zwischen Ahorn und Linden trugen Obstbäume ihre reifende Last. Die Frühäpfel schimmerten schon röthlich in den Zweigen und Alles fühlte sich sicher und warm in der Sommersmitte.

Valentin schlenderte neben der sorglosen Lulu und machte sich keine Gedanken darüber, daß er den Mund noch kaum aufgethan hatte.

„Nun," sagte Lulu, „heute habe ich nachgedacht, daß Du ein recht Verschwiegener bist. Was habe ich Dir nicht Alles erzählt, und Du spielst Dich immer geheimnißvoll auf. Sage mir nur Eins. Wie die geheißen hat, die Dir früher gefiel?"

„Da war Keine!" erwiderte er.

„Nicht?" fragte sie. „Das wird nicht wahr sein."

„Doch! Da war Keine," wiederholte er.

„Das glaube ich nicht," meinte sie.

Valentin sagte nachdenklich: „Eine, die schon lange nicht mehr lebte, als ich von ihr hörte. Die kann man nicht rechnen."

„Sie lebte nicht mehr?" sagte Lulu. „Was meinst Du?"

„Nein! Ich habe nur von ihr erzählen hören."

„Das ist mir etwas Rechtes," unterbrach sie ihn.

„Im Aussehn glich sie Dir," sagte Valentin ernsthaft.

„Mir? Wie so? Ich denke, Du hast sie nicht gesehen?"

„Gesehen nicht, aber sie wird so gewesen sein. Solch Haar und solche Augen, wie Du sie hast, hatte sie auch. Das weiß ich."

„So? — Wie hieß sie?" fragte Lulu.

„Apollonia hieß sie," sagte er.

Da dachte sie, er meinte die Kalenderheilige und war so gar besonders nicht mehr interessirt.

Valentin erzählte nun mit einem eigenthümlichen Ernste, mit dem man eine bedeutungsvolle Erfahrung mittheilt, das, was er von der alten Machlett über die Apollonia gehört hatte. Er erzählte tief erregt, daß selbst Lulu das längst Vergangene der Geschichte während der Erzählung vergaß. Valentin war wieder von den wenigen Zügen, die des Mädchens heiligste Liebe und ihre innigste Hingebung geheimnißvoll andeuteten, im Allerinnersten bewegt. Wunderbar rührte ihn von Neuem die einfache Geschichte, wie Apollonia vor ihrem Kommodchen kniete. Ein Schmerz durchzog ihn, als er bedachte, wie Alles spurlos in das Vergessen hinein verschwinden muß — und er litt bei dieser Empfindung.

Im Erzählen waren sie fast unversehens auf den Platz gekommen, auf dem das Kreuz stand. Sie blieben Beide stehen und blickten darauf hin. „Es ist eine schöne Sache, geliebt zu werden und Jemanden gerne zu haben," sagte Lulu, „und es gibt so viel Gutes, wenn auch ein wenig Kummer darunter ist. Aber man lebt nur ein einziges Mal, und daß sich Manche das Leben so ganz verderben können, daran mag ich nicht denken. Mir gefällt es nicht, daß Du die Apollonia liebst. Ich meine, man hätte das Leben bekommen, um klug damit umzugehen. Mit der Liebe ist es, wie mit der Flamme, achtet man hübsch auf sie, so hat man ein schönes Licht; läßt man sie aber brennen und verzehren, so viel sie will, dann ist das Feuer im Hause. Daß die Liebe vergeht, sieht Einer alle Tage. Wie ein Fest und ein Schauspiel vergeht, so vergeht sie auch. Daß Die, die nicht für einander passen, kein Einsehen haben, möchte ein besonnenes Geschöpf in Aerger bringen. Was hast Du nur mit Deiner Apollonia?" fuhr sie fast komisch auf. „Keine Vernunft hast Du!" sie reckte sich und zauste ihn leicht am Haare. „Könnte man dumme Leute curiren! So ein Traumhans, der ein paar Jahrhunderte zu spät sich in Eine verliebt, die nach einem ganz Anderen, als er ist, ausgeschaut hat, und die mir nicht gefällt, weil sie zu Denen gehört, die durch ihre Unklugheit Schuld daran sind, daß Viele glauben, die Liebe sei unüberwindlich und trage das Leben oder den Tod in sich."

„Du weißt nicht, was Liebe ist, Lulu!" sagte er betroffen.

„Warum nicht?" erwiderte sie. „Nur denke ich Liebe nie allein. Liebe und Leben, denke ich, das ist's. Verstehst Du mich?"

Valentin blickte die hübsche Freundin an, die so sicher und heiter dachte,

und er fühlte herzbeklemmend, was Alles zwischen ihnen läge. Er sah auf. Die Abendsonne schien über die Tannenwipfel und der Platz in seiner ernsten Schönheit machte wieder auf ihn Eindruck. Das Kreuz stand düster und mahnend in seiner Größe vor den dunkeln Bäumen. Lulu's leichtlebige Worte wollten ihm hierher wenig passen; aber weit entfernt war er davon, über die Kleine zu urtheilen. Sie erschien ihm reizend und bewunderungswürdig und er war ganz in ihr befangen.

„Lulu," sagte er, „da wird eine Kleine von mir gehen und gar nicht mehr an mich denken." Seine Stimme klang dumpf, als er das aussprach.

„Nein, nein!" sagte sie begütigend. „Ich werde an Dich denken."

Valentin aber war es, als hörte und spräche er Alles unklar und bedeutungslos. So übte sie durch ihre ausgesprochene Art, die Dinge leicht zu nehmen, nie außer Fassung zu kommen, auf ihn Einfluß. Er wagte in ihrer Nähe nicht seiner Leidenschaft die Worte zu geben, nach denen sie verlangte, sondern milderte fast unbewußt Alles, was ihm das Herz bedrängte. Jetzt hätte er gerne alle Gewalten, die in ihm tobten, freigegeben, sagte aber gelassen: „Schade — schade! Es müßte schön sein, wenn Du mich liebtest!"

„Was wolltest Du mit mir nur anfangen, Valentin?" erwiderte sie darauf. „Glaubst Du, ich hielte es auf dem Kannerückchen in Deinem kleinen Hause aus? Und was würden Deine Leute sagen, wenn Du ihnen so ein Gesindelchen wie mich mitbrächtest?" Das sagte sie so liebenswürdig und freundlich, wie nur sie es thun konnte. „Komm' nun!" bat sie und zog ihn halb dem kleinen Fußpfad wieder zu, blieb aber nach ein paar Schritten wieder stehen und begann abermals: „Von dem Platze hier wird mir der Abschied schwer werden; auf der ganzen Welt kenne ich nichts Lieberes. Mir ist es hier ganz heimathlich zu Muthe geworden, wie sonst nirgends. Am Morgen, wenn Du bei der Arbeit bist, und es bei uns mit den vielen Frauenzimmern aus- und eingeht, da sitze ich hier auf der Bank." Sie berührte mit dem Füßchen eine hölzerne Kiste, die ganz im Grünen versteckt stand und sagte: „Die habe ich mir hergeschleppt, da lerne ich meine Rollen und gucke ins Grüne. Ich habe ein unruhiges Leben gehabt, da kannst Du Dir nicht denken, wie lieb mir der stille Platz ist; und bei uns geht es so darunter und darüber."

Noch nie hatte Valentin sie mit solch einem herzlichen Tone reden hören. Er hatte es an ihr vermißt und war nun ganz bewegt davon.

„Die Mönche haben das Kreuz aufgebaut," fuhr sie fort. „Es muß schön gewesen sein, wie noch vor den dunkeln Tannen der Herrgott da oben hing, schöner als in der Kirche, denke ich. Und die Eibe, das hohe Gras am Steine, darüber der Himmel —. Ich habe oft versucht, wenn ich hier allein saß, mir den Heiland da oben so lebensgroß zu denken, mit der Dornenkrone. Hier der Strahlenkranz hat ihm den Kopf umgeben; wo seine Füße standen, sieht man auch noch, und die Nägel, die durch die Hände gingen, sind fest geblieben."

Valentin blickte auf und vergegenwärtigte es sich, und unverwandt starrte er zu dem Kreuze hinauf.

Da tauchte eine Erinnerung aus seiner Kindheit, leicht wie eine Welle in seinen Gedanken und Gefühlen auf, hob sich und zerfloß. In dem Stübchen

der alten Machlett sah er das Bild des Gekreuzigten, das ihm trotz der Unvollkommenheit einen der ersten großen Eindrücke gebracht hatte. Schon that er den Mund auf, um Lulu davon zu erzählen, da empfand er, als sollte er es lieber lassen; weshalb, war er sich selbst nicht recht klar bewußt.

Lulu unterbrach das Schweigen Valentin's und verrieth durch ihre Worte, daß auch sie sich noch mit der Vorstellung des Gekreuzigten beschäftigt hatte. Sie sagte: „Es ist vielleicht besser so, daß der Christus fort ist. Vielleicht war er so häßlich geschnitzt, wie wir sie oft haben; so mit häßlichen Armen, das Gesicht verzerrt; und er sollte doch schön sein, wie sonst nichts auf der Welt." Jetzt schaute sie Valentin an und sagte nachdenklich: „Wahrhaftig, wenn ich Dich ansehe, Du mußt es mir nicht übel nehmen," sie sah lächelnd zu ihm auf, „da denke ich: Wie schade! Aussehen thust Du, daß der liebe Herrgott ohne sich zu schämen, so auf der Erde hätte umhergehen können, und dabei bist Du ein armer Schelm, von dem kein Mensch ein Aufhebens macht. Kaum daß Du eine pfiffige Antwort geben kannst."

„Da magst Du Recht haben," sagte Valentin.

„Recht oder nicht Recht," fuhr sie fort, „aber es wäre Dir besser, wenn Du so ein gleichgültiges Gesicht hättest, dann würdest Du reputirlicher sein. Da könnten die Leute sagen, der paßt in seinen Rock und seinen Stand, da ist nichts Besseres zu wünschen; und sie würden Dich gebrauchen, wozu sie Dich für gut fänden."

Valentin lächelte schmerzlich, erwiderte aber nichts.

Sie gingen jetzt wieder mit einander aus dem verborgenen Heiligthume.

Nichts hat größere Wirkung, als wenn unvermuthet eine immer heitere Person einmal Ernst zeigt. Valentin war von der Art, mit der Lulu ihm von ihren einsamen Stunden gesprochen hatte, gerührt; und daß das Ergreifendste und Gewaltigste, was die Welt kennt, ihrem Herzen so nahe stand, erstaunte ihn, so daß er von dem Eindrucke ganz befangen war und kaum auf Lulu's närrische Offenheit geachtet hatte.

Sie war heute noch im Theater beschäftigt, und Valentin begleitete sie. Am Ende der Vorstellung sollte das Publicum wieder durch eines jener reizenden Nachspiele, die der Director zu bieten im Stande war, belohnt werden.

Am nächsten Sonntag ging Valentin seinem Versprechen gemäß schon früh am Morgen zu dem neuen Freunde, dem Maler, der sich freute, daß sein schöner Gast Wort gehalten. Wieder hatte Valentin den Eindruck von sonntäglichem Frieden, als er in das kleine, saubere Atelier trat; doch dieses Mal waren die Malergeräthschaften nicht bei Seite geschafft. Die Staffelei stand ins Licht gerückt und Palette, Pinsel und Farben lagen in Ordnung bereit, um benutzt zu werden. Ein Flügel des Fensters stand offen, und aus dem Gärtchen strömte sommerlich der Duft von Reseda und Levkoien herein.

Der alte Maler zauderte nicht lange, ließ Valentin sich zurechtsetzen und machte sich an die Arbeit. Die ganze Situation, der Eifer des Malers, der durch Valentin's Person erregt worden war, lenkten diesen auf eine kurze Zeit von allen quälenden Gedanken ab und er gab sich beschaulicher Ruhe hin.

Der Maler schien an seinem Werke wirklich Freude zu empfinden. Es

mußte ihm auch gut gelingen, denn um seinen Mund spielte ein befriedigtes Lächeln. Nachdem er eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit schweigend gearbeitet hatte, begann er ohne aufzublicken mit eigenthümlich gedämpfter Stimme ein Gespräch mit dem Gaste anzuknüpfen, und dieses brauchte sich nicht lange zu wenden und zu drehen, so hatte Valentin Lulu's Namen ausgesprochen, und nun währte es wieder nicht lange, so war der Alte unterrichtet, wie es um seinen jungen Freund stand.

Nachdem in dem friedlichen Atelier ein paar Stündchen vergangen waren, brachte die Haushälterin des Malers Einiges zur Stärkung herein und deckte auf einem Tisch auf.

Nun setzten sich die Beiden und tafelten; der Alte, ganz erregt von seiner Arbeit, stand während des Essens vom Tische auf, ging im Raume auf und nieder, blieb öfters vor seinem angefangenen Werke stehen und konnte nicht recht zur Ruhe kommen. Dann schaute er wieder Valentin an, nachdem er auf seinen Platz zurückgekehrt und sagte: „Wenn Ihr nur Zeit hättet, Bärlein, da wollten wir etwas Schönes miteinander fertig bringen. Aber nun weiter, daß man zum Wenigsten keine Zeit verliert." — Er richtete Valentin's Kopf, wie er ihm günstig stand, und machte sich an die Arbeit; aber vollkommen schweigsam. Doch schien es, als wäre er nicht recht bei der Sache. Er hielt die Pinsel öfters wie gedankenlos in der Hand, blickte auf Valentin, fuhr sich mit den Fingern auf eine merkwürdige, erregte Weise in das Haar, blickte wieder auf seinen Gast, schüttelte den Kopf und machte zu den Gedanken, die ihn offenbar bewegten, auffällige Gesten, wie sie einem lebhaft denkenden Menschen leicht zur Angewöhnung werden können. Plötzlich trat er vor den jungen Freund: „Ist das ein Kopf!" rief er, nahm sich nicht die Zeit Palette und Pinsel bei Seite zu legen, sondern fuhr Valentin mit den Händen, so gut es ging, in das volle Haar, rückte ihm den Kopf ins Licht, und in seinen Zügen sprach sich die tiefste Bewunderung aus.

Und ehe sich Valentin besinnen konnte, hatte der Alte ihn wieder losgelassen, hatte sich die Hände frei gemacht, sich zu einer Truhe niedergekniet, gekramt und kam mit einer Dornenkrone hastig auf Valentin zu, drückte ihm die Krone aufs Haupt, trat zurück und sagte: „Bei Gott — und wie es sich die Anderen auch denken mögen — das, so ist es das Rechte. Bleibt, bleibt!" rief er Valentin zu, der in Verwirrung sich erheben wollte.

Unverwandt blickte der Maler auf ihn. Dann nahm er Valentin die Krone wieder ab, legte sie auf den Tisch und malte weiter.

Valentin starrte den Alten wie versteinert an.

Dem Maler entging die Bewegung, die sich in Valentin's Zügen ausprägte, nicht, und es machte ihm einen wohlthuenden Eindruck, daß er es mit einem jungen, gläubigen Menschen zu thun habe, der durch den Gedanken, dem Heiland zu gleichen, tief ergriffen sei. Mit Eifer machte er sich wieder an seine Arbeit, während Valentin, der anscheinend ruhig seine Stellung wieder eingenommen hatte, von Unruhe erfüllt war.

„Nun?" fragte der Maler beiläufig. „Wie ich höre, verlassen die Schau-

spieler uns in nächster Zeit? Ihr wißt durch die hübsche Lulu jedenfalls Bestimmtes darüber?"

„Ja, Herr Meister — sie gehen," erwiderte Valentin, und da er vor dieser Frage schon in größte Aufregung gekommen war, sagte er es mit eigenthümlicher Stimme, als müßte er ihre Kraft mit Gewalt zurückhalten. „Für mich hat dann die schönste Zeit vom Leben ein Ende."

„Wie so?" fragte der Maler, der im Eifer über seine Arbeit schon wieder vergessen hatte, daß er, was zwischen Valentin und Lulu vorgegangen, errathen.

Valentin blickte ihn schmerzlich an und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck: „Nun, für mich gibt es dann eine Trennung."

„Nun, nun!" erwiderte der Alte begütigend. „In ein Theaterprinzeßchen hat sich schon mancher Bursche verliebt. Ihr seid noch jung und meint das ganze Leben liefe auf die Liebe hinaus, und mit dem Glück und Elend, was sie bringt, damit sei das Lebensräthsel gelöst. Da weiß es so ein alter Mann, wie ich, besser." Der Maler nickte kaum merklich gedankenvoll mit dem Kopfe, verwandte aber, während er sprach, keinen Blick von der Arbeit. „Wenn die Jahre," fuhr er fort, „uns immer weiter von der Jugend abbringen, da lassen wir die Liebe wie ein schönes Gärtchen, das uns einst die Welt dünkte, weil wir nicht über den Zaun sehen konnten, hinter uns. Und wenn wir auf der weiten Strecke, die wir durchwandern müssen, Umschau halten, da sehen wir das hübsche Blüthengärtchen ganz entfernt und von uns längst verlassen liegen und darum her die große, weite Ebene, so daß wir erstaunen, wie klein doch das schöne Fleckchen ist."

Valentin blickte, während der Meister sprach, auf die Dornenkrone, welche vor ihm auf dem Tische lag. Die Worte des Alten erschienen ihm armselig, und innerlich empörten sie ihn. Was ihm als das Furchtbarste erschien, daß die gewaltigste, lebenserschütterndste Leidenschaft zwecklos, ohne Glück oder Tod gebracht zu haben, wieder verrinnen könne, bestätigte der Alte; und diese Bestätigung rief Valentin's Stolz wach, der der jugendlichen Natur zu ihrem Rechte zu verhelfen bestrebt war. Im Innersten fühlte er, daß nur dann etwas Versöhnendes in seiner hoffnungslosen Liebe liegen könne, wenn er zu thun fände, was ihr an Kraft gleich stände. Da sah er nichts als den Tod, — das Ende.

Als Valentin später ins Freie trat und die ehrbaren, sonntäglich geputzten Leute an ihm vorübergingen, schien es ihm, als führten sie ein friedfertig ruhiges Leben, als wäre ihre Zeit vom Alltäglichsten so fest ausgefüllt, daß für Absonderliches, Außergewöhnliches durchaus kein Platz bei ihnen zu finden sein würde. Und wie er zu Lulu die Straßen mit hastigen Schritten entlang ging, dachte er: „Wenn die Leute mich so durch und durch schauen könnten, da würden sie auf dem Fußsteig mir wohl gut ausweichen."

In der Nacht, die auf diesen Sonntag-Abend folgte, stand Valentin ruhelos an seinem Kammerfenster und sah in den Mondschein hinaus, der Alles mit seinem schimmernden Lichte übergossen hatte. Der schön geschmückte Hof erschien ihm einsam und verlassen und machte einen wehmüthigen Eindruck. — Das empfand er so zwischendurch in seiner Sehnsucht. — Trotzdem er Lulu kaum vor ein paar Stunden gesehn, war die Qual, die jede Trennung von ihr mit

sich brachte, wieder bei ihm eingezogen. Das zwischen ihm und ihr so vieles Mauerwerk, der Garten und der Mondschein lag, schien ihm unerträglich, als er es sich vergegenwärtigte, und der Wunsch erfaßte ihn, ihr näher zu sein. Da öffnete er das Fenster, schwang sich hinaus und schlich vorsichtig im Schatten hin durch die angelehnte Pforte, die nach dem Garten führte. Dort strich er den Weg entlang mit klopfendem Herzen. — Alles schien tief still, und der Mond schimmerte lockend durch die Zweige. Da konnte er nicht widerstehen, schwang sich über den Zaun und stand nun tief bewegt auf dem geliebten Boden. Jetzt war er ihr nahe, das empfand er, und ein süßer Friede, wie die Erfüllung eines Wunsches ihn mit sich bringt, berührte ihn.

Ueber die thauigen Grasplätze, die feuchten Wege ging er um die geheimnißvolle Stunde dem Hause zu. Es war alles dunkel. Die ernsten Fensterreihen glänzten silbern im vollen Mondlicht, das auf ihnen lag. Vor den verhangenen Scheiben, hinter denen Lulu schlief, lehnten zwei Kränze, die im Nachtthau sich erfrischen sollten. Valentin hatte, als er Lulu vom Theater nach Hause brachte, diese Kränze, die ihr Liebreiz ihr eingebracht hatte, getragen. Jetzt sah er darauf hin, als auf das Einzige, was ihm von ihr verkündete.

Fast stieg etwas wie Unmuth in ihm auf, als er bedachte, wie friedlich die Kleine jetzt schlummerte, während er, gequält von dem Glücke ihr nahe zu sein und von der Todesangst sie zu verlieren, in der Nacht umherstreifte. Während dieses Gefühl in ihm aufstieg, konnte er für einen Augenblick die Wandlung seines Wesens, die in letzter Zeit mit ihm vorgegangen war, überblicken, und er entsetzte sich davor. In keiner Faser gehörte er mehr sich selbst, hilflos mußte er über sich ergehen lassen, was die Mächte über ihn beschlossen. Und bis jetzt hatte er ein sehr ruhiges Leben geführt, in dem er sich selbst als sein eigenes, unbestrittenes Eigenthum anzusehen gewohnt war.

Wunderbarer Weise gedachte er in diesem Augenblicke der Tage in Nürnberg, in denen sein Hang, in Vergangenes sich zu versetzen, ihn zu fast ähnlichen, wenn auch unendlich schwächeren Empfindungen, wie sie ihn jetzt aufrieben, getrieben hatte. Dort in Nürnberg, so schien es ihm, hatten die Gefühle, denen er sich hingab, zum ersten Male ihn überwältigt, so daß er sich ihnen widerstandslos überlassen mußte. Zum ersten Male hatte damals eine Leidenschaft an ihm gezehrt. Er hatte in der alten schicksalsreichen Stadt seiner Anlage nach so empfinden müssen, wie er empfunden. Dieses war durch die äußeren Umstände von seiner Natur verlangt worden, und zwar rückhaltslos. Jede Schwäche, jede Unvollkommenheit hatte herhalten müssen.

So ging es ihm auch jetzt wieder, nur unsagbar mächtiger gebot das Leben, sich ganz hinnehmen zu lassen. Und während in seinem Kopfe solche Erkenntniß aufleuchtete, empfand er seinen Zustand mit Angst und fast mit Empörung seine Hilflosigkeit, die enge, unentfliehbare Verkettung seiner Person mit einer überschwänglichen Leidenschaft.

Nur einen Augenblick aber sah er die Fesseln und das Unentrinnbare, in das er sich begeben hatte, mit Schrecken; gleich darauf überkam ihn wieder Blindheit, die das eben Geschaute einem Traum gleich vergessen machte. Und

wie im Taumel starrte und träumte er weiter, sog in Gedanken an Lulu's Nähe Leben ein, um sich weiter peinigen und beglücken zu lassen.

Sachte schlich er an ihr Fenster, brach von einem der Kränze ein paar Blüthen und drückte seine glühenden Lippen auf die frischen Blätter. Darauf ging der arme Gefangene gesenkten Hauptes wieder durch das feuchte Gras den Garten entlang, und schlug den schmalen Pfad ein, der durch das thauige Gebüsch nach jenem ernsten Platze führte.

Da stand er und sah den Mondschein auf den Tannen und dem Kreuze liegen. Hier war tiefste, abgeschiedenste Ruhe. Valentin warf sich vor der hölzernen Kiste, die Lulu ihr Lieblingsplätzchen genannt hatte, nieder und preßte die Stirne darauf. Er schloß die Augen, um sich die Stimme der Kleinen und jedes Wort, das sie hier gesprochen, zu vergegenwärtigen. — Wie herzlich und rührend klang es ihm hier noch nach!

Es war das erste Mal gewesen, daß Lulu ihm eine ernste Regung ihres Herzens verrathen hatte. Das erstaunte und beglückte ihn jetzt wieder von Neuem.

„Sie hat ein gutes Gemüth," flüsterte er leise vor sich hin und strich mit der Hand schmeichelnd über den Grasboden, den ihre Füßchen betreten hatten. Jetzt öffnete er die Augen, hob den Kopf und blickte auf das mächtige, mondbestrahlte Kreuz und ihm war, als sähe er mit Lulu's Augen, so sehr vergegenwärtigte er sich, daß sie oft und lange da aufgeblickt habe. Unverwandt starrte er hin, das Kreuz schien nach der heiligen Last zu verlangen. Tief durchschauerte ihn dieser Gedanke und kaum begriff er, wie Lulu's leichtlebiges Seelchen solch' eine große Vorstellung in sich tragen konnte. Er war von der Idee, die Gestalt des Heilands jetzt, hier am Kreuze zu sehn, auf das Tiefste erschüttert und beklommen.

Sie hatte ruhig und einfach den Gedanken ausgesprochen, und wunderbarer Weise fuhr es Valentin durch den Kopf, daß dies der einzige Wunsch gewesen war, den er je von Lulu's Lippen gehört, wie es auch das einzige Mal war, daß sie aus dem Herzen heraus ihm gegenüber gesprochen hatte. Nicht um einen Schritt war er, von ihrer ersten Begegnung an, ihr näher gekommen. Die Form, die sie für ihre Gefühle gewählt, hätte ebenso gut einen Reichthum von Liebe umschließen können, wie sie auch ein leichtsinniges Herz verborgen halten konnte.

Da überkam ihn eine wilde Traurigkeit, daß sie ihm so fremd geblieben, und mit einem Male wußte er klar, daß sie von ihm gehen würde, daß nichts sie bei ihm zurückhielte. — Nichts! Diese Gefühle überströmten ihn zum Ersticken. Er sprang auf, stöhnte tief und breitete beide Arme weit aus und stand so dem Kreuze gegenüber.

Als er das gewahrte, fuhr ihm ein Schauer, eine seltsame Vorstellung durch die Glieder. Ohne wagen zu können, sich zu rühren, blieb er stehen, heftig fing sein Herz zu schlagen an und er starrte wie gebannt auf das mächtige, ihm düster drohende Kreuz. Da ließ er endlich seine Arme niedersinken, konnte sich aber zu keiner anderen Bewegung entschließen. Als hätte der Blitz ihn getroffen, stand er von einem Gedanken berührt, der plötzlich fast unvermittelt über ihn hergefallen war, und unter dessen Gewalt er körperlich erzitterte. — Es dauerte

eine Weile, ehe er sich einigermaßen fassen konnte. Angestrengt suchte er nach etwas, das ihn vor dem Ueberfall seiner schrankenlosen Phantasie sichern konnte, aber während dem war er nicht im Stande von dem Kreuze einen Blick zu wenden; gewaltig zog es ihn an.

Da sah er mit einem Male, als erwachte in seinem Hirn etwas längst Vergessenes, den heimlichen Waldsee vor sich, in dem seine Gestalt mit Wolken und hellgrünenden Buchen sich schön vereinigt spiegelte; und er erschrak. Denn mit einem einzigen Ueberblick stand ihm das vergangene Streben, seiner Person höheren Werth zu verleihen, vor der Seele. Von da an, als er durch die eigene Schönheit beglückt mit dem wunderbaren Musikanten zusammentraf, bei dessen Künstlerthum, im Anhören der guten Leistungen die Sehnsucht nach einer geistigen Gabe und Würde sich in Valentin geregt, bis zu dem kläglichen Ende, das sein nutzloses, armseliges Streben genommen hatte, durchlebte er Alles wieder. Aber diese Bilder waren nicht im Stande, den einen plötzlich über ihn hereingebrochenen Gedanken zu verscheuchen. Sie tauchten in ihm unter, und nur der Schmerz blieb Valentin davon zurück, daß er nichts erreichen konnte, was ihm den hohen Werth verliehen hätte, den er einst innig für sich ersehnte, und daß er nie und nimmer das nach Reichthum und Glanz strebende Geschöpf an sich zu fesseln vermöge, mit all seiner übermächtigen Liebe nicht. —

Wie er sich endlich mit Gewalt von dem Platze losriß, schien etwas Besänftigendes über ihn gekommen zu sein. So trieb er sich lange im Garten umher, oft an den Fenstern der schlafenden Lulu vorüber, zu dem er in tiefster Versunkenheit aufzublicken vergaß.

Abgemattet und innerlich gequält ging er endlich, als der Morgen schon dämmerte, den Weg zu seiner Kammer zurück. Schlaf fand er nicht, und wie es an demselben Morgen in der Werkstatt um ihn stand, läßt sich denken. — Die nächsten Tage, welche auf die erregte Nacht folgten, waren wunderbarster Art.

Als er Lulu wiedersah, hatte er das Gefühl, als müßte er vor ihr etwas verbergen, und ihm war es, als müßte sie ihm die Qual der vergangenen Nacht an der Stirne lesen. Lulu erschien heiter, sorglos und muthwillig wie immer.

Valentin, dem das ganze Bewußtsein seiner Leidenschaft zu Theil geworden, blickte dadurch belastet und gefesselt, schwerleidend zu dem freien Geschöpfe auf, und da über Nacht eine Wandlung mit seinen Gefühlen vorgegangen war, erschien ihm Lulu fremd und ihm unendlich fernstehend, so daß er sie gleichsam zum ersten Male wiederzusehen glaubte und den vollen, wieder neuen Eindruck ihres Liebreizes hatte; und zwar empfand er ihn auf eine ungewohnte, erhöhtere Weise als früher, nämlich tief poetisch, denn Poesie ist ein Beiseiteschieben des gewohnheitsmäßigen Schauens, ein momentanes sich in die Lage Versetzen, in der man mit Bewußtsein und Kraft eine uns vertraute Erscheinung zum ersten Male voll genießt. Menschen, deren innerstes Wesen nach Schönheit strebt, geschieht es, daß Leidenschaft ihnen, wenn sie in das Uebermäßige wächst, von Poesie verklärt, doch nicht gesänftigt wird. Die aber gerade sind es, die zu nicht zu sühnenden Verbrechen gegen Sitte und Gesetz und zu tiefsten Leiden getrieben werden.

Die Beiden saßen, gar verschiedenartig empfindend, bei einander. Lulu sprach scheinbar absichtlich oft von ihrem baldigen Abschiede aus dem Städtchen,

und Valentin hörte ihr jedes Mal ohne Erwiderung zu; ihn erstarrte dieser Gedanke. Und da er so große Ruhe, die nicht ahnen ließ, was sie umschloß, bei Lulu's Andeutungen an den Tag legte, war dies der kleinen Person nicht recht, weil sie hinter Valentin's Benehmen ihrem Ermessen nach Etwas vermuthete, als ob er sich in das Unvermeidliche finde. Sie ließ daher nicht nach, das Feuer höher aufzuschüren, nicht mit der Absicht ihn zu schädigen, sondern nur von Unruhe, Neugier und Eitelkeit getrieben, zu erfahren, wie es wohl um ihn stehen möge. Feierabends kam er nach wie vor in die Bügelstube, oder holte Lulu aus dem Theater ab. An dem Sonnabend, am Ende der für Valentin schwer zu ertragenden Woche, saß er schweigend und bedrückt auf seinem gewohnten Platze. Die alte Ambrosius bügelte noch im vollsten Eifer, ließ bei Gelegenheit, um ihren Stahl zu prüfen, den angefeuchteten Finger das heiße Eisen berühren, daß es kurz aufzischte, und strich dann unaufhaltsam weiter.

Lulu war aufgestanden und an das Fenster getreten, blickte gedankenlos in das Dunkel und sang vor sich hin. — Valentin sah unverwandt schmerzlich auf sie, mit dem Gefühle, als ströme jedes Glück und jedes Elend von ihr aus. Er schloß die Augen, da empfand er, wie in seine Stirn, in den innersten Nerv, Lulu's süßes Bild gedrungen war. An das Gefühl, sie halten zu können, glaubte er nicht mehr, bei ihrem Anblick lag nur die Voraussicht, von ihr getrennt zu werden, lähmend auf ihm, verstärkte aber den Eindruck ihrer Reize und den heißen Wunsch um ein Beträchtliches, etwas zu thun, das der Kraft seiner Liebe gleich käme. — Etwas mußte geschehen; unmöglich konnte die Liebe, die ihm als Zweck und Ziel seines Daseins erschien, als Erfüllung jeder Hoffnung, wieder verschwinden ohne etwas Bedeutungsvolles ausgerichtet zu haben. Daß dieses dennoch geschehen könnte, schien ihm unerträglich zu fassen, und das Grauen, welches ihn bei dieser Möglichkeit überschlich, war tief erregend. Solch eine Lebensgewalt sich ziellos zu denken, zu denken, daß sie nur da sei, um zu erwachen, wie ein Sturm zu wüthen und wieder in der Alltäglichkeit zu vergehen, das konnte und durfte nicht sein. — Von ihr den Untergang erwarten, war Befriedigung gegen dies zwecklose Austoben mächtiger Kräfte.

Verzweifelte Gedanken bewegten den armen Burschen, der schweigsam und von beiden Frauen kaum beachtet in dem Zimmer saß, und tief empfand, daß er nie verstanden werden konnte. Solch ein Gefühl ist schicksalsvoll für einen Menschen, in dem etwas Ungewöhnliches sich gestalten will; dann erst ist er schrankenlos seinem Verlangen hingegeben, wenn er sich bewußt geworden ist, daß er durch das, was in ihm vorgeht, von seinen Mitmenschen abgesondert, daß ein Mittheilen für ihn unmöglich geworden ist.

Für Valentin begann von dieser Zeit an ein merkwürdiges Stück Leben. Mit Ruhe sah er in jenen Tagen den Abschied näher und näher rücken. Diese Ruhe hatte ihren Grund nicht in einer Verminderung der Leidenschaft für das Mädchen, auch nicht in einer fassungsvollen Unterwerfung, sondern in einer gewissen Harmonie, die er zwischen dem Schicksal und seiner Kraft hergestellt hatte, in der Idee, etwas zu thun, das gleichsam den Grenzstein seiner Leidenschaft setzen konnte, sagen zu können: „Das ist es, was ich aus mächtigster Liebe that.“ —

Er ging damals oft zu dem Maler, doch nie ohne Erregung und Spannung.

Mit Herzklopfen that er bei diesem hin und wieder Fragen, deren Beantwortung ihm am Herzen lag. Ohne daß der Alte eine Ahnung davon hatte, bewegte sich in Valentin das Wunderlichste, was je in einem jungen, leidenschaftlichen Kopfe entstanden war.

Wenige Tage vor der Abreise der Schauspieler traf Valentin, als er in die schon dämmerige Bügelstube trat, Lulu, welche allein am Ofen saß.

Sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Nun geht es von hier; ich möchte es wäre schon vorüber. Mir ist so ein Abbrechen, die Unruhe und alles das, was man fühlt, wenn man auf Nimmerwiedersehen von einem Orte geht, der Einem gewohnt geworden ist, recht zuwider." Valentin erwiderte nichts. Er hätte auf der Welt nicht gewußt, was da noch zu sagen wäre.

„Wollen wir mit einander in den Garten gehen?" fragte sie. „Ich war heute den ganzen Tag nicht draußen."

„Ja," sagte Valentin schwer bedrückt.

Sie gingen Beide schweigend neben einander her. Lulu hing ihren Gedanken nach und bemerkte Valentin's Schweigsamkeit nicht. Der aber war heute gekommen, um eine Bitte, die ihm nicht über die Lippen wollte, an sie zu wagen.

Endlich brach Lulu die Stille und sagte mit ihrer heitern, klaren Stimme: „Das ist zu trübselig, Valentin; wozu das Leben sich verbittern."

Sie schaute sich um und hing sich fast schmeichelnd an seinen Arm. „Valentin, nicht wahr, Du nimmst Dir den Abschied nicht so sehr zu Herzen? Mir sollte das sehr leid thun. Valentin, Du bist gut?"

Da wußte er nicht zu hindern, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er blickte Lulu an ohne zu antworten und konnte sich zum Sprechen nicht entschließen. Er führte sie nach ihrem schönen Lieblingsplatz. Der war zu jeder Tageszeit ein ernster, weihevoller Aufenthalt, der in seiner großartigen Einfachheit immer eindrucksvoll blieb. „Mein lieber Platz!" sagte Lulu innig und ließ sich auf ihr hölzernes Kistchen nieder, das vor dem steinernen Sockel des mächtigen Kreuzes stand. „Wer mag die hierher gesetzt haben?" fragte sie.

„Ich!" sagte Valentin. „Das war ich."

Lulu achtete kaum auf ihn; eine kleine, wehmuthsvolle Abschiedsstimmung hatte sie überkommen, an der sie zaghaft naschte, wie ein verwöhntes Kind es an einer unbekannten, wenig vertrauenerweckenden Speise thut.

Valentin stand mit klopfendem Herzen und im Kampfe mit sich selbst, endlich sich den Muth zum Reden abzuringen, vor ihr. Doch wollte es noch nicht zum Siege kommen.

„Wenn ich einmal reich bin," sagte Lulu, „dann soll ein Meister hier für mein Kreuz mir einen Christus zu Stande bringen, so schön, wie sie noch keinen gesehen haben. Und dann komme ich wieder einmal hierher. Es ist doch ein Trost, wenn man nicht für immer Abschied nimmt."

„Lulu!" rief Valentin und sank wie überwältigt vor ihr hin: „Ich liebe Dich, wie Dich nie ein Mensch wieder lieben wird."

Da erwiderte sie nichts, suchte aber nach etwas, um sich und ihn schnell vergessen zu machen, was er gesagt hatte. Doch wußte sie kaum, was sie sprach und flüsterte: „Du, weißt Du noch, wie Du mir die Geschichte von der Apol-

lonia erzähltest?" Die gefiel mir nicht. Mich ängstigt es, daß es welche gibt, denen die Liebe zum Elend und Unglück wird. Valentin sei klug; die Liebe ist es wahrhaftig nicht werth, daß man sich ihretwegen zu Grunde richtet. Nimm Dich zusammen! Wenn Du es willst, schreibe ich Dir einmal, und vielleicht sehen wir uns auch wieder. — Wer weiß das?"

So suchte das kleine, etwas pedantische Herzchen den armen, gequälten Burschen auf ihre Weise zu trösten. Daß ihr eigenes Glück bei diesem Handel die Hauptsache bildete, daran, wie begreiflich, zweifelte sie keinen Augenblick. — Sie stand auf und hing sich wieder an Valentin's Arm, als wäre nichts geschehen.

„Lulu," sagte Valentin, „ich werde Dich nicht wieder quälen, verzeihe mir. Ich weiß nun zur Genüge, wie es um mich und Dich steht, und wenn Du gehst, sollst Du eine Klage von mir nicht hören. Das glaube mir." — Hier stockte er und blickte zu Boden. „Aber ich denke, Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, — und wenn ich Dich etwas bitte" — er stockte wieder, das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, „dann wirst Du es nicht abschlagen. Komme heute noch einmal hierher, ein einziges Mal thue es!"

„Weshalb?" fragte Lulu ruhig.

„Weil ich möchte," erwiderte er erregt, „daß Du einmal etwas thätest, was Du meinetwegen thust. Nur auf einen Augenblick komme," bat er innigst.

„Du bist ein närrischer Mensch. Was hast Du davon, wenn ich komme? Sehen wir uns nicht täglich, und kommst Du nicht, so oft Du nur willst?" Das sagte die Kleine ernsthaft.

„Ja," erwiderte Valentin; „aber ich bitte Dich doch."

Er war, während er sprach, auffällig bleich geworden. „Sage mir," fragte er heftig, „ob Du willst oder ob Du nicht willst? Aber quäle mich nicht."

Lulu sah ihn an und etwas wie Mitleid um den Thoren, der seiner Gefühle so wenig Herr war, wie es ihr schien, überschlich sie. Zu keinem Menschen außer zu ihrer Mutter hatte sie je solches Vertrauen empfunden, wie zu dem guten, schönen Freunde, und sie sagte: „Ja, wenn Du nicht anders willst, dann komme ich; aber wann?" „Heut Nacht. Um elf Uhr," sagte er. „Mit dem ersten Schlage, wenn es an der ersten Uhr schlägt, dann mußt Du hier gerade auf dem kleinen Weg sein und dann kommst Du."

Lulu blickte nachdenklich vor sich hin. „Etwas unbequem ist das," sagte sie lächelnd, „da muß ich zu dem Fenster hinaus, denn durch das Haus komme ich so spät nicht mehr."

„Wir stellen einen Stuhl davor," sagte Valentin beruhigend.

„Ja, das glaube ich," lachte sie, „versucht hab' ich es schon öfters; aber es wird sehr dunkel sein."

„Nein," sagte er, „wir haben Mondschein. Gerade um elf Uhr, da ist es so hell, wie es nur sein kann."

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte sie.

„Komme ja!" bat er mit einem Ausdruck, der ihr in die Seele dringen mußte. „Aber ich bitte Dich, komme mit dem Schlage elf, sonst gar nicht. — Nein, dann komme sicher nicht."

„So, — dann nicht, Du Eigensinn? — Du sollst sehen, daß ich komme.

Glaube nur, für mich ist die Heldenthat, einmal Nachts durch den Garten zu gehen, nicht so groß, wie Du es Dir vorstellst. Ich habe es schon manchmal gethan. Wenn ich an meinem Fenster vor dem Schlafengehen stand, da hat es mich hinausgelockt."

„Lulu, ich danke Dir," sagte er und gab ihr die Hand. „Hättest Du nicht kommen wollen, —" er blickte wie träumend starr vor sich hin und sprach nicht aus. „Lebe wohl! Rufe, wenn Du auf dem schmalen Weg gehst, ich höre Dich dann."

Sie versprach es, und Valentin nahm von ihr Abschied, wendete sich noch einmal um und flüsterte heftig: „Du kommst! Du kommst, Lulu!"

„Ja, ich komme, Du kannst mir glauben," sagte sie fast treuherzig und fügte nach einem Weilchen hinzu: „Du warst nie anders, als gut mit mir." Sie streckte ihm noch einmal das Händchen entgegen, das er innig drückte, dann verließ er sie. Das aber ist das letzte Mal gewesen, daß sie im gewohnten, wenn auch von Beiden sehr verschieden empfundenen Glücke bei einander gestanden haben. Die leichtlebige Kleine hatte in der Begegnung mit dem sanften, schönen Menschen eine Befriedigung gespürt, er war ihr sympathisch gewesen, nichts an ihm hatte ihr bewußt Mißfallen erregt; nicht das Geringste. Zum eigentlichen Nachdenken über ihn und seine Beziehung zu ihr war sie nicht gekommen; wie man eine zufällige Annehmlichkeit entgegennimmt, so ließ sie sich seine Güte und Bewunderung gefallen. Er aber hatte, seit er die schöne Lulu kannte, erfahren, daß die Liebe eine todbringende Macht sein könne; daß, je nachdem die Würfel fallen, sie Alles zu geben und Alles zu nehmen im Stande sei. Und ihm war, nachdem er das erkannt, als müsse man ihr wie ein unschuldig Angeklagter, der auf seinen Richterspruch harrt, entgegensehn. Er liebte mit der Kraft, die der Liebe ihren tiefsten Zauber, ihre unerbittlichste Gewalt, ihre Seligkeit und ihr schwerstes Leid verliehen hat.

Die Frau Ambrosius war längst in ihrer Bügelstube zur Ruhe gegangen. Das Licht war gelöscht und sie schlief ihren gesunden, festen Schlaf. Da stand ihr leichtsinniges Töchterchen noch an dem offenen Fenster ihrer Kammer. Sie hatte die Thüre, welche sie von der Mutter trennte, leise verriegelt und schaute in den hellen Mondschein, der über dem einsamen, schweigenden Garten lag, hinaus. Mit einem dünnen, dunkeln Tuch hatte sie Kopf und Schultern bedeckt, sodaß nur das rosige Gesicht und ein paar muntere Löckchen hervorschauten. Unbeweglich lehnte sie am Fenster und lauschte. Es war eine warme, schöne Sommernacht, und sie genoß sie ganz behaglich; nur ein wenig Unruhe ließ ihr das Herzchen schneller schlagen. Sie blickte zum Himmel empor, da sah sie den Mond in blendender Klarheit seine freie Bahn ziehen. Einsam und geheimnißvoll schwebte er in dem gewaltigen Raume, der das silberne, kalte Licht des mächtigen Gestirns in sich auffog. Wie gebannt blickte Lulu in die schimmernde, Alles durchrinnende Luft. — Nichts regte sich. — Ein Heimchen begann zu zirpen und erfüllte scheinbar mit seinen feinen, durchdringenden Tönen die ganze Weite.

Da schlug es durch die stille Nacht an der ersten Uhr und verkündete der Lauschenden, daß sie in der kommenden Viertelstunde ihr Versprechen zu lösen habe. — Da klopfte ihr das Herz, — und wieder schlug es an einer Uhr, —

und noch an einer. Dann war Alles still, wie vorher; — todtenstill. Das Plätschern eines Brunnens, das sie noch nie vernommen zu haben glaubte, tauchte aus der schweigenden Nacht auf gleich einem Gedanken, der mit einem Male uns bewußt aus der Erinnerung aufzusteigen scheint.

Nun wartete sie noch eine Weile (jeder Augenblick schlich ihr langsam dahin), dann schlüpfte sie geschickt wie ein Kätzchen zum Fenster hinaus und schlich vorsichtig am Buschwerk hin. Die ganz vom Licht überschimmerten Bäume warfen dunkele, festbegrenzte Schatten, und der Boden war von dem hellsten Mondschein, der neben sanftester Dunkelheit doppelt grell erschien, wunderbar belebt. Der vom Thau tropfende Grasrand streifte ihr das Kleid, so daß sie es enge um sich zog. Sie erschrak, — es huschte etwas über den Weg. — Das mochte ein Mäuschen sein. — „Was sonst?" dachte Lulu, aber das Herz klopfte ihr mit einem Male, als sollte es zerspringen. Sie blieb stehen. — Die tiefe Einsamkeit bedrückte sie. Alles glänzte, schimmerte und leuchtete in unheimlichem Lichte. Ganz entfernt bellte ein Hund; — aber wie entfernt! Nur wenn sie achtsam lauschte, hörte sie es hin und wieder. — Und mit diesem ganz wesenlos, aus unbestimmter Weite drangen Geräusche bis zu ihr, unzusammenhängend, fremd. Ob sie wirklich etwas vernahm, oder ob der eigene Athem sie getäuscht, konnte sie in ihrer Verwirrung nicht unterscheiden.

Jetzt stand sie an dem kleinen Pfad und wartete auf den vollen Schlag der Uhr. Fest hüllte sie sich in ihr Tuch und hielt es mit einer Hand auf der Brust zusammen, da fühlte sie, wie sich das Herz in ihr ängstigte. Noch nie hatte sie auf das Wesen der Nacht so geachtet wie heute. Sie erschien ihr von allem Leben verlassen zu sein, und es graute ihr, als sie überlegte, wie tief vereinsamt und unbekannt diese Stunden ewig gewesen sind und sein werden, solange die Welt steht. Da schlug die Uhr. Lulu fuhr zusammen und bog zaghaft in den schmalen Weg ein. Jeden Schritt, den sie that, hätte sie zurückhalten mögen, so sehr erschrak sie bei dem Geräusch, das sie verursachte. Ein Zweig, der ihr unter den Füßen brach, schien die grenzenlose Stille zu entweihen.

„Valentin!" rief sie. Nicht weil er sie bei dem Abschied gebeten hatte zu rufen, sondern weil es sie gewaltsam dazu drängte. Es war ihr, als hätte sie, ohne zu rufen, ersticken müssen. — Sie blieb stehen und horchte. — Keine Antwort. „Valentin!" rief sie noch einmal; — aber nichts regte sich. Da schöpfte sie tief Athem und schlich weiter. Jetzt thaten die Büsche sich auseinander, das volle Mondlicht glänzte ihr entgegen, scheu blickte sie noch einmal neben sich in das Dunkel hinein, hob dann wieder die Augen und — das Herz blieb ihr stehen, eisig durchrann es sie. Sie wollte aufschreien, aber die Kraft versagte ihr. Vor ihr, auf dem Kreuze erhöht, leuchtete übersinnlich im Mondschein das Bild des Gekreuzigten mit der Dornenkrone. Die Arme weit ausgebreitet, das Haupt zur Seite geneigt und den Blick zum Himmel gerichtet, gewaltig schön, wie je ein Mensch auf Erden den Gekreuzigten im Geiste hätte schauen können.

Unglaublich war, was sie sah, zu unerhört, um es zu fassen, doch durch die Schönheit, die das Bild ausstrahlte, himmlisch gemildert. Wie gebannt blickte sie darauf hin. Das Erstarren schwand ihr aus den Gliedern, noch wogte jedes Gefühl in ihr und sie zitterte, von der Gewalt des Schreckens fast verlassen. —

Das Uebersinnliche der Erscheinung durchbebte sie, und etwas wie Anbetung, wie ein Vergehen in dem Anblick durchdrang sie. Lulu preßte die Hände fest an die Brust und starrte auf das ihr einst bekannte und nun unendlich weit entrückte Haupt, das unnahbar, geisterhaft über sie hinwegschaute.

Und es war ihr, als läge auf den übermenschlich schönen Zügen, deren Schönheit sie bis dahin nicht entfernt geahnt hatte, solch tiefes Leiden, daß ihr davor graute. Ein leichter Windhauch fuhr über die dunkeln Tannen, die hinter dem Kreuze, das seine geisterhafte Last trug, in die Höhe starrten. Und bei dem leichten Hauch bewegte sich das Haar, das unter der Dornenkrone dunkel hervorquoll, kaum merklich, und auch das weiße Tuch des Gekreuzigten wehte leicht im Winde.

Da durchfuhr es Lulu mit neuem Schrecken. Sie warf noch einen langen Blick auf das Bild, unbewußt, wie um dessen Schönheit und Gewalt tief noch zu erfassen, seufzte schwer auf und trat, die Hände noch immer fest über der Brust zusammengepreßt, unsicher und zitternd wieder in den dunkeln Pfad zurück. Sie ging nicht schnell, das hätte sie nicht gekonnt. Jedes Gefühl in ihr war auf das Aeußerste angespannt. Sie hatte in dem heiteren Seelchen nicht Kraft genug, zu fassen, was sie gesehen und ging in schwerer Dumpfheit durch den mondbeschienenen Garten. Seit sie die Erscheinung nicht mehr vor Augen hatte, wuchs in ihr das befremdliche Grauenhafte über jede andere Empfindung. Nicht zurück, nicht nach den Seiten wagte sie zu blicken. Mit niedergeschlagenen Augen, so daß sie nur bei jedem Schritte von dem nächtlichen Garten einen feucht glänzenden Streifen Weg und Wiese schimmern sah, ging sie langsam vorwärts. Dem Hause schien sie nicht näher kommen zu können, so dehnte sich der nebelhafte, durchleuchtete Raum, der sie von ihrem sichern Kämmerchen trennte, vor ihr aus. Von der Gewalt des Erlebnisses war sie ganz niedergebeugt, wie ein erschrecktes Vögelchen in sich zusammengeduckt, und wußte nicht, was sie mit sich selbst beginnen sollte.

Das heitere, leichtsinnige Geschöpf, das die Gewalt, das Verzehrende und den Ernst der Liebe nicht anerkennen wollte, war nun mit einem Male ganz davon geängstigt und überwältigt. Sie entsetzte sich davor. Die Liebe erschien ihr wie ein drohendes Unheil. Da sie selbst nicht im Stande war, leidenschaftlich über alles Hindernde hinausstrebend zu lieben, war ihr die Gewalt, die sie in einem anderen Herzen erregt hatte, doppelt fremd und erschreckend. Und ähnlich, wie der Gedanke an den Tod sie mit Grauen erfüllte, so erschütterte sie die Vorstellung der Leidenschaft, die sich ihr übermächtig offenbart hatte.

Da gedachte sie des Abends, als Valentin ihr die Geschichte der Apollonia mit der ganzen Kraft seiner eigenen Empfindung erzählt, und wie sie fast widerwillig zugehört und an der Erzählung keinen Gefallen hatte finden können.

Endlich war sie vor ihrem Fenster angelangt, blieb aber lange regungslos, ohne daß sie wagte einzuschlüpfen. Immer von Neuem durchschauerte sie die fremdartige Gewalt der Erscheinung.

Als sie in ihrer Kammer angstvoll und bewegt stand, das Fenster geschlossen und den Vorhang fest zugezogen hatte, da fühlte sie sich etwas gesichert und von dem, was ihr draußen in der Nacht erschienen war, getrennt.

Sie zündete ein Licht an. Vor Erregung standen ihr heiße Thränen in den Augen. Ein Madonnenbildchen hing über ihrem Bette, darauf waren Lulu's Blicke gerichtet. Sie hob die gefalteten Hände und flüsterte: „Hilf mir; beschütze mich!" Dann begann sie sich auszukleiden; als sie sich aber niederlegen wollte, wurde es ihr sehr bänglich zu Muth. Sie blieb mit offenen Augen stehen und blickte unschlüssig vor sich hin.

Nach einer Weile nahm sie ihr Licht, schob den Riegel von der Thüre vorsichtig zurück und schaute in die große Bügelstube hinein. Da lag die Frau Ambrosius und schlief den Schlaf der Gerechten. Lulu wollte sie wecken, entschloß sich aber nicht dazu. Sie schlich wieder zurück, holte geräuschlos Decken und Kissen, ging damit sachte, wie ein Geistchen bis an das Bett der Mutter, machte sich dort ein Lager zurecht, löschte in ihrer Kammer das Licht und legte sich dann nahe bei der guten Frau Ambrosius nieder. Aber zum Einschlafen konnte die Kleine lange nicht kommen. Wenn sie die Augen schloß, stand das geisterhafte Bild lebendig und gewaltig vor ihr, und immer von Neuem erlebte sie die übermächtige Bewegung. Als die Frau Ambrosius mit dem Frühesten erwachte, fielen ihre Blicke auf das Töchterchen, das in die Decke gewickelt vor ihrem Bette lag und schlief.

„Da hat die Katze sich gefürchtet," sagte die Frau vor sich hin und schüttelte lächelnd den Kopf. Schnell war sie auf und fertig, nahm dann die nach langem Wachen endlich fest schlafende Lulu in die Höhe und legte den Schelm auf das eigene Bett hinauf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß das verschlafene Ding gar nichts davon gemerkt hatte und schaute sie sich an, weil sie gar so frisch und reizend vor ihr lag. Hätte sie geahnt, welch Geheimniß der hübsche Mund verschloß und welchen Schrecken und Gewalten der Morgenschlaf die Kleine entrückt hatte!

Als Valentin an diesem Morgen in die Werkstatt kam und sich schweigend und düster an seine Arbeit machte, erschrak der Meister beinah vor dessen Aussehen und betrachtete ihn. Valentin hörte und sah nicht, was um ihn her vorging, und war schwer befangen. Nach der Arbeitszeit, als er ohne aufzublicken in der Werkstatt zurückblieb, trat der Meister auf ihn zu und sagte: „Ich meine es gut mit Dir. Daß Du einen Kummer hast, haben die Frau und ich längst bemerkt. Willst Du es mir sagen? Ich glaube, daß es gut für Dich sein würde. — Mir hat Dein Umgang drüben mit den Ambrosiussens lange schon nicht gefallen, alter Junge," dabei klopfte der behäbige Meister seinem Gesellen auf die Schulter. Dem aber stieg in sein bleiches Gesicht dunkele Röthe.

„Drüben wird das Haus bald leer sein," fuhr der Meister fort. „Das drückt Dir am Herzen, nicht wahr?" Valentin aber erwiderte nichts.

„Nun, nun, das gibt sich," meinte sein Brotherr. „Laß nur die Zeit vergehen," und er ging, da er nichts Besseres zu sagen wußte, aus der Werkstatt.

In Valentin's Seele aber sah es böse aus. In der einsamen Nacht, die er bis auf das Aeußerste erregt verbracht hatte, waren ihm mit einem Male und zu spät, als die That geschehen, die Augen aufgegangen und er hatte sich entsetzt, als er sich bewußt geworden war, daß er das Heiligste in seine Liebe mit hineingezogen habe. Tiefstes Erschrecken über das, was er gethan, eine peinigende

Furcht vor sich selbst war mit einem Male in ihm eingezogen und Angst durchdrang ihn, als er sich überlegte, wie blind und heiß er nach dem ihm jetzt wieder Undenkbaren gestrebt hatte. Ihm war, als könne er keinen Menschen frei anblicken; die Möglichkeit, Lulu wiederzusehen, erfüllte ihn mit Verwirrung.

Er durfte und konnte ihr nicht wieder begegnen und fühlte fast mit Beruhigung sich ewig von ihr getrennt. Er wagte kaum Schmerz zu empfinden, denn er schien sich so tief schuldig, daß er ohne Murren jedes Leiden ertragen hätte.

Die Freundlichkeit seines Meisters verwundete ihn, denn da, als der Gute in vollem Wohlwollen ihm tröstend auf die Schulter geklopft hatte, war ihm seine Schuld so zu Kopfe gestiegen, daß es ihm schwindelte. Er wäre am liebsten vor seinem Meister niedergefallen, nicht um zu gestehen, denn wie wären die Worte, die sein Geständniß ausgemacht hätten, ihm über die Lippen gekommen. Dunkel empfand er, er wolle um Verachtung, — Elend, — Tod bitten. Valentin hatte sich selbst vollkommen verloren. Daß in ihm Widerstandsfähigkeit lebte, mit der er sich jedem Sturm gegenüber eine Weile behaupten könne, fühlte er nicht. Er war von seiner Art zu empfinden ganz niedergeschmettert und wagte in demüthiger Zerknirschung keinem Gefühle, das anklagend in ihm auftauchte, sich entgegenzustellen.

So lebte er hin, that seine Arbeit und zwar besser als je, antwortete auf alle Fragen des Meisters, die die Arbeit betrafen, kurz und ruhig, sonst aber war er verschlossen und unnahbar.

An dem Tage vor Lulu's Abreise stand er in seiner Kammer. Es war gegen Abend, die Luft gewitterschwül, und er hörte hin und wieder einen Windstoß in den Baumkronen des für ihn so sehr verhängnißvollen Nachbargartens. Da mit einem Male durchbrach die Sehnsucht nach dem geliebten Geschöpf mächtig sein niederdrückendes Schuldbewußtsein. Zum ersten Male stieg seit jener Nacht der Trennungsschmerz gewaltsam in ihm auf, so daß jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl davor zurückweichen mußte. Fast ohne zu wissen, was er that, ging er durch das Haus, über den Hof, durch den Garten des Meisters und nahm seinen Weg über den Zaun. — Noch einmal mußte er ihr nahe sein.

Am Himmel standen dunkele Gewitterwolken und die spätsommerliche Schwüle, die in der Luft lag, war niederdrückend. Die warmen Windstöße wurden immer heftiger und Alles bog und neigte sich ihrer Gewalt. In den hohen Bäumen verfing der Sturm sich wirbelnd, und in dem fahlen Lichte sah das Laub herbstlich und grau aus. „Das ist das Ende!" dachte Valentin. — Er wußte, daß Lulu ihm jetzt nicht begegnen konnte und ging mit klopfendem, verlangendem Herzen und als lade er eine neue Schuld auf sich, dadurch, daß er seiner Leidenschaft, die ihn zu großem Unrecht getrieben, wieder Bahn ließ, dem Hause zu.

In das Rauschen des Sturmes mischten sich entfernt verhallende Donnerschläge, und die großen Tropfen fielen. Er ging und starrte düster vor sich hin. Da stand er nahe vor dem Hause; die Fenster glänzten bleifarben durch die schwere Luft. Er blieb betroffen stehen, that keinen Schritt weiter vorwärts. — Ein unsagbarer Schmerz stieg ihm zu Herzen. — Dann schlich er durch den Garten, über den das Gewitter mit voller Macht hinzog, langsam zurück.

Tags darauf, als das Nachbarhaus ganz verlassen und öde war, ging Valentin in der Dämmerung auf der Straße daran vorüber. Er trug etwas, das er unter einem Tuche verborgen hielt, und schritt langsam und bedrückt der Wohnung des Malers zu. Er wußte, daß um diese Stunde der Alte nicht zu Hause zu treffen war, kam in das Atelier ohne Jemand zu begegnen, schlug die Truhe auf und legte das, was er vor Tagen daraus entnommen, wieder zurück und schloß den Deckel sachte darüber. In der Küche hörte er die Haushälterin wirthschaften und das Holzfeuer auf dem offenen Heerde knistern. Er wurde nicht bemerkt, trat in das Freie und saß bald darauf hoffnungslos, schwer getroffen mit den Meistersleuten und Karl Frey bei der Abendmahlzeit.

Manches Jahr blieb Valentin in dem Städtchen und führte ein stilles Leben. Der Meister hatte Wohlwollen zu ihm gefaßt, war mit ihm zufrieden und konnte es auch sein, denn aus dem Gesellen, der in frühester Jugend eine Scheu vor der Macht der Arbeit, welche ihm auf dem Leben schwer zu lasten schien, empfunden hatte, war durch die Zeiten ein zuverlässiger, fleißiger Mann geworden, der dem alternden Meister Hilfe und Stütze im Geschäfte sein konnte. Valentin selbst hatte eine ruhige Zuflucht für sein bedrängtes Herz in der von ihm einst mißachteten Arbeit gefunden. Er gesundete an ihr von den Peinigungen eines schweren, eigenthümlichen Schicksals, dessen Gewalt er schweigend wie ein Geheimniß getragen hatte.

Auf das Tiefste war er von seiner Schuld durchdrungen. Sein gläubiges Gemüth hatte bei der vollen Erkenntniß dessen, was er gethan, gelitten, und die Empfindung, daß er zu jeder Strafe bereit sein müsse ohne zu klagen, war seiner Natur nach in ihm entstanden. Nach der Trennung von der mit gewaltsamer Leidenschaft Geliebten stieg unbemerklich aus ihm selbst eine wunderliche Sühne auf, die er voll erfaßte, ruhig hinnahm und gegen die er nicht zu handeln wagte. In Unterwerfung und Demuth fühlte er sich selbst in der ersten, mächtigsten Erregung keines Glückes mehr werth, und keines Leidens und Klagens. In eine wunschlose Oede war er mit einem Male gestoßen. Er hätte den Muth nicht gehabt, etwas für sich zu erbitten, und etwas, was ihm versagt wurde, zu beklagen; so tief fühlte er sich schuldig. Er versagte sich deshalb, soweit dies denkbar ist, das Leiden um Lulu, und er that dieses, als müßte er es aus unerbittlicher Naturnothwendigkeit thun.

Auch jede Wehmuth, jede Sehnsucht bekämpfte Valentin wie einen strafbaren Gedanken, bekämpfte von dem quälenden Bewußtsein seines Unrechtes nicht freigelassen, das berauschende Sichhingeben an den Schmerz, in das Andere sich wie in ein Meer hineinstürzen, darin unterzugehen meinen, doch von den Wogen nur betäubend unendlich hin und her getrieben, abgemattet, lebensmüde auf ein ödes Ufer geschwemmt werden. Indem Valentin in Reue und Demuth nicht zu klagen wagte über das Schwerste, was einem Herzen angethan werden konnte, indem er scheinbar sich strafte, hatte er das Weiseste vollbracht, was ein Mensch ersinnen mochte, um einem Schmerze zu entfliehen. So groß sein Leiden war, wurde es dadurch, daß er es vor sich selbst verleugnete, um seine größte Kraft betrogen, denn nur dann, wenn es vollkommen rückhaltlos mit uns eins wird, dann erst ist es mächtig, läßt von uns nicht ab, zehrt an uns, durchdringt

jede Faser und scheidet den, in den es eingezogen, vom Leben. Valentin gesundete, während er schwer zu büßen glaubte und, ohne daß er es gewahr wurde, lag nach einem Zeitraum das Erlebte unbestimmt, nebelhaft hinter ihm. Und er saß Tag für Tag in seiner Werkstatt und arbeitete ruhig, von nichts mehr abgelenkt. Träumerei und phantastisches Drängen und Treiben, mit dem er begabt worden war, fanden jetzt keine Freistatt mehr, waren an ihm wie die erste Jugend vorübergezogen. Da es nutzlos für ihn schien, sich mit dergleichen abzugeben, fiel es in den reiferen Jahren, die mit den Kräften schon mehr haushielten, von ihm ab.

Diese unvollkommene, unnütze Gabe, die sich in ihm mit nichts, was ihm vollen Werth gegeben hätte, verbinden konnte, hatte ihn zu jener, so schwer nachwirkenden, geheimnißvollen That getrieben. Und dennoch hatte diese Gabe Etwas an ihm vollbracht und schien sich deshalb genügt und ihn verlassen zu haben. Wie es Tausenden ergeht, die in der Jugend träumen, berauscht leben und fühlen, und wenn sie in ein ruhiges Alter treten, solch wundervolles Leben wie eine abgetragene Kleidung bei Seite legen und völlig ehrbar werden, so erging es Valentin. — Solche Naturen stehen unter dem Einfluß der verschiedenen Altersstufen und nicht unter der Gewalt des eigenen Charakters. Ihnen bringt die Kindheit Kindliches, so rein und frisch, wie sie es bringen kann — die Jugend, ganz Jugend, ahnungsvollstes Leben, Thorheiten, Feuer und Leidenschaft, schlägt ihre Herrschaft in ihnen auf, wie in einem Tempel, der nur zu Ehren dieser erbaut wurde, — doch läßt sie nichts von aller Herrlichkeit zurück, wenn es zum Scheiden kommt. Es gibt ungezählte Menschen der Art, die nicht durch sich selbst, nur durch ihr Alter uns vor Augen geführt werden. Wäre das nicht der Fall, wie müßte man staunen, daß nicht mehr Wunder verrichtet werden, wenn man an die große Gewalt wundergläubiger, frischer Jugend gedenkt, die unübersehbar auf Erden verbreitet ist. Nur Wenigen ist es vergönnt, die Macht und Reinheit junger Jahre festzuhalten und ihre Kräfte zu eigener Kraft zu machen. Solche halten die Alter schön verbunden in sich selbst zusammen und es steht Bestes von ihnen zu erwarten. Sie haben, was vorüberziehen wollte, unter ihre Herrschaft gebracht. Wenig ist ihnen geraubt und Vieles gegeben und Solche sind mächtiger als jedes Alter und dringen über den Tod hinaus. Valentin aber trat aus dem Jünglingsalter erleichterten Herzens, bedächtig und athmete in der Alltäglichkeit so frei und zufrieden, als lägen nicht, wenn er die Blicke nur heben wollte, lockende Weiten vor ihm und um ihn. Durch sein zufriedenes, von Erinnerung kaum mehr behelligtes Leben, war mit seiner Schönheit ein Wandel vorgegangen. Das Zarte, Geistige, was seinen Zügen und seiner Gestalt einen so wunderbaren Reiz verliehen hatte, der vor Zeiten von den Nachbarsleuten übel gedeutet worden war und der diesen von je ein ärgerlicher, fremder Anblick gewesen, diese Weihe der Schönheit war mit den Jahren von ihm gewichen. Das Leben hatte das Seinige dazu gethan. Er war gehörig voller und stämmiger geworden. Seine Gesichtszüge hatten sich nicht verändert, nur standen sie jetzt in einem ungleichen Verhältniß zu den Wangen, die aus ihren feinen Formen getreten waren, sich verbreitert hatten, und Augen, Nase und Mund gleichsam einzuengen schienen.

Da geschah es, daß ihm eines Tages der Tod seines Vaters gemeldet wurde. Er hatte den Alten seit Jahren nicht wieder gesehen. Der Meister Bärlein war am Schlagfluß gestorben, nachdem er bis dahin friedlich und in erträglicher Gesundheit seine Jahre auf dem Kannerückchen zugebracht. So schnell es ging, machte Valentin sich auf, um nach seiner Vaterstadt zu reisen.

An einem Frühlingstage langte er dort an. Das Begräbniß des Vaters hatten sie ohne ihn abhalten müssen, und er stand in der wohlbekannten, traurig verlassenen Werkstatt allein. Die Geigen hingen noch immer wie sonst an dem Fenster und die Sonne warf deren Schatten langgestreckt, wie Valentin es oft in seiner Kindheit beobachtet hatte, auf die Dielen. Jetzt lag ihm als erste Pflicht ob, den Nachbarn für die geleistete Hilfe bei des Vaters Begräbniß zu danken. Er zog seinen Sonntagsrock an und ging mit einer der Sache angemessenen, bewegten, doch würdigen Haltung aus seinem väterlichen Hause.

Viele der Nachbarsleute saßen an dem schönen Frühlingsnachmittage an den offenen Fenstern und vor ihren Thüren, und wollten den Augen nicht trauen, als sie in dem stattlichen Manne den Valentin erkannten.

Daß er angekommen sei, wußten sie; die Geschwister Degele hatten ihn bewillkommt, und, so schnell wie es ihnen möglich war, seine Ankunft auf dem Kannerückchen verbreitet. „Der Tausend, hat der sich herausgemacht," sagte Jette Degele, als sie die Neuigkeit dem ersten Besten mitgetheilt hatte. „Man sollte es nicht für möglich halten, daß aus einem so windigen, unnützen Burschen so etwas Reputirliches werden könne."

Die Nachbarn empfingen ihn alle mit einer gewissen, achtungsvollen Scheu, die Valentin, welcher von ihrer Seite von früher her an eine ganz andere Art der Behandlung gewohnt war, außerordentlich wohl that. Zum ersten Male behandelten sie ihn als ihres Gleichen mit einer gewissen Vertraulichkeit, die zwar noch nicht recht zum Durchbruch kommen konnte, aber schon bei der ersten Begegnung auf dem Wege dazu war. Die Nachbarn schienen alle von seinem hübschen, ruhigen Benehmen befriedigt und angenehm berührt zu sein. „Da ist nichts mehr, was Einem an dem Menschen fremd ansieht. Das hat sich Alles ausgeglichen," sagte Einer, der früher besonderen Widerwillen gegen den ernst schönen, unnahbaren Burschen gehegt hatte.

Und so war es auch. — Manche Naturen werden von einem gewaltigen Schmerz, den sie überstanden haben, nicht gereinigt und verklärt, sondern das Zarte, Unschuldsvolle ihrer Seele, das sie vor Anderen auszeichnete, wird ihnen vom Unglück, das über sie hinwegging, verwischt, und sie gehen daraus hervor, ihres Besten beraubt, stumpf, gleichgültig, kleinlich, nicht mehr unschuldig, ganz wie die Gewöhnlichen, die ihnen früher ihrer Reinheit und Unberührtheit halber gram waren. Dann aber geht die gute Zeit für die sonst Vereinsamten erst an; Gevattern hier und dort, gut Freund auf Weg und Steg und leidliche Sicherheit vor übler Nachrede, und Behagen und Ruhe, wenn sie nur halbwegs ihren Pflichten nachkommen.

Als die alte Machlett, die etwas gebrechlich geworden war, Valentin zum ersten Male wiedersah, da wollte sie es gar nicht glauben, daß sich ihr Bürschchen so sehr verändert habe. Sie schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Du warst ein gar lieber Junge. Nun, wir bleiben gute Freunde, denke ich, so lange ich es noch mitmache, auch jetzt noch", und sie reichte ihm die Hand hin.

Valentin fühlte sich allmälig ganz behaglich und wohl auf dem heimathlichen Kannerückchen. Das hätte er wohl früher nicht gedacht, daß es ihm hier so gut zu Muthe sein könnte. Er ließ das alte Lädchen schön herrichten, die Fensterrahmen innen blau anstreichen, weil das hübsch zu den Geigen stand, und von außen ließ er das Holzwerk glänzend braun lackiren.

Auf dem Kannerückchen war ein Jahr vor Valentin's Ankunft eine Bäckerswittwe mit zwei Kindern hingezogen; die war eine noch junge und frische, behäbige Frau, stand bei den Leuten in bestem Ansehen und verdiente sich ein Stück Geld mit Weißnäherei. Man konnte ihr in keiner Weise etwas Uebles nachsagen, und es dauerte gar nicht lange, da hatten die Nachbarn es damit vor, die junge Frau mit Valentin zusammenzubringen. Und es machte sich auch bald, ganz wie von selbst, daß auf dem Kannerückchen Hochzeit gefeiert wurde.

Die Jahre gingen hin, da saß Valentin in einem schönen, geblümten Schlafrock, den ihm die Frau verehrt hatte, auf einer grünen Bank vor der Hausthüre; vor ihm unter den Eichen spielten, mit unter denen, die sich hier aus Gassen und Gäßchen zusammengefunden hatten, seine eigenen und die Kinder seiner Frau. Der schön entwickelte Baum auf dem Eichenplatze, der sich vor seinen Kameraden so kräftig herausgemacht hatte, wurde voller und schöner von Jahr zu Jahr und trug seine Bestimmung, Geschlechter zu überdauern, mit Stolz und Kraft. —

Wenn der Instrumentenmacher so in der Dämmerstunde seinen lärmenden Buben von dem hohen Kannerückchen aus zuschaute, ob da nicht ein Wiederschein der alten Schönheit über sein Gesicht zog, ob da nicht Unglaubliches in dem guten Hirn des Bürgers auftauchte und ob nicht fernes, wunderbares Glück und Leid ihn sehnsüchtig aufathmen ließ?

Ueber die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben.

Von

E. Zeller.

I.

Unter den Vorzügen, welche den Menschen vor den übrigen lebenden Wesen auszeichnen, ist von jeher die Sprache als einer der werthvollsten anerkannt worden. In der hebräischen Ueberlieferung ist es der Mensch, der den Thieren ihre Namen gibt und dadurch beweist, daß er ihnen zum Herrn gesetzt ist. Bei den Griechen soll Pythagoras für den größten Weisen denjenigen erklärt haben, der die Sprache und die Namen der Dinge erfand, und einer von den jüngeren Philosophen, der Stoiker Kleanthes, redet Zeus an: „Dir ja sind wir entstammt, und begabt mit dem Bilde der Töne, Wir von allem allein, was lebt und webt auf der Erde"; er sieht also in der Sprache einen unmittelbaren Beweis für die göttliche Abkunft des Menschen. Eines wurde dabei freilich schon frühe als sehr störend empfunden: die Verschiedenheit der Sprachen, durch welche den Menschen die gegenseitige Verständigung, also gerade das, worin der Zweck und Nutzen der Sprache besteht, so sehr erschwert wird. Die hebräische Sage läßt bekanntlich diese Verschiedenheit der Sprachen erst im Laufe der Zeit eintreten: die Gottheit verhängt sie, um den titanischen Uebermuth des Thurmbaus zu strafen und für die Zukunft unmöglich zu machen. Umgekehrt stellte die zoroastrische Religion, wie wir aus Plutarch (de Is. 47) wissen, der Menschheit ein goldenes Zeitalter in Aussicht, zu dessen Segnungen auch das gehören sollte, daß alle Völker in demselben eine Sprache reden. Bis man aber freilich in weiteren Kreisen begann, durch Erlernung fremder Sprachen sich auch schon für diese Welt etwas von jenem Segen des goldenen Zeitalters zu sichern, dauerte es ziemlich lange. Führte auch Handel und Krieg die verschiedensprachigen Völker schon frühe zusammen, so scheint doch der sprachliche Verkehr, der sich hieraus entwickelte, in der Regel durch Dollmetscher vermittelt worden zu sein. Davon, daß die Sprache eines fremden Volkes erlernt worden wäre, um sich mit seiner Cultur und seinen Geisteserzeugnissen bekannt zu machen, ist uns aus der ganzen

Zeit vor Alexander, mit Ausnahme des Scythen Anacharsis, kein Beispiel bekannt; und man wird daraus immerhin schließen dürfen, daß deren auch nicht viele vorkamen. Und gerade dem ersten Culturvolk des Alterthums, dem griechischen, fehlte es gänzlich an dem Interesse für das Studium fremder Sprachen, das in unserer Bildung einen so breiten Raum einnimmt. Wenn auch einzelne Gelehrte außergriechische Länder für wissenschaftliche Zwecke besuchten, wie dies von Herodot, Demokrit und Plato bekannt ist, so hören wir doch von keinem derselben, daß er sich die Sprache dieser Länder zum Gegenstand seiner Forschung gewählt oder sie auch nur als Hilfsmittel für seine sonstigen Zwecke sich angeeignet habe. Jener selbstgenügsame Bildungsstolz, welcher die Griechen auf die „Barbaren" so tief herabsehen ließ, erstreckte sich auch auf ihre Sprache. Schon das Wort „Barbaros", mit dem alle Nichtgriechen benannt wurden, bezeichnet ursprünglich einen solchen, dessen Rede in unverständlichen Lauten besteht: den Hellenen erschien ihre eigene Sprache als die einzige wahrhaft menschliche. Sogar ein Freigeist, wie Epikur, bezweifelt nicht, daß die Götter sich der griechischen Sprache bedienen; und vor und nach ihm ist es bei den Philosophen ganz gebräuchlich, sich für ihre Ansichten auf die Etymologie (und nicht selten auf eine ganz unglaubliche Etymologie) der griechischen Wörter zu berufen, als ob diese die natürlichen und einzig möglichen Namen der Dinge wären; so einsichtsvoll auch schon Plato davor gewarnt hatte, daß man die oft so zufällige sprachliche Bezeichnung mit dem Begriff der Sache verwechsle. Selbst in den Jahrhunderten nach Alexander dem Großen, als die Hellenen mit den Völkern des Ostens, und seit der römischen Eroberung auch mit denen des Westens in die eingreifendste Verbindung gekommen waren, trat in dieser Beziehung kaum eine Veränderung ein. Die Herrschaft der griechischen Sprache reichte so weit, als die der macedonischen Waffen und der griechischen Bildung; die Griechen konnten sich ähnlich wie die Franzosen im vorigen Jahrhundert die Erlernung fremder Sprachen ersparen, denn wer von den Ausländern irgend auf Bildung Anspruch machte, mit dem konnten sie sich in ihrer eigenen verständigen. So fehlt es auch, abgesehen von der alexandrinischen Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften, die nicht von Griechen, sondern von hellenisirten Juden ausging, fast gänzlich an Spuren von einer Uebertragung fremder Werke ins Griechische. Vollends der Gedanke, fremde Sprachen zu einem regelmäßigen Gegenstand des Jugendunterrichts zu machen, war den Griechen durchaus fremd. Dieser Gedanke konnte überhaupt nur da auftreten, wo sich einem Volke der Verkehr mit fremden Völkern oder die Benützung ihrer Literatur als ein so wesentliches Bedürfniß darstellte, daß bedeutenden Theilen desselben die Kenntniß ihrer Sprachen unentbehrlich erschien. So ging es in Rom seit dem zweiten punischen Krieg: man lernte griechisch, weil man die griechischen Schriftwerke lesen, die Schulen der griechischen Redner und Philosophen besuchen, sich für Reisen in die östlichen Länder und für Verhandlungen mit den griechisch redenden Völkern die Kenntniß ihrer Sprache erwerben wollte. Aehnlich verhielt es sich im Mittelalter bei den Abendländern: das Latein war die allgemeine Kirchen- und Gelehrtensprache, die einzige, in welcher der wissenschaftliche Unterricht auf allen Gebieten ertheilt wurde; die Kenntniß dieser Sprache war daher jedem unentbehrlich, der sich eine gelehrte

Bildung erwerben wollte. Als nun vollends durch die große humanistische Bewegung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit der Begeisterung für die Wissenschaft und die Kunst der klassischen Völker auch die für ihre Sprachen in die weitesten Kreise getragen wurde, und als gleichzeitig der Protestantismus durch seinen Grundsatz von der alleinigen Auktorität der h. Schrift den Theologen die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache zur Nothwendigkeit machte, die im Mittelalter selbst den hervorragendsten Gelehrten des Abendlandes fast ohne Ausnahme ganz fremd geblieben waren, kam das System zur Herrschaft, welches die lateinische und griechische Philologie zur gemeinsamen und fast zur einzigen Grundlage des höheren wissenschaftlichen Unterrichts machte. Eine Reaction gegen die Einseitigkeit dieses Unterrichtssystems hatte sich längst vorbereitet und auch thatsächlich vielfache Milderungen derselben bewirkt; aber erst in den letzten Jahrzehenden führte der großartige Umschwung der Naturwissenschaften und die außerordentliche Bedeutung, welche dieselben durch ihre technische Verwerthung für das praktische Leben erhielten, zum entschiedeneren Hervortreten der Gegensätze, die sich bis dahin mehr thatsächlich als grundsätzlich bekämpft hatten. Seit die Realschulen den Gymnasien, die technischen Hochschulen den Universitäten zur Seite getreten sind, ist die Frage zur Erörterung gestellt: worauf denn eigentlich der Werth des Sprachunterrichts beruhe, was er für die geistige Bildung leiste, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen er sich dazu eigne, den Studien, welche auf unsern höchsten wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten betrieben werden, zur Vorbereitung zu dienen. Nun sollte man freilich glauben, diese Frage müsse sofort zu der weiteren hindrängen: worin denn überhaupt die Bedeutung der Sprache für den Menschen besteht, was sie für sein intellectuelles und sein Gemüthsleben leistet, und diese wieder zu der Frage nach dem Wesen der Sprache als solchem; denn nur wenn man sich hierüber gründlich orientirt hat, wird man sich auch über die Wirkung, die sich von dem Sprachunterricht erwarten läßt, ein allseitig begründetes, über vereinzelte Wahrnehmungen und Erfahrungen hinausgehendes Urtheil bilden können. Aber so lebhaft auch die Verhandlungen sind, welche zur Zeit über den Werth des philologischen Unterrichts, über die Berechtigung der ihm gegenwärtig noch eingeräumten Stellung, über die Möglichkeit, ihn durch andere Unterrichtsfächer zu ersetzen, über die Nothwendigkeit, ihn zu ergänzen, geführt werden, so hat sich doch gerade jenen grundlegenden Fragen das allgemeine Interesse bis jetzt nicht in dem Maße zugewendet, daß es überflüssig erschiene, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und ihre Bedeutung für die praktischen Aufgaben zu beleuchten, von deren richtiger Lösung für die künftige Gestaltung unseres Unterrichtswesens und für den Ertrag, den es unserem Volke bringen wird, so viel abhängt.

II.

Alle Rede ist eine Darstellung dessen, was in dem Innern des Redenden vorgeht. Wer mit Anderen redet, der will diesen dadurch seine Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle und Absichten mittheilen, ihnen eine Vorstellung derselben verschaffen; wer in ausgesprochenen oder unausgesprochenen Worten mit sich selbst redet, der bringt vermittelst dieser Worte das, was in ihm vorgeht, sich selbst

zum Bewußtsein, verschafft sich selbst eine Vorstellung von demselben. Auch wenn wir äußere Gegenstände mit Worten schildern, bildet den nächsten und unmittelbaren Inhalt dieser Schilderung nicht der äußere Gegenstand als solcher, sondern die Vorstellung, die wir uns von ihm machen; wir wollen durch dieselbe diejenigen, zu denen wir reden, veranlassen, sich von jenem Gegenstand eine der unsrigen entsprechende Vorstellung zu bilden, unsere Vorstellung nachzubilden. Unsere Worte sind nur der Ausdruck eines Geschehens, dessen wirklicher Ort unser Bewußtsein, unser Geist ist.

Wie ist es aber möglich, etwas Geistiges, eine Bewußtseinserscheinung, mit Worten auszudrücken, und wie ist es möglich, diese Worte zu verstehen, durch die Laute, die in unser Ohr eindringen, zur Erzeugung gewisser Vorstellungen veranlaßt, ja genöthigt zu werden? Die nächste, in der Folge allerdings noch genauer zu bestimmende Antwort auf diese Frage liegt in der Bemerkung, daß das Verhältniß des Worts zu der Vorstellung, die es ausdrückt, seinem allgemeinen Charakter nach kein anderes ist, als das des Zeichens zum Bezeichneten. Wie der Glockenschlag in uns die Vorstellung hervorruft, daß eine Stunde verstrichen sei, oder eine menschliche Fußspur die Vorstellung, daß hier ein Mensch gegangen sei, so rufen die Worte in uns diejenigen Vorstellungen hervor, die wir mit ihnen zu verknüpfen uns gewöhnt haben, sie sind uns ein Zeichen jener Vorstellungen, diese ihrerseits sind das, was durch sie bezeichnet wird. Das Bezeichnete ist aber immer etwas anderes, als das Zeichen, und diese Verschiedenheit kann soweit gehen, daß sich beide gar nicht direct vergleichen lassen. Das Bild eines Menschen erinnert an ihn durch seine Aehnlichkeit; aber auch sein Namenszug ist ein Zeichen, das an ihn erinnert, wiewohl zwischen beiden keinerlei Aehnlichkeit stattfindet. Die ältesten phönicischen Buchstaben waren bildliche Darstellungen von Dingen, deren Namen mit den Lauten anfingen, die sie bezeichnen sollten; unsere heutigen, die von jenen abstammen, können niemand mehr auf diese Weise an einen Laut erinnern. Das Bild eines Löwen stellt dieses Thier dar; aber es ist auch Symbol eines allgemeinen Begriffs, der Tapferkeit oder der Stärke, und als Wappenthier die Bezeichnung eines Staats oder Fürstenhauses. Was den Zusammenhang zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten vermittelt, ist die Phantasie, und das Gesetz, dem diese hiebei folgt, ist lediglich das der Ideenassociation. Je fester zwei Vorstellungen bei ihrem früheren Vorkommen sich miteinander verknüpft haben, um so regelmäßiger wird jede derselben auch in der Folge die andere hervorrufen, um so mehr wird daher, wenn die eine derselben eine sinnliche Vorstellung ist, der ihr entsprechende Gegenstand sich dazu eignen, an den Gegenstand der andern zu erinnern, als Zeichen für ihn zu dienen. Ob aber zwei Vorstellungen, und wie fest sie sich mit einander verknüpfen, dies hängt von den verschiedensten Umständen ab; und wenn es auch gewisse Vorstellungen gibt, die jedermann mit einander verknüpft, weil jedermann die ihnen entsprechenden Gegenstände mit einander verbunden zu sehen gewohnt ist, von denen daher die eine als natürliches Zeichen für die andere dienen kann, so haben doch weit die meisten Vorstellungsverknüpfungen, und daher auch die meisten Verknüpfungen von Zeichen und Bezeichnetem, nur für diejenigen Gültigkeit, denen

sie sich unter bestimmten thatsächlich gegebenen Verhältnissen durch Gewöhnung, Unterweisung oder Verabredung eingeprägt haben. Das Bild der Sonne wird jeden als natürliches Zeichen an den Tag, das des Mondes an die Nacht erinnern, mit der Vorstellung des Feuers verknüpft sich bei jedem die der Wärme, mit der des Eises die der Kälte; aber daß das Kreuz den Christen, der Halbmond den Türken als ihr Symbol dient, daß ein Buchstabe oder ein Zahlzeichen gerade diesen Laut und diese Zahl bedeutet, und so fort, weiß niemand, dem man es nicht gesagt hat. Weit die meisten von den Zeichen, deren wir uns bedienen, sind künstliche und conventionelle, und dies gilt, wie wir finden werden, ganz besonders auch von der Sprache; aber wenn sich die Menschen über solche conventionelle Zeichen und ihre Bedeutung verständigen konnten, so setzt dies voraus, daß ihnen vorher schon durch ihre Natur und die allgemeinen Entwicklungsbedingungen derselben die Möglichkeit gegeben war, ihre Vorstellungen und Gefühle sich gegenseitig mitzutheilen: die künstliche Symbolik ist nur unter der Bedingung einer natürlichen, eines natürlichen und allgemein erkennbaren Zusammenhangs zwischen gewissen inneren Vorgängen und gewissen äußeren Zeichen dieser Vorgänge möglich.

Solche Zeichen sind nun nicht bloß die Laute, aus denen die Sprache sich zusammensetzt, sondern alle für andere wahrnehmbaren Wirkungen psychischer Vorgänge auf unsern körperlichen Organismus. Alle jene Erscheinungen, in denen unsere Gemüthsbewegungen sich äußern, das Lachen, das Weinen, das Erröthen, das Erbleichen, der frohe oder schmerzliche, freundliche oder zornige Ausdruck des Gesichts und der Augen, die Geberden, mit denen Kinder und Naturvölker ihre Reden zu begleiten pflegen, die Körperstellungen, Bewegungen und Empfindungslaute, welche der Schmerz und die Freude, das Widerstreben und das Verlangen unabsichtlich hervorrufen, die Hebung oder Senkung, Verstärkung oder Abschwächung der Stimme, der Rhythmus der Rede, der Aufschrei und das Verstummen — diese und die weiteren analogen Erscheinungen sind zunächst zwar unwillkürliche Wirkungen innerer Vorgänge, die unmittelbar aus ihnen selbst, nicht aus der Absicht hervorgehen, sie andern zur Anschauung zu bringen; aber weil die andern gleichartige Vorgänge innerlich erleben und diese in gleicher Weise äußern, werden sie durch die Wahrnehmung der fremden Gefühlsäußerungen zur Nachbildung der inneren Vorgänge angeregt, die ihnen zu Grunde liegen, und durch die Nachbildung der fremden Seelenzustände werden ihnen die Erscheinungen, in denen diese sich aussprechen, verständlich, sie werden ihnen zu einem Zeichen jener Zustände. Auch die absichtliche Gedankenmittheilung ist aber nicht auf die Wortsprache beschränkt. Die Geberdensprache kann als Verständigungsmittel zwischen solchen, die verschiedene Sprachen reden, die Lautsprache bis zu einem gewissen Grad ersetzen, und das Beispiel des Taubstummenunterrichts beweist, daß selbst ein so zusammengesetztes System von Vorstellungszeichen, wie das unserer Wortsprache, nicht unbedingt an dieses Bezeichnungsmittel gebunden ist. Denken wir uns Personen, die völlig taub zur Welt kamen, so muß ihnen, da sie nie einen Ton gehört haben, auch jede Vorstellung von Tönen ebenso fehlen, wie dem Blindgeborenen die Farbenvorstellung fehlt, und daß dem so ist, bestätigen ihre eigenen Aussagen. Für sie sind daher die

Fingerstellungen, mittelst deren sie sich unterhalten, und die Buchstaben, deren Verständniß man ihnen beibringt, nicht wie für uns Repräsentanten gewisser Laute, sie werden nicht durch Vermittlung der Worte, sondern unmittelbar auf die Vorstellungen bezogen, zu deren Bezeichnung sie dienen: was für uns eine bestimmte Verbindung hörbarer Zeichen leistet, das leistet für sie eine Verbindung sichtbarer Zeichen, eine Gruppe von Handbewegungen oder Schriftzügen ruft in ihnen ebenso unmittelbar, wie in dem Hörenden eine Lautgruppe, gewisse Vorstellungen hervor. Auch wenn der Taubgeborene sprechen lernt, besteht doch dieses Sprechen für seine eigene Empfindung, da er selbst seine Worte nicht hört, nicht in einer Erzeugung von Tönen, sondern in dem Hervorbringen gewisser Bewegungen der Sprachorgane; das Zeichen für eine Vorstellung, welches für uns eine Lautreihe, ein Wort ist, ist für ihn eine Reihe von Bewegungen der Sprachwerkzeuge, und ob er das gesagt hat, was er sagen wollte, erfährt er nicht durch den Ton seiner Stimme, der für ihn nicht vorhanden ist, sondern lediglich durch seine Bewegungsgefühle. Ist er ferner im Stande, anderen das, was sie sagen, an den Lippen abzulesen — und einzelne Taubstumme haben darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß sie leise geführte Gespräche zu belauschen im Stande sind, während die Vollsinnigen nichts davon vernehmen — so beruht doch sein Verständniß der fremden Rede nicht darauf, daß er aus den Lippenbewegungen auf die ihnen entsprechenden Laute schließt, sondern darauf, daß er aus denselben auf die Bewegungsgefühle schließt, die für ihn die Stelle der Töne vertreten. Es ist dies freilich immer ein kümmerlicher Ersatz für die Lautsprache, und dieser Ersatz selbst wäre schwerlich jemals gefunden worden, wenn nicht in der Wortsprache schon ein ausgebildetes System von Sprachzeichen vorhanden gewesen wäre, das den Darstellungsmitteln der Taubstummen anzupassen mit einem bewunderungswürdigen Aufwand von Scharfsinn, Hingebung und Geduld gelungen ist. Aber so unvollkommen diese Art der Vorstellungsbezeichnung und Mittheilung sein mag, so dient ihr thatsächliches Vorkommen doch immer zur Berichtigung der Vorstellung, welche dem an die Wortsprache Gewöhnten so natürlich ist, als ob diese überhaupt die einzige Form sei, in welcher der Mensch seine Gedanken andern und sich selbst darstellen könne.

Selbst darüber könnte man sich beim ersten Blick wundern, daß sie eine um so vieles vollkommenere Darstellungsform ist, als alle andern. Von den Gegenständen, durch deren Wahrnehmung unsere Vorstellung von der Welt entsteht, werden uns weit die meisten nicht durch das Gehör, sondern durch andere Sinne und an erster Stelle durch den Gesichtssinn bekannt. Nur die Gesichts- und Tastempfindungen (die Bewegungsgefühle unter diese mit eingeschlossen) verknüpfen sich uns zu Raumgebilden, nur durch sie erhalten wir die Vorstellung von Dingen, die einen Raum einnehmen und sich räumlich außer uns befinden, und von allen den Eigenschaften, durch welche das Bild dieser Dinge seine nähere Bestimmung erhält, ihrem Gewicht, ihrer Temperatur, ihrer Gestalt, ihrer Farbe, ihren Bewegungen, ihren Aggregatzuständen u. s. w. Wie ist es nun möglich — könnte man fragen — das in Tönen darzustellen, was gar nicht Gegenstand des Gehörs ist, und wie kann dieses Darstellungsmittel im Vergleich mit andern alle die Vorzüge besitzen, welche jedermann der menschlichen Sprache einräumt?

Dieses Bedenken ist so wenig grundlos, daß wir ihm sogar in vieler Beziehung einfach Recht geben müssen. Es ist wirklich nicht möglich, das, was Gegenstand des Gesichts- oder Tastsinns ist, durch Worte direct darzustellen; jede solche Darstellung hat vielmehr für den, der sie hört oder sieht, nur die Bedeutung einer Anleitung, durch die seine Phantasie in den Stand gesetzt werden soll, sich ein Bild dessen zu entwerfen, auf das sie sich bezieht. Die beste und vollständigste Beschreibung gewährt uns daher nie eine so genaue und klare Vorstellung von einem körperlichen Object, wie eine gute Abbildung, ein Modell oder die Vorzeigung eines Exemplars der gleichen Gattung; und die Wissenschaft, welche sich mit den allgemeinen Grundformen des Räumlichen beschäftigt, die Geometrie, käme ohne Zeichnung nicht von der Stelle. Daraus folgt aber nur, daß für die Wortsprache der nächste und unmittelbarste Gegenstand ihrer Darstellung überhaupt nicht die Welt ist, welche sich im Raume vor uns ausdehnt, daß sich daher auch ihr Werth und ihre Bedeutung nicht einfach an der Vollständigkeit und Genauigkeit des Bildes messen läßt, das sie uns von der Außenwelt liefert, sondern hiefür noch andere Gesichtspunkte maßgebend sind. Es bedarf dies aber einer eingehenderen Erläuterung.

III.

Was die Wortsprache von jeder anderen Art der Gedankenmittheilung unterscheidet, ist zunächst dieses, daß sie sich für diesen Zweck ausschließlich der durch die menschliche Stimme hervorzubringenden Laute bedient. Diese Laute lassen sich nun nicht bloß zum Sprechen, sondern auch zum Singen verwenden, und dieses beides ist nicht absolut zu trennen; denn wie der Gesang der Worte als seiner Unterlage bedarf, so hat an dem Ausdruck der Rede das musikalische Element, das im Gesang für sich zur Darstellung kommt, einen erheblichen Antheil. Aber doch wird die Stimme in beiden auf verschiedene Weise und für verschiedene Zwecke gebraucht. Der Gesang besteht in einer rhythmischen Verbindung von Tönen verschiedener Höhe, die Sprache in einer Verbindung von Lauten verschiedenen Klanges; die Richtigkeit des ersten ist dadurch bedingt, daß jeder Ton während des ihm zugewiesenen Zeittheils in seiner Höhe gehalten und dadurch von den vorhergehenden und folgenden klar unterschieden wird, die der anderen dadurch, daß jeder von den Lauten, aus denen die Rede sich zusammensetzt, den Klang hat, durch den er sich von den übrigen unterscheidet, daß bestimmt artikulirte Laute verbunden werden. Dieses beides fällt aber so wenig zusammen, daß man der gleichen Melodie die verschiedensten, auch ganz verschiedenen Sprachen angehörigen Worte unterlegen, den gleichen Text nach verschiedenen Weisen singen kann. Rede und Gesang dienen aber auch verschiedenen Zwecken. Der Gesang ist, wie die Musik überhaupt, der Ausdruck gewisser Gefühle, Stimmungen und Gemüthsbewegungen; und was diesen Ausdruck hervorruft, das ist ursprünglich nicht die Absicht, jene Gefühle anderen Menschen zur Kenntniß zu bringen; die ersten Anfänge des Gesangs gingen vielmehr, wie wir annehmen müssen, ebenso wie andere Gefühlsäußerungen, das Lachen, das Weinen, das Springen und Tanzen u. s. f., unmittelbar und ungesucht aus den entsprechenden Gefühlserregungen als solchen hervor. Auch heute

noch brauchen ja die, welche Lust zum Gesang haben, keine andere Zuhörerschaft als sich selbst. Im Gegensatz hiezu kann die Sprache von Anfang an nur aus demselben Motiv entsprungen sein, das fortwährend ihren Gebrauch veranlaßt, dem Bedürfniß, sich andern mitzutheilen. Denn wenn es auch manchen Leuten, und nicht nur den Kindern, schwer wird, in andern als gesprochenen Worten zu denken, so ist dies doch nur darin begründet, daß sie für diejenigen Vorstellungen, welche über die unmittelbare Anschauung hinausgehen, nicht bloß die vorgestellten, sondern auch die sinnlich vernommenen Lautzeichen nicht zu entbehren wissen, in und mit denen ihnen jene Vorstellungen überliefert worden sind. Denken wir uns dagegen die Menschen in dem Zustand, welcher der Bildung einer artikulirten Lautsprache voranging, so kann ihr Bewußtsein neben der Wahrnehmung gegenwärtiger Objecte noch keinen weiteren Inhalt gehabt haben, als eine sehr beschränkte Zahl von Erinnerungen, die ihnen als Anschauungen, als Bilder vorschwebten, und zu deren Auftreten es nicht nöthig war, sie an bestimmte Zeichen zu binden. Erst aus dem Triebe, das Selbsterlebte anderen mitzutheilen, sie auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, in einer Gefahr zu Hilfe zu rufen oder vor ihr zu warnen, ihnen Wohlwollen oder Mißfallen zu bezeugen, sie zu bitten oder zu bedrohen, entstand das Bedürfniß von Zeichen für diese Mittheilung. Sind daher auch die bloßen Empfindungslaute, das Ah! Ach! O! u. s. w., ebenso wie das Lachen oder die Thränen, eine Folge der entsprechenden Gefühlszustände, die aus denselben ohne weiteren Zweck vermöge des unmittelbaren Zusammenhangs zwischen Seelen- und Nervenleben hervorgeht, so beginnt doch die Sprache als solche erst mit dem Versuche, sich anderen Menschen durch Laute verständlich zu machen; so wichtig sie auch (wie wir finden werden) im Verfolge für den Redenden selbst als die Trägerin seiner Gedanken wird. Dieser Versuch setzt aber immer voraus, daß der Redende schon irgend ein Bild, irgend eine Vorstellung von dem habe, was er den andern mittheilen will; und ebenso sind zunächst nur Vorstellungen dasjenige, was man auf diese Art mittheilen, zu dessen Erzeugung man die andern durch die sprachliche Bezeichnung veranlassen kann. Denn meine Worte können dem, an den ich sie richte, meine Meinung doch nur dann kundgeben, wenn er diese Worte versteht; und das Verstehen dieser Worte besteht eben darin, daß sie in dem Hörenden die gleichen Vorstellungen hervorrufen, wie die, zu deren Bezeichnung sie dem Redenden dienen sollten. Den nächsten Inhalt des Gesprochenen bilden daher immer die Vorstellungen des Sprechenden; sie allein sind das, was die Worte unmittelbar bedeuten. Mittelbar bringen sie allerdings alles zum Ausdruck, was Gegenstand der Vorstellung werden kann: sie dienen uns zur Beschreibung äußerer Erscheinungen und innerer Zustände, zur Aeußerung unseres Willens und unserer Gefühle; aber sie leisten dies immer nur dadurch, daß sie in andern diejenigen Vorstellungen erwecken, als deren Zeichen sie von uns gebraucht werden.

Fragen wir nun, in welcher Weise und in welchem Umfang es möglich war, Vorstellungen durch Worte zu bezeichnen, so zeigt sich sofort, daß dies nur bei dem kleinsten Theile derselben auf dem Wege der einfachen Nachahmung geschehen konnte. Diejenigen Vorstellungen, welche bloß der Gehörsinn vermittelt, die Tonempfindungen, lassen sich allerdings in andern durch eine Nachahmung der

Laute, Lautgruppen und Geräusche hervorrufen, durch die sie ursprünglich in uns selbst erzeugt wurden. Alle Sprachen, die wir kennen, haben eine Anzahl von Wörtern, deren Wurzeln nichts anderes sind, als eine Wiederholung der von ihnen bezeichneten Töne; das Deutsche z. B. in Zeitwörtern wie plätschern, knarren, schrillen, ächzen, krähen, bellen, blöken, meckern, quaken, brüllen u. s. w. Aber doch ist die Zahl dieser „onomatopoëtischen", auf einfacher Nachahmung der Töne beruhenden Wortwurzeln eine verhältnißmäßig geringe. Schon etwas verwickelter wird die sprachliche Bezeichnung, wenn sie sich nicht auf die Töne, die der Sprechende nachahmt, als solche, sondern auf den Gegenstand bezieht, von dem man diese Töne zu hören gewohnt ist; wie wenn der Kukuk durch Nachahmung seines Rufs bezeichnet wird, oder wenn sich die Kinder zur Benennung eines Thiers der Laute bedienen, die dieses Thier ausstößt. Hier ist bereits zwischen das Zeichen und das Bezeichnete ein weiteres Zwischenglied eingeschoben: das Wort Kukuk erinnert zunächst an den Kukuksruf, und erst dieser an den Vogel, von dem man ihn vernimmt; Wörter wie Kratzen, Kritzeln, Schlürfen bezeichnen gewisse Handlungen durch Nachahmung der damit verbundenen Töne. Auch für diese Art von Namenbildung finden sich Beispiele in allen Sprachen; aber ihr Gebiet ist gleichfalls der Natur der Sache nach nur ein beschränktes. Eine dritte Classe von Wurzeln, aus denen Wörter gebildet werden konnten, ergab sich aus den Empfindungslauten, in denen wir schon oben einen unwillkürlichen Ausdruck gewisser Gefühle erkannt haben; die von ihnen abgeleiteten Wörter konnten nicht bloß zur Bezeichnung der inneren Zustände gebraucht werden, die sich in jenen Lauten äußern, sondern auch zur Bezeichnung von Gegenständen oder von Eigenschaften und Wirkungen derselben, die zu solchen Aeußerungen Anlaß gaben. Bis aber aus diesen ersten Anfängen einer lautlichen Bezeichnung eine etwas entwickeltere Sprache hervorging, waren so viele weitere Schritte nöthig, daß es schwer ist, auch nur die wichtigsten derselben aufzuzählen. In demselben Maße, wie die Weltkenntniß sich erweiterte und das Denken sich entwickelte, wuchs auch das Bedürfniß nach sprachlichen Bezeichnungen, nicht allein für die einzelnen Vorstellungen als solche, sondern auch für die Beziehungen, in denen die Vorstellungen unter einander stehen. Jede neugewonnene Anschauung eines äußeren oder inneren Vorgangs, jede Wahrnehmung, jeder Begriff, jedes Erinnerungs- oder Phantasiebild enthielt die Aufforderung, Worte dafür zu suchen, sobald diese Vorstellungen lebhaft und dauernd genug waren, um die Lust zur Mittheilung an andere zu erwecken; für jede von den zahllosen Beziehungen, welche bald unsere Phantasie, bald unser Denken zwischen unsern Vorstellungen und zwischen den durch sie bezeichneten Gegenständen herstellt, für die mannigfaltigen und verwickelten Verhältnisse, die sich aus der räumlichen und zeitlichen Verbindung und Trennung der Dinge, aus ihrer Aehnlichkeit und ihren Unterschieden, ihrem Wirken und ihrem Leiden ergeben, in denen die Vorstellungen sich verknüpfen, sich bedingen und sich widerstreiten, für die verschiedenen Stellungen, die wir selbst zu dem einnehmen, womit unsere Vorstellung sich beschäftigt, für das Behaupten, das Fragen, das Begründen, das Bezweifeln, das Wünschen, das Verabscheuen, das Bitten, das Befehlen u. s. w. war der sprachliche Ausdruck zu schaffen. Die Lösung dieser Aufgaben ist von den verschiedenen Sprachen

nicht allein auf sehr verschiedenen Wegen versucht worden, sondern sie ist ihnen auch in äußerst ungleichem Maße gelungen; und je vollständiger eine Sprache ihrer Aufgabe entspricht, um so gewisser ist es, daß sie die Gestalt, in der sie sich uns zeigt, nur durch eine langwierige Entwicklung und Umbildung derjenigen gewonnen haben kann, die sie bei ihrem ersten Hervortreten hatte. Der Lautgruppen, die auf den eben besprochenen Wegen als Zeichen gewisser Vorgänge und Dinge gebildet wurden, konnten es ebenso, wie der durch sie bezeichneten Gegenstände, der Natur der Sache nach anfangs nur wenige sein; und wirklich zeigt es sich auch, daß selbst ein so reicher Wortvorrath, wie ihn beispielsweise die griechische oder die deutsche Sprache besitzt, sich auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Wurzeln zurückführen läßt, und daß auch diese immer noch abnimmt, je mehr uns die Sprachvergleichung in den Stand setzt, den gemeinsamen Quellen ganzer Sprachstämme näher zu treten. Um aus diesen einfachen und anscheinend dürftigen Elementen die Bezeichnungen für alle Theile einer Vorstellungs- und Begriffswelt zu gewinnen, die sich allmälig, aber unaufhaltsam, ins ungemessene erweiterte, mußten dieselben der eingreifendsten Bearbeitung unterzogen werden. Zur Bezeichnung zusammengesetzterer Vorstellungen wurden die Wörter, die für ihre einzelnen Bestandtheile gebildet waren, bald äußerlicher, durch bloße Aneinanderreihung, bald organischer, zu neuen Wortgebilden verbunden. Die näheren Modificationen einer Vorstellung oder eines Begriffs wurden durch Aenderung der Betonung oder einzelner Laute, durch Vor- und Endsilben ausgedrückt. Das fruchtbarste Hilfsmittel für die lexikalische Fortbildung der Sprache waren aber jene mit der Bedeutung der Wörter vorgenommenen Aenderungen, von denen uns jedes nach wissenschaftlichen Grundsätzen abgefaßte Wörterbuch Beispiele in Menge darbietet. Wörter, die zur Bezeichnung gewisser Erscheinungen dienten, wurden auf andere übertragen, die mit jenen bald eine nähere, bald eine entferntere Aehnlichkeit zeigten; es wurden z. B. innere Vorgänge mit Namen bezeichnet, die sich ursprünglich auf äußere, geistige Wesen mit solchen, die sich auf körperliche bezogen; und indem dieses Verfahren wiederholt angewendet wurde, und Aehnlichkeiten der verschiedensten Art dabei den Ausschlag gaben, konnte es geschehen, daß ein und dasselbe Wort viele und oft weit auseinandergehende Bedeutungen erhielt. Was anfangs nur auf eine bestimmte Classe von Erscheinungen ging, wurde in der Folge in allgemeinerem Sinn gebraucht; dann aber auch wieder ein allgemeinerer Ausdruck auf ein engeres Gebiet beschränkt. Der Name eines Dings wurde von irgend einer Eigenschaft entlehnt, die an ihm ins Auge fiel; der gleiche Name aber oft auch auf andere Dinge übertragen, die mit jenem bald in derselben, bald in ganz anderen Eigenschaften zusammentrafen. Das Verschiedenartigste erhielt nicht selten die gleiche, nahe Verwandtes verschiedene Benennungen. Um ferner die Gesichtspunkte, nach denen unsere Vorstellungen sich gliedern, den Unterschied der Dinge, Eigenschaften, Thätigkeiten u. s. w. sprachlich erkennbar zu machen, mußten für Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Zeitwörter u. s. w. eigene Formen gebildet werden; ebenso mußte zur Bezeichnung der Geschlechter, der Modificationen, die ein Ding durch seine Beziehung zu andern erleidet, der Zeitverhältnisse, des Wirkens und Leidens, des Unterschieds zwischen einfachen und bedingten Aussagen, Behauptungen,

Wünschen und Befehlen ein Mittel gefunden werden, wie es in allen höher entwickelten Sprachen die Beugungsformen der Haupt- und Eigenschaftswörter, die Umwandlungen der Zeitwörter bieten. Es mußte endlich der logische Zusammenhang der Vorstellungen, es mußten die Beziehungen, die unser Denken zwischen ihnen herstellt, durch die Bildung von Sätzen und die Verknüpfung der einfachen Sätze zu zusammengesetzten zum Ausdruck gebracht, und es mußten als ein Hilfsmittel hiefür den Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern die der Satzbildung als solcher dienenden Sprachtheile beigefügt werden.

Vergegenwärtigt man sich nun diese Aufgabe auch nur in so allgemeinen Andeutungen, wie sie hier allein gegeben werden konnten, so wird man sich bald überzeugen, daß eine so gelungene Lösung derselben, wie sie uns in einer ganzen Reihe von Sprachen, zum Theil schon aus fernen Jahrtausenden, vorliegt, nur das Werk einer Entwicklung sein konnte, deren Dauer selbst bloß annähernd zu bestimmen uns alle gesicherten Anhaltspunkte fehlen. Die Sprache ist dem Menschen nicht angeboren; wäre sie dieses jemals gewesen, so müßte sie es auch noch sein; aber wie könnte überhaupt *das* angeboren sein, dem die Spuren der Arbeit, aus der es hervorging, so deutlich eingeprägt sind? Sie ist aber auch kein bloßes Naturerzeugniß in dem Sinn, als ob sie sich aus dem Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge als organische Reaktion gegen gewisse äußere Einwirkungen mit derselben Nothwendigkeit ergeben hätte, wie die thierischen Laute und das Gezwitscher der Vögel. Wie sie vielmehr das werthvollste Werkzeug des menschlichen Geistes ist, so ist sie auch sein Werk. Aber kein Einzelner und kein Volk und kein Jahrhundert hat dieses Werk geschaffen, sondern ungezählte Geschlechter von Menschen haben an ihm gearbeitet, jedes in seiner Weise und nach seinem Vermögen. Sie haben dies nicht mit Absicht und Bewußtsein gethan: die absichtliche Bearbeitung der Sprache beginnt erst mit ihrer dichterischen, rednerischen, wissenschaftlichen Verwendung, das Nachdenken über ihr Wesen und ihre Gesetze erst mit der Sprachforschung. Aber gerade deshalb, weil die ursprüngliche Bildung der Sprache eine unbewußte That des menschlichen Geistes war, weil sie nicht aus Ueberlegung, sondern aus einem unmittelbaren Drang und Bedürfniß hervorging, erfolgte sie auch mit jener instinctiven Sicherheit, mit jener durch keine individuellen Einfälle und Seitensprünge gestörten Folgerichtigkeit, welche uns die Sprachen der Völker nicht als das Werk menschlicher Kunst, sondern als ein organisches Naturgebilde erscheinen läßt. Sie sind dies auch, richtig verstanden; aber sie sind es nur, sofern sie aus der *geistigen* Natur der Menschen hervorgegangen sind. Die Sprache ist dem Gedanken nicht übergeworfen, wie ein Kleid, sondern mit ihm verwachsen, wie der Leib mit der Seele; wo eine neue Vorstellung gebildet oder eine neue Beziehung der Vorstellungen gefunden wurde, da entstand auch das Bedürfniß, sie im sprachlichen Ausdruck festzuhalten und sie dadurch nicht allein andern zugänglich, sondern auch ihrem Urheber selbst klar zu machen. Wie wir annehmen müssen, daß die Organismen, welche unsere Erde gegenwärtig bevölkern, sich in Zeiträumen von unabsehlicher Dauer Schritt für Schritt aus einfacheren Formen entwickelt haben, so werden wir uns auch die Entstehung unserer Sprachen als einen Entwicklungsproceß vorzustellen haben, der in langen Zeiträumen durch

unbestimmbar viele Vermittlungen sich vollzog. Aber welches auch der Weg war, den diese Entwicklung in jedem einzelnen Fall einschlug, und welche Umstände bestimmend auf sie einwirkten: daran müssen wir immer festhalten, daß es nur die eigene Thätigkeit des menschlichen Geistes gewesen sein kann, durch die er sich in der Sprache die hörbaren Zeichen seiner Vorstellungswelt schuf. Denn die Selbstthätigkeit ist das Wesen des Geistes; von außen her läßt sich nichts in ihn hineintragen, sondern es können ihm nur die Anregungen, die Reize zugeführt werden, auf die er in seiner Art und den Gesetzen seiner Natur gemäß antwortet. Wie daher seine Vorstellungen nur von ihm selbst erzeugt werden können, so konnten auch die sinnlichen Zeichen derselben, zu deren Bildung sein Organismus ihn befähigt, nur von ihm ausgewählt, auf die Vorstellungen, an die sie erinnern sollen, bezogen und denselben angepaßt, es konnte jenes ganze kunstvolle System von Lautzeichen, welches die menschliche Sprache darstellt, nur von ihm ins Leben gerufen werden. Papageien können die Worte nachsprechen, die sie hören, ihre Organe würden sie mithin an der Erfindung einer Sprache nicht hindern; aber um wirklich eine zu erfinden, müßten sie ein menschliches Gehirn und ein menschliches Denken besitzen.

IV.

Erst wenn man sich die Bedingungen klar gemacht hat, unter denen die Sprache überhaupt entstehen konnte, wird man auch vollständig begreifen, was sie für die Menschen ist und leistet. Sie ist nicht bloß das brauchbarste, durch kein anderes irgendwie zu ersetzende Mittel für die Verständigung der Menschen unter einander und für jene Ueberlieferung von Vorstellungen, auf der alle Bildung und aller geschichtliche Fortschritt beruht; sondern sie ist auch für jeden Einzelnen ein ihm unentbehrliches Mittel der Selbstverständigung; und sie ist, auch abgesehen von dem Vorstellungsinhalt, für dessen Mittheilung sie im gegebenen Falle verwendet wird, schon unmittelbar an sich selbst, durch ihre bloße Form, ihre grammatische und lexikalische Eigenthümlichkeit, von wesentlichem Einfluß auf den Geist und Charakter der Völker. In der ersten von diesen Beziehungen liegt die Unentbehrlichkeit der Sprache jedem vor Augen, und es ist kaum nöthig, sich ausdrücklich darüber zu besinnen, was aus dem menschlichen Verkehr würde, wenn alle auf solche Verständigungsmittel beschränkt wären, wie sie etwa Stumme ohne einen von Redenden ertheilten Unterricht auffinden könnten; was aus der Entwicklung der Menschheit, wenn die geistige Errungenschaft der früheren Geschlechter, ihre Anschauungen, Gedanken und Kenntnisse, nicht durch Rede und Schrift zu den nachfolgenden fortgepflanzt und auf diesem Weg stetig anwachsende Schätze des Wissens und der Bildung gesammelt werden könnten. Weniger greifbar ist die Bedeutung, welche die Sprache für die Sprechenden selbst unmittelbar, und auch abgesehen von dem Zweck der Mittheilung an andere hat, und gerade weil sie nicht so ganz auf der Oberfläche liegt, wird sie nicht selten auch von solchen übersehen, die an ihrem Beruf, über den Werth des Sprachunterrichts zu urtheilen und abzuurtheilen, nicht den geringsten Zweifel zu hegen scheinen.

Alle Worte sind, wie bemerkt, Zeichen für Vorstellungen. Daraus folgt

mit Nothwendigkeit, daß es Vorstellungen geben muß, die ihrer sprachlichen Bezeichnung vorangehen; und es wird auch niemand behaupten wollen, daß die Thiere, oder die Kinder, ehe sie sprechen können, oder Taubstumme, die keinen Sprachunterricht erhalten haben, unfähig seien, sich irgend welche Vorstellungen zu bilden. Aber der Umfang der Vorstellungen, die so unabhängig vom Wort sind, ist ein verhältnißmäßig beschränkter. Die Bilder einzelner Dinge, einzelner Vorgänge, die sich außer uns oder in uns vollziehen, werden uns ursprünglich unmittelbar durch die äußere und innere Wahrnehmung geliefert. Auch in der Erinnerung lassen sich solche Einzelanschauungen festhalten, ohne an Worte gebunden zu sein; und auch nachdem sie sich mit gewissen sprachlichen Bezeichnungen verknüpft haben, ist doch diese Verknüpfung bei ihnen keine so dauerhafte, wie zwischen den allgemeinen Begriffen und ihrer Bezeichnung: wir erinnern uns an Personen, Gegenstände und Oertlichkeiten, die uns vorgekommen sind, auch wenn wir ihre Namen nicht kennen, und die Eigennamen werden gerade deshalb leichter vergessen als die Apellativbezeichnungen, weil wir von den Dingen oder Personen, auf die sie sich beziehen, eine innere Anschauung haben, die sich erhalten kann, wenn auch das Wort, welches diese Anschauung in unserer Erinnerung hervorzurufen bestimmt war, unserem Gedächtniß entfallen ist. Aber selbst für diese Klasse von Vorstellungen sind die Worte, durch die sie bezeichnet werden, nicht bloß ein Mittel, durch das wir sie anderen mittheilen. Diese Worte sind vielmehr das Band, welches die verschiedenen zu Einem Bilde verknüpften Anschauungen für unsere Erinnerung zusammenhält, und es uns dadurch erleichtert, die durch sie bezeichneten Gegenstände in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Unterschied von allen andern uns zu vergegenwärtigen. Wie viel dieses Hilfsmittel zur Dauerhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Bestimmtheit unserer Erinnerungen beiträgt, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man den Versuch macht, eine größere Anzahl gleichartiger Anschauungen in das Gedächtniß zurückzurufen; wer z. B. ein Antikencabinet oder eine Gemäldegallerie gesehen hat und seine Erinnerung daran nach einiger Zeit wieder aufzufrischen versucht, der wird finden, daß diejenigen Stücke, deren Urheber und Gegenstand ihm genannt wurden, sich ihm durchschnittlich viel fester eingeprägt haben als solche, von denen er dies nicht erfuhr.

Der Inhalt unseres Bewußtseins besteht indessen seinem ganz überwiegenden Theile nach nicht aus bloßen Wahrnehmungen und Erinnerungen an Wahrgenommenes, sondern aus solchen Vorstellungen, die wir uns aus den Stoffen, welche die innere und äußere Wahrnehmung uns darbot, erst durch eine weitere geistige Bearbeitung derselben gebildet haben; und diese Bearbeitung des Wahrgenommenen ist es, auf der jede höhere Geistesthätigkeit beruht. Gerade für sie hat aber auch die Sprache eine viel größere Bedeutung, als für diejenige Vorstellungsthätigkeit, welche sich auf die Wahrnehmung und ihre gedächtnißmäßige Wiederholung beschränkt. Wenn unsere Phantasie aus den Stoffen, die sie der Wahrnehmung verdankt, in freier Selbstthätigkeit neue Bilder erzeugt, so läßt sich zwar ein Theil dieser Gebilde, diejenigen, welche den Gegenstand der bildenden Kunst oder der Musik als solcher ausmachen, auch ohne Worte zur Darstellung bringen; die meisten dagegen finden nur im gesprochenen oder geschriebenen

Worte den Leib, dessen sie bedürfen. Mögen dem Dichter seine Anschauungen noch so reich aus dem Innern hervorquellen: ihre künstlerische Gestaltung und Verknüpfung erhalten sie nur im Wort; sie lassen sich nicht allein auf keinem anderen Wege mittheilen, sondern sie werden ihrem Urheber selbst erst dadurch, daß er sie in Worte faßt, gegenständlich, werden erst dadurch aus einem bunten Gewühle sich gegenseitig verdrängender und in einander verfließender Bilder zu deutlich umrissenen und klar unterschiedenen Gestalten und lassen sich nur in dieser Form dauernd festhalten. Was aber die dichtende Phantasie für das Leben der Menschheit zu bedeuten hat, wie die Einzelnen und die Völker ihr ganzes höheres Bewußtsein, ihre religiöse, sittliche und Naturanschauung ursprünglich in der Form der Dichtung besitzen, und wie wenig diese selbst durch die höchste Verstandesbildung jemals ersetzt werden kann, braucht hier eben nur angedeutet zu werden.

Noch unentbehrlicher ist aber die Sprache, wie für die Mittheilung so auch schon für die ursprüngliche Erzeugung der Gedanken. Phantasiebilder können als innere Anschauungen vorhanden sein, so gewiß sie auch zu ihrer Ausgestaltung der Worte bedürfen; denken können wir (sofern es sich um ein bewußtes Denken handelt) überhaupt nur in Worten. Sie sind für uns das einzige ausreichende Mittel, um die allgemeinen Begriffe, die logischen Beziehungen unserer Vorstellungen, den Causalzusammenhang der Dinge und die mannigfaltigen Modificationen desselben, kurz alles das zu bezeichnen, was den eigenthümlichen Gegenstand des Denkens im Unterschied von der Wahrnehmung und der Phantasiethätigkeit bildet. Erst mit dieser Bezeichnung erhalten aber unsere Gedanken diejenige Klarheit und Bestimmtheit, durch die sie in unser Bewußtsein erhoben werden; ehe der richtige Ausdruck für sie gefunden ist, sind sie in uns erst als ein Ahnen und Suchen, die Gestalt des Gedankens, der bewußten Erkenntniß, nehmen sie erst mit dem Wort an. Dadurch, daß wir mit bestimmten Worten regelmäßig bestimmte Vorstellungen verknüpfen, kommt erst Klarheit und Ordnung in unsere Gedanken; die Vorstellungsgruppe, die unter ein Wort zusammengefaßt wird, tritt bei jedem Aussprechen und Hören dieses Wortes in der gleichen Weise wie früher in uns auf und gewinnt eben damit für uns ein gesondertes Dasein: sie wird uns zu einem eigenen, von allen andern unterschiedenen Begriff. Und das gleiche gilt von den verschiedenen Arten der Gedankenverknüpfung und der aus ihnen hervorgehenden Vorstellungen über die Zusammenhänge und Verhältnisse der Dinge. Sie sondern und befestigen sich in unserem Bewußtsein erst dadurch, sie werden uns selbst erst dadurch klar, daß sie ihren sprachlichen Ausdruck erhalten; denn nur dieser setzt uns in den Stand, unsere Gedanken regelmäßig unter gleichen Umständen in der gleichen Weise zu verknüpfen, für den Verlauf unseres Denkens die Stetigkeit und Gleichförmigkeit zu gewinnen, ohne die überhaupt kein geordnetes und zusammenhängendes Denken möglich ist. Die Entwicklung der Sprache und die des Denkens fielen daher nothwendig ursprünglich zusammen: die Menschheit lernte denken, indem sie sprechen lernte, wie wir dies an den Kindern noch täglich sehen können; nur daß das, was bei diesen ein rasch Erlerntes ist, für das Menschengeschlecht ein selbstgeschaffenes war, das als solches zu seiner schrittweisen Entstehung einer unbestimmbar langen Zeit bedurfte.

Dieser Proceß vollzog sich nun nicht überall in der gleichen Weise und gleich schnell: die Sprachen der Menschen sind so mannigfaltig, als die Völker und die Zeiten, denen sie angehören. Ob alle diese, jetzt so weit auseinandergehenden Sprachen von einer und derselben Ursprache, die wir uns dann freilich noch äußerst einfach und unausgebildet denken müßten, oder von einigen wenigen Urformen und von welchen sie herstammen, ist eine Frage, die ihre Beantwortung nur zugleich mit der allgemeinen finden könnte, ob die menschliche Gattung ursprünglich nur an einem oder mehreren Punkten der Erde entstanden ist. Denn die Sprache ist dem Menschen so unentbehrlich, daß wir uns Wesen, die diesen Namen verdienen, nicht ohne einen Anfang derselben denken können, und wenn man annimmt, der menschliche Organismus sei durch allmähliche Umbildung eines thierischen entstanden, müßten mit den ersten Schritten, welche unsere Vorfahren über die Thierheit hinausführten, auch die ersten Versuche einer Sprachbildung begonnen haben. Wie es sich nun damit verhält, haben wir hier nicht zu untersuchen. Um so wichtiger ist für unsere Aufgabe die Bemerkung, daß sich die Sprachen nicht bloß durch die Wörter, Wortformen und Wortverbindungen, deren sie sich zur Darstellung der Gedanken bedienen, sondern noch viel tiefer und durchgreifender durch den Charakter der geistigen Thätigkeit, aus der sie entsprungen sind, nicht bloß durch die äußere, sondern noch ursprünglicher durch die „innere Sprachform" unterscheiden. Eine lautliche Verschiedenheit der Sprachen würde sich allerdings schon daraus ergeben, daß die menschlichen Sprachorgane, wenn sie auch im allgemeinen gleichartig gebaut sind, doch in ihrer näheren Beschaffenheit Unterschiede zeigen, die sich unter dem Einfluß des Klimas, der Umgebungen, der Vererbung, der Gewöhnung weiter entwickeln; daß daher die Laute und Lautverbindungen, deren man sich zur Bezeichnung gewisser Gegenstände bedient, nicht bei allen die gleichen sein können. Aber wenn sich der Unterschied der Sprachen darauf beschränkte, so hätte er für das geistige Leben keine große Bedeutung. Man hätte an ihnen verschiedene Bezeichnungsweisen, aber das, was damit bezeichnet würde, und das Verhältniß der Bezeichnung zum Bezeichneten wäre dasselbe; ob man sich zum Ausdruck seiner Gedanken der einen oder der anderen Sprache bedient, wäre so gleichgültig, als ob man ein Buch mit lateinischen oder mit deutschen Lettern drucken läßt. Man müßte daher auch alles gleich gut in jeder beliebigen Sprache darstellen, jede Rede und Schrift ohne Nachtheil für den Sinn aus jeder Sprache in jede wörtlich übertragen können. Allein thatsächlich ist das Verhältniß der Sprache zu einander und zu dem in ihnen darzustellenden Inhalt ein ganz anderes. Wo es sich um fest bestimmte Gegenstände oder Begriffe handelt, macht freilich die sprachliche Bezeichnung für den Sinn nichts aus: ob man einer Pflanze ihren deutschen oder ihren lateinischen Namen gibt, „Würfel" oder „Kubus", „Sauerstoff" oder „Oxygen", „Barometer" oder „Wetterglas" sagt, ein deutsches oder ein französisches Zahlwort gebraucht, den Helden des homerischen Gedichts Odysseus oder Ulysses nennt u. s. w., ist deshalb gleichgültig, weil bei den verschieden lautenden Wörtern jeder, der sie überhaupt versteht, doch genau dasselbe denkt. Aber schon von den einzelnen Ausdrücken, aus denen der Wortvorrath unserer Sprachen sich zusammensetzt, sind die wenigsten so eindeutig, daß sie ohne weiteres durch solche aus einer anderen Sprache ersetzt

werden könnten; der größere Theil dagegen ist zu eigenartig gebildet, um in einer solchen ein Aequivalent zu haben, das ihm genau und vollkommen entspräche. Der Gegenstand oder der Vorgang, auf den ein Wort sich bezieht, wird durch dasselbe nur nach einer bestimmten Seite, oder mit Rücksicht auf einen bestimmten Eindruck, den man von ihm erhalten hat, bezeichnet; eine andere Sprache bezeichnet den gleichen Gegenstand nach einer anderen Eigenschaft, stellt ihn unter einen anderen Gesichtspunkt. Die Ausdrücke für allgemeine Begriffe sind in einer Sprache nicht durchaus von denselben Anschauungen abstrahirt und in derselben Weise gebildet, wie in der andern; mögen sie sich daher auch verwandt sein, so decken sie sich doch nicht so genau, daß die einen einfach an die Stelle der andern treten könnten. Wenn die Bedeutung eines Wortes sich erweitert und bereichert, die Bezeichnung, die erst einer bestimmten Vorstellung galt, auf immer weitere übertragen, und so schließlich eine ganze Gruppe in einander spielender Vorstellungen an ein Wort geknüpft wird, so geschieht dies doch in jeder Sprache, die sich selbständig entwickelt, auf ihre eigene Art, je nach dem Geist eines Volkes, der Richtung seiner Phantasie und seines Denkens, dem Umfang und Charakter der Anschauungen, über die es zu verfügen hat. Jede Sprache hat daher nothwendig eine Menge von Ausdrücken, für die sich keine durchaus gleichbedeutenden in anderen Sprachen finden, und je genauer man in das Wesen einer Sprache eindringt, um so mehr erweitert sich die Zahl dieser eigenartigen Ausdrücke, um so unmöglicher erscheint es daher, etwas Wort für Wort aus einer Sprache in eine andere zu übersetzen; sondern gerade wenn man den Sinn der Worte und Sätze getreu wiedergeben, den Eindruck, den sie in der Ursprache hervorbringen, durch die Uebersetzung annähernd gleichfalls erreichen will, muß man nicht selten ganze Sätze umschmelzen und in eine neue Form gießen. Es gilt dies namentlich von solchen Ausdrücken, Redensarten und Wendungen, die sich auf das geistige Leben beziehen. Denn diese sind nicht bloß alle metaphorisch, von äußeren Dingen und Vorgängen entlehnt, und daher in verschiedenen Sprachen nach verschiedenen Analogieen und Gesichtspunkten gebildet; sondern auch das, was sie bezeichnen, die inneren Vorgänge und die Auffassung dieser Vorgänge, die Gemüthszustände, die sittlichen Eigenschaften und Begriffe, haben sich bei verschiedenen Völkern sehr verschiedenartig gestaltet. Man nehme nur z. B. Ausdrücke, wie die griechische „Sophrosyne" oder das deutsche „Gemüth", und sehe sich in anderen Sprachen nach gleichbedeutenden um; man vergleiche den deutschen Geist mit dem französischen Esprit, die sich lexikalisch so ähnlich sehen und sich doch unterscheiden, wie Rheinwein und Champagner; man gebe das griechische „Logos" durch ein Wort wieder, das ebenso, wie jenes, die Begriffe der Rede und der Vernunft und der vernünftigen Gründe und der Rechnung und des berechenbaren Verhältnisses und welche sonst noch in ungetrennter Verschmelzung bezeichnet, und man wird in dieselbe Verlegenheit gerathen, wie Faust, da er jenes Wort in sein geliebtes Deutsch übertragen will; man suche für einen Begriff, der uns so geläufig ist, wie der der Persönlichkeit, im Lateinischen oder im Griechischen eine adäquate Bezeichnung, und man wird bei keinem von den alten Schriftstellern eine finden. Und das gleiche zeigt sich in zahllosen Fällen selbst bei Sprachen, die sich so nahe verwandt sind, wie die eben genannten.

Nicht weniger charakteristisch, als ihr Wortvorrath und die Bedeutung der einzelnen Wörter ist aber für jede Sprache auch ihr grammatischer und syntaktischer Bau. Denn in ihm gerade zeigt es sich, in welchem Umfang, in welcher Form und wie deutlich einem Volke die logischen Beziehungen der Gedanken und die in ihnen sich aussprechenden Beziehungen der Dinge während des Zeitraums, in dem seine Sprache sich gebildet hat, zum Bewußtsein gekommen sind. Wie die Sprache überhaupt das Werk des Geistes ist, der sich zu ihrem Aufbau der organischen Laute zwar als seines Stoffes bedient, der aber diesen Stoff nach seiner Weise, seinem Bedürfniß und Vermögen verwendet, so ist auch jede einzelne Sprache der Niederschlag einer Bewegung von unabsehbarer Dauer, deren Gang und Ergebniß durch die geistigen Kräfte der Völker und ihre Entwicklung bestimmt wurde, ein Kunstwerk, das ein bestimmter Volksgeist in seinem unbewußten Wirken aus zahllosen Beiträgen der Einzelnen geschaffen hat. Jede ist daher auch ein Bild, aus dem uns das Wesen und Werden dieses Geistes entgegentritt; und eben darauf, daß die Sprachen dies sind, beruht es, daß der Werth und die Wirkung des Sprachunterrichts für das geistige Leben weit über das unmittelbare Bedürfniß, dem die Sprache zunächst dient, hinausreicht.

V.

Um sich die Kenntniß einer Sprache zu erwerben, gibt es drei Wege: die bloße Nachahmung und Uebung, den grammatischen Unterricht, die wissenschaftliche Forschung. Auf jedem von diesen Wegen wird eine eigene Art von Sprachkenntniß gewonnen; die vollkommenste da, wo es möglich ist, alle drei in der richtigen Weise zu verbinden. Mit der wissenschaftlichen Sprachforschung haben wir es nun hier nicht zu thun; von den beiden anderen Methoden geht die erste der zweiten nothwendig voran. Denn seine Muttersprache erlernt jeder nur praktisch durch fortgesetzte Nachahmung dessen, was er von andern gehört hat. Nachdem die Kinder ihre Sprachwerkzeuge durch das Hervorbringen verschiedenartiger, anfangs unartikulirter Laute bis zu einem gewissen Grad eingeübt und in ihre Gewalt bekommen haben, fangen sie an einzelne Wörter und Silben, zuerst natürlich die, die ihnen am leichtesten werden, nachzusprechen, und zugleich lernen sie den Sinn derselben verstehen; das heißt: mit diesen Wörtern verknüpft sich ihnen das Bild der Personen und Dinge, die man ihnen beim Aussprechen derselben gezeigt hat, mit der Zeit so fest, daß dieselben, wenn sie von ihnen vernommen werden, jenes Bild in ihrer Erinnerung hervorrufen, und daß ebenso umgekehrt die Anschauung der durch die Wörter bezeichneten Gegenstände das Bild dieser Wörter hervorruft. Durch fortgesetzte Wiederholung dieses Verfahrens erweitert sich allmälig der Umfang dessen, was das Kind in dieser Weise bezeichnen lernt, sein Vorrath an Wörtern und an bestimmten, durch Wörter befestigten Vorstellungen; und neben den Dingen gewinnt es ziemlich bald auch für gewisse Vorgänge, Empfindungen und Eigenschaften der Dinge, und ebendamit auch für die einfachsten Verbindungen von Vorstellungen einen sprachlichen Ausdruck. Länger dauert es schon, bis es die durch Declination und Conjugation entstandenen Wortformen sich aneignet, ihre Bedeutung versteht und mit Hilfe derselben Sätze bilden lernt; eines zusammengesetzteren Satzbaues sind viele Sprachen überhaupt nicht fähig, und auch wo er sich findet, ist er immer das Werk einer kunstmäßigen, dichterischen oder rednerischen Behandlung der Sprache.

In der gleichen Weise, wie die Kinder ihre Muttersprache erlernen, lernen sie auch andere Sprachen, die sie bei Personen aus ihrer Umgebung hören, nicht bloß wenn man sie dazu anhält, sondern bisweilen auch von selbst aus bloßem Nachahmungstrieb. Dasselbe kommt aber auch bei Erwachsenen vor, wenn sie längere Zeit in die Nothwendigkeit versetzt sind, sich mit andern zu verständigen, deren Sprache ihnen fremd ist, wie dies Auswanderern, Reisenden, Gefangenen nicht selten begegnet: sie merken sich zunächst die Bedeutung einzelner Ausdrücke und Redensarten, sprechen diese nach und erhalten dadurch, in Verbindung mit den allgemein verständlichen, an keine Wortsprache gebundenen, Empfindungslauten und Geberden, das Mittel, sich auch die übrigen Theile des fremden Idioms nach und nach anzueignen.

Will man sich nun klar machen, welchen Einfluß die Erlernung einer Sprache, wenn sie auf diese Weise zu Stande kommt, auf die eigene Bildung des Lernenden (nicht bloß auf seinen Verkehr mit andern) ausübt, so kann man allerdings die Bedeutung, die dem ersten Sprechenlernen, der Aneignung einer Muttersprache, zukommt, kaum überschätzen. Durch sie erhält der Mensch nicht allein das unentbehrliche Mittel für die Verständigung mit Seinesgleichen, sondern es werden ihm auch in und mit ihr die Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen, die Begriffe und Denkformen, die Naturanschauung und die Auffassung des menschlichen Lebens überliefert, welche sich in ihr verkörpert, die Sprache als ihr hörbares Abbild geschaffen haben. Indem er sich in die Sprache seines Volkes einlebt, lebt er sich auch in seine Vorstellungs-, Gefühls- und Begriffswelt ein. Diese Welt trägt aber ein ganz bestimmtes nationales Gepräge, sie ist aus dem geistigen Leben dieses Volkes hervorgegangen. Die Muttersprache ist daher das erste und eines der festesten von den Banden, durch welche der Einzelne mit dem Leben seines Volkes verknüpft ist, der erste von den Canälen, durch welche der Geist dieses Volkes in ihn einströmt und sich seiner bemächtigt, und es gibt eben deshalb kaum etwas, das eine Nationalität so im Innersten verletzte und in ihrem Bestande gefährdete, wie die Unterdrückung ihrer nationalen Sprache. Selbst die Volkssprache der engeren Heimath, die Mundart, hat ihren eigenthümlichen Werth. Sie ist naturwüchsiger und origineller, als die Schriftsprache; diese ist immer ein Kunsterzeugniß, und wenn auch ein bestimmter Dialekt ihre Grundlage bildet, muß sie doch, um von allen anerkannt und gebraucht werden zu können, von der Eigenartigkeit dieser Grundlage manches aufgeben, und von den übrigen Mundarten der gleichen Sprache manches aufnehmen. So unentbehrlich aber eine solche über den einzelnen Dialekten stehende gemeinsame Sprache für ein Volk ist, und so gewiß jeder hinter der Bildung seiner Nation zurückbleibt, der sie nicht mündlich und schriftlich zu handhaben weiß, so vieles entgeht doch dem, welcher in keinem Dialekt heimisch ist; und wenn sich z. B. unsere deutschen Dialekte jemals auch für den Gebrauch der unteren Volksklassen und des täglichen Lebens vollständig verlieren könnten, so würde ebendamit auch für unsere Schriftsprache eine Quelle fortwährender Erfrischung und Verjüngung versiegen, aus welcher die ersten Meister derselben immer wieder geschöpft haben.

Eine andere Frage ist es, ob man wohl thut, wenn man die Kinder neben ihrer Muttersprache gleichzeitig noch eine zweite erlernen läßt. Es gibt freilich Umstände, unter denen sich dies von selbst macht. In Grenzprovinzen und Landes-

theilen von stark gemischter Bevölkerung, wo Jedermann zwei Sprachen zu beherrschen pflegt, hören die Kinder beide von Klein auf so häufig, daß sich ihr Nachahmungs- und Mittheilungstrieb auf beide zugleich richtet; und ebenso verhält es sich in solchen Familien, in denen wegen der verschiedenen Nationalität der Eltern oder aus anderweitigen Gründen der häusliche Verkehr ein doppelsprachiger ist. Auch wird niemand die Vortheile verkennen, die eine so frühzeitige Aneignung zweier Sprachen gewährt. Wem sie gelingt, der ist nicht allein für den Verkehr mit Angehörigen der fremden Nation von Hause aus mit dem Hilfsmittel versehen, das ein Anderer sich erst später mit Mühe erwerben muß; sondern die frühe Gewöhnung, in zwei Sprachen zu denken, wird auch jener Leichtigkeit, sich in neuen Verhältnissen zurechtzufinden, zu Gute kommen, die sich auch wirklich in verhältnißmäßig höherem Grade zu finden pflegt, wo verschiedene Sprachgebiete sich berühren. Allein diese Vortheile werden in der Regel mit erheblichen Nachtheilen erkauft werden. Das Erlernen seiner Muttersprache fordert von dem Kind für mehrere Jahre einen solchen Aufwand an geistiger Thätigkeit, daß es immer eine Ausnahme und ein Beweis besonderer sprachlicher Begabung sein wird, wenn es ohne Schaden für diese nächste Aufgabe gleichzeitig noch eine zweite Sprache zu erlernen vermag. Das Gewöhnliche kann nur das sein, was sich thatsächlich bei allen zweisprachigen Bevölkerungen findet, so weit nicht in der Folge durch einen methodischen Sprachunterricht Abhilfe geschafft wird: es erzeugt sich entweder jene widerwärtige, für ein gesundes Sprachgefühl unerträgliche Sprachmengerei, wie sie z. B. bei Deutschamerikanern der minder gebildeten Klassen und oft auch noch höher hinauf sich zu finden pflegt; oder es geht, wie an der westlichen Grenze des deutschen Sprachgebiets, in der Schweiz, dem Elsaß und Belgien: die Muttersprache wird nur als Dialekt gesprochen, die fremde gilt als die Sprache der Gebildeten, und die Masse derer, welche sich zu diesen zählen, entfremdet sich so dem Geistesleben und der Literatur ihres Volkes, ohne doch darum die des fremden in ihrer Eigenart sich lebendig aneignen zu können, oder von ihm als ebenbürtig anerkannt zu werden. Man gibt das Bürgerrecht in der eigenen geistigen Heimath auf, um sich dafür in der Fremde von den Brocken zu nähren, die man mit beleidigender Herablassung zugeworfen bekommt. Damit hängt aber noch ein Zweites und Wichtigeres zusammen: der Einfluß der Sprache auf die menschliche Gesammtbildung. In und mit der Sprache seines Volkes zieht auch der Geist desselben in den des Einzelnen ein: seine Weltvorstellung, seine ethischen, religiösen, ästhetischen Anschauungen, seine Denk- und Empfindungsweise, so weit diese in der Sprache ihren Ausdruck gefunden haben. Wird nun das Kind, während es eben durch Erlernung und Einübung seiner Muttersprache diese Einwirkung des nationalen Geistes in sich aufnehmen soll, gleichzeitig unter den Einfluß einer fremden Sprache und der in ihr zum Ausdruck gelangten Anschauungen gestellt, so kann die Folge keine andere sein, als Unsicherheit und Verwirrung, und es wird ihm in hohem Grad erschwert werden, für sich selbst mit der Zeit die Geschlossenheit des Charakters, die Eigenartigkeit seines Geistes- und Gemüthslebens zu gewinnen, deren zuverlässigste Grundlage gerade das bildet, was allen Gliedern eines Volkes als ein gemeinsam anerkanntes feststeht und von Anfang an in ihr Fleisch und Blut übergeht. Wenn es daher die Verhältnisse eines zweisprachigen Landes oder

Hauses mit sich bringen, daß die Kinder schon in den ersten Lebensjahren neben ihrer Muttersprache auch mit einer zweiten bis zu einem gewissen Grad bekannt werden, so sollte man doch, statt diese bequeme Gelegenheit zur Erlernung der fremden Sprache möglichst auszunützen, sie vielmehr nach Kräften auf die alltäglichen Dinge beschränken, alle erziehende und bildende Unterhaltung dagegen so lange ausschließlich in der Muttersprache führen, bis das Kind in dieser so fest und in seiner intellectuellen Entwicklung so weit fortgeschritten ist, daß ihm ein regelmäßiger Unterricht in der fremden Sprache ohne Schaden ertheilt werden kann. Ganz verkehrt ist es vollends, die Störung der natürlichen Geistesentwicklung dadurch ausdrücklich herbeizuführen, daß man dem Kinde, noch ehe es seiner Muttersprache einigermaßen Herr ist, von wälschen Erzieherinnen und Kindermädchen die fremde beibringen läßt. Das Beste dabei ist noch dieses, daß die Kinder das, was sie von der Bonne gelernt haben, in kürzester Zeit wieder zu vergessen pflegen, wenn nicht durch fortgesetzten Sprachunterricht für seine Erhaltung gesorgt wird; läßt man aber diesen ertheilen, so ist es viel zweckmäßiger, erst dann mit ihm zu beginnen, wenn die natürliche Vorbedingung dafür, der Besitz der Muttersprache, gesichert ist.

Es sei nur erlaubt, hier anzuführen, was einer unserer einsichtsvollsten Pädagogen, der früh verstorbene Theodor Waitz, schon vor mehr als dreißig Jahren über diesen Gegenstand bemerkt hat. Das Kind, verlangt er in einem sehr lesenswerthen Abschnitt seiner Pädagogik (2. Aufl. S. 257), solle keine fremde Sprache früher erlernen, als es sich die Muttersprache nicht allein gedächtnißmäßig, sondern auch gemüthlich angeeignet habe. „Abgesehen nämlich von der Ueberlastung des Gedächtnisses, welche offenbar durch die gleichzeitige Aneignung zweier Sprachen dem kleinen Kinde zugemuthet wird, ist es überhaupt eine oberflächliche Ansicht, die der Gemüthsbildung sehr gefährlich werden kann, wenn man die Sprache nur als eine Summe von äußeren Zeichen betrachtet, auf deren Verständniß und fertigen Gebrauch es allein ankomme. Dann wäre es freilich gleichgültig, welche Sprache das Kind zuerst, welche zuletzt erlernte und ob eine oder mehrere zugleich. Ist dagegen die Sprache erst das Mittel, die eigenen inneren Zustände allmälig abzuklären und zu verdeutlichen, zwingt sie dem Gemüthsleben einen bestimmten nationalen Typus auf, ertheilt sie der Auffassung des gesammten Lebens sowohl nach der religiösen und sittlichen als nach der ästhetischen und geselligen Seite hin eine bestimmte Färbung, die mit ihr und durch sie in das Gemüth des Kindes eingeht, so kann es keine gleichgültige Sache sein, ob das Gemüthsleben des Kindes zuerst in einer Sprache vollkommen heimisch werde, oder ob man es trotz des Widerstrebens der Natur sogleich in zwei verschiedene hineinpresse. Daß im letzteren Falle theils mannigfaltige Schwankungen in der Begriffsbildung, theils Zwitterbildungen der Gefühle eintreten werden, welche insbesondere die Consolidirung des Charakters erschweren, liegt am Tage. Zum Glück bekommt in der Praxis nach kurzer Zeit die eine Sprache beim Kinde doch das Uebergewicht über die andere, das Kind behält nicht zwei Muttersprachen, sondern wirft die eine als lästige Fessel bei Seite: die Natur hilft sich selbst und sucht wenigstens theilweise wieder gut zu machen, was Menschenwitz verdorben hat."

VI.

Wenn die Muttersprache lediglich durch Nachahmung und Uebung erlernt wird, und wenn auch andere Sprachen auf diesem Wege erlernt werden können, so handelt es sich bei dem methodischen Sprachunterricht, wie er auf unsern höheren Lehranstalten ertheilt wird, an erster Stelle nicht um die Uebung im Sprechen, welche vielmehr bei den todten Sprachen gar nicht oder nur ganz nebenher ins Auge gefaßt wird, sondern um das wissenschaftliche Verständniß der Sprache als solcher, so weit dieses den Altersstufen zugänglich ist, denen dieser Unterricht ertheilt wird. Der Schüler soll durch denselben nicht bloß in den Stand gesetzt werden, die Worte, die er vernimmt, auf die Vorstellungen zu beziehen, als deren Zeichen sie nun einmal gelten, und seine eigenen Vorstellungen in diese ihm überlieferten Formen zu kleiden; er soll vielmehr den Weg, auf dem das System der sprachlichen Bezeichnung zu Stande kommt, mit Bewußtsein zurücklegen, er soll es verstehen lernen, wie die Sprache aus ihren Elementen nach festen Regeln sich aufbaut, er soll in den Stand gesetzt werden, diese Regeln mit Sicherheit anzuwenden, nicht allein richtig zu schreiben und zu sprechen, sondern auch zu wissen, warum er sich so ausdrückt und nicht anders. Dazu ist aber eine doppelte Bearbeitung des Sprachstoffes nöthig, eine analytische und eine synthetische. Der Schüler soll die verschiedenen Bedeutungen der Wörter, die unter Einem Ausdruck zusammengefaßten und dadurch mit einander scheinbar verschmolzenen Begriffe unterscheiden, er soll aber auch ihre Herkunft aus derselben Grundbedeutung kennen lernen, die Verknüpfung der Vorstellungen, durch welche sich die eine Bedeutung der anderen angereiht hat, in allen ihren uns oft auffallenden Uebergängen und Sprüngen innerlich nachbilden lernen. Er soll dazu angeleitet werden, die Redetheile, die im thatsächlichen Gebrauch der Sprache mit einander verknüpft und nur in dieser Verknüpfung gegeben sind, auseinanderzulegen, jeden für sich nach seinem eigenthümlichen Charakter zu betrachten, die Geschlechtsunterschiede, die Zeichen der Steigerung und Verkleinerung, die aus der Declination und Conjugation sich ergebenden Wortformen in ihrer Bedeutung zu verstehen, die Sätze in ihre einfachsten Bestandtheile zu zerlegen und aus ihnen regelrecht zusammenzusetzen. Die Sprache soll, mit Einem Wort, durch diesen methodischen Unterricht aus etwas Unbewußtem in ein Bewußtes, aus einer gewohnheitsmäßigen Fertigkeit in eine Kunst, ein von bestimmten Regeln geleitetes Verfahren verwandelt werden.

Es ist nun leicht zu sehen, welchen Werth diese methodische Einführung in die Technik der Sprache schon für den praktischen Zweck ihres richtigen Gebrauchs hat. Mehr darf man allerdings in dieser Beziehung nicht von ihr erwarten, als der theoretische Unterricht überhaupt für die Praxis zu leisten vermag. Die Grammatik schafft so wenig einen großen Stilisten, als die Aesthetik einen großen Künstler. Weder die natürliche Begabung noch die Uebung kann durch die bloße Kenntniß der Regeln ersetzt werden. Aber beide bedürfen dieser Kenntniß zur Leitung und Sicherung ihres Verfahrens. Sprechen lernt man freilich nicht erst in der Schule, aber richtig zu sprechen und zu schreiben wird denen meist sehr schwer, die nie einen regelrechten Sprachunterricht genossen haben; und auch das ausgesprochenste stilistische Talent ist vor Verstößen nicht geschützt, wenn nicht

die Einsicht in den Bau und die Gesetze der Sprache das Sprachgefühl läutert und befestigt und mit Sicherheit unterscheiden lehrt, was in einer Sprache gewagt werden kann, und was ihrer Natur widerstreitet. Wichtiger aber, als dieser praktische Nutzen des wissenschaftlichen Sprachunterrichts, ist für uns sein Einfluß auf die allgemeine, formale Ausbildung des Verstandes. Das Wort ist der Leib des Gedankens, die Sprache das ursprünglichste, unentbehrlichste, vollkommenste Werkzeug des denkenden Geistes. Indem der Mensch sprechen lernt, lernt er denken; indem er die Sprache analysirt, ihre Gesetze sich klar macht und sie mit deutlichem Bewußtsein anwendet, lernt er seine Begriffe unterscheiden und verknüpfen, er erhält ein Bild von den verschiedenartigen Beziehungen, in denen sie zu einander treten können, von dem vielgestaltigen Verhältniß der Gedanken, das in den Formen der Satzbildung sich ausprägt. Die Grammatik ist die erste Schule der Logik; und ist auch das Logische hier noch an seinen sprachlichen Ausdruck gebunden, wird man sich auch der Denkformen nur in dem Maße bewußt, wie sie in den Sprachformen zur Darstellung gelangen, so hat doch auch schon diese erste Orientirung über seine eigene Thätigkeit auf die Ausbildung des denkenden Geistes einen Einfluß, dessen durchgreifende Bedeutung freilich nur Solchen ganz verständlich sein kann, die eben selbst eine philologische Bildung erhalten haben, auch von ihnen aber nicht selten gerade deshalb unterschätzt wird, weil ihnen durch dieselbe Vieles so in Fleisch und Blut übergegangen, zu einer für sie so selbstverständlichen Voraussetzung geworden ist, daß sie gar nicht mehr fragen, wem sie es zu verdanken haben. Wer es sich deutlich machen will, wie werthvoll und unentbehrlich diese Schulung des Denkens ist, der sehe auf solche, denen sie fehlt, und er wird leicht bemerken können, welche Mühe es z. B. die Knaben anfangs kostet, bis sie auch nur die einfachsten logischen Unterschiede und Beziehungen, wie die von Subject und Prädicat, Subject und Object, adverbialer und adjectivischer Bestimmung, sich so klar gemacht haben, um sie mit voller Sicherheit zu handhaben, wie lang es vollends dauert, bis sie etwas feinere und verwickeltere syntaktische Regeln begreifen; wie auch unter den Erwachsenen Leute, denen es weder an technischem Geschick noch an praktischem Verstand fehlt, nicht selten durch auffallende grammatische Incorrectheiten und Unbehilflichkeiten beweisen, wie sehr ihren Gedanken die elementarste logische Disciplin abgeht; wie selbst in einem so aufgeweckten, klugen und redegewandten Volk, wie die Griechen, noch zur Zeit des Plato und Aristoteles die Mehrzahl der Gebildeten durch Sophismen in Verlegenheit gesetzt werden konnte, die so vollständig auf falscher Construction oder Verwechslung gleichlautender Wortformen beruhen, daß man sie heutzutage keinem leidlich geschulten Tertianer für etwas Anderes als schlechte Scherze verkaufen könnte. Man hat nun nicht selten geglaubt, dieser formal bildende Einfluß des Sprachunterrichts ließe sich auch durch irgend ein anderes Fach erreichen, das die Verstandeskräfte in Anspruch nimmt und übt; und man hat hiefür insbesondere die Mathematik vorgeschlagen, deren Vorzug vor dem humanistischen Unterricht nicht bloß auf der Strenge und Sicherheit ihres Verfahrens, sondern namentlich auch darauf beruhen soll, daß sie als das unentbehrliche Hilfsmittel des technischen und naturwissenschaftlichen Wissens einen unvergleichlich höheren praktischen Werth habe, als das Studium der

Sprachen, namentlich derjenigen, die nur noch in Schriften fortleben. Und wenn es sich nur darum handelte, eine Ergänzung des philologischen Unterrichts durch den mathematischen zu verlangen, so würde niemand widersprechen. Die Nothwendigkeit einer solchen ist heutzutage thatsächlich wie grundsätzlich so allgemein anerkannt, daß darüber kein Streit ist. Meint man dagegen, der philologische Unterricht ließe sich als allgemein wissenschaftliches Bildungsmittel durch den mathematischen ersetzen, so liefert man damit nur den Beweis, daß man keinen klaren Begriff von dem hat, was der eine und der andere leisten kann und leisten soll. Die Mathematik ist ja ein unschätzbares Werkzeug für die wissenschaftliche Erforschung und die technische Beherrschung der Natur, und der Unterricht in derselben gewöhnt an eine Genauigkeit der Begriffe und eine Sicherheit der Beweisführung, die sich in keiner anderen Wissenschaft so, wie hier, findet. Aber er gewöhnt daran eben nur für das Gebiet, welches allein so exakter Bestimmung und Messung fähig ist, das der Zahlen, der Raumgrößen und der Bewegung. Um von der Mathematik auch für die Behandlung solcher Gegenstände, auf welche das mathematische Verfahren nicht unmittelbar anwendbar ist, Strenge des Verfahrens und Schärfe der Begriffe zu lernen, dazu gehört schon eine Uebung und Selbständigkeit des Denkens, welche sich von jungen Leuten selbst dann nicht erwarten läßt, wenn ihnen der mathematische Unterricht in einem höheren und weniger auf die nächsten Aufgaben beschränkten Sinn ertheilt wird, als dies leider nur zu oft der Fall ist; wenn er nicht bloß auf die gedächtnißmäßige Mittheilung von Kenntnissen und die gewohnheitsmäßige Einübung bestimmter Methoden, sondern auch auf die Erzeugung der Einsicht in ihre Gründe ausgeht. Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit dem Sprachunterricht. Da die Sprache das allgemeine Werkzeug des Denkens überhaupt ist, lernt man durch denselben nicht bloß, die Denkthätigkeit auf ein bestimmtes und ziemlich eng begrenztes Gebiet methodisch anwenden, sondern man lernt in und mit den Elementen der Sprache auch die der Denkthätigkeit kennen, alle Denkoperationen, welche in der Sprache zum Ausdruck kommen, welches auch der Gegenstand sei, mit dem sie es zu thun haben, nach festen Regeln mit Sicherheit vollziehen. Die Mathematik zieht, als ein Muster deductiver Wissenschaft, aus gewissen Voraussetzungen die Folgerungen, die sich nach allen Seiten hin aus ihnen ergeben; aber diese Voraussetzungen beziehen sich nur auf die einfachsten und allgemeinsten Bedingungen des zeitlich-räumlichen Daseins. Die Sprachkunde nöthigt ihren Schüler, alle die verschiedenartigen Begriffe, welche in die Worte gelegt sind, aus ihrer Umhüllung herauszuschälen und allen ihren Verbindungen nachzugehen; sie leistet ihm diesen Dienst namentlich auch hinsichtlich derjenigen Begriffe, welche sich auf unser inneres Leben beziehen und von den Thatsachen desselben abstrahirt sind, der sittlichen, religiösen, logischen, psychologischen und ästhetischen. Gerade diese Begriffe sind es aber, deren Aufklärung die Erziehung des Menschen zur Humanität, das, was wir Geistesbildung nennen, zwar freilich für sich allein nicht hervorbringen wird, aber doch vom höchsten Werth für sie ist, weil sie den Menschen als solchen, in der ihm eigenthümlichen geistigen Thätigkeit angeht; und es ist schon insofern nicht ohne Grund, wenn man diejenigen Studien, deren allgemeine Grundlage die Philologie ist, die humanistischen nennt. Diese Be-

zeichnung ist aber auch deshalb berechtigt, weil uns die Sprachkunde nicht allein den Zutritt zu den Urkunden öffnet, auf denen unsere Kenntniß vergangener Zeiten und entlegener Völker, die Verknüpfung unseres Geisteslebens mit dem ihrigen, das geschichtliche Selbstbewußtsein der Menschheit beruht, sondern weil auch das Erlernen einer Sprache, zweckmäßig geleitet, unmittelbar durch sich selbst zur Kenntniß ihrer Literatur und Poesie, und eben damit zur Kenntniß eines Ausschnittes aus dem unermeßlichen Gebiete der menschlichen Cultur hinführt. Wenn daher hervorragende akademische Vertreter der Naturwissenschaften und der Mathematik auf Grund vieljähriger Erfahrung sogar hinsichtlich dieser Fächer erklärt haben, von ihren Schülern seien diejenigen, welche eine gründlichere philologische Vorbildung besitzen, im Durchschnitt den andern, selbst wenn diese mehr mathematische und physikalische Kenntnisse zur Universität mitbringen, doch an Selbständigkeit des Denkens überlegen und den schwierigeren Aufgaben der späteren Semester besser gewachsen, so wird noch mehr von den Geisteswissenschaften und den Gegenständen, womit sie es zu thun haben, behauptet werden müssen, daß eine fruchtbare Beschäftigung mit denselben nur erschwert werden würde, wenn auf unseren Gymnasien das gegenwärtig bestehende Verhältniß des philologischen Unterrichts zum mathematischen umgekehrt würde.

Es könnte nun beim ersten Anblick vielleicht das Zweckmäßigste scheinen, daß zur allgemeinen Grundlage für diesen Sprachunterricht die Muttersprache der Schüler gewählt werde, da sich ihnen die grammatischen Regeln in dieser am leichtesten an einem Stoff, den sie schon kennen, zur Anschauung bringen und Beispiele derselben von ihnen selbst finden lassen. In der Wirklichkeit verhält es sich aber doch nicht so. Und zwar zunächst schon deshalb, weil die Kinder gerade für die Grammatik der Muttersprache das geringste Interesse zu haben pflegen. Für den wissenschaftlichen Sprachforscher hat diese allerdings einen eigenthümlichen Reiz; dem Knaben dagegen leuchtet es nicht ebenso ein, weshalb er auf diesem mühseligen Weg erlernen solle, was er in der Hauptsache schon zu wissen glaubt. Wenn man ihn in einer fremden Sprache unterrichtet, so begreift er, daß er dadurch befähigt werden soll, diese Sprache zu sprechen oder die in ihr verfaßten Schriften zu lesen; er sieht sich durch jeden Fortschritt in derselben diesem Ziel näher gebracht, empfindet ihn als eine Vermehrung seines Könnens. Dieses selbst jedoch hat seine tieferen, in der Natur der Sache liegenden Gründe. Der Werth eines methodischen, grammatischen Sprachunterrichts für die Ausbildung des Verstandes beruht, wie wir gesehen haben, wesentlich darauf, daß der Schüler durch denselben dazu gebracht wird, die geistigen Thätigkeiten, deren Ausdruck und Erzeugniß die Sprache ist, mit Bewußtsein, unter Vergegenwärtigung der für sie geltenden Regeln, mit deutlicher Unterscheidung ihrer einzelnen Elemente, zu vollziehen. Dazu ist er aber in ganz anderer Weise genöthigt, wenn die Kenntniß der Sprachformen und Regeln ihn erst in den Stand setzt, eine Sprache zu verstehen und zu gebrauchen, als wenn diese Kenntniß bloß nachträglich zu einer auf anderem Weg erworbenen Fertigkeit im Gebrauch derselben hinzukommt. Wie wir ferner von jedem Gegenstand nur dadurch eine deutliche Vorstellung erhalten, daß wir ihn mit andern vergleichen und uns vergegenwärtigen, was er mit ihnen gemein hat und wodurch

er sich von ihnen unterscheidet, so gilt dies auch von der Sprache. Der Bau und die Eigenthümlichkeit unserer eigenen Sprache wird uns nur durch die Vergleichung mit anderen deutlich; und sie ist es auch allein, durch welche wir die allgemeinen, in jeder Sprache irgendwie zum Ausdruck kommenden Gedanken und Gedankenbeziehungen von den Wörtern, Wortformen und Wortverbindungen unterscheiden lernen, mit denen sie in einer bestimmten Sprache für den, der nur diese gewohnheitsmäßig erlernt hat, ununterscheidbar verschmolzen sind. Nur durch sie wird uns die Grammatik zu einer Schule der Logik. Die methodische Erlernung einer fremden Sprache leistet daher selbst für das grammatische Verständniß der Muttersprache mehr, als sich durch den Unterricht in der letztern ohne den gleichzeitigen in einer fremden erreichen läßt; und für den Zweck der allgemeinen Verstandesbildung ist sie deshalb ungleich geeigneter, weil sie den Schüler in weit höherem Grad, als jener, dazu nöthigt, von den Worten auf die Begriffe, von der bloßen Gewohnheit auf die Regeln zurückzugehen.

„Doch dem mag immer so sein," sagt man; „aber wenn auch eine oder ein paar fremde Sprachen gelernt werden müssen, warum wählt man dazu gerade solche, mit denen die meisten in ihrem späteren Leben so gut wie nichts anfangen können, die sie daher sofort nach dem Abgang von der Schule möglichst rasch wieder vergessen? Warum nicht statt des Lateinischen Französisch, statt des Griechischen Englisch, was die Schüler später ja doch lernen müssen, oder wenigstens diese neueren Sprachen an erster Stelle, das Latein erst an zweiter, und das Griechische fakultativ für solche, die diese Liebhaberei haben? Die wenigsten von unseren jungen Leuten wollen ja die classische Philologie zu ihrem Lebensberuf machen, und wenn erst das neue Unterrichtssystem eingeführt ist, wird es deren noch viel weniger geben; wozu nun alle andern mit den Vocabeln und grammatikalischen Regeln von Sprachen belasten, die schon längst niemand mehr spricht und außer einigen Specialfächern auch niemand mehr schreibt?"

Die meisten von denen, welche so reden (und es sind deren ja heutzutage nicht wenige und laut genug lassen sie sich gleichfalls vernehmen), scheinen nun freilich in ihrem Theil an dem „alten philologischen Kram", den sie von der Schule mitgebracht haben, nicht so schwer zu tragen, daß sie eine besondere Veranlassung hätten, sich über diese Bürde zu beklagen; und wenn uns ein ausgezeichneter Naturforscher unlängst in diesen Blättern den Rath gab, den „mittelalterlichen Standpunkt" der humanistischen Gymnasien endlich einmal zu verlassen, hat er sich bei der Wahl dieser Bezeichnung schwerlich daran erinnert, daß gerade die classische Philologie das ganze Mittelalter hindurch vollkommen brach lag, daß ihre Wiederbelebung der mittelalterlichen Bildungsform einen tödtlichen Stoß versetzte, daß sie der Wissenschaft unserer Zeit, mit Einschluß der Naturwissenschaft, den Boden bereitete, daß nicht die Anhänger des Alten, sondern die Reformatoren und Humanisten des 16. Jahrhunderts sie pflegten und empfahlen, daß man vollends den Begründern der heutigen Alterthumswissenschaft und des heutigen philologischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten alles andere eher vorwerfen kann, als eine Vorliebe für mittelalterliche Anschauungen. Mit diesen hat daher das Unterrichtssystem unserer humanistischen Lehranstalten nichts zu schaffen. Damit ist nun allerdings noch nicht bewiesen, daß es den Bedürfnissen unserer Zeit in jeder Beziehung entspricht. Und wenn es beim Jugend-

unterricht nur darauf ankäme, den Schülern möglichst rasch eine Anzahl von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, die sie im Geschäfts- und Verkehrsleben unmittelbar verwerthen können, so möchte man vielleicht das Bedauern darüber theilen, daß unsere Jungen einen so großen Theil ihrer Zeit auf das Erlernen von Sprachen verwenden, von welchen die wenigsten von ihnen jemals einen praktischen Gebrauch machen werden. Anders stellt sich die Sache, wenn man die wesentliche Aufgabe der Gymnasien darin sucht, daß sie ihre Zöglinge nicht bloß mit den Kenntnissen, sondern auch mit der Geistesbildung ausrüsten, deren sie für die höheren wissenschaftlichen Studien und für diejenigen Berufsarten bedürfen, auf welche sie sich dereinst durch solche wissenschaftliche Studien vorbereiten sollen. Um diesem Zweck zu entsprechen, müßte der Unterricht in den neueren Sprachen nach derselben Methode ertheilt werden, die sich hinsichtlich der alten bewährt hat. Man dürfte sich nicht damit begnügen, daß man die Schüler in den Stand setzt, die fremde Sprache mündlich und schriftlich gewandt und richtig zu gebrauchen; sondern wenn der allgemein bildende Einfluß des Sprachstudiums zu seinem Recht kommen sollte, müßte man sie in das grammatische und lexikalische Verständniß derselben ebenso tief einführen, wie man dies jetzt beim Unterricht in den alten Sprachen sich zum Ziel setzt. Dann würde man aber wohl bald finden, daß die Zeitersparniß, welche man sich von der Zurücksetzung der letzteren gegen die lebenden Sprachen verspricht, gar nicht so groß wäre, wie man sich dies wohl vorstellt. Wer mit der lateinischen und griechischen Grammatik vertraut ist, der wird sich in derjenigen der romanischen und germanischen Sprachen mit geringer Mühe zurechtfinden; wer Deutsch und Latein kann, der wird den Wortvorrath derselben seinem Gedächtniß ungleich schneller und fester einprägen, als ein Anderer, weil ihm die meisten Wurzeln und ihre Bedeutungen schon bekannt sind. Ein erheblicher Theil der Zeit, welche den alten Sprachen gewidmet wird, kommt daher auch dem Unterricht in den neueren zu gute: die classische Philologie legt den Grund für die moderne, und das Latein insbesondere ist für einen wissenschaftlichen Betrieb der letzteren so unentbehrlich, daß es ganz unbegreiflich ist, wie Männer vom Fach es für zulässig halten konnten, den Unterricht in den neueren Sprachen, selbst an höheren Lehranstalten, in die Hand von Leuten zu legen, von denen keinerlei Nachweis dafür verlangt wird, daß sie mit einer Sprache, von der alle romanischen direct abstammen, die englische mittelbar einen sehr bedeutenden Einfluß erfahren hat, sich hinreichend bekannt gemacht haben.

Die entscheidenden Gründe gegen den Vorschlag, das Studium der alten Sprachen durch das der neueren zu ersetzen, liegen aber darin, daß jenes für die formale Bildung mehr leistet als dieses, und daß es allein uns die lebendige Kenntniß einer Cultur ermöglicht, von der sich die unsrige in gerader Linie herleitet und an der sie sich immer neu zu erfrischen hat. Die lateinische Grammatik ist durch ihre Strenge und Folgerichtigkeit ein eben so vorzügliches Werkzeug für die allgemeine Schulung des Denkens, wie es das römische Recht für die Schulung des juristischen Denkens ist; und sie läßt sich in dieser Beziehung durch die einer beliebigen neueren Sprache so wenig ersetzen, als sich die Pandekten durch den Code Napoléon ersetzen lassen. Die griechische Sprache vereinigt mit

der durchgebildeten Klarheit ihres logisch-grammatischen Aufbaus einen Reichthum, eine Beweglichkeit, eine Fähigkeit, sich jedem Bedürfniß des sprachlichen Ausdrucks anzupassen, eine Fülle und Durchsichtigkeit der Satzbildung, einen Wohllaut, womit sie ebenso einzig dasteht, wie die griechische Kunst mit ihrer Classicität. Alle die Geistesthätigkeiten und Kräfte, welche die Sprachschöpfung in Anspruch nimmt und das Sprachstudium ausbildet, werden von ihr gleichmäßig angeregt; die klarste Auffassung der uns umgebenden Welt, die feinste Beobachtung des menschlichen Lebens spiegelt sich in ihr ab, und sie ist ebenso reich an den Mitteln zur scharfen Bezeichnung von Gedankenverbindungen und Begriffen, wie an Ausdrücken für ästhetische Anschauungen, sittliche Eigenschaften und Verhältnisse, innere Vorgänge und Gemüthszustände. Und gerade der Umstand, welcher in den Augen unserer pädagogischen Utilitarier den hauptsächlichsten Vorwurf gegen das Erlernen der alten Sprachen begründet, daß es nämlich keinen unmittelbar praktischen Zweck habe, — gerade dieser Umstand gibt ihm einen besonderen Werth für den Zweck der allgemeinen Bildung. Der Unterricht in den neueren Sprachen, so weit er auf der Schule ertheilt wird, findet seinen natürlichen Abschluß doch immer darin, daß er den Schüler in den Stand setzt, sie zu sprechen und zu schreiben, und dieses Ziel wird dem Lernenden fast ausnahmslos, in der Regel aber auch dem Lehrer, als das vorschweben, worauf der ganze Unterricht zu beziehen, an dessen möglichst vollkommener Erreichung sein Werth zu messen ist. Ebendeshalb aber wird bei demselben gerade dem, was der allgemeinen Verstandesbildung vorzugsweise zu gute kommt, dem Logischen, Grammatischen und Etymologischen, nicht die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt werden, wie da, wo nicht der Gebrauch, sondern das Verständniß der Sprache der Zweck ist, für den man sie erlernt; man wird weit eher geneigt sein, sich damit zu begnügen, daß man weiß, wie man es zu machen hat, wenn man auch nicht weiß, warum es so zu machen ist. Nun lernt man freilich auch die alten Sprachen nicht bloß, um sie zu kennen, sondern um vermittelst dieser Kenntniß die alten Schriftsteller zu lesen; und nur dieser Zweck ihrer Erlernung ist den Knaben selbst verständlich, was dieselbe sonst leistet, würde man ihnen umsonst begreiflich zu machen versuchen; man thut indessen wohl daran, wenn man dies gar nicht versucht, sondern sie ihre Geisteskräfte an einer Arbeit üben läßt, deren nächste Aufgabe sie begreifen, während die tiefere einer allgemeinen Geistesgymnastik ihnen noch zu ferne liegt. Demselben Zweck dient aber für sein Gebiet auch der Unterricht in den neueren Sprachen, nur daß er damit den weiteren, sie reden und schreiben zu lernen, verbindet; und insofern könnte es scheinen, es sei in dieser Beziehung zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied. Allein diejenigen unter den neueren Sprachen, um die es sich beim Schulunterricht allein handeln kann, stehen alle dem Deutschen weit näher, als das Griechische und Lateinische. Sie nöthigen daher den Schüler nicht in dem gleichen Grade, wie diese, das, was er aus der fremden Sprache in die eigene oder aus dieser in jene übertragen soll, durch grammatische und logische Analyse sich deutlich zu machen, sie legen es ihm weit näher, sich mit dem mechanischeren Verfahren zu begnügen, das in einer bloßen Vertauschung der einzelnen Worte mit solchen der anderen Sprache besteht. Für den Zweck einer grundlegenden allgemeinen Sprach-

und Denkbildung eignen sie sich daher gerade deswegen besser, als die lebenden Sprachen, weil sie mehr Abstraction von dem Gewohnten, eine bestimmtere Anknüpfung des Einzelnen an die allgemeinen Regeln, eine angestrengtere Denkthätigkeit verlangen.

Ebenso werthvoll ist aber die Kenntniß dieser Sprachen für Jeden, der sich eine höhere wissenschaftliche Bildung erwerben will, auch deshalb, weil sie allein uns das volle Verständniß des classischen Alterthums möglich macht. So selbstgenügsam auch manche in dem Bewußtsein, wie wir es jetzt so herrlich weit gebracht, auf die dürftige Naturkenntniß, die unvollkommenen wissenschaftlichen Methoden, die verkehrten und beschränkten Vorstellungen der Alten herabsehen, so fest sie überzeugt sind, daß es sich nicht verlohne, sich Jahre lang mit der Erklärung von Schriften zu quälen, aus denen wir ja doch nichts mehr lernen können, so wenig lassen sich trotz alledem die zwei Thatsachen aus der Welt schaffen, daß das Geistesleben der Alten zu dem unsrigen den Grund gelegt hat, und daß es auch an sich selbst Bildungselemente enthält, deren Werth ein so hoher ist, daß ihre Vernachlässigung auf unsern ganzen Culturzustand verhängnißvoll zurückwirken müßte. Um die heutige Wissenschaft und Bildung wirklich zu verstehen, ihre Aufgaben und Leistungen richtig zu würdigen, muß man sie auch bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen im Stande sein; und wenn sich dieses Bedürfniß nicht auf allen Gebieten gleich stark geltend macht, darf sich doch keines seiner Anerkennung gänzlich entziehen. Schon ihre Terminologie hat die heutige Wissenschaft großentheils von den Griechen übernommen oder aus griechischen Wurzeln gebildet, und es ist ungemein schwierig und zeitraubend, sie solchen begreiflich zu machen, denen die Sprache fremd ist, aus der sie herstammt. Aber auch unsere wissenschaftlichen Begriffe, unsere ethischen und ästhetischen Anschauungen, unsere Kunstformen stehen mit denen des classischen Alterthums in einem so engen Zusammenhang, daß Vieles darin dem unverständlich bleiben muß, der mit jenem unbekannt ist. Noch wichtiger aber ist es, daß wenigstens der Theil unserer Nation, den eine höhere wissenschaftliche Ausbildung in den Stand setzen soll, ihre Führung zu übernehmen — und dafür vorzubereiten ist die Aufgabe unserer Gymnasien und Universitäten, — daß dieser Theil unserer Nation in den Geist des classischen Alterthums tief genug eindringe, um die unerschöpflichen Schätze benützen und für unser Volksleben fruchtbar machen zu können, welche die Künstler, die Dichter, die Redner, die Geschichtschreiber, die Philosophen Griechenlands und Roms uns hinterlassen haben, um insbesondere das Geistesleben eines Volkes, dessen Bildung so einzig und in ihrer Art unerreicht dasteht, wie die des hellenischen, eines Volkes, das mit dem gesundesten Realismus die Gabe verband, Alles in der Welt zu durchgeistigen und mit dem Hauche der Schönheit zu beleben, durch eigene Anschauung, nicht bloß aus zweiter und dritter Hand in sich aufzunehmen. Daß dies aber nur in sehr unvollkommener Weise möglich ist, wenn man die Sprache dieses Volkes nicht kennt, braucht nach allem früher Erörterten hier nicht noch einmal ausführlich bewiesen zu werden. Köpfe von hervorragender Bedeutung wissen freilich bisweilen auch bei fragmentarischer und durch Uebersetzungen vermittelter Kenntniß einer fremden Literatur in den Geist, aus dem sie hervorging, wenn er dem ihrigen wahlverwandt ist, mit überraschender Leichtigkeit einzudringen. Allein daraus folgt nicht, daß ihnen

dies bei umfassenderer und selbständigerer Kenntniß derselben nicht noch besser gelungen wäre; namentlich aber nicht, daß man das, was ein- oder zweimal in seltenen Fällen geschehen ist, zur allgemeinen Regel machen darf. Ein Schiller war allerdings in der griechischen Sprache nicht sehr bewandert[1]), und er ist dennoch mit hellenischem Geiste getränkt. Aber er selbst hat jenen Mangel seiner Jugendbildung lebhaft beklagt; und wenn er „die Götter Griechenlands" und „die Braut von Messina" gedichtet hat, ohne viel Griechisch zu können, so hat er auch im „Taucher" die Wunder des Meeres und im „Tell" die Gebirgsnatur der Schweiz mit lebendigster Anschaulichkeit geschildert, ohne das Meer oder das Hochgebirge jemals gesehen zu haben. So wenig man aus dem letzteren Beispiel schließen kann, daß es unnöthig ist, die Welt mit eigenen Augen zu sehen, eben so wenig kann man mit dem andern beweisen, daß für den, dem es um classische Bildung zu thun ist, die Kenntniß der griechischen Sprache entbehrlich sei. Werden ferner auch Viele nach dem Abgang von der Schule die Beschäftigung mit den griechischen, Manche auch die mit den lateinischen Schriftstellern aufgeben, so findet man doch nicht allein unter den Philologen, von denen sich dies von selbst versteht, den Historikern und den Theologen, sondern auch unter den Naturforschern, Mathematikern, Juristen und Aerzten nicht wenige Männer, die sich das Interesse für die alte Literatur dauernd bewahrt haben, und nicht bloß ihren Tacitus oder Horaz, sondern auch ihren Homer und Sophokles, ihren Herodot, Thucydides und Demosthenes, vielleicht auch Plato oder Aristoteles im Original zur Hand nehmen. Und auch die, welche dies nicht thun, werden doch, wenn sie ihre Gymnasialstudien mit einigem Eifer betrieben haben, durch dieselben in den Stand gesetzt sein, theils die alten Schriftsteller selbst in Uebersetzungen, theils die neueren Werke, die auf ihren Schultern ruhen oder die sich mit dem classischen Alterthum beschäftigen, und ebenso die Denkmäler der alten Kunst in ganz anderer Weise zu verstehen und zu genießen, als sie dies ohne jene Schule vermöchten.

Allein die Gymnasien sind überhaupt nicht dazu da, daß die jungen Leute in ihnen das lernen, wovon sie später ihr Lebenlang Gebrauch machen werden. Wenn dieses ihr einziger Zweck wäre, müßten sie sich in unbestimmt viele Vorschulen für einzelne Specialfächer auflösen. Die Algebra und die Stereometrie wird auch von den Wenigsten nach ihrer Schulzeit noch getrieben; man hält es aber deshalb doch nicht für unnütz, sie auf der Schule zu lehren. Und ebenso verhält es sich mit allen Gymnasialfächern ohne Ausnahme: je höher sich der Unterricht in denselben über die ersten Anfangsgründe erhebt, um so mehr wird darin vorkommen, was die Mehrzahl der Schüler in ihrem späteren Leben anzuwenden keine besondere Veranlassung hat, was daher die Meisten liegen lassen und in seinen Einzelheiten mit der Zeit vergessen. Auch die neueren Sprachen machen davon keine Ausnahme. Der Prediger auf dem Lande braucht die todten Sprachen, in denen die biblischen Schriften verfaßt sind, für seinen Beruf viel nöthiger, als lebende Fremdsprachen, die in seiner Gemeinde Niemand versteht.

[1]) Aber doch war er derselben nicht so unkundig, wie man oft meint: in der Karlsakademie hatte er 1773 als vierzehnjähriger Knabe den ersten Preis im Griechischen erhalten.

Selbst in kleineren Städten, wenn sie nicht gerade in einer Grenzprovinz liegen, wird der Beamte, der Rechtsanwalt, der Prediger, der Arzt in der Regel ohne sie auskommen. Soll man sie aber deshalb aus dem Lehrplan unserer Gymnasien streichen? Man müßte es thun, wenn die Gymnasien nur das zu lehren hätten, was die sämmtlichen Schüler für ihre späteren Berufsfächer nöthig haben. Aber ihre Aufgabe ist eine andere und höhere. Sie sollen zu derjenigen allgemeinen Bildung hinführen, welche von aller wissenschaftlichen Berufsbildung, als ihre gemeinsame Grundlage vorausgesetzt wird; und gerade die Gleichartigkeit dieser Vorbildung für alle die verschiedenen Fächer, in welche die Wissenschaft unserer Tage auseinandergeht, ist eine von den werthvollsten Bürgschaften für die Einheit des geistigen Lebens in unserem Volke; für den erfolgreichen Betrieb der Universitätsstudien selbst ist sie so unentbehrlich, daß nur die äußerste Oberflächlichkeit auf den Einfall kommen konnte, die Universitätsvorlesungen ließen sich so einrichten, daß sie für junge Leute, deren Vorbereitungsunterricht auf verschiedenartige Zwecke berechnet, nach verschiedenen und unvereinbaren Gesichtspunkten organisirt war, gleich gut passen: man könne z. B. die beschreibenden Naturwissenschaften so behandeln, daß diejenigen, denen ihre Terminologie sprachlich verständlich ist, und die, denen sie dies nicht ist, gleich viel davon haben, über die Geschichte der alten Philosophie, oder die Einwirkung der griechischen Kunst und Literatur auf die neuere, Vorträge halten, die Zuhörern, welche kein griechisches Wort kennen, keinen griechischen Dichter oder Prosaiker gelesen, von griechischer Geschichte, Mythologie u. s. w. nichts oder so gut wie nichts gehört haben, ebenso viel bieten und ihrem Bedürfniß ebenso entsprechen, wie dem Solcher, die man in allen diesen Dingen viele Jahre lang unterrichtet hat. Aber gerade die Jugend*bildung* wird von Vielen mit dem bloßen *Lernen* verwechselt. Sie haben sich nicht klar gemacht, daß es sich bei jener nicht darum handelt, sich eine Anzahl bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten für Zeitlebens einzuprägen, daß ihre Aufgabe vielmehr *die* ist, die Geisteskräfte möglichst allseitig zu üben und zu entwickeln, den Sinn und das Verständniß für alles Das zu wecken, was dem Leben des Menschen einen Werth gibt und es ihm erleichtert, sich in der Welt zurechtzufinden, daß für sie weit mehr darauf ankommt, *wie* gelernt wird, als *was* gelernt wird. Auch das Letztere ist freilich nicht gleichgültig. Aber der Maßstab, nach dem der Werth des Lernstoffes beurtheilt sein will, ist nicht der handwerksmäßige des Nutzens für bestimmte praktische Zwecke, sondern der des Einflusses auf die Bildung des Geistes und Charakters. Nicht mit *den* Gegenständen hat sich die Jugend auf unseren Gelehrtenschulen zu beschäftigen, welche einem Jeden in seinem späterem Lebensberuf am häufigsten vorkommen werden, sondern mit denen, welche an sich selbst den höchsten Werth haben, dem Geist und Gemüth die gesundeste, kräftigste, dem jugendlichen Alter am besten zusagende Nahrung gewähren; und an diesem Maßstabe gemessen wird die Kenntniß des classischen Alterthums und die Grundlage derselben, die der alten Sprachen, die Stelle, welche sie gegenwärtig im Jugendunterricht einnimmt, auch ferner zum Segen für das geistige Leben unseres Volkes behaupten.

Cornelius betreffend.

Von

Herman Grimm.

Cornelius' hundertjähriger Geburtstag bringt die Frage mit sich, wie hoch das geistige Capital sei, das Cornelius für die lebende Generation repräsentire. Es ist wieder im Steigen begriffen. Ich möchte den Ursachen nachgehen.

I.

Als ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren zuerst über Cornelius schrieb, lebte er noch und stand als besonderer Mann ganz für sich da. Lauter Ecken und Linien, die mit den Linien der Welt um ihn her nicht in Harmonie zu bringen waren. Heute fließt sein Bild bereits so mit allen andern in Eins zusammen, daß man ihn künstlich aus der großen Masse herausheben muß. Sein Persönliches concentrirt sich in wenig Züge. Wer über ihn spricht, richtet sich auch nicht mehr in erster Linie an die Cornelius näher Stehenden, bei denen besonderes Verständniß für ihn vorausgesetzt wird, sondern man fragt nach ihm wie nach einem Fremden, und Fremden wird geantwortet. In den meisten öffentlichen Blättern wurde er im September 1883 (wo er hundert Jahre alt geworden wäre), der größte deutsche Maler unseres Jahrhunderts genannt. Zehn Jahre früher wäre diese Einstimmigkeit vielleicht nicht zu erreichen gewesen.

Cornelius brachte es auf 80 Jahre und dieses Leben besteht aus vier großen Massen. Immer in den entscheidenden Stufenjahren hat er sein Dasein wie von Frischem angefangen. So als er neunzehnjährig nach Frankfurt kam; so 1811, als er von Frankfurt nach Rom ging; 1820, als er von da nach Deutschland zurückkehrte; 1840, als er von München nach Berlin versetzt wurde: stets wie neue Welten, in die er eintrat. Sogar als gewinne er ein neues Vaterland jedesmal: in Italien schien er zum Römer, in München zum Bayern geworden zu sein. Wieweit er Berliner geworden sei, könnte zweifelhaft scheinen. Eine gewisse staatsmännische, kritische Haltung, die ihm zuletzt noch zufloß, hätte er nirgends anders sich angeeignet.

Trotzdem bleibt Cornelius überall innerhalb derselben ihn fest umgebenden geistigen Atmosphäre, die er als junger Mensch am Rheine schon um sich gehabt

und die seiner Gestalt heute die specifische Färbung gibt. Wo wir Männer ersten Ranges genauer kennen lernen, sehen wir jeden sich in früher Jugend wie mit einem durchsichtigen Cocon umspinnen, aus dem er nie ausbricht. Sie bleiben einsam.

Cornelius wandte sich nach Frankfurt, weil er dort zu verdienen hoffte. Es war in den französischen Zeiten. Als dem Sohne eines Gallerie-Inspectors hatten sich ihm als Kind schon die verschiedensten künstlerischen Formen eingeprägt. Sie leuchten aus vielen jener ersten Arbeiten heraus, die er in Frankfurt, ohne bestimmte Direction von innen oder außen, je nach Bestellung zu liefern hatte. Das Entscheidende war das Zusammentreffen mit den Gebrüdern Boisserée, von denen die erste überhaupt je angelegte große Sammlung älterer deutscher und niederländischer Gemälde eben begründet worden war. Aus Klöstern, Kirchen und Stiftern u. s. w. herausgestoßen, billig aufgekauft, gereinigt, nebeneinander gestellt, gewürdigt und erklärt, bildeten sie einen Anblick, wie Niemand ihn je gehabt. Mitten in der Trübsal der französischen Unterdrückung stieg die deutsche Herrlichkeit glänzend empor. Um diese Zeit erschien Goethe's Faust in vollendeter Gestalt wie zum ersten Male. Cornelius hegte bei mangelhafter Schulbildung leidenschaftlichen Drang nach Gewinn einer festbegründeten Weltanschauung. Er war schon nicht mehr jung und hatte auch geistig gedarbt. Damals empfing er wie einen Stempel. Er begann den Faust zu illustriren.

Diese Zeichnungen tragen ein nicht gleich verständliches Gepräge. Sie haben etwas von den ungelenken Versuchen eines Anfängers, der noch nichts gesehen. Die Kraft und das Wollen aber, das aus ihnen zugleich spricht, deutet an, daß ein bald Dreißigjähriger diese Linien zog. Der Faust ist oft illustrirt worden. Vorlesungen sind oft vortreffliche Prüfsteine, den geistigen Werth der Dinge festzustellen: ich habe für einzelne Scenen der Tragödie ganze Reihen verschiedener Blätter verglichen: Cornelius, den die jungen Leute zuerst am wenigsten verstanden, trug zuletzt immer den Sieg davon. Ich hatte keinen Einfluß auf dieses Urtheil.

Die Gesellschaft, in die Cornelius durch die Boisserées gebracht wurde, war die der jüngeren Romantiker. Man muß, um zu begreifen, wer diese Leute waren, oder, was sie empfanden, den geistigen Zustand kennen, in dem die deutsche Jugend in den Zeiten der französischen Invasion sich befand. Ihre Gedanken, die Manchem heute als ein planloser Wust erscheinen, waren das die Keime einer neuen deutschen Welt in sich bergende Chaos. Ohne politische Erziehung, ohne eine Ahnung, wie ein Volk sich aus eigner Bestimmung irgend einem Ziele entgegen zu bewegen im Stande wäre, begann man damit, sich, in schweifenden Gedanken wenigstens, der Dinge zu bemeistern. Das Bisherige war abgethan. Mit der unschuldigen Zuversicht, die jugendliche Kraft eingibt, ging man umher zwischen den Ruinen des Gewesenen: was etwa daraus sich gestalten ließe. Nichts Geringeres durfte es werden als ein ungeheurer Dom, in dem das gesammte einige Deutschland Raum hätte. Religion, Kunst, Wissenschaft, Kaiserthum sollten als Einheit hier ein Centrum finden. Bei Religion dachten sie an einen idealen Zusammenklang von Katholicismus und Protestantismus, bei Kaiserthum an die befriedigende Erfüllung aller politischen Hoffnungen, mochte sie Hoch

oder Niedrig hegen, bei Wissenschaft an unbeschränkte Gedankenarbeit, bei Kunst an Gestaltung der edelsten Gedanken. Die Bibel, Dante, Homer, die nationale deutsche Dichtung früherer Jahrhunderte bildeten ein gemeines Element, das unendlichen Nahrungsstoff zu enthalten schien. Die Schöpfungen der bildenden Künste werden als freiwillige Blüthe und Frucht reiner Begeisterung angesehen, zu deren Herstellung die einfachsten Mittel die wirksamsten wären. Man verachtete die verführerischen Künste der Italiener. Mit den Augen Dürer's müsse die Welt betrachtet werden.

Als Cornelius nach Rom kam, wo trotz der französischen Beraubung zahllose Kunstdenkmäler aller Epochen offen standen und wo in Canova und Thorwaldsen die antiken Künstler, wie man damals glaubte, ebenbürtige Nachfolger gefunden hatten, berührte all das ihn kaum. Er hielt sich zu Denen, die die Fortsetzung der deutschen Gedankenwelt vermittelten. Er zeichnete am Faust weiter und wandte sich zu den Nibelungen. Die deutschen jungen Gelehrten, Dichter und Künstler wandelten mit ihren langen Haaren und langen Gedanken als eine besondere Species europäischer Menschheit unter der glänzenden Gesellschaft umher, die nach dem Sturze Napoleon's in Rom das Fest des ewigen Friedens, der nun angebrochen zu sein schien, in glänzenden Zusammenkünften feierten. Das deutsche Element saß nur da mit zu Tische, wo es sich in Bescheidenheit dem italienischen, französischen oder englischen anschloß. Wer nicht wollte, mochte handwerksburschenmäßig die staubigen Wege zu Fuße gehen und sich daran genügen lassen, daß aus den vorbeirollenden Equipagen hier und da Jemand den Kopf umwandte. Wir Deutsche standen 1815 beinahe hilfloser noch da als nach 1806. Weder Frankreich noch England und selbst Italien waren in den dazwischenliegenden Jahren, wie uns geschah, zum ersten Male mit sich selber als Nation bekannt geworden. Diese drei Völker wußten lange vorher schon aus eigener Erfahrung, was sie im Ganzen werth seien und politisch vermöchten. Wir dagegen, im bethörenden Anblicke der deutschen Schlachtfelder auf französischem Boden, vermeinten es nun auch mit der friedlichen Arbeit zu Hause leicht zwingen zu können. Wir wissen heute, wohin dieser gute Glaube uns damals geführt hat. Wir hatten, bis zu den ersten Staatsmännern empor, etwas Kindisches in den Augen der andern Völker. In Frankreich war durch die Revolution der Gang der nationalen Bildung höchstens beunruhigt worden: die französische Welt fuhr nach kurzer Störung in den neunziger Jahren, ästhetisch zu arbeiten fort wie sie in den Zeiten des Königthums gearbeitet hatte, und auch unter Napoleon und nach Napoleon trat hier keine Aenderung ein. In Italien war viel umgestürzt worden, von innen heraus aber hatte keine Revolution stattgefunden: auch hier ging es weiter beinahe wie vorher. England hat überhaupt keine Umwälzung damals erfahren. Als 1815 die ungeheure Wirkung des einzigen Mannes, der eine Zeitlang alle übrigen beunruhigte, beseitigt worden war, nahmen die Dinge in Europa den alten Verlauf. Man krönte den französischen König in Rheims mit dem hergebrachten Pompe und auf dem Gebiete der Kunst hatte die Verehrung der Antike und Renaissance ihren Fortgang. Was wollten diese deutschen Maler ohne Farbe und ohne Aufträge mit ihrem Glauben an den Beginn einer neuen geistigen Weltordnung? In Deutschland selber wurden

sie bald als Schwärmer angesehen, für die es Zeit sei, sich den reellen Verhältnissen wieder anzubequemen. Jetzt nun sehen wir Cornelius mit Niebuhr zusammentreffen, von dem er geistig und gesellig zu der Freiheit emporgehoben wird, deren er bedurfte. Niebuhr erschließt ihm die classische Literatur und Kunst. Die Hingebung an Raphael und Michelangelo ist die natürliche Folge dieser Horizonterweiterung. Fürsten und Regierungen werden auf Cornelius aufmerksam gemacht. Wir kennen Niebuhr's Bericht nach Berlin. Die ersten Entwürfe für die Fresken der Glyptothek, aus denen Raphael's Farnesina und die Grottesken der römischen Ruinen herausleuchten, blühen jetzt in Cornelius' Phantasie auf. Er kehrt nach Deutschland zurück, als Jemand, um den geworben wird. Seine Münchener Herrscherperiode nimmt ihren Anfang.

Cornelius scheint mit seiner Vergangenheit nun gebrochen zu haben. Damals trennte sich Overbeck von ihm. Overbeck's große Erfolge, die ihm bis ins hohe Alter treu blieben, adeln nachträglich die Bestrebungen der römisch-deutschen Kunst, so beschränkt deren Horizont geblieben ist. Nur ein einziges Mal hatte Overbeck sich durch Cornelius zu freieren Anschauungen erheben lassen, als beide 1816 in Casa Bartholdi arbeiteten. Die „sieben magern Jahre", die er damals in demselben Zimmer in Fresco auf die Wand gebracht hat, in dem Cornelius die „Wiedererkennung Joseph's und seiner Brüder" malte, sind seine höchste Leistung und zeigen, wohin er auf anderen Wegen vielleicht gelangt wäre.

Cornelius war 40 Jahre alt, als er in München zu wirthschaften begann. Es schien in Bayern damals nur das eine öffentliche Interesse zu geben: was von der Regierung geschähe zu künstlerischer Erhöhung der Hauptstadt. München war das süddeutsche Berlin. Cornelius hatte große Mittel in Händen. Er begegnete, auch wo die Uebermacht seiner Stellung ihm Feinde schuf, nirgends principiellen Gegnern, die ihn verneinten weil sie anders wollten. Zu Director Peter von Cornelius zogen sich die jungen Talente Deutschlands. Niemand lehnte sich auf gegen die rückhaltlose Bewunderung, die ihren gemeinsamen Schöpfungen zu Theil ward. Was Cornelius nach zehn Jahren stürzte, war der Wankelmuth des Königs, der ihn ausgenutzt zu haben glaubte und Erfolge in andern Richtungen suchte. Die ehrenvollste Berufung nach Berlin war zur Hand und wurde angenommen.

In allem was Cornelius bis dahin gethan, liegt ein natürlicher Fortschritt. Nun aber bemerken wir. Noch ehe die Boisserées Cornelius in feste geistige Formen hineinkneteten, hatte er, als ganz junger Mensch am Rhein, im Sinne Raphael's, der ihm durch die Stiche Marc Anton's als Kind bekannt geworden war, und in colossalen Formen, die Decke einer Kirche ausgemalt. Noch ehe er in Rom Niebuhr's Einfluß unterlag, hatte er in jenen Wandmalereien im Hause Bartholdi (dessen Ankauf in unsern Tagen leider nicht hat erreicht werden können) zu der großen Auffassung der älteren Frescomaler sich zu erheben gesucht. Als er sodann unter dem Einflusse der Antike und Renaissance nun sich völlig zu verweltlichen schien, war ihm damals schon die Idee des „christlichen Epos" aufgegangen, in colossalen Compositionen auf die Gedanken des Neuen Testamentes aufgebaut: in Berlin jetzt endlich wurde ihm Gelegenheit geboten, diese Schöpfungen, für die München keine Wandflächen bieten wollte, wirklich zu schaffen. Cornelius

geht nach Berlin, als habe von seiner ersten Kindheit an nichts Einfluß auf ihn gehabt als die Macht der eignen Phantasie. Alles Andere, mochte sein Ruhm noch so sehr darauf beruhen, war neben dem christlichen Epos gelegentliche Nebenarbeit gewesen. Berlin war für ihn aber nun auch nichts als die Stätte, wo das Hauptwerk seines Lebens endlich zur Erscheinung gebracht werden könnte. Nur dieses eine Licht gab der Stadt in seinen Augen Beleuchtung. Was Berlin außerdem bedeutete, war ihm unbekannt und reizte ihn nicht. Ein Sechzigjähriger nimmt keine neue Weltanschauung mehr in sich auf. Wie Cornelius die Menschen und Dinge kannte, innerhalb deren er es so weit gebracht, so war die Welt überhaupt für ihn gestaltet, und nichts hätte ihn zu belehren vermocht, daß neben seiner Welt noch eine andere denkbar sei.

Auch merkte er wohl kaum, daß er, in diesem Sinne zum ersten Male, in Berlin jetzt realen Boden betreten hatte. Frankfurt, Rom und München waren nur mauerumgebene Gärten, in denen abgeschlossene Gesellschaften sich durcheinander drehten: in Berlin ist freies Feld, wo Jeder seine Atzung suchen kann wie sie ihm am besten schmeckt, aber auch so, daß hinter irgend einem Stamme hervor scharf geschossen werden könnte. Anfangs ging er auch bei uns auf glatten Gartenwegen. Die ersten Cartons für das Camposanto gaben ungeheuren Zuwachs an Ruhm, der sich über Europa verbreitete und den Spott der Münchener, die Cornelius als abgebrauchte Kraft abgestoßen zu haben meinten, in Beschämung umschlagen ließ. Als von unerwarteter Seite jetzt der erste Stoß kam.

Bis dahin hatte Keiner gewagt, neben Cornelius als Maler sich für ebenbürtig zu geben. Und Einem seiner Münchener Schüler gelingt es nun, in Berlin selber, nicht nur beim Publicum, sondern auch bei Hofe Stufen zu ersteigen, die bis dahin für Cornelius allein ersteigbar gehalten wurden. Heraus stellte sich, wenn Kaulbach's und Cornelius' Bewunderer sich mit einander maßen, daß Kaulbach das darstellte, was das Berliner Publicum verlangte, Cornelius dagegen nur noch für eine bereits abnehmende Minorität Aelterer arbeitete, die ihn aus Gründen persönlich verehrten, während die Majorität und die Jüngeren, ohne zu fragen, warum, Kaulbach bewunderten. Immer noch durfte sich Cornelius auf seiner vornehmen Höhe halten, als das Jahr 1848 ihn für immer herabwarf. Der König hatte von nun an, wenn er Geld ausgeben wollte, mit den Volksvertretern zu rechnen, denen Cornelius und seine Arbeiten so gleichgültig waren wie ihren Wählern. Die alte Epoche schloß ab. Cornelius, als ein siebzigjähriger Mann konnte das nicht verstehen. In der Würde seines Alters und seiner Erfahrungen wartete er ruhig weiter schaffend, daß dieser Winterschlaf ein Ende nähme, und als er starb, mußte man sich bereits seiner erst wieder, nicht ohne Mühe, erinnern.

Wie kommt es, daß dieser Repräsentant des völlig Vergangenen, dessen geträumte Berliner Frescogemälde über die Anfertigung einiger Cartons nie hinausgekommen sind, der unter unseren Künstlern und Kunstfreunden, wenige ausgenommen, keinen Anhänger zählt, während, wer auf ihn schimpfen hören will, nur aufzumerken braucht, nun, da sein hundertjähriger Geburtstag gekommen ist, als der große Meister, der erste deutsche Künstler widerstandslos

gefeiert wird? Und, was noch viel seltsamer erscheinen muß, wie kommt es, daß während die in Berlin herrschende Künstlergesellschaft darauf dringt, man solle Cornelius' Cartons von den Wänden der Nationalgallerie entfernen, damit würdigere Repräsentanten des deutschen Kunstvermögens für ihre Gemälde hier genügenden Platz fänden, ein sich erweiternder Kreis, dem übrigens jedes gemeinsame Programm fehlt, an Cornelius' Werken wieder Freude findet? Freude ist vielleicht nicht das rechte Wort: mit einer unbestimmten Mischung von Verehrung und Neugier steht man vor diesen Cartons und will von dem Manne wissen, der das gemacht habe, und was die Sachen bedeuten. Man versteht die Dinge nicht recht, aber man fühlt sich ergriffen. Seltsam: wenn wir unser heutiges Kaiserreich mit dem vergleichen, von dem in den Zeiten der Freiheitskriege die jungen Romantiker träumten, so enthielten diese Träume doch in unbestimmten Umrissen das, was sich heute erfüllt hat. Und seltsam, die große demokratische Masse des heutigen Publicums entdeckt in Cornelius' Werken etwas, das mit den Gedanken der heutigen Zeit in Verwandtschaft zu stehen scheint.

II.

Ich spreche von heute. Ich habe bei Cornelius' neuen Anhängern nicht diejenigen etwa im Sinne, die aus alter Tradition noch an ihm festgehalten haben. Es gibt auch deren noch. Unser Publicum besteht nicht aus denen allein, die das Wort führen. Overbeck hat nach seiner Trennung von Cornelius in Rom stilllebend wie ein Mönch unabläßig weiter gearbeitet: bis zu seinem Tode, der spät eintrat, ist er in den anfänglichen Anschauungen geblieben und nie haben ihm auf seine Arbeiten begierige, sie hoch bezahlende Käufer gefehlt. In Frankreich hielt Flandrin mit seiner Schule dieselbe Straße inne, in Belgien Guffens und Swerts, bei uns, neben vielen Andern, zeichnen und malen Steinle und Pfannschmied so. Jedes Jahrhundert hat Künstler gehabt, die in diesem Sinne dem religiösen Bedürfnisse dienten. Niemals aber doch ist es dahin gekommen, daß die, von denen die sichtbar treibende Kraft innerhalb der Völker ausgeht, und die die Bildung und den geistigen Fortschritt repräsentiren, den Werken dieser Art mehr als eine gewisse Duldung und bedingte Anerkennung zu Theil werden ließen.

Was das allgemeine, maßgebende heutige Publicum anlangt, dessen Urtheil als das herrschende dasteht und dessen künstlerische Wünsche Befriedigung begehren als gebe es keine anderen daneben, so könnte zweifelhaft erscheinen, ob die Malerei im großen Stile, und die Darstellung dessen was die Bibel enthält, überhaupt noch für unentbehrlich gehalten werde. Diese Frage kann nicht erörtert werden, ohne daß vom religiösen Bewußtsein der heutigen Zeit die Rede sei.

Daß die Schriften des Neuen Testamentes (auf das es hier zunächst ankommt) vielfach Widersprechendes enthielten, konnte selbst denen, die sie als directen Ausfluß himmlischer Eingebung betrachten, bereits im vorigen Jahrhundert nicht entgehen und eine ausgebreitete Behandlung der dadurch aufgeregten Fragen war damals schon im Gange. Doch blieb hierbei die Ehrfurcht vor diesen Schriften bestehen, die die hohe Stellung, die sie über aller anderen

Literatur einnahmen, nicht beeinträchtigte. So auch wurde bei uns im Anfange unseres Jahrhunderts gedacht, als unter dem Drucke der auf Deutschland lastenden Fremdherrschaft das religiöse Leben sich erfrischte. Die Streitigkeiten der Theologen beunruhigten den Bürgerstand nicht, der kaum davon Notiz nahm.

Dies nun aber mußte sich ändern, als die nach den Freiheitskriegen mächtig aufkommende philologisch-historische Kritik die Evangelien, und was dazu gehört, mit einer Schärfe zu prüfen begann, die so grelles Licht auf ihre Entstehung fallen ließ, daß, nachdem (in den dreißiger Jahren) die Anwendung dieser neuen Methode aufs Höchste getrieben worden war, vom Neuen Testamente so gut wie nichts mehr übrig blieb. Das Erscheinen von Strauß' Leben Jesu bezeichnet den Uebertritt dessen, was anfangs unter den Gelehrten nur über diese Fragen verhandelt worden war, in nichtgelehrte Kreise, und das Erscheinen des Leben Jesu von Renan ließ die letzten Consequenzen in das weiteste Publicum einfließen. Seitdem beherrscht diejenigen Gebildeten, die die öffentliche Meinung dictiren, das Gefühl, daß die Schriften des Neuen Testamentes unsicheres Gebiet seien.

Wie nun sollen Künstler heute verfahren, wenn sie, ergriffen, sagen wir, nur vom realen, oder zugleich vom geistigen und realen Inhalte der ungeheuren Tragödie, die für jeden Leser in den Evangelien enthalten ist, Scenen aus ihr zur Darstellung bringen wollen oder sollen? Die Auffassung jener Overbeck'schen Richtung erscheint ihnen als inhaltsloser Formalismus. Zunächst liegt, wenn man Ereignisse darstellen will, die unter den ersten Kaisern sich vollzogen, nach vorhandener gleichzeitiger Auffassung zu forschen. Aber Katakomben, Sarkophage, Diptychen und alte Bibelhandschriften mit Miniaturen schließen sich heidnischer Kunstübung so unbefangen an, daß Christus mit den Aposteln von griechischen Philosophen kaum zu unterscheiden sind. Die Byzantiner verfahren nicht viel anders. Von diesen aber übernehmen die Italiener des 13. und 14. Jahrhunderts dann den äußeren Apparat und es kommt die idealfaltige Gewandung für Christus und die Apostel auf, an der für alle Folge, was diese Hauptpersonen anlangt, festgehalten wird. Eine Norm jedoch für die Behandlung der heiligen Ereignisse und ein fester Typus für die Gestalt Christi hat sich nie gebildet. Zwar kehrt man immer wieder zu einer gewissen Anlehnung an das byzantinische Christusideal zurück, malt und meißelt eben so oft aber ganz aus eigener Phantasie. Tizian's Zinsgroschen versetzt Christus' Antlitz soweit in menschlich individuelle Gestaltung, daß zwischen ihm und dem Manne neben ihm, der ihm den Denar zeigt, nur der Unterschied waltet, wie zwischen einem edelgebildeten vornehmen Herrn und einem in hartem Leben und harten Gedanken erstarrten Manne untersten Ranges. Eine Auffassung, die durch Rubens und die spanischen Meister dann für das 17. Jahrhundert allgemeiner geworden, jedoch niemals durchgedrungen ist.

An diese verschiedenen Manieren hat man neuerdings wieder anzuknüpfen versucht, aber ohne Glück. Nur Rembrandt macht eine Ausnahme. Von ihm besonders, dem ersten maßgebenden protestantischen Maler, ist, wie schon oft dargelegt worden ist, der individuelle Christus des gläubigen bürgerlichen, nordischen Mittelstandes, dessen Massen die deutsche Reformation getragen hatten, erfunden worden. Das Volk um Christus und die Seinigen herum sind auch

bei Rembrandt die Leute, die als Bürger, Bauern und Bettler seiner Zeit die Straßen bevölkerten. Mit Rembrandt schließt im Norden dies naive Verfahren ab. Nach dem 30jährigen Kriege beginnen bei uns die conventionellen Formen, und im 18. Jahrhundert verschwindet überhaupt die Fähigkeit, Darstellungen aus der heiligen Geschichte mit unbefangener Naturbetrachtung in Verbindung zu bringen. Cornelius' nächste Vorgänger im Uebergange vom vorigen zum jetzt laufenden Jahrhundert, als einflußreichster Bildhauer Canova und als maßgebendster Maler David, haben so gut wie niemals im Sinne kirchlicher Kunst gearbeitet, so daß — auch das ist schon oft wiederholt worden — die nachfolgenden Künstler die Formen für dergleichen beinahe frisch erfinden mußten.

Es ist nicht bloß zufällige Liebhaberei, wenn wir Gebhardt heute sich auf Rembrandt's Standpunkt stellen sehen. Gebhardt mag etwa so gedacht haben. Das Publicum, für das ich male, ist ein deutsches. Es verlangt in Christus kein bloßes Schema, sondern einen wirklichen Menschen; zugleich aber nicht den vor fast 2000 Jahren gestorbenen, sondern den noch lebenden Christus, den jede Nation und jede Zeit in Gestalt und Sprache als den ihrigen ansieht. Nichts Fremdes darf seine Erscheinung beeinträchtigen. Störend würde sein, wenn wir Christus heute in den nun einmal für ihn und die Apostel unentbehrlichen faltigen Gewändern inmitten nach unserer Mode modern gekleideter Menschen erblickten: auch für seine Umgebung muß eine ideale Kleidung gefunden werden, die zugleich aber erlaubt, deutsches Volk in Antlitz und Geberde zu zeigen: und so denn componirt Gebhardt aus den Elementen früherer, aber nicht allzuweit abliegender Muster, die das ältere deutsche Bürgerdasein ihm bietet, ein eigenes allgemeines deutsches Kostüm, das den reingeistigen Eindruck des mittelst seiner Hilfe dargestellten Scenen nicht stört. Aus unmittelbarer Naturbeobachtung scheint Alles geschöpft zu sein. Gebhardt's letzte, hier vor Kurzem ausgestellte Pietà ist ein neuer erfolgreicher Schritt auf diesem Wege. Sein Abendmahl (auf der Nationalgallerie) vermochte ein gewisses Gefühl von Befremdung noch nicht in uns zu überwinden. Die im Sinne des Cinquecento gehaltene Einrichtung des Zimmers trat als Leistung für sich noch zu sehr hervor. Die Absicht, eigene Wege zu gehen, spricht aus der Arbeit zu vernehmlich noch uns an. Die Scene ist auch zu wenig dramatisch gefaßt. Die Pietà dagegen, bei der Gebhardt sich auch in der Auswahl des Momentes an nichts Vorhandenes anlehnt, wirkt, obgleich das Innere des engen deutschen bürgerlichen Zimmers, in dem sie den Leichnam Christi auf den Boden gelegt haben, zu allem Gewohnten in Contrast steht, ergreifend. Die rathlose Erstarrung des Schmerzes prägt sich in den Gestalten derer aus, die ruhig dasitzen als sei ihr Gefühl abgestumpft und ihre Macht zu trauern erschöpft; verständlich ist die Geschäftigkeit der Frauen, die sich um den Leichnam noch zu thun machen, unwillkürlich flüsternd als schlafe er nur (wie ein Schwerkranker), die seine Wunden abwaschen — deutsches Leben, wie Jeder es erlebt hat — Jedem muß das in die Seele greifen.

Niemand aber wird eine Neubelebung der kirchlichen historischen Malerei von Gebhardt erwarten, als könne er eine Schule bilden, die in diesem Sinne weiter arbeitete. Dem modernen großen Publicum werden auch seine besten

Arbeiten besten Falles nur als gelungene Experimente erscheinen. Man verlangt etwas Anderes von historischer Malerei.

Unsere Zeit ist die der exacten Anschauung. Das Verlockendste, was dem heutigen Leser historischer Literatur geboten werden könnte, wären etwa die Berichte eines Alles wissenden Mannes, der, erhaben über Alter und Sterblichkeit wie über Nationalität und Leidenschaften, die Menschheit von ihrer ersten Entwicklung an selbst gesehen und Aufzeichnungen darüber gemacht hätte. Dieser ewige Reporter würde, weil er alle Epochen durchgelebt hat, keine Vorliebe für die eine oder die andre haben. Immer wieder neue Völker, die aufsteigen und untergehen; immer wieder große Männer, deren Einfluß allmälig doch verschwindet; immer wieder neue allgemeine Parteigegensätze, aus denen die Ereignisse herauswachsen; Abgründe, vor denen die Menschheit rathlos steht, und ebenso sicher bald darauf breite glatte Wege, die hinüberführen, bis andere Abgründe dasselbe Räthsel aufgeben: überall würde man sich, wo man das Buch aufschlüge, im vollen Besitze der Gegenwart finden. Es gibt eine Geschichtsschreibung heute, die uns dies Gefühl allmächtigen Gegenwärtigseins künstlich zu vermitteln sucht. Man sieht sich wie auf eine Anhöhe gestellt und empfängt ein Fernrohr, das auf einen bloßen Blick jeden beliebigen Punkt, so entfernt er auch zurückliegen möge, klar vor den Augen wiederspiegelt. Nicht bloß ein ruhendes Bild, sondern bewegte ziehende Wolken, Menschen, die gehen und stehen und die man sprechen, handeln und sich tödten sieht. Jede Gestalt in klaren Umrissen, jede Handlung verständlichen Motiven entsprechend. Alles nah und greifbar, Alles aber auch wieder fern. Und Alles gleichgültig! Wir fragen nicht, was hat der davon, der so zu gleicher Zeit überall zu Hause ist, ohne doch auch leibhaftig damit zu thun zu haben? Wir wünschen kaum eine Nutzanwendung für die eigene Zeit zu empfangen. Die Meinung, die Geschichte sei dazu da, um uns in einzelnen Fällen zu zeigen, wie wir es heute zu machen hätten, ist für Viele eine schon veraltete. Wir wollen nur wissen was geschah, ohne unseren Gleichmuth zu verlieren.

In diesem Sinne nun auch arbeiten heutige Künstler. Der berühmteste und verständlichste Illustrator einer Weltgeschichte der angezeigten Art würde gleich gefunden sein: Alma Tadema. Jedes seiner zahlreichen Gemälde, soweit sie hierher gehören, bietet wie ein Fragment vergangener Existenz. In allen Zeiten scheint Alma Tadema bequem zu Hause, als hätte er als unermüdlicher ewiger Photograph neben jenem ewigen Reporter seit Beginn der Menschheit sämmtliches Geschehene aufgefangen und theilte uns aus seinen zahllosen Aufnahmen gelegentlich nur die eine oder andere in farbiger Copie mit. Jeder von uns hat Werke Alma Tadema's gesehen und bewundert. Nie hat der Einfluß eines Künstlers in so weitem Umfange und so rasch sich verbreitet. Viele streben mit Erfolg ihm nach. Und so haben auch die Scenen des Neuen Testamentes, nachdem Renan im Sinne des ewigen Reporters seine Biographie Christi geschrieben, in Anschauungsgenossen Alma Tadema's künstlerische Photographen gefunden. Als glänzendstes Product dieser Auffassung darf z. B. Munkacsy's Christus vor Pilatus genannt werden. Was fehlt diesem beängstigendem Gemälde, um es als Abglanz unmittelbar erlebter Gegenwart gelten zu lassen?

Glaubt wirklich Jemand, Christus habe vor Pilatus einst so dagestanden?

Das Eigenthümliche der neuesten Zeit ist, daß, wenn wir einen Standpunkt mit Mühe erreicht haben, er dann fast im gleichen Momente bereits hinter uns zu liegen scheint. Schuld trägt die nicht zu beschränkende Zahl derer, die mit einem Ueberfluß von Hilfsmitteln heute zu gleicher Zeit dieselben Probleme bearbeiten und jeden neuen Gedanken in seine Consequenzen verfolgen. Ueberall graben und suchen wir zu Hundert. Diese so recht innerste Natur der heute herrschenden Arbeit hat für die Kritik der Evangelien eine überraschende Folge gehabt. Die historische Methode, mit der man innerhalb ihrer das Echte vom Herübergenommenen zu trennen und die gewonnenen echten Theile zu neuen Verbindungen aufzubauen suchte, hat sich neuerdings so stark überarbeitet, daß die gefundenen Resultate überhaupt ungewiß zu werden beginnen. Hört man aber auf, an die Wirksamkeit der Methode zu glauben, so beunruhigen deren Folgerungen nun auch nicht mehr im früheren Umfange die Welt und es erscheint die Thatsache natürlich, daß das Neue Testament, so wie es einmal vorliegt, seine alte Wirkung zu haben wieder beginnt. Leugnen läßt sich doch nicht, daß der moralische Zustand der gesammten Menschheit noch immer auf diesem Buche beruht, leugnen auch nicht, daß die in ihm enthaltenen Widersprüche diese Wirkung nie beeinträchtigt haben. (Ich habe hier nicht meinen eigenen religiösen Standpunkt vorzutragen, sondern berichte nur was vorzuliegen scheint.) In demselben Maße, als, aus uns unbekannten Gründen, das theologische Interesse bei den Völkern heute wächst, leidet der Glauben an das productive Vermögen der nach bisheriger Methode arbeitenden historischen Kritik Einbuße. Ein Gefühl, daß die kritische Arbeit mit den vorhandenen Werkzeugen nicht mehr recht bewältigt werden könne, greift im Bereiche der Geisteswissenschaften um sich. Man möchte irgendwie Geschichte nach neuen Methoden erforschen und lugt aus, ob nicht Leute mit solchen Versuchen auftreten. Man mißtraut der allzu lebendigen Darstellung. Soweit ist Jedermann heute in den Naturwissenschaften zu Hause, um überzeugt zu sein, es könne nicht gemalt und nicht beschrieben werden, was nicht factisch beobachtet worden sei. Alma Tadema und Munkacsy, die eben noch dies Unmögliche zu leisten schienen, sind schon unter die Zahl derer verwiesen, die uns nicht zu genügen vermögen. Denn wer steht uns dafür ein, daß ihre Darstellungen nicht doch bloß das Abbild geschickt arrangirter Maskeraden seien? Diesen scheinbaren Photographien von Augenblicken vergangner Gegenwart fehlt der Beweis. Haben die Figuren wirklich einst so gestanden, wie der Künstler sie zeigt? Ein Römer und eine Römerin zu Cicero's Zeiten waren von einem gleichen Paar unter Nero und wiederum unter Hadrian gewiß so verschieden, wie die neuere Mode sie in gleichen Zwischenräumen erscheinen lassen würde. Ton der Sprache, gesellschaftliche Bewegung, allgemeiner Eindruck des Daseins müssen in den sich folgenden Epochen Roms sehr verschieden gewesen sein. Wer heute weiß diese Unterschiede anzugeben? Alma Tadema's reizendes Stück: „eine Gemäldeausstellung im kaiserlichen Rom", unter welchen Kaiser sollen wir die Scene versetzen? Mag es unnöthig erscheinen, daß der Künstler bei Genrestücken dieser Art hierüber beglaubigende Zeugnisse bringe, aber wenn Darstellungen aus dem Leben Christi gebracht

werden und der Künstler zu sagen scheint: wie ich die Dinge gemalt habe, genau so sah es in Jerusalem an jenem Tage aus, ich habe für jede Einzelnheit die Belege, so verlangt unser Publicum, daß diese Belege nicht bloß in des Künstlers Phantasie lagern.

Cornelius würde die gesammte Production, die ich als die der neuesten Zeit auf dem Gebiete der heiligen Geschichte sowohl als der politischen Geschichte hier zu charakterisiren versucht habe, gar nicht als Kunst angesehen haben. Daß große Ereignisse im Sinne des momentanen Erlebnisses künstlerisch zu formen seien, würde keine Beredsamkeit ihm klar zu machen fähig gewesen sein. Weder die des Neuen Testamentes, noch die der vaterländischen Geschichte. Je bedeutender die Thatsache, um so mehr mußte seiner Auffassung nach das Symbolische in ihrer Darstellung hervortreten; je unbedeutender, um so nebensächlicher auch die Mittel, sie festzuhalten. Cornelius würde keine der Schlachten des Befreiungskrieges darzustellen im Stande gewesen sein. Das Ereigniß als solches war kein Gegenstand künstlerischer Darstellung für ihn. Ihm traten, wenn Kämpfe darzustellen waren, nur die der Griechen vor Troja in die Phantasie. Dem heutigen Publicum ist diese Art, historische Dinge zu geben, beinahe fremd geworden.

Hierin nun aber scheint sich ein Wechsel vorzubereiten. Die Grenzen, die der exacten Episodenmalerei an sich gesteckt sind, machen sich allmälig immer weiteren Kreisen fühlbar. Man beginnt sich klar zu werden, daß mit der wachsenden Geschicklichkeit, den täuschenden Anschein des Ereignisses auf die Leinwand zu bringen, die Fähigkeit abnehme, ihm geistigen Inhalt zu verleihen. Um zu erläutern, was ich meine, will ich zwei Gemälde spanischer Meister beschreiben, die auf der letzten Münchner internationalen Ausstellung als die in erster Linie zu nennenden, an sich bedeutendsten anerkannt worden sind. Beides umfangreiche, wandeinnehmende Stücke mit lebensgroßen oder fast dieses Maaß erreichenden Figuren.

Das erste stellt uns vor das Innere eines gemauerten Kerkers, natürlich groß, als trete man selber hinein, zu dem rechts eine Treppe hinabführt. Auf dieser Treppe — ohne die unterste Stufe jedoch zu verlassen — drängt sich eine Masse starker Männer abwärts, alle wie erstarrt zugleich aber sich zurückhaltend, als thue sich unter der letzten Stufe nicht fester Boden, sondern ein Abgrund auf. Denn links auf diesem Boden, in einer auf den feuchten Platten ausfließenden Blutlache, sehen auch wir mit Schauder einen auf den ersten Blick nicht gleich zu zählenden Haufen abgeschlagener Köpfe liegen, jeder mit dem Ausdruck furchtbarer Wildheit gezeichnet, wie Musterstücke von Menschenköpfen mit raubthierartigem Wesen; und innerhalb ihrer, Jenen auf der Treppe zugewandt, ein Greis, einen Hund an einer Kette zurückreißend, der, wie vom Blute der daliegenden Enthaupteten toll gemacht, auf Jene, die auf der Treppe vorn zurück-, hinten vordrängen, losbrechen will. Wir haben den alten König Ramiro vor uns *), der einer Anzahl vornehmer Rebellen die Köpfe abschlagen ließ und nun seinen Hofleuten zeigt, was geschehen ist. Ein Gemisch von Schrecken, Abscheu

*) Ramiro II. von Arragonien, 1134—1147 (diese und die nächste Angabe dem Kataloge, S. 192, entnommen).

und Bewunderung erfüllt uns. Man hält fast für unmöglich, daß ein Meister, gewiß doch jahrelang, mit Herstellung eines Werkes sich abmühen konnte, das auch nicht einen Schimmer von Versöhnung für so viel Grauenhaftes bietet. Nur langwieriger Arbeit und eingehendem Studium konnte es gelingen, das Gemälde mit der Naturwahrheit zu erfüllen, die es zu einer so bedeutenden Leistung macht.

Das andere ist noch geistreicher behandelt. König Johann der Zweite von Kastilien hat einen Sohn gehabt, der sich gegen ihn empörte, ein Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben, der gleichwohl unterlag und dem auf Rath der Königin (Stiefmutter des Prinzen) Gift gegeben wurde. Gift jedoch, das langsam wirkte. Wir sehen den Prinzen inmitten eines mit kostbarem Hausrath bibliothekartig ausgestatteten Zimmers auf einem Stuhle sitzen. Sein hageres, kränkliches Gesicht tief auf ein Buch gebeugt, in dem er liest. Neben ihm auf dem Boden ein zusammengekauert schlafender Jagdhund (das Beste auf dem Bilde). Mitleid und Unbehagen über das, was wir vor Augen haben, und Staunen zugleich über die brillante, malerische Behandlung des umfangreichen Interieurs ergreift uns. Man fröstelt mit dem armen Gefangenen, man fühlt die eingeschlossene Luft, die grausame Stille, die da waltet, man meint den Hund im Schlafe athmen zu hören. Und dem großen Werke nicht ein einziger Gedanke entströmend, der erfreulich, fördernd oder historisch Aufschluß gebend genannt werden könnte. Darf, weil die Technik eine so ausgezeichnete ist, dies unausgesprochen bleiben? Ich konnte beobachten, mit welcher Gleichgültigkeit das Publicum diesen, wie man heute zu sagen pflegt, „erschütternden" Darstellungen gegenüber sich verhielt. Dieselbe Ruhe, mit der man die Einzelnheiten furchtbarer Mordgeschichten in den Zeitungen durchliest. Man sieht die Dinge vor sich, als wäre man dabei, und fühlt sich mit keinem Gedanken daran betheiligt.

Treten wir vor denjenigen unter den Cartons, der Cornelius den meisten Ruhm eingetragen hat: Die Apokalyptischen Reiter. Dargestellt ist die Vernichtung der ganzen Menschheit durch dämonische Schicksalsmächte. Was jene Spanier bringen, ist Kinderspiel gegen das, was hier geschieht. Warum ergreift und erhebt uns dieses Schauspiel, dem alle täuschende Wahrscheinlichkeit fehlt, dessen Figuren nur mit Kohle auf Papier gezeichnet sind?

III.

Kunst ist Nachahmung der Natur. Niemals aber ist sie Darstellung des Wirklichen. Uns heute steht die künstlerische Entwickelung von über zwei Jahrtausenden vor Augen: immer hat die bildende Kunst ein höchstes Ziel gehabt: den kräftigsten, herrlichsten Mann und die reinste, anmuthigste Frau zu schaffen. Alle großen Künstler aller Epochen sind hier auf dieselbe Weise zu Werke gegangen: sie treffen in scharfer Beobachtung der Natur eine Auswahl dessen, was ihnen an der menschlichen Gestalt am meisten zusagt, und formen auf Grund dieser Auswahl Geschöpfe, wie die Natur sie selber nicht hervorbringt, aber vielleicht, wenn sie in der glücklichsten Schöpferlaune wäre, hervorbringen könnte. Aus allen Lebensaltern des männlichen und weiblichen Körpers werden solche Abstractionen gezogen und die Welt nennt sie „schön" und erfreut

sich an ihrem Anblick. Diese Gestalten werden nicht nur einzeln gegeben, sondern auch in Fülle dargestellt, Handlungen werden vorgeführt: Begebenheiten, die nie so stattgefunden haben, wie sie uns in den Kunstwerken vor Augen stehen, aber die das Gefühl erwecken, als könnten sie geschehen sein. Das was Märchen, Sagen, Geschichtserzählungen und Dichtungen enthalten, wird mit Hülfe dieser Gestalten in Scene gesetzt. Landschaft und Architektur werden auf gleichem Wege dazu gefunden. Auch hier die Darstellungen so, als sei es nicht unmöglich, daß die Natur dergleichen hervorbringe, niemals aber doch so, als seien sie vom Künstler nach etwas Vorhandenem nur copirt worden. Wunderbar ist der Fleiß zu beobachten, mit dem die großen Meister für die geringsten Einzelheiten die lebende Natur studiren, und zu gleicher Zeit das Vermögen, all diese Einzelheiten zu einem Gesammtwerke zu vereinigen, das über die Natur hinausgeht. Darin liegt das, was „Kunst" genannt wird.

Die Mittel aber, sich so über die Natur zu erheben, sehen wir in verschiedenen Epochen nicht im Belieben des einzelnen Künstlers stehn, sondern wir gewahren, daß er von dem abhängt, was er in seiner Lehrzeit als Muster vor Augen gehabt hat.

Cornelius' Jugend fiel in Tage, in denen Europa von einer ins Unbegrenzte gehenden Verehrung für griechisches Dasein erfüllt war. Wie Raphael's Zeitgenossen in ihrer Art einst das Dasein der antiken Völker zurückzubeschwören sich als berufen fühlten, so glaubten wir im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in unserer Art dies zu sollen und zu vermögen. Die Begeisterung für Griechenland, dem Winckelmann in seiner ersten durchschlagenden Schrift ein neues Loblied gesungen hatte, kam mit dem Einbrechen der französischen Revolution zu vollster Blüthe. Sie steigerte sich in einzelnen Symptomen bis zum Krankhaften. Man hegte den Glauben, griechisches Wesen repräsentire die reinen Anfänge der Menschheit. Cornelius' jugendlicher Glaubenssatz, der Umriß sei die genügendste Form, Menschen und Dinge darzustellen, war schon von Carstens praktisch proclamirt worden und durch ganz Europa seiner Zeit gültig. Man vermeinte in den griechischen Vasenbildern den wahren Gehalt der antiken Welt und menschlicher Existenz überhaupt zu empfangen und hielt es für möglich, ihn in nacherfundene Formen dieser Art weiter auszugießen.

Die kahlen harten Linien zauberten dem Publicum ein Paradies von Schönheit vor die Seele. In Delécluze's Leben David's lesen wir von jungen Leuten, die sich in den Anfangszeiten der französischen Revolution zu idealer Existenz vereinigten. Man hielt sich in einer gemeinsamen Wohnung, trug altgriechische Gewänder und nannte sich bei griechischen Namen. Der Schönste unter ihnen war „Agamemnon". Im Stolze seiner wohlgebauten Glieder sah man ihn zuweilen, mit einem seiner Genossen im Gespräch, über den Boulevard würdevoll dahin wandeln. Es fiel wenig auf zu einer Zeit, wo phantastische Tracht jeder Art an der Tagesordnung war. Das Aeußerste an Thätigkeit, wozu Agamemnon sich herabließ, war, daß er Umrisse von Gestalten im Sinne der griechischen Vasenbilder mit zarten Bleistiftlinien zeichnete: Visionen, weder dazu bestimmt, in dieser Gestalt Geld einzubringen, noch dazu, ausgeführteren späteren Werken als erste Skizze zu dienen. Zu träumen und das Vorhandene im Ver-

gleich mit einer idealen ehemaligen Welt zu verneinen, schien diesen „Uranfänglichen" (sie nannten sich les primitifs) genügende Lebensarbeit. Viel mehr hatten auch Goethe's Werther und Rousseau's St. Preux nicht vorgehabt.

Hier ist recht Gelegenheit, zu erkennen, wie Geister ersten Ranges unter dem Einflusse in den entscheidenden Lebensjahren empfangener Anschauungen stehen. Bis zu seinem Tode hat Cornelius seine Compositionen anfänglich nur in den von scharfen Contouren umrissenen Figuren vor Augen gehabt, die in den Zeiten seiner Jugend als das beste Mittel galten, der gestaltenden Phantasie gerecht zu werden. Sein christliches Epos liegt in dieser Redaction vollständig und vollendet vor uns. Die Umrisse erschienen nicht als Skizzen, sondern stehen da wie Copien kleinsten Formates nach colossalen Conceptionen, die ausgeführt und vollendet bereits vorhanden wären. Bei den Compositionen des Münchner Götterssaales übertreffen diese Umrisse die späteren Gemälde. Sie scheinen mehr zu enthalten als diese selbst. Man lasse sich in den Museen die besten Stücke athenischer Gefäßmalerei zeigen, wenn man sich von der unbeschreiblichen Macht, mit bloßen Umrissen auf die Phantasie zu wirken, überzeugen will.

Cornelius hat sich in diesen Formen stets am wohlsten befunden. Als er in München dann im großen Maßstabe wirkliche Gemälde zu schaffen hatte, erhoben sich diese Werke nie über das eigenthümlich Flache, das als maßgebende Form in seiner Phantasie nun einmal zur Herrschaft gelangt war. Louis David war zu Anfang der zwanziger Jahre noch immer die größte Potenz unter den Malern: ihm lernte Cornelius ab, sich in seinen Compositionen über das Nebeneinanderstellen von Figuren hinaus bis zum Basreliefartigen wenigstens zu erheben. All seine großen Compositionen, das Jüngste Gericht in München nicht ausgenommen, sind wie eine dünne Menschenschicht über die Fläche verbreitet. Seine Kunst, in dieser Art umfangreiche Compositionen zu schaffen, hat Kaulbach ihm abgesehen und erweitert. Dessen Manier hat Piloty dann weiter ausgebildet und Piloty ist von Makart wieder übertroffen worden. Niemand würde doch, da diese Entwicklung vorliegt, heute zu Cornelius' einfacher Art sich zurückwenden wollen. Von der inneren Größe seiner Anschauung ist nichts auf seine Nachfolger übergegangen.

Es giebt Epochen, in denen das, was den Sagen, Dichtungen und der Geschichtserzählung der Nationen an symbolischen, menschlich ergreifenden Anschauungen innewohnt, einzutrocknen scheint, wo den Völkern die begeisternden Darstellungen Einzelner, die diese zu bieten besonders berufen scheinen, bedenklich werden. Wo man nur das anerkennen will, von dem bewiesen werden kann, daß es sich ereignet habe, und es nur in so weit anerkennen will, als sich beweisen läßt, daß es sich so ereignet habe und nicht anders. Das Phantastische ist solchen Epochen verhaßt, weil es sich nicht mit realen Ereignissen deckt, und das Wirkliche soll an seine Stelle gesetzt werden. Jene spanischen Meister glauben Ereignisse darzustellen, die über den Vorwurf erhaben wären, daß zum nackten Ereignisse auch das Mindeste hinzugesetzt worden sei. Exacte reine Thatsachen glaubten sie zu geben und das Publicum, sie zu empfangen. Aber was sie darstellen, ist trotzdem nichts Anderes als kahle Erfindung, nur daß ihre Phantasie zu arm war, um das Erhebende, Große, Gewaltige, Schöne zu gestalten, und

daß sie glaubwürdiger zu sein hofften, wenn sie das Erschreckende, Widerwärtige, Beängstigende darstellten.

Niemand wird die ungemeine Anstrengung verkennen wollen, mit der sie ihr Ziel zu erreichen suchten. Um so größer das Bedauern, daß sie es so völlig verfehlt haben.

Das im modernen Sinne historisch Glaubwürdige hat mit den Werken bildender Kunst wenig zu thun. Ich wohnte dieser Tage einmal wieder einer Aufführung des Don Carlos bei, ich hatte das Stück vor beinahe dreißig Jahren zuletzt gesehen. Jedermann weiß, daß ein König Philipp wie dieser und ein Marquis Posa sich nie so gegenübergestanden haben. Jedem auch ist bekannt, daß der Gegensatz des in seiner scheinbaren Allmacht hilflosen Tyrannen zu dem über Wünsche der Eitelkeit erhabenen Naturphilosophen lange nach Philipp's Zeiten erst von Rousseau aufgebracht und aus dessen Schule frisch von Schiller aufgenommen worden ist. Endlich weiß auch wohl Jedermann, daß es heutigen Tages nicht mehr in der Macht tyrannischer Herrscher liege, Völkern Gedankenfreiheit zu gewähren. Und doch rührte mich die Scene zwischen Philipp und Posa bis zu Thränen, und als Posa dem Könige zu Füßen stürzend in die Worte ausbricht: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit", war es, als ob Schiller's große Gestalt dastehe und sein Geist uns alle berühre. So lange wir Schiller's Verse hören, glauben wir an die Realität dieser Scene. Nicht etwa deshalb, weil man, im Mißverständnisse dessen, was von der Bühne zu verlangen sei, mit einer gewissen Sorgfalt ein Wohnzimmer König Philipp's hergestellt hatte, in dem die Dinge verliefen; sondern vielmehr im Gegensatze zu diesen Bemühungen. Es hat niemals erlebte Zeiten gegeben, in denen Carlos, oder Posa, oder Hamlet, oder Faust, so wie sie der Dichter handeln läßt, im Verkehr des Menschengetriebes hätten sprechen und auftreten können, und alle Bemühung, historische Dramen durch äußeren Apparat mit dem Schimmer exacter Wirklichkeit zu umgeben, sind dilettantische Versuche. Nur in den inneren Anschauungen, die die Verse und die Handlung in der Phantasie des Zuschauers aufbauen, liegt hier das Wirkliche, das niemals mit dem gemein Wirklichen stimmen kann. Die künstlerische Welt ist eine phantastische von Anfang an. Es ist niemals eine Frau so über dem Gewölk schwebend herangeschritten, wie die Dresdener Madonna; es haben auch nie vier Männer so zusammengestanden, wie Dürer's vier Apostel: von diesen Gestalten aber geht eine reelle Kraft aus, die wir empfinden. Niemand weiß, ob Christus und die Apostel jemals so unter sich und im Volke dastanden, wie Raphael's Cartons sie erscheinen lassen: die Stimmung aber, die diese Bildwerke ausströmen, wirkt als eine in uns eindringende persönliche Macht. Der Künstler bemächtigt sich unserer und befiehlt gleichsam: siehe das und das! und man sieht es. Wir werden wie gläubige Kinder unter diesen Befehlen, denen man Märchen erzählt. In der That ist der Ruhm aller großen Künstler, auf welchem Gebiete sie auch wirkten, von der Jugend getragen worden. Sie standen, jung selber, innerhalb jugendlicher Genossen, die an sie glaubten und ihren Ruhm verbreiteten. Cornelius war in seinen jungen Jahren einer der Propheten des jugendlichen Kreises, dessen Führung er über-

nahm. Auch heute sind es junge Leute, die, ohne sich um das Vergängliche in seinen Formen zu kümmern, das Erhebende, Große in ihm wittern und ihm nachforschen. Welchen Eindruck werden Gesellschap's Malereien in der Zeughauskuppel machen, wenn sie vollendet dastehen? Mitten in unserer realistischen Epoche erhebt dieser Künstler sich plötzlich mit seinen kraftvollen rein symbolischen Darstellungen.

IV.

So wäre denn noch zu bedenken, ob nicht vielleicht eine neue phantastische Epoche zu erwarten sei, eine „Malerei der Reaktion", die das wieder verloren geben werde, was, wie Niemand leugnen wird, in den letzten Jahrzehnten gewonnen worden ist.

Nichts unbegründeter als Sorge in dieser Richtung.

„Schulen" im Sinne früherer Jahrhunderte haben heute aufgehört. Niemand will sich mehr ihrem Zwange fügen. Der angehende Künstler von Talent sucht selbständig nach gleichzeitigen oder früheren Meistern, deren Wesen dem seinigen entspricht. Das genießende Publicum, früher auf zufällig Dargebotenes beschränkt, dringt mit Leichtigkeit heute in die Details der gesammten Kunstentwicklung und gewinnt einen Ueberblick, der früher selbst berufenen einzelnen Kennern, die ihr Lebenlang von Stadt zu Stadt wanderten, versagt blieb. Cornelius, bei seinen Lebzeiten eine fast mythische Erscheinung, ist in den zartesten Verzweigungen seiner Entwicklung uns klar und zugänglich und die Kraft seiner Hand und der überströmende Inhalt seiner Phantasie zeigen sich dem unbefangenen Blicke. Die Freiheit, mit der Jeder heute ganz aus eignem Studium der Dinge sich den Erscheinungen gegenüber empfindet, läßt Cliquenwesen nachhaltig nicht mehr aufkommen. Cornelius steht als historische Erscheinung da. Wer sich ihm zuwenden will, kann es aus eigner Machtvollkommenheit. Während die bei seinen Lebzeiten ihn umgebende Bewunderung immer etwas Ausschließliches hatte, so daß, damit er hervorträte, Andere neben ihm erniedrigt werden mußten, steht die ihm heute gezollte Anerkennung auf soliderer Basis: er hat den Vortheil, nach allen Seiten mit allen anderen Meistern der Kunstgeschichte verglichen zu werden. Das Vergängliche in und an seinen Werken kommt ohne Weiteres in Abzug: Niemand fühlt sich verpflichtet, dafür einzutreten. Unsere Zeit macht bei großen Männern eine Art Blumenlese aus den Werken, die sie, wenn von ihren Leistungen die Rede ist, im Auge zu haben pflegt.

Unsere Zeit in ihrer scheinbaren Zersplitterung, in ihrer Unfähigkeit, einen eigenen Stil zu bilden, in ihrem undisciplinirten Vorgehen auf Alles, was ihr im Momente zusagt, ist gleichwohl die Zeit, die wir mit keiner anderen vertauschen möchten. Behüte uns Gott vor der Wiederkehr sogenannter „guter alter Tage"!

Wir stecken sicherlich nicht mehr in den Gefühlen drin, mit denen zu Anfang dieses Jahrhunderts das Alterthum zu einem irdischen verlorenen Paradiese erhoben worden war. Das fast tumultuarische Interesse, das an Dr. Schliemann's Ausgrabungen genommen wird, der Zudrang des Publicums zu der Pergamenischen Beute, zu den Figuren von Olympia und den reizenden Sächelchen

der tanagräischen und milesischen Gräber, die Bereitwilligkeit auch, mit der Geld für diese Dinge bewilligt wird, hat wenig gemein mit der stillen Ehrfurcht, in der frühere Generationen diesen Monumenten gegenüber sich verhalten hätten: und doch, wann jemals ist dergleichen eifriger und in großartigerem Maßstab gesucht, sorgfältiger aufgestellt und scharfsinniger gedeutet worden als heute? Heute auch erst geschieht es, daß der zweite Theil des Faust, in dem Goethe die antike Welt mit dem Blute des 19. Jahrhunderts in den Adern zu neuem Leben und neuer Leidenschaft an's Licht rief, zu eigentlichem Verständniß gelangt; während wir zugleich seine Achilleis nun wieder auftauchen sehen wie eine Neuigkeit. Und dazu Böcklin und Feuerbach, die zu ihren Schöpfungen sich an echtem antiken Weine selber begeistert zu haben scheinen. Das Publicum nimmt Alles hin und läßt es gelten.

Keine Richtung, urtheilt es, soll einseitig befördert werden, als sei sie berechtigter als andere. Welcher Zeit ist das Cinquecento so vertraut gewesen, als der unsrigen, welche hat über Raphael und Michelangelo, Lionardo und Tizian und die Andern mehr gewußt als wir? Wann sind die Niederländer, Spanier, Franzosen ꝛc. ꝛc. in den geringsten Aeußerungen ihres Talentes so eingehend verfolgt worden als heute? Wann jemals ist die Kunstgeschichte im Zusammenhang mit der gesammten geistigen Cultur so umfassend und so unbefangen und vor so ausgedehnten Kreisen gewürdigt worden? Ich wiederhole: unsere Zersplitterung ist nur eine scheinbare. Wir stehen in voller Thätigkeit inmitten der ungeheuren Reichthümer, die die in kaum zu übersehendem Maße sich verbreitende geistige Arbeit anhäuft. Wer wollte heute das öffentliche Urtheil dauernd auf falsche Bahnen lenken?

Theodoros, König von Abessinien.

Von

Professor **Th. Nöldeke** in Straßburg i. E.

I.

Abessinien, das wunderbare Hochland, welches die Segnungen des tropischen und des gemäßigten Klimas vereinigt, hatte Jahrhunderte hindurch unter einem Oberkönige gestanden. Freilich hatte das Land, das allein in Afrika am Christenthum festhielt, manchen Sturm von außen und manche innere Erschütterung erlebt und war aus diesen nicht ohne schwere Verluste hervorgegangen; freilich war das Band, welches die sehr verschiedenartigen, von localen Fürsten regierten, zum Theil geographisch stark von einander geschiedenen Landschaften vereinigte, kein ganz festes: aber immerhin war es eine mächtige Monarchie unter einem Geschlecht, das durch seine angebliche Abstammung von Salomo und noch mehr durch die lange Dauer seiner Herrschaft (seit dem 13. Jahrhundert) den Nimbus der Heiligkeit erworben hatte. Doch bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward die Macht dieser Könige gebrochen. Theilfürsten machten sich unabhängig und suchten ihr Gebiet weiter auszubreiten; wilde Heerführer erlangten königliche Gewalt; Bürgerkriege folgten auf Bürgerkriege. Die unsäglichen Greuel dieser Kämpfe vernichteten mehr und mehr die Cultur Abessiniens, die sich allerdings (was oft verkannt wird) immer in sehr bescheidenen Grenzen gehalten hatte. Das Ansehen der Salomonischen Dynastie war so groß, daß die Machthaber, zum Theil mohammedanische Galla, sie formell bestehen ließen; aber die nach der Willkür der jeweiligen Sieger ein- und abgesetzten Könige behielten keinen Schimmer von Macht. Als der Nestor unserer Afrikareisenden, Rüppell, 1833 in der Hauptstadt Gondar war, hatte der damalige „König der Könige von Aethiopien" kaum das Einkommen eines leidlich wohlhabenden abessinischen Privatmanns. Nur die außerordentlich zahlreiche Geistlichkeit gedieh nach wie vor; denn wenn in den ewigen Kämpfen auch wohl einmal eine Kirche zerstört, oder eine heilige Freistatt entweiht wurde, so war jene doch von Alters her so reich begütert und wußte den rohen Aberglauben des Volkes so auszubeuten, daß sie nie Mangel zu leiden hatte; allerdings war sie

selbst höchst abergläubisch und ragte größtentheils nicht merklich durch Bildung über die Laien hervor. Einzelne würdige Ausnahmen natürlich abgerechnet, bildeten und bilden leider wohl noch jetzt die verkommene Geistlichkeit und die verwilderten Soldaten die ärgsten Schäden des unglücklichen, von der Natur so reich bedachten Landes.

Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts zerfiel Abessinien in drei hauptsächliche Machtgebiete. Im Norden herrschte streng und fest der schlaue Ubié, Erbfürst des Alpenlandes Semién, welcher Tigré, den Sitz des ältesten abessinischen Reiches und der ältesten abessinischen Bildung, erobert hatte. Der größte Theil des Landes stand unter Ras Ali aus Galla-Geschlecht. Von mohammedanischer Herkunft, war er doch getauft; er galt aber für einen lauen Christen, nicht weil er sehr unerbaulich lebte, wie das ja viele gute Christen thaten, sondern weil er die Muslime gewähren ließ: man munkelte sogar davon, daß er, entsetzlich zu sagen, zuweilen Fleisch von Thieren gegessen habe, die von Muslimen geschlachtet waren. Er war gutmüthig und indolent: er ließ die Localhäupter thun, was ihnen gut dünkte, und konnte einige mächtigere Fürsten nie zum Gehorsam zwingen. Die Häuptlinge der unbändigen Wollo-Galla, die zum Theil mit ihm verwandt waren, erkannten seine Oberherrschaft unter der stillschweigenden Bedingung an, daß er sich gar nicht um ihr Thun und Lassen kümmere. Völlig unabhängig war das ganz im Süden gelegene Schoa unter einer Dynastie, welche seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herrschte und zuletzt den Königstitel angenommen hatte. Schoa, das ziemlich straff regiert ward, hat an den Wirren des übrigen Abessiniens, von welchem es durch geographische Hindernisse und wilde Galla-Stämme getrennt ist, keinen Antheil genommen. Hätten sich nun wenigstens die großen Herren je mit ihrem Gebiete begnügt, so wäre die Theilung für das Land ein Glück gewesen; denn zu einem Einheitsstaat mit wirklicher Regierung von einem Punkte aus ist Abessinien mit seinen Alpenketten und tief eingeschnittenen Flußthälern, die in der Regenzeit (während unseres Sommers) jeden Verkehr verhindern, im Grunde nicht geschaffen: aber jeder Machthaber suchte sich auf Kosten seiner Nachbarn durch Gewalt wie durch List und Meineid auszubreiten. Nur mit Mühe erwehrte sich der Herr der Centrallande, Ras Ali, der Uebergriffe Ubié's und der ewigen Aufstände großer Vasallen und kleiner Empörer.

Da erschien aber eines Tages ein gewaltiger Emporkömmling und warf alle Fürsten Abessiniens nieder. Nur wenige Europäer hatten von Kasa gehört, so lange er noch bloßer Statthalter und Rebell war, und auch für diese war es überraschend, als Kasa plötzlich als „Theodoros, König der Könige von Aethiopien" die alte Monarchie wiederherstellte und das ganze Land unter seinem Scepter vereinigte. Die Zukunft des Reiches schien wieder aussichtsvoll zu werden; denn der neue Fürst war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Begabung, ein großer Krieger und ein Freund des Fortschritts. Leider entsprach der Ausgang nicht der Erwartung. Theodoros mußte beständig um seine Herrschaft kämpfen, seine Macht war schon fast auf sein Feldlager eingeschränkt, als der Conflict mit den Engländern ausbrach. Dieser Conflict, der seinen Namen erst wirklich in Europa bekannt machte, ließ ihm zuletzt nur die Wahl, sich zu er-

geben oder zu sterben; da schwankte er nicht, sondern starb als König und Held durch eigene Hand. Dieser Tod wird ihn für immer davor bewahren, im Gedächtniß der Nachwelt mit beliebigen anderen, von England überwundenen Fürsten wilder Völker zusammengestellt zu werden.

Theodoros war ein Barbar, ein fürchterlicher Despot, aber dennoch ein großer Mann. Ist je Etwas tragisch gewesen, so ist es das Geschick dieses Sohnes der Wildniß, der zum Höchsten berufen, das Höchste gewinnt, aber nach unablässigem Kämpfen, mehr durch Irrthum, Leidenschaft und Schuld, als durch fremde Gewalt gestürzt wird. Wohl verlohnt es sich, sein Leben etwas näher zu betrachten. Wir sind so glücklich, gerade über seine frühere Geschichte nicht nur Berichte von europäischen Reisenden zu besitzen, sondern auch eine zusammenhängende bis zum Jahre 1860 reichende Darstellung, welche ein ihm persönlich nahestehender Geistlicher, Debtera Zenab in der Hauptsprache des heutigen Abessinien, der amharischen, geschrieben hat[1]).

II.

Kasa ward ungefähr 1820 im Lande Quara, im äußersten Westen Abessiniens, geboren. Er war nicht von niederer Herkunft, wie man wohl gemeint hat; sein Vater Hailu (oder Haila Marjam) war ein vornehmer Herr, eine Zeit lang Statthalter von Quara, das er für seinen hochmächtigen Bruder Kĕnfu verwaltete. Aber Kasa's Mutter scheint allerdings von geringem Stande gewesen zu sein. Da bei den abessinischen Großen längst die loseste Form der Vielweiberei herrschend geworden ist, so können sie sich nicht all zu viel um ihre sämmtlichen Sprößlinge kümmern. Aber nicht selten zeichnen sich gerade die zurückgesetzten Fürstenkinder von Frauen niederen Standes besonders aus. Auch Ubiē war Sohn einer Bäuerin. Dem jungen Kasa war eine bescheidene Laufbahn zugedacht. Er sollte in einem Kloster nicht weit von der Hauptstadt Gondar zum Geistlichen erzogen werden. Aber früh kam er mit Krieg und Verwüstung in Berührung. Der damalige Statthalter hatte sich gegen seinen Oberherrn, Ras Jmam (einen Oheim und Vorgänger des Ras Ali) empört, und dieser fiel 1827 in sein Land ein. Dabei ward Kasa's Kloster zerstört. Jmam's Galla machten die 48 Zöglinge des Klosters zu Eunuchen; nur Kasa entkam. Sicher hat er hierin später Gottes Hand erkannt, der ihn nicht zum Geistlichen bestimmt, aber der Gefahr entrissen habe. Der Glaube an seinen „Stern" ist in ihm bis an sein Ende kaum jemals erschüttert. Daß die Erziehung im Kloster eine tiefe Wirkung auf ihn gehabt habe, wie manche Europäer behaupten, muß ich sehr bezweifeln. Theologische Gelehrsamkeit konnte der höchstens achtjährige Knabe noch nicht erworben haben. Seine literarische Bildung blieb, auch nach abessinischem Maße gemessen, immer bescheiden. Die Anwendung biblischer Redensarten, die er liebte, braucht bei einem Manne seiner Geistesrichtung nicht

[1]) Die Handschrift ist von dem braven Missionär Flad der Königl. Bibliothek in Berlin geschenkt worden, zugleich mit einer von Flad selbst gemachten abkürzenden Bearbeitung in deutscher Sprache. Einen Theil dieser Bearbeitung hat er in seinem lehrreichen Buche „Zwölf Jahre in Abessinien" abgedruckt.

erst das Ergebniß förmlichen Unterrichts zu sein: in Worten sind die Abessinier überhaupt durchweg vortreffliche Christen.

Kasa kam nun ins Haus seines weitgebietenden Oheims Kĕnfu und nach dessen Tod in das einer seiner Söhne. Bald brach aber zwischen Kasa's Vettern offner Kampf aus, an welchem auch er sich betheiligte. Der, zu dem er sich hielt, ward geschlagen, er gerieth in Gefangenschaft, ward aber von dem Sieger in Berücksichtigung ihrer Jugendgemeinschaft freigelassen. Mißgeschick folgte für Kasa auf Mißgeschick. Einmal, als er wieder das Unglück hatte, einer besiegten Partei anzugehören, mußte er sich einen Monat lang versteckt halten und zwar innerhalb des seiner Familie gehörigen Gebietes; der Fremde hätte ihn, der als Sprößling eines Fürstenhauses den anspruchsvollen Titel Lĕdsch („Junger" = „Junker" oder „Prinz") führte, schwerlich verschont. Den Landmann, der ihm damals einen Versteck gewährte, hat er später in glücklichen Tagen hoch geehrt und fürstlich belohnt. Kasa diente unter verschiedenen größeren und kleineren Häuptlingen und zeichnete sich im Kampf wie auf der Jagd durch Kühnheit und Geschick aus. So tödtete er einst zu Pferd zwei Elephanten, erregte dadurch aber so sehr die Eifersucht seines weniger glücklichen Herrn, daß er sich bewogen fand, schleunigst dessen Dienst zu verlassen. Mit Ausdauer und Eifer hätte es Lĕdsch Kasa auf diesem Wege noch zu hohen Stellungen bringen können; aber er wollte nicht Diener, sondern Herr sein. Da ward er denn einfach Führer einer Räuberbande. Allerdings muß man bedenken, daß dort zu Lande der Unterschied zwischen einem kleinen Fürsten und einem Räuberhauptmann schwer festzustellen ist. Jahre lang hat Kasa im Westen Abessiniens größere und kleinere Raubzüge geleitet. Als seinen „ersten Sieg" verzeichnet sein abessinischer Biograph, ein friedfertiger Mann, mit großem Ernst und mit sichtlichem Behagen Folgendes: Kasa hatte mit 70 Räubern einen eidlichen Vertrag geschlossen, daß alle Beute gemeinschaftlich sein solle; nun erfuhr er aber, daß sie heimlich eine geraubte Kuh für sich allein geschlachtet hatten; da überfiel Kasa mit nur zwölf Leuten seine meineidigen „Brüder", jagte sie in die Flucht und ließ die sieben Gefangenen grausam verstümmeln. Sicher fühlte er sich hier schon ganz in seiner Eigenschaft als von Gott eingesetzter Richter; der Eidbruch mußte schwer bestraft werden. Aber man bedenke, welche fürchterliche Schule moralischer Abhärtung ein solches Leben für den zukünftigen Herrscher sein mußte! Zur Rechtfertigung des Räuberlebens wird ihm vermuthlich der Umstand gedient haben, daß dasselbe größtentheils Mohammedaner und Heiden traf. Die größeren Handelskarawanen gehn dort meist für Rechnung muslimischer Kaufleute; muslimische Stämme, theils Araber, theils Neger, sind fast überall Grenznachbarn der christlichen Abessinier. Die beiden Religionen haben sich in jenen Ländern seit vielen Jahrhunderten bekämpft. Von wirklicher Annäherung ist keine Rede; je energischer der Mensch, desto mehr glaubte er seinem Gott durch grimmigen Haß gegen den Andersgläubigen zu dienen. Und Kasa hat den Islâm sein Lebenlang aus ganzer Seele gehaßt. So erleuchtet er in mancher Hinsicht war, so sehr er die christlichen Priester seines Volkes verachten lernte, so hat er sich doch immer für ein Werkzeug Gottes gehalten zur Demüthigung oder zur Ausrottung des Islâms, und immer erwartet, für sein Verdienst als Streiter Christi wider dessen Feinde

Vergebung aller Sünden zu erlangen. In seinem Freibeuterleben sah er sich allerdings gelegentlich auch auf die Bundesgenossenschaft von Muslimen angewiesen, namentlich wo es sich um Unternehmungen gegen heidnische Neger handelte. Gegen solche haben von Alters her Christen wie Mohammedaner, Großkönige wie kleine Häuptlinge Raubzüge und Sklavenjagden angestellt. Natürlich verfuhr man gegen die Heiden ohne jedes Mitgefühl wie gegen wilde Thiere oder noch ärger, da die gehetzten Schwarzen ja manchmal die Frechheit hatten, sich tapfer zu wehren. Zur Ausbildung seiner sanften Eigenschaften konnte die kräftige Betheiligung an solchen Zügen bei Kasa also auch nicht eben beitragen. Dagegen waren sie eine Vorschule für ihn als umsichtigen, raschen und auf das Wohl seiner Krieger sorgsam bedachten Feldherrn.

Oftmals war er mit den Seinigen in großer Noth, namentlich durch Mangel an Nahrung; aber es gelang ihm doch allmälig, in seinem Heimathlande Quara eine größere Fürstenstellung zu erringen. Der Schreck der Feinde und der Handelszüge, wandte er doch schon damals Sorge auf die Bebauung des Bodens und schützte die Bauern. Durch Heirathsverbindungen verschaffte er sich weiteren Einfluß. Sein Ansehen wuchs mehr und mehr, und die Mutter des Ras Ali, Menen, sah ein, daß sie am besten daran thue, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und dem Kasa die Statthalterschaft von Quara zu verleihen, das er thatsächlich doch schon beherrschte. Diese energische und sittenlose Frau regierte für ihren Sohn Gondar und die Nachbarländer; sie heirathete in ihrem Alter (1844) einen Mann aus der alten Königsfamilie, ließ ihn durch Ras Ali zum Großkönig erklären und führte nun den Titel Itege („Großkönigin" oder „Kaiserin"). Bald darauf machte Menen dem Kasa gar den Antrag, er möge ihre Enkelin, die Tochter des Ras Ali, Tewabetsch heirathen. Solche Ehebündnisse haben in Abessinien zwar noch viel weniger zu sagen als in Europa; aber immerhin war es für Kasa eine gewaltige Erhöhung, in so nahe Beziehung zu der mächtigsten Familie des ganzen Reiches zu treten. Er entließ daher, was dort ohne jede Förmlichkeit angeht, seine früheren Weiber und vermählte sich mit der noch sehr jungen Tewabetsch. Die Ehe ward durch kirchliche Trauung geschlossen, die in Abessinien nur noch selten vorkommt, und Kasa blieb der trefflichen Frau, so lange er lebte, treu — ein unerhörter Fall bei einem abessinischen Großen. Auch nach ihrem Tode hielt er sie in zärtlichem Andenken; sie war sein guter Genius. Aber zum gehorsamen Unterthanen wurde Kasa durch diese Ehe nicht. Im Herbst 1846 trat er als Rebell auf und schlug ein Heer nach dem andern. Einmal machte er dabei sogar eine Flottenexpedition, indem er auf 500 leichten Rohrflößen, den einzigen Fahrzeugen, welche Abessinien kennt, eine Insel im Tana-See überfiel, auf welche sich ein ihm feindlicher Häuptling geflüchtet hatte; jedes Floß hatte je einen Flintenschützen, einen Speerträger und einen Schleuderer an Bord. — Ein Heerführer der Menen hatte Kasa schwer beleidigt. Ueberall im Lande erzählte man sich, Kasa's Mutter habe früher das äußerst gering angesehene Gewerbe getrieben, Kusso zu verkaufen, das bekannte Mittel gegen den dort allgemein verbreiteten Bandwurm. Jener Mann hatte nun vor Menen und ihrem Gefolge geprahlt: „sei unbesorgt, ich bringe Dir diesen Sohn der Kusso-Händlerin mit zugeschnürtem Hals wie ein Ichneu-

mon". Aber er ward geschlagen und gefangen genommen. Da ließ der Sieger viel gemahlenen Kusso herbeibringen, sprach zum Gefangenen: „meine Mutter hat heute leider keinen Kusso verkauft und daher für den Erlös kein Getreide anschaffen können; nimm deshalb mit dem ihr übrig gebliebenen Kusso als Nahrung fürlieb" und zwang ihn, das äußerst widerlich schmeckende Zeug in Masse hinunter zu schlucken[1]).

Im Juni 1847 zog Menen selbst aus, ward aber verwundet und gefangen. Für die Auslieferung seiner Mutter überließ Ras Ali dem Kasa deren ganzes Gebiet unter seiner eigenen Oberhoheit. Kasa, der nun den Titel Dedschazmatsch oder Dedschaz annahm, welchen die Regenten großer Provinzen und die höheren Befehlshaber führen, der also theils unserm „Herzog", theils unserm „General" entspricht, war nun einer der mächtigsten Fürsten des Landes. Als solcher folgte er eben so sehr seiner Neigung, wie seinem Gewissen, indem er einen Zug gegen die „Türken" d. h. die Aegypter unternahm. Er drang weit ins Sennaar ein, aber bei Deberki erfuhr er, wie wenig die tapfersten abessinischen Krieger gegen auch nur leidlich disciplinirte Soldaten mit europäischen Waffen vermögen. Er wurde geschlagen und mußte zurückgehen. Nie hat er diese Schmach verwunden. Sein Haß gegen die Muslime, besonders die Türken, wurde blind. Wie unsere Voreltern einst den Besitz des heiligen Landes durch die Ungläubigen als einen Schimpf ansahen, so empfand auch er mit vielen seiner Landsleute; aber noch mehr quälte ihn das Bewußtsein, daß die Abessinien benachbarten Küsten und so viele afrikanische Länder, die er, theils mit Recht, theils mit Unrecht, als altes Eigenthum seines Landes betrachtete, den Türken und anderen Muslimen gehörten. Die Lehre, daß europäische Waffen und europäische Zucht ein Heer gewaltig überlegen mache, hat er tief beherzigt, und es immer bitter empfunden, wie wenig er im Stande war, wirkliche Disciplin bei seinen Truppen einzuführen.

Ein neuer Aufstand Kasa's endete weniger glücklich als die früheren. Er wollte die zahlreiche Reiterei seines Lehnsherrn durch eine Art Minen und durch hölzerne, mit eisernen Ringen überzogene Kanonen — seinem ersten Versuch in der bis zuletzt so leidenschaftlich betriebenen Geschützfabrication — unschädlich machen; aber der Feind erfuhr das Geheimniß, und Kasa mußte sich ohne Kampf unterwerfen. Zwei Jahre lang hielt er Ruhe. Aber im Jahre 1852 kam es wieder zu einem Zerwürfniß. Ras Ali reizte den mächtigen Goschu von Godscham, der ihm selbst so oft das Leben sauer gemacht hatte, gegen seinen Schwiegersohn. Er hoffte wohl, daß die beiden unbequemen Vasallen einander gegenseitig schwächen sollten. Aber am 27. November 1852 besiegte Kasa nach einem seiner kühnen Eilmärsche über Berg und Thal, durch welche er sich seinen Feinden besonders furchtbar machte, den überraschten Goschu; dieser selbst, einer der gefeiertsten Krieger Abessiniens, fiel. Des Siegers Ansehen wuchs dadurch

[1]) Ich erzähle die Geschichte genau nach der amharischen Biographie. Etwas anders hörte sie d'Abbadie in jener Zeit in Gondar (l'Abyssinie et le roi Théodore, Paris 1868). Auch in der Zeitfolge der Ereignisse weicht d'Abbadie von unserem Abessinier, an den ich mich halte, theilweise ab; vielleicht hat er in einigen Stücken diesem gegenüber Recht, aber in andern hat er sich unzweifelhaft durch ungenaue Erinnerung oder falsche Berichte täuschen lassen.

ungemein. Er nahm den Schein an, als wollte er mit Ras Ali Frieden halten, aber der österreichische Viceconsul Reiz, der im Januar 1853 bei ihm war, merkte schon, daß der ehrgeizige Fürst bald nicht bloß mit ihm, sondern auch mit Ubiē zusammenstoßen werde. In zwei blutigen Schlachten wurde denn auch des Ras Ali Macht gänzlich gebrochen. Von der Schlacht bei Aischal, am 28. Juni 1853, an rechnet sein Biograph den Untergang der Macht der Galla — d. h. der Dynastie aus Galla-Blut mit ihren Scharen von mohammedanischen Galla-Reitern — in den Kernländern Abessiniens. Ras Ali zog sich in einen fernen Winkel des Gebietes seiner Stammesbrüder, der Jedschu-Galla, zurück, wo er, wie es scheint mit Erlaubniß seines Schwiegervaters, noch etwa zehn Jahre gelebt hat und, völlig vergessen, gestorben ist.

Durch List bekam Kasa darauf (am 26. Mai 1854) Bĕru, Goschu's Sohn, den tapfersten Helden Abessiniens, in seine Gewalt und ward somit auch Herr des ganzen Südwestens. Bĕru, von seinem Heere verlassen, warf sich nach Landessitte mit einem Stein auf dem Nacken vor Kasa nieder; dieser ließ ihn aber neben sich sitzen und fragte ihn dann: „Was hätten Sie mit mir gemacht, wenn Sie mich gefangen genommen hätten?" „Ich hätte Sie," erwiderte dieser, „gar nicht vor mich gelassen, sondern dafür gesorgt, daß Sie vorher umgebracht wären." Da dankte Kasa Gott mit lauter Stimme für den Sieg. Bĕru blieb bis zu des Siegers Tode in dessen Gewahrsam.

Von diesem Feldzug wird folgende Anekdote erzählt: Einer seiner Diener prahlte nach abessinischer Kriegersitte: „Niemand kann auch nur Deinen Dienern ins Antlitz sehen, o Kasa, geschweige Dir selbst!" Der Fürst hatte gerade eines der sehr zerbrechlichen Glasgefäße in der Hand, deren die Abessinier sich bedienen. Das warf er, zur Bestätigung der Worte jenes Mannes, auf eine hölzerne Schale; da blieb das Glas heil, die Schale aber zersprang in zehn Stücke. Nun zog er das Schwert und sprach stolz: „Ich, Christi Diener, halte mich an Christus: wer besteht vor meinem Antlitz?" Daran knüpfte er ein Gebet und trank dann Meth aus dem Glase. Diese Geschichte wird die Ausschmückung einer wirklichen Begebenheit sein; für uns ist sie nur als Zeugniß dafür wichtig, daß man damals anfing, Kasa für unwiderstehlich zu halten.

Noch im selben Sommer (1854) griff Kasa seinen mächtigsten Nebenbuhler, Ubiē, an. Er kämpfte nicht bloß mit den Waffen, sondern auch mit List und Diplomatie. Er wußte den obersten Geistlichen der abessinischen Kirche, Abuna Selama, durch die Begünstigung, welche er scheinbar dem päpstlichen Bischof, dem Italiener de Jacobis, erwies, in Angst davor zu setzen, daß am Ende Kasa's Gebiet ihm entzogen werden und in den Verband der römischen Kirche treten möchte; um das zu verhüten, ging der Abuna mit rascher Schwenkung von seinem Wohlthäter Ubiē zu Kasa über und versprach, ihn zum Großkönig zu krönen. Natürlich ließ Kasa dann sofort den enttäuschten de Jacobis[1]) und

[1]) Dieser Mann wird von unbefangenen Zeugen durchweg sehr gerühmt. Man muß hinsichtlich Personen und Thatsachen da, wo ein kirchliches Interesse in Frage kommt, gegen die Urtheile protestantischer wie katholischer Missionäre und anderer Eiferer (z. B. d'Abbadie's) gleich mißtrauisch sein. Das ist nicht zu leugnen, daß Abessinien für die protestantische Mission ein noch viel ungünstigerer Boden ist, als für die katholische. Auch der beschränkteste Protestantismus ist für dies Volk noch viel zu hoch.

alle anderen katholischen Priester ausweisen, wie Ubié früher die protestantischen Geistlichen hatte vertreiben lassen.

III.

Am 9. Februar 1855 war die Entscheidungsschlacht, welche Ubié zum Gefangenen Kasa's machte und sein ganzes Gebiet in dessen Hände gab. Schon am 11. Februar ließ sich Kasa durch den Abuna Selama in der Kirche von Deresgé Marjam unter dem Namen Theodoros zum „König der Könige von Aethiopien" salben und krönen. Die Wahl dieses Namens, den er schon vor der Schlacht siegesgewiß seinen Soldaten mitgetheilt hatte, war wohl erwogen. Im ganzen Lande hoffte man seit langer Zeit auf die Erscheinung eines messianischen Herrschers Theodoros, welcher dem Reiche seinen Glanz wiedergeben und die Ungläubigen überwinden sollte. Als diesen ersehnten Fürsten stellte sich nun Kasa dar. Merkwürdigerweise nahm er aber den eigentlichen Titel Hatsé (oder Hatē, Atē), den wir durch „Kaiser" wiedergeben können, nicht an, sondern ließ ihn dem alten machtlosen Johannes, dem Mann der Menen, der ihn noch überlebt und den er immer mit der größten Ehrerbietung behandelt hat. Wir haben darin wohl nur einen gewissen Aberglauben zu sehen. Den Mangel seiner Geburt ergänzten gefällige Genealogen leicht, indem sie wenigstens für seine Mutter — seines Vaters Abkunft mochte zu bekannt sein — einen Stammbaum fertig stellten, welcher ihre Salomonische Herkunft verbürgte und ihn dadurch in den Augen des Volkes einigermaßen legitim machte.

Auf königlichen Prunk gab er aber nichts. Er kleidete sich wie jeder beliebige Officier, schlief fast immer im Lagerzelt und ging barfuß wie alle seine Unterthanen. Dagegen hatte er, wie andere große Kriegsfürsten, etwas Theatralisches in seinem Wesen, was allerdings dazu wird beigetragen haben, sein Ansehen bei den Abessiniern zu erhöhen. Dahin gehört wohl auch seine Liebhaberei, sich zahme Löwen zu halten. In seiner ganzen Erscheinung muß der mittelgroße, selbst für einen Abessinier sehr dunkelfarbige Mann mit den edlen Zügen, der Adlernase und den feurigen schwarzen Augen etwas Königliches gehabt haben; so ziemlich allen Europäern, die ihn gesehen haben, hat er sofort gewaltig imponirt. Gewiß haben aber auch Die Recht, welche in seinem Gesichte etwas Verschmitztheit zu erkennen glaubten. Gewinnend, wenn er freundlich war, konnte er fürchterlich sein in seinem Jähzorn; freilich mochte auch dieser Jähzorn mitunter eben so erkünstelt sein, wie beim ersten Napoleon.

Eine seiner ersten Handlungen als König war die Erneuerung des alten Gesetzes wider den Sklavenhandel und das Verbot der Vielweiberei. Leider war es ihm aber bei seinen beständigen Kriegsfahrten nicht möglich, auch nur den Sklavenhandel ganz zu unterdrücken. Die entsetzlich verwilderten Eheverhältnisse in diesem durch und durch „christlichen" Staate wesentlich zu verbessern, dazu bedürfte es einer sittlichen Hebung, welche sich durch kein Decret erzwingen läßt; das Gesetz blieb um so mehr ein todter Buchstabe, als er es später selbst persönlich aufs Gröbste verletzte.

Der Gerechtigkeit nahm sich Theodoros mit ganzer Kraft an. Alle Unterdrückten wandten sich, wenn es irgend möglich war, an ihn selbst. In diesem Lande ist eben der Fürst noch persönlich Richter. Er suchte die Landleute gegen

die Ausschreitungen der Soldaten zu schützen. Seine Strafen waren furchtbar hart, aber doch oft noch milder, als das Landesrecht vorschrieb. Wir müssen unser Entsetzen über die grausamen Strafen, Abhacken der Hände und Füße ꝛc., ein wenig durch die Betrachtung mäßigen, daß erst die Humanität der neuen Zeit derartige Greuel bei uns gänzlich beseitigt hat, daß schaurige Körperstrafen in Europa noch verhängt wurden in einem Jahrhundert, wo sie zu dessen Bildungsstufe schon viel weniger paßten als zu der des heutigen Abessinien. Natürlich sollen damit Theodor's Excesse in Strafen und Gewaltthätigkeiten keineswegs entschuldigt werden. Uebrigens hat er auch nicht selten besiegten Feinden verziehen. In seinen Urtheilen zeigte er einen gesunden Sinn. Es werden von ihm Entscheidungen angeführt, die mehr Recht auf die Bezeichnung „Salomonisch" haben als seine Abstammung.

Unmittelbar nach Ubié's Besiegung zog Theodoros gegen die Wollo-Galla, unterwarf sie scheinbar beim ersten Ansturm und drang weiter nach Süden ins Königreich Schoa, welches, wie wir durch den Missionär Krapf wissen, keinen Eroberer von Norden her fürchtete, weil es sich da durch die Wollo gedeckt wußte. Das galt auch von gewöhnlichen abessinischen Fürsten, nicht aber von einem Theodoros. Er nahm ganz Schoa rasch ein und ernannte, da der Landeskönig gerade damals starb, einen Mann aus demselben Geschlecht nicht zum König, sondern zum Statthalter. So hatte Theodoros in weniger als einem Jahre zu seinen alten Provinzen das ganze übrige Abessinien gewonnen.

Aber erobern und besitzen ist nicht dasselbe. Wäre Theodoros ein kühl denkender und hochgebildeter Europäer gewesen, so hätte er schon vorher an der natürlichen Nordgrenze des Wollo-Landes, dem Beschélo-Thal, Halt gemacht. Dies Volk sich wirklich unterthänig zu machen, war eine viel schwierigere Aufgabe, als er ahnen konnte. Die Wollo sind seit langer Zeit Mohammedaner und fühlen sich als solche, obwohl sie wenig von den Lehren des Islâms wissen und noch viel Heidnisches beibehalten haben. Die echt afrikanische Zersplitterung herrscht auch bei ihnen: Stamm kämpft gegen Stamm, Geschlecht gegen Geschlecht; aber in Liebe zur Unabhängigkeit und Haß gegen den christlichen Eroberer waren sie Alle gleich. All eGalla sind wild und blutdürstig, von ausgebildetem Räubersinn, in offener Schlacht nicht allzu muthig, aber gefährlich im kleinen Krieg. Die Wollo gelten noch dazu für besonders treulos. Ihr Gebiet mag kaum die Größe des Königreichs Sachsen haben, aber es ist von gewaltigen, bis an die Schneegrenze reichenden Bergen und von zahlreichen tiefen Schluchten durchzogen, so daß da die einheitliche Beherrschung eines widerwilligen Volkes überaus schwer ist. Dagegen bietet das Land Aufständischen und Räubern zahlreiche Schlupfwinkel, und wer die Schleichwege kennt, ist leicht im Stande, auch größere Heeresmassen zu beunruhigen. Die Wollo sind geborene Reiter; auf ihren ausdauernden kleinen Rossen jagen sie über die steilsten Felsen hin. Theodoros hat mit ihnen Jahr auf Jahr gekämpft. Niemals ist er von ihnen geschlagen worden, ja sie fürchteten sich, ihm auch nur ins Antlitz zu blicken [1]).

[1]) Als die Engländer gleich nach Theodor's Tode der Wollo-Fürstin Mastiat, seiner grimmigen Feindin, ein Bild des Königs zeigten und sie fragten, ob es ähnlich sei, antwortete sie: „Wie soll ich das wissen? Wer hat ihn je gesehen, ohne zu sterben?"

Auch seine Feldherren haben meist über sie gesiegt. Oft haben sich große Theile des Landes und selbst hervorragende Häuptlinge unterworfen, aber nie ist er ihrer Aller Meister geworden. Zuweilen mit Güte, oft mit Strenge, ja mit furchtbarer Grausamkeit hat er sie zu unterwerfen gesucht; aber das Resultat war immer wieder, daß er im Wollo-Lande nur die Festungen mit stehender Besatzung wie Makdala [1]) sein nennen konnte.

Währenddessen erhoben sich bald in dieser, bald in jener Provinz Rebellen, zum Theil Angehörige der alten Häuptlingsgeschlechter, zum Theil kühne Glücksritter. Keiner von ihnen war ihm nur im Entferntesten gewachsen. Wo er erschien, da zerstäubten die Heere der Aufrührer. Mehrere bekam er durch Gewalt oder List in seine Hand, darunter den scheinbar mächtigsten, Nëgusië von Tigrë (Anfang 1861), mit dem Frankreich schon als „König von Abessinien" verhandelte. Andere flüchteten sich in unzugängliche Wildnisse oder auf steile Felsenburgen, deren es in Abessinien so viele gibt. Hätten ihn die Wollo nicht gefesselt, so hätte er sie wohl alle überwunden, aber der Vertilgungskrieg gegen diese Wilden lähmte ihn völlig. Die Heere, die durch das Schwert der Feinde und noch viel mehr durch periodische Seuchen decimirt wurden, ließen sich allerdings nicht all zu schwer ergänzen; denn an kriegs- und beuteluftigen Männern fehlt es da nicht, und Theodor's Name lockte gewaltig. Die Größe seiner Heere war geradezu sein Unglück. Er konnte sie nicht auf regelmäßigem Wege ernähren. Während er anfangs Plünderung im befreundeten Lande streng bestrafte, mußte er seinen hungernden Soldaten bald Alles gestatten, ja systematische Ausraubung wohlhabender Landschaften anordnen. Dadurch ward die Verehrung des Volkes in Haß verkehrt; die ausgeplünderten Bauern verstärkten die Macht der Rebellen oder raubten und mordeten wenigstens heimlich.

Theodor's Verlegenheiten wurden noch durch sein Verhältniß zu den kirchlichen Machthabern vermehrt. An der Spitze der abessinischen Kirche, die ein Zweig der koptischen ist, steht ein Bischof, der kein Einheimischer sein darf, sondern ein Kopte sein muß, welchen der (monophysitische) Patriarch von Alexandrien aussendet. Dieser „Abuna" steht dem König an Macht und Ansehen fast gleich, hat viel größere Einkünfte als dieser und wird vom Volke wie ein Gott verehrt. Seit November 1841 nahm diese Stelle der schon oben genannte Abba Selama ein, welcher ungefähr im selben Alter stand wie Kasa-Theodoros. Weil er als Kind eine englische Missionsschule besucht hatte, haben manche Engländer und deutsche Protestanten große Hoffnung auf ihn gesetzt, während die Franzosen Ferret und Galinier, sowie der von kirchlichen Vorurtheilen freie Engländer Mansfield Parkyns, die um die Zeit seiner Ankunft in Abessinien waren, sogleich erkannten, daß es ein unbedeutender, beschränkter Mensch war. Uebrigens hätte ein ernsthaft reformatorisch gesinnter Oberpriester nirgends einen schwierigeren Stand als in der ganz verkommenen abessinischen Kirche; mit den Laien käme er kaum, mit der Priesterschaft nie zurecht. Da Abba Selama vor den Eingebornen den unschätzbaren Vortheil einer etwas höheren Bildung und einer viel größeren Kenntniß der Welt voraus hatte, so hätte er allerdings, wenn er sehr

[1]) Nicht „Magdala", wie die Engländer und Deutschen meistens schreiben.

verständig und sehr fügsam gewesen wäre, gerade im Verein mit Theodoros Manches bessern können. Ihm kam es aber nur darauf an, die Unabhängigkeit seiner geistlichen Stellung zu wahren. Statt auf den Fürsten, der guten Rathschlägen sehr zugänglich war und der ihn durch gewaltsame Unterdrückung einer großen, ihm aus dogmatischen Gründen feindlichen Partei unter den Priestern noch besonders verpflichtet hatte, mildernd einzuwirken, verdarb er es bald ganz mit ihm. Als Krapf den König im Frühling 1855 im Sonnenglanze seines Siegeslaufes traf, schien er mit dem Abuna noch ein Herz und eine Seele zu sein; aber wer die späteren Mißhelligkeiten kennt, bemerkt ihren Keim schon in der eifersüchtigen Gesinnung, welche die von Krapf mitgetheilten Worte des Bischofs aussprechen. Wenige Monate nachher brach in Schoa eine Meuterei im Heere aus, welche allem Anschein nach von Abuna und dem zweiten Geistlichen, dem Oberhaupt aller Mönche, angezettelt war. Sie ward noch unterdrückt, ohne daß es zum offenen Conflict mit den Clerikern gekommen wäre. Allein bald gab es einen ärgeren Streit. Der König zog die unermeßlichen Kirchengüter zu den Bedürfnissen des Heeres heran, eine Maßregel der Noth, die allerdings gegen das Herkommen war. Ferner verlangte er von den Priestern, daß sie vor ihm, der ja von göttlichem Geiste erfüllt sei, eben so barhaupt erscheinen sollten wie vor der Bundeslade (dem Altar), dem Sitze Gottes. In diesen Streitigkeiten mußte der König anfangs nachgeben, aber bald setzte er der Geistlichkeit arg zu. Der Biograph, welcher gegen den Bischof eben so respectvolle Gesinnung zeigt wie gegen den König, erzählt uns doch Allerlei, was dazu dienen kann, uns die Geringschätzung und den Haß zu erklären, den dieser mit der Zeit immer mehr gegen den hochmüthigen Kirchenfürsten und den ganzen Clerus empfand. Hatte doch sogar das höchste Oberhaupt dieser ganzen Kirche, der Patriarch von Alexandrien, als er einmal nach Abessinien kam, dem König die bedenklichsten Blößen gegeben. Dazu scheint der Abuna durchaus kein exemplarisches Leben geführt zu haben. So setzte sich Theodoros denn mit der Zeit über alle geistlichen Schranken hinweg. Er hat in seinen späteren Jahren vorsätzlich heilige Gebäude angezündet, die Stadt Gondar, eben weil sie „die Stadt der Priester" war, verbrannt, den Abuna gefangen gesetzt, ja zuletzt sogar sich und seine Soldaten eigenmächtig von den Fasten, so ziemlich der wichtigsten Pflicht abessinischen Christenthums, dispensirt, und die Priesterschaft hat das Alles stillschweigend hingenommen. Natürlich hat aber auf der andern Seite ihr Haß dazu beigetragen, dem König das Volk zu entfremden, und der Abuna stand noch als Gefangener mit den bedeutendsten Rebellen in Verbindung.

Zwei treue Berather hatte Theodoros in den ersten Jahren seines Königthums, den englischen Consul Plowden und John Bell, der, mit Plowden ins Land gekommen, fast zum Abessinier geworden war und mit rührender Anhänglichkeit an dem Herrscher hing, in dessen Dienst er getreten. Diese Männer haben sicher viel dazu beigetragen, sein Verlangen nach Einführung europäischer Gesittung oder vielmehr europäischer Kunstfertigkeit zu vermehren; verglich er sie und das, was sie ihm von Europa erzählten, mit seinen Abessiniern, so mußten diese gewaltig in seinen Augen sinken, und vielleicht hat er schließlich sein eigenes Volk sogar allzugering geschätzt und zu streng beurtheilt. Leider fiel Plowden

schon im März 1860, als er, von seiner Regierung aufgefordert, nach der Hafenstadt Massua zurückkehren wollte, einem Rebellen, einem Vetter des Königs, in die Hände und starb bald darauf an den Wunden, die er dabei empfangen hatte. Theodoros zog sofort gegen den Uebelthäter. Bell soll diesen in der Schlacht mit eigener Hand getödtet haben; aber er fiel selbst, während er den König mit seinem Leibe deckte. Fürchterlich rächte Theodoros seine beiden Freunde; für ihren Verlust hat er nie einen Ersatz bekommen. Die Königin Tewabetsch, an der er, wie wir sahen, mit ganzer Seele hing, war schon vorher (18. Aug. 1858) gestorben; er betrachtete, wie Flad erzählt, ihren Tod als göttliche Strafe dafür, daß er nicht lange vorher die in seine Hände gerathene Frau eines Erzrebellen in roher Weise hatte todtschlagen lassen.

Die fortwährenden Kämpfe ließen dem König leider keine Zeit zur Durchführung von Verbesserungen, so sehr sie ihm am Herzen lagen. Vor Allem wäre für das Land die Anlage von Straßen und von Brücken und Viaducten nothwendig. Mit dem Straßenbau machte er wirklich einen Anfang. Die erste Wegstrecke ward 1858 unter Leitung des deutschen Malers Zander fertiggestellt. Da sich dieser beklagte, daß man ihm nicht die nöthige Hilfe geleistet habe, ließ der König den dortigen Statthalter peitschen und in Fesseln legen; Zander belohnte er dagegen reich. Nichts wünschte Theodoros sehnlicher als die Einwanderung europäischer Handwerker und Mechaniker. Wären mehr solche Leute gekommen und einige Missionäre weggeblieben, so wäre viel Unheil vermieden und viel Gutes geschaffen worden.

Aeußerlich stand Theodoros von 1861 bis 1863 auf der Höhe seiner Macht. In diesen Jahren allein hat er durch seine Statthalter auch ganz Tigré wirklich regiert, die einzige Provinz, welche eine leidlich bequeme Verbindung mit dem Meere hat. Aber die Kämpfe mit den Wollo rieben, wie wir sahen, seine Kraft auf und gaben den Rebellen immer wieder Gelegenheit, sich zu erheben. Seit 1863 wuchsen die Schwierigkeiten von Tag zu Tag. Dazu ward der Sinn des Königs immer düsterer. Von jeher war er launenhaft und jähzornig und in der Leidenschaft der schrecklichsten Thaten fähig. Nun erlebte er Enttäuschung auf Enttäuschung. Prinz Mĕnilĕk von Schoa entfloh 1865 aus Makdala und stellte das Königthum seiner Väter wieder her, welches er noch jetzt[1]) inne hat; Theodoros, der ihn wieder stürzen wollte, mußte unverrichteter Sache von Schoa zurückkehren. So ging ein Land nach dem anderen vorübergehend oder auf die Dauer verloren. Schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft waren manche seiner Großen, denen er durchaus vertraut hatte, entflohen und Rebellen geworden. Das machte ihn immer mißtrauischer und vermehrte die Verächtlichkeit seiner Landsleute in seinen Augen. So kam er denn dahin, auf geringen Verdacht, ja aus bloßer Laune auch seine erprobtesten Diener auf längere oder kürzere Zeit in Fesseln zu legen, darunter solche, die zuletzt ihre unbedingte Treue dadurch bewiesen, daß sie mit ihm starben. In dem Abenteurer- und Räuberleben seiner

[1]) Bei der Langsamkeit, womit die spärlichen Nachrichten aus Abessinien und gar dem entlegenen Schoa nach Europa dringen, ist ein solches „jetzt" natürlich nicht streng zu nehmen; genauer wäre „im Jahre 1883".

Jugend hatte er dem David geglichen, der zukunftssicher in den Bergen des südlichen Juda als Freibeuter umherzog — natürlich muß man davon absehen, daß das afrikanische Wesen noch viel roher ist als das altisraelitische — jetzt glich er, wenigstens von einer Seite, oft dem Saul, wenn der böse Geist über ihn gekommen war. Wenn Theodoros finster brütend dasaß, dann hütete sich Jeder, der ihn kannte, ihm nahe zu kommen; wohlwollende Diener suchten die Besucher mit dem verständlichen Vorwande abzuhalten, der König schlafe.

Wir dürfen so wenig bei Theodoros wie bei einem anderen gewaltigen Menschen annehmen, daß sich mit ihm irgend einmal plötzlich eine vollständige Veränderung seines Wesens vollzogen habe. Alle seine Fehler zeigen sich schon früh, zum Theil sehr stark. Aber später treten sie freilich immer mehr hervor und verdecken seine edlen Züge mehr und mehr. Da des alten Ubiē stolze Tochter Tĕrunesch, die er etwa fünf Jahre nach dem Tode der geliebten Tewabetsch heirathete, ihn nicht zu fesseln verstand, so ergab er sich, und zwar im vollen Bewußtsein, Unrecht zu thun, demselben Haremsleben wie andere Fürsten des Landes. Immer ein starker Zecher, wie die meisten abessinischen Großen, trank er in seinen letzten Jahren gegen seine frühere Art oft, bis er berauscht war, und konnte im Rausch die schwersten Blutbefehle geben, die er nachher bitter bereute. Aber derselbe Mann, welcher, sei es im Zorn oder im Rausch, sei es mit dem ruhigen Gewissen des Richters und Herrschers, welcher der Gerechtigkeit und dem Staatswohl ein schweres Opfer bringt, zuweilen Hunderte hinschlachtete, Kirchen und Städte anzündete, derselbe Mann spielte aufs Freundlichste mit kleinen Kindern, achtete bei seinen Zügen sorgsam darauf, daß den Frauen und Kindern, deren es bei abessinischen Heeren immer eine Menge gibt, kein Leid geschehe, war auch wohl in Person einem ermatteten Soldaten behülflich, sich fortzuschleppen.

IV.

Die Verwicklung mit England, welche schließlich Theodor's Tod herbeiführte, hier im Einzelnen darzulegen, hat keinen Zweck. Es war eine seltene Verkettung von unglücklichen Umständen, Mißverständnissen, Ungeschicklichkeiten und Schuld. Der Consul Cameron, ein sehr ehrenwerther Mann, kannte Abessinien und Theodoros nicht wie sein Vorgänger Plowden und scheint dem König nicht sympathisch gewesen zu sein. In dem Schreiben, welches er ihm überbrachte (October 1862), dankte Earl Russel kühl und höflich für das, was er an Plowden gethan hatte, während der König wohl erwarten konnte, daß sich die Königin direct an ihn als ihres Gleichen wendete. Theodoros äußerte dem Consul sofort seinen ganzen Haß gegen seine Erbfeinde, die „Türken". Nun machte sich Cameron ihm durch seinen, im höheren Auftrage geführten, Verkehr mit den ägyptischen Behörden geradezu verhaßt. Er selbst, Christi Knecht, hatte es nie zu einem freundschaftlichen Vertrage mit den ungläubigen Aegyptern kommen lassen, so ernsthaft sich der Vicekönig Saïd Pascha darum bemüht hatte. Er konnte eben nicht begreifen, wie das christliche Europa mit den Türken im Bunde stehen und sie im Besitz altchristlicher Länder lassen könne. Wir lächeln über solche Beschränktheit; aber wie lange ist es her, daß solche Ansichten in

Europa allgemein herrschten? Und hat es nicht Rußland noch in unserer Zeit wieder verstanden, den christlichen Abscheu gegen den unchristlichen Türken auch in Europa und besonders in England zu beleben und zu einem kräftigen Hebel seiner eigenen Eroberungspolitik zu machen? — Unverzeihlich war es, daß ein Brief, den Theodoros dem Consul an die Königin übergab, keiner Beantwortung gewürdigt ward; diese Nichtachtung hat Theodoros aufs Tiefste gekränkt. Unvorsichtige mündliche, schriftliche und gedruckte Aeußerungen von Europäern, die ihm durch Klatsch oder Bosheit mitgetheilt wurden, erbitterten ihn. Er war sich wohl bewußt, wie sehr ihm die Europäer an Bildung überlegen seien, hatte aber ein berechtigtes Gefühl seiner persönlichen Würde, und da traf es ihn tief, wenn er hörte, man rede von ihm als einem Wilden. Am meisten reizte ihn, daß man von seiner Mutter, durch welche er seine Legitimität begründete, als einer „Kuffo-Verkäuferin“ [1]) gesprochen hatte. Namentlich zog der Judenmissionär Stern sich durch solche Aeußerungen seinen ganzen Haß zu. Theodoros hatte den fremden Consuln niemals die Unverletzlichkeit der Diplomaten zuerkannt, von der eben die Abessinier nichts wissen. Er hielt sich für vollkommen berechtigt, seine unhöflichen Gäste ganz wie seine Unterthanen zu behandeln. So ließ er 1863 den französischen Consul Lejean, der ihn beleidigt hatte, in Ketten legen und verwies ihn dann aus dem Lande. Und so ließ er dann im Januar 1864 den Consul Cameron fesseln. Auch die anderen Europäer, die in seinem Machtbereich waren, wurden entweder geradezu eingekerkert oder doch wie Gefangene überwacht. Es waren meistens Deutsche, zum Theil Missionäre, zum Theil Handwerker, die im Interesse der Mission nach Abessinien geschickt waren, aber von Theodor zum Kanonengießen und anderen nicht besonders evangelischen Arbeiten benutzt wurden; dazu einige Reisende und Abenteurer höherer und niederer Gattung. Die meisten scheinen übrigens brave Leute gewesen zu sein.

England konnte die Gefangennehmung seines Consuls nicht ruhig hinnehmen. Die Regierung versuchte aber mit Recht zuerst den König in Güte umzustimmen, und sandte den verständigen und geschmeidigen Rassam, einen gebornen Orientalen (aus Mosul), mit einem Brief der Königin an Theodoros. Dieser nahm Rassam sehr freundlich auf (März 1866) und verhieß, die Gefangenen zu entlassen. Aber dies Versprechen auszuführen, konnte er sich nicht entschließen. Die Erinnerung an die vermeintlichen und wirklichen Beleidigungen trat immer wieder dazwischen. Dazu kam der Gedanke, daß er in Cameron und den Missionären werthvolle Pfänder besitze, für deren Auslieferung die Engländer ihm erst die heiß ersehnten Handwerker und Werkzeuge schicken sollten. Persönliche Mißverständnisse und vielleicht Angebereien thaten das Uebrige: kurz, schließlich ließ der verdüsterte, von tausend Nöthen umringte Despot auch Rassam mit seinen Begleitern auf die Felsenfeste Makdala schaffen und daselbst in, nach abessinischen Begriffen allerdings sehr milder, Gefangenschaft halten. Diesem Gesandten hat Theodoros übrigens immer Wohlwollen bewahrt, während er Cameron, Stern und einige Andere als „seine Feinde“ betrachtete. Stillschweigend zeigte er seine Hochschätzung der Europäer jedoch darin, daß er,

[1]) S. oben S. 410.

der auf die geringste Veranlassung hin seine Unterthanen verstümmeln und tödten ließ, keinen derselben an Leib und Leben direct geschädigt hat.

Rassam's Einkerkerung nöthigte England zum Krieg. Als die Truppen Ende 1867 an der Küste des rothen Meeres unweit Massua landeten, war Theodoros schon in schwerster Bedrängniß. Aber wo er mit seinem Heer erschien, da war er noch überall Herr; denn Niemand wagte es, ihn offen anzugreifen. Wäre er nun den Engländern ausgewichen, hätte er sich etwa mit den Gefangenen in die heißen, fieberschwangeren Wildnisse seiner Heimath Quara zurückgezogen, so hätte er jene in unabsehbare Schwierigkeiten verwickelt. Zum Glück entschloß er sich aber, das für Abessinier uneinnehmbare Makdala zum Lagerplatz seiner gesammten Streitkräfte zu machen. Eben dieser gewaltige Fels, mehr als 9000 Fuß über dem Meere, fast 4000 Fuß über dem durch die Luftlinie nicht viel über eine deutsche Meile davon entfernten Beschëlo-Fluß, war, als Aufenthalt der Gefangenen, auch das Ziel der Engländer. Der letzte Zug Theodor's war eine großartige Leistung. Für die von den europäischen Handwerkern gegossenen schweren Geschütze, mit denen er Makdala vertheidigen wollte, mußten zum Theil an schwindelnden Abgründen hinunter und hinauf, erst Wege gebaut werden. Theodoros leitete Alles persönlich und legte selbst oft Hand an. Im Grunde hoffte er auf einen friedlichen Ausgleich mit den Engländern, wenn er auch in erregten Augenblicken wohl wirklich daran gedacht haben mag, sie zu schlagen und zu vernichten. Er kam nicht lange vor den Feinden auf Makdala an, das mit seinen Vorfesten für viele Tausende Raum hat. So war er fast mit offnen Augen ins Netz gegangen.

Die Einrichtungen für die englische Expedition waren anfangs nichts weniger als geschickt getroffen worden. Der Höchstcommandirende, Sir Robert Napier, scheint an ihrem Gelingen ziemlich unschuldig zu sein. Das Hauptverdienst gebührt dem Oberst Merewether und dem unvergeßlichen Werner Munzinger, der zum englischen Viceconsul ernannt, als gründlicher Kenner von Land und Leuten, die Verhandlungen mit den einheimischen Machthabern leitete, endlich dem Oberst Phayre. Der Weg führte bis dicht vor Makdala durch das Gebiet von Fürsten, die gegen Theodoros rebellirten, freilich auch unter einander zum Theil in Fehde lagen. Es bedurfte daher nie der offenen Gewalt, sondern nur diplomatischer Verhandlungen, um überall freie Bahn zu schaffen. Die physischen Hindernisse erwiesen sich, nachdem man erst einmal ins eigentliche Abessinien gekommen war, nicht als solche, deren Ueberwindung englischen Truppen und englischem Gelde schwierig geworden wäre.

Bei Arogē, nahe bei Makdala, stürzte sich ein Theil von Theodor's Heer auf die Engländer und ward natürlich zerschellt (10. April 1868). Gegen Snidergewehre, Raketen- und andere Geschütze konnte keine abessinische Tapferkeit aufkommen. Der König erkannte, daß er seine Truppen nie wieder solchen Feinden entgegenstellen könne. Wuthanfälle wechselten bei ihm mit Hoffnung. Er fing an, mit Napier zu verhandeln. Zuletzt gab er alle Europäer bedingungslos frei. Es ist möglich, daß er das that, weil er die falsche Mittheilung erhalten hatte, daß Napier ein Geschenk von ihm annehmen wolle und ihm also thatsächlich Frieden bewillige. Aber mindestens eben so wahrscheinlich

ist es, daß er die Europäer nicht in seinen Untergang hineinziehen wollte. Hatte er doch kurz vorher in der Verzweiflung schon einen, von seinen Großen verhinderten, Selbstmordversuch gemacht, ohne vorher zu befehlen, ihn an den Gefangenen zu rächen. — Nun erwies sich aber jene Nachricht als falsch. Die Engländer drangen vor, sein Heer verließ ihn. Auf Napier's Verlangen, sich als Gefangener zu stellen, konnte der stolze König nicht eingehn: so trat er ihnen mit wenigen seiner Getreuen entgegen, und als einige von diesen fielen, gab er sich durch einen Pistolenschuß selbst den Tod (Ostermontag, den 14. April).

Was kaum Kroaten oder Russen gethan hätten, das begingen englische Soldaten: sie plünderten die Leiche des Königs aus! Der englische Befehlshaber ließ ihn darauf nach den Bräuchen der abessinischen Kirche bestatten. Die Engländer befreiten Alle, die in Makdala gefangen gehalten waren: Sprößlinge alter Geschlechter, Rebellen, Räuber, Beamte und Officiere in Ungnade, größtentheils Leute sehr bedenklicher Art. Die jugendliche Königin Těrunesch begleitete die abziehenden Engländer mit dem kleinen Alem-ajehu, Theodor's einzigem legitimem Sohn. Die lungenkranke, unglückliche Frau starb aber noch in Abessinien, der Knabe nicht lange nachher in England. Das Heer verließ das Land schon aus Rücksicht auf das Herannahen der Alles unwegsam machenden Regenzeit so schnell als möglich. Zu bedauern ist, daß man so wenig daran gedacht hat, die treffliche Gelegenheit, welche die Expedition bot, zur genaueren wissenschaftlichen Erforschung des Landes zu benutzen [1]).

So ruht Theodoros auf der hohen Feste im Lande der Wollo-Galla. Es ist mir unbekannt, ob die Wilden das Grab ihres Todfeindes entheiligt haben oder ob sie ihn vielleicht noch im Tode scheuen. Gewiß wird die Sage das Andenken Theodor's bei den abessinischen Christen verklären; gewiß wird man noch lange singen und sagen von dem gewaltigen König, der das Reich wiederherstellte, die Ungläubigen besiegte und schließlich, durch die Zauberkünste der Fremden eingeengt, den Tod der Ergebung vorzog.

---

[1]) Von den mir bekannten nicht rein militärischen Werken über den Feldzug ist bei Weitem das beste das von Markham: „A history of the Abyssinian expedition", London 1869. Der Verfasser zeigt überall ein offenes Auge und ein unparteiisches Urtheil.

Vom alten und vom neuen Roman.

Von

Karl Hillebrand[1]).

Dieser Aufsatz — die dürftige Frucht einer langen Muße, welche nur leichte Lectüre und Nachdenken über diese Lectüre in etwas verkürzten — sollte anfänglich den Titel führen: „Warum sind die alten Romane so unterhaltend und die neuen so langweilig?“ Da begegnete der Verfasser noch zur rechten Stunde einer hochgebildeten, auch vorurtheilslosen englischen Dame, die ihm gestand, sie hätte „Tom Jones“ nie auslesen können, während ihn ein junger Diplomat von literarischen Prätensionen versicherte, der „Nabob“ sei viel unterhaltender, als der „Don Quichote“. Nun erst begann der Verfasser einzusehen, welch' relativer Begriff das Wort „unterhaltend“ ist und daß vielleicht der moderne Leser ebensoviel als der moderne Romanschreiber damit zu thun hat, wenn der heutige Roman so — nun, so verschieden ist vom alten. So möge denn auch nur von dieser Verschiedenheit die Rede sein. Wozu überdies das Stabiliren von Ueberlegenheiten, das Austheilen von Lob und Tadel, wobei Niemand etwas lernt, wenn es doch so viel lehrreicher ist dem „Was“ und dem „Warum“ gewisser Erscheinungen nachzuforschen, Wohlgefallen aber und Mißfallen dem Belieben jedes Einzelnen zu überlassen?

Da indessen von unterhaltender Lectüre die Rede gewesen, so sei im Voraus bemerkt, daß der eigentliche Unterhaltungsroman, d. h. derjenige, welcher eben nur die Unterhaltung bezweckt und den die Franzosen in unserem Jahrhundert zur Vollendung gebracht, obschon er oft mehr Talent und künstlerischen Instinct

---

[1]) Fast zwei und ein halbes Jahr hat Karl Hillebrand dieser Zeitschrift gefehlt, welche bis dahin ihn, wie zu ihren ausgezeichnetsten, so auch zu ihren regelmäßigsten Mitarbeitern zählte: ein so langes unfreiwilliges Schweigen hatte körperliches Leiden ihm auferlegt. Heute haben wir die Freude, ihn wieder unter uns zu begrüßen; die „Rundschau“, welche zuletzt einen Beitrag von ihm („Antonio Panizzi“) im Novemberheft 1881 brachte, bringt hier sein neuestes Essay, das erste, welches er seit jener Zeit geschrieben hat. Wir sind glücklich, seinen zahlreichen Freunden dieses Zeichen seiner fortschreitenden Genesung geben zu dürfen, und hoffen, dem verehrten Namen Karl Hillebrand's in unseren Heften fortan wieder häufiger zu begegnen.

Die Redaction der „Rundschau“.

verräth, als anspruchsvollere Werke der Gattung, für diesmal von der Betrachtung ausgeschlossen bleibt, da dieselbe sich auf diejenigen Ereignisse der Literatur beschränken soll, welche sich gerade als Kunstwerke geben und uns die Anschauungsweise der Zeit vergegenwärtigen und erklären. Hierbei sei jedoch in Erinnerung gebracht, daß bei allen solchen historischen Vergleichungen die Daten nicht allzu buchstäblich zu fassen und Ausnahmen nicht in Betracht zu ziehen sind. Daß ein Manzoni in den zwanziger, ein Jer. Gotthelf in den vierziger, ein Gottfr. Keller in den fünfziger Jahren geschrieben, auch gewissen Geistesströmungen unseres Jahrhunderts eine Stimme geliehen, verhindert nicht, daß sie, als Künstler betrachtet, d. h. in ihrer Weise die Gegenstände aufzufassen und zu behandeln, nicht den Zeiten angehören, welche George Sand's, Dickens' und Gutzkow's Blüthe gesehen, geschweige denn der Zeit, welche einen Gustav Freytag, einen George Eliot, einen Octave Feuillet hervorgebracht [1]). Denn man halte von der Thatsache was man will, leugnen wird sie Niemand: die gesammte schöne Literatur des Abendlandes von Homer bis auf Goethe ist durch eine tiefe Kluft von der neueren geschieden, deren Erzeugnisse trotz aller Verschiedenheit immer eine frappante Familienähnlichkeit an der Stirne tragen, mit andern Worten, die Menschen, Autoren wie Leser, haben dreitausend Jahre lang die Aufgabe der schönen Literatur anders aufgefaßt, als wir es seit hundert Jahren thun.

Merkwürdiger Weise scheinen die Romanschriftsteller der jüngeren Generation, welche, wie Spielhagen, Zola, Henry James und W. D. Howells, nicht müde werden, ihre eigene Kunst theoretisch-kritisch zu behandeln — was wohl einem Dickens nie in den Sinn gekommen wäre — sich jenes Unterschiedes der Zeiten gar nicht bewußt geworden zu sein, obwohl alle Theorien dieser Praktiker auf der stillschweigenden, zuweilen auch ausgesprochenen Voraussetzung der Ueberlegenheit des heutigen Romans über den früherer Zeiten, oder doch eines Fortschrittes in der Entwicklung dieser Gattung, beruhen. Dagegen wäre nun nicht viel einzuwenden, wenn die Herren sich klar wären, daß ein solcher Fortschritt nur die Technik betreffen kann, folglich von äußerst geringem künstlerischen Werthe ist. Der Fortschritt der Technik von Benozzo Gozzoli zu den Caracci ist ein sehr großer: Niemand wird darum zugeben wollen, daß der Kunstwerth der Galerie Farnese, trotz der geschicktesten Verkürzungen, größer sei als der einer Freske des Campo Santo mit allen ihren Zeichen- und Perspectivfehlern. Nun ist aber in jenen Erörterungen der Fachmänner das Bewußtsein, auch im Wesen der Sache einen Fortschritt erzielt zu haben, unverkennbar. Der neue Roman ist „finer" als der alte, sagt Howells ganz unbefangen, geben alle Andern deutlich zu verstehen, und sie meinen damit nicht nur eine Ueberlegenheit in der Composition, dem Dialog u. s. w., sondern auch ein sorgfältigeres Studium der Gefühle und Leidenschaften, eine feinere Schattirung der Charaktere, eine tiefere Kenntniß der Gesellschaft und ihrer Einflüsse aufs Individuum; denn daß die Alten alles Das nicht gekonnt oder nicht gekonnt haben können, weil sie's sonst ja mitgetheilt

[1]) Auch Björnson dürfte zu jenen wenigen Künstlern gezählt werden, welche der Zufall in diesem unkünstlerischen Zeitalter zur Welt hat kommen lassen, wenn er sich nicht so oft, namentlich in den letzten Jahren, von dem Beispiel seiner Zeitgenossen fortreißen ließe.

hätten, liegt unsern Neuern, welche das „weise Verschweigen“ nie gelernt, auf der Hand. Charakteristischer Weise tritt dieses Ignoriren der Vergangenheit und diese Mißachtung aller Proportionen am stärksten bei den Nordamerikanern zu Tage, für welche sogar schon Dickens und Thackeray zu den Alten gehören. Reden doch dort selbst Leute von ganz europäischer Bildung, wie Henry James, von Herrn Alphonse Daudet mit einer Schrankenlosigkeit der Bewunderung, die Einen glauben machen könnte, man ignorire jenseits des Oceans die Existenz eines Fielding, wenn Mr. R. Lowell's schöne Denkrede auf den Autor von „Tom Jones“ nicht bewiese, daß es denn doch noch Amerikaner gibt, die wissen, wo die wahren Muster der Erzählungskunst zu suchen sind. Auch gibt es ja in der alten Welt Leute genug, welche wie Mr. John Bright nicht anstehen, den ersten besten Romandichter oder Geschichtsschreiber unserer Zeit über Homer und Thukydides zu stellen, welche sie mehr Gelegenheit zu lesen gehabt hätten, als ihre nordamerikanischen Gesinnungsgenossen.

Man hört wohl oft solche Unbefangenheit als eine beneidenswerthe Frische des Eindrucks und Urtheils preisen; doch beruht das auf einer gründlichen Verwechslung der Begriffe. Solche Eindrücke werden ja nicht empfangen, solche Urtheile nicht gefällt von Leuten, welche der Natur näher stehen als wir Andern, sondern im Gegentheil von Solchen, welche keine Brücke hinter sich haben, die von der Natur zu unserer Civilisation führte. Einem Knaben, der auf dem Lande erzogen und nie eine Zeitung gesehen, kann ich getrost den „Vicar of Wakefield“ und „Numa Roumestan“ in die Hand geben; er wird keinen Augenblick zwischen beiden schwanken. Die Probe wäre schon zweifelhafter bei einem Jünglinge von classischer Bildung; einem jungen Manne aber, der in Leitartikeln lesen gelernt und die Realschule nur verlassen hat, um in die ganz künstlichen Verhältnisse und Anschauungen unserer Gesellschaft zu treten, dürfte man kaum zutrauen, daß er den reinen Wein Goldsmith's dem berauschenden Getränke Herrn Daudet's vorziehe. Die große Mehrheit nun der jüngeren Generation ist auf diese Weise, so zu sagen erwachsen auf die Welt gekommen, ward direct in die moderne Civilisation hineingeboren, während wir Aelteren doch immer noch allmälig hineingewachsen sind und folglich eine Ahnung davon bewahrt haben, daß es unter den Kleidern auch noch einen Körper gibt. Die Kleidung unseres Jahrhunderts aber, d. h. unserer Civilisation, ist eine künstlichere und complicirtere als kaum je eine gewesen und die darin leben, bilden sich gerne ein, das Complicirtere sei das Werthvollere. Daher das Häufen von Details, das unsere Literatur charakterisirt und das zugleich unsern wissenschaftlichen Gewohnheiten entspricht. Eine mikroskopische Anatomie der menschlichen Natur, bald in ihren roheren Aeußerungen wie bei Zola oder Maupassant, bald in ihren edleren Organen mit G. Eliot und J. Turgenjew, sucht man vergebens bei den älteren Autoren. Ebenso ist der Stil complicirter geworden: alle Wissenschaften, jede Technik werden in den Dienst gezwungen, alle Archaismen und Neologismen in den Wörterbüchern zusammengesucht, ungewohnte und überraschende Wort-Gegenüberstellungen gebraucht, um die Beschreibungen wirksamer zu machen, ohne daß doch der erwünschte Erfolg erreicht würde. Namentlich ist es das Vaterland des guten Geschmacks, die Heimath des Maßes und der

Sobrietät, welches sich in diesen Exercitien gefällt und wo bald talentlose Sprach-, Geschmack- und Sittenverderber sich abmühen, — invita Minerva — sogenannte Sittengemälde anzufertigen, bald reichbegabte Talente ihre Leichtigkeit mißbrauchen, um all' ihren Ueberfluß auf den Markt zu bringen und die Leser unter der Fülle ihrer Adjectiva zu erdrücken. „Wenn aber der Geschmack für Einfachheit einmal zerstört ist," sagt Walter Scott, „braucht es lange Zeit, ehe eine Nation ihn wiederfindet."

Es ist wohl der Mühe werth, das Wesen dieser ganzen neuen Geistes- und Geschmacksrichtung näher zu untersuchen.

I.

Das gesammte geistige Leben unseres Jahrhunderts, und vornehmlich der zweiten Hälfte desselben, ist durchdrungen von den wissenschaftlichen Gewohnheiten und der neuen Moral, welche kurz vor der französischen Revolution in Aufnahme kamen und seit der endgültigen Niederlage der Romantik um die Mitte unseres Jahrhunderts fast zur Alleinherrschaft gelangt sind. Beide aber, die wissenschaftliche und die moralische Anschauungsweise, sind nicht nur unempfänglich für Kunst, sie sind unverträglich mit ihr, sind ihre Negation. Der Roman, insofern er eine Kunstgattung ist, hat denn auch unter der Herrschaft dieser modernen Principien ebensoviel und mehr gelitten, als alle anderen Kunstgattungen, eben weil er seiner Form nach sich bequemer zur wissenschaftlichen Behandlung und moralischen Rechtsprechung gebrauchen ließ als alle andern. Wohl hat es schon lange vor der Revolution einzelne Menschen gegeben, welche den wissenschaftlichen und moralischen Maßstab auf Gebiete übertrugen, wo er ganz ungültig ist; aber es waren eben Einzelne. Heute beherrscht dieser doppelte Standpunkt die ganze Literatur, und da unsere Bildung ganz Buchbildung geworden ist, auch unsere Bildung. Wohl lebt die Menschheit auch heute noch weiter, als ob jene Principien nicht da wären — es würde ja unmöglich sein anders zu leben — aber sobald sie das Leben beurtheilen, erkennen oder reproduciren will, braucht sie nur noch diese beiden Maße.

Wissenschaft nun geht auf die Erkenntniß der Welt und ihres ursächlichen Zusammenhanges; sie zerstört das individuelle Leben, um dessen Gesetze, d. h. das den individuellen Erscheinungen Gemeinsame zu finden. Die Kunst im Gegentheil sucht die Welt zu erkennen und zu deuten, indem sie die Einheit des individuellen Lebens erfaßt und reproducirt; sie eliminirt das Allgemeine, um das Besondere besser zu fassen, und im Besonderen wieder das Zufällige, damit ihr das Wesentliche klarer werde. Da nun aber das Allgemeine bloß eine Abstraction unseres Verstandes ist, das wirkliche Leben sich nur im Besonderen äußert, so folgt daraus, daß die Kunst, in einem Sinne, wahrer ist als die Wissenschaft. Doch berührt dieser Punkt unsere Erörterung nicht: worauf es uns ankömmt, ist darzuthun, daß die sog. wissenschaftliche Behandlung eines Stoffes nur der Kunst Eintrag thun kann, wie denn die Wissenschaft ihrerseits gar Erbauliches von den Ungeheuerlichkeiten zu erzählen weiß, welche die künstlerische Behandlungsweise der Wissenschaft hervorgebracht. Wenn aber z. B. Herr Zola die Ehre ablehnt, überhaupt Kunstwerke geschaffen zu haben, so werden

deshalb die Männer der Wissenschaft noch nicht dazu geneigt sein, ihm Verdienste um die Wissenschaft zuzuschreiben. Sind seine Werke doch immer Erzeugnisse der Phantasie, folglich ganz werthlos für die Wissenschaft, die nur mit Realitäten zählt und auf derlei Phantasmen keine Gesetze begründen kann. Ueberdies ist alle wissenschaftliche Arbeit eine collective und progressive, die künstlerische eine individuelle und in sich abgeschlossene. Jedes neue Werk der Wissenschaft überholt das vorhergehende wenigstens theilweise, bis es endlich ganz veraltet ist. Die wissenschaftliche That bleibt unsterblich, aber das wissenschaftliche Werk muß untergehen. Würde sich Herr Zola dazu resigniren und bildet er sich alles Ernstes ein, „Nana" und „Potbouille" seien wissenschaftliche Thaten, d. h. Ringe in der unendlichen Kette der Wissenschaft? Gewiß nicht; im Grunde ist's auch den Herren nicht so gar ernst um die Wissenschaft. Was sie anstreben, ist mit den Werkzeugen der Wissenschaft und an Stoffen, welche Resultate der Wissenschaft sind, Kunstwerke herzustellen, weil ihnen die Werkzeuge der Kunst abhanden gekommen und sie den Maßstab für Beurtheilung der Stoffe verloren haben. Hier aber entsteht die Frage, ob ein solches Beginnen nicht von vornherein des Mißerfolges sicher ist.

Das Instrument, wenn ich so sagen darf, dessen die Wissenschaft sich bedient, um zu ihrem Zweck zu gelangen, ist der Verstand, das der Kunst die Anschauung. Die Wissenschaft weiß nur von einer bewußten Kenntniß der Dinge, die Kunst nur von einer unbewußten; und wie der Künstler nur das ihm direct und unbewußt durch die Anschauung Vermittelte wiedergibt, so ergreift der künstlerische Zuschauer oder Leser das Gegebene nur anschaulich, nicht bewußt: beide verfahren, wie wir im gewöhnlichen Leben und zu praktischen Zwecken verfahren, weshalb dann auch die Kunst dem Leben viel näher steht als die Wissenschaft. Wir erkennen einen Menschen in seinem Gesammtbilde, wissen oft nicht, ob er blaue oder braune Augen, eine hohe oder niedere Stirn hat und sind dieser unseren unbewußten Kenntniß sicherer als das genaueste Signalement uns machen könnte. Auch die Sprache hat sich unbewußt gebildet, wird unbewußt gelernt und ja meist auch unbewußt gebraucht, zumal im Affect, und sie gibt dann unser Gefühl treuer wieder als eine lange Wahl des Ausdrucks es vermöchte. Für die Wissenschaft ist die Sprache, was die Ziffern für den Mathematiker: sie gibt kein Bild, sondern den abstracten Ausdruck der Dinge. Der Arzt — artista[1]) — erfaßt zuerst den Gesammteindruck des Kranken ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, meist ohne Rechenschaft davon ablegen zu können; nur der unfähige Arzt verläßt sich ausschließlich auf den Wärmemesser und bestimmte Symptome, eben weil er den „Blick" nicht hat. Nun hat aber unsere ganze gebildete Welt, Leser wie Schriftsteller, den „Blick" nicht mehr. Dieser *sieht* erst, was er bewußt erkannt, gibt also nur Dieses; Jener aber hat sich gewöhnt, damit vorlieb zu nehmen, ja stolz darauf zu sein, weil er sich da von Allem Rechenschaft geben kann, was keine

[1]) Ich weiß wohl, daß die Gebrüder Grimm diese Etymologie perhorresciren und archiater an die Stelle setzen; aber hier wäre wohl der Fall, wo die Evidenz gegen die Autorität ins Feld geführt werden dürfte. Die Elision des i, welche genügt, das deutsche Wort herzustellen, ist ja auch zur Erklärung der andern Abstammung nothwendig.

kleine Befriedigung der Eitelkeit für den Verstand ist. Was ist aber die Folge dieses ganzen Verfahrens?

Man nimmt sich vor, den inneren Menschen und die Außenwelt zu schildern: eine genaue psychologische Analyse soll den ersten Zweck erreichen, eine sorgfältige Beschreibung den letzteren. In Wahrheit nun existiren jene psychologischen Eigenschaften nicht; sie sind eine Abstraction unseres Intellectes, daher eine noch so vollständige Aufzählung derselben kein lebendiges Bild hervorrufen kann, selbst wenn es unserer Phantasie möglich wäre, aus solcher Vielheit eine Einheit herzustellen, während Ein charakteristischer Zug hinreichen würde, den Gesammteindruck der Persönlichkeit hervorzurufen. Die Theile machen ja den Menschen nicht, sondern der Zusammenhang; sobald dieser aufhört, hört das Leben auf. Den Zusammenhang aber faßt der bewußte Verstand nie, ihn erfaßt nur die unbewußte Anschauung und diese überzeugend wiederzugeben, ist Kunst, d. h. Reproduction des Lebens. Dasselbe gilt von der Beschreibung der Außenwelt wie vom Menschen: eine ganze Seite von Herrn Daudet, worin er alle Verkaufsartikel eines südländischen Wursthändlers sammt allen ihren Gerüchen und den ganzen Hausrath mit allen darauf fallenden Lichtern beschreibt, ist die zwei Verse nicht werth, in denen Heine die Höhle Uraka's vor uns heraufzaubert, als sähen wir sie mit leiblichen Augen. Jene Beschreibung ist eben ein treues Inventar, das wir im Leben nie machen, das daher unsere Phantasie ebensowenig berührt als irgend eine Hausrathsliste; diese zwei Verse versetzen uns in eine Stimmung, erwecken in uns eine Empfindung, welche sofort unsere Phantasie in Bewegung setzen, weil Handlung drin ist und die darin angedeutete Wirkung wiederum auf den Leser wirkt.

Die Kunst ist ökonomischer als die Wissenschaft und als die Schriftsteller, welche wissenschaftlich vorzugehen glauben, wenn sie Nichts von dem verschweigen, was ihnen eine genaue Untersuchung eines Gegenstandes oder einer Handlung und ihrer Motive offenbart hat; sie sind schlechte Haushalter, die ihr Geld nicht anzulegen wissen. Die Kunst zeigt uns Philinen, wie sie in der allgemeinen Verwirrung und Verzweiflung ruhig, ihre Schlüssel rasselnd, auf dem geretteten Koffer sitzt und die Unwiderstehliche steht lebendiger vor unseren Augen als eine lange Aufzählung ihrer Reize oder gar eine Schilderung der Mittelchen, durch welche es ihr gelungen ist so frei vorzugehen, vermocht hätten sie hinzustellen. Ein Neuerer hätte gewiß die Gelegenheit zu Beidem nicht ungenützt vorübergehen lassen; denn nach dem Beschreiben ist das Erklären ihr Hauptvergnügen. Es soll ja auch nicht geleugnet werden, daß in diesen modernen Romanen eine minutiösere Beobachtung psychologischer und socialer Thatsachen ist, ein genaueres Eingehen auf alle Schattirungen des Gefühls und Gedankens, eine gewissenhaftere Ueberwachung ihres Wachsthums und eine fleißigere Analyse der Leidenschaften und ihrer Motive, als man sie in den älteren Romanen unserer Zeit und, scheinbar, auch in denjenigen des vorigen Jahrhunderts findet. Da wird uns jetzt der ganze Entwicklungsgang eines Menschen vorgeführt, womöglich auch der seiner Eltern und Großeltern — auch das gilt für poetische Verwerthung wissenschaftlicher Resultate — bis wir endlich den Menschen selber, wie er ist, ganz vergessen haben. Die wahre Kunst kümmert sich so wenig um das Entstehen eines

Charakters als das Leben; sie führt ihn ein als einen Gewordenen und läßt ihn sich selber erklären durch seine Thaten und Worte. Shakespeare überläßt es den deutschen Gelehrten zu erklären, wie Hamlet geworden ist, was er ist: ihm genügt's, ihn zu zeigen, wie er ist. Und nicht das Drama allein zeigt uns den Menschen, wie er ist, nicht wie er geworden, auch der Roman, so lange er Kunstwerk bleibt, begnügt sich dabei:

Pourquoi Manon, dès la première scène,
Est-elle si vivante et si vraiment humaine
Qu'il semble qu'on l'a vue et que c'est un portrait?

fragt Musset. Ist es nicht gerade, weil sie nicht beschrieben, analysirt und erklärt wird, sondern einfach erscheint und wirkt? Weil der Dichter nur in knappen Worten den Eindruck wiedergibt, den er selbst empfangen und er durch die Wiedergabe seiner Empfindung unsere Empfindung anregt? Wir sehen ja doch nie Personen und Handlungen der Fiction: wir fühlen den Eindruck, den sie ausüben; der ist überzeugend, ein Aufzählen von Eigenschaften und Umständen, selbst wenn es möglich wäre, es vollständig herzustellen, bringt gar keine Stimmung hervor, sondern eine Erkenntniß.

Und man sage nicht, die Früheren hätten sich eben dabei begnügt, skizzenhaft zu zeichnen, nur die Umrisse zu geben. Dem ist keineswegs so. Was der Erzähler gibt, sind die dramatischen Momente einer Handlung, die charakteristischen Züge einer Person; die Treue und Lebendigkeit, mit der das Einzelne, welches ja in nuce das Ganze enthält, gegeben ist, erweckt denn auch das Bild des Ganzen mit seinen Antecedentien, seinen Folgen und seinen Nebenumständen, d. h. den Zusammenhang. Sein Verfahren ist ähnlich dem des Bildhauers, der nur die plastischen Elemente, des Malers, der nur die pittoresken seines Gegenstandes wiedergibt und von allem Anderen absieht: er nimmt nur die Züge auf, die sich literarisch wirksam verwerthen lassen. Es ist aber, wie gesagt, mit den Handlungen wie mit den Menschen. Eine haarkleine methodische Aufzählung aller Bewegungen der verschiedenen, genau festgestellten Regimenter, welche an einer Schlacht Theil genommen, wie in der Kriegsgeschichte des großen Generalstabs, mag wissenschaftlichen Werth haben; künstlerisch ist sie ganz wirkungslos, denn sie läßt uns kein anschauliches Bild der Gesammtaction, während die Schilderung der Schlacht bei Leuthen aus der Feder des armen Mannes von Tockenburg, die der Schlacht von Waterloo in Stendhal's „Chartreuse de Parme" Kunstwerke sind, weil sie den Eindruck einer solchen Massenhandlung auf den Einzelnen wahrheitsgetreu wiedergeben. Geht aber der Romanschreiber mit jener wissenschaftlich-historischen Gewissenhaftigkeit vor, so entsteht etwas wie der Kampf der beiden Waschweiber im „Assommoir", der ich weiß nicht wieviel Seiten füllt und den man doch nicht vor Augen hat, während der homerische Kampf Molly Seagrim's Jedem unvergeßlich bleibt, der ihn nur einmal gelesen. Hier beherrscht eben der Totaleindruck das Detail, während dort die vielen Einzelheiten keinen Totaleindruck aufkommen lassen. Herr Zola ergreift seinen Gegenstand wie der Mann der Wissenschaft, indem er ihn zerstört, um ihn dann wieder zusammenzusetzen; Fielding ergreift ihn wie der Künstler, der die Einheit sucht und reproducirt, ganz zu schweigen von der Kunst, mit der er den niedrigen Gegenstand aus der ge-

meinen Wirklichkeit Dank der Ironie heraushebt, welche erst solche Gegenstände literaturfähig macht[1]). Doch brächte uns diese Bemerkung auf die Controverse mit den Veristen, Realisten, Naturalisten oder wie sie sich sonst nennen, und ich möchte diese Erörterung gern auf ein andermal verschieben.

II.

Gleichen Schritt mit dem Ueberhandnehmen der wissenschaftlichen Weltbetrachtung hielt das der moralischen; und sie wurde der Kunst noch gefährlicher als jene. Die ganze moderne Moral geht darauf, die Menschen besser, d. h. anders zu machen, als sie sind; die Kunst nimmt sie, wie sie sind, es genügt ihr, sie zu verstehen und sie verständlich zu machen. Und je mehr die Menschheit sich von den Grundideen des Christenthums, der charitas, der Gnadenwahl und Prädestination, welche dem Rationalismus so zuwider sind, abgewandt hat, desto entschiedener ist diese Tendenz der Moral, die Menschen ändern zu wollen, in den Vordergrund unserer Literatur getreten. Es ist wie mit der Gesellschaft: Alle sollen gleich werden an Tugend, wie alle gleich sollen werden an Besitz. Das sind nun freilich Utopieen, die auf den Gang des Lebens wenig oder gar keinen Einfluß haben: kein Moralsystem ändert die Natur des Menschen, wie kein Socialismus die Vermögensverhältnisse wesentlich ändern kann; wohl aber beeinflussen sie das Urtheil und da das Urtheil eine große Rolle bei den modernen Schriftstellern spielt, auch die Literatur.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm jeder Stand und jeder Einzelne die Welt wie die Natur als ein Gegebenes, an dem wenig zu ändern ist. Man lebte und handelte, dichtete und genoß naiv, ohne Reflexion oder doch ohne die gegebene Welt und ihre Gesetze mit dem Räsonnement und seinen Normen zu vergleichen. Ein Mann aus dem Volke dachte so wenig daran, ein Bürger zu werden, als wir wünschen Prinzen sein zu wollen. Wagte es Einer, sich zu erheben und wußte er durchzudringen, so war's, weil er sich fühlte, seine Geistes- und Willenskraft, d. h. sein Individuum, nicht weil er sich als „Mensch" dazu berechtigt glaubte. Was er wurde, wurde er

Et par droit de conquête et par droit de naissance.

Seine persönlichen Gaben begründeten seinen Rechtsanspruch, nicht aber die sogenannte Gerechtigkeit, die heute jeder Mittelmäßige anrufen zu dürfen glaubt und die ihm alle unsere Reden und Einrichtungen so nahe legen, indem sie ihn geradezu verlocken seinen Stand aufzugeben, d. h. sich in einem höheren, dem er nicht gewachsen ist, unglücklich zu fühlen. Dieses ewige Vergleichen der gegebenen Welt mit den Verstandespostulaten hat unser Leben in verschiedener Beziehung angekränkelt. Besteht doch diese ganze sog. humane Moral darin, daß wir uns bemühen sollen, uns, nicht etwa durch eine directe Intuition, sondern gemäß einer alle Menschen nivellirenden Abstraction, an die Stelle Andrer zu setzen, d. h. aber auch Andere an unsere Stelle zu setzen. Beides ist eine Fiction, die

[1]) Selbst gewisse kleine Schmutzidyllen Lud. Halévy's und Guy de Maupassant's werden lesbar, weil sie flott und munter erzählt sind und würden, episodisch angebracht, auch künstlerisch wirken.

sich nur im Kopfe vollzieht und die aller Wahrheit entbehrt. Jeder Mensch empfindet anders, und grosso modo kann man auch sagen, jede Nation, jeder Stand empfindet anders. Diese Verkennung der natürlichen Schranken hat im Staatsleben zur Beanspruchung und Verleihung von Rechten geführt, welche die Betreffenden nicht zu gebrauchen wissen, im socialen zu einer Verrückung der gegebenen Verhältnisse, einem Herausgehen aus der natürlichen Atmosphäre, welches nur schmerzlich empfunden werden kann, im literarischen dazu, daß man den Menschen Gedanken und Gefühle leiht, die sie gar nicht haben, vornehmlich aber, daß man von den Personen verlangt, sie sollen etwas Anderes sein, als sie wirklich sind, indem sie dem abstracten moralischen Typus entsprechen sollen, den wir uns construirt haben. Ganz vereinzelt sind die Schriftsteller, welche die Empfindungen Niedriggeborener zu errathen und wiederzugeben verstehen, wie J. Gotthelf. Zieht doch die große Mehrzahl der Leser sogenannte ideale Gestalten im George Sand'schen Stile vor, welche vom Bauern nichts als das Kostüm haben.

Im staatlichen und socialen Leben richten jene Bestrebungen genug des Unheils an, ohne doch das Wesen Beider, des Staates und der Gesellschaft, zu ändern; in der Literatur, wo es sich nicht um lebendige Menschen auf hartem Grund und Boden handelt, sondern um fügsame Gestalten der Phantasie auf geduldigem Papier, hat die neue Weltanschauung eine viel tiefer gehende Umwälzung zur Folge gehabt. Wohl sind die Ansprüche des Rationalismus, die Gesetzgebung nach vorgefaßten Begriffen von Gleichheit und Gerechtigkeit zu regeln, nicht ohne Einfluß geblieben; doch haben im Großen und Ganzen die Staaten in unserm Jahrhundert wie in allen früheren fortgefahren, die bestehenden Gewohnheiten zu registriren und zu codificiren, sowie die neu entstandenen Interessen und Verhältnisse zu regeln. Wohl ist in den meisten Ländern jeder Staatsbürger als gleichberechtigt und gleichwerthig anerkannt worden; thatsächlich aber ist die Gewalt doch in den Händen der Gebildeten und Besitzenden geblieben. Wohl hat man Aegypten und die Türkei mit westeuropäischen Verfassungen beglücken wollen; aber es brauchte kein Jahr, um zu zeigen: „Eines schickt sich nicht für Alle." — Ebenso in der Gesellschaft. Kindern fällt es nicht ein, die gesellschaftliche Ordnung, soweit sie dieselbe erkennen, ungerecht oder gar unnatürlich zu finden. Wir sahen den Maurer seine Backsteine fügen, den Schnitter sein Gras mähen, den Holzhacker unser Holz sägen, ohne uns je zu fragen, warum unser Vater von alledem nichts zu thun brauchte. In diesem Sinne aber blieben fast alle Menschen Kinder vor der Revolution, bleiben noch heute neun Zehntel der Menschen Kinder; und es ist gut, daß dem so sei. Denn die ganze große Menschheitsmaschine würde stille stehen, wenn wir uns fortwährend an die Stelle Anderer setzen und uns abmühen wollten, den Forderungen einer abstracten Gleichheit entsprechend, Allen dieselben Lebensbedingungen zu sichern. So bleibt's denn auch bei frommen Wünschen, genügend, die Menschen, die früher ohne viel nachzudenken, ganz glücklich in ihrer beschränkten Existenz waren, mit ihrem Loose unzufrieden zu werden, nicht genügend, dies Loos zu ändern. „Nichts ist an sich gut oder schlimm," sagt Hamlet; „unser Nachdenken macht's erst dazu." Wenn der Mensch aufhört über Das zu denken, was er zu thun hat, um darüber

nachzudenken, daß er es zu thun hat, ist es aus mit aller Zufriedenheit. Das aber ist das klarste Ergebniß der der modernen Philanthropie, im Gegensatz zur christlichen Mildthätigkeit, zu Grunde liegenden Weltanschauung, obschon sie auch Manches ins Leben gerufen, das die Existenz der arbeitenden Classen innerhalb ihres Standes erleichtert und gebessert, sie in Krankheit, Alter und Arbeitslosigkeit unterstützt ohne ihre normale Existenz durch trügerisches Vormalen besserer Zustände zu verderben. Doch ist das positive Uebel, wie gesagt, weit geringer als man annehmen möchte, indem eben doch die Masse der Menschheit fortfährt, die Welt hinzunehmen, wie sie ist, und nicht verlangt, daß die Sonne fortan im Westen aufgehen solle.

Im Grunde sind es nur die Literaten, welche der Wirklichkeit ganz anders gegenüberstehen wie andere Menschen, bei denen die neue Weltanschauung durchgeschlagen hat; ihre Zahl aber hat sich seit hundert Jahren bedeutend vermehrt. Da unsere ganze Bildung eine literarische, eine Buchbildung geworden, so sind wir Alle, die wir uns Gebildete nennen, im Grunde Literaten. Der Gebildete früherer Zeiten, welcher sich im Umgang mit Menschen gebildet, dem das Buch nur als Reflex des Lebens, nicht als Buch, d. h. als Object eines Urtheils, von Interesse war, verschwindet immer mehr. Unsere ganze Cultur ist von der Literatur beeinflußt: Leser und Autoren leben in der gleichen Atmosphäre der Unwirklichkeit; oder genauer zu reden, sie theilen das Leben in zwei Hälften, die praktische Thätigkeit — auch des Autors Buchmachen ist eine praktische Thätigkeit — und die geistige, zwei Sphären, die sich nirgends berühren, selbst da nicht, wo sich die geistige ihre Stoffe aus der praktischen herholt; denn sie entkleidet sie sofort ihrer Wirklichkeit und bearbeitet sie erst, nachdem sie dieselben gefälscht hat. Tocqueville hat ein Capitel: „Wie in Frankreich die Literaten gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die Hauptpolitiker wurden." Das ist jetzt in gewissem Sinne überall so; selbst in England ist durch das Vordringen der Radicalen und die von Disraeli zu Wege gebrachte Reform des Torysmus das politische Leben vom Literatenthum angesteckt worden; besonders aber gilt's von Frankreich, wo das ganze Staatswesen darunter leidet. Indeß bleiben Kunst und Literatur doch die am Meisten dadurch afficirten Thätigkeiten und um sie ist es uns hier zu thun.

III.

Die Romane und Novellen unserer Zeit, in denen der moralische Standpunkt nicht Alles beherrscht, sind an den Fingern zu zählen. Selbst wo sich die nackte Unmoralität oder doch Indecenz breit macht, ist durchgängig, dem Verfasser bewußt oder unbewußt, eine gewisse lehrhafte Tendenz. Sogar in dem scheinbar objectivsten aller neueren Fictionswerke, in „Madame Bovary", fühlt man, daß der Dichter eine Absicht hat, die nicht rein künstlerisch ist: die Absicht, vor gewissen Erziehungen und Lectüren zu warnen. Bei einem Zola gar liegt es klar zu Tage, daß seine im Schmutz untergehenden Arbeiter und Arbeiterinnen als abschreckendes Beispiel dienen sollen. Auch die deutschen Romanschreiber haben deß kein Hehl, daß sie in ihren Schöpfungen den moralischen Maßstab anlegen, die englischen und amerikanischen prunken sogar damit. Nicht als ob

die Moral nicht auch, wie jedes andere menschliche Interesse, ihr Bürgerrecht in der Kunst hätte. Nur kommt es darauf an, was man unter Moral versteht: die natürliche, gesunde, welche im Cultus der Wahrheit gipfelt, oder aber die gemachte, krankhafte, welche die menschliche Eitelkeit zur Mutter, die Lüge zur Gevatterin hat. Gesunde Moral ist's, wenn Prinz Heinz seinen feisten Genüßling sitzen läßt, sobald mit der Verantwortlichkeit der Krone der Ernst des Lebens für ihn beginnt; ungesunde Moral ist's, wenn Victor Hugo die Rechtsbegriffe des Volkes verwirrt, indem er einen Galeerensträfling verherrlicht, der das Opfer eines Justizirrthums geworden. Es ist hier nicht der Ort des Weiteren darzustellen, was die Moral der Menschheit instinctiv war vor dem Siege des Rationalismus, noch zu erinnern, wie Kant diese unbewußte Ethik durch die Lehre vom intelligiblen Charakter, Schopenhauer durch seine Theorie vom Mitleiden wissenschaftlich begründete; es genügt für unseren Zweck festzustellen, daß die Moral unserer Schriftsteller einen anderen Ausgangs- und Zielpunkt hat, und daß diese so unverträglich mit der Kunst ist, als jene sich ihr gerne anbequemt. Die moderne Moral aber mag anscheinend so weit von einander differiren, wie die Zola's von der D. W. Howell's; sie haben denselben Familienzug: die Unzufriedenheit mit dieser Welt, wie sie ist; und die nächste Folge davon ist die Trübseligkeit dieser ganzen Literatur.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", meinte Schiller; heute soll die Kunst ernst sein, eine Art Gottesdienst für R. Wagner, eine sittliche oder politische Lection für Gustav Freytag. Und wie sollte dem anders sein. Vergleicht man diese Welt und die Menschennatur fortwährend mit einem hohen, willkürlichen, selbst geschaffenen, aller Wirklichkeit baaren Ideale, so müssen sie recht ungenügend scheinen und dürfen wohl zu bittern Urtheilen führen. Wie mürrisch sind im Grunde alle Romane G. Eliot's in ihrem Grundtone, wie bitter Ch. Bronté's, wie unendlich traurig Miß Poynter's „Among the Hills", um ein wenig gekanntes Meisterstück dieser trübselig psychologisch-moralischen Kunst zu nennen. Alle großen Erzähler früherer Zeiten, von Homer bis Cervantes, von Lesage bis Smollet, von Grimmelshausen bis W. Scott, erleichtern uns den Sinn durch ihre gute Laune und sogar die tragische Muse wußte stets

„Das düstre Spiel
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst"

hinüberzuspielen. Hier aber wird es uns immer eng und bedrückend zu Muthe, in so ernste Falten legen unsere Autoren ihr Gesicht, eine so hohle Stimme lassen sie vernehmen, wenn sie von den Dingen sprechen, über die unsere Vorfahren zu lächeln liebten.

Selbst die Sinnlichkeit, welche früher naiv, gesund und nackt auftrat, oder aber durch ein Lächeln ihren Einlaß in die Literatur erlangte, ist jetzt ernst, überlegt, ein Erzeugniß verderbten Verstandes mehr, als überströmender Kraft und Fülle. Doch muß zur Steuer der Wahrheit gesagt sein, daß der moderne Roman sich im Ganzen freier von dieser raffinirten, ungesunden Sinnlichkeit gehalten hat als die Poesie. Dagegen ist er sentimental mitleidiger geworden für alle Erscheinungen und Typen, die sonst der Gegenstand des Spottes waren. Wer würde es heute noch wagen, den Stotterer Bridoison komisch zu behandeln;

das Mitleid an seinem Gebrechen würde überwiegen. Zartfühlend würden wir uns „an seine Stelle setzen“ und eine tragische Figur aus ihm machen. Der geistlose Gelehrte, den die Welt Jahrtausende lang als ungeschickten oder eitlen Bücherwurm verlacht, wird unter G. Eliot's Händen ein Unglücklicher, der nach einem falschen Ideale strebt, in dem aber die herrlichste aller Frauen selber ein Ideal sieht. George Dandin gar, der das adlige Fräulein heirathet und den die gerechte Strafe bald genug heimsucht, — eine ständige Zielscheibe des Witzes unserer Vorfahren — ist eine Art edlen Märtyrers geworden, seit wir uns an die Stelle des armen Menschen setzen. Was objectiv komisch ist, wird ja — subjectiv genommen — tragisch: unser zartes kleines Selbst leidet und es ist nur natürlich, daß es Mitleid mit sich hat. Die ganze Menschheit ohne Ausnahme bis zum 19. Jahrhundert lachte über den Greis, der das junge Mädchen heimführt; klatschte, wenn der kecke Soldat dem schwachen Süßling Hörner ansetzte; spottete des unbeholfenen Pedanten, dem ein schlauer Lebemann sein Weibchen verführt — wir legen den moralisch-sentimentalen Maßstab an und glühen von sittlicher Entrüstung über den Verführer, von edlem Mitleid für sein Opfer, was ja Alles recht gut und schön sein mag, wobei aber keine Kunst möglich ist, da diese die Dinge sieht, nicht beurtheilt und wiedergibt, was sie sieht, nicht was die Sittenrichter zu sehen wünschen oder die Empfindsamen zu sehen glauben.

Wie würden all die heitren Gestalten, die in unserer Phantasie leben, plump zertrümmert werden, wenn wir sie in die Zucht unserer gewissenhaften Schriftsteller geben wollten. Man denke die arme Manon unter der Ruthe Jane Eyre's, der Schulmeisterin. Man denke sich Squire Western in der Klinik Herrn Zola's: „Wenn sie so fortfahren sich jeden Abend einen Zopf anzutrinken, während Ihre Tochter den Harpsichord spielt, so steht Ihnen ein schreckliches Ende bevor, Herr Squire. Soll ichs Ihnen beschreiben? Ich hab's genau im Spital studirt, das delirium tremens potatorum, die Strafe, die alle Alkoholisirten wie Sie erwartet.“ Und unser alter Freund Falstaff, den der laxe Shakespeare so glimpflich behandelt, welche Lection würde ihm eine G. Eliot gelesen haben; „denn wirklich, Sir John, Du hast gar keine Entschuldigung. Wenn Du noch ein armer Teufel aus dem Volke wärest, der stets nur schlechte Beispiele vor Augen gehabt; aber Du hattest alle Vortheile, die das Schicksal dem Menschen auf dem Weg geben kann. Du bist aus guter Familie, Du hast in Oxford die beste Erziehung genossen, die England zu geben im Stande ist, Du hast die vornehmsten Connexionen gehabt — und doch bist Du so tief gesunken. Weißt Du warum? Ich habe meinen Tito so oft davor gewarnt: weil Du immer nur gethan hast, was Dir angenehm war und allem Unbequemen aus dem Wege gingest.“ „Und Sie, Fräulein Philine,“ würde Herr Howells sagen, „wenn Sie fortfahren sich so aufzuführen und Ihre Pantoffeln in junger Herren Zimmer liegen zu lassen, so schreibe ich einen Anklageact gegen Sie, wie gegen meinen Helden Bartley, der auch alle Herzen gewann, aber ein recht frivoler Gesell war im Grunde — oder aber ich übermache sie meinem Freunde James; der analysirt Sie, bis Sie Niemand wiedererkennt. Das wird Sie lehren, in sich zu gehen und eine Andere zu werden.“ Ein Anderer zu werden, ist ja das erste Erforderniß eines

Romanhelden unserer Tage: Fielding hätte eher erwartet, daß die Natter ihr Gift verliert, als daß Blisil aufhöre ein Schurke zu sein.

Ich sprach von der Parteinahme Howells' gegen seinen eigenen Helden im vollendetsten seiner Werke. — Aehnliches findet man in fast allen Romanen neuerer Zeit: es ist als ob die Autoren gewisse Personen, die sie im Leben kennen und hassen gelernt, nun noch in einem hassenswerthen Typus verfolgen wollten — eine Stimmung, welche der des Künstlers am entgegengesetztesten ist, der seine Gegenstände weder haßt noch liebt und für den ein Richard III. so interessant ist als ein Antonio. Man denke an G. Eliot's gelungensten Charakter, Rosamund, und mit welcher echt weiblichen Perfidie sie dieselbe zu discreditiren sucht. Wie anders behandelt Abbé Prévôt seine Manon! Selbst Richardson und in unserer Zeit J. Gotthelf mögen einen noch so moralisirenden Ton annehmen, mit noch soviel Predigten und guten Lehren beginnen, der Künstler geht mit ihnen durch, sie vergessen, daß sie lehren gewollt und schildern ihre Gegenstände mit künstlerischer Indifferenz, von dem Hauptumstand zu schweigen, daß ihre Moral nichts hat, das gegen die Kunst rebellirte. Bei G. Eliot und D. W. Howells ist das Gegentheil der Fall: sie wollen objectiv und Künstler sein, aber der Moralist gewinnt bald die Oberhand.

Man wird hoffentlich bemerkt haben, daß ich nur Romane und Romanschriftsteller ersten Ranges wähle, um sie mit denen früherer Zeiten zu vergleichen, diejenigen, welche einen solchen Vergleich auch siegreich bestehen würden, wenn sie nicht von der moralischen Seuche unserer Zeit ergriffen wären. Wie tief aber unsere Generation davon angekränkelt ist, vergessen wir meist, weil uns die Gewohnheit solche moralische Convention als Natur erscheinen läßt. Andre Zeiten haben strengere Conventionen ertragen, aber sie blieben auf der Oberfläche; unsere scheinen leichter, bequemer, aber sie dringen bis in unser Mark. Es ist unglaublich, mit welcher Masse künstlicher Gefühle, Interessen und Pflichten u. s. w. wir uns herumschleppen, wie unsere Sprache davon beherrscht wird und unser Thun. Naturgenuß, Kunstgenuß, Philanthropie ohne allen inneren Drang füllen unser Leben aus; wir glauben an die Realität von Empfindungen, die nie empfunden worden, oder wir verdrängen die Natur durch die Cultur. Shakespeare könnte heutzutage keinen Othello schaffen, der den Einflüsterungen Jago's Gehör gäbe, weil kein Gentleman heute derlei erlauben würde, der Gentleman aber den Menschen verschlungen hat. Selbst den Zank eines Antonio und Tasso würden wir, als solcher Gentlemen unwürdig, nicht mehr auf der Bühne dulden, wenn die Handlung in unsere Zeit versetzt wäre. So sehr hat die Sprache unter dieser Herrschaft der Convenienz gelitten, daß sie als directe Uebersetzung der Empfindungen für Gebildete ganz unzureichend geworden ist: man lasse heute einmal eine vornehme Dame reden wie Königin Constanze oder Margarethe von Anjou; wie würde man über die Rohheit schreien. Dies auch, beiläufig sei's gesagt, der wahre Grund, warum alle neuen Dramen so leblos sind und sein müssen, sowie die auffallende Erscheinung, daß fast ausnahmslos alle bedeutenden Fictionswerke unserer Zeit sich in den niederen Volkskreisen bewegen, weil dort allein noch ein directer Bezug der Sprache zur Empfindung lebt. Selbst in Amerika, dem stets als jungfräulich gepriesenen Boden einer ver-

meintlich voraussetzungslosen Gesellschaft, herrscht die Convention unbedingt, zumal in moralischen Anschauungen; hat doch diese Gesellschaft sich noch immer nicht der absurdesten und tyrannischsten aller Religionen, des Puritanismus, zu entledigen gewußt, auf dessen Voraussetzung sie sich entwickelt hat. Nur ein Rest von Puritanismus erklärt den Ton der gestelzten Romane Hawthorne's und wie ein geschmackvoller Schriftsteller von W. D. Howells' Talent, dem es auch nicht an Sinn für Humor fehlt, eine komische Figur wie seinen Ben Halleck hat schaffen können, ohne auch nur zu ahnen, wie lächerlich zugleich sie ist.

Man wird nicht müde zu klagen über die Prosa neuer Zeit, das schrille Pfeifen der Locomotive, welche das gemüthliche (?) Posthorn verdrängt und was dergleichen sentimentaler Klagen mehr sind; an die Unnatur unserer Empfindungen denkt man nie. Wo aber ist die Quelle aller Poesie, in der Wahrheit unserer Empfindungen oder in der Decoration unserer Lebensbühne? Im Schnitte unserer Gewänder oder im Herzen, das darunter schlägt? Lernen wir nur erst wieder natürlich empfinden, natürlich denken, natürlich schauen vor Allem, und die Kunst wird nicht ausbleiben. Daß wir das aber nicht mehr lernen, dafür sorgt „der Geist der Geschichte", der uns unwiderstehlich fortreißt und noch lange fortreißen wird auf anderen Bahnen. Und wer wollte dagegen murren? Nur sollten wir uns nicht einbilden, daß auch die Kunst auf solchen Bahnen uns begleiten könne. Bei der herrschenden Geistesrichtung kann, trotz des gegentheiligen Anscheines, alle wahre Kunstthätigkeit, d. h. solche, welche auf künstlerischer Anschauung beruht, nur noch sporadisch vor- und aufkommen.

Lieutenant Günther.

Von

Henning Schönberg.

Die Geschichte, die ich erzählen will, ist einfach und herb gleich dem Leben vieler Menschen.

Ich war noch sehr jung; ich hatte meine Wohnung gewechselt und machte dem Haupte der Familie, die mich bei sich aufgenommen hatte, den andern Morgen meinen Besuch. Man führte mich in eine helle große Stube mit weißen Wänden und weißer Decke, auf der schmale Stuckverzierungen die eintönige Fläche unterbrachen. Die Fenster sahen über den Festungswall in das freie Land hinaus. In dem Zimmer saßen an niedrigen Tischen ein Dutzend kleiner Knaben und Mädchen, und unter ihnen ein Greis in blauem altfränkischem Rocke mit hohem Kragen und tief ausgeschnittenen Rockklappen, ein schwarzes Käppchen auf dem weißen Haupte, dessen kluge Augen über dem Schnurrbart lebendig hervorblickten. Er schrieb den Kindern auf den Schiefertafeln und in den Schreibbüchern vor, strich Linien und prüfte ihre Schriftversuche und die einfachen Rechenexempel. Als er sich auf meinen Gruß erhob, stand eine schlanke Gestalt vor mir, die das Alter schon gebeugt hatte. Es war der ehemalige Husarenlieutenant Günther.

Er erwiderte meine Anrede gütig und sagte mir beim Abschiede, ich gefalle ihm, er denke, wir würden uns vertragen. Am Mittagstische sahen wir uns wieder und ich galt nach Kurzem für seinen Liebling. Darum durfte ich ihm Manches sagen, was sich sonst Keiner traute; denn der alte Herr war leidenschaftlich heftig, von starrem Rechtsgefühl und war hart geworden in einem rauhen Leben.

In dem kleinen Stübchen neben dem Schulzimmer hauste er. Drin war die nüchterne Einrichtung der Bürgerhäuser, wie Chodowiecki's Bildchen sie überliefert haben. Ueber seinem Bett hingen der Husarensäbel mit silbernem Portepée und die Reiterpistolen. Die weißen Wände schmückten ein paar Familienbilder in Oel gemalt, darunter hingen einige Schattenrisse in ovalen Rahmen. Der eine war von einem welken Kränzlein verdeckt, das nicht entfernt werden durfte. Es war die Silhouette seiner Frau.

Diese war nicht todt. Sie wohnte mit den alternden Töchtern wenige Schritte von dem Alten drüben auf der andern Seite des Treppenflurs. Aber sie durfte nicht vor seine Augen kommen. Sie aß für sich allein und lebte völlig von ihm getrennt. Was die langjährige Erbitterung des Greises gegen die alte Frau begründet hatte, blieb mir lange ein Geheimniß.

Sie war die Tochter eines höheren Regierungsbeamten, eines Abkömmlings der französischen Reformirten, die unter dem großen Kurfürsten in brandenburgischen Städten Aufnahme gefunden hatten. Die Alte hatte in Sprache und Geberden die Weise der fridericianischen Beamtenfamilien bewahrt, und ihre artige Förmlichkeit in halb berlinischer, halb französischer Farbe stach grell ab gegen das dürftige grüne Merinokleid und die weiße Schlafhaube, welche sie Tag für Tag trug. Einst war sie schön gewesen und hatte das Herz eines jungen Kaufmannssohnes zu heftiger Liebe entzündet. Aber der Domänen- und Kriegsrath Roger wollte seine Luise nur einem Beamten des Königs oder einem Officier vermählen, und der Jüngling schoß sich in einer Frühlingsnacht unter dem Fenster des Mädchens todt. Wie oft hat sie mir davon erzählt, halb in weicher Wehmuth, halb mit stolzer Haltung! Es kam über sie, daß auch sie ein reizendes Gesicht, eine schlanke zierliche Gestalt besessen hatte, daß ein Mann gelebt, der sie leidenschaftlich bis zum Sterben liebte. Jetzt war es anders, und wie lange schon anders!

Kriegsrath Roger war bald nach jenem Ereigniß in die damalige Provinz Südpreußen versetzt worden und lernte auf einer Amtsreise den Domänenpächter Günther kennen, der vorher als Cornet bei den grünen Husaren gedient hatte. Auf einer späteren Reise begleitete Luise den Vater, Günther sah das schöne Mädchen und hielt rasch um ihre Hand an. Der Vater verlobte sie ihm. Luise ward nicht um ihren Willen gefragt, sie hatte zu gehorchen. Ihr selbst war seit dem Selbstmord ihres Geliebten Alles gleichgültig geworden. Da gab es nun eine Hochzeit ohne Wärme und Freude; ein blühendes junges Weib mußte einem fremden Manne Leib und Seele wie eine Sklavin hingeben. Es war, wie es oft genug geschieht. Und die Ehe, die darauf folgte, sah auch vielen andern Ehen gleich. Die Gatten gingen neben einander her; selbst die zwei Kinder, die ihnen geboren wurden, führten die Herzen nicht zusammen. Waren es doch Mädchen zu beiderseitigem Leid. Der Vater verlangte Söhne, und die Mutter ahnte in den Kindern die Wiederholung ihres eigenen dumpfen Geschickes.

Städtisch erzogen, ohne große Gabe für das praktische Leben, ward es ihr trotz gutem Willen fast unmöglich, den Pflichten der Frau auf einem Landgute zu genügen, das ein wachsames Auge und eine derbe Hand auch von der Gattin des Besitzers forderte. Die kleine Domäne war ein echt polnisches Gut, theils verwildert, theils ausgesogen. In fester Hand mit deutschen Leuten und genügendem Gelde wäre sie leicht heraufzubringen gewesen, aber jetzt war sie nur ein Raubbau und eine Sorgengrube. Günthers kamen zurück. Als die Pachtfrist ablief, bewarb sich Günther nicht um die Erneuung, die leicht ohne Steigerung zu erlangen war, sondern kaufte im benachbarten polnischen Oberschlesien ein kleines Rittergut. Der Rest seines Vermögens und die Mitgift Luisens dienten zur Anzahlung, das übrige lag in landschaftlichen Pfandbriefen auf Ligota. Die

Verhältnisse besserten sich aber weder im Vermögen noch in den Herzen. Auch dieses Gut fand sich in schlechtem Zustande und brachte in seiner Lage, fern jeder großen Stadt und Straße, wenig. Vierzig Jahre später war es eine Goldgrube, denn unter den Feldern von Ligota lagerten mächtige Galmeiflöze. Damals aber ahnte sie Niemand.

Günther ritt weit in der Nachbarschaft umher, verkehrte auch mit den Officieren des nahen Städtchens, in dem zwei Schwadronen leichter Reiterei lagen. Er war kein Trinker, kein Spieler, kein wüster Mensch, aber es trieb ihn hinaus, denn daheim sah er nur ein trübes, bleiches Gesicht, der Sonnenschein floh sein Dach. Er wußte, wie er sich auch spornte und trieb, das Glück war für ihn nicht zu erreiten.

Da eines Abends kam er erregt heim gesprengt. Er ging sofort ganz gegen seine Gewohnheit auf das Zimmer seiner Frau und erzählte ihr in Aufregung, es sei Krieg. Der König habe endlich dem Napoleon den faulen Frieden gekündigt, die schlesische Armee unter dem Fürsten Hohenlohe habe Befehl zum Vorrücken über die Elbe, die ersten Regimenter marschirten schon. Der Bonaparte werde nun fühlen lernen, was für Klingen die preußischen Reiter führten.

Man schrieb October 1806. Günther war noch seltener zu Hause, als sonst, er ritt weit umher nach Nachrichten, denn damals gab es keine täglichen Zeitungen, keine Kriegstelegramme, wochenlang harrte man auf eine Kunde. Aber die Nachricht von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, von den großen Niederlagen bei Jena und Auerstädt, von der Capitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau, von der Auflösung des preußischen Heeres, von der Flucht des Königs, man wußte nicht wohin, all das drang endlich auch in jenen Winkel des Landes. Stumm und bleich, in krampfhaftem Beben ging Günther tagelang herum. Dann an einem Morgen ließ er sein bestes Pferd satteln, den Mantelsack auflegen, nahm den Säbel und die Pistolen von der Wand und die Hälfte seines geringen Cassenbestandes. Er küßte seine beiden kleinen Töchter, reichte der Frau die Hand und sprach: „Ich thue, was ich thun muß. Zum Könige nach Lithauen reite ich, er kann meinen Säbel brauchen. Halt gut Haus, hier ist der Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Will's Gott, sehen wir uns wieder. Kehr' ich nicht heim, wirst Du Dich trösten."

Er ritt hinaus in den Wintertag, nordwärts hinein nach Polen. Die Frau war allein mit den Kindern, mit dem untreuen Gesinde, mit den Feinden.

Diese ließen nicht lange auf sich warten. Napoleon verwandte zur schmählich leichten Eroberung der schlesischen Festungen und zur Besetzung der großen Provinz Rheinbundtruppen unter Befehl von Vandamme und von Jerome Bonaparte. Als Frau Luise gerade den kleinen Rest ihres baaren Geldes zählte, stürmte ein Reitertrupp in den Hof, und ehe sie sich fassen und die Thaler bergen konnte, stürzten bayrische Küraſſiere in die Stube, nahmen ihr das Geld weg und forderten Pferde, Ochsen und Getreide. Das war der Anfang der harten Zeit, die über das arme kleine Weib hereinbrach. Es lebte lange in der Erinnerung der Leute, wie die Bayern, Würtemberger und Darmstädter in Schlesien gehaust haben, und wie sie namentlich auf dem platten Lande als rohe und

wüste Feinde auftraten, während in den Städten die uniformirten Bürgergarden, welche den Sicherheitsdienst versahen, die unsaubern Gäste in Schranken hielten.

Ligota liegt zwar von den großen Straßen ab, allein die Feinde durchstreiften das ganze Land in dem kleinen Kriege, der durch einige Monate geführt ward, und überdies kamen sie zur Eintreibung der ausgeschriebenen Lieferungen. Da gab es mehr Tage voll Noth und Verzweiflung, als Fensterscheiben im Hause. Das faule Gesinde war seit des Herrn Wegritt widerspenstig geworden, die Ställe und Scheuern wurden täglich lichter, nirgends bot sich Trost und Hilfe.

Von Günther kam keine Nachricht. Dunkle Gerüchte flogen durch die Luft von blutigen Schlachten, von einem großen Reitergefecht; der Sommer zog herein, die Felder waren nur halb bestellt, die Lasten des unglücklichen Krieges lagen immer schwerer auf dem Volke. Da kam wieder eine Sage von einer fürchterlichen Schlacht, worin der Bonaparte gesiegt habe; die Darmstädter Einquartirung schoß Victoria, und dann brachte der Schaffer ein Blatt aus der Stadt, drauf stand, der Russe habe mit dem Franzosen Frieden gemacht und der König von Preußen müsse Alles bezahlen mit seinen halben Staaten und mit vielen Millionen Thalern, und obendrein durch viele Jahre tausende von Franzosen in Berlin und in den Festungen füttern, die nicht in die Luft gesprengt waren.

Das kleine Weib lebte in dumpfer Trauer, aber ihre Kräfte wuchsen unter der Bürde, die auf ihr lag. Sie half sich besser durch, als manche klügere und stärkere. Der Schaffer hatte sich endlich zusammengenommen, er fühlte Mitleid mit der verlassenen Frau, und der Gedanke dämmerte in ihm, daß der Herr, der sich oben in Preußen mit den Feinden herumschlug, wohl einen treuen Vogt auf seinem Hofe verdiene. Ligota war schließlich nicht schlechter bestellt, als manches große Gut in reichen Händen, denn die Noth ward allgemein und die Armuth kroch über die Schwellen von tausend Häusern, wo sie selbst in den langen Kriegen des alten Fritze nicht gehaust hatte.

In einer Augustnacht kam Günther heim. Er ritt einen französischen Rappen, von dem er bei Heilsberg den Reiter heruntergehauen hatte. In der Brieftasche lag ein ehrenvoller Abschied für den Lieutenant, sonst brachte er nichts als Gram und Erbitterung.

Die Tage des Unglücks schreiten vom Morgen zum Abend wie die Tage des Glücks. An dem schweren Stein der Noth rankten sich die Dornen des Hasses gegen den Landesfeind und die Rosen der Liebe zum Vaterland in die Höhe. Schlesien ward in den Jahren des napoleonischen Druckes gut preußisch und verband sich dem zerrissenen Staate fester als durch die Friedensschlüsse zwischen Maria Theresia und Friedrich.

Eines Tages kam Günther bleich und verwirrt in den Hof gesprengt, er stürzte in das Haus und warf seinem Weibe sich an den Hals. „Die Königin ist todt! Auch dieses Opfer hat er genommen!“ Es war das erste und letzte Mal, daß Luise ihren Mann weinen sah, seit Jahren hatte er sie nicht an sich gedrückt.

Wieder verging eine Zeit, der Herbstfeldzug von 1812 kam, der Winter lag eisig über den Ländern, und zerbrach den Zauber Napoleon's. Im Februar 1813

rief der König von Breslau aus sein Volk unter die Waffen. Lieutenant Günther nahm Säbel und Pistolen, befahl Weib und Kinder, Haus und Hof Gott und ritt auf seinem Franzosenrappen nach der Hauptstadt. Er trat in das Husarengeschwader des Major Helwig, das zu Streifzügen bestimmt war. Für ihn schien keine Kugel gegossen, kein feindlicher Säbel geschliffen. Mit merkwürdigem Glücke entging er auf den kühnen Ritten seines Führers der oft nahen Gefangenschaft. Lieutenant Günther war als tüchtiger Haudegen bekannt, im Herbst 1813 ward ihm das eiserne Kreuz zuerkannt, aber er wies es zurück. „Viele Schurken bekamen es vor mir, Leute auch, die keinen Säbel gezogen haben, darum danke ich dafür!" war seine Rede. Der Major schüttelte den Kopf und warnte, aber Günther blieb fest. Und als der Krieg zu Ende war und die Regimenter Frankreich verließen, erhielt er den Abschied als Rittmeister. Er aber lachte dabei hell auf und rief: „Als Lieutenant bin ich ins Feld geritten, als Lieutenant hab ich mich drei Jahre herumgeschlagen. Ein Narr, wer Rittmeister heißen will, wenn er keinen Ritt zu meistern hat!" Niemals hat er sich selbst Rittmeister genannt oder geschrieben, er blieb für seine Umgebung der Lieutenant Günther.

Die Töchter waren unterdessen herangewachsen, Ligota aber immer mehr herabgekommen. Als der Gutsherr nach dreijähriger Entfernung zurückkehrte, verbrannt und verwildert, mit dichtem langen Barte, kannte ihn Niemand im Hofe, selbst der Hund nicht. Und bald darauf kam das Gut unter den Gerichtshammer. Kaum ein paar hundert Thaler blieben für das Leben der Familie in den nächsten Monaten übrig.

Als gedienter Officier hatte Günther Ansprüche auf eine sogenannte Civilversorgung. Er machte bei der neuen Gebirgsregierung in Reichenbach seine Prüfung für den unteren Verwaltungsdienst und erhielt bald nachher einen Secretärposten bei einem Landrathsamte. Da saß der alte Reitersmann zwischen den Acten, entwarf allerhand Schreiben, führte Listen und Rechnungen und biß sich in den Husarenbart. Er saß nie auf einem Stuhl, sondern ritt auf einem Bock. Die Schulzen galten ihm als Unterofficiere, den Landrath betrachtete er wie seinen Rittmeister; am liebsten waren ihm die Aushebungsgeschäfte. Da suchte er die Aerzte und Officiere der Commission dafür zu stimmen, möglichst viele Bauerburschen den Husaren zuzuschreiben.

Das Nothjahr 1817 kam und der König erließ eine Aufforderung, die bedrängte Staatscasse durch Verzichte auf Pensions- und Besoldungsrechte zu erleichtern. Günther war einer der ersten, der seine Officierspension opferte. Der Landrath stellte ihm wohlmeinend das Thörichte hiervon vor; für Leute seiner Lage sei der königliche Erlaß nicht bestimmt. Günther brummte nur in den Bart. Aber als er es zu Hause den Seinen mittheilte, schrie die Gattin auf wie ein Wesen, das lang gebundenen Schmerz entfesselt. „Thor," schrie sie, „grausamer Narr! Andre gehn in Ehren und Wohlleben, während wir Bettler wurden. Arm kamst Du aus Frankreich heim, von Haus und Hof sind wir dann gejagt worden, und jetzt schenkst Du dem Könige Deine Pension, als ob Du kein Weib und keine Kinder hättest! Kommt ihr Mädchen, wir wollen uns den Bettelsack umhängen! Aber was will ich denn? wer wird uns was schenken,

uns, den Leuten des verrückten Husaren, des einzigen Helwig'schen Officiers, der ohne eisernes Kreuz aus Frankreich kam?"

Er stund vor ihr, hoch aufgereckt, bleich, die Augen roth unterlaufen, und als die Erstarrung ihn ließ, griff er nach der Pistole. Aber wie vom Schlage getroffen brach er zusammen und die Töchter rissen die Mutter hinweg. Seit jenem Mittag war die Gattin für Günther nicht mehr auf der Welt. Wagte sie sich einmal vor seine Augen, als Jahre verflossen waren, so brauste er gleich einem Rasenden auf.

Drüben in Oesterreich haben sie ein Sprüchwort: Die österreichische Ungenade ist besser als die preußische Genade. Es soll sagen, daß die in Ungnaden entlassenen kaiserlichen Beamten sich immer noch besser stehen als die in vollem Gehalt wirkenden preußischen. Ueber die Wahrheit der Worte läßt sich streiten. Gegründet sind sie auf die Entsagung, welche die Diener unseres Staates bei kargem Solde in straffer Thätigkeit seit Geschlechtern gelernt haben.

In Günther's Hause ging es knapp her. Es kamen nicht so viel Thaler auf den Monat als Tage, und doch trugen sich die Leute sauber und stunden nie hungrig vom Tische auf. Die Frauen waren mit der Nadel und Schere geschickt und arbeiteten sich alle Kleider selbst. Die Kost war sehr einfach, nur Sonntags kam ein Stück gebratenes Fleisch und ein Trunk dünnen Bieres auf die Tafel. Vergnügungen, die Geld kosteten, verboten sich von selbst; aber ein angeregtes Gespräch, sinniges Eingehn auf die Erscheinungen des Lebens, ein verständiger Rath waren dort zu finden, und mancher suchte die bescheidenen Räume auf und kehrte gern wieder. Die Familie war in der Stadt hoch geachtet. Als daher bei des Vaters einbrechendem Alter der Verzicht auf sein Amt nöthig ward, hatten die Töchter in der kleinen Schule, an der der Alte mithalf, eine Beihilfe zu der schmalen Pension geschaffen und sie lebten, abgesehen von der inneren Trennung der Eltern, ziemlich behaglich.

Bei dem alten Husaren hatte sich ein schmerzhaftes Leiden entwickelt, das seine Nächte qualvoll machte. Am Morgen war er meist erschöpft, er verfiel sichtlich. Die alte Frau lebte still für sich, sie war dankbar, wenn sich Jemand von ihrer Jugend erzählen ließ, aus der sie jeden kleinen Zug im Gedächtniß hatte. Ein freudloses Dasein war es, das endlich seinen letzten Tag fand. Der Himmel ersparte ihr ein Krankenlager; sie lag eines Morgens todt im Bett, in der Hand die Silhouette des Geliebten ihrer Jugend.

Als die Töchter es dem Vater meldeten, kehrte er sich stumm gegen die Wand. Seit einigen Tagen vermochte er nicht aufzustehn. Der Tag des Begräbnisses kam. Ehe der Sarg geschlossen ward, trugen ihn die Männer hinüber zu dem Greise und setzten ihn vor sein Lager. „Die Mutter nimmt Abschied von Dir," sprachen die Töchter. Günther richtete sich auf und sah lange in das bleiche alte Antlitz des Weibes, mit dem er vor fünfzig Jahren die Ehe geschlossen hatte. Dann ergriff seine zitternde kühle Rechte die kalte Hand der Todten und er sprach:

„Du stummes Weib, habe Dank, daß Du mir die Töchter gabst! habe Dank für Deine Mühe und Deine Last mit mir, dem jähzornigen Thoren! Zürne mir nicht und klage nicht gegen mich! vergib mir und halt droben einen

Platz für mich bereit, neben Dir, hörst Du? denn Du warst doch mein Weib, ach mein armes Weib in eitel Noth und Kummer. Sei mir gnädig, Gott im Himmel! und Du Luise, fahr hinaus in Frieden, ich komm in Kurzem nach. Es ist Zeit, ihr Männer! vorwärts!"

Durch die offenen Fenster hörte er die Glocken der Kirche, welche den Leichenzug auf dem Friedhofe begrüßten. Er richtete sich in seinem Bette auf und sah die hohen schönen Linden, unter denen sie sein Weib der Erde übergaben. Er faltete die Hände zum stillen Gebet.

Als die beiden Töchter vom Kirchhofe heimkamen, war er so mild wie sie ihn nie gekannt hatten. Er sprach mit ihnen nunmehr oft von der Mutter, und als die Herbststürme die Blätter warfen, ging auch er zur tiefen Ruhe ein. In den letzten Stunden phantasirte er von dem Heilsberger Gefecht, vom Major Helwig und von der schönen jungen Luise, die über Nacht kalt und alt geworden war.

Briefe von Eduard Lasker.

Nebst persönlichen Erinnerungen.

Dem kurzen Nachruf, welcher unter dem ersten Eindruck der Nachricht von Eduard Lasker's Tode verfaßt worden und im Februarheft dieser Zeitschrift erschienen ist[1]), sollen hier einige Briefe des Verstorbenen folgen. Sie werden vielleicht dazu dienen, das dort nur Angedeutete zu vervollständigen. Sie werden kaum irgend ein neues Licht auf sein politisches Leben werfen; obwohl es nicht möglich ist, Lasker zu betrachten oder von Lasker zu sprechen, ohne stets in erster Linie den Politiker zu sehen. Aber hinter dem Politiker stand ein Mensch von seltener Herzensgüte, von äußerster Anspruchslosigkeit, von steter Hilfsbereitschaft, von treuer Hingebung an seine Freunde, strict ehrlich, wahr und ohne jede Spur von Conventionalität in seinem privaten Verkehr, weich in seinem Empfinden, unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen, wohlwollend in seinen Ausdrücken, mit ungewöhnlich weiten geistigen Interessen, mit keinem anderen Bedürfniß, als dem nach Bereicherung seiner Bildung und von allen Genüssen nur die der schönen Natur oder der Kunst, vornehmlich der Musik, suchend. Das Feuer und die Leidenschaft seiner Seele lernte man nur auf der Tribüne, ihre Heiterkeit und Ruhe im täglichen Umgang mit ihm kennen.

Meine Bekanntschaft mit Lasker reicht über mehr als zwanzig Jahre. Ich sah ihn zuerst, im Jahre 1861, bei einer befreundeten Familie, in einem Eckhause der Victoriastraße, an welchem ich noch heute nicht vorübergehe, ohne mich jedesmal jener frühen Zeit zu erinnern. Lasker zählte damals zweiunddreißig Jahre; er ward „Herr Assessor" genannt und Niemand von uns dachte daran, wenn er den freundlichen kleinen Mann mit dem braunen krausen Haar und den hellen Augen sah, zu welch' einer außerordentlichen Laufbahn er binnen Kurzem berufen sein sollte. Ich erinnere mich, daß unser erstes Gespräch England betraf, woselbst er einige Jahre vor mir gewesen war, und ich erinnere mich auch, daß ich in jenem Kreise zuweilen Etwas vorlas, worauf er jedesmal zu mir kam,

[1]) Ich nehme hier Gelegenheit, einen Schreibfehler jenes Nachrufs zu verbessern; ich nannte Lasker dort einen „kaum Dreiundfünfzigjährigen". Es versteht sich, daß es „vierundfünfzigjährig" heißen soll. Lasker ist am 14. Oct. 1829 geboren worden.

um mir, das Gesicht ganz vor Freude strahlend, die Hand zu drücken und irgend etwas Gutes zu sagen. Es gab keinen Menschen, der wärmer anerkennen konnte, als er. Ich ging bald darauf wieder nach England, dann nach Italien und als ich zurückkam nach Berlin, da hatte Lasker unterdessen in den von unserm gemeinsamen Freunde H. B. Oppenheim herausgegebenen Jahrbüchern einige politische Aufsätze veröffentlicht, welche die Blicke auf ihn lenkten, und ein Jahr später war er Abgeordneter für den vierten Berliner Wahlkreis. Sein Weg durch das Abgeordnetenhaus, das Zollparlament und den Reichstag bis zur Höhe des Jahres 1873 war ein ununterbrochener Triumphzug. Er hatte die nationalliberale Partei mitbegründet und war bald, wenn nicht ihr Führer, so doch derjenige, welcher — nach dem Zeugniß eines seiner politischen Freunde (Karl Baumbach, in der „Nation") — „den Haupttheil ihrer parlamentarischen Arbeit übernahm." Der kleine freundliche Mann vom Jahre 1861 war äußerlich ein wenig gealtert; er fing zeitig an, grau zu werden, Bart und Haar. Aber innerlich war er frisch geblieben, wie nur je. Sein Beruf und der meine gingen auseinander und wir sahen uns nicht sehr oft; aber wenn wir uns sahen, war er von derselben Herzlichkeit und Theilnahme. Jedesmal sprach er dann den Wunsch aus, daß Politik und Literatur in Berlin sich häufiger begegnen sollten; und in seiner großen Lebendigkeit und Wärme für das einmal Erfaßte versuchte er, Ende 1871, einen solchen Vereinigungspunkt zu schaffen. Wöchentlich einmal traf man sich in einem geräumigen Saal unter den Linden; von den Spitzen der liberalen Partei sah ich hier Bennigsen, Forckenbeck, Bamberger, Kapp; von Schriftstellern: Karl Frenzel, Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen, Julian Schmidt, Ernst Dohm. Diese munteren und zwanglosen Zusammenkünfte, bei denen auch Damen erschienen, nahmen zuerst einen ganz befriedigenden Verlauf, dann blieb der Eine, dann der Andere fort, nur Lasker blieb bis zuletzt. Nach etwa viermonatlichem Bestand mußte der Plan aufgegeben werden. Berlin ist kein Boden für eine Geselligkeit dieser Art. In dieser rapiden Entwicklung aus kleinen zu großen Verhältnissen fehlt die rechte Stetigkeit. Jeder hat in seiner eignen Sphäre zu viel zu thun; auch die Eintheilung der Zeit ist noch nicht so fest und allgemein geordnet, als daß nicht viel davon verloren gehen sollte. Zwei literarisch-politische Clubs mit allem Apparat und Zubehör eines solchen habe ich hier entstehen und nach einem, höchstens zwei Jahren wieder vergehen sehen.

Das Jahr 1873 war das große Jahr für Lasker. Obwohl nicht viel mehr als ein Decennium uns von der Zeit trennt, ist es doch schwer, Demjenigen, der sie nicht selbst miterlebt hat, einen Begriff davon zu machen, wie populär Lasker in jenen Tagen war — so sehr, daß sein Name neben denen Bismarck's und Moltke's stets als der dritte genannt wurde. Damals hielt ich in Oesterreich, in Brünn und Wien, einen Vortrag über „die Literatur und das Publicum", in welchem ich sagte, daß populär in dem Sinne wie in England und Amerika die Literatur bei uns gegenwärtig nicht sei. Die Popularität in Deutschland gehöre jetzt dem Staatsmann, dem Feldherrn; diesen Führern und Schöpfern gegenüber habe jeder Deutsche das Gefühl, daß er ihnen die Verwirklichung der nationalen Idee verdanke; „und wahrlich," fuhr ich fort, „nicht zu schämen haben wir uns jener enthusiastischen Aeußerung desselben, mit welchem wir am Tage

der Kriegserklärung gegen Frankreich Bismarck, am Tage des Siegeseinzugs Moltke und am Tage seiner heroischen Rede gegen den Schwindel und die Schwindler Lasker begrüßten." Diese Worte fanden einen lauten Widerhall bei meinen österreichischen Zuhörern und erreichten auch Lasker. Als wir uns in Berlin wiedersahen, auf der Straße, eilte er auf mich zu mit demselben Händedruck und demselben Glanz des Auges, wie einst, als ich meine ersten Skizzen vorgelesen. Er war nicht eitel oder hochmüthig geworden. Alle Welt sah ihm nach und flüsterte, wenn er vorüberging, „Das ist Lasker!" Er aber schien es nicht zu hören. Nichts Gespreiztes war an ihm; er hatte sich die alte Natürlichkeit, Einfachheit — ich möchte fast sagen Einfalt eines Kindes bewahrt.

Sein kühnes Auftreten hatte etwas Elementares gehabt und das Publicum ihm zugejauchzt, so lange die Erregung dauerte und Alles mit einer glänzenden Rede zu Ende schien. Aber nach einem, nach zwei Jahren, als die Krisis ausbrach und ihre verheerenden Wirkungen auch uns erreichten, als auch unser Boden sich mit finanziellen Ruinen bedeckte, da begann die Fluth sich gegen ihn zu wenden, und sein Name, der im hellsten Lichte der Volksgunst gestrahlt, ward eine Zielscheibe der Verleumdung. Er trug die Unpopularität, wie er die Popularität getragen hatte: der Gleichmuth und das Gleichgewicht seiner Seele wurde dadurch nicht gestört. So lange seine Partei zusammenhielt, war und blieb er ihre treibende, bestimmende Kraft, und als sie zerfiel, hat er auch ihren Tadel und Vorwurf hören müssen. Aber über jede Parteikritik erhaben, gesichert für alle Zeiten und anerkannt auch von den politischen Gegnern ist sein Antheil an der Reichsgesetzgebung, mit welcher sein Andenken und sein Name fortleben werden.

Obwohl er, um diese Zeit im vollen Strome der Politik und ganz von derselben absorbirt, die Beschäftigung mit der Literatur als ein Ausruhen und eine Ferienarbeit betrachtete, so war er doch immer voll von literarischen Plänen und verlor niemals den Zusammenhang mit den literarischen Dingen und Persönlichkeiten. Er las ungemein viel, ließ sich in jeder Zwischenpause seiner anstrengenden parlamentarischen Thätigkeit diejenigen neuen Bücher, einschließlich der Romane, nennen, welche werth waren nachgelesen zu werden, und kam dann oft zu mir, um über das Gelesene sich auszusprechen. Es war äußerst gewinnbringend, ihm zuzuhören, obwohl Uebereinstimmung nicht immer zu erreichen war. Er konnte z. B. zu Gottfried Keller in kein rechtes Verhältniß kommen, ward aber nicht müde, über dessen Novellen zu sprechen und sagte mir sogar einmal, daß er über ihn schreiben möchte. Einer seiner Lieblingsschriftsteller unter den Neueren war Dickens, trotzdem Lasker eigentlich keinen rechten Sinn für den Humor hatte, wenigstens nicht, wo er so rein von Pathos und Sentimentalität ist, wie bei Keller, was man von dem Dickens'schen freilich nicht sagen kann. Was ihn aber zumeist zu dem großen englischen Humoristen hinzog, war die menschenfreundliche Tendenz seiner Schriften, durch welche Dickens so viel für die Verbesserung z. B. des Gefängniß- und Schulwesens in England gethan hat. Für Lasker war das erziehende, das bildende Moment das höchste.

Mit der Begründung der „Deutschen Rundschau" ging ihm selber ein Herzenswunsch in Erfüllung. Er hatte die Wichtigkeit der in einem ernsten Sinne geleiteten, für das Bildungsbedürfniß der bessern Classen der Nation berechneten

periodischen Zeitschriften des Auslandes schätzen gelernt und hegte daher für die unsere seit ihrem ersten Beginnen die lebhafteste Theilnahme. Das November- und Decemberheft 1874 brachte seinen Aufsatz: „Ueber Anlagen und Erziehung", in welchem seine schöne Welt- und Lebensauffassung sich vielleicht am reinsten ausspricht. Nicht mit der Jugend, lehrt Lasker, schließe das Werk der Erziehung ab und es sei nicht auf die Schule beschränkt, sondern es solle fortgehen durch das ganze Leben und jeden Lebensberuf, bis zum letzten Tage. Freilich beruht auf der Erziehung des Hauses und namentlich dem Einfluß der Mutter die erste glückliche Entwicklung der Anlagen; aber ihre Vollendung und Reife können sie doch nur im Alter finden, welches darum Lasker vor allen andern Lebensstufen preist. Dieser Aufsatz machte tiefen Eindruck; er rief, wenn auch hier und dort und sogar in diesen Blättern selbst [1]) modificirender Zweifel sich erhob, im Allgemeinen begeisterte Zustimmung hervor und Lasker's an eine Dame gerichtete Antwort auf eine solche Aeußerung liegt mir vor und will ich hier mittheilen:

Sehr geehrte Frau!

Bei meinen gelegentlichen Ausflügen auf schriftstellerischem Gebiet kenne ich keinen schöneren Lohn, als die herzvolle und verständnißreiche Anerkennung, welche Sie mir für meine Betrachtungen über Anlagen und Erziehung ausgedrückt haben. Jede Zeile drückt die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung aus. Eine kleine Zahl solcher Leser wären mir ein genug großes Publicum, und die Mühe ist schon verwerthet, wenn eine andere Seele so bewegt worden ist, wie ich bei der Niederschrift bewegt worden bin. Gern hätte ich auf Ihr Schreiben sofort geantwortet, aber unabweisbare Geschäfte haben sich dazwischen gedrängt; ein aufrichtiger Dank kommt jedoch niemals zu spät. Einen Gegendienst erwarte ich von Ihnen und gleichgestimmten Leserinnen, den ich mir in einer nächsten Mußezeit einhole: den mündlichen Austausch der angeregten Gedanken, den ich für die dereinstige Fortsetzung meiner Arbeit, die Erfahrungen und Urtheile denkender Mütter sammeln möchte. Ich grüße Sie und Ihren Mann herzlich.

Ihr ergebener

Berlin, den 22. November 1874. Lasker."

Doch mit der Arbeit, der politischen und der literarischen, sollte es nun für eine Weile vorbei sein. Im Februar 1875 verfiel Lasker in jenes schwere Nervenfieber, welches ihn tagelang zwischen Leben und Tod schwanken ließ, von welchem er sich nur sehr allmälig und — nach der Aussage der ihm am nächsten Stehenden — niemals wieder ganz erholt hat. Es ist unbestreitbar, daß der Ueberanstrengung der zehn Jahre von 1865 bis 1875 auch dieser so starke Körper zuletzt nicht mehr gewachsen war, daß eine Krisis eintreten mußte; doch der Ausbruch derselben war die nächste Folge einer Erkältung, die er sich in der Ausübung einer Pietätspflicht zuzog. Es war beim Begräbniß unseres alten, würdigen Freundes, Dr. Friedrich Zabel's, des Leiters der „Nationalzeitung" seit ihrer Begründung im Jahre 1848. Das Wetter war entsetzlich, der Schnee lag tief und es schneite noch immer. Die meisten der zur Trauerfeierlichkeit im Sterbehaus Erschienenen kehrten nach Beendigung derselben heim. Lasker jedoch, obgleich er sich schon unwohl fühlte, ließ sich nicht abhalten, dem Veteranen der Presse, der in schlimmer Zeit so mannhaft gekämpft und gelitten hatte, das Geleit bis auf den Kirchhof und ans Grab zu geben und am Abend sank er aufs

[1]) Ueber das Alter. Ein Brief an Dr. Eduard Lasker von Fanny Lewald. „Deutsche Rundschau", 1875, Bd. IV, S. 49 ff.

Krankenlager, von welchem er sich erst im Frühling wieder erhob. Unter den mannigfachen Bezeugungen theilnehmender Freunde an seiner Genesung war auch jener, oben erwähnte Brief von Fanny Lewald in der „Rundschau". Der Artikel, welcher gegen Lasker's Ansicht vom Alter polemisirte, natürlich in edelster Gesinnung und Form, war — in Uebereinstimmung mit der Verfasserin — nicht eher zum Abdruck gekommen, als bis wir uns sagen durften, daß jede Gefahr für den Freund vorüber. Nun fügte Fanny Lewald ihrem Brief ein einleitendes Vorwort hinzu, worin es hieß: „Wenn wir in unserem Hause während Ihrer langen und gefährlichen Krankheit mit lebhafter Besorgniß Ihrer dachten, so gab mir der gute Glaube, den Sie von dem Alter und von dessen Vorzügen hegen, stets den Muth zum Hoffen wieder und uns mit einem Scherze über die Besorgniß forthelfend, sagte ich oftmals: ach! er kann ja gar nicht sterben! Er muß leben bleiben, um an sich selber die Schönheit des Alters zu erproben, das sich ihm auch günstig erweisen wird, weil er besser als wir Andern von demselben denkt. — Möchte, wie der erste Theil meiner prophezeienden Hoffnungen, so auch der zweite sich für Sie bewähren." . . . . Wie diese Worte jetzt, aus der Entfernung gesehen, sich so ganz anders lesen! —

An einem sanften, sonnigen Maimorgen (1875) sah ich Lasker seit jenem verhängnißvollen Wintertage zum ersten Male wieder; zu Freiburg im Breisgau, wohin er sich zu seiner Reconvalescenz begeben und wo er in der liebevollen Pflege seiner Verwandten langsam genas. Er war sehr schwach und mußte sehr geschont werden; kein Laut der Außenwelt, der ihn hätte aufregen können, kein Brief, keine Zeitung, kein Wort von Politik durfte zu ihm hereindringen. Es war ein Bruder, den er besonders liebte, weit weg aus Texas gekommen, um ihn zu sehen, und mit diesem freute er sich sehr. Die beiden Brüder, der in Freiburg angesiedelte und der amerikanische, ließen ihn nur selten allein. Er sprach leise, das Lächeln auf seinem Antlitz war fast erloschen — aber es war noch zu erkennen. Durch junges Rebengrün schien die Sonne herein und fern blauten die Berge des Schwarzwaldes. Lasker liebte dieses trauliche Städtchen und seine schönen Wälder sehr; oft, während dieser Zeit, sobald es ihm seine Kräfte nur erst wieder erlaubten, das Haus zu verlassen, saß er auf einem schattigen Vorhügel, von welchem der Blick ins Rheinthal, nach den Vogesen hin, schweift und welchen die Stadt, zur Erinnerung an ihn, „Lasker-Höhe" genannt hat.

Kaum genesen, war er zurück auf seinem Posten und die Landtags- und Reichstagssessionen des folgenden Herbstes und Winters sahen ihn wieder in der gewohnten Thätigkeit. Nach dem Schluß der letzteren machte sich freilich das Bedürfniß einer ausgibigen Erholung geltend und ich lenkte den Blick des Freundes auf Schottland. Die Scenerie war ihm neu; hier hatte er zugleich das Hochland und das Meer und eine Fülle von poetischen und historischen Anregungen. Aus eigener Erinnerung hatte ich ihm geschildert, wie belebend und erquickend der Hauch der Brise sei, wenn er, vermischt mit dem süßem Geruche des Haidekrauts, über die Seen weht, welche die Dichtung Walter Scott's verherrlicht hat, oder um die Schlösser und Felsen und durch die Schluchten, in denen das Drama der Stuarts sich abgespielt. Auf seinen Wunsch hatte ich ihm

ein Itinerarium ausgearbeitet und — selber bereits von Berlin abwesend — dorthin geschickt. Hierauf erhielt ich folgende Antwort:

Freiburg (Baden), den 18. Juli 1876.

Lieber Freund.

Wie die Ortsbezeichnung Ihnen sagt, habe ich doch für Schweiz und Hochgebirge mich entschlossen; dennoch danke ich Ihnen für die Anweisungen über das schottische Hochland, welche ich mir für einen der nächsten Ausflüge aufbewahre. Ihre anziehende Darstellung der Gegend hätte mich leicht in der ersten Absicht bestärkt, aber entscheidend ist, daß ich höchste Luft aufsuchen muß, weil ich durch Laufen und Gebirgslandschaft mich von den Anstrengungen erholen und umarbeiten will. Ich hätte Ihnen mancherlei über literarische Absichten zu schreiben, aber für heute bin ich noch nicht tief genug in den Ferien; sobald ich besser erholt bin, thue ich es. Lassen Sie mich wissen, wo Sie in den nächsten Wochen mein Brief trifft. Mich erreicht auf Umwegen jedes nach Berlin gerichtete Schreiben. Herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau.

Ihr Lasker.

Etwa sieben Wochen später kam das angekündigte Schreiben:

Freiburg (Baden), den 6. September 1876.

Lieber Freund.

Zwischen meinem ersten und meinem jetzigen Brief liegt ein längerer Zeitraum, trotz Ihrer sofortigen Antwort und des herzlichen Eingehens auf die von mir gegebene Anregung. Dazwischen liegt aber auch meine Reise in den Hochgebirgen, wo ich sechs Wochen mit tüchtigen Märschen, Spaziergängen und Besteigungen ausgefüllt habe. Seit Anfang dieser Woche bin ich wieder hier, aber als ein ganz Andrer, nicht mehr zum Ueberdruß erschöpft, sondern völlig erholt und überzeugt, daß mir von der alten Rüstigkeit nichts verloren gegangen ist. Vor Wochen war ich nicht selten in der Stimmung, den parlamentarischen Beruf ganz aufzugeben oder mindestens auf eine geraume Frist zu unterbrechen, heute habe ich den Gedanken eingeschränkt auf den praktischen Plan, mir mehr Muße für andre Aufgaben zu gönnen, zu diesen zähle ich auch die Absicht, den literarischen Bewegungen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß mir der gegenwärtige Zustand unsrer Literatur, so weit ihre Verbindung mit dem öffentlichen Leben in Betracht kommt, sehr unzulänglich erscheint. Von der Politik kann ich es mit Sicherheit sagen, in den andern Beziehungen reicht meine Kenntniß der jetzigen literarischen Welt nicht aus zu einem sachgemäßen Urtheil. Sie gehören zu den Bestunterrichteten, sind ein nachsichtiger Beurtheiler und es läßt sich mit Ihnen ganz objectiv über diesen Gegenstand sprechen, obschon Sie nahe betheiligt sind. Um die Mitte dieses Monats werde ich zu Hause sein; in den ersten Wochen nach der Rückkehr werde ich von meinen Geschäften noch nicht übermäßig in Anspruch genommen, und wenn Sie gleichfalls in Muße sind, dann sprechen wir ernst über den Gegenstand, der mich lebhaft interessirt und vielleicht auch für Sie von praktischer Wichtigkeit ist, da Sie innerhalb der Tagesliteratur auf einem Platze stehen, von welchem aus Sie tüchtig helfen können, wenn Hilfe nothwendig und die Mittel erkannt sind. Also lade ich schon im Voraus zu Gespräch, Besuch und Spaziergängen ein. Inzwischen grüße ich Sie und Ihre Frau Gemahlin herzlich.

Ihr Ed. Lasker.

Es folgten nun, an den Herbstnachmittagen, schöne Stunden intimen Gesprächs auf weiten Spaziergängen durch den Thiergarten. Nie habe ich Lasker heiterer gesehen als in diesem Gefühle vollkommener Freiheit von jedem äußern Zwang, die ihm gestattete, den höchsten idealen Standpunkt festzuhalten. Der schönen Literatur gegenüber vermochte er, bei tiefer Eindrucksfähigkeit, dennoch jene schon erwähnte, etwas lehrhafte Art der Auffassung nicht ganz zu verleugnen; seiner innersten Natur gemäß war nur die philosophische Betrachtung der Dinge und ich erinnere mich, daß wir in unseren Unterhaltungen von dem rein literarischen Gebiet immer wieder auf dasjenige kamen, welches ihn vornehmlich interessirte. Gern und oft sprach er über die Frage der Humanität im Kriege

als eine für unsere Zeit besonders wichtige und meinte, daß die Behandlung dieses Gegenstandes von einer Autorität sehr ersprießlich werden könne. Aus dieser Anregung sind die Aufsätze über „Militärische Nothwendigkeit und Humanität" des Generals von Hartmann (im October- und Decemberheft 1877) hervorgegangen, welche zu den ausgezeichnetsten, heute noch geschätzten Arbeiten dieses nun auch längst schon verstorbenen, aber unvergessenen Mitarbeiters der „Rundschau" gehören. Indessen diese Tage beschaulichen Stilllebens waren gezählt. Man weiß, daß sich zu Ende des Jahres 1876 jene Wandlung vorbereitete, welche zunächst eine so bedeutende Verschiebung in den Parteiverhältnissen zur Folge hatte, und wiewohl Lasker den Gedanken, welchen man in dem obigen Schreiben ausgedrückt findet, manchmal noch wiederholte, so war doch dies nicht der Moment, um ihn auszuführen. Ich sah ihn wohl zuweilen, nicht deprimirt, aber resignirt und habe mehr als einmal aus seinem Munde das Wort gehört, daß man sich nur in einem von der Oeffentlichkeit zurückgezogenen Leben die Freiheit der Seele ganz bewahren könne. Jedoch mit dem Kampfe wuchs auch seine Widerstandskraft und für mehrere Jahre noch behauptete er seinen Platz im Vordergrunde der politischen Bühne. Zu irgend welcher rein literarischen Arbeit fehlte ihm die Sammlung; er wollte nun über actuelle Politik schreiben, und eines Tages, am 22. Februar 1877, kam er, mit der Thronrede zur eben stattgefundenen Eröffnung des Reichstages in der Tasche, zwischen Reichstag und Landtag, auf fünf Minuten zu mir, um mir zu sagen, daß er, „im Anschluß an die allgemeinen Wahlen die politische Lage in der inneren Entwicklung des Reiches zu besprechen" sich vorgenommen habe. Wenige Wochen später, an einem stillen, geschäftsfreien Tage, dem Charfreitag, machte er mir einen längeren Besuch. Sein Gespräch war anregend und er selber heiter, im Bewußtsein dessen, was er vollbracht. Er sprach über Leipzig als dem nun endgültig bestimmten Sitze des Reichsgerichts; es war zum nicht geringen Theile sein Werk. Aber kein Wort, mit dem er sich gerühmt; es war stillschweigend. Dann theilte er mir mit, daß er nicht über die Reichstagswahlen, sondern über die Justizgesetze für das nächste Heft schreiben werde. „Sie sind ein Drittel der deutschen Einheit", sagte er, und er wolle das dem großen Publicum, welches nur nebelhafte Begriffe habe, klar machen.

Aber statt des Artikels kamen wenige Tage später folgende Zeilen:

Lieber Freund.

Ich sage nicht für den Abend ab, sondern zu; aber dies ist nicht der Zweck des Schreibens. Heute Vormittag ging ich, von Besuch zu Besuch, schleunig vorüber und konnte Ihnen nicht sagen, was eine längere Auseinandersetzung erfordert hätte. Ich besorge nämlich, mit der Arbeit nicht fertig zu werden. Aus zwei Gründen. Nachdem ich zu schreiben begonnen, erweitert sich die Aufgabe unter meinen Händen, und ich möchte kein Bruchstück geben. Alsdann kommt mir die Politik dazwischen; Arbeit, während ich glaubte volle Muße zu haben. Der Politiker und Schriftsteller stehen einander im Wege. Glauben Sie aber, lieber Freund, daß mein Interesse nicht vermindert ist, wenn ich auch den Pflichten des Berufs den Vortritt gebe. Im Ganzen wünsche ich auf die wirklichen Monatsferien zu prolongiren. Empfangen Sie mich heute Abend nicht unfreundlich und wirken Sie mir auch bei der liebenswürdigen Wirthin einen guten Empfang aus.

Inzwischen grüße ich Sie Beide herzlich.

Dienstag. Ihr Ed. Lasker. 3./4. 77.

Vier Wochen später erhielt ich folgenden Brief:

Lieber Freund.

Heute komme ich zu Ihnen mit einer Bitte über denselben viel verhandelten Gegenstand. Sonnabend erst wurde das verwirrende Nebeneinander beider Parlamente durchbrochen und ich merke jetzt erst, wie ermüdet ich bin. Die wenigen Zwischentage brauche ich zur Information für die Wiederaufnahme der Reichstagsgeschäfte und zur Nachholung aufgeschobener Conferenzen. So bleibt mir wirklich keine Muße, kaum Zeit, irgend etwas Erhebliches bis übermorgen zu schreiben. Ganz Unwesentliches nützt uns Beiden nichts. Lösen Sie mich für das Aprilheft von dem gegebenen Wort, dann bin ich für jetzt beruhigt. Dagegen wiederhole ich, daß ein Theil der Ferien der Rundschau gewidmet sein und dem Maiheft zu gute kommen soll. Herzlichen Gruß.

Ihr

Montag Morgens. Lasker. 5./7. 77.

Der in Rede stehende Artikel ist niemals geschrieben worden, aber ein darauf bezüglicher Brief Lasker's „An den Herausgeber der Deutschen Rundschau" findet sich im Maiheft 1877 (Bd. XI, S. 352).

Unterdessen war eine Idee ganz anderer Art, mit der er sich lange beschäftigt, in ihm gereift und an einem Abend, Anfangs November, kam er, um mir mitzutheilen, daß er sich zu einer größeren Arbeit „über Vielwissen und Halbbildung" entschlossen habe. Er wollte zuerst seine Gedanken über den Gegenstand in einem Vortrag im Handwerkerverein aussprechen und dann — wie dies seine Gewohnheit — nach dem Stenogramm und auf der Grundlage desselben seinen Aufsatz schreiben.

Wenige Tage vorher hatte Lasker im Abgeordnetenhaus mit durchschlagendem Erfolg über das Verhältniß der liberalen Partei zum damaligen Ministerium und innere Reform gesprochen. Er sagte mir, daß er von Brockhaus in Leipzig wiederholt aufgefordert worden sei, seine Reden zu sammeln und herauszugeben; er könne sich aber nicht entschließen, dies selber zu thun. Ich führte ihm das Beispiel Macaulay's an, welcher auch, wie er in dem Vorwort zu seinem 1853 erschienenen „Speeches" sagt, höchst ungern (most reluctantly) an diese Arbeit gegangen sei, sie aber dennoch gethan habe; und dessen Sammlung von ihm selbst ausgewählter und mit kurzen, orientirenden Einleitungen versehener Parlamentsreden nun in der That einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener Zeit bilde. Das leuchtete Lasker ein, d. h. sein ganzes Gesicht erleuchtete sich förmlich von der neuen Anregung. Er schätzte Macaulay sehr und hatte sowohl dessen Essays als englische Geschichte eingehend studirt; diesen Band seiner Reden aber kannte er nicht und ich gab sie ihm mit. Er ist leider dem Beispiel Macaulay's hierin nicht gefolgt und seine Parlamentsreden finden sich zerstreut in den Sitzungsberichten des preußischen Abgeordnetenhauses und deutschen Reichstages, und von seinen Wahlreden sind überhaupt nur einige vollständig gedruckt.

Am Vortragsabend begab ich mich nach dem Handwerkerverein in der Sophienstraße. Diese Vorträge werden bekanntlich zum Besten der Bibliothek des Vereins gehalten und sind im Ganzen gut besucht. Niemals aber, weder vorher noch nachher, habe ich den ungeheuren Saal so gefüllt gesehen, wie an diesem Abend, und schon lange vor Beginn war kein Billet mehr zu haben. Hunderte mußten an der Casse wieder umkehren; ich entging dem gleichen Mißgeschick nur dadurch, daß ich mich als selber zur „Lehrerschaft" des Vereins gehörig nannte und fand einen Platz am äußersten Ende des Saales, unter den

Leuten, die dort auf den Treppen saßen. Dennoch klang der Vortrag Lasker's klar und deutlich; keine Silbe ging dem entferntesten der dicht zusammengedrängten Zuhörer verloren. Lasker auf der Lehrkanzel, so zu sagen, war ein ganz Anderer als Lasker auf der Tribüne des Parlaments oder der politischen Versammlung. Wenn sein Blut in Wallung kam, hatte seine Beredsamkeit Etwas, das ihn ebenso hinriß, wie seine Zuhörer; etwas, — ich gebrauchte das Wort schon einmal: Elementares, nichts Studirtes. Ich habe bei solchen Gelegenheiten, in leidenschaftlichen Momenten, seine Augen funkeln, seine Wangen glühen sehen und man wurde dann kaum noch durch das scharf Artikulirte, Zischende seiner Aussprache gestört, welches vielmehr mit einer gewissen Wucht den Eindruck des Spontanen und Ursprünglichen verstärkte. Hier im Gegentheil sprach er ruhig, in gemessenem Tempo, jedes seiner Worte schien wohl überlegt, wenngleich er nur ein Blättchen mit Notizen und die Uhr vor sich hatte, auf die er abwechselnd manchmal blickte. Der Inhalt dieses Vortrags, wie er nachmals auch in der „Rundschau" erschienen ist, läßt sich kurz dahin resumiren, daß Lasker in demselben, in höchst anregender Weise, der classischen Einfachheit die Complicirtheit des modernen Lebens gegenübergestellt hat, auf dessen Wege er die Halbbildung nicht als etwas Schädliches, Verwerfliches, sondern als einen wünschenswerthen Entwicklungsproceß oder Durchgangspunkt bezeichnete. Lasker war immer tolerant und schonend sogar gegen die Fehler der Zeit, nicht um sie zu beschönigen, oder sie zu vertuschen, sondern um sie auf ihren Ursprung und Zusammenhang hin zu prüfen und durch sie hindurch zu Besserem zu gelangen. Er theilte nicht die Ansicht derer, welche der Gegenwart eine Verschlechterung der Sitten, im Vergleich zu den früheren Zeiten, vorwerfen und daraus eine Zunahme der Verbrechen erklären; er glaubte nicht an eine solche Zunahme oder er wollte sie doch nicht, wo sie ja in kürzeren Zeiträumen hervortrat, als ein isolirtes Factum gelten lassen, aus welchem Rückschlüsse zu ziehen wären auf den Charakter des Volkes und nicht vielmehr auf die begleitenden Umstände einer Uebergangsperiode. Er würde sich gefreut haben, wenn er Starke's Buch über „Verbrechen und Verbrecher in Preußen" noch hätte lesen können, in welchem der Verfasser auf Grund ausgedehnter statistischer Untersuchungen zu einer ähnlichen milderen Auffassung gelangt. Er hielt „das Schlechte für das Vergängliche und Zufällige, das Gute für das Beständige und Ewige in den Menschen." Sein Glauben an die Kraft und Gesundheit des deutschen Volkes war unerschütterlich, und die Störungen, welche in dem Körper der Gesammtheit so wenig ausbleiben, als in dem des Einzelnen, machten ihn darin nicht irre. Niemand vielleicht hat von gewissen unlauteren Bewegungen der jüngsten Vergangenheit mehr zu leiden gehabt, Niemand vielleicht mehr persönliche Kränkungen erfahren, als er; aber auch das vermochte nicht im Geringsten sein objectives Urtheil zu beeinflussen: „daß der kleine Sturm nur eine flüchtige Welle im Strome der Geschichte anschwelle." Dem jedoch, was an wirklicher Noth und an wirklichem Elend vorhanden ist, verschloß er weder sein Auge, noch sein Herz, noch seine Hand. Er war von einer unermüdlichen Vereinsthätigkeit und mehr als generös gegen Bedürftige. Auch Bamberger, in seiner schönen Gedenkrede, hat diesen Zug erwähnt: „ich, der ich in seine Verhältnisse tief hineingeblickt

habe, ich habe mich manchmal gefragt: woher nimmt er sein Geld für alle seine Wohlthätigkeit[1])?" Aber auch diese Privatwohlthätigkeit übte und betrachtete er unter einem höheren, als dem gewöhnlichen, ich möchte sagen: unter einem staatsbürgerlichen Gesichtspunkt. Er war keiner von Denen, die sich durch Almosengeben gleichsam vor ihrem Gewissen loskaufen wollen, sondern er brachte das größere Opfer seiner persönlichen Bequemlichkeit. Er wollte dem Uebel durch Einblick in seine Ursachen abhelfen, nicht ihm Vorschub leisten durch schlecht angebrachte Mildherzigkeit; und mir ist, durch Zufall, manch' ein Beispiel bekannt geworden, wo er weite Wege gemacht hat, um sich diese Kenntniß zu verschaffen, oder stundenlang mit denen berieth, die er seiner Unterstützung für würdig befunden. Ungehört wurde kein Bittender von seiner Thüre abgewiesen.

Um diese Zeit (November 1877) beging die „Deutsche Rundschau" die Einweihung ihres neuen Hauses durch ein in ihren Räumen veranstaltetes Fest, zu welchem, gleich andern Mitarbeitern, auch Lasker eingeladen worden war. Er erschien jedoch nicht und sandte nach der Feier folgendes Schreiben:

Lieber Freund.

Hoffentlich haben Bamberger und Oppenheim am Sonnabend mich bei Ihnen entschuldigt und Sie lassen die Entschuldigung in Freundlichkeit gelten. Ich komme im Gedränge der Geschäfte wirklich nicht zu Gesellschaftsabenden. Das Fest war, wie ich aus dem Bericht abnehme, glänzend und lebhaft bewegt; zugleich ersehe ich, wie ich richtig geurtheilt, es würde mir nicht gelungen sein, zeitig wegzukommen. An mein Interesse für die Rundschau und für Sie persönlich in Ihrem verdienstlichen Unternehmen haben Sie gewiß nicht einen Augenblick gezweifelt. Derlei erweist sich besser an der That, als durch eine unter den Umständen nicht ganz behagliche Theilnahme an den Freuden der Tafel. Ich grüße Sie herzlich.

Ihr

Berlin, am 23. Novbr. 1877. Ed. Lasker.

Und dennoch war Lasker eine höchst gesellige Natur. Groß ist, zwischen den mir vorliegenden Briefen, die Zahl der Blätter und Blättchen, in denen er sich entweder zu Mittag oder Abend ansagt, oder an einem Beisammensein in kleinem Freundeskreise Theil zu nehmen verspricht. Er liebte diese kleinen, traulichen Gesellschaften, in denen er sich ganz geben konnte, wie er war; in denen es, im Gegensatz zu jenen Massenbewirthungen, die leider immer mehr die Mode werden, möglich war, ein Gespräch zu führen. Dann war er froh, dann konnte er lachen, wie ich nur jemals einen Menschen habe lachen sehen. Manchmal auch kam er, um ganz allein mit uns und unserm gemeinschaftlichen Freund und Arzt, Geh. Rath Siegmund, ein Risotto bei uns zu essen, und zwei, höchstens drei Gläser Wein dazu zu trinken. Denn er war äußerst mäßig in seinen Lebensgewohnheiten und immer ging er um 10 Uhr Abends fort, da er regelmäßig Morgens gegen 5 Uhr aufstand, um noch vor Beginn des Tages, der den öffentlichen Geschäften gehörte, sich seinen Studien zu widmen, zu lesen und zu schreiben.

Im März 1878 lag der Aufsatz „über Halbbildung" fertig vor; aber Lasker konnte sich nicht entschließen, ihn aus der Hand zu geben; wollte vielmehr die

[1]) Eduard Lasker. Gedenkrede gehalten am 28. Jan. 1884 im Saale der Singakademie zu Berlin von Ludwig Bamberger. Leipzig, Brockhaus. 1884. — S. 32.

nächsten, etwas freieren Monate benutzen, um ihn noch einmal einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Da jedoch ereignete sich das Entsetzliche, was für eine Zeit alles Andere in den Hintergrund drängte: die beiden Attentate auf den Kaiser, welche — im Zusammenhang mit dem Socialistengesetz — auch verhängnißvoll für die national-liberale Partei werden sollten.

Die Nachricht vom zweiten Attentat, welches noch grauenhafter als das erste, die geheiligte Person des ehrwürdigen und verehrten Monarchen auch körperlich verletzte, erreichte mich in Fulda, wohin ich mich begeben hatte, um ein paar ruhige Tage zu verleben. Sie kam in der Nacht und verbreitete Schreck und Trauer in dem stillen Städtchen. Es war gerade die Zeit der Frohnleichnamsprocessionen; und ich kann nicht sagen, wie unaussprechlich beklommen der eintönige Gesang, die Musik, die Kirchenfahnen, die Priester in ihren Meßgewändern und das Läuten der großen Glocken mich machten. Ein schwarzer Schleier schien sich herabzusenken auf die sonnige Landschaft und der Duft des Waldmeisters, des Jasmins drohte mich zu ersticken. Ich eilte nach Berlin — und auch hier, unter den Linden, über das Schloß hinaus, wo der hohe Dulder lag, herrschte Todtenstille. Ein Brief von Berthold Auerbach, den ich hier neben den Briefen von Lasker sehe, beginnt mit den Worten: „Sind Sie wieder da, lieber Rodenberg? Sie finden eine Stadt, die noch im Zittern eines Erdbebens."

Unter solchen Eindrücken, und um mich von dem Alp zu befreien, welcher seit Tagen auf meiner Brust gelastet hatte, schrieb ich den Artikel: „Das Verbrechen gegen den Kaiser", welcher an der Spitze des Juliheftes erschienen ist. Als ich ihn vollendet, ging ich mit dem Manuscripte zu Lasker. Ich fand ihn, wie ich ihn mir gedacht hatte: loyal, aber fest. Er sagte mir, daß er in den ersten Tagen auch verwirrt gewesen sei, oder vielmehr ganz unter dem Eindruck der Verhältnisse gestanden habe; daß er aber jetzt seine Klarheit wieder gewonnen und mit Ruhe den kommenden Dingen entgegensehe. Dann las ich ihm meinen Artikel vor; er hörte sehr aufmerksam zu, billigte fast Alles, nur einen Satz beanstandete er mit der größten Entschiedenheit. Ich hatte gesagt, daß das Gefühl des Zornes und der Empörung über das Verbrechen für einen Augenblick jeden Unterschied des Standes, der Interessen und der Parteien verwischt habe; und daß dieser Augenblick des tiefsten, gemeinsamen Grames an jenen der höchsten gemeinsamen Freude erinnere, als der Kaiser sieggekrönt aus dem Völkerkampfe heimgekehrt sei. „Damals," so fuhr ich fort, „war es der äußere Feind, mit welchem wir Frieden geschlossen haben und Frieden halten werden. Mit dem inneren Feind gibt es keinen Frieden."

„Halt!" rief da Lasker, „das geht nicht. Wir dürfen es niemals zugeben, daß ein Theil unserer eigenen Volksgenossen und Mitbürger, und wären sie noch so mißgeleitet und verirrt, unser Feind sein könne!"

Wir debattirten lange über diese Stelle und einigten uns endlich zu folgendem Wortlaut: „Mit den verderblichen Elementen im Innern gibt es keinen Frieden."

Der Reichstag ward aufgelöst, Neuwahlen wurden für den 30. Juli ausgeschrieben und fast wie vor acht Jahren, aber allerdings mit anderen Empfin-

dungen, konnte man aus den Bädern und Sommersitzen die Bürger nach den Städten eilen, ihre Cur oder ihre Ferien unterbrechen sehen, um ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Auch ich folgte diesem Ruf und kam aus Marienbad für zwei Tage nach Berlin. Nachdem ich in dem Wahllocale der Potsdamerstraße meine Stimme abgegeben, besuchte ich Lasker, um dessen Wiederwahl in diesem Augenblicke hart gekämpft ward in Meiningen.

Er wohnte damals, und in der That bis zuletzt, in einem Hause der Victoriastraße, drei Treppen hoch, mit dem Frontblick nach dem Ufer. Es stand in derselben Straße, nicht weit von jenem anderen Eckhaus, in welchem ich ihn vor vielen Jahren zuerst gesehen hatte, noch bevor er seine politische Laufbahn begonnen.

Man konnte sich nichts Einfacheres denken, als seine Wohnung; aber sie war geräumig, luftig, sehr sauber gehalten und hatte viel Licht und Sonne. Das Hinterzimmer sah in das Grün der kleinen Gärten zwischen Victoria- und Matthäikirchstraße. In diesem Zimmer, neben dem Fenster, stand sein Schreibtisch; hier pflegte er sich aufzuhalten, wenn er allein war und arbeitete. Die Wände dieses und des anstoßenden Vorderzimmers waren ganz mit Büchern bedeckt, die Möbel in beiden, Tische, Stühle, Schränke, höchst anständig, aber auch ebenso bescheiden. Ein Athem der Zufriedenheit wehte den Eintretenden an; aber keine Spur von Luxus oder überflüssiger Bequemlichkeit war da, keine Teppiche, keine schweren Vorhänge, Portièren oder dergl. Nur in dem, mit dem Vorderzimmer zusammenhängenden und sonst ziemlich kahlen Empfangszimmer standen auf einem Tisch und einem Schranke zwei Silbergeschenke: das eine ein Tintenfaß, mit der Themis gekrönt und einer goldenen Feder, von den Meininger Wählern ihm dargebracht nach seiner Wiederherstellung von der schweren Krankheit; das andere ein Tafelaufsatz, gestiftet von den Liberalen in Frankfurt a. M. Auszeichnungen persönlicher Art hat er eher zu vermeiden, als zu erlangen gesucht; sie waren nicht nach seinem Geschmack. Die einzigen, die ihm geworden, sind das Diplom eines Doctors der Rechte, welches die Universität Leipzig ihm 1873, und eines Doctors der Philosophie, welches die Universität Freiburg i. B. ihm 1875 verlieh.

Ich fand ihn an jenem Julimorgen äußerlich nicht aufgeregt, aber bleich und angegriffen von den Anstrengungen seiner kurz zuvor beendeten fünfzehntägigen Wahlcampagne. Durch die geöffneten Fenster wehte der Geruch des Grüns und der Blumen aus den Gärten, welche durch einen starken Regen erfrischt worden waren. Er kam mir freudig entgegen; er hatte das eben erschienene Augustheft der „Rundschau" mit meinem Artikel über „Lord Macaulay's Leben und Briefe" in der Hand und er sagte mir, daß es ihm gerade jetzt besonders wohl thue, denselben zu lesen; er beruhige ihn. Er hielt an der Stelle meines Essays, wo ich erzähle, wie Macaulay, nachdem er zehn Jahre im Parlament und acht davon für Edinburgh gesessen hatte, bei den Neuwahlen des Jahres 1847 unterlag. „Ich bin geschlagen worden," schrieb er damals, „aber darum nicht weniger glücklich. Ich will keine hastigen Beschlüsse fassen; aber Alles scheint darauf hinzudeuten, daß ich die Gelegenheit ergreifen sollte, mich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen."

Auch Lasker dachte jetzt mit erneutem Eifer an seine literarischen Arbeiten. Er sprach von seinem Aufsatz „über Halbbildung", den er mit sich in die Alpen nehmen und dort abschließen wolle. „Ach, lieber Freund," sagte er, „wenn ich nicht wieder gewählt würde, es wäre ein Glück für mich." — „Aber nicht für Ihre Partei," erwiderte ich, obwohl ich ihm, mit einem Blick auf sein leidendes Gesicht, kaum Unrecht geben konnte.

Er wurde dennoch wiedergewählt und auf mein Beglückwünschungsschreiben erhielt ich folgenden Brief:

Spiez am Thuner See, den 24. August 1878.

Lieber Freund.

Ich vermuthe Sie noch in Alveneu. Für den Glückwunsch, an den Sie wegen meiner Wahl unterwegs gedacht haben, danke ich Ihnen; auch ich wünsche, daß die schwierige Arbeit, welche uns auferlegt worden, einen glücklichen Ausgang habe. Ich war einige Zeit in Mürren, oberhalb Lauterbrunnen, und habe dort den weitaus größten Theil meines Beitrages, 24 von 37 Blättern, druckfertig gestellt. . . . Ich weiß nicht, ob Alles auf einmal gedruckt werden soll, wahrscheinlich kommt es zur Theilung. Jedenfalls freue ich mich, endlich mein Versprechen erfüllen zu können . . . . Spätestens am 4. September gedenke ich in Berlin zu sein.

Ihr Ed. Lasker.

Aus Berlin, nachdem ich inzwischen seinen Aufsatz gelesen und ihm über den Eindruck der Lectüre berichtet hatte, schrieb er:

Lieber Freund.

Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Zuschrift, sie bringt aber viel mehr, als ich zu erwarten berechtigt war. Sie sehen eben mit Freundesauge, und selbst die Sachkenntniß schützt nicht immer vor wohlwollend parteiischem Urtheil. Ich will zufrieden sein, wenn in der verhältnißmäßig kleinen Zahl guter Urtheiler die Arbeit auch nur mit einem Theil Ihrer Zustimmung aufgenommen wird. Ich gehe an jede Veröffentlichung einer Arbeit mit großem Bedenken und Sie haben das zweite Mal das Verdienst, mich ermuntert und zur Veröffentlichung angehalten zu haben. Beim Durchlesen habe ich zu meiner nicht angenehmen Ueberraschung wahrgenommen, daß der Stil oft schwer ist, während ich ihn durchweg sehr leicht geglaubt hatte. Aber ich konnte nicht umarbeiten, und wäre sehr weit geworden. Jedes Ding muß einen Abschluß haben, also auch die Arbeit, welche ich gerne noch länger unter Händen gehabt hätte. Gut, daß Alles fertig ist, denn schon stecke ich in der Mitte andrer Arbeiten und Sorgen, und fast ziehen diese mir den Sinn ab von den Betrachtungen, welche mir die Mußezeit verschönen . . . . Sie Glücklicher, daß Sie die schönen Tage noch in Halbferien verleben dürfen.

Ihr

Berlin, den 22. September 1878. Ed. Lasker.

Der Artikel erschien im Octoberheft, und schon zu Beginn des darauffolgenden Jahres war der Entwurf einer neuen Arbeit, über „Wort und That" reif; und am 8. Januar sprach Lasker über dieses Thema in dem vom Lette-Verein veranstalteten Cyclus von Vorträgen. Der große Saal des Architektenhauses konnte die zuströmende Menge Derer, die Lasker hören wollten, unmöglich fassen; und diesmal mußte ich allerdings unverrichteter Sache wieder abziehen. Wenige Tage darauf schrieb er mir:

Lieber Freund.

Mir thut wirklich leid, daß Sie und Frau R. keinen Zutritt zum Vortrag erlangen konnten; der Vortragende verzichtet ungern auf irgend einen urtheils- und sachkundigen Zuhörer, und unlieber noch auf eine aus frischem Eindruck geschöpfte Theilnahme von Freunden. Wie ich aus Bekanntenkreisen höre, ist es sehr Vielen so gegangen, die ich mir als Zuhörer gewünscht hätte. Ich glaube, einen Theil der Schuld trägt die Anordnung: der Saal war zu klein. —

Das Stenogramm habe ich bereits in Händen; es scheint zwar leidlich druckfähig, so viel ich bis jetzt davon gelesen habe, aber mein Plan ist, für die Veröffentlichung die Abhandlung selbständig umzugestalten, da ich, durch frühere Vorgänge gewarnt, den Stoff des Vortrags mehr eingeschränkt habe, als die Abhandlung billiger Weise es soll. Im Vortrag gebot einerseits die Stunde, welche nicht viel überschritten werden sollte, andrerseits die durch die mündliche Rede gebotene Oekonomie, an der einen Stelle länger zu verweilen, an einigen andern den Gegenstand nur zu streifen. Ich nehme mir vor, sofort an die Arbeit zu gehen, aber ich weiß sehr wohl, daß die äußeren Ansprüche mich leicht abziehen könnten. Sicher glaube ich die Arbeit spätestens in den Osterferien abzuschließen .... Lassen Sie mich Ihre Meinung wissen. Herzlichen Gruß.

Ihr

Berlin, den 11. Jan. 1879. Ed. Lasker.

Es dauerte jedoch länger, als Lasker angenommen hatte; der Aufsatz erschien erst im Augustheft und im Novemberheft desselben Jahres folgte der „Ueber Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache", das Letzte, was Lasker für die „Rundschau" geschrieben hat.

Zwischen dem einen Datum und dem andern hatte sich jener Umschwung in den Parteiverhältnissen vollzogen, welcher lange schon bevorstand. Während des Septembers fanden die Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus statt. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit Lasker, schon Monate vorher, im Mai. Die nationalliberale Partei, sagte er, sei gesprengt; es gebe keine solche mehr, und er, Lasker, rathe auch von jeder neuen Parteibildung ab. Es gebe gegenwärtig nur noch fünf oder sechs Männer (er nannte mir ihre Namen), deren Pflicht es sei, aufrecht zu stehen, wie Signalstangen, um in der allgemeinen Deroute der liberalen Parteien den Weg zu zeigen, daß man ihn nicht ganz verliere. Mehr sei für jetzt nicht zu thun.

Während die Vorbereitungen zu den Wahlen im vollen Gange waren, machte ich eine Herbstfahrt in unsere neuen Provinzen, nach Hannover, in mein eignes Hessenland und an den Rhein. Es war das erstemal seit vielen Jahren, daß ich wieder in diese Gegenden gekommen, und wenn ich die politischen Eindrücke, die ich dort empfing, zusammenfaßte, so mußte ich sagen, daß man jetzt überall das Gefühl eines großen politischen Lebens hatte. Ob zustimmend, ob ablehnend, überall, bis in die kleinsten Städte, durch die wir kamen, wurden die Wahlen lebhaft, ja leidenschaftlich debattirt. Wenn ich der früheren Lethargie gedachte, von der namentlich der aus dem Ausland Kommende jedesmal erkältend berührt wurde, so konnte man jetzt nicht umhin, froh zu empfinden, daß die ganze Nation politisch erwacht sei. In diesem Augenblick waren die Wahlen wirklich das Einzige, was den Einzelnen und die Menge beschäftigte. Daß das Ideale dabei mehr oder weniger eingestandenermaßen in den Hintergrund trat und die materielle Seite der Existenz sich entschiedener, bisweilen ganz unverhüllt, geltend machte, war genau das, was man erwarten durfte, wenn auch die Gefahr nicht ausgeschlossen war, daß die praktische Politik, die wir trieben, in Interessenpolitik ausarten könne. Jeder ward mit seiner Person in die Parteinahme hineingezogen, fühlte Aerger oder Befriedigung, lobte oder tadelte die herrschende Richtung, griff an oder wehrte ab. Zugleich erhielt man Beweise von der Unbeständigkeit der öffentlichen Meinung, welche dem stärkeren Druck so leicht nachgibt, deren Schwankungen übrigens so natürlich sind, wo Lebensfragen ins Spiel kommen.

In diesem Wahlkampf unterlag Lasker. Er, der vierzehn Jahre lang Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen war, zuerst für den vierten Berliner Wahlkreis (bis 1868), dann für Magdeburg (bis 1874) und seitdem für Frankfurt a. M., wurde nicht wiedergewählt, und nun mußte ich an jenen Julimorgen vor einem Jahr und an Macaulay und an die Nacht denken, in welcher dieser, nach der Niederlage von Edinburgh, trotzdem er äußerlich ruhig schien, dennoch keinen Schlaf fand.

Zu einem Wahlsiege konnten wir dem Freunde diesmal nicht gratuliren, um so herzlicher aber war der Glückwunsch, den wir ihm am 14. October 1879 aus Coblenz zu seinem fünfzigsten Geburtstage sandten.

Hierauf erfolgte nachstehendes Schreiben:

„Der Gruß kommt von den Ufern des Rheins, aber wohin soll dieser Dank gehen? Gleichviel, ich schicke ihn in die Ferne und er trifft Sie irgendwo. Der Geburtstag hat mir dieses Mal ungewöhnlich viel Liebes eingebracht, darunter auch Ihren Glückwunsch. Die kurzen Worte des Telegrammes lassen mich annehmen, daß Sie in guter Stimmung sich befinden; so hoffe ich Sie wiederzusehen. Inzwischen herzliche Grüße an Sie Beide.

Ihr aufrichtig ergebener

Berlin, den 20. October 1879. Ed. Lasker.

Dies ist nicht der letzte Brief von Lasker, den ich bewahre; doch ist es der letzte, den ich zur Veröffentlichung an dieser Stelle für geeignet erachte.

Zwei persönliche Erinnerungen an den geschiedenen Freund möchte ich hier noch festhalten. Die eine bezieht sich auf einen Wintertag, im Januar 1880. An diesem Tage wohnte Lasker der Generalprobe von Rubinstein's geistlicher Oper „Der Thurm zu Babel" in der Singakademie bei. Wie bereits angedeutet, liebte Lasker die Musik sehr; er fehlte jahrelang in keiner der Joachim'schen Quartett-Soiréen und sagte mir einmal: „Es ist ein Segen für Berlin, daß wir Joachim hier haben." Auch Rubinstein interessirte ihn lebhaft; er hatte in unserm Hause dessen persönliche Bekanntschaft gemacht, und folgte dieser Aufführung seines Werkes mit steigender Theilnahme. Rubinstein selbst dirigirte und Lasker saß in dem vom fahlen Winterlicht nur schwach erhellten Saale neben mir. Mehrfach schon, namentlich bei den Chören der auseinanderziehenden drei Völkerstämme, die nach der Sprachenverwirrung sich nicht mehr verstehen, hatte er mir seinen Beifall zu erkennen gegeben. Aber ich habe ihn selten so bewegt gesehen, als bei der folgenden Stelle, wo das Zeichen des Regenbogens, unter welchem sie fortwandern, dahin gedeutet wird, daß unter demselben auch die lange Getrennten sich einst wiederfinden werden:

O freudig seliges Vereinen,
Zu dem der Mensch geläutert kehrt!
Er, der durch namenlose Schmerzen
Und in jahrtausendlangem Lauf
Die Sehnsucht trug, er wacht am Herzen
Des lang verlornen Bruders auf.
Und um ihn klingt's wie süße Lieder,
Die man an seiner Wiege sang;
O Wonne, sie versteh'n sich wieder,
Es ist der alte Heimathklang . . . .

Mit Thränen in den Augen drückte mir Lasker die Hand, während die wundervolle Melodie — eine der schönsten, welche Rubinstein geschaffen — durch die Dämmerung des Saales schwebte.

Die andere Erinnerung datirt aus dem Frühling 1882, als bei der Todtenfeier für Berthold Auerbach, welche der Handwerkerverein veranstaltet hatte, Lasker die Gedenkrede hielt, damals nicht ahnend, daß auch er bald gezählt werden solle zu jenen „Größten und Besten, deren Heimgang ein Gedenktag wird für die ganze Nation". Lasker hatte zu dem Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in einem lebenslangen, sehr innigen Verhältniß gestanden. Er hatte schon als Gymnasiast in Breslau, wo der berühmte Schriftsteller in den vierziger Jahren vorübergehend weilte, diesen aufgesucht und war freundlich von ihm empfangen worden, wie er dies selber in jener Rede schön erzählt hat. Später, als Auerbach, zu Beginn der sechziger Jahre, seinen Wohnsitz dauernd in Berlin nahm, da war der Breslauer Schüler ein Mann geworden, auf den man schon große Hoffnungen setzte. Niemand ist ihm mit wärmerer Anerkennung, die sich bald zur Bewunderung steigerte, gefolgt, als Berthold Auerbach, während Lasker seinerseits niemals das Gefühl der Pietät gegen den älteren Freund verleugnete. Das Vertrauen Auerbach's zu Lasker's Scharfsinn und Urtheil war unbegrenzt, und er hat, einschließlich des Romans „Auf der Höhe", seit jener Zeit nichts mehr veröffentlicht, was er nicht zuvor ihm zur Durchsicht unterbreitet hätte. Ein verwandter, demselben Ausgangspunkt entspringender Zug, der, wenn er zu den entgegengesetzten Lebensäußerungen führte, doch gerade dadurch sich ergänzte, war in Beiden: Lasker, der Mann der bewegten Oeffentlichkeit, faßte die dichterische Erscheinung Auerbach's unter dem „Abzeichen eines Lehrers und Vermittlers" auf, der eine Botschaft der Humanität und Bildung an das Volk habe; und für Auerbach, den Mann der Reflexion, hatte es etwas Imposantes zu sehen, wie bei Lasker der sittliche Gedanke sich in die politische That umsetzte. Wohl war in Lasker eine seltene Vereinigung von scharfem Verstand und tiefem Gemüth; aber ihm fehlte durchaus die Phantasie des Dichters und er war jeder Uebertreibung abhold. Wie hoch er den Patriotismus Auerbach's pries: er würde diesen nie für einen Politiker gehalten und ihm gewiß abgerathen haben, wenn es ihm eingefallen, eine politische Rolle spielen zu wollen. Für Auerbach war Lasker nicht nur der große Politiker, der große Redner, der große Charakter überhaupt, er sah in ihm auch die Fähigkeit poetischer Gestaltung, die er in der That nicht besaß; aber nicht einmal dieser Irrthum, der für Lasker manches Bittere im Gefolge hatte, brachte einen Mißklang in das Freundschaftsbündniß, welches vielmehr ungetrübt bis an Auerbach's Tod gewährt; und nun sollte Lasker dem Geschiedenen die Todtenrede halten. Wenn sein Arzt es zugelassen hätte, wäre er am liebsten selbst nach Nordstetten geeilt, in den Schwarzwald, um dort auf dem Schauplatz und Boden jener idyllischen Dichtungen, welche das Heimathsdorf Auerbach's zu einem Stück Heimath für uns Alle gemacht haben, des Todten zu gedenken. In jenen Tagen sahen wir uns oft und sprachen fast immer von Auerbach. Lasker's Plan war, unter Beiseitsetzung des rein literarischen Moments, mehr den Lebensgang und die Persönlichkeit des Dichters darzustellen und seine Werke nicht kritisch, sondern im Zusammenhang mit

der Gesammtheit seines Wesens, als dessen Ausdruck und Erklärung zu betrachten [1]). Ich las ihm aus Buchner's schönem Werk einige Briefe von Auerbach an Freiligrath vor, welche jetzt, wo Beide nicht mehr waren, einen wehmüthigen Eindruck auf uns machten.

Der Abend kam und wieder war der große Saal des Handwerkervereins in der Sophienstraße ganz mit Menschen gefüllt. Ueber der Rednerbühne hing das Porträt Auerbach's, mit dunklem Grün bekränzt, und unter einer Palmenwand stand seine Büste — dieselbe, die wir einst, vor Jahren, als sie noch im Atelier des Künstlers war, mit Auerbach zusammen betrachtet hatten. Lasker war wundervoll beredt an jenem Abend; man fühlte, wie tief er bewegt sei, indem er Auerbach im Schimmer jener fernen Zeit und sich selber wieder in seiner ersten Jugend sah. Doch er bemeisterte die Bewegung; sie riß ihn nicht hin zu jenen Ausbrüchen des Schmerzes, welche für den Zuhörer so peinlich sind. Er war aufrichtig und wußte, was er der Wahrheit, und was der Gelegenheit schuldete. Die Worte quollen ihm aus dem Herzen; sie waren warm und erwärmten, aber er übertrieb nicht. Seine Rede hatte viel Ueberzeugendes; ich sah gleichsam einen neuen Auerbach, den der Zukunft, so wie vielleicht unsere Kinder und Enkel ihn einst sehen werden. Lasker erzählte, mit einigen Erinnerungen durchwoben, das Leben Auerbach's, schilderte den Menschen, den Dichter und sein Verhältniß zum Volke, welches ihn liebe, wie keinen Zweiten, und an welchem die Mäkeleien der gelehrten Kritik spurlos vorübergehen. Man habe Auerbach nicht verstehen können ohne Liebe, sagte Lasker; er sei für Kritik, für jeden Tadel empfänglich gewesen, nur habe Beides aus Liebe hervorgegangen sein müssen und nicht aus Gehässigkeit.

Dieses Wort von der Liebe war das letzte, welches ich öffentlich aus Lasker's Munde gehört habe; und nun, wo er selber todt ist und sein Bild, rein und „jeder Entstellung durch den Zufall entrückt", vor uns steht, dürfen wir auf ihn anwenden, was er damals von dem Freunde gesagt hat: „in der Mitte der Trauer, wenn ich nach meinen Empfindungen richtig urtheile, überwiegt doch heute das Gefühl der Erhebung." Julius Rodenberg.

---

[1]) In dem kurz nachher erschienenen Abdruck: „Berthold Auerbach. Eine Gedenkrede von Eduard Lasker. Berlin, Verlag von A. B. Auerbach. 1882" fehlen diese persönlichen Reminiscenzen leider; im Uebrigen ist sie die schönste Würdigung, welche bis jetzt Auerbach zu Theil geworden, und nicht minder wichtig als ein Beitrag zur Kenntniß Lasker's.

Edmund O'Donovan's Reisen, Abenteuer und Tod.

The Merv Oasis, travels and adventures East of the Caspian, during the years 1879, 1880 and 1881, including five months residence among the Tekkes of Merv; by Edmond O'Donovan, Special Correspondent of the Daily News; with portrait, maps, and state documents. 2 volumes; Smith Elder & Co., London, 1882.

Die Leser der „Rundschau" werden es dem Schreiber der folgenden Notiz wahrscheinlich Dank wissen, wenn er ihre Aufmerksamkeit auf eins der interessantesten Reisebücher lenkt, das neuerdings in England erschienen ist und doch bisher in Deutschland nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat. Der Reiz des oben verzeichneten Buches besteht nicht bloß in der Neuigkeit der darin enthaltenen Mittheilungen über einen bisher gänzlich unbekannten Theil Central-Asiens, sondern auch in den merkwürdigen Erlebnissen seines Verfassers, der, nach etwa anderthalbjährigem Aufenthalt in Khorassan und Persien, zuletzt in die Gefangenschaft der räuberischen Turkmenen gerieth, und seine fünfmonatliche Anwesenheit bei diesen auf der Oase Merv zu geistvollen Beobachtungen über die Völkerschaften der asiatischen Steppenländer benutzt hat. Sein Werk ist unstreitig ein wichtiger Beitrag zur näheren Kenntniß Asiens. Es verdient dieses Zeugniß schon wegen der vortrefflichen Karte, welche dem Buche beigegeben ist und die das östliche Attok-Gebiet, von Abiverd an bis zur afghanischen Grenze, wesentlich anders, und zwar viel genauer, zeichnet, als es in den bisherigen geographischen Urkunden über diesen Theil der Erde der Fall war. Der stilistische Werth des Buches erhellt am deutlichsten aus dem Umstande, daß der Verfasser Journalist von Beruf, und zwar Correspondent der „Daily News", einer der besten Londoner Zeitungen war. Derselbe Umstand kann uns auch die Authenticität des Mitgetheilten verbürgen, indem ein respectabler Correspondent für ein so hochstehendes Blatt sich schwerlich auf Unrichtigkeiten oder Entstellungen ertappen lassen wird. Endlich dürfen wir bei den Lesern des Buches und etwaigen Beachtern dieser Notiz auch noch ein persönliches Interesse an O'Donovan voraussetzen, sobald wir nämlich erwähnen, daß derselbe, als ein wandernder Zeitungsschreiber und als Erforscher fremder Länder kürzlich seinen Tod gefunden hat in der Verfolgung dieses seines selbstgesteckten Lebenszieles: O'Donovan ist wahrscheinlich am 6. November 1883 in der Schlacht bei El Obeid am oberen Nil im Sudan ums Leben gekommen, als er eben mit dem General Hicks Pascha und mehreren anderen englischen und deutschen Officieren im Begriffe stand, dem Andrange des falschen Propheten entgegenzutreten im Auftrage der ägyptischen Regierung. Sein irisches Vaterland und die Wissenschaft verlieren an ihm einen kühnen und geistvollen Vertreter, und sein Buch über Merv wird zu seinen übrigen Verdiensten noch den Anspruch hinzufügen können, als das Vermächtniß eines Mannes zu gelten, der sich für die Erweiterung der Erdkunde und die Ausdehnung europäischer Cultur aufgeopfert hat. Wir wollen im Folgenden

Einiges über sein Leben mittheilen, und dabei eine Inhaltsangabe seines großen Hauptwerkes einflechten.

Edmund O'Donovan wurde am 17. October 1848 in der Vorstadt Clontarf zu Dublin geboren. Sein Vater war der berühmte Sprachforscher Dr. John O'Donovan, der die beste Grammatik des Irischen geschrieben und die „Vier Lehrer von Ulster", das älteste irische Buch ins Englische übersetzt hat. Trotz seines Rufes als Gelehrter, und seiner Professur für die gaelische Sprache am Queen's College in Belfast, nebst einem Ehrengehalt für literarisches Verdienst von der englischen Regierung, war der ältere O'Donovan doch immer verschuldet und in allerlei revolutionäre Umtriebe verwickelt. Bei seinem frühen Tode, 1861, hinterließ er eine große Familie. Seine fünf Söhne, von denen Edmund der zweite war, konnten aus Mangel an hinreichenden Mitteln keine Universität besuchen. Als eifrige Katholiken und erbitterte Gegner der herrschenden englischen Partei hätten sie auch bei günstigeren Vermögensverhältnissen sich nie dazu entschlossen, auf die protestantischen Hochschulen des Landes zu treten; und eine katholische Landes-Universität gab es damals eben so wenig in Irland, wie jetzt. Indessen erhielten alle eine gute Schulbildung auf katholischen Anstalten. Beim Ausbruche der Fenierunruhen 1866 wurden mehrere Mitglieder und Verwandte der O'Donovan'schen Familie der Theilnahme an einer Verschwörung zum Umsturz der englischen Regierung beschuldigt und eingekerkert. Der Schlimmste von diesen war ein gewisser O'Donovan Rossa, ein Vetter Edmunds, der, nach seiner Freisprechung von der Dubliner Jury nach New-York auswanderte und dort seine Verschwörerrolle in großem Maßstabe fortsetzte. Er ist jener übelberüchtigte Rädelsführer der sogenannten Dynamit-Faction, welcher die Bekriegung und Ausrottung der Engländer durch Höllenmaschinen und Brunnenvergiftungen sich zur Aufgabe gesetzt hat und sich offen für den Anstifter aller von den Iren begangenen Verbrechen ausgibt. Man würde indessen Unrecht thun, daraus zu schließen, daß zwischen diesem berufsmäßigen Verschwörer und dem Erforscher Merws irgend eine Uebereinstimmung in Bezug auf Ehren- und Gewissensfragen existirt habe. Nur so viel ist sicher, daß vorzüglich in seiner Jugend Edmund O'Donovan sehr antibritische und unloyale Gesinnungen hegte und im Kreise der Seinigen den wildesten Radicalismus vorfand. Es ist aber eben so gewiß, daß er diese Gesinnung mit zunehmendem Alter immer mehr ablegte und sie zuletzt gänzlich verleugnete.

Die erste Gelegenheit, seine politischen Neigungen zu bethätigen, wurde ihm im Jahre 1870 durch den französisch-deutschen Krieg geboten. Zu jener Zeit war Edmund O'Donovan als Assistent an der Universitätsbibliothek zu Dublin beschäftigt und hielt es für seine Pflicht, das gänzlich gesunkene Waffenglück der Franzosen, an dessen baldigem Wiederaufleben er keinen Augenblick zweifelte, durch seinen Arm heben zu helfen. Der irische Katholik weiß überhaupt von der Welt sehr wenig; unter anderen hält er die Deutschen für natürliche Bundesgenossen seines Erbfeindes, nämlich Englands, und die Franzosen für Irlands Freunde. So erklärt es sich, daß viele junge Irländer damals gegen Deutschland ins Feld zogen. In dieser Absicht legte O'Donovan im Stillen seine Stelle nieder und segelte mit einem seiner Brüder und mehreren Gleichgesinnten aus Cork nach einem französischen Hafen ab, um als Volontär bei den Franzosen einzutreten. Die Schlacht bei Sedan war eben geschlagen, der Kampf hatte sich nach der Loire gewandt und stand auf seinem Höhepunkt in der Nähe von Orleans. Hier wurde O'Donovan bei der Einnahme der Stadt am Kopfe verwundet, in bewußtlosem Zustande von den Bayern aufgerafft und als Kriegsgefangener nach Straubing an der Donau transportirt. Er verlebte hier etwa vier Monate unter sorgfältiger Bewachung, lernte Deutsch, und vertrieb sich sonst die Zeit mit theologischen Erörterungen über das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Der bayrische Caplan zu Straubing unterhielt sich aufs Eifrigste mit den Gefangenen über diese und ähnliche Tagesfragen, und da O'Donovan sich als Irländer vor den übrigen Franzosen durch fleißigeren Kirchenbesuch und willige Unterwerfung unter priesterliche Autorität auszeichnete, so gewann er die warme Freundschaft und Zuneigung der bayrischen

Geistlichkeit so sehr, daß mehrere von ihnen sich am Ende nur ungern von ihm trennten.

Kaum zurückgekehrt aus der bayrischen Gefangenschaft, wandte sich O'Donovan, mit zweien seiner Brüder, einer noch unglücklicheren Sache zu, als der vorigen, nämlich der des spanischen Prätendenten Don Carlos. Ob er hierbei als Journalist auftrat, oder als Wundarzt, oder als Ingenieur, ist nicht ganz gewiß. Wahrscheinlich hat er alle drei Gewerbe gelegentlich neben dem Soldatenhandwerk betrieben. Er stand bei der Guerillabande des Generals Lizarraga vor St. Sebastian in den nördlichen Pyrenäen, war eine Zeit lang Gefangener und wurde überhaupt schlecht mitgenommen von Carlisten und Republikanern zugleich. Auch dieses Mal kam er indessen glücklich davon und hatte bald nach seiner Rückkehr sogar das Glück, als Special-Kriegscorrespondent der „Daily News" Beschäftigung zu erhalten. Man schickte ihn nach Montenegro, um über den russisch-türkischen Krieg und die Zustände der Balkan-Halbinsel zu berichten. Aber als er angelangt war, hatte der Friede von Berlin eben dem Kriege ein Ende gemacht. Da O'Donovan jedoch nach Constantinopel gereist war, so hielt er es für das Gerathenste, seine Dienste als Reporter dem eben genannten Blatte für den russischen Turkmenenkrieg anzubieten, und erhielt die gewünschte Anstellung in demselben Augenblicke, als er eine abenteuerliche Entdeckungsreise nach Thibet im Sinne hatte.

Hier fängt sein Hauptwerk über Merv, das zugleich eine Autobiographie ist, an; es war im April 1879. Zu dieser Zeit begab sich O'Donovan nämlich nach Baku, ins russische Hauptquartier, und meldete sich beim kaiserlichen General Lazareff, um sich als englischen Kriegscorrespondenten zu legitimiren und die förmliche Erlaubniß der russischen Oberbehörden zur Ausübung dieses Amtes nachzusuchen. Die Zustimmung wurde ihm zu Theil und in Folge dessen schloß sich O'Donovan dem Generalstabe Lazareff's an, um in dessen unmittelbarer Nähe, obwohl auf eigene Kosten und Verantwortlichkeit, den Lauf der Kriegsführung zu beobachten. Der Zweck der russischen Expedition war, die östlich vom Kaspischen Meere umherschweifenden Tekke-Turkmenen an der Beunruhigung der Karawanenzüge nach Chiwa und Bokhara zu hindern, und ihrem Räuber- und Nomadenleben durch Anlegung fester russischer Forts und Zerstörung ihrer heimischen Raubnester einen Riegel vorzuschieben. Ein solcher Kriegszug verdiente wohl die Billigung und Sympathie eines westeuropäischen Journalisten, um so mehr, als derselbe gewissermaßen im Interesse der Civilisation und zum gleichmäßigen Schutze aller friedlichen Nachbarstaaten unternommen war; erst wenn im fernen Osten des Turkmenenlandes die Frage nach vorwiegend englischem oder russischem Einflusse in Central-Asien auftauchte, konnte von Rivalität des Czarenreiches mit England die Rede sein. Da sich O'Donovan wohl hütete, diese letztere Frage in seinen Correspondenzartikeln und Unterhaltungen mit russischen Officieren zu berühren, so schien seinem freundschaftlichen Umgange mit den Mitgliedern des Stabes im Anfange nichts im Wege zu stehen. Er fuhr mit ihnen über das Kaspische Meer nach der Ostküste, bezog mit ihnen ein großes Lager bei Tschikislar, baute sein eigenes Zelt, kaufte sich mehrere Reitpferde, hielt sich zwei Bedienten und spielte, da es ihm nie an englischem Golde fehlte und seine Sprachfertigkeit der der Russen nichts nachgab, die Rolle eines vollendeten Gentleman. Es fehlte natürlich im Lager nicht an Lustbarkeiten und Gelagen, womit die Zwischenzeit zwischen den Streifzügen ins Innere der turkmenischen Steppe angenehm ausgefüllt wurde. So verstrich der Frühling und Sommer aufs Angenehmste, und die darüber nach London abgehenden Correspondenzen athmeten die wärmste Bewunderung für die Tapferkeit und Gastfreundschaft des russischen Officierstandes.

Aber dieses freundschaftliche Verhältniß nahm ein unerwartetes Ende noch vor dem Beginn des Herbstes. Im Laufe des Krieges war nämlich ein Scharmützel bei Bournak in der Nähe von Krasnavodsk vorgefallen, wo sich der Untergeneral Lomakin von einigen tausend turkmenischen Reitern zur Nachtzeit überfallen ließ. Eine große Anzahl Kameele und Schafe nebst vielem Gepäck wurden den Russen weggenommen,

mehrere Khirgisen und Kosaken niedergehauen, und der Rest der kaiserlichen Truppen aus einer kurz vorher aufgeworfenen Redoute vertrieben. Ueber diesen unangenehmen Vorfall, der von O'Donovan an Ort und Stelle beobachtet worden war, erstattete er einen freimüthigen Bericht nicht nur in der englischen Zeitung, sondern auch bei dem Obergeneral Lazareff, der ihn einige Tage später über die Sache befragte. Von dem Tage an war seine Ausweisung aus dem russischen Lager eine entschiedene Sache. Anfänglich schützte ihn der ihm befreundete Lazareff, als aber dieser erkrankte und starb, und andere Generäle an seine Stelle traten, beschlossen diese mit dem Engländer kurzen Proceß zu machen. Im August 1879 wollte man ihn ins Innere des Czarenreiches verbannen. Man gab ihm zu verstehen, er könnte ja seine Correspondenzen aus den russischen Zeitungen schöpfen, und thäte besser, sich freiwillig nach irgend einer Stadt Großrußlands, Kasan oder Astrachan oder Odessa, zurückzuziehen, widrigenfalls man ihn mit Gewalt nach Baku zurücktransportiren würde. O'Donovan protestirte gegen eine solche Gewaltsmaßregel. Er gestand dem russischen Generale das Recht zu, ihm seine Anwesenheit im Lager zu Tschikislar zu verbieten, berief sich aber auf seine Rechte als britischer Unterthan, um jede weitere Vorschrift über seinen künftigen Aufenthaltsort abzulehnen. Da er indessen befürchtete, daß der General dennoch seine Drohung beim Abgange des nächsten Dampfschiffes ausführen möchte, durch zwangsmäßige Einschiffung seiner Person und seines Gepäckes, so verließ O'Donovan in aller Stille das Lager, und erreichte mit Hilfe seines treuen Dieners das persische Gebiet, wo er sich unter den Schutz des nächsten englischen Gesandten stellte. Dies war der zu Teheran wohnende Mr. Thomson, der seitdem in den Adelsstand erhoben wurde, und am Ende des vorigen Jahres gestorben ist. Im Hause dieses edlen und wohlhabenden Beamten erholte sich O'Donovan von den Strapazen seiner vorhergehenden Reise, und machte über den Hof des Schah, die persischen Minister, und die persische Armee, die damals von österreichischen Officieren commandirt wurde, die interessantesten Beobachtungen. Seine mehrfachen Anfragen, ob man ihn im russischen Lager wieder zulassen wollte, wurden auf speciellen Befehl aus St. Petersburg abschläglich beschieden. Unter diesen Umständen verweilte O'Donovan in Persien, und begab sich nur einmal an die turkmenische Grenze zurück, um dem Schauplatze des Krieges näher zu sein. Die Grenze selbst zu überschreiten, hielt er dieses Mal nicht für gerathen, sondern ging weiter ostwärts nach Mesched, wo ihn eine Krankheit eine Zeitlang ans Bette fesselte. Nach seiner Herstellung knüpfte er Unterhandlungen mit Makdum Khuli Khan, dem turkmenischen Häuptlinge zu Geok Tepe an; er hatte vor, sich zu ihm in die Hauptfestung der räuberischen Nomaden zu begeben, und von dort aus dem weiteren Gange des Kampfes zuzuschauen. Allein diese Verhandlungen zerschlugen sich; der Turkmene wollte ihn wohl als Mitkämpfenden und Bundesgenossen bei sich empfangen, aber nicht als müßigen Zuschauer dort haben, weil er den Beruf eines Zeitungsschreibers weder kannte noch begriff. Daher ist O'Donovan im zweiten Jahre des Krieges, als Skobelew die Russen commandirte, nicht Augenzeuge des Krieges gewesen, sondern hat sich in geringer Entfernung vom Kampfplatze aufgehalten. Erst am Ende des Jahres 1880 setzte er sich von Neuem in Bewegung, um dem bevorstehenden Schlusse des Feldzuges beizuwohnen. Er überschritt die persische Grenze, trat auf das turkmenische Gebiet über, und bestieg den 6000 Fuß hohen Berg Markow, in dem Augenblicke, als Skobelew dem langwierigen Kriege durch Eroberung Geok Tepe's ein Ende machte. Durch sein Fernrohr sah hier O'Donovan die Flucht der geschlagenen Tekke-Turkmenen, die sich in wilder Hast in die Sümpfe von Tejend warfen. Hinter ihnen drangen die Kosaken auf ihren schnellen Rossen den fliehenden Nomaden nach. Bald bedeckte sich die ganze Ebene mit Flüchtlingen, und O'Donovan, der ein Geleit von dreißig Berittenen bei sich hatte, hielt es für gerathen, ebenfalls das Weite zu suchen, ehe ihm die Russen auf den Leib rücken möchten. Jetzt begann sein langer und gefahrvoller Ritt durch die Wüste. Die Reise dauerte nicht weniger als sechsunddreißig Tage und Nächte, und ging unaufhaltsam nach Nord-Osten zu, anfangs am Saum der persischen Grenze einher, dann durch die weglose Steppe, durch

Ravinen und ausgetrocknete Flußbetten, dann auf einer von Dieben und Mördern gefährdeten Karawanenstraße, mitten durch den heißen Flugsand bei brennender Sonnenhitze. Selten fand er ein Obdach zum Nachtlager, noch öfter gebrach es an Speise und Trank. Von seinem anfangs ansehnlichen Gefolge blieb ihm nur ein Diener, ein Kurde; die andern verließen ihn. So kam er am 1. März 1881, bei den ersten Hütten der Oase Merv an, bekleidet mit einem Leopardenfell, das er um seinen wollenen Ulster-Ueberzieher geschlungen hatte, in Tuchhose und Stiefeln mit Sporen, mit einem Turban von Schafpelz auf dem Kopfe, und Gewehr und Säbel an der Seite. Die erstaunten Nomaden, welche ihres räuberischen Charakters wegen nur selten irgend einen Fremden, und noch seltener einen Europäer zu Gesichte bekamen, nahmen den gänzlich erschöpften Reiter nebst seinem Diener gefangen, und führten beide vor ihren nächsten Häuptling, Kadjar Khan. Dieser berief eine Volksversammlung, um über das weitere Schicksal des „Ferenghi", wie man alle Europäer in Central-Asien nennt, zu entscheiden. Es war ein kritischer Moment, als O'Donovan, der glücklicher Weise ziemlich gut den Jagatai-Dialekt sprach, vor dem versammelten Mervli-Volke seine Ankunft in der Oase zu erklären aufgefordert wurde. Er beantwortete jedoch die ihm vorgelegten Fragen so gut, daß man beschloß, sich vorläufig mit seiner Gefangenhaltung zu begnügen. So wurde er nach einem eignen Zelte in Gewahrsam gebracht, und von einer neugierigen Menge von früh Morgens bis Abends spät umringt. Seine europäische Art zu sitzen, zu essen und zu trinken, sich zu kämmen, zu rasiren und zu kleiden erregte bei den Söhnen der Wildniß ein oft zum lauten Gelächter gesteigertes Erstaunen. Indessen verbesserte sich die Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, von Tag zu Tag. Die argwöhnischen Mervlis, die ihn anfangs für einen russischen Spion und Vorläufer Skobelew's gehalten hatten, erfuhren nämlich von Makdum Khuli Khan, dem früheren Befehlshaber des eroberten Geok Tepe, daß der Gefangene wirklich kein Russenfreund, sondern ein Engländer sei. Zugleich kam aus Afghanistan die Nachricht, daß in Kabul ein englischer General mit Truppenmacht eingezogen sei, und daß die Engländer, die ganz Hindostan beherrschten, wohl im Stande seien, dem weiteren Vordringen der Russen von Westen her einen Damm zu setzen. Vorzüglich aber reizte die Mervlis das Gerücht von dem fabelhaften Reichthum der Engländer. Von nun an stieg O'Donovan in der Gunst seiner Wirthe. Sein kurdischer Diener wurde auf freien Fuß gesetzt und entlief. Seine Pferde und sein Gepäck wurden ihm zurückgegeben. Er selbst blieb jedoch auf der Oase, in einem der Hauptdörfer am Ufer des Murgab-Flusses, und wurde in halb ehrenvoller Haft zu allerlei Staatsdiensten verwandt. Er gab seinen Rath ab zur Verbesserung der Bewässerungs- und Festungswerke, half ein Fort erbauen zu mehrerer Sicherheit gegen russische Ueberfälle, hielt häufige Paraden ab, in Begleitung der fünf oder sechs Häuptlinge, und machte mit ihnen Inspectionsreisen zu den umherliegenden Ortschaften der Oase. Diese Ausflüge setzten O'Donovan in den Stand, sich über Merv und seine Bewohner ein sehr richtiges Urtheil zu bilden, und wir verdanken diesem Umstande die besten und, historisch sowohl wie geographisch, lehrreichsten Seiten seines Werkes. Unter anderen Aufgaben, die man ihm stellte, war eine der wunderlichsten die, daß er die alten rostigen Kanonen der Mervlis in gezogenes Geschütz nach dem Muster der Krupp'schen Fabrikarbeit, und ihre alten Flinten in Hinterlader verwandeln sollte. In diesem Punkte gelang es ihm nicht, die Wünsche seiner Freunde zu befriedigen. Um aber für alle Fälle gerüstet zu sein, kamen sie jetzt auf den Gedanken, sich Waffen von der englischen Regierung in Indien auszubitten; denn sie hegten keinen Zweifel, daß diese nicht bloß die besten Mittel, sondern auch das stärkste Interesse daran hätten, ein so tapferes Völkchen wie das ihre nicht in dem ungleichen Kampfe mit den Russen unterliegen zu lassen. In diesem Sinne schickte man eine Gesandtschaft von dreißig Berittenen nach Kandahar in Afghanistan, um dem dortigen englischen Commandanten ein Bündniß gegen Rußland anzubieten, und vorläufige Verhandlungen durch ihn mit England anzuknüpfen. Diese Gesandtschaft ist aber nie zurückgekommen. Die Popularität O'Donovan's bei

den Bewohnern Merv's erreichte den höchsten Gipfel am 10. Mai 1881. An diesem Tage erhielt er eine feste, neue, aus Stein erbaute Wohnung anstatt seines aus Tuch gemachten Zeltes. Vom Giebel seines Daches flatterte die englische Fahne. Die Würde eines Badahur und Khan, d. h. Ehrenhäuptlings von Merv, wurde ihm durch Beschluß der Volksversammlung übertragen, und, als ob die Freundschaft für ihn und seine Landsleute noch immer nicht genug bekundet sei, kam man auf den abenteuerlichen Gedanken, allen Schafen, Rindern und Pferden, in denen der Reichthum der Oase hauptsächlich besteht, die Initialen des Namens der Königin Victoria, V. R. (Victoria Regina) einzubrennen. Es versteht sich von selbst, daß dieser sonderbare Vorschlag in dem Gehirne des Iren entsprungen ist, obwohl O'Donovan ihn der unbändigen Briten-Liebe seiner Wirthe zuschreibt; die Turkmenen können doch kein Latein verstanden haben — sollten wir meinen.

Dieser merkwürdige Reisebericht — oder Reise-Roman, wie man ihn beinahe nennen möchte — fand endlich seinen Abschluß mit der ehrenvollen Heimreise des Helden, welche durch Geld, List und die Künste der Ueberredung Ende Juli 1881 glücklich bewerkstelligt wurde, und zwar auf folgende Weise. Durch seine intimen Beziehungen zu mehreren Häuptlingen der Oase verstand es O'Donovan, sich den Haupt-Mitgliedern des hohen Rathes mit Geschenken zu nähern. Er gab einem jeden Summen Geldes im Belaufe von £ 25 bis £ 50, welche ihm durch einen englischen Consul in Mesched zu Gebote gestellt wurden, und am Ende von den Eigenthümern der „Daily-News", die sich für ihren Correspondenten lebhaft interessirten, getragen worden sind. Diese Geschenke thaten ihre Wirkung, als O'Donovan von der Volksversammlung verlangte, man solle ihn zur noch festeren Knüpfung des englischen Bündnisses nach Mesched schicken, damit er von dort aus die britische oder ostindische Regierung auf die großen Vortheile eines solchen Bundes aufmerksam machen könne. Die Mervlis gingen auf diesen Vorschlag ein; die bestochenen Häuptlinge schwiegen, oder befürworteten den Antrag. So erhielt O'Donovan den Auftrag, als „Gesandter Mervs" eine kurze Geschäftsreise nach Mesched und Teheran zu machen, von der er, ebensowenig wie früher die dreißig Berittenen, nach der Oase zurückgekehrt ist. Am 10. August kam er mit einem Ehrengeleite von Mervlis in Mesched, und von dort, ohne weitere Fährlichkeit, demnächst in London an.

Es bleibt uns noch übrig, den tragischen Epilog zu dieser abenteuerlichen Reise hinzuzufügen. O'Donovan's Ankunft in London und Dublin erregte die höchste Aufmerksamkeit bei dem englischen Publicum und dies hatte die Folge, daß er, nach Veröffentlichung seines vortrefflichen Reisewerkes, das meistens aus früheren Zeitungs-Artikeln und Auszügen aus seinem Tagebuche zusammengestellt war, noch einmal zum Kriegs-Correspondenten für die Zeitung, die er so ausgezeichnet bedient hatte, vorgeschlagen wurde. Er hatte zwar einen Augenblick daran gedacht, als Anhänger Parnell's sich ins englische Parlament wählen zu lassen; aber sein Glaube an den Erfolg der irischen National-Partei war schwach und der Radicalismus seiner Jugendjahre einer nüchternen und gemäßigteren Ansicht über die Zukunft Irlands gewichen. So schlug er sich die politische Laufbahn aus dem Kopfe, und ging nach Aegypten. Seine letzten Briefe datiren vom 15. October des vorigen Jahres, aus Suakim. Seitdem ist er verschollen. Sein Schweigen läßt nur eine Erklärung zu: er ist kämpfend an der Seite Hicks Pascha's in der Schlacht bei El Obeid gefallen. Zwar spricht sein Bruder William in New-York, in einem vom 1. December 1883 datirten und an eine Bostoner Zeitung gerichteten Schreiben noch die Hoffnung aus, daß Edmond am Leben sei. Wir wünschen es, aber hoffen es nicht mehr.

Dublin. Albert M. Selß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Veröffentlichung der umgearbeiteten Grundzüge des deutschen Unfallversicherungsgesetzes ist in einem Zeitpunkt erfolgt, der die wichtigsten Culturländer Mitteleuropa's mit socialen Problemen ähnlicher oder doch verwandter Art beschäftigt findet. Unter dem Eindruck bedenklicher, von revolutionären Umtrieben herrührenden Störungen der öffentlichen Sicherheit hat die österreichische Regierung sich zur Verkündigung eines Ausnahmezustandes für Wien und Umgebung veranlaßt gesehen, der mit zwei wichtigen socialreformatorischen Unternehmungen, der Einführung des Fabrikinspectorats und der Vorlegung eines Unfallversicherungsgesetzes, zusammengetroffen ist. Aehnlich wie seiner Zeit bei uns, hat sich auch in Oesterreich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Verschärfung der socialen Gegensätze ein strengeres Vorgehen gegen die umstürzenden Elemente nothwendig mache, daß auf einen Erfolg repressiver Maßregeln aber nur gerechnet werden könne, wenn denselben Versuche zur Besserung der Lage der unteren Classen parallel liefen. Das republikanische Frankreich, das seit Jahr und Tag allen socialreformatorischen Bestrebungen fern geblieben war, scheint gleichfalls in dieselbe Bahn gedrängt werden zu sollen. Nicht nur weil sie gegen den Willen der Ferry'schen Regierung beschlossen worden und weil sie als Vorläuferin einer abermaligen Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen den hadernden Parteien angesehen werden kann, sondern vornehmlich als Symptom einer Wendung in der bisherigen Behandlung der französischen Staatsaufgaben, hat die auf Grund des Clemenceau'schen Antrages beschlossene parlamentarische Enquête-Commission zur Untersuchung der Arbeiter- und Gewerbezustände des Landes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch das republikanische Frankreich kann sich den Wirkungen dessen, was in den benachbarten monarchischen Staaten im Sinne der Socialreform geschehen ist, nicht vollständig entziehen. In der Rede, mit welcher der Führer der radicalen Linken seinen Antrag begründete, spielen die deutschen Unternehmungen zur Besserung der Lage der arbeitenden Classen eine geradezu entscheidende Rolle. Derselbe Gesetzentwurf, dem an der Stätte seiner Entstehung vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist, daß er behufs Erreichung eines beschränkten, nur einem Theile der gewerblichen Arbeiter zu Gute kommenden Zwecks die Aufrichtung eines unnöthig großen Apparats anstrebe, gilt Herrn Clemenceau für ein auf eingehendes Studium der gegebenen Verhältnisse gegründetes Unternehmen von großer, die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienender Tragweite. Rühmend hebt Herr Clemenceau hervor, daß man die Arbeiterversicherung deutscher Seits einer außerordentlich eingehenden Prüfung unterzogen und durch Ordnung derselben einen glücklichen Griff gethan habe. Im entscheidenden Punkte trifft das Urtheil des radicalen Franzosen mit demjenigen der conservativen Wiener Verwaltungsmänner zusammen. Wie aus den Motiven der österreichischen Vorlage und aus den über dieselbe geführten einleitenden Verhandlungen des Reichsraths hervorgeht, sieht man auch jenseits der böhmischen Berge in der Sicherstellung der Arbeiter gegen die wirthschaftlichen Folgen, durch Krankheit und Unfälle verschuldeter Erwerbslosigkeit, das geeignetste Mittel, der Lösung der großen Zeitprobleme näher zu kommen. Zu einer einheitlichen Regelung des Krankencassenwesens, wie sie bei uns bereits in der Ausführung begriffen ist, fehlen in Oesterreich noch die Voraussetzungen; man hat darum mit der Ordnung der

Unfallversicherung den Anfang zu machen beschlossen und das Weitere der Zukunft vorbehalten. Der Grundsatz, daß beide Arten der Versicherung obligatorisch gemacht und als öffentlich-rechtliche Angelegenheiten behandelt werden müßten, hat in Frankreich und in Oesterreich die volle Zustimmung derjenigen Politiker gefunden, die sich zur Nothwendigkeit von Staatswegen unternommener socialer Reformen bekennen. Von nicht unerheblichem Interesse ist es, daß Clemenceau bei dieser Gelegenheit die relativ günstige Lage der deutschen Industrie ausdrücklich anerkannt und hervorgehoben hat, daß die Gefahr einer socialen Revolution Deutschland ungleich ferner liege, als seinem westlichen Nachbarn.

Von ihren beiden Vorgängern, den Entwürfen der Jahre 1881 und 1882, sind die demnächst dem Bundesrathe und dem Reichstage zu übergebenden, im Januar d. J. veröffentlichten Grundzüge „für ein Gesetz, betreffend die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle" in mehrfacher Rücksicht verschieden. In der Absicht, die zu lösende Aufgabe möglichst zu vereinfachen, zunächst da zu helfen, wo Hilfe am meisten Noth thut und die weitere Ausdehnung der Institution einer um praktische Erfahrungen bereicherten Zukunft vorzubehalten, beschränkt die neue Vorlage die Versicherungspflichtigkeit vorläufig auf die haftpflichtigen Gewerbe und auf Fabriken „im Sinne des Gesetzes", d. h. auf gewerbliche Anstalten, in welchen bei Anwendung elementarer Triebkräfte drei Versicherungspflichtige, oder ohne solche mindestens zehn Personen beschäftigt sind. Während in allen, auch den durch Unfälle verursachten Erkrankungen für die Dauer der ersten dreizehn Wochen die Fürsorge der Krankenversicherungscassen eintritt (zu denen die Arbeiter bekanntlich Beiträge zu leisten haben), sollen die Kosten für Entschädigung zeitweilig oder dauernd in ihrer Arbeitsfähigkeit beeinträchtigter und arbeitsunfähig gewordener Opfer von Betriebsfällen — bez. der Angehörigen derselben — ausschließlich von den Arbeitgebern aufgebracht werden. Der corporative Zusammenschluß der verpflichteten Arbeitgeber soll auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage erfolgen und die Bildung und Abgrenzung der Berufsgenossenschaften zunächst den Betheiligten selbst überlassen bleiben; auf den im Jahre 1882 gemachten Vorschlag, die Eintheilung in Gefahrenclassen zum Ausgangspunkte der Organisation zu machen und innerhalb dieser Classen die verwandten Industriezweigen angehörigen Betriebe in geographisch umschriebene Verbände zusammenzufassen, ist ebenso Verzicht geleistet worden, wie auf das System der Reichszuschüsse. Die Deckung der Entschädigungs- und Verwaltungskosten soll ausschließlich von den Berufsgenossenschaften und zwar auf dem Wege der jährlichen Umlage aufgebracht und nur für Fälle nachgewiesener Leistungsunfähigkeit einer einzelnen Genossenschaft eine Garantie-Verpflichtung des Reichs offen gehalten werden. — Der Selbstverwaltung der Genossenschaften wird ein weiter Spielraum zugesichert, die Thätigkeit des Reichsversicherungsamtes — in welchem Arbeitgeber und Arbeiter vertreten sein sollen — wesentlich auf die Oberaufsicht beschränkt und behufs möglichster Heranziehung der Arbeiter zu der neuen Institution die Einrichtung von Arbeiterausschüssen vorgeschlagen, welche neben den einzelnen Genossenschaften bestehen, an der Untersuchung der vorgekommenen Unfälle und an der Thätigkeit der Schiedsgerichte einen gewissen Antheil nehmen sollen.

Daß gegen einen so vielgestaltigen, durch verschiedene Wandlungen gegangenen, eine völlig neue Materie behandelnden Entwurf Einwendungen erhoben werden, liegt in der Sache selbst. Nahm man 1881 an dem großen Umfange und der „Ungeheuerlichkeit" einer das gesammte Reichsgebiet umfassenden bureaukratischen Versicherungsanstalt Anstoß, — bestritt man den in dem Elaborate von 1882 projectirten Gefahrenclassen und geographisch abgegrenzten Verbänden den corporativen Charakter, so spielt dieses Mal der Einwurf, daß nur einem Theil der gewerblichen Arbeiter geholfen werden solle, und daß es dazu besonderer corporativer Veranstaltungen nicht bedürfe, die Hauptrolle; in zweiter Reihe sind gegen das System der jährlichen Umlage, gegen den Verzicht auf die Bildung von Deckungscapitalien, gegen die eventuelle Reichsgarantie und (wie von Seiten des Volkswirthschaftsraths geschehen) gegen das Institut der Arbeiterausschüsse Bedenken erhoben worden. Ueber diese Einzelheiten ist das letzte

Wort begreiflicher Weise noch nicht gesprochen, die Möglichkeit eingreifender Umgestaltungen vielmehr ausdrücklich vorbehalten worden, — anlangend die leitenden Grundsätze aber muß in Betracht gezogen werden, daß nach der Auffassung der Regierung die Unfallversicherung „nicht den Schlußstein, sondern den Grundstein der Socialreform bilden" und daß die corporative Organisation die Bestimmung haben soll, die Trägerin eines ganzen Gebäudes weiterer socialreformatorischer Einrichtungen zu werden. Damit ist zugleich gesagt, daß die vorläufige Beschränkung auf haftpflichtige Gewerbe und auf Fabriken ohne jede principielle Bedeutung ist, und daß es in der Absicht liegt, alle Angehörigen des vierten Standes successive in die Bahnen des neuen Gesetzes hineinzubeziehen. Wesentlich unter diesem Gesichtspunkt ist die Sache in Oesterreich und in Frankreich aufgefaßt worden, wo man durch die Noth der Zeit in die Lage gekommen ist, der deutschen Entwicklung auch auf anderem, als dem rein militärischen Gebiete ernste Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen.

Durch die Noth der Zeit — denn die Thatsache einer über die französische Industrie hereingebrochenen Krisis, die in der Hauptstadt den Charakter eines förmlichen Nothstandes angenommen hat, wird nicht mehr gestritten. Nach der Auffassung eines Mannes, der nie für einen Pessimisten gegolten hat und der die Lage der meisten Pariser Arbeiter für eine halbwegs zur Zeit noch erträgliche ansieht, nach der Auffassung Paul Leroy-Beaulieu's steht die eigentliche Krisis noch bevor und bedeutet der gegenwärtige Zustand lediglich die Einleitung zu derselben. In einer höchst lesenswerthen und viel zu wenig gelesenen Abhandlung führt der genannte Schriftsteller aus, daß die Bevölkerung von Paris bereits seit Jahr und Tag im Rückgange begriffen und daß die Bauthätigkeit dieser Stadt in Folge der Ueberspeculation der letzten Jahre so vollständig gegenstandslos geworden sei, daß nach Herstellung der gegenwärtig in der Ausführung begriffenen 6000 bis 7000 Stockwerke (die Gesammtzahl der während der letzten fünf Jahre fertig gestellten Bauten dieser Art soll 30,000 betragen) einer mehrjährigen vollständigen Geschäftslosigkeit des Baugewerbes und der für dasselbe thätigen Arbeiter entgegen gesehen werden müsse. Da dieses Gewerbe das für Paris wichtigste ist, sieht Herr Leroy-Beaulieu in der allmäligen „Repatriirung" der durch die maßlose Bauwuth des letzten Lustrums in die Hauptstadt gezogenen Arbeitermassen das einzige Mittel zur Abwendung noch nicht dagewesener gewerblicher und socialer Schwierigkeiten für die Hauptstadt seines Landes. Die Pariser Bauhandwerker bilden indessen nur einen Bruchtheil der Gesammtarbeiterschaft des Landes. Da die wichtigsten Industriezweige desselben bedroht erscheinen und die gewerblichen Arbeitsgelegenheiten fast allenthalben in der Abnahme begriffen sind, fällt nicht nur die Aussicht auf Unterbringung der beschäftigungslos gewordenen hauptstädtischen Arbeitskräfte in den Departements fort, sondern liegt die Gefahr nahe, die über Paris hereingebrochene Krisis auf die verschiedensten Theile des Staatsgebiets ausgedehnt zu sehen. Von dem Umfange dieser Gefahr geben die auf die vorjährige Aus- und Einfuhr französischer gewerblicher Erzeugnisse bezüglichen Ziffern eine ziemlich deutliche Vorstellung. Der Export französischer Fabrikate hatte sich gegen das Vorjahr um 43 Millionen Francs vermindert, der fremdländische Import dagegen ein Plus von 16 Millionen (1882: 647 Millionen, 1883: 663 Millionen) aufzuweisen. Bautischler, Möbelfabrikanten, Weber von Halbseidenwaaren, Pianoforte- und Wagenbauer, Holzschnitzer, Bronzewaaren-Verfertiger u. s. w., — sie alle klagen über einen geschäftlichen Rückgang, der zum einen Theil aus der maßlosen Erhöhung der französischen Arbeitslöhne, zum andern Theile aus den Fortschritten erklärt wird, welche die concurrirenden Industrien des Auslandes, insbesondere diejenigen Deutschlands im Laufe der letzten Jahre gemacht haben. Wenn die Zahl französischer Abnehmer der wohlfeilen deutschen, österreichischen, englischen u. s. w. gewerblichen Erzeugnisse in der Zunahme begriffen sei, so könne man sich nicht wundern, wenn diese Industrien in Amerika und im östlichen Europa beständige Fortschritte machten. — In den Arbeiterkreisen ist man für diese Seite der Sache bisher völlig unzugänglich gewesen, weil man von nichts hören will, was auf eine Herabsetzung der Arbeitslöhne hinwirken könnte. Desto lauter klagt

man hier über den Eindrang wohlfeiler producirender Arbeiter des Auslandes, welche die einheimischen Arbeitslöhne und mit diesen den landesüblichen Lebenszuschnitt herabzudrücken begönnen und denen im Interesse der Söhne des Landes die Thür gewiesen werden müsse, einerlei, ob sie harmlose Belgier und Schweizer, oder verabscheuungswürdige Deutsche seien.

Die Rede, mit welcher der Ministerpräsident Ferry diese Zumuthung zurückgewiesen und die Nothwendigkeit hervorgehoben hat, der ausländischen Concurrenz vermittelst gesteigerter einheimischer Leistungen die Spitze zu bieten und von Gedanken culturfeindlicher Gewaltmaßregeln gegen die fremden Wettbewerber ebenso abzusehen, wie von wirkungslosen Palliativmaßregeln zu Gunsten der einheimischen Arbeiter, — schien anfangs einen durchschlagenden Eindruck gemacht zu haben. Auch Engländer und Deutsche waren vielfach der Meinung, diese klare und sachgemäße Darlegung werde die französische Volksvertretung dazu bestimmen, dem Verlangen der Radicalen nach augenblicklichen Hilfsmaßregeln Widerstand zu leisten und die Position der Regierung zu kräftigen. Das ist indessen nicht der Fall gewesen. Die Annahme des Clemenceau'schen Antrages hat im Gegentheil bewiesen, daß ein großer Theil der Bevölkerung und ihrer Vertreter in dem jahrelangen Stillstande der Socialgesetzgebung eine schwere der Ausgleichung bedürftige Unterlassung des Gouvernements und der hinter demselben stehenden bürgerlichen „Parteien" sieht. Ist es doch kaum zwei Jahre her, daß die Anhänger Gambetta's den von Felix Faure ausgearbeiteten, wohldurchdachten Gesetzentwurf über die Erweiterung der Haftpflicht und die Versicherung der Unfälle lediglich deshalb niederstimmten, weil dieses Elaborat von dem Ministerium Freycinet eingebracht worden war. Die vorgeschrittene Linke hat für nöthig gehalten, diese Verirrungen des eifersüchtigen Parteigeistes wenigstens „im Princip" auszugleichen, durch die Niedersetzung einer parlamentarischen Enquête-Commission den guten Willen der Volksvertretung zu beweisen und der Pariser Bevölkerung ein Unterpfand dafür zu geben, daß ihr Anspruch auf staatliche Theilnahme an dem Loose der durch die Krisis betroffenen Classen der Anerkennung nicht vollständig entbehre. Zurücknehmen läßt sich dieses Zugeständniß nicht mehr und nur noch darüber wird gestritten, ob dasselbe anreizend oder beruhigend wirken werde. — Dafür, daß die erste von den beiden Eventualitäten die wahrscheinlichere ist, liegen bereits gegenwärtig Belege der verschiedensten Art vor. Unter Anderen wird in Betracht kommen, daß die am Tage des Clemenceau'schen Antrages vom Senate beschlossene Streichung von Artikel 5 des neuen Associations- (Syndicats-) Gesetzes die Regierung in die peinliche Lage gebracht hat, sich auf das Scheitern des einzigen Gesetzes einrichten zu müssen, das seit Jahr und Tag zu Gunsten der Arbeiter geplant und demgemäß bei den verschiedensten Gelegenheiten als Paradepferd vorgeritten worden war. Die Arbeiter-Associationen als solche will auch der Senat zulassen — bedenklich erscheint demselben indessen das diesen Genossenschaften zugedachte Recht, sich unter einander „coaliren" zu dürfen. Die praktische Bedeutung dieses Rechts zur Verbindung unter verschiedenen Genossenschaften wird vielfach bestritten und dem Senate entgegengehalten, daß nichts die Arbeiter eines und desselben Gewerbes hindern könne, eine das ganze Land umfassende große Genossenschaft zu bilden, — zu Verbindungen zwischen verschiedenen Berufsgenossen fehle aber jede Veranlassung. Ob dieses Argument durchschlagen wird, ist die Frage. Besteht der Senat auf seinem Willen und kommt das Syndicatsgesetz demnach zu Falle, so würde das eine erhebliche Erschwerung der Lage der Regierung bedeuten, die ohnehin mit immer neuen Verlegenheiten zu kämpfen hat. Die Befriedigung darüber, daß der Fortgang der Tonking-Angelegenheit bis jetzt ein über alles Erwarten günstiger gewesen ist, wird durch immer wiederkehrende finanzielle Sorgen auf das Empfindlichste gestört. Von Tag zu Tag tritt deutlicher hervor, daß die von dem Bonapartisten Buffet den letzten republikanischen Verwaltungen zum Vorwurf gemachte Verschwendungslust eine unwiderlegbare Thatsache ist und daß auch mit der beschlossenen neuen Anleihe nicht zu helfen sein werde, so lange es nicht gelingt, das Maß der Verpflichtungen herabzusetzen, welche die Regierungen der letzten siebeziger

und der ersten achtziger Jahre mit thörichtem und unbegreiflichem Leichtsinn auf die Schultern des Staates gewälzt haben. Was es damit auf sich gehabt, lehrt ein Beispiel besonders deutlich. Herrn Ferry's eigene Freunde leugnen nicht mehr, daß das behufs Durchsetzung des neuen Volksschulgesetzes eingeführte System der Staatszuschüsse zu Gemeindeschulbauten die verderblichsten finanziellen Folgen gehabt und die bedenklichsten Consequenzen nach sich gezogen hat. Nahezu eine Milliarde ist für Bauten solcher Art verausgabt worden, ohne daß ein Ende sich absehen ließe. Was den Einen Recht gewesen, ist den Andern billig, und da diese Andern immer noch die reichliche Hälfte der Gemeinden des französischen Staates repräsentiren, liegt die Befürchtung nahe, daß es zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit derselben einer zweiten Milliarde, mindestens einer Summe von 500 Millionen Francs bedürfen wird. Während das Gesetz vorschrieb, daß nur solchen Gemeinden Beihilfe gewährt werden solle, welche Opfer in der Höhe der von dem Staate erbetenen Summen nachzuweisen vermöchten, hat die üble Gewohnheit der Nachgibigkeit gegen einflußreiche Deputirte mit sich gebracht, daß in der Mehrzahl der Fälle von jeder Controlle über die Erfüllung der erwähnten Bedingung, ja über das Vorhandensein eines wirklichen Bedürfnisses abgesehen worden ist. Auf solche Weise ist eine große Anzahl entbehrlicher Schulpaläste hergestellt und ein Präjudiz geschaffen worden, von dessen verderblichen Folgen kaum mehr loszukommen sein wird. Während die „Segnungen" des Ferry'schen Unterrichtsgesetzes auf sich warten lassen und wegen des Mangels an der gehörigen Zahl geeigneter Lehrer noch längere Zeit ausbleiben dürften, liegen die durch dasselbe hervorgerufenen Unbequemlichkeiten klar zu Tage. Allen Ernstes ist bereits davon die Rede gewesen, der schwer bedrängten Casse der Unterrichtsverwaltung durch die Einführung localer Schulsteuern zu Hilfe zu kommen und dabei über die verfassungsmäßige Vorschrift hinwegzusehen, nach welcher die Ertheilung des Volksschulunterrichts unentgeltlich geschehen soll.

Neben den *großen* Schwierigkeiten haben verschiedene kleinere das Ansehen der Regierung vom März v. J. zu gefährden begonnen. Hierher gehört außer dem anscheinend wieder beigelegten Streit über die Pensionsbedingungen der nunmehr zu Staatsbeamten gewordenen Pariser Polizeiwächter, die viel besprochene Angelegenheit der Pariser Lumpensammler und der Schädigung, welche denselben durch eine vorschnell erlassene Vorschrift des hauptstädtischen Polizeipräfecten angedroht worden war. Nicht die Sache selbst, sondern die Lebhaftigkeit, mit welcher nahezu alle Schichten der Bevölkerung und die meisten Preßorgane gegen den Präfecten und den hinter diesem stehenden Minister des Innern Partei ergriffen, hat den Eindruck gemacht, als ob die Combination Ferry-Waldeck-Rousseau ihren Schwerpunkt überschritten habe und als ob die Prophezeiung sich erfüllen werde, nach welcher der angebliche große Sieg vom October v. J. lediglich eine Fristung auf sechs Monate bedeuten sollte. — In der Pariser Regierungssphäre thut man freilich, als ob das gouvernement autoritaire fester denn jemals früher dastehe und als ob die wirthschaftliche Krisis mit der politischen Lage nichts gemein habe. Ist es doch dabei geblieben, daß Socialisten und Monarchisten sich nicht ernstlich zu regen wagen und daß die den Kammern zunächst stehenden Kreise nach andern als rein politischen Dingen nicht fragen. An zuversichtlichen Mienen lassen die Ferry und Genossen es nicht fehlen. Die neuesten Vorgänge der Nachbarländer werden von der inspirirten Presse in einem Tone besprochen, wie er vornehmer nicht sein könnte, wenn Frankreich noch auf der Höhe seines früheren Einflusses stünde. Der im vorigen Monate vollzogene spanische Ministerwechsel ist ebenso ungnädig vermerkt worden, wie Englands unverminderte Abneigung gegen Alles, was zur Wiederherstellung des französischen „Condominiums" über Aegypten führen könnte. Noch vor wenigen Tagen wurde die Behauptung, daß alle über Englands ägyptische Stellung hereingebrochenen Schwierigkeiten von der Ausschließung Frankreichs aus dem Nilthale herrührten, von der Regierungspresse so apodiktisch aufgestellt, als ob Herr Ferry jeder Zeit in der Lage sei, ein Expeditionscorps nach Suakim senden und den Sudan wieder erobern zu können. — Käme es auf die heutigen Pariser

Machthaber allein an, so wäre die Möglichkeit freilich nicht ausgeschlossen, daß inmitten einer Zeit wachsender finanzieller und wirthschaftlicher Bedrängniß des Landes ein neues Unternehmen in tunesisch-madagassisch-anamitischem Stile in Scene gesetzt und der Versuch angestellt würde, Frankreichs Selbstgefühl und internationale Stellung durch eine der Diversionen neu zu festigen, die man dem vielgescholtenen zweiten Kaiserthum nachgemacht hat.

Wenn in Frankreich an die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des ägyptischen Spiels gedacht worden, so hat das in der Lage der englischen Dinge seinen Hauptgrund. Der Zukunft des Ministeriums Gladstone droht dieselbe ägyptische Angelegenheit, der diese Regierung ihre wichtigsten Erfolge zu danken gehabt hat, verhängnißvoll zu werden. Der ungünstige Eindruck, den die in der Thronrede angekündigte Absicht, die Beherrschung Aegyptens durch Räumung des Sudan zu erleichtern, dem britischen Volke gemacht hat, ist durch die Nachrichten von General Baker's neuer Niederlage zehnfach verstärkt worden. Der Nationalstolz bäumt sich gegen den Gedanken eines würdelosen Zurückweichens vor einem siegreichen Barbarenheere auf und die Staatsraison will nichts davon wissen, daß man die Uebernahme der Verwaltung eines feindlich gesinnten Landes mit der Preisgebung einer der wichtigsten Provinzen desselben einleitet. Mr. Gladstone's eigene Freunde vermögen sich der Erwägung nicht mehr zu entziehen, daß eine Auslieferung Chartums an den Mahdi Macht und Ansehen der Aufständischen verdoppeln, die Behauptung des rings von feindlichen Elementen umgebenen Suakim erheblich erschweren und den gesamten Rest der Autorität aufs Spiel setzen würde, welche England durch die Bewältigung der Militärrevolte von 1882 im nordöstlichen Afrika erworben hatte. — Von Tage zu Tage wird zweifelhafter, ob die Regierung dem Sturm, welchen ihr schwankendes und unkluges Verhalten heraufbeschworen, zu widerstehen vermögen wird. — An und für sich betrachtet, ist der der Thronrede zu Grunde liegende politische Feldzugsplan klug genug calculirt, um den Tories auch für den Fall eines Sieges ihrer Partei in den auswärtigen Fragen eine ziemlich unbequeme Position zu bereiten. Die Wähler, die der Partei Gladstone im April des J. 1880 zu ihren Sitzen verholfen haben, gedenken die vorgeschrittenen Whigs dadurch an ihre Fahnen zu fesseln, daß sie das populäre Losungswort „Wahlreform" auf das Banner der Regierung geschrieben und eine Erweiterung des Wahlrechts in den Grafschaften (auf dem flachen Lande) in Aussicht genommen haben. Mit der von einem großen Theile der Bevölkerung getheilten Anschauung, daß die Zukunft Englands von einer rechtzeitigen Demokratisirung seiner Verfassung abhängig sei und daß der aus den Tagen der Cobden und Bright herrührende neue „Entwurf zum ewigen Frieden" nur unter dieser Voraussetzung der Verwirklichung entgegengeführt werden könne, — mit dieser Auffassung trifft der Gladstone'sche Reformplan entschieden zusammen. Unwillkommen erscheint es allerdings, daß die geplante Maßregel auf Irland ausgedehnt werden müßte, wo derselbe zunächst nur der Partei Parnell zu Gute kommen würde, — derselben Partei, die die letzten Siege des Mahdi mit einem wahren Jubelgeschrei begrüßt hatte. Diese Concession erscheint indessen unvermeidlich, wenn die Irländer zur Unterstützung der neuen Parlamentsreform bestimmt werden sollen, und im Uebrigen sagt man sich, daß, wenn Mr. Gladstone über das irische Bedenken hinweg zu kommen vermag, die Jünger nicht bedenklicher zu sein brauchten, als der Meister. Daß des britischen Premiers französische Freunde diesem Plane lebhaften Beifall spenden und daß sie in demselben ein geeignetes Mittel sehen, die von der Thronrede neu verkündigte entente cordiale und die Position des ihnen alle Zeit willfährig gewesenen Cabinets zu befestigen, versteht sich von selbst. — Ohne den leidigen ägyptischen Zwischenfall, der Tags nach Verlesung der Thronrede in London bekannt wurde, wäre Mr. Gladstone mit Hilfe dieser populären Verkündigungen seinen Gegnern wahrscheinlich gewachsen gewesen. Zu seinen Gunsten sprach es, daß die gegenwärtig in Europa herrschende politische Windstille, die englische Theilnahme an den internationalen Fragen auf ein Geringes beschränkt hat und daß an der traurigen Lage der irländischen Dinge durch einen Regierungswechsel nichts

geändert zu werden vermöchte. Damit hängt zusammen, daß eine Regierungsänderung im Sinne der Tories zunächst überhaupt noch nicht in Frage kommt. Treffen vom oberen Nil keine rettenden Posten ein, und wird das von der Opposition eingebrachte Tadelsvotum angenommen, so soll zu einer Parlamentsauflösung und zu sofortiger Ausschreibung neuer Wahlen geschritten werden. Die Regierungspartei würde unter dem Zeichen der Reform in die Wahlschlacht gehen und die Möglichkeit eines unter diesem Zeichen erfochtenen Sieges keineswegs ausgeschlossen sein; da der hochbetagte Führer der Liberalen sich bereits seit geraumer Zeit mit der Absicht trägt, in das Privatleben zurückzutreten, ließe sich unschwer eine neue whiggistische Combination ausfindig machen, welche dem nationalen Unwillen über die in Aegypten eingetretene Wendung die gehörige Rechnung trüge, ohne das System selbst zu gefährden.

Der peinliche Eindruck, den der resultatlose Ausgang der Verhandlungen über die Staatssprache in Oesterreich hinterlassen hat, ist rascher, als sich erwarten ließ, verblaßt. Die Verkündigung des Ausnahmezustandes für Wien und Umgebung, die daran geknüpften Debatten des Reichsraths-Ausschusses und die Mittheilungen, welche Graf Taaffe über Umfang und Bedrohlichkeit der socialdemokratischen Agitation gemacht hat, stehen so vollständig im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit des westlichen Oesterreich, daß man die Schärfe und Unversöhnlichkeit der nationalen Gegensätze mindestens für einen Augenblick vergessen und sich der Empfindung hingegeben hat, daß es immer noch Angelegenheiten gebe, an denen alle Angehörige des vielgliederigen Kaiserstaates das gleiche Interesse haben. Von der wichtigsten dieser Angelegenheiten, dem der Gewerbe-Commission bereits zu Ende des vorigen Jahres zur Prüfung überwiesenen Gesetzentwurf betr. die Unfallversicherung, ist seit einiger Zeit nichts mehr zu hören gewesen. Die bei Gelegenheit der Generaldebatte erhobenen Einwendungen richteten sich vornehmlich gegen diejenigen Bestimmungen, in denen der österreichische Entwurf von dem deutschen abweicht, namentlich dagegen, daß die Arbeiter zur Aufbringung der Entschädigungskosten mit herangezogen werden sollten. An diesen Bedenken wird der Gesetzentwurf indessen nicht scheitern, da zur Widerlegung derselben außerordentlich wenig gehört. Bei uns konnte man auf die Beiträge der Arbeiter ohne Verletzung der Gerechtigkeit Verzicht leisten, weil die Krankencassen die Unkosten für alle, auch die durch Unfälle verursachten Erkrankungen während der ersten 13 Wochen, Sorge zu tragen haben, und weil die Arbeiter zu diesen Cassen beisteuern. Eine analoge Bestimmung ist für Oesterreich nicht möglich gewesen, weil die Ungleichartigkeit des Cultur- und Bildungszustandes in den einzelnen Reichstheilen eine einheitliche Regelung des Krankencassenwesens wohl noch für längere Zeit ausschließen wird. Die Unfallversicherung hat es wesentlich mit großen, fabrikmäßig eingerichteten Betrieben zu thun, deren Beaufsichtigung ungleich leichter auszuführen ist, als eine Controlle der beständig fluctuirenden, großen Theils auf niedriger Bildungsstufe stehenden Elemente des Kleingewerbes, die bei der Bildung des Krankencassenwesens mit in Betracht kommen. — Die gesteigerte Theilnahme der österreichischen Politiker an den Zuständen der arbeitenden Classen wird voraussichtlich dem Unfallversicherungs-Gesetze zu Gute kommen; ein Zustandekommen desselben würde auch in rein staatlicher Hinsicht als hoher Gewinn anzusehen sein und dem deutsch-österreichischen Elemente vielfache Gelegenheit zur Bethätigung des geistigen Uebergewichtes bieten, welche dasselbe in Anspruch nimmt. Die von den Vorgeschrittenen der „verfassungstreuen" Linken wiederholt angerathene Abstinenz-Politik erscheint darum im gegenwärtigen Augenblicke noch widersinniger, als sie es überhaupt ist. Wollte die deutsch-liberale Partei sich von der Theilnahme an der wichtigsten Arbeit ausschließen, die seit Jahr und Tag auf der Tagesordnung des Kaiserstaats gestanden, so würde sie sich mit den staatsfeindlichen Nationalitätsfanatikern der slawischen Gruppen auf die gleiche Stufe stellen. An der Möglichkeit, die gesunden Elemente der verschiedenen Gruppen zu einer österreichischen Staatspartei zu vereinigen und innerhalb derselben einem aus den Schranken des einseitigen Nationalismus herausgehenden Deutsch-Oesterreicherthum die führende Stellung zu sichern, an

dieser Möglichkeit braucht noch nicht verzweifelt zu werden. Kommt es erst zu der an und für sich unvermeidlichen Auseinandersetzung zwischen Slawen und Nichtslawen der östlichen Reichshälfte, so werden die Anschauungen über das Verhältniß der verschiedenen Rassen sich auch diesseits der Leitha verändern müssen und die hergebrachten alten Formeln vollends unzureichend werden.

Zur Zeit ist davon allerdings noch nicht die Rede. Auf die Periode der heftigen Erschütterungen innerhalb der süd- und westslawischen Völker scheint ein momentaner Rückschlag eintreten zu sollen. Die Schließung des kroatischen Landtags ist anscheinend folgenlos vorübergegangen, — in Serbien hat die Regierungspartei einen Sieg erfochten, dessen Früchte auch den benachbarten österreichisch-ungarischen Landschaften zu Gute kommen werden und der in Bulgarien fortdauernde Hader zwischen der Regierung und dem Vertreter der russischen Herrschaftsansprüche wird einstweilen als rein häusliche Angelegenheit behandelt. Dem russischen Gesandten in Sofia ist es gelungen, die der conservativen Partei angehörigen Mitglieder des im September v. J. gebildeten Cabinets zu verdrängen, die Ausweisung zweier Vertreter der officiösen Presse und die Aufhebung der bulgarischen diplomatischen Agentur in Petersburg durchzusetzen, — daß die öffentliche Strömung dem russischen Einflusse ungünstiger wird und daß Fürst Alexander I. sich in dem Vertrauen des Volks sichtlich befestigt, vermögen Herr Jonin und dessen Verbündete indessen nicht zu hindern. — Darüber, wie diese Politik der Unterminirung der in Bulgarien gesetzlich bestehenden Ordnung mit der vielbesprochenen Annäherung Rußlands an den mitteleuropäischen Friedensbund in Einklang zu bringen ist, schweigt die Geschichte. Man läßt es geschehen, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut, und begnügt sich einstweilen mit den an der russischen Centralstelle herrschenden friedlichen Dispositionen. Sollte die Nachricht bestätigt werden, nach welcher einer der hervorragendsten Vertreter der europäisch gesinnten Friedenspartei in Rußland, der bisherige Pariser Botschafter Fürst N. A. Orlow Herrn von Saburow's Nachfolger in Berlin wird, so tritt vielleicht auch in der Behandlung der südslawischen Dinge ein Wandel ein. Zur Zeit erinnert die Behandlung derselben noch unverkennbar an das System, welches Graf Ignatiew in Constantinopel befolgt hatte. Entscheidend wird auch in dieser Rücksicht die Gestaltung der inneren Verhältnisse Rußlands sein, deren Einfluß auf die auswärtigen Beziehungen der St. Petersburger seit dem Jahre 1876 beständig zugenommen hat. Für die Beurtheilung dessen, was aus dem Auf und Nieder der beständig wechselnden innerrussischen Stimmungen wird, fehlen freilich alle Anhaltspunkte. Aus der „conservativen" Kundgebung, zu welcher der Adel des Gouvernements Moskau bestimmt worden ist, lassen sich ebensowenig sichere Schlüsse ziehen, wie aus den neuerdings eingelaufenen Meldungen von einer bevorstehenden Zurücknahme des den baltischen Protestanten im J. 1865 gemachten Zugeständnisses betreffend die Glaubensfreiheit der in gemischten Ehen erzeugten Kinder. Die russischen Verhältnisse haben unverändert den fragwürdigen Charakter beibehalten, der ihnen seit sieben Jahren anhaftet, und an denen die Giers und Tolstoy ebensowenig zu ändern vermögen, wie früher die Loris-Melikow und Ignatiew.

Literarische Rundschau.

Goedeke's Grundriß.

Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Drei Bände. Dresden, Ls. Ehlermann. 1856—1881.

Ein großartiges Werk deutscher Gelehrsamkeit hat seinen Abschluß gefunden nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Wer in deutscher Literaturgeschichte näher oder ferner zu schaffen hat, kennt Goedeke's „Grundriß" als das unentbehrlichste Arbeitszeug; nun das Werk abgeschlossen, wird es auch bei den Liebhabern, bei denen, welche unsere literarische Entwicklung in ihrer Mannigfaltigkeit und Massenhaftigkeit zu überblicken wünschen, sein Publicum finden. Will man feststellen, was eine wissenschaftliche Arbeit werth ist, so wird die beste Probe die sein, daß man sie aus der Welt hinwegdenkt, und fragt: was war vorher? Nur mit Schaudern vermag der Literarhistoriker gegenüber Goedeke's Buch sich in diese Vorstellung zu versenken: wo jetzt die Fülle herrscht, sieht er ein Vacuum (denn des alten Koch fleißige Arbeit ist längst unbrauchbar geworden), — und beruhigt kehrt er zum Besitze zurück, wo er denn im Rechte behaglich wohnen mag. Wer je eine literarhistorische Arbeit unternommen hat, empfand die Unentbehrlichkeit des Buches; der bequemste Ausgangspunkt, der nächste und selten trügende Rathgeber für Alle ist Goedeke.

Nicht als ob nun jede Notiz, jede Zahl und jeder Name unter den Tausenden, die Goedeke in nie vorher erreichter Menge mit dem zähesten Fleiße zusammentrug, unbedingt zuverlässig wäre! Im Gegentheil, mancher Irrthum hat sich eingeschlichen, und wer selbständig Einen bestimmten Zeitraum, das Schaffen Eines Schriftstellers erforscht, wird oft genug Gelegenheit zu Richtigstellungen haben. Aber es wäre höchst ungerecht, diese Einzelheiten aufzubauschen, höchst wohlfeil, auf sie überlegen herabzublicken, wo das Ganze als ein so einziges Werk hingebender Treue dasteht.

Mit Recht verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß man seine Arbeit nur als ein Nachschlagebuch ansehe. Er ist kein trockener Sammler und Bücherwurm, sondern ein selbständiger Forscher von sehr ausgesprochenen Ueberzeugungen; und er meinte, als er einst die Arbeit begann, nur den Grundriß zu zeichnen für die eigene künftige Arbeit, eine Geschichte der deutschen Literatur, die auf den gezogenen Linien er selbst aufführen wollte. Diesen Plan hat er nun freilich aufgeben müssen, aber er hat in der Anordnung und Eintheilung des Ganzen, das sich von den ältesten Zeiten bis zur französischen Revolution von 1830 bewegt, in zahlreichen Urtheilen, die bald zur lebhaften Zustimmung, bald zum entschiedenen Widerspruch anregen, Gelegenheit genug gefunden, seine Individualität zur Geltung zu bringen. Goedeke's Jugend fiel noch in die Zeit, wo das junge Deutschland die lauteste Stimme führte; im Gegensatz zu der laxen Moral, welche dieses verkündete, hatte sich in ihm, ähnlich etwa wie in Julian Schmidt, eine strenge Neigung für das Gesunde und Sittliche ausgebildet, die das Entscheidende für sein Empfinden blieb. Sein ungerechtes Urtheil über Heine, den „verderblichsten aller neueren Poeten" erklärt sich hieraus. Mehr können auch wir Jüngeren ihm zustimmen, wenn er Grillparzer und Raimund zu den rechten Ehren verhilft. Ueberhaupt ist seine Behandlung der Wiener Dramatik, durch ihre übersichtliche Gründlichkeit musterhaft, und das Princip, nach Landschaften zu theilen, bewährt sich hier vortrefflich.

Doch wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren, für die hier nicht der Ort ist, und zum Schluß nur noch die Hoffnung aussprechen, daß es Goedeke vergönnt sein möchte, auch die Fortsetzung seines Grundrisses auf die Gegenwart, zu dem er sich, wie es heißt, nun doch noch entschlossen hat, so glücklich zu vollenden, wie diese inhaltsreichen Bände.

Otto Brahm.

βο. **Logik.** Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. Zweiter Band. Methodenlehre. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1883.

Kaum ist die lebhafte Discussion verhallt, welche der erste Band der Wundt'schen Logik erregt hatte, so werden wir durch das Erscheinen des zweiten Bandes erfreut. Der erste Abschnitt behandelt die allgemeine Methodenlehre; der zweite die Logik der Mathematik, der dritte führt die Ueberschrift von der Logik der Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Biologie), der vierte endlich umfaßt die Logik der Geisteswissenschaften (Geschichtswissenschaft, Gesellschaftswissenschaft, Philosophie). Besonders die im zweiten, vorliegenden, Band behandelten Probleme, wie sie voller Schwierigkeit sind, stehen in engster Verbindung mit dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Ihre Bearbeitung erfordert außer philosophischem Sinn und logischer Schärfe noch eine beträchtliche Menge von Kenntnissen großer und weit von einander getrennter Gebiete. Dies Werk beweist auf's Neue, daß Wilhelm Wundt alle diese Forderungen der Sache ganz ausgezeichnet erfüllt. Freilich bedarf seine gründliche Vielseitigkeit nicht mehr unsrer Anerkennung, sie läßt sich nur wieder anstaunen. Wir glauben, daß diese Art philosophischer Arbeit und Darstellung nicht nur höchst sachgemäß, sondern auch vortrefflich geeignet ist, der Philosophie Ansehen zu verschaffen und die Zahl derjenigen zu vermehren, welche von jeder beliebigen Wissenschaft aus sich ihr zuwenden. Und dieser letztere Erfolg wäre gewiß höchst werthvoll.

ο. **D. M. Luther's Schmalkaldische Artikel.** Herausgegeben von Dr. Karl Zangemeister. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchh. 1883.

Das Autograph der von Luther selbst geschriebenen Confession von 1537 befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Dasselbe wurde zwar schon mehrfach edirt, aber in theilweise mangelhafter Entzifferung. Die Hauptschwierigkeit machte das Titelblatt, das verwaschen und verblaßt ist, aber ein merkwürdiges Motto von Luther's Hand enthält, welches sagt, was der Verfasser mit seinen Artikeln wollte. Früher hat sich Marheineke, Professor der Kirchengeschichte in Heidelberg, ehe er nach Berlin kam, mit der Lesung dieser Zeilen bemüht, zuletzt Oberkirchenrathspräsident Dr. Hermann. Die richtige Entzifferung gelang aber erst dem gegenwärtigen Oberbibliothekar der Heidelberger Universität, Dr. Zangemeister. Er erkannte, daß der Schluß des Mottos ein Citat sei und da er das Wort malitia deutlich las, machte er mit Hilfe der Concordanz den Spruch Mth. 6, 34 als die angezogene Stelle ausfindig. Während Herrmann las: Ut non sit opus praeter has molestias fingere alias; quas novimus sufficiunt, ut sit malitiae finis, stellte Zangemeister den kräftigen Schluß wieder her: quia monemur: 'Sufficiat diei malitia sua'. „Es genügt, daß jeder Tag seine eigene Plage habe", überfetzte Luther diesen Spruch selbst und indem er ihn hier beizieht, bezeichnet er sein Bekenntniß als Schrift des Tages für das Bedürfniß des Tages. Auch andere Richtigstellungen des Textes geben Zangemeister's Arbeit einen hohen Werth. Das ganze Autograph Luther's ist in dem Buche facsimilirt, so daß jede Lesung des Heidelberger Paläographen controllirt werden kann. Durch die gleichfalls facsimilirten Unterschriften bietet die Edition zugleich Handschriftenproben der sämmtlichen namhafteren deutschen Reformatoren, so daß das Werk schon darum auf keiner Bibliothek fehlen dürfte.

βκρ. **Friedrich Preller.** Ein Lebensbild von Otto Roquette. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten und Loening. 1883.

Wer diese wohlgeordnete und behaglich geschriebene Biographie durchlesen hat, wird darüber mit sich einig sein, einmal, daß Preller's Leben der Aufzeichnung werth und zweitens, daß der Verfasser seiner Aufgabe gerecht geworden sei. Jedes Capitel hat seine Abrundung und besonderes Interesse, man steigt voll von den besten Gesinnungen für den werdenden Meister seine Ruhmesleiter mit ihm empor und freut sich über die bedeutende Stellung, die er in seinen letzten Jahren in Weimar einnahm, das ihn von Kindesbeinen an aufwachsen sah und wo er sein Leben lang gearbeitet hat. Unserem Gefühle nach sind die mitgetheilten Kunsturtheile Preller's sowie dessen italienische Tagebücher etwas zu breit, allein es ließe sich darauf erwidern, daß Bücher wie dieses eine gewisse räumliche Ausdehnung brauchen wenn sie die rechte Wirkung thun sollen. Auch wird Jedermann sich gern über eine italienische Reise umständlich berichten lassen. Da jedoch ähnliche Tagebücher über Preller's Reisen in nördlicher Richtung nicht vorhanden sind und da sein Talent in seinen nordischen Landschaften gewiß eben so kräftig zu Tage tritt als in den südlichen, so wird durch die literarische Bevorzugung der Reisen in Italien dem, was er diesem Lande verdankte, ein etwas zu starkes Gewicht gegeben. Vielleicht hätten, wenn Briefe gleich den aus Italien geschriebenen fehlten, eine Anzahl von Preller's bedeutendsten Darstellungen nordischer Natur beschrieben werden können. Ungemein anmuthig ist Preller's bescheidener Liebesroman mit seiner Frau in die Anfänge der Erzählung hineingeflochten.

ρ. **Deutsche Lyrik der Gegenwart** seit 1850. Eine Anthologie mit biogr. u. bibliogr. Notizen. Herausgegeben v. Ferdinand Avenarius. Aus den Quellen. Zweite verbesserte u. sehr vermehrte Auflage. Dresden, Louis Ehlermann. 1884.

Der Herausgeber, der sich auch als geschmackvoller Dichter einen Namen gemacht hat, gibt uns in der vorliegenden Sammlung ein möglichst objectiv gehaltenes Bild der deutschen Lyrik seit 1850. Nicht der Zufall oder die Willkür haben bei der Herstellung dieses Werkes gewaltet: es ist eine sehr ernste, gewissenhafte Arbeit, nach festen Principien, welche der Herausgeber in den beiden Vorworten zur ersten und zweiten Auflage darlegt und denen er mit geringen Abweichungen treu geblieben ist. Gänzlich hat auch er sich von den conventionellen Namen unserer jüngsten Periode nicht frei machen können oder wollen; wogegen wir einen Lyriker ersten Ranges, wir meinen Franz Dingelstedt, in dieser Anthologie vermissen. Gedichte, wie die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München 1854", mit

dem herrlichen „Epilog", oder eines und das andere der nach 1850 entstandenen „Hauslieder", so das äußerst charakteristische „Meinen Enkeln in Triest" durften in einer repräsentativen Sammlung nicht fehlen. Dagegen verdanken wir derselben die Bekanntschaft mit manch einem Talent, das eben erst aufgeblüht oder — schon wieder vergessen ist, wenn es überhaupt jemals recht zur Geltung gekommen. Durch den Hinweis auf den (1861) früh verstorbenen August Wolf und die Mittheilung mehrerer seiner Gedichte hat der Herausgeber sich ein Verdienst erworben, welches wir ihm hoch anrechnen. Dieser Dichter, der uns — wir wollen es gestehen — bis auf den Namen unbekannt war, ist eine Persönlichkeit; düster aber stark und männlich, gedankenreich, formvollendet, mit epigrammatischer Schärfe begabt: so tritt er uns schon deutlich aus diesen sieben Gedichten entgegen, deren Zahl in einer folgenden Auflage vermehrt werden dürfte. Der etwas in Mißcredit gekommenen Lyrik unserer Tage den Weg zu den höheren Lebenssphären der Gereiften und Gebildeten wieder zu eröffnen ist die schöne Aufgabe dieser Sammlung, der es an Erfolg nicht gefehlt hat, noch weiterhin fehlen wird.

ρ. **The Scottish Review.** Nr. 4. September; Nr. 5. December 1883. Paisley and London, Alex. Gardner.

Fünf Bände dieser sorgfältig geleiteten und gut geschriebenen Vierteljahrsschrift liegen vor; über den ersten haben wir in einem früheren Bande der „Rundschau" (XXXIV, S. 159, 1883) berichtet. In ihren wesentlichen Zügen ist die Haltung dieselbe geblieben; aber der Inhalt ist reicher geworden und das Interesse darum allgemeiner. Schottland und die Kirche sind in jedem dieser Bände vertreten und wie wir der Wahrheit gemäß hinzufügen müssen in einem nichts weniger als particularen und engen Sinn. Ein Wort, wie dasjenige, welches wir auf einer Seite des 5. Bandes finden: „Scotland is quite able, and should be willing, to maintain a literature of her own", bestätigt unsern Vordersatz ohne den Nachsatz aufzuheben. Vielmehr haben die Schriftsteller dieser Revue, wiewohl man mit ihnen so zu sagen immer auf schottischem und kirchlichem Grund und Boden steht, dennoch einen weiten Horizont; auch das ihrem Standpunkt Entgegengesetzte behandeln sie mit Ernst und Achtung, ihre Polemik ist würdevoll und nirgends wird ihr ästhetisches Urtheil weder durch ihr nationales noch durch ihr religiöses Credo beeinflußt. Ihre hohe Schätzung Carlyle's verhindert sie nicht, nach der unglücklichen Publication von „Mrs. Carlyle's Letters" auch die tiefen Schatten seines Charakters anzudeuten; andrerseits rehabilitiren sie, neueren Herabsetzungen gegenüber, das glänzende Bild Lord Macaulay's und erkennen willig, neben Tennyson und Browning, die repräsentative Bedeutung eines so „revolutionären" Dichters wie Swinburne an. Selbst Zola wissen sie gerecht zu werden, indem sie zum Nutzen und Vergnügen ihrer Leser seine Schilderung eines Pariser Hauses aus „Pot-Bouille" reproduciren. Besonders anzuerkennen sind die in der „Scottish Review" enthaltenen Studien zur neuesten amerikanischen Literatur, von welchen der vierte Band in einem Essay über Walt Whitman ein sehr bemerkenswerthes Beispiel gibt. Ein Artikel (im fünften Band), über Renan's „Souvenirs d'Enfance et de Jeunesse" verfährt nicht gerade schonend mit dem eminenten Schriftsteller, „who has renounced Christianity", enthält schließlich aber auch nichts, was dem Vers. der „Vie de Jésus" nicht schon, sogar von der freisinnigen deutschen Kritik gesagt worden wäre. Der Artikel desselben Bandes über Martin Luther ist sehr vernünftig und der über Charles Dickens zeigt, wie bereits jetzt, nicht volle vierzehn Jahre nach dem Tode des noch immer populärsten englischen Romanschriftstellers, das Urtheil über denselben sich zu verändern beginnt. In dem ausgezeichneten Aufsatz „the Irish Language" wird der deutschen Sprachforschung, in einem andern, „The Theory of St. Paul", der deutschen theologischen Wissenschaft eine warme Huldigung dargebracht und in den „Summaries of foreign Reviews" auch die deutsche periodische Literatur hinreichend berücksichtigt. Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie mannigfaltig das neue „Quarterly" ist, und wie sehr es der Beachtung des deutschen Publicums empfohlen zu werden verdient.

ρ. Eine Reihe neuer, interessanter Publicationen der **„Collection of British Authors"** (Leipzig, Tauchnitz) liegt vor uns. Von Henry James, dem fruchtbaren amerikanischen Novellisten, erhalten wir ein Bändchen „French Poets and Novelists", welches sich ganz angenehm liest. Wie man aber die beiden Ampère, Vater und Sohn, den berühmten Physiker und den ausgezeichneten Sprachforscher und Literarhistoriker, überhaupt unter die „Poeten und Novellisten", und Turgenjew unter die französischen Poeten und Novellisten subsummiren kann, ist uns unerfindlich. Auch die Skizze über das Théâtre français gehört, streng genommen, nicht in diesen Zusammenhang, da sie nicht die dramatischen Dichter und ihre Stücke, sondern die darstellenden Künstler und einige neuere Aufführungen behandelt. Einheitlicher im Inhalt und in der Form ist Miß Thackeray's „A Book of Sibyls", eine höchst liebenswürdige geistvolle Charakteristik der vier „Sibyllen" Mrs. Barbauld, Miß Edgeworth, Mrs. Opie, Jane Austen, und in geistvoller Anspielung der fünften Sibylle, Mrs. Oliphant, zugeeignet. — Ein sehr anziehendes Buch ferner sind die „Reminiscences of Court and Diplomatic Life" von Georgiane Baroneß Bloomfield, Gemahlin des bekannten englischen Staatsmanns, welcher zuerst (1844—51) außerordentlicher Gesandter in Petersburg, dann, von (1851—60) in Berlin und zuletzt (bis 1871) Botschafter in Wien war. Lady Bloomfield beobachtet fein und schreibt graziös und ihre Reminiscenzen gewähren die werthvollsten Einblicke in das Hof- und diplomatische Leben Europa's während der ereignißreichen Zeit von der Thronbesteigung der Königin Victoria (deren Bild den I. Band schmückt) bis zur Beendigung des deutsch-französischen Krieges. — „The real Lord Byron" von J. C. Jeaffreson ist in England nicht mit unbedingter Zustimmung aufgenommen worden; und eigentlich Neues enthält das dreibändige Werk nicht. Aber als eine geschickte Zusammenfassung alles dessen, was über den großen britischen Dichter bekannt

geworden, wird man es immerhin mit Antheil lesen, wenn es auch gleich den Schleier nicht hebt, der über manchem Punkte seines Lebens noch ruht. — Ouida ist durch einen Band „Frescoes and other stories", Rhoda Broughton durch den zweibändigen Roman „Belinda" vertreten; W. D. Howells durch „Their wedding party" und Frances Hodgson Burnett (wie man muthmaßt die Verfasserin oder Mitverfasserin des vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregenden politischen Romans „Democracy") durch den in derselben Sphäre sich bewegenden Roman „Through one administration". Wir sind Herrn von Tauchnitz sehr dankbar dafür, daß er fortfährt, uns mit den hervorragendsten Erscheinungen der amerikanischen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Aber auch die deutsche Literatur geht nicht leer aus. Die „Collection of German Authors" bringt in gelungener Uebersetzung die auch bei uns mit verdientem Beifall aufgenommene „Klytia" von George Taylor, einem Namen, der sehr englisch klingt, hinter welchem aber, wie wir versichern zu können glauben, ein ausgezeichneter deutscher Gelehrter sich verbirgt.

βρ. **Pindar:** the Nemean and Isthmian odes, with notes explanatory and critical, introductions, and introductory essays, by C. A. M. Fennell, M. A. Late fellow of Jesus College, Cambridge. Edited for the Syndics of the University press. Cambridge: at the University press. 1883.

Außer dem im Titel aufgezählten Inhalt enthält das Buch noch 274 Fragmente und 3 instructive Indices. Die Olympischen und Pythischen Oden sind in gleicher Weise in einem früheren Bande bearbeitet. Wir freuen uns, hier eine durchaus wissenschaftliche philologische Arbeit in Deutschland empfehlen zu können. Fleiß, Sorgfalt, gute Kenntnisse, gewissenhafte Benutzung der Literatur erwecken einen sehr günstigen Eindruck. Die gute Aufnahme, welche der erste Band auch in Deutschland gefunden hat, ist, meinen wir, dem vorliegenden Bande ebenso sicher. Die sehr ausführlichen Anmerkungen kommen besonders dem Anfänger auf's Beste zu Hilfe.

οβ. **Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts.** In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

Das dankenswerthe Unternehmen Seuffert's, von dessen glücklichem Anfang wir unsern Lesern seiner Zeit berichtet haben, ist in steter, ruhiger Ausbildung begriffen. Fünfzehn Hefte liegen bereits vor, welche Dichtungen aus verschiedenen Epochen unserer Literatur, von Klopstock und Gleim bis auf die Tage der Romantik in guter Auswahl und treuen Drucken dem modernen Publicum wieder vorlegen. Die brausende Werdezeit unserer classischen Literatur, welche man die Sturm- und Drangperiode zu nennen pflegt, ist in ihnen besonders bevorzugt. So ist von Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenossen, die übermüthige Satire „Voltaire am Abend seiner Apotheose", und das bürgerliche Trauerspiel „Die Kindermörderinn", in welchem er die Gretchentragödie geplündert hat, neu aufgelegt worden, so die „Frankfurter Gelehrten-Anzeigen von 1772", jenes kritische Organ, in dem einst der 22jährige Goethe sich seine Sporen als Recensent verdient hat. Wilhelm Scherer hat in diesem Blatte (Deutsche Rundschau, 1878, Bd. XVII, S. 62) zuerst Goethe als Journalisten lebendig geschildert und auf die reichen Schätze hingewiesen, welche in der Frankfurter Zeitschrift verborgen sind; er hat jetzt auch, im Verein mit B. Seuffert, die neue Ausgabe besorgt, die allen Freunden Goethe's eine unerschöpfliche Quelle von Anregung und Genuß sein wird.

σχ., **Goethe, Campagne in Frankreich.** Edition nouvelle avec une introduction, un commentaire et une carte par A. Chuquet. Paris, Ch. Delagrave. 1884.

Goethe's „Campagne in Frankreich" ist seit einiger Zeit der Gegenstand sorgfältiger Studien geworden, an denen sich von deutscher Seite besonders unser geehrter Mitarbeiter, Herr Professor Hüffer in Bonn, von französischer Seite M. A. Chuquet, der Redacteur der Pariser „Revue critique", betheiligte. Der letztere hat soeben eine sorgfältige Ausgabe des Buches veranstaltet, welche auch deutsche Leser mit Vergnügen und Nutzen zur Hand nehmen werden. Nicht nur daß Einleitung und Anmerkungen die Vertrautheit ihres Verfassers mit der deutschen Sprache und Literatur in erfreulicher Weise bekunden. Nicht nur daß die sachlichen Nachweisungen und Richtigstellungen manche willkommnen Aufschlüsse gewähren und das Urtheil über die Treue von Goethe's Aufzeichnungen bestätigen helfen. Es ist auch an sich werthvoll und wohlthuend, einem Franzosen zu begegnen, der sich mit wahrer Liebe als ein menschlich Theilnehmender und künstlerisch Nachempfindender in unsern größten Dichter vertieft und diese Erinnerungsblätter an einen Krieg durch eindringendes Studium fast zu einem Symbole des Friedens gemacht hat. Wenigstens wollen wir es nur im friedlichen Sinne verstehen, wenn er mit den Worten Goethe's schließt: „Die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten." Tausend Mittel, nicht bloß das eine der Revanche!

ρ. **Ariost's Rasender Roland.** Die schönsten Episoden des Gedichtes nach der Uebersetzung von Johann Diederich Gries. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Wie der Titel besagt, erhalten wir hier nur Episoden des berühmten Gedichtes in der Gries'schen Uebersetzung. Die mitgetheilten Stücke sind mit Verständniß ausgewählt und durch Inhaltsangaben vervollständigt. Der Leser lernt auf diese Weise die „schönsten Stellen" des Gedichtes kennen, und wird vielleicht angeregt, es nun in seinem vollen Umfang zu genießen, wie der Dichter es schuf. Zur ersten Einführung mag die vorliegende Auswahl genügen. Sie wird eingeleitet durch ein Essay über „Ariost und seine Zeit", welches sich vornehmlich auf die einschlägigen Werke von C. L. Fernow und Jakob Burckhardt stützt; sowie durch eine dankenswerthe Lebensskizze des Uebersetzers, J. D. Gries, welche den wesentlichen Inhalt einer bis jetzt nur als Manuscript gedruckten und nicht in den Buchhandel gekommenen Biographie reproducirt. Eine

vorzügliche Ausstattung, klarer Druck, festes weißes Papier und modester, aber geschmackvoller und haltbarer Einband gereichen dem Werke zur Empfehlung.

oβ. **Simplicitas** von Marie von Olfers. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Ein nach Gehalt und Form eigenartiges Werk. Die feinsinnige Erzählerin führt uns in märchenhafte Regionen und berichtet von den merkwürdigen Schicksalen der jungen Simplicitas, der Tochter eines hexenhaften Weibes, die in träumerischer Unschuld dahinlebt, mit einem Fluche, den sie nicht versteht, in die Welt geschickt wird, den Menschen Unheil zu bringen und die wirklich in Verderben und Tod jene führt, welche ihrer Schönheit Macht gehorchen. Denn das einfältige Kind will nur Freude und sonnige Tage für sich, sie weiß nicht was Liebe ist, sie flieht den Schmerz und das Leben in den Andern. Mannigfache Begegnungen, mit dem Müller und der Müllerin, mit einem Vogelfänger, mit einem Ritter aus altem Adelsgeschlecht erlebt Simplicitas, alle, auch die Ehe, die sie mit Sever schließt, schlagen zum Unheil aus, oft droht ihr der Tod, bis zuletzt die Mutterliebe ihr den Sinn aufschließt für die tieferen Mächte des Menschenlebens und sie, für ihr Kind sich willig opfernd, fällt und büßt. Wald und Kloster, Burgen und Felshöhlen geben das Local für diese Dichtung her, und auch sie leihen ihr den Charakter des Märchenhaften — obgleich Wunder und das Eingreifen eines Uebernatürlichen ausgeschlossen bleiben. „Zeit: die poetische", wie Hebbel sagt. Zuweilen verführt die Leichtigkeit der Formgebung die Verfasserin zur Breite, und auch manche der reichlich eingestreuten lehrhaften Reflexionen sähen wir gerne getilgt; aber doch folgen wir dankbar dieser seltsam-schönen Dichtung, die in reizvollen, stets wechselnden Rhythmen an uns vorüberzieht.

ρ. **Deutscher Litteratur-Kalender** auf das Jahr 1884. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Sechster Jahrgang. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Der Kalender hat außerordentlich gewonnen, sowohl an Vollständigkeit als an Genauigkeit, seitdem er sich in den Händen des gegenwärtigen Herausgebers befindet; er ist in der That ein höchst nützliches, um nicht zu sagen unentbehrliches Nachschlagebuch für Alle geworden, welche zur deutschen Schriftstellerwelt gehören oder mit ihr in Verbindung stehen, und deren Zahl ist nicht gering. Sie beträgt, nach Ausweis der hier mitgetheilten Schriftsteller-Statistik, 21 571 Personen. Der Inhalt des Kalenders zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die auf die lit. Rechtsverhältnisse bezüglichen Gesetze und Conventionen, die Statuten und Mitgliederverzeichnisse der lit. Vereine, Stiftungen und localen Vereinigungen, die Nekrologie, Mittheilungen über Denkmale, Preisausschreiben, Feste, Jubiläen u. dergl.; deren zweite das Adressenverzeichniß der deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, der deutschen Verleger, sowie ein Verzeichniß der Agenturen, Zeitungen, der deutschen Theater und ihrer Vorstände gibt. Das wohlgelungene Stahlstichporträt Paul Heyse's schmückt den auch sonst sehr hübsch ausgestatteten kleinen Band.

λδ. **Griechenland,** Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Leipzig, Karl Baedeker. 1883.

„Das gesammte Material des hiermit zum ersten Mal erscheinenden Reisehandbuchs für Griechenland beruht auf persönlicher Anschauung an Ort und Stelle. Eine Reise nach Griechenland gehört auch für uns Deutsche seit 15—20 Jahren nicht mehr zu jenen außerordentlichen Glücksfällen des Lebens, welche nur einzelnen Begünstigten zu Theil werden." In diesen beiden ersten Sätzen des Vorwortes und der Einleitung ist der Charakter des Buches und die Begründung seines Erscheinens angegeben, wie umgekehrt seine Existenz sehr bezeichnend ist für das engere Verhältniß, in welches wir Deutsche im letzten Jahrzehnt zum Reisen überhaupt, und zum griechischen Orient insbesondre getreten sind. Der verdiente Herausgeber hat das Glück gehabt, in Dr. Lolling einen gewissenhaften und gewiegten Reisenden für Griechenland zu gewinnen; auch im Uebrigen hat er die competentesten Kräfte für sein Werk heranziehen können. So ist ein Handbuch entstanden, das nicht nur für den reisenden, sondern auch für den studirenden Europäer von hohem Werth ist, eine wahre Freude nach den vielen unvollkommenen Versuchen, mit denen man sich bis dahin großentheils hatte behelfen müssen. Nur etwa das französ. Handbuch von Joanne und Isambert kann neben diesem Werk noch ernstlich genannt werden. Wie durchaus auf der Höhe das Buch steht, zeigen am meisten eine Menge versteckter Einzelheiten, wie z. B. auf S. 198, wo schon vom Tempelrest der Artemis Proseoa auf Euboea die Rede ist, noch ehe derselbe wissenschaftlich bekannt gemacht war. Der Peloponnes wie Nordgriechenland — innerhalb der neuen politischen Grenzen — wurden auf 41 Routen durchzogen, bei denen nichts irgend Wesentliches übersehen ist. Wie bei allen Handbüchern der Firma ist der Grundzug auch hier: besonnene und klare Darstellung und praktische Brauchbarkeit. Wer da weiß, wie schwierig die Durchführung dieser Principien bei jedem neuen Reisehandbuche ist und nun vollends bei einem noch so vielfach uneuropäischen Lande wie Griechenland, das sich der Schablone entzieht, wird dem Herausgeber wie den einzelnen Verfassern nicht die Anerkennung versagen können, daß sie ihre Aufgabe vollständig gelöst haben. Die Griechen selber können für solche zusammenfassende Darstellung ihres Landes aus mehr als einem Grunde dankbar sein. Die hier besonders umfangreiche Einleitung gibt exacte Angaben über Land, Volk und Sprache; fast die Hälfte nimmt eine ausgezeichnete Skizze der griechischen Kunst von Prof. R. Kekulé ein. Im Text sind Athen und Attika, dann Olympia am eingehendsten behandelt. Wenn man Wünsche äußern sollte, so wären sie nur von der Art, wie sie naturgemäß erst in weiteren Auflagen befriedigt werden können: Vermehrung der Karten und Pläne, wie sie das Vorwort selber in Aussicht stellt, und dann Ausdehnung auf die bedeutenderen griechischen Inseln, die auch vom Touristen, der über etwas Zeit und Mittel verfügt, eine ganz andere Beachtung verdienen, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aaberg. — Ferdinand Lassalle. Biographie von A. Aaberg. Leipzig, Polytechnische Buchhandlung.

Albert. — De villis Tiburtinis principe Augusto. Thesim proponebat facultati litterarum Parisiensi ad gradum doctoris promovendus Maurice Albert. Parisiis, Apud Ernest Thorin. 1883.

Arent. — Gedichte von W. Arent. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1884.

Arnold. — Neue Novellen von Hans Arnold. Inhalt: Die kranke Familie. — Die Landpartie. — Schach der Königin. — Angenehme Gäste. — Papas Zahnschmerzen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Arnold. — Geburtstagsfreuden. Schwank in einem Aufzuge von Hans Arnold. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 1884.

Atlas to Accompany the monograph on the tertiary history of the Grand Cañon District by Capt. Clarence E. Dutton. Washington, Government Printing Office. 1882.

Aus zwei Welten. Von Dito und Idem. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Bartholomäus Krüger's Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Herausgegeben von J. Bolte. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Bergbohm. — Die bewaffnete Neutralität 1780—1783. Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts im Seekriege von Carl Bergbohm. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1884.

Bestmann. — Die Anfänge des katholischen Christenthums und des Islams. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung v. H. J. Bestmann. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1884.

Bibliothek für Ost und West. — Bd. I: Aus dem Kleinleben einer Großstadt. Wiener Genrebilder von W. Chiavacci. I. Bd. Wien, Hugo Engel.

Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. — Fascicule trentième: Etude sur les lécythes blancs attiques à représentations funéraires par E. Pottier. — Fascicule trente et unième: Le culte de Castor et Pollux en Italie par M. Albert. — Fascicule trente-quatrième: Terracine. Essai d'histoire locale par M.-R. de la Blanchère. — Fascicule trente-cinquième: Francesco de Barberino et la littérature provençale en Italie au moyen âge par Antoine Thomas. Paris, Ernest Thorin.

Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik 1871—1883 von ***. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1884.

Boland. — La guerre prochaine entre la France et l'Allemagne. Par Henry Boland. Paris, D.-Rolland. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 95/100. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Bulthaupt. — Die Malteser. Tragödie in vier Acten, mit theilweiser freier Benutzung des Schiller'schen Entwurfes von Heinrich Bulthaupt. Frankfurt a./M., C. Koenitzer. 1884.

Christaller. — Ueber unser Gymnasialwesen von Ernst Christaller. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Chuquet. — Le général Chanzy. 1823—1883. Par Arthur Chuquet. Paris, Léopold Cerf. 1884.

Classiques Allemands. — Goethe. Campagne de France (23 août — 20 octobre 1792). Édition nouvelle. Avec une introduction, un commentaire et une carte. Par A. Chuquet. Paris, B. Delagrave. 1884.

Collection of british Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2199/2200: Altiora Peto by Lawrence Oliphant. — Vol. 2201: An Autobiography by Anthony Trollope. — Vol. 2209: The Girl of the Period, etc., by E. Lynn Linton. — Vol. 2211: Poems and Essays by Edgar Allan Poe, edited by John Edgar H. Ingram. — Vol. 2212: Tales by Edgar Allan Poe, edited by John H. Ingram. — Vol. 2217: New Italian Sketches by John Addington Symonds. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1884.

Conrad. Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens von Dr. J. Conrad. Jena, Gustav Fischer. 1884.

Denis. — De la philosophie d'Origène, par M. J. Denis. Paris, Imprimerie Nationale. 1884.

Dittmann. — Das Realgymnasium von C. Dittmann. Stuttgart, Karl Krabbe. 1884.

Du Bois-Reymond. — Friedrich II. in englischen Urtheilen. — Darwin und Kopernicus. — Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität. Drei Reden von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Co. 1884.

Dzieduszycki. — Der Patriotismus in Polen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Isidor Graf Dzieduszycki. Krakau, R. Bartoszewicz. 1884.

Faucon. — Le mariage de Louis d'Orléans et de Valentine Visconti. — La domination française dans le Milanais de 1387 et 1450. — Rapport de deux missions en Italie (1879 et 1880) par M. Maurice Faucon. Paris, Imprimerie Nationale. 1882.

Fossati. — Ein Strauß aus dem k. k. österreichischen und k. italienischen Hof-Blumen-Salon Fossati. Gebunden von Hans Fossati. Wien, im Verlage des Verfassers.

Gaebler. — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgeg. und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 7. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's geogr. Institut.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, Claus Meyer, C. Piloty, G. Richter, Laura Tadema, E. Teschendorff, Paul Thumann u. A. In photographischen Reproductionen. 1. Lfg. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1883. 22. Jahrg. Lfg. 1/2. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1884.

Griswold. — Table alfabetique générale des matières et des noms des auteurs contenus dans les tomes 193—268 de la Revue des deux Mondes et 1—21 de la Nouvelle Revue par M. Griswold. Bangor, Qu. P. Index.

Grosse. — Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in vier Büchern von Julius Grosse. Dresden, F. W. Steffens. 1884.

Hamerling. — Aspasia. Ein Künstler- und Liebes-Roman aus Alt-Hellas von Robert Hamerling. Illustrirt von Hermann Dietrichs. Dritte durchges. Auflage. Drei Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1884.

Helbig. — Russische Günstlinge. Von G. Ad. W. von Helbig. Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1809. Stuttgart, J. Scheible's Verlagsbuchhandlung.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Lfg. 34/41. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 16/20. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Herbig. Frithjof und Ingeborg. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Otto Herbig. Berlin, A. Deubner. 1884.

Hirsch. — Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte und zahlreichen Litteraturproben von Franz Hirsch. Lfg. 4/5. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Hirundo. — Irmengard. Eine Erzählung vom Chiemgau aus dem fünfzehnten Jahrhundert von C. Hirundo. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1884.

Holitscher. — Erzählungen von Ph. Holitscher. Budapest, C. Grill. 1884.

Jacoby. — Geist der griechischen Geschichte. Von Dr. Johann Jacoby. Nach dessen Tode herausgegeben von Franz Kühl. Berlin, Theodor Hofmann. 1884.

Jäger. — Geschichte der Römer. Von Dr. Oscar Jäger. Fünfte verb. Aufl. Erstes Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1884.

Kralik. — Adam. Ein Mysterium von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1884.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto Schorn. Siebzehnter Jahrgang. Nürnberg, G. P. J. Bieling.

Leroy-Beaulieu. — Das Reich der Zaren und die Russen von Anatole Leroy-Beaulieu. Autoris. deutsche, mit Schlussbemerkungen versehene Ausgabe von L. Pezold. Band I. Berlin, A. Deubner. 1884.

Lindau. — Monsieur et Madame Bewer. Par Paul Lindau. Avec une préface de M. Jules Claretie et une lettre à l'auteur par M. Émile Augier. Paris, Hinrichsen et Cie.

Lippert. — Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Von Julius Lippert. Zweiter Band. Berlin, Theodor Hoffmann. 1884.

Maillard. — Simples réflexions sur la plupart des questions du jour par L. Maillard. Paris, Ernest Thorin.

Milde. — Die Musik im Lichte der Poesie. Dichterworte aus der Weltliteratur gesammelt von S. J. Milde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Monographs of the United States Geological Survey. Volume II. Washington, Government Printing Office. 1882.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Lfg. 19/28. Stuttgart. W. Spemann.

Neubaur. — Die Sage vom ewigen Juden. Untersucht von Dr. L. Neubaur. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1884.

Norrenberg. — Allgemeine Litteraturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. Dritter Band. 7/8. Lfg. Münster, Ad. Russell's Verlag. 1884.

Oertzen. — Lieder und Leute. Von Georg von Oertzen. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1883.

Perfall. — Die Heirath des Herrn von Rodenau. Novelle von K. von Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel. 1884.

Peters. — Uebergangszeiten in den Reichslanden. Belletristische Skizze von F. Peters. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.

Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. — Elfter Band. Berlin, Alexander Duncker. 1883.

Schäfer. — Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte. Akademische Antrittsrede von Dr. Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer. 1884.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Dr. Erich Schmidt. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Second annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1880—81 by J. W. Powell. Director. Washington, Government Printing Office. 1882.

Statistik der Deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für das Kalenderjahr 1882. Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei. 1883.

Staudinger. — Noumena. Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus" von Dr. Franz Staudinger. Darmstadt, L. Brill. 1884.

Sturmhoefel. — Neulatein als Weltsprache. Ein Vorschlag von N. Sturmhoefel. Berlin, Walther & Apolant. 1884.

Taine. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autoris. deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Leipzig, Ambr. Abel. 1882.

The Imperial Review. — Quarterly. 1883. Melbourne, M'Kinley & Co.

Thézard. — Répétitions écrites sur le droit romain par Léopold Thézard. Quatrième édition. Paris, E. Thorin. 1883.

Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. II. For 1882—83. Edited by J. P. Postgate. London, Trübner & Co. 1883.

Treu. — Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ein Vortrag von Prof. Dr. Georg Treu. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Twelfth annual report of the United States Geological and Geographical Survey of the territories: a report of progress of the exploration in Wyoming and Idaho for the year 1878. In two parts. By F. V. Hayden. Washington, Government Printing Office. 1883.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Bd. Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. G. Pokorny. 7/10. Lfg. Leipzig, G. Freytag.

Vierordt. — Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhdl. 1884.

Volkelt. — Ueber die Möglichkeit der Metaphysik. Antrittsrede von J. Volkelt. Hamburg & Leipzig. Leop. Voss. 1884.

Volkslieder. — In Bayern, Tirol und Land Salzburg gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Erster Band: Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Wagener. — Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rathe. I. Abtheil. Berlin, R. Pohl. 1884.

Wandgemälde, die, der S. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau. Aufgenommen von Franz Baer, Erzbischöflichem Bauinspector zu Freiburg i./Br. Mit Unterstützung der Grossherzoglich Badischen Regierung herausgegeben von Dr. Franz Xaver Kraus, o. ö. Professor an der Universität Freiburg, Grossherzoglichem Conservator der kirchlichen Alterthümer. Freiburg i./Br., Commission der Herder'schen Verlagshandlung. 1884.

Warncke. — Graf Oursel von Chateauroux. Eine wahre Geschichte in 5 Theilen. Herausgegeben von Elisabeth Warncke. Berlin, Hugo Steinitz & Comp.

Wechsler. — Der unsterbliche Mensch. Eine materialistische Dichtung in fünf Gesängen von E. Wechsler. Frei nach einer Sage über Moses Maimonides. Wien, Karl Konegen. 1884.

Wedde. — Grüsse des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redacteurs im neuen deutschen Reich. Von Johannes Wedde. Hamburg, 1884. Selbstverlag.

Weise. — Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreißig Gesängen von Carl Weise. Bevorwortet von Friedrich von Bodenstedt. Wittenberg, R. Herrose Verlag. 1883.

Wellmer. — Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarianer. Von Meta Wellmer. Zweite vermehrte und durchgesehene Auflage. Cöthen, Paul Schettler's Verlag. 1884.

Werft. — Loreley. Eine Rhein-Mär von Leo Werft. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Wetzstein. — Blütenlese in Lust und Leid. Gedichte eines Realisten von Albert Wetzstein. Berlin u. Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Winther. — Die Flucht des Hirsches. Ein Gedicht von Christian Winther. Nach dem Dänischen von Wilhelm Honoré. Leipzig, Commissionsverlag von Carl Fr. Fleischer. 1883.

Wissen, das, der Gegenwart. Bd. XVIII: Kunst und Kunstgeschichte. Eine Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Alwin Schultz. I. Bd. XIX.: Die pyrenäische Halbinsel von Dr. Moritz Willkomm. I. Bd. XX: Die Erde und der Mond. Von Paul Lehmann. Bd. XXI: Kunst und Kunstgeschichte. Von Alwin Schultz II. Leipzig, G. Freitag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Woermann. — Neue Gedichte von Karl Woermann. Düsseldorf, L. Voß & Cie. 1884.

Wohlgemuth. — Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters, Linienschiffslieutenant E. von Wohlgemuth. Bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1884.

Wolff. — Handbuch der Logik, neu dargestellt von Dr. Hermann Wolff. Leipzig, Denicke's Verlag. 1884.

Wolff. — Wegweiser in das Studium der Kantischen Philosophie. Von Dr. Hermann Wolff. Leipzig, Denicke's Verlag. 1884.

Wulckow. — Luther und die Musik. Ein Beitrag zur Luther-Jubelfeier von Dr. Richard Wulckow. Darmstadt, L. Brill. 1883.

Zabel. — Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Mit dem Bildniß Turgenjew's Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. W. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XII. Heft 186/187: Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Heft 188: Gewalt oder Geist? Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luther's Kirche. Von Prof. Dr. P. Schmidt. Heft 139: Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes. Von Dr. Ernst Hirschberg. Berlin, Carl Habel. 1883.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884 2. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zeitschrift, Internationale, für allgemeine Sprachwissenschaft. Unter Mitwirkung vieler Gelehrter des In- und Auslandes. Herausgegeben von F. Teschmer. I. Band. I. Heft. Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithogr. Tafeln. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1884.

Zeroni. — Der Liebe Prüfung. Ein Lustspiel in drei Acten von Franz Zeroni. Mannheim, F. Nemnich. 1883.

Ziemssen. — Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch für Deutsche Familienkreise von Ludwig Ziemssen. 3 Bde. Berlin, Bernhard Simion. 1884.

Zur Umgestaltung des Preußischen Landtages. Von einem preußischen Beamten. Lindau und Leipzig. W. Ludwig. 1884

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.37-38

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY